Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertneunundvierzigster Band

38. Jahrgang : 1914 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — London Williams & Norgate. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 149. Bandes:
April / Mai / Juni 1914

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.





Exz. Dr v. Landmann (Königl. Bayer. Staatsminister a. D.)

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersler & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 149. Heft 475. April 1914

Staatsminister a. D. Dr. von Landmann: Der bayrische Partikularismus.

Noch ist's nicht lange her, daß man oft vom bayrischen Partikularismus reden hörte. Als ich vor Jahren in Berlin als bayrischer Bundesratsbevollmächtigter beschäftigt war, bekam ich zuweilen von meinen Kollegen diesen Vorwurf zu hören, worauf ich aber den verehrten Bundesbrüdern, insbesondere den preußischen, zu erwidern pflegte, daß sie nicht besser seien als wir Bayern.

Ich hatte meine guten Gründe, dies zu behaupten, und im Laufe der Zeit sind wohl auch manche andere Leute zu der gleichen Ansicht gekommen. Namentlich der „Preußentag" im Januar l. J. hat in dieser Richtung aufklärend gewirkt. Während in Bayern schon seit Jahren von der früher so oft als Schreckbild an die Wand gemalten „Verpreußung" kaum mehr die Rede ist, sind im Norden konservative Mannen zusammengetreten, um feierlich gegen die drohende völlige Germanisierung und Demokratisierung Preußens Protest einzulegen. Der Preußentag hat mir die Worte bestätigt, die ich kurze Zeit vorher gelegentlich eines Nord und Süd vereinigenden Festes nach den Tischreden aus dem Munde eines stolzen Ostelbiers gehört hatte: „Merkwürdig, der Reichsgedanke ist bei diesen Süddeutschen viel lebendiger als bei uns, wir fühlen uns in erster Linie als Preußen."

In der Tat hat in Süddeutschland und insbesondere in Bayern der Reichsgedanke sehr starke Wurzeln geschlagen. Bayern, dessen Regierung namentlich wegen der in den Versailler Verträgen vorbehaltenen Reservatrechte in den Ruf des besonderen Partikularismus gekommen ist, hat seit 1871 an dem Ausbau aller das Reich im Innern wie nach außen befestigenden Einrichtungen aufs eifrigste mitgearbeitet. Ich erinnere beispielsweise an die Militär- und Flottengesetze, die Arbeiterschutzgesetze, die sozialpolitischen Versicherungsgesetze, das Bürgerliche Gesetzbuch, das Wettbewerbsgesetz, die Seuchengesetze, die Gesetze gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln, das Vereinsgesetz usw. Selbst die Ausübung seiner Reservatrechte hat Bayern teilweise aufgegeben, wie des Rechtes der besonderen Branntweinsteuergesetzgebung und der eigenen Gesetz-

gebung über die Heimats- und Niederlassungsverhältnisse. In Militärsachen war man ängstlich bemüht, die preußischen Einrichtungen möglichst zu kopieren, so zwar, daß, was manche immer noch bedauern, wir den Raupenhelm und den Küraß nicht einmal mehr als Paradestück einzelner Regimenter schauen dürfen.

In jüngster Zeit nun hat man sich sogar auch noch einen Einbruch der Reichsgesetzgebung in das bisher den Einzelstaaten vorbehaltene Gebiet der direkten Steuern gefallen lassen. Dies ist der Punkt, der das träge Blut der Preußen zum Wallen gebracht, auf die Bayern aber merkwürdigerweise keinen besonderen Eindruck gemacht hat.

Es wäre nicht überraschend gewesen, wenn der Preußentag ein Echo in den anderen größeren Bundesstaaten gefunden hätte, denn das Wehrbeitragsgesetz und das Besitzsteuergesetz bedeuten einen gewaltigen Erfolg der demokratischen und unitarischen Strömungen, und die konservativ gesinnten Leute in Bayern hätten daher wohl Grund gehabt, ebenfalls gegen eine weitere Entwicklung der Reichsgesetzgebung in dieser Richtung Verwahrung einzulegen. Wenn dies nicht geschehen ist, so erklärt es sich zunächst aus den Parteiverhältnissen, da die bayrischen Konservativen in drei verschiedenen Parteilagern zu finden sind, ferner dadurch, daß das öffentliche Interesse in Bayern im letzten Winter vorwiegend durch die Königsfrage in Anspruch genommen war, und endlich aus dem Umstande, daß die demokratischen Anschauungen in Bayern in neuerer Zeit außerordentlichen Einfluß gewonnen haben und den Partikularismus in den Hintergrund drängen. Bayerns innere Gesetzgebung hat als Errungenschaft der letzten zehn Jahre zu registrieren: eine demokratische Änderung des Landtagswahlrechtes, bei der sich die Staatsregierung überdies jedes Einflusses auf die Wahlkreiseinteilung begeben hat, ein Gemeindewahlgesetz mit dem Prinzip der Proportionalwahlen, das in wenigen Jahren nicht bloß die Gemeinde-, sondern auch die Polizeiverwaltung der größeren Städte in die Hände der Sozialdemokratie bringen wird, ein Beamtengesetz, das den Straßenwärter grundsätzlich als „Beamten" dem Minister gleichstellt, und endlich ein Einkommensteuergesetz, das einerseits das Progressiv-Steuersystem in scharfer Weise durchführt und andererseits den unteren Steuerstufen noch alle möglichen Erleichterungen gewährt, von welchen in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht worden ist. Es kann daher nicht wundernehmen, daß der Wehrbeitrag in Bayern fast allgemein — nämlich von denjenigen, die ihn nicht zu bezahlen brauchen — als ein Zeichen patriotischer Opferwilligkeit begrüßt, und daß die erst in drei Jahren kommende Besitzsteuer von den bayrischen Politikern kaum beachtet worden ist. Während bei der Schlußabstimmung im Reichstag über das Besitzsteuergesetz die preußischen Konservativen geschlossen dagegen stimmten, mit der von Graf Westarp abgegebenen Motivierung, daß dieses Gesetz eine Vermögens-, eine Einkommens- und eine Erbschaftssteuer enthalte und damit materiell in das Finanzgebiet der Einzelstaaten eingreife, wodurch es den Einzelstaaten erschwert werde,

die ihnen obliegenden Kulturaufgaben zu erfüllen, stimmten die bayrischen Abgeordneten, insbesondere diejenigen vom Zentrum, für dieses Gesetz. Unser trefflicher Finanzminister sagte in der Rede, mit welcher er im Herbst darauf das Budget pro 1914/15 vorlegte, Einiges über das hinsichtlich der neuen Reichssteuern zustandegekommene, auch ihm aufgezwungene Kompromiß, und bezüglich der Besitzsteuer insbesondere bemerkte er, daß sie zwar in der Form eine direkte Steuer sei, aber doch keinen unmittelbaren Eingriff in das Gebiet der Einkommen- und Ertragssteuern bedeute, und daß ein einzelner Bundesstaat eine solche Steuer doch nicht hätte einführen können (warum?), und damit gab man sich im bayrischen Landtag zufrieden. Bei der Generaldebatte über den Etat besprach der erste Redner des Zentrums alles mögliche, nur nicht die neuen Reichssteuergesetze, und der zweite berührte dieselben nur nebenbei, der erste Redner der Liberalen stellte sich mit ein paar Worten auf den Standpunkt des Finanzministers und der zweite schwieg darüber. Ein Vertreter der Bauernbündler aber sagte naiv, wegen des Wehrbeitrags herrsche aus dem Grunde keine besondere Unzufriedenheit, weil nur Leute mit einem gewissen Vermögen darankommen.

Der bayrische politische Partikularismus ist demnach ziemlich zahm geworden — aber tot ist er noch lange nicht. Er überläßt zwar bereitwillig dem Reiche die Gesetzgebung auf den wichtigsten Gebieten, aber er will die Regierung behalten. Er will *Herr im eigenen Hause* bleiben. Dieser Grundsatz kommt in Bayern nicht nur in der Rechtspflege und inneren Verwaltung, ebenso wie in den übrigen Bundesstaaten, zur Geltung, sondern auch in den auf das Militärwesen, das Eisenbahnwesen und die Post- und Telegraphenverwaltung bezüglichen Reservatrechten, an welchen zähe festgehalten wird. Es würde zweifellos dem lebhaftesten Widerstande in der bayrischen Bevölkerung begegnen, wenn man daran gehen wollte, die bayrischen Offiziere, Eisenbahn- und Postbeamten in gleicher Weise hin und her zu versetzen, wie es sich die Angehörigen anderer Bundesstaaten gefallen lassen müssen, und noch weniger würde sich der Bayer dareinfinden, wenn in seinem Lande der „Preuß" befehlen würde. Die dem König von Bayern vorbehaltene Militärhoheit, die eigene Post- und Telegraphenverwaltung, das selbständig verwaltete Eisenbahnnetz sind zwar Reservatrechte, auf die man, wenn man sie lediglich vom finanziellen Standpunkte aus beurteilen wollte, vielleicht verzichten könnte, und in der bayrischen Presse und im Landtage ist denn auch schon zuweilen von diesem Gesichtspunkte aus Kritik an diesen Reservatrechten geübt worden; die weit überwiegende Mehrheit aber steht zweifellos auf dem Standpunkte, daß diese Reservatrechte, auch wenn sie finanzielle Opfer kosten sollten, aufrechterhalten werden müssen. Sie bilden zusammen mit dem wichtigen Malzaufschlag-Reservat eine wesentliche Stütze unserer bayrischen Eigenart und Kultur. Sie bilden einen festen Kitt für die verschiedenen bayrischen Volksstämme, und sie verlangsamen wenigstens den Nivellie-

rungsprozeß, der sich infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse und der modernen Verkehrseinrichtungen unaufhaltsam im deutschen Volke vollzieht. Selbst die bayrische Briefmarke soll uns bleiben; der zweitgrößte deutsche Bundesstaat braucht auf dieses äußere Zeichen seiner Bedeutung nicht zu verzichten.

Zum Übrigen ist als weiteres Feld der Betätigung, wie den übrigen Bundesstaaten, so auch Bayern, bisher immer noch das Recht der selbständigen Förderung der kulturellen Interessen verblieben, von welchem Rechte in edlem Wetteifer Gebrauch gemacht wird. Man kann dies den kulturellen Partikularismus nennen.

Deutschland hat keine Hauptstadt, die ebenso alles geistige und politische Leben beherrscht, wie die französische Kultur und Politik von Paris beherrscht wird. Wer Berlin von Zeit zu Zeit besucht, wird sich gerne an der großartigen Entwicklung der Reichshauptstadt, an ihren bequemen Verkehrseinrichtungen, an ihren prunkvollen öffentlichen Bauten, an ihren reich ausgestatteten Sammlungen erfreuen, aber auch ein Berliner wird zugestehen, daß es an der Isar, an der Elbe und am Rhein doch manches gibt, was Berlin nicht zu bieten vermag, daß in München, Dresden, Hamburg, Frankfurt, Weimar usw. der Kunstsinn der Fürsten und die Opferwilligkeit des Bürgertums Monumente und Einrichtungen geschaffen haben, die dem deutschen Volke ebenso zur Ehre und zum Nutzen gereichen und ebenso zur Förderung der geistigen und materiellen Interessen des Nachwuchses dienen, wie die Institute und Monumente der Reichshauptstadt. Bei voller Anerkennung für das, was Preußen dem deutschen Volke durch seine systematisch ausgebildete Kriegsmacht politisch errungen hat, kommt man doch bei näherer Prüfung nicht weiter, als zu der Erkenntnis, daß Preußen der unausführbaren Trias-Idee den Garaus gemacht und den unglückseligen Dualismus zerschlagen hat, aber die siegreichen Schlachten in Frankreich sind auch von den süddeutschen Armee-Korps gewonnen und das Deutsche Reich ist nicht von den Ostelbiern, sondern von dem unwiderstehlichen Einheitsdrang des ganzen deutschen Volkes geschaffen worden. Auch der staunenswerte wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in den letzten 40 Jahren hätte sich ohne die in den verschiedenen Kulturzentren geleistete Vorarbeit nicht vollziehen können. Was der deutsche Partikularismus in seiner Gesamtheit für Erziehung und Bildung des Volkes geleistet hat und noch leistet, wird in keinem anderen Staate den Angehörigen in solchem Maße geboten. Ich denke dabei nicht bloß an die Hoch-, Mittel- und Volksschulen, die technischen und landwirtschaftlichen Lehranstalten und Fachschulen, sondern auch an den Aufwand für kirchliche Zwecke und an die anderen Volksbildungsmittel wie Bibliotheken, Kunstsammlungen und Museen, Theater- und Konzertunternehmungen, Vereine und Zeitschriften, und die Förderung von Kunst und Wissenschaft durch die Unterstützung der aufstrebenden Talente und der führenden Geister. Weimar ist noch heute ein Zentrum literarischer Tätigkeit und München ist der reiche, warme Kulturgarten der Kunst, in dessen Boden der

künstlerische Nachwuchs üppig gedeiht und von dem aus ganz Deutschland mit jungen Kräften versorgt wird.

Aber — der Kulturpartikularismus kostet Geld und zwar viel Geld. Ein Beispiel: das bayrische Kultusbudget (Etat des Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten) betrug im Jahre 1895 noch 25½ Millionen Mark und ist während meiner siebenjährigen Verwaltung des Ressorts auf 34½ Millionen Mark gestiegen (nicht eingerechnet die Pensionen und 19¼ Millionen, die für Bauzwecke während dieser Zeit bewilligt worden sind); jetzt nach weiteren zwölf Jahren sind pro 1914/15 rund 58,8 Millionen (einschließlich der Pensionen) im ordentlichen Etat postuliert. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein fortwährendes weiteres Anwachsen dieses Bedarfs zu erwarten ist, schon wegen des Bevölkerungszuwachses. Mögen vielleicht in anderen Ressorts Vielregiererei und Kirchturminteressen zu einem Überfluß an nicht genügend beschäftigten Beamten geführt haben, am Aufwand für Erziehungs- und Unterrichtszwecke wird nicht gespart werden können, und zwar in Bayern ebensowenig wie in anderen Bundesstaaten. Wenn aber die Einzelstaaten dadurch, daß ihre Finanzquellen versiegen oder abgeleitet werden, gezwungen werden, auch hier zu knausern, und wenn dafür das Reich in immer steigendem Umfange auch die Förderung der Kulturinteressen an sich reißt, dann wird der Partikularismus mit dem Verlust seiner Bedeutung für die Kultur des deutschen Volkes auch den Rest seiner politischen Bedeutung eingebüßt haben.

Die Volksvertreter, sowohl die Reichsboten wie die Mitglieder der Einzellandtage, sollten sich aber bewußt bleiben, daß ein solches Ende um jeden Preis vermieden werden muß. Es darf sich daher eine solche Kompromißgesetzmacherei, wie im letzten Sommer, nicht nur nicht wiederholen, sondern sie sollte, wenn möglich, wenigstens teilweise wieder rückgängig gemacht werden, ähnlich wie die Reichswertzuwachssteuer teilweise rückgängig gemacht worden ist. Dem Reiche aber müssen, wenn nicht mit einer „Veredelung" der Matrikularbeiträge geholfen werden kann, wieder in erhöhtem Maße diejenigen Einnahmequellen erschlossen werden, auf welche die Verfassung in erster Linie verweist, die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchsabgaben.

Geheimrat Karl Theodor Heigel,

Präsident der Akademie der Wissenschaften in München:

Die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern.

Deutlicher und überzeugender als irgendwo tritt in der Entwicklung des geistigen Lebens in Bayern der Segen der Wechselwirkung von Nord und Süd zutage. Es wird heute von den Bayern selbst, wenigstens in gebildeten Kreisen, unumwunden anerkannt, daß sie die ehrenvolle Stellung, die ihr Land heute auf dem Gebiet wissenschaftlicher Arbeit einnimmt, nicht zum wenigsten der Befruchtung durch Elemente aus andern Bruderstämmen zu danken haben. Denn das bayrische Volk, das sich in der glänzendsten Periode des Mittelalters als ein Hauptträger deutscher Bildung bewährt, das noch im 16. Jahrhundert einen Turmaier, einen Nas aufzuweisen hatte, war in den nächsten Jahrhunderten fast auf allen Kulturgebieten hinter den Landsleuten im Norden und Süden zurückgeblieben. Während um die Mitte des 18. Jahrhunderts fast in allen Teilen Deutschlands, trotz der politischen Ohnmacht und Zersplitterung, Denker und Dichter aufstanden, die im Reich der Ideen segensreiche Umwälzungen ins Werk setzten, blieb das bayrische Volk von diesem Aufschwung völlig unberührt. Gegen das verächtliche Wort Friedrichs II. über Bayerns Bewohner ließe sich einwenden, daß der König von Land und Leuten südlich der Donau keine genauere Kenntnis hatte. Auch das abfällige Urteil des Allesambestenwissers Nicolai müßte nicht unter allen Umständen ernst genommen werden. Doch gerade von den Besten im Lande selbst wurde immer wieder beklagt, daß die Masse ihrer Landsleute wie „die Trägen in der Hölle Dantes in einem endlos schwarzen, sternenlosen Luftkreis lebten", daß „von den hohen wie den niederen Schulen nur mechanisches Lernen und totes Wissen geboten werde", daß „ein Wetteifer mit den Sachsen, Preußen und Österreichern als unmöglich" anzusehen sei. Andreas Buchner, ein Kleriker und ergebener Sohn seiner Kirche, schildert die Lage Bayerns unter Kurfürst Karl Theodor mit den Worten: „Selbst der Unschuldige (d. h. wer an der Illuminatenbewegung keinen Anteil hatte) lebte in einer ewigen Unsicherheit, wenn er nicht zu Pater Franks und Lipperts Kreaturen gehörte . . . . . Wer nicht ganz dumm war, war keine Nacht in seinem Bette sicher!" Ebenso freimütig beklagt Westenrieder die grobe Sinnlichkeit seiner Stammesgenossen in Religion und Leben: „Werke des Nachdenkens, der Künste, der Ökonomie, mit einem Worte: Werke des Ernstes, worin ein Mann mit Männern redet, finden in Bayern keinen Absatz. Was soll auch aufmuntern, sich anzustrengen, wo kein Unterschied der Köpfe? Die allgemeine Sprache lautet: Ich lerne nichts, weil ich nichts brauche! Überall Mangel an Bürgersinn, überall

Teilnahmslosigkeit an dem, was ins Große, ins Zukünftige geht!" Es ist ein strenges, doch kein ungerechtes Urteil, das Häusser fällt: „Eine kulturgeschichtliche Schilderung Bayerns am Schluß des 18. Jahrhunderts erscheint den Jetztlebenden wie ein zur Karikatur verzerrtes Gemälde einer längst vergangenen Epoche!"

Zwar hatte sich der wohlgesinnte, volksfreundliche Max Joseph III. ernstlich angelegen sein lassen, Landeskultur und Volksbildung zu fördern. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften (1759) war ein bedeutsamer Markstein in der Geschichte des geistigen Lebens im deutschen Süden. Fortan ging es aufwärts, aber nur langsam. Es bezeugt den Tiefstand Bayerns, daß es im achtzehnten Jahrhundert nur einen klassischen Schriftsteller hervorbrachte, den großen Satiriker Anton Bucher, der aber von Einseitigkeit nicht freizusprechen ist, da er fast ausschließlich — freilich mit köstlichem Humor! — den Jesuitismus in Bayern und die durch ihn hervorgerufenen Mißstände geißelte. Ebenso die stammverwandten Österreicher, wie die Norddeutschen blickten mit Geringschätzung auf die Bayern, und diese übten wunderliche Vergeltung, indem sie sich nur um so trutziger von der Gemeinschaft mit den deutschen Brüdern absonderten.

Dieses Land auf eine der Bildung und dem Geist des neuen Jahrhunderts entsprechende Höhe zu heben, war eine schwere Aufgabe. Sie wurde dadurch erleichtert, daß infolge der überraschenden militärisch-politischen Erfolge, deren sich der Nachfolger Karl Theodors, der Zweibrücker Max Joseph als Bundesgenosse Frankreichs zu erfreuen hatte, der größere Teil von Franken und Schwaben mit ihren wohlkultivierten Städten, welche einst die Mittelpunkte für die Entwicklung des deutschen Kulturlebens gewesen waren, und mit ihrer noch immer regsamen und gebildeten Bevölkerung an Altbayern, das Land der selbstgenügsamen, starren Abgeschlossenheit, angegliedert wurde. Erst damit war die Möglichkeit geboten, durch gegenseitiges Einwirken und Ausgleichen einen neuen lebensfähigen Staat zu schaffen. Auf allen Gebieten des staatlichen, sozialen und intellektuellen Lebens setzte eine gründliche Reform ein; der „alte Jesuitenboden" sollte gesäubert, den „kirchenstaatlichen" Verhältnissen sollte ein Ende gemacht werden. Freilich wurde nun durch die Hast, womit man mit der Vergangenheit aufzuräumen trachtete, und durch die fanatische Abneigung gegen alles Geschichtliche und Überlieferte nicht bloß häufig gegen Recht und Billigkeit verstoßen, sondern auch viel Gutes und Schönes vernichtet. Zur Hebung von Forschung und Unterricht sollte vor allem die Akademie mitarbeiten, als „Ratgeberin, Richterin, Leiterin", „in beständiger Relation mit den praktischen Aufgaben des Staates". Zu ihrem Vorstand wurde zunächst ein Ausländer, der aber schon unter Karl Theodor als humanitärer Volkswirt dem bayrischen Staat schätzbare Dienste geleistet hatte, der sich auch als Physiker und Physiologe eines ehrenvollen Rufes erfreute, Benjamin Thompson, Graf von Rumford, ausersehen. Der Amerikaner machte zur Bedingung, daß das veraltete Institut durch Heranziehung ausgezeichneter Kräfte des Auslands verjüngt werde. Die Regierung stimmte zu,

mit dem Hinweis, daß sie schon den Anatomen Sömmering aus Frankfurt, den Chemiker Ritter aus Jena und den Mathematiker Seyffer aus Göttingen berufen habe, doch scheiterte der Plan, den weltmännischen Rumford mit dem Reformwerk zu betrauen, an Hindernissen persönlicher Natur. Der Mißerfolg ist kaum zu bedauern, denn unter Rumfords Leitung hätte die Münchener Akademie vermutlich französischen Charakter angenommen, wie die Berliner Akademie in den Tagen Friedrichs des Großen. Den „der Weltweisheit gebührenden" Vorsitz übernahm nun der Düsseldorfer Friedrich Heinrich Jacobi. Gleichzeitig wurde der treffliche Philologe Jacobs nach München gezogen, um dem Kronprinzen Vorträge über griechische Geschichte und Literatur zu halten. Auch sonst waren es vorzugsweise nord= und mitteldeutsche und evangelische Gelehrte, Schlichtegroll, Thiersch, Niethammer u. a., die „zur Unterstützung der Regierung in allen szientivischen Dingen" und zur Ergänzung der Akademie Einladungen nach München erhielten. Dieses Eindringen eines starken fremdartigen Elements wurde von den Eingeborenen als kränkende Zurücksetzung empfunden; es kam zu ärgerlichen Reibungen und Streitigkeiten. Doch auch der Regierung selbst wurden, wie aus Montgelas' Memoiren erhellt, die Geister, die sie gerufen hatte, „fatal und unbequem", weil sich die Gelehrten gegen die französierende Politik des leitenden Ministers Widersetzlichkeit erlaubten oder doch als verdächtig galten. Überdies kam es innerhalb der Kolonie der „Ausländer" selbst zu einer Spaltung, seit Schelling, der „Philosoph der Romantik", 1807 als Mitglied der Akademie nach München berufen, gegen die Weltanschauung Jacobis, wie sie in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" sich ausprägte, öffentlich zu Felde zog. Jede Partei warf der andern Sykophantentum und Atheismus vor; tief gekränkt verließ Jacobi 1812 die bayrische Hauptstadt. Gegenüber der häßlichen Klopffechterei im Lager der Geisteswissenschaften macht es einen wohltuenden Eindruck, auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik Berufene und Einheimische in rühmlichem Wetteifer zusammenwirken zu sehen. Hier wurde auch tatsächlich Großes geleistet. Sömmering war nicht bloß der bedeutendste deutsche Anatom seiner Zeit, sondern auch auf physikalischem Gebiet ein glücklicher Erfinder. In einer Akademiesitzung im Jahre 1809 zeigte er zum ersten Male seinen galvanischen Telegraphen. Als der Apparat dem Kaiser Napoleon vorgelegt wurde, äußerte der sonst so Scharfblickende nur: „C'est une idée germanique!" Sömmerings schlichte und ideenreiche Briefe an den gleichfalls nach München berufenen Naturforscher Freiherrn von Moll sind eine reiche Fundgrube für die Geschichte des wissenschaftlichen Lebens jener Jahre. Ein erfolgreicher Entdecker als Anatom und Physiologe war auch Sömmerings Nachfolger, Ignaz Döllinger, der Vater des noch berühmteren Kirchenhistorikers. Die Leistungen Georg Reichenbachs, des Sohnes eines bayrischen Offiziers, insbesondere die Wassersäulenmaschine im Salinenwerk zu Ilsang, erregten als Meisterwerke der höheren Technik Aufsehen in ganz Europa. 1804

gründete Reichenbach im Verein mit dem genialen Industriellen Utzschneider ein mathematisch-mechanisches Institut, das sich insbesondere seit dem Eintritt Joseph Fraunhofers einen Weltruf eroberte. Nur durch Selbstunterricht und eigene Versuche gelangte der arme Glaserlehrling Fraunhofer zu Erfolgen, die in der beobachtenden Astronomie und in der Physiologie neue Bahnen eröffneten. Der Oberbergrat Joseph von Baader, der Bruder des Vertreters der „Natur- und Sozietätsphilosophie", Franz v. Baader, den Döllinger mit gelindem Spott den „bayrischen Heraklit" nannte, kam schon 1808, da es noch in keinem Lande dem allgemeinen Verkehr dienende Eisenbahnen gab, auf den Gedanken eiserner Kunststraßen. Im Nymphenburger Schloßpark wurde auf Kosten des Kronprinzen Ludwig ein Modell ausgeführt; das Ergebnis der Prüfung war verhältnismäßig überraschend lohnend, denn von einem einzigen Pferde konnten auf den Schienen mittels der von Baader erfundenen Bergwinde und Kompensationsmaschine ungeheuere Lasten rasch auch über hügeliges Gelände fortbewegt werden. Dessenungeachtet geriet das Unternehmen in Vergessenheit, wie auch die von Baader im Verein mit Friedrich List ausgearbeiteten großartigen Entwürfe zur Hebung des Verkehrs und des wirtschaftlichen Lebens durch Eisenbahnen und Kanäle bei den Zeitgenossen nur Spott ernteten.

Als Mittelpunkt des geistigen Lebens in Bayern konnte in diesen Jahren recht eigentlich Schelling gelten. Die Tatsache erklärt sich ebenso aus der prominenten Stellung, welche damals die spekulative Philosophie unter den wissenschaftlichen Disziplinen einnahm, wie aus den persönlichen Vorzügen des Gelehrten. In zwei Perioden, von 1806 bis zur Berufung nach Erlangen 1820, und von der Wiederberufung nach München 1826 bis zur Übersiedelung nach Berlin 1841, gehörte Schelling dem Münchener akademischen Kreise an. Sein „System" ließ ihn nicht den Einfluß auf die Naturwissenschaften gewinnen, den er gewünscht hätte, dagegen übte er eine starke Wirkung auf die Anfänge der neuen deutschen Kunst in München.

Die praktische Nutzbarmachung der Akademie, wie sie dem mit der Reform betrauten Staatsrat Zentner vorgeschwebt hatte, erwies sich als Utopie; bei der Lösung von Aufgaben des Verwaltungsdienstes durch den aus so heterogenen Bestandteilen zusammengesetzten „Staatsrat des Apollo" kam nichts Ersprießliches heraus. Dagegen gewann das Institut neue Lebenskraft durch eine der ersten Regentenhandlungen König Ludwigs I., von der man anfänglich befürchtete, daß sie zum Untergang der altehrwürdigen Genossenschaft führen werde, durch die Verlegung der Hochschule in die Landeshauptstadt. Schon unter Karl Theodors Regiment, und auch noch später, war sie ins Auge gefaßt worden, doch der Widerstand der Professoren, die für die Studierenden schädlichen Einfluß der Lockungen der größeren Stadt und für sich selbst eine Störung ihres bequemen Stillebens befürchteten, hatte immer davon absehen lassen. Als aber der impulsive, tatkräftige Ludwig I. zur Regierung gekommen war, wurde trotz erneuten Wider-

stands der gelehrten Kreise die Übersiedlung angeordnet. Zugleich sollte eine Verschmelzung von Universität und Akademie durchgeführt werden. Der König selbst leitete die Reform mit unermüdlichem Eifer. Um nicht bloß eine Neugestaltung, sondern eine Neubelebung der altbayrischen Hochschule zu erreichen, und um den Ehrgeiz der einheimischen Gelehrten aufzumuntern, wurden wieder, wie zu Montgelas' Zeiten, bewährte Kräfte aus allen deutschen Staaten nach München berufen. An Tieck, Luden, Raumer, Thibaut, Savigny, Mittermaier, Oken, Görres, Schubert u. a. erging die Einladung des Königs, die leider nur von den drei Letztgenannten angenommen wurde. Die aufgeführten Namen beweisen, daß damals keine Rücksicht auf Bekenntnis und Richtung maßgebend war. Die nächste Folge war freilich, daß über die neue Einwanderung ebenso in katholischen Blättern, wie in Organen der Aufklärung Klage erhoben wurde. Görres, der schon verschiedene, einander widersprechende Entwicklungsstadien durchgemacht hatte, war wegen seiner aufreizenden Schrift „Teutschland und die Revolution" in Preußen in contumaciam verurteilt worden. Die preußische Regierung legte auch gegen eine Berufung des turbulenten Politikers nach München Verwahrung ein; trotzdem wurde ihm das Lehramt der Geschichte übertragen. Der mit überquellender Phantasie und zündender Beredsamkeit begabte Historiker übte starke Wirkungen aus; seine Schule lebt heute noch in unverminderter Bedeutung fort. Geradezu ein Antipode des heißblütigen Rheinländers war der Naturforscher Oken, der als ausgesprochener Demokrat in der politischen Bewegung der dreißiger Jahre eine wichtige Rolle spielte. Mit Oken teilte sich in das Fach der Naturgeschichte Gotthilf Heinrich Schubert, der nicht durch Einzeluntersuchungen den Fortschritt seiner Wissenschaft zu fördern, sondern die höhere Gesetzmäßigkeit alles Lebenden in christlichem Sinn nachzuweisen trachtete. Mächtige Anziehungskraft übte der große Humanist Friedrich Thiersch, der wegen seiner Verdienste um die Hebung der klassischen Bildung als praeceptor Bavariae gefeiert wurde. Eine glänzende Stellung nahm auch Schelling ein, den der König von Erlangen zurückgeholt hatte; es waren ihm neben dem Lehramt auch das Präsidium der Akademie und die Oberleitung aller wissenschaftlichen Sammlungen und Institute übertragen. Der Schelling des zweiten Münchener Aufenthaltes hatte eine wesentlich andere Physiognomie als in der früheren Periode. Während er früher mit geistreicher Dialektik sein System der Naturphilosophie verfochten hatte, forderte er jetzt, von Jakob Böhme und Franz von Baader beeinflußt, die Ergänzung durch eine „positive" Philosophie, durch die Lehre von der Gottheit als Grund alles Seins. Die Vorträge Schellings, inhaltlich bedeutend und zugleich stilistische Meisterwerke, wirkten weit über die Hörsäle hinaus. Um Pflege der Geschichte und der geschichtlichen Denkmäler erwarb sich Baron Hormayr, der nicht für ein Lehramt, nur zu „mittelbarer Hebung des bayrischen Volksgeistes" nach München eingeladen worden war, schätzbare Verdienste, während seine eigenen Arbeiten der Wahrhaftigkeit entbehren und

durch pretiöse und überladene Schreibweise abstoßen. Eine hervorragende wissenschaftliche Kraft war der Oberpfälzer Johann Andreas Schmeller, der die Dialektkunde erst zu einer Wissenschaft erhob und mit dem Bayerischen Wörterbuch seinem Vaterland einen unvergänglichen Schatz schenkte. Der Staatsrechtslehrer Gönner, der Vertreter schärfster juristischer Analyse, der junge Georg Ludwig Maurer, der soeben seine Geschichte des altgermanischen Gerichtsverfahrens veröffentlicht hatte, der Ästhetiker Schorn, der Botaniker Martius, der Mineraloge Fuchs, der Chemiker Vogel, der Sanskritist Frank und andere tüchtige Lehrer und Gelehrte vervollständigten den akademischen Kreis, dem die Aufgabe übertragen war, in der Kunststadt München auch Wissenschaft und Bildung heimisch zu machen.

Die revolutionäre Bewegung, die nach den Julitagen von Frankreich nach Deutschland übergriff, führte auch in Bayern, wo Ludwig I. als Kronprinz und in den ersten Regierungsjahren gegen das System Metternichs unerschrockenen Widerstand geleistet hatte, nicht bloß zu strengem Einschreiten gegen die staatsfeindlichen Elemente, sondern auch zu argwöhnischer Überwachung der Freunde eines besonnenen Fortschritts. Unter diesem Mißtrauen hatten namentlich die Universitäten zu leiden. Auch die nach dem Kölner Kirchenstreit aufgewachsene kirchlich-politische Reaktion unter dem Ministerium Abel warf auf das eben erst frischer aufgeblühte geistige Leben einen Schatten. Insbesondere die Weigerung der Akademiker, Görres und Höfler in ihren Kreis aufzunehmen, machte den Unwillen des Königs rege, so daß er eine Reihe von Anordnungen traf, welche die Unabhängigkeit des Instituts gefährdeten, und auch sonst seiner Verstimmung über Unbotmäßigkeit und schädlichen Einfluß der gelehrten Herren Ausdruck gab. Als Schelling von Friedrich Wilhelm IV. eingeladen wurde, nach Berlin überzusiedeln, überließ er dem König von Bayern die Entscheidung mit dem Bemerken, er wolle bleiben, wenn sein königlicher Gönner auch nur den leisesten Wunsch zu erkennen geben werde. König Ludwig konnte sich aber dazu nicht entschließen, sondern gab dem Manne, dessen Gewinn er ehedem einem erfochtenen Siege gleichgeachtet hatte, den „erbetenen" Abschied. Es ist also nicht unberechtigt, wenn Weber in seiner Geschichte der neuesten Literatur der Kunstära Ludwigs I. den Vorwurf macht, daß nicht mit gleicher Liebe die Wissenschaft gepflegt und geachtet wurde, doch ist gewiß nicht die Folgerung zu ziehen, daß Bayern überhaupt nicht imstande sei, geistig bedeutende Männer auf die Dauer zu fesseln. Gerade Schelling rühmte auch noch in Briefen aus späterer Zeit die frische Empfänglichkeit, die ihm in München entgegengetreten sei. Der gleichzeitig nach Berlin übergesiedelte Cornelius erklärte später in einem Schreiben an den Münchener Künstlerverein: „So oft ich an München denke, ist's mir, als ob Sonntag wäre und das schönste Wetter!" Der ebenfalls nach Berlin berufene Rückert schrieb an König Ludwig, die höchste Freude, die ihm in seinem neuen ehrenvollen Wirkungskreis geboten sei, bleibe doch die Erinnerung an seine bayrische Heimat.

Nach kurzem Herabsinken nahm das wissenschaftliche Leben in Bayern auch bald wieder neuen glänzenden Aufschwung, dank der Initiative eines Fürsten, dem die Aufklärung seines Volkes eine wahre Herzenssorge war. Aus allen deutschen Gauen rief König Maximilian II. nach seiner Thronbesteigung Dichter und Gelehrte zu sich, doch sein Hof sollte nur den Boden gewähren, die Frucht wollte er mit seinem Volke teilen. Durch Förderung der Wissenschaften hoffte er dem geistigen Leben der Eingeborenen rascheren Puls und neue Impulse zu geben. „Er wollte", sagt Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bayrische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzu oft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmählich verkümmern." Diese im besten Sinne des Wortes volksfreundliche Absicht wurde aber in weiten Kreisen mißverstanden; die Berufung der zahlreichen, meist protestantischen „Ausländer" wurde wieder als Mißachtung des Bayernvolkes und der Bayernart aufgefaßt. Es kam zwar nicht zu so ärgerlichen Szenen, wie zu Anfang des Jahrhunderts, aber eine feindselige Spannung zwischen Autochthonen und „Fremdenkolonie" blieb lange Zeit bestehen. König Max ließ sich jedoch nicht abhalten, Männer von Verdienst und Bedeutung um sich zu sammeln, ohne nach Herkommen und Bekenntnis zu fragen. Abgesehen von dem Dichterkreis Geibel, Heyse, Schack, Bodenstedt wurden zahlreiche Gelehrte ersten Ranges für München gewonnen, der große Chemiker Liebig, der Physiker Jolly, der Physiologe Bischoff, der Kulturhistoriker Riehl, der Pandektist Windscheid, der Ästhetiker Carrière, der Botaniker Nägeli, der Zoologe Siebold, der Staatsrechtslehrer Bluntschli, die Philologen Christ und Bursian, der Archäologe Brunn, der Gynäkologe Hecker u. a. Doch blieb das einheimische Talent keineswegs unbeachtet. Dem Schöpfer der modernen Hygiene, Pettenkofer, wie dem größten katholischen Theologen der neuen Zeit, Döllinger, wurde jede Förderung zuteil; die Juristen Pözl, Konrad Maurer, Brinz, Paul Roth, Ernst August Seuffert, Dahn, der Nationalökonom Hermann, die Mediziner Rothmund Vater und Sohn, Buhl, Pfeufer, Nußbaum, Solbrig, die Naturforscher Voit, Kobell, die Philosophen Prantl, Frohschammer, Johannes Huber, die Philologen Marcus Müller, Konrad Hofmann, Spengel u. a. blieben an Verdiensten um Unterricht und Forschung hinter den Hilfstruppen des Königs nicht zurück. Allmählich wurde im Lande und am willigsten von den tüchtigsten einheimischen Kollegen dankbar anerkannt, welchen Gewinn der Unterricht und das Beispiel wirklicher Meister der Wissenschaft für Stadt und Land bedeute, und die Kluft zwischen den Eingeborenen und der Fremdenkolonie verschwand. „Nachdem über jene Entwicklungsperiode," sagt der Bayer Max Haushofer in einem Essay über die Ludwig-Maximilians-Universität in München (1889), „dreißig Jahre dahingegangen sind, kann der vorurteilsfreie Erbe jener Zeit nur anerkennen, daß — dank

dem gesunden Geiste der Universität — auch jene Spannung nur günstige Folgen für das Ganze gehabt hat. Die Konkurrenz wurde zum belebenden Sporn frischer Tätigkeit, die neuberufenen Professoren fanden von Jahr zu Jahr mehr gute Seiten an dem Aufenthalt und an der Tätigkeit in München; die einheimischen Talente, namentlich die jüngeren Dozenten und Studenten lernten von den Berufenen nicht allein in wissenschaftlicher, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht."

Das irenische Element der Geschichte war es, was dem König diese Wissenschaft vor allen teuer machte. Er selbst hatte sich während seiner Studienzeit in Göttingen eng an Dahlmann angeschlossen und hatte den geschichtlichen Vorlesungen nach des Lehrers eigenem Zeugnis rührenden Eifer gewidmet. „Die Geschichte", sagte Döllinger in seiner Trauerrede auf König Max, „war der Geistesrichtung des Königs am meisten verwandt." Er gab sich alle Mühe, Ranke nach München zu ziehen; es wäre für ihn die Krönung seiner Bemühungen um Förderung der Wissenschaft gewesen. Ranke lehnte die Einladung aus Rücksicht auf seinen Gönner Friedrich Wilhelm IV. ab, setzte aber durch, daß sein bedeutendster Schüler, Sybel, den Lehrstuhl der Geschichte in München erhielt. Ranke war es auch, der dem König die Stiftung einer Akademie empfahl, in welcher die maßgebenden Vertreter historischer Studien von ganz Deutschland zur Hebung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung zusammenwirken sollten. Der König hatte schon an der Münchener Akademie eine naturwissenschaftlich-technische Kommission ins Leben gerufen, die dafür sorgen sollte, daß auf dem weiten Gebiet der Technik methodische Forschung und Kritik Platz greife.

Nun wurde nach Rankes Wünschen auch eine historische Kommission zusammengesetzt. Ranke selbst wurde Präsident; die geschäftliche Leitung übernahm Sybel und nach dessen Weggang sein Nachfolger Giesebrecht; Waitz, Pertz, Hegel, Häusser, Wattenbach, Wackernagel, Droysen, Chmel, Arneth, Wyß u. a. traten alljährlich zur Beratung über die wichtigsten Bedürfnisse der deutschen Geschichtsforschung zusammen. Ihre Beschlüsse fanden am König selbst jederzeit einen unparteiischen Richter und einen opferwilligen Helfer. Die seither von der „Historischen Kommission" herausgegebenen Werke — es sei nur an die Geschichte der Wissenschaften, die deutschen Reichsakten, die Allgemeine deutsche Biographie etc. erinnert — liefern den Beweis, daß die Schöpfung des Bayernkönigs dem deutschen Nationalwerk der Monumenta Germaniae historica ebenbürtig zur Seite steht. „Ja, es waren gute Tage," sagt Sybel in der nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit der Kommission erschienenen Festschrift, „in denen wir unter der Leitung unsres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften; gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der, ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug tat, jedes Wirken der durch ihn vereinten

Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte."

Mit diesem Dankeswort wollen auch wir die flüchtige Übersicht über den Entwicklungsprozeß des geistigen Lebens in Bayern beschließen, denn die spätere Zeit, aus welcher sich einzelne Vertreter noch heute des rosigen Lichts erfreuen, gehört noch nicht der Geschichte an. Die Frage, ob die Wissenschaft in Bayern sich auch noch in unseren Tagen auf der Höhe hält, die sie in verschiedenen Epochen einnahm, braucht also hier nicht beantwortet zu werden. Immerhin ist es erlaubt, zu versichern, daß niemals intensiver gearbeitet wurde, als heute. Ruhig und stetig wie von der Wassersäulenmaschine Reichenbachs! Die wissenschaftlichen Sammlungen und Institute des Staates behaupten nächst und neben Berlin den ersten Platz in Deutschland. Wie sich im modernen Leben alles erweitert und gesteigert hat, muß heute auch den Bedürfnissen der Wissenschaft und des Unterrichts in ganz anderem Maße Rechnung getragen werden, als früher. Die wissenschaftliche Arbeit, die den Geist befruchtet, den Willen kräftigt und die Elemente sich dienstbar macht, hat sich nach zahllosen Richtungen verästelt und verzweigt, die Untersuchungen haben sich verallgemeinert und vertieft, andere Wege werden eingeschlagen, bisher unbekannte Bedürfnisse machen sich geltend, neue Disziplinen tauchen auf und scheinen ins Ungemessene zu wachsen. Dieser zeitlich mit dem neuen Kurs der Weltpolitik zusammenfallende, von ihr beeinflußte und sie beeinflussende Großbetrieb der Wissenschaft ist in den letzten Jahrzehnten auch in die Entwicklung der Schulen und Institute in Bayern machtvoll eingedrungen. Die Arbeiten und Unternehmungen, alle darauf berechnet, in den Erscheinungen der Natur und des Geisteslebens die Evolution, den Ursprung und Werdeprozeß, nachzuweisen, wurden zahlreicher und komplizierter und mannigfaltiger, freilich auch kostspieliger. Die Staatsregierung und die Volksvertretung müssen immer namhaftere Opfer bringen, sind aber auch immer dieser idealen Pflicht getreulich nachgekommen. An Gegensätzen und feindlich sich gegenüberstehenden Richtungen fehlt es heute weniger denn je, doch die Kämpfe haben den persönlichen Charakter abgestreift. Für die Wissenschaft darf es in Deutschland keine Binnenschranken mehr geben: diese Lehre ist unzweifelhaft aus der Betrachtung des geistigen Entwicklungsprozesses in Bayern zu ziehen. Der Samen, den die Jacobi und Thiersch, Liebig und Pettenkofer ausgestreut haben, hat ja tausendfältige Frucht getragen. Davon zeugt die Tatsache, daß heute, ebenso wie in München Lehrer und Gelehrte aus allen deutschen Staaten wirken, Bayern in großer Zahl an allen Hochschulen und Instituten Deutschlands in ehrenvollen Stellungen zu finden sind. Alle im Dienst der Wissenschaft Stehenden, gleichviel, welchem engeren Vaterland und welchem Bekenntnis sie angehören, fühlen sich eins im redlichen Willen, die Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen zu fördern, um für ein höheres Menschentum die Bahn zu öffnen.

Austriacus:
Der Dreibund und die Uferstaaten des Schwarzen Meeres.

Die Verhältnisse, die der zweifache Balkankrieg im Südosten Europas geschaffen hat, sind so gründlich verschieden von den vorherigen, daß jede europäische Großmacht neu ihre Rechnung machen muß. So zerrüttet die Türkei auch schon seit langem war, so war sie doch immer noch der weitaus stärkste Faktor auf der Balkan-Halbinsel und der aktive, öfter noch passive Mittelpunkt, um den sich die Ereignisse bewegten. Nun aber ist ihr ganzer ehemaliger Besitz westlich von Adrianopel an die Balkanvölker übergegangen, und Mazedonien, Albanien, Alt-Serbien, diese Länder, für die sie sich verblutet hat, sind für sie nur noch entlegenes Ausland. Damit verschwindet aus der Politik der Balkanstaaten ein sehr wichtiges Element, die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Türken; dieses Band, das sie trotz aller ererbten und immer wachsenden Eifersucht und Feindseligkeit zusammenhielt, ist endgültig zerrissen. Aus der Politik der Türkei aber verschwinden Rücksichten, Pflichten und Kümmernisse, die früher dominierten, und sie kann sich ganz der Pflege und Verteidigung der Provinzen widmen, die nicht, wie die jetzt eingebüßten, sich von ihr losreißen wollen. Sie entschließt sich zwar auch jetzt noch schwer, der Hoffnung auf eine wenigstens teilweise Wiedergewinnung des Verlorenen zu entsagen, und vielleicht noch schwerer, auf die Wiederherstellung ihrer Waffenehre zu verzichten. Mit der Zeit dürften jedoch Sorgen, die ihr näher gehen, die begreiflichen Aufwallungen patriotischen Schmerzes in den Hintergrund drängen. Die Türkei wird sich, wenn sie ihren Vorteil nicht allzu schlecht versteht, mit ganz anderen Dingen beschäftigen, sie sieht eine Aufgabe vor sich, mit der Generationen reichlich zu tun haben werden. Von ihren Anfängen bis jetzt hat sie Raubbau getrieben; sie hat von den Überresten der teilweise von ihr selbst zerstörten Kultur ohne rechte Arbeit gelebt, hat zwischen Trümmern abgeweidet, was auf dem vertrockneten Boden noch wachsen wollte. Das wird jetzt anders werden müssen, und sie wird, da sie von den ewigen Kämpfen gegen die Balkanchristen erlöst ist, auch zur Arbeit freie Hand haben. Ihr Reich ist zwar auch jetzt nicht einheitlich, sie hat mit Arabern und Kurden, Armeniern und Griechen zu tun, aber es ist viel homogener, als es war. Das jetzt nichttürkische Südosteuropa dagegen ist gespaltener als vorher; von den sechs Staaten, aus denen es besteht, streben nur zwei, Serbien und Montenegro, unbedingt zueinander.

Es war und ist das Bemühen Rußlands, unter seiner Leitung den ganzen

südosteuropäisch-vorderasiatischen Komplex zusammenzufassen, um von da aus gegen die österreichisch-ungarische Monarchie als die vorgeschobenste der Dreibundmächte, zu operieren, den geltenden Zustand in den Meerengen zu seinem Vorteil zu ändern und die Vorherrschaft über Kleinasien zu gewinnen. Die Pläne zur Erreichung dieser Ziele wechselten, weil sich keiner der Staaten, die ihm dazu dienen sollten, ganz in der gewünschten Weise zur Verfügung stellte, und auch das Ergebnis ist, da sich Österreich-Ungarn nicht einschüchtern ließ, und die Verbündeten ihm zur Seite standen, recht unähnlich dem, das es gehofft hatte. Ob die Zurückwerfung der Türkei für Rußland ein Gewinn ist, muß sich erst zeigen. Jedenfalls stehen die Serben nicht an der Adria, und Albanien ist selbständig. Immerhin ist aber der russischen Arbeit gelungen, eine Annäherung Bulgariens an Rumänien zu verhindern und in Rumänien eine Abkühlung gegenüber Österreich-Ungarn herbeizuführen; Versuche, zwischen der Türkei und Bulgarien auch jetzt noch — mittelst der Pomakenfrage — Unfrieden zu stiften, scheinen unternommen worden und mißlungen zu sein.

Es ist ganz konsequent gehandelt, wenn die russische Diplomatie versucht, Rumänien, Bulgarien und die Türkei in Gegensatz zueinander und zum Dreibund zu bringen, den sie bekämpft. Diese Gegensätze brauchte sie jedoch nicht erst durch Anwendung von Theaterintriguen zu schaffen, wenn sie in der Natur der Sache begründet wären. Sie hätte es nicht nötig gehabt, der bulgarischen Regierung, als die rumänische von ihr Zugeständnisse in der Dobrudscha verlangte, eine direkte Verständigung mit ihr zu verbieten, dann aber, als Bulgarien mit Serbien und Griechenland in Krieg geraten war, den Rumänen zum Einmarsch in Bulgarien zu raten, jenem Einmarsch, den zu verhindern anderthalb Jahre vorher ein bulgarisch-serbisches Bündnis unter russischer Oberaufsicht geschlossen worden war. Sie hätte es auch nicht nötig gehabt, in Bukarest die Meinung zu verbreiten, daß Österreich-Ungarn, welches in Wahrheit die rumänischen Forderungen auf der Petersburger Konferenz mit aller Kraft gegen den Widerstand Rußlands unterstützt hatte, ein lauer Freund Rumäniens sei. Der Gegensatz zwischen der Türkei, Bulgarien und Rumänien ist eben ein unnatürlicher, und ebenso unnatürlich ist ein Gegensatz zwischen ihnen und dem Dreibund, und die Wirkung der russischen Einflüsterungen kann daher, wo sie überhaupt eingetreten ist, nicht dauern; sie muß sich vielmehr, da die Absicht zu deutlich und die Taktik, mit der sie verfolgt wurde, so durchsichtig war, daß man sich durch die Zumutung, ihr aufzusitzen, geradezu beleidigt fühlen könnte, in ihr Gegenteil verkehren.

Das Natürliche ist, daß Rumänien, Bulgarien und die Türkei ihr gemeinsames Interesse erkennen, das ihnen vorschreibt, sich gegen Rußland zu wahren. Alle Welt weiß, daß Rußland die Verfügung über die Meerengen in die Hand bekommen will. Gelingt ihm dies, so werden russische Kriegsschiffe jederzeit an Konstantinopel vorüberfahren und fremden Kriegsschiffen, die etwa zu Hilfe eilen wollten, den Weg versperren können; Rumänien wäre aber, wenn es mit

Rußland in Konflikt geriete, im Schwarzen Meere rettungslos eingeschlossen; mit anderen Worten, wenn Rußland die Durchfahrt zu beherrschen vermag, sind die Türkei, Bulgarien und Rumänien ihm ausgeliefert. Das Bestreben, den Russophilen in Sofia wieder in die Höhe zu helfen, und mit ihrer Hilfe Bulgarien, und zwar diesmal mehr als je, unter russisches Kommando zu bringen, ist gleichfalls dazu bestimmt, eine Stellung zu gewinnen, von der aus Rumänien und die Türkei bedroht werden kann, wie dies die Bündnisverträge vom 28. Februar 1912 gezeigt haben. Selbstverständlich würde heute, nachdem die Türkei bis Adrianopel zurückgedrängt ist, Bulgarien von ihr kaum noch etwas zu nehmen haben. Als König Ferdinand nach seinen Siegen einen Streifen am Marmara-Meer behalten wollte, wurde er von Rußland energisch zurechtgewiesen; solche Schätze sind für Bulgarien zu kostbar. Bulgarien wäre jedoch ein so ausgezeichneter Ausgangsplatz für einen russischen Angriff auf Konstantinopel, daß die Türkei sich von dem Tage an, an dem die Bulgaren den Russen neuerdings zu Diensten wären, nicht mehr sicher fühlen und wieder einmal in Petersburg, so rechnet man dort, Zuflucht suchen würde. Welche Hoffnungen Bulgarien als Gegenwert erhalten würde, kann man sich leicht vorstellen. Es würde entweder auf die Dobrudscha verwiesen werden oder auf Mazedonien, das, nach dem bekannten Vorschlag des russischen Gesandten Hartwig und mehrerer seiner Gesinnungsgenossen, in einem, an der Seite Serbiens gegen Österreich-Ungarn zu führenden Kriege als Belohnung zu holen wäre. Bulgarien, das einst glücklich der russischen Obergewalt entronnen ist, die den Battenberger vertrieben und den General Kaulbars als Zuchtmeister eingesetzt hatte, würde ihr, wenn Österreich-Ungarn entscheidend geschwächt wäre, für immer verfallen sein. Rußland ladet also Bulgarien und auch Rumänien ein, ihre einzige Rückendeckung selbst zu zerstören.

Den Dreibundmächten obliegt es, Rumänien, Bulgarien und der Türkei ihre Stütze zu gewähren und ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen ihnen zu erleichtern. In Bukarest weiß man ganz gut, daß man auf Österreich-Ungarn für den Fall der Gefahr unbedingt rechnen darf, und daß die Monarchie einen Angriff auf den gegenwärtigen Besitzstand des Königreiches, von wem immer er kommen mag, nicht dulden würde. Die Dobrudscha ist rumänischer Besitz geworden und muß es bleiben, und da Rumänien sich darüber vollständig sicher fühlen kann, so hat es keinen Grund, an Kombinationen teilzunehmen, die den Zweck haben, Bulgarien, sobald es sich zu regen wagt, niederzuschlagen. Rumänien braucht auch russische Drohungen nicht zu fürchten. Das Verhältnis zu Österreich-Ungarn bietet ihm seit Jahrzehnten einen festen Rückhalt, der ihm gestattet, sich dem übermächtigen und anspruchsvollen russischen Nachbar gegenüber frei zu fühlen, und so lange es diesen Schutz genießt, braucht es auch nicht zu besorgen, daß es vielleicht wieder als Durchzugsland für russische Truppen werde dienen müssen, die etwa auf diesem Wege nach Bulgarien und

den Meerengen vordringen wollten. Die verläßliche und aufrichtige Freundschaft findet Rumänien nicht im Osten, sondern im Westen, bei Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reiche und Italien. Denn die Dreibundmächte haben selbst das größte Interesse daran, daß seine unbedingte Selbständigkeit erhalten bleibe, und daß es an Widerstandskraft zunehme und auch seine maritime Entwicklungsfähigkeit voll zur Geltung kommen könne. Das Deutsche Reich hat auch tatsächlich immer in diesem Sinne gehandelt, und die Beziehungen, die durch das Verwandtschaftsverhältnis König Karols zum deutschen Kaiserhaus gegeben sind, sehr sorgfältig gepflegt. Zwischen Rumänien und Italien aber schafft die sprachliche und nationale Verwandtschaft eine Brücke, auf der sich eine aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen wünschenswerte Begegnung um so leichter vollzieht.

Wir möchten die Aufgabe, zwischen Rumänien und Bulgarien ein freundschaftliches Verhältnis zu schaffen, nicht als leichter darstellen, als sie in Wirklichkeit ist. Die Stimmung dafür muß sich erst herausbilden. Im rumänischen Volke war während des Türkenkrieges eine starke Eifersucht gegen das siegreiche und anscheinend zur Höhe einer ersten Balkanmacht aufsteigende, für jedes Zugeständnis unzugängliche Bulgarien entstanden, eine Eifersucht, die dem russisch-französischen Täuschungsspiel sehr zustatten kam, die Vermittlungsbemühungen Österreich-Ungarns erschwerte und auch die Ursache des Ärgers über sein Revisionsverlangen war. Obwohl das Revisionsverlangen nicht im geringsten den rumänischen Gewinnanteil, sondern den ungebührlich großen serbischen schmälern wollte, erschien es schon darum, weil es eine Schonung Bulgariens vorschlug, der öffentlichen Meinung Rumäniens, der vielleicht unbekannt war, daß auch die eigene Regierung den Bulgaren ein so großes Opfer anfänglich gar nicht zugemutet hatte, wie ein Verlust für Rumänien selbst. Andererseits herrscht im bulgarischen Volke unzweifelhaft eine tiefe Bitterkeit gegen Rumänien, dessen Eingreifen allein die Serben und Griechen es verdankten, daß sie ganz Mazedonien für sich behalten konnten. Das bulgarische Volk hatte nicht das Glück, im kritischen Moment einen Cavour zu besitzen, der, um Großes zu erreichen, Kleines hingab; es besaß einen Danew, der sich vom russischen Gesandten hinhalten und irreführen ließ, und daß Mazedonien hauptsächlich darum verloren wurde, ist den Bulgaren zwar schon zum Bewußtsein gekommen, noch eine Weile aber wird es dauern, bis diese Einsicht über den Groll gegen das triumphierende Rumänien hinweghebt.

Unter einer gewissen Voraussetzung ist bekanntlich auch die russische Diplomatie bemüht, Bulgarien mit Rumänien zu versöhnen: unter der Voraussetzung, daß dadurch die Verwirklichung der großen Allianz gegen den Dreibund näherrückt, die ihr als Ideal vorschwebt. Wenn sich Bulgarien für den Fall des von den Panslawisten erträumten rumänisch-serbischen Angriffs auf Österreich-Ungarn auch nur zur Neutralität verpflichten wollte, so würde man dies in

Petersburg schon wenigstens für einen halben Gewinn halten; der ganze wäre die Bereitwilligkeit Bulgariens zur Teilnahme an einem gemeinsamen Kampfe. Daß sich Rumänien und Bulgarien, wenn sie in einem solchen Kampfe siegten, zu Tode siegen würden, braucht nicht erst nochmals bewiesen zu werden und wird einem nicht blind russophilen Bulgarien gewiß immer klar sein. Ob aber Bulgarien nach allem, was es erlebt hat, noch blind russophil werden kann, das darf man wohl trotz des großen russischen Geldaufwands für die bulgarischen Neuwahlen, von dem die Blätter in Sofia zu erzählen wissen, und trotz der Anhängerschaft, die sich Rußland alljährlich durch Erziehung junger bulgarischer Leute in russischen Seminaren schafft, bezweifeln. So sehr der konfessionelle Zusammenhang, die Berufung auf die slawische Verwandtschaft und die Mahnung zur Dankbarkeit die unablässigen Anstrengungen unterstützen, so sprechen doch das eigene Interesse und die Erinnerung an das, was in den letzten Jahren geschehen ist, wenigstens für die nächste Zeit, zu deutlich und eindringlich. Rußland spielt jetzt allerdings, um die schlimmen Eindrücke rascher vergessen zu machen, immer höhere Karten aus. Nachdem es seinerzeit eine Revision des Bukarester Friedens nur nach der griechischen Seite hin verlangt und es Österreich-Ungarn überlassen hatte, eine Korrektur von Serbien zu verlangen, regt es jetzt offiziös genau dasselbe an, was damals Österreich-Ungarn beantragte: Rückerstattung von Ischtip und Kotschana an Bulgarien. Charakteristisch genug, daß diejenigen, die das Revisionssystem so streng kritisierten, als es von Österreich-Ungarn ausging, stumm bleiben, da Rußland es sich nachträglich zu eigen macht. Jetzt, nachdem die bulgarischen Wahlen vorüber sind, wird vermutlich die schöne Anregung, die in Serbien natürlich sehr übel aufgenommen worden ist, verschwinden; sie beweist aber wieder, wie es Rußland darum zu tun ist, Bulgarien umzustimmen, und wie nötig es ist, daß die Dreibundstaaten an ihrem festen Willen, Bulgarien bei jeder Gelegenheit nützlich zu sein, keinen Zweifel entstehen lassen. Daß der Dreibund schon durch seine bloße Existenz einen Lebensschutz für Bulgarien bildet, leuchtet den führenden Politikern zwar ohne weiteres ein; das Volk jedoch, das überall und zu allen Zeiten vom wahren Propheten ebensoviel Wunder und Zeichen sehen will wie vom falschen, würde das Vertrauen in uns verlieren, wenn es nicht immer wieder davon überzeugt würde, daß es allen Grund hat, sich auf uns zu verlassen. Die Berichte aus Bulgarien stimmen darin überein, daß dort jetzt jedermann den Frieden will und eine Erholungspause für unbedingt nötig hält. Wir müssen in dieser Ruhezeit die Aufrichtung Bulgariens kräftig fördern, und was nicht weniger wichtig ist: wir müssen Bulgarien überzeugen, daß das Dreibundlager nicht, wie von Petersburg her so oft erzählt wurde, das schwächere, sondern daß es, wie sich in der albanischen Frage gezeigt hat, das stärkere ist. Wir verlangen nicht, daß Bulgarien austrophile Politik treibe; uns genügt es, daß es nicht wieder in die ihm selbst verhängnisvolle blind russophile Politik verfalle, und daß es

eine rein bulgarische Politik verfolge. Wenn Bulgarien bulgarische und Rumänien rumänische Interessen wahrt, können wir vollständig zufrieden sein. Wir sind dann sicher, daß die beiden Staaten einander, und daß sie den Dreibundstaaten näherstehen werden als allen übrigen.

Über Richtung und Charakter der serbischen Politik ist sich jetzt wohl schon ganz Europa klar. Es ist fast überflüssig, als Dokumente etwa die neuesten Reden selbst solcher Politiker anzuführen, die schon dem Ministerium angehört haben; es sind die nämlichen Gedanken, die während des Krieges von Regierungsmitgliedern ausgesprochen wurden, und die bereits in der Annexionskrise förmlich das Programm bildeten, das man mit Rußlands Hilfe glaubte verwirklichen zu können: Krieg gegen Österreich-Ungarn, um Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien von ihm loszureißen. Gemäßigtere Männer suchen vergebens mit ihren Ansichten durchzudringen. Der Verlauf der beiden Balkankriege scheint den meisten mit Wort und Schrift in die Öffentlichkeit tretenden Serben vollständig den Maßstab für das Mögliche genommen zu haben, und sie glauben in allem Ernst, daß eine unabsehbare Reihe weiterer Eroberungen folgen müsse. Auch darauf kann man nur antworten: je stärker wir uns zeigen, desto sicherer sind wir. Die Selbstüberschätzung Serbiens drückt sich auch in seiner Nichtbeachtung der bulgarischen Beschwerden aus. Wenn die serbische Regierung klug wäre, und wenn es ihr erlaubt wäre, klug zu sein, könnte sie nichts Besseres tun, als in dem von ihr annektierten Teile von Mazedonien den Bulgaren, die ja dort die überwältigende Mehrheit sind, eine Autonomie zu verleihen, die sie leidlich zufriedenstellen würde. Statt dessen schaffen sie sich eine Irredenta, deren Gefährlichkeit zu immer neuen Niederdrückungsmaßregeln führen wird, so daß die Verbitterung, zum Schaden der Ruhe auf dem Balkan, fortwährend noch gesteigert wird. Eben um diese bedenkliche Entwicklung zu verhüten, hatte Österreich-Ungarn vorgeschlagen, daß der Bukarester Friedensvertrag von den Großmächten überprüft und abgeändert werde, und wir sehen jetzt tatsächlich die Folgen der allzu ungleichen Verteilung, die Serbien bei den Bukarester Verhandlungen noch im letzten Augenblick durchzusetzen vermochte, weil die Nachrichten über die Ausbreitung der Cholera im rumänischen Feldlager einen raschen Abschluß wünschenswert machten. Übrigens fängt man auch in Griechenland an, die Expansionslust Serbiens mit Besorgnis zu betrachten. Griechenland hat sich mit Serbien gegen befürchtete bulgarische Revancheversuche verbündet; ob aber Serbien nach einem gemeinsamen Siege nicht Ansprüche auf Saloniki erheben würde, ist nicht so sicher. Griechenland hat schwerlich sehr zweckmäßig gehandelt, als es auf der Besitznahme von Kawalla bestand und dadurch den ohnedies bestehenden Gegensatz zwischen sich und Bulgarien zu einer Kluft erweiterte, die ebenso unüberbrückbar zu sein scheint, wie die Kluft, die das hellenische Königreich von der Türkei trennt.

Griechenland lebt unter ganz anderen Bedingungen als die übrigen euro-

päischen Südoststaaten. Es ist auch nach seinen neuen Gebietserwerbungen, die ihm außer Epirus und einem Stück von Mazedonien die Inseln Kreta, Chios und Mytilene gebracht haben, hauptsächlich ein maritimer Staat und somit darauf angewiesen, die Rücksichten auf ein gutes Einvernehmen mit der stärksten aller Seemächte, mit England, allen anderen Erwägungen voranzustellen. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich sind traditionell, ohne an sich ein Ergebnis zwingender politischer oder militärischer Notwendigkeit zu sein; aber die Tradition ist in diesem Falle ein Gewicht, mit dem man rechnen muß, wie sich deutlich gezeigt hat, als Ministerpräsident Venizelos Ausdrücke des Königs, die in Paris als zu deutschfreundlich mit Unwillen aufgenommen wurden, öffentlich korrigierte. Die Korrektur mag zunächst den praktischen Zweck gehabt haben, die angestrebte Anleihe nicht zu gefährden; aber sie entsprang sichtlich auch der Sorge, sich die Gunst Frankreichs, das sich schon wiederholt für griechische Wünsche eingesetzt hat, und das Griechenland jetzt als einen vermuteten Rivalen Italiens mit besonderem Wohlwollen behandelt, überhaupt nicht zu verscherzen. Das Verhältnis zu Rußland ist viel weniger vertrauensvoll; Rußland hat sich innerhalb der Orthodoxie immer zu ausschließlich auf die slawische Seite gestellt und Griechenland zurückgedrängt, und überdies ist Rußland, wenn man in Zukunftsfernen vorausdenken will, der Konkurrent für den Fall, daß jemals das Schicksal Konstantinopels zuungunsten des Sultans entschieden würde. Mit der „großen griechischen Idee" stößt die große russische zusammen, wie sie ja in ferner Vergangenheit aus ihr hervorgewachsen ist. Alles in allem kann man Griechenland weder als dreibundfeindlich, noch als zum Dreibunde gravitierend in Rechnung stellen. Speziell Österreich-Ungarn hat gar keinen Grund, ihm gegnerisch, und hat manchen triftigen Grund, ihm freundlich gesinnt zu sein, und die Verbindung mit ihm, die in Zeiten zurückreicht, in denen es noch kein griechisches Königreich gab, zu pflegen. Wir hoffen auch, daß sich Griechenland mit Albanien gut zu stellen wissen werde. Wir sehen überdies keine Ursache zu dauerndem Mißtrauen zwischen Griechenland und Italien. Die Bemühungen Deutschlands, sich in Athen Sympathien zu erwerben, werden gewiß dazu mitwirken, daß Griechenland eine Mittelstellung zu bewahren sucht, die es gegen Stürme sichert, welche bei seiner exponierten Lage von verschiedenen Seiten herankommen können.

Albanien verdankt sein selbständiges Dasein dem entschiedenen Willen Österreich-Ungarns und Italiens, am Adriatischen Meere keine Dependenz Rußlands entstehen zu lassen, und der alten Fürsorge Österreich-Ungarns für die albanische Nation. Albanien wird aber darauf bedacht sein, sich die Feindschaft keiner der Großmächte zuzuziehen, umsomehr, als es als neutraler Staat geschaffen wurde und sich daher nicht vollständig dem wachsamen Auge der Vertragsmächte entziehen kann. Es hat völkerrechtlich nicht das Recht, Angriffskriege zu führen, und sein Verhalten wird mehr als das eines anderen Landes

willkürlichen Interpretationen ausgesetzt sein. Es kann jedoch sicher sein, daß die Dreibundmächte nicht gestatten werden, daß ihm Unrecht geschehe. Serbien und Montenegro haben albanisches Gebiet zugeteilt erhalten; nur um den Frieden nicht zu gefährden, hat die österreichisch-ungarische Monarchie in der Abgrenzungsfrage nach langem Widerstand schließlich nachgegeben, mit der Klausel, daß die beiden annektierenden Regierungen ihren albanischen Untertanen ausreichende Rechte gewähren müssen. Es wird sich zeigen, wie sie sich dieser Pflicht entledigen. Bisher sind freilich keine Anzeichen zu bemerken, daß man in Belgrad eine Politik der Beschwichtigung führen wolle, und Streitigkeiten oder Reibungen zwischen Albanien und den beiden serbischen Königreichen könnten sich eines Tages sehr leicht einstellen. Keinesfalls kann man Serbien und Montenegro jemals als Freunde Albaniens betrachten, und Albanien gibt ihnen die Gesinnung reichlich zurück.

So sehen wir Serbien und Montenegro, die sich jetzt enger zusammenschließen wollen, von Staaten umgeben, deren Interessen entweder zum Dreibund hinweisen oder zum mindesten nicht diametral von ihm wegweisen. Serbien und Montenegro stützen sich auf Rußland, und ihre offiziellen Kundgebungen überfließen von Huldigungen für das Zarenreich und von Bewunderung für seine Macht. Da sie als Schützlinge Rußlands auftreten, stehen ihnen, stehen wenigstens Serbien, die Schalter der französischen Banken offen, und sie können sich nach den schweren Kriegszeiten restaurieren und ihre älteren und neueren Gebiete einigermaßen europäisch einrichten. Österreich-Ungarn hat nicht die Absicht, ihnen irgend etwas in den Weg zu legen, wird gern mit ihnen Handel treiben und wird in Ruhe abwarten, ob sie einen Angriff wagen wollen. Österreich-Ungarn vergißt nicht, daß unter seinen Angehörigen beinahe zwei Millionen Serben sind, auf deren Gefühle es Rücksicht nimmt, und etwa vier Millionen Slowenen und Kroaten, die trotz der konfessionellen Verschiedenheit mit den serbischen Staaten soweit sympathisieren, daß ihnen deren Vernichtung als ein ebenso großes Unglück erschiene, wie jede Schädigung ihres eigenen Vaterlandes. Österreich-Ungarn hat Verständnis für südslawische Gedankengänge. Aber die beiden selbständigen südslawischen Staaten haben sich Rußland zur Verfügung gestellt, das sie gegen uns benützt, ihre Phantasien nährt, ihre Gegnerschaft zum Haß steigert und auf dem Balkan fieberhaft Verbündete für sie wirbt, die ihnen helfen sollen, unseren Bau zu unterwühlen und zu überfallen.

Es ist unwahrscheinlich, daß diese Werbungen jetzt noch Erfolg haben. Der Balkanbund hat durch seine Siege über die Türkei sich selbst überflüssig gemacht; noch mehr: er hat durch sie seine eigene Grundlage zerstört. Eine Gefühlsverbindung hätte sich vielleicht allmählich zwischen Serbien und Bulgarien herausbilden können, wenn es nicht zum Konflikt und Krieg um Mazedonien gekommen wäre; aber auch sie hätte es schwerlich dahin gebracht, daß sich Bulgarien den abenteuerlichen serbischen Plänen als Knüttelträger, als „dummer starker Kerl", wie

Bismarck einmal sagte, zu Diensten stelle. Wenn Rußland in eigener Person zu Felde zieht, wird die Situation natürlich schwieriger. Rußland wird Drohungen, Schmeicheleien und Versprechungen aufwenden, um Bulgarien zum Mitgehen zu bewegen, wird an alles appellieren, was dem Rechtgläubigen und dem Slawen heilig ist, und wird alles, was sich zwischen Rußland und Bulgarien seit dem Battenberger zugetragen hat, für ein großes Mißverständnis erklären. Die Widerstandskraft der Vernunft und des Selbsterhaltungstriebes der Bulgaren gegen solche Versuchungen wird jedoch gestärkt werden, wenn sie von der Macht des Dreibundes überzeugt sind und wenn sie wissen, daß in Rumänien und in der Türkei die gleiche Überzeugung und die gleiche Einsicht herrschen wie bei ihnen. Der Dreibund darf in Bukarest und in Konstantinopel ebensowenig wie in Sofia aufhören, an das wahre Interesse der drei Staaten zu erinnern und die Beziehungen zu ihnen zu pflegen. Diese drei Schwarze Meer-Staaten hängen mit ihren Lebensbedingungen am Dreibunde; wenn der Dreibund niedergeworfen wird, sind auch sie es, mögen sie auch von Rußland und Frankreich scheinbar noch so reichliche Geschenke in irgendwelcher Form dafür empfangen. Dies kann nicht eindringlich genug klargelegt werden, um sie gegen Irreführungen und Lockungen zu schützen, und das tägliche Verhalten der offiziellen Politik, der Finanzwelt und der Presse muß darauf gerichtet sein, Stimmungsumschläge, die diese Erkenntnis verdunkeln könnten, zu verhüten. Niemand erwartet, daß Bulgarien oder gar die Türkei an unserer Seite das Schwert ziehe; aber die Logik der Dinge bringt es mit sich, daß sie sich unserem Interessenkreise anschließen.

Die russische Regierung sucht jede Gelegenheit zu benützen, um der Türkei mit französischer Hilfe nachzuweisen, daß der Dreibund und speziell Deutschland — denn hauptsächlich um dieses handelt es sich dort — schwächer als der Zweibund sei. Kleine Zugeständnisse, die sie in Berlin abschmeichelt, werden in Konstantinopel als ängstliches Zurückweichen vor der Gewalt Rußlands dargestellt, die Überlegenheit Frankreichs auf dem Anlehensmarkte wird politisch ausgebeutet. Daß Deutschland die türkischen Heere nicht vor Niederlagen im Kampfe gegen die vom Zaren beschützten Balkanstaaten bewahren konnte, wird als Beweis für die Zweckmäßigkeit eines Anschlusses an Rußland angeführt. Argumente, die in Europa auf den ersten Blick als falsche Münze erkannt würden, leisten oft im Orient die besten Dienste. Darum müssen wir deutlich und überzeugend sprechen und handeln, und es darf in der Türkei kein Zweifel darüber gelassen werden, daß es grundverfehlt wäre, sich von Rußland durch Hingabe eigener Machtmittel oder durch Befolgung von Ratschlägen, die dem Rat des Fallenstellers an die Mäuse gleichen, Schonung erkaufen zu wollen. Die drei Uferstaaten des Schwarzen Meeres haben allen Grund, gegen den großen vierten, der sie unter seine Botmäßigkeit bringen will, auf der Hut zu sein. Die Erben der türkischen Herrschaft im Norden, Rumänien und Bulgarien, erben naturgemäß das wichtigste ihrer politischen Bedürfnisse, das Bedürfnis, Rußlands

beständigem Expansionstrieb entgegenzutreten, und sind dadurch mit der heutigen Türkei innerlich verbunden. Stütze und Schutz aber finden sie in ihrer Defensive nur bei den Dreibundmächten, die den Balkan und Vorder-Asien nicht von Rußland überfluten lassen können, ohne sich selbst auf das schwerste zu schädigen. Die Dreibundmächte und die drei Uferstaaten des Schwarzen Meeres gehören politisch zusammen.

F. L. Graf von Voltolini: Das südösterreichische Problem.

Es gibt Probleme, die jedermann gerne bespricht, die in berufenen und leider auch in unberufenen Kreisen eingehend erörtert werden, und andere, die ernsteren, welche durch ihren Dornenreichtum am liebsten übergangen werden, als ob durch Totschweigen das Problem als solches aus der Welt geschafft würde. Die Donaumonarchie weist Probleme der einen wie der anderen Art leider in gar üppiger Fülle auf, und zu den schwierigsten gehört unstreitig jenes der südösterreichischen Länder. So sehr wichtig für die innerösterreichische Politik andere Probleme, beispielsweise der böhmische Ausgleich, sein mögen, und so viel auch der Krone wie dem Ministerium an der Lösung dieser Probleme gelegen sein mag, so ist doch das südösterreichische Problem noch weit ernster als jene!

Vor dem Balkankriege glaubten einzelne österreichische politische Kreise, das südösterreichische Problem durch den Trialismus lösen zu können, eine Idee, die in Ungarn mit Recht von Anfang an als verkehrt galt. Heute ist der Trialismus nicht nur als eine politisch-unreife Idee anerkannt, sondern jeder weiß, daß dieselbe große Gefahren für den Bestand der Monarchie birgt. Die Gefahren liegen in der durch den Balkankrieg entstandenen groß-serbischen Idee. In der südslawischen Bevölkerung sind jene Chauvinisten, welche vor den Balkankriegen die Forderung des Trialismus aufstellten, d. h. die Schaffung eines südslawischen Staates, bestehend aus den österreichischen Kronländern Krain, Küstenland, Dalmatien, dem ungarischen Kronland Kroatien und dem Reichsland Bosnien-Herzegowina, welcher in der Monarchie eine gleiche Stellung wie Ungarn einzunehmen hätte, nicht bei diesem Ideal stehen geblieben, sondern sind zu einem mehr oder minder verhehlten südslawischen Irredentismus übergegangen, dessen Zukunftshoffnungen sich auf Belgrad stützen.

Der Historiker steht angesichts der kulturellen Entwicklung dieser Länder, welche einzig und allein auf der jahrhundertealten Fürsorge des Hauses Habsburg beruht, staunend vor dieser Wandlung der Dinge: Slowenen, Kroaten und

Serbo-Kroaten, welche ihre Existenz, ihre Kultur, ihre ganze Entwicklung seit Jahrhunderten nur Wien und Budapest zu verdanken haben, blicken sehnsuchtsvoll über die Reichsgrenzen nach jenem bis gestern kleinen und zurückgebliebenen Lande, das nun durch sein Kriegsglück trunken, die Rolle eines Piemont für die südslawischen Völker spielen will.

Wie das kleine Piemont Camillo Cavours das mächtige einheitliche Italien bildete und Regierungen und Dynastien verschwinden ließ, so will das heutige Serbien der Kern eines großen künftigen südslawischen Reiches werden. In der serbischen Patriotenpartei, deren führendes Organ bezeichnenderweise sich „Piemont" nennt, wird aus diesen Absichten gar kein Hehl mehr gemacht. Den unruhigen Geist, die gewalttätige Art, die Rücksichtslosigkeit dieser Partei kennt niemand besser, als die gemäßigteren Staatsmänner Serbiens, denen jene Chauvinisten schon manchen bösen Streich gespielt haben. Wenn diese Ideale eines Groß-Serbiens, das bis zur Drau seine Nordgrenze vorschieben will, in Serbien selbst nur gepflegt würden, so läge für Österreich-Ungarn kein Grund zur Beunruhigung vor. Mögen immerhin diese Großserben erklären, daß sie nur e i n e n Feind kennen und auf e i n e n Krieg warten, derartigen Größenwahn würde niemand ernst nehmen, allein die Gefahr ist weit größer, weil dieser Chauvinismus schon während des Balkankrieges die Südmarken Österreich-Ungarns durchflutete und hier eine gefährliche Irredenta organisiert hat, welche von Belgrad aus genährt und geschürt wird.

Durch die österreichischen und ungarischen Behörden geschieht selbstredend alles, um diesem Treiben des südslawischen Irredentismus Einhalt zu tun. Gerade hierdurch ist aber die Bewegung auf den Weg der Geheimbündelei angewiesen, und man weiß, daß alles, was sich mit dem Mantel des Geheimnisses umgibt, doppelt anziehend auf die Massen des Volkes wirkt. Man braucht nur eine Reise durch jene Länder zu machen und die Gespräche des Volkes zu belauschen, so wird man sich überzeugen, daß diese Ideen, natürlich vielfach noch unklar oder verbildet, in den Köpfen der Bevölkerung allenthalben vorhanden sind.

Es wäre einer der schwersten politischen Fehler, dieser Bewegung die Bedeutung abzusprechen. Die nationalistischen Kämpfe der Südslawen gegen die Deutschen, Magyaren und Romanen sind eine denkbar günstige Basis für die Pläne dieses hochverräterischen Irredentismus. Jene Massen, die heute in provokatorischer Art für die Forderungen ihrer Rasse eintreten, können morgen in der Stunde der Gefahr sich blind in die Arme der großserbischen Idee werfen. Wenn man aber bedenkt, daß dieses gärende Südslawentum wie ein mächtiger Wall zwischen den österreichischen und ungarischen Zentralgebieten und dem adriatischen Meere von der italienischen bis zur serbischen Grenze reicht, so gehört nicht viel Phantasie dazu, die Gefahr, welche in demselben für die habsburgische Monarchie liegt, zu erkennen!

Wie schon erwähnt, ist die Basis für die Aktion dieses großserbischen Irredentismus der nationale Kampf der Südslawen gegen Deutsche, Magyaren und Romanen.

Am wenigsten gefährlich ist dieser Kampf in Kroatien. Im ungarischen Staate ist das Prinzip des magyarischen Nationalstaates entschieden festgehalten, und wenn das kroatische Volk auch seine Sonderrechte im Reich der Stefanskrone besitzt, so wird doch auch in Agram der Gedanke der einheitlichen magyarischen Nation, der alle Völker Ungarns sich unterzuordnen haben, entschieden festgehalten. Dieses Festhalten aber erschwert den Losreißungsgedanken außerordentlich. In Österreich dagegen liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier hat das Deutschtum durchaus nicht jene Stellung, welche das Magyarentum in Ungarn hat. Österreich hat die völkische Gleichberechtigung anerkannt, ohne einer Sprache den Vorzug als Staatssprache zu geben. Hierdurch ist Österreich gezwungen, selbst wenn es nicht will, im Falle eine Nationalität oppositionell wird, diese gegen eine andere auszuspielen.

In Österreichs Südmark steht nun der slawischen Majorität nur eine Minorität gegenüber, die bisher sich am allerwenigsten der staatlichen Gunst erfreute — die Romanen, die Italiener!

Es bedarf hier einer näheren Auseinandersetzung über die vielfach irrig beurteilte Lage der italienischen Bevölkerung in Österreich. Dieselbe besteht aus zwei geographisch getrennten Gruppen, der südtiroler und der istrianisch-dalmatinischen Gruppe. Die erstere Gruppe ist von nationalen Kämpfen ziemlich verschont: die Linie des Sulzberg, Nonsberg und Fleimsertal schließt ein sprachlich und völkisch einheitliches Gebiet, das Trentino, gegen den Norden ab. Dagegen liegt die italienisch sprechende Bevölkerung im Küstenland, in Görz, Triest, Istrien und Dalmatien bis hinab an die Grenze des Königreichs der Schwarzen Berge in einem steten Kampf gegen das Slawentum. Bis zu dem Ausbruch des Balkankrieges war es hier das Slawentum, das die Sympathien der österreichischen Regierung ausschließlich genoß. Die Italiener wurden für Irredentisten gehalten, welche angeblich sehnsüchtig über die südwestliche Reichsgrenze blickten und nur von dort Hilfe erhofften, wo man allerdings bislang ihrem völkischen Ringen einzig das gebührende Interesse und Mitgefühl entgegengebracht hatte. Es gab unter ihnen und noch mehr in Italien selbst allerdings manche ausgesprochene Irredentisten. Allein je länger je mehr überzeugten sich sowohl die südtiroler wie die istrianischen Italiener, daß der Irredentismus für sie keinerlei Vorteile bringe, und daß insbesondere die Erfüllung seines Ideals ganz und gar nicht im wirtschaftlichen Interesse der Landesteile liege, während gleichzeitig im Königreich Italien der Irredentismus durch die allmähliche Popularisierung des Dreibundes und durch das innige politische Zusammengehen mit Österreich-Ungarn fast allen Boden verlor!

Daß beispielsweise in Triest, der ersten Hafenstadt an der Adria und dem einzigen großen Seehafen eines mächtigen Reiches, heute auch der begeistertste Italiener Österreichs keine politische Vereinigung mit dem stammverwandten Königreich mehr herbeisehnt, wodurch die Bedeutung Triests als Hafenstadt etwa auf das Niveau von Ancona herabgedrückt würde, dessen kann man sicher sein. Ähnliche ökonomische Erwägungen haben auch im Trentino den politischen Irredentismus lahmgelegt.

Trotzdem sind diese österreichischen Italiener auch heute noch keineswegs zufrieden mit ihrer Lage, und diese Unzufriedenheit liegt in dem Mangel der Unterstützung ihrer nationalen Bestrebungen und ihres Kampfes gegen den Einbruch des Slawentums in ihre Gebiete, ihre Städte und Dörfer.

Dieser letztere Kampf existiert natürlich nur in der östlichen Gruppe des österreichischen Italienertums. Im Trentino besteht keine Gefahr für die italienische Sprache und Kultur, und wenn dort eine Minorität sich über einzelne Vorstöße des Alldeutschtums beklagt, so liegt hier ein gutes Teil Übertreibung zugrunde. Das Dantedenkmal in Trient und viele andere Anzeichen bezeugen, daß im Trentino das Italienertum sich seines nationalen und kulturellen Besitzes ungeschmälert und unangetastet erfreut.

Anders liegen die Verhältnisse in Görz, Triest, Istrien und Dalmatien, wo das Italienertum einen heroischen und vorläufig leider aller Voraussicht nach tragischen Kampf gegen das mächtig vordrängende Slawentum führt. Typisch ist das Beispiel von Görz, einer kleinen Landstadt, mit früher, abgesehen von einigen deutsch-österreichischen Familien, rein italienischer Bevölkerung. Der Einbruch des Slawentums begann still und unauffällig mit der Einwanderung von Arbeitern, Handlungsdienern, Handwerkern, Wirten und dergleichen Leuten, die bedeutungslos scheinen und in der Stille leben. Sie gewöhnen sich den italienisch-friauler Dialekt an, schicken ihre Kinder in die italienischen Stadtschulen, der Charakter der Stadt scheint in nichts verändert, bis plötzlich irgend ein Anlaß zu einer Demonstration gekommen ist und Tausende geschart um slawische Fahnen Görz zu einer Slawenstadt erklärten! Die Fahne aber ist immer die rot-blau-weiße Slawenflagge, die je nach der Deutung auch die serbische ist!

Gegen diese Übergriffe des Slawentums haben die Italiener ihre Lega nazionale gebildet, für welche allein die Bürger von Triest im Jahre 1913 eine Viertelmillion opferten. So anerkennenswert diese Verteidigung der alten Kultur der Romanen gegenüber dem Anprall der slawischen Volkswoge auch ist, so wurden dennoch auch hier manche Fehler begangen. Gerade jetzt, wo die Südslawen durch ihre Serbophilie und einen nur notdürftig verhehlten Irredentismus das staatsgefährliche Element in den südösterreichischen Landen geworden sind, rächen sich die Unterlassungssünden der Italiener in ganz besonders un-

günstiger Weise: wir meinen hier vor allem, daß die Italiener nicht genügend sich befleißigten, der österreichischen Regierung zu beweisen, daß ihre nationalen Bestrebungen lediglich völkische und kulturelle Zwecke verfolgen. Dieses hätte in erster Linie dadurch geschehen können, daß sie sich, trotz ihrer Liebe zu Stamm und Rasse, dennoch mehr als österreichische „Patrioten" bewiesen hätten. Österreichischen Patriotismus zeigen aber von den Italienern Österreichs auffallenderweise nur die Klerikalen, während die Liberalen die Pflege desselben völlig außer acht gelassen haben. Daher ist es auch ihnen nicht möglich, die jetzige eigenartige Konstellation so auszunützen, wie sie dies andernfalls könnten, nämlich sich als die kaisertreue und staatserhaltende Partei der Regierung darzubieten, womit sie alle ihre Wünsche dann leicht hätten durchsetzen können, Wünsche, die an sich recht bescheiden sind, die aber in Wien beargwohnt werden, weil man befürchtet, durch ihre Bewilligung dem italienischen Irredentismus Vorschub zu leisten. Welche Vorteile würden sich für die Regierungen der beiden Staaten der Monarchie ergeben, wenn unter der gegenwärtigen Lage sich diese vertrauensvoll auf die italienische Bevölkerung stützen zu können in der Lage wären. Die ausgezeichneten Beziehungen zwischen Wien und Rom würden durch ein solches Verhältnis der österreichischen Italiener zu ihrer Regierung noch mehr gefestigt werden. Leider aber ist die Lage nun so, daß die Regierung im adriatischen Küstenland zwischen zwei Völkern steht, welche sie heute beide mit Mißtrauen ansieht, trotzdem die Italiener, die man als Prototyp des Irredentismus in Österreich ansah, den Irredentismus nunmehr völlig ad acta gelegt haben, während unter den bis vor kurzem als Stütze der Monarchie angesehenen Südslawen der großserbische Irredentismus täglich Gebiet erobert.

Unter dieser heute sich so darstellenden Lage tritt die ganze Unhaltbarkeit einer Lösung des Problems durch den Trialismus klar zutage. Man bedenke nur die Folgen seiner Realisierung, welche die österreichischen Kronländer Krain, Triest, Görz und Gradisca, Istrien, Dalmatien (30 801 Quadratkilometer mit 2 067 044 Einwohnern), das ungarische Kronland Kroatien (42 534 Quadratkilometer mit 2 619 291 Einwohnern) und das Reichsland Bosnien-Herzegowina (51 199 Quadratkilometer mit 1 900 000 Einwohnern) zu einem südslawischen Staat vereinigen will, der 124 534 Quadratkilometer und 6 586 335 Einwohner zählen würde. Dieser südslawische Staat würde also genau dieselben Gebiete umfassen, welche der großserbische Irredentismus für sich beansprucht! Man bedenke ferner, daß ein solcher südslawischer Staat, der natürlich keine völkische Gleichberechtigung mehr anerkennen würde, die völlige Zermalmung der alten italienischen Kultur durch das Slawentum zur Folge haben würde! Man bedenke endlich, daß diese trialistische Schöpfung den verkleinerten Staaten Österreich und Ungarn den Zugang zum Meere abschneiden würde!

Ist so die Lösung des Problems auf trialistischer Basis aus politischen, ethnischen wie wirtschaftlichen Gründen absolut ausgeschlossen, so gibt es heute

nur einen Weg, den, welcher sich der Monarchie und speziell der Regierung in den Kronländern Österreichs empfiehlt: die Stütze auf das Italienertum gegenüber dem Slawentum.

Bereits hat die kleine Gruppe der Deutschen in diesen Landesteilen die Schwenkung vollzogen und sich in dem großen Rassenkampf auf die Seite der Italiener gestellt, um mit vereinten Kräften dem Vordringen des Slawentums Einhalt zu tun!

Damit aber die Regierung sich auf die Italiener im Küstenland und in Dalmatien stützen kann, ist es nötig, diesen ihre Forderungen völkischer Art zu bewilligen, vor allem die seit Jahren umstrittene Rechtsfakultät in Triest. Würde doch diese in jeder Beziehung eine kulturelle Hochburg gegen das Slawentum sein können! Warum soll dasselbe Österreich, das neben den deutschen Hochschulen auch polnische und tschechische besitzt, nicht auch eine italienische Hochschule haben und damit der alten hohen italienischen Kultur eine Stätte in seinem Reiche geben, das nahezu eine Million Einwohner italienischen Stammes aufweist.

Österreich aber würde durch eine solche Politik einerseits seiner Herrschaft in jenen Ländern eine sichere Basis geben, anderseits aber wird sein Entgegenkommen gegenüber der eigenen italienischen Bevölkerung im benachbarten Königreiche den trefflichsten Eindruck hervorrufen. Wenn auch Österreich-Ungarn mit dem verbündeten Italien in einem bisher nie erreichten Verhältnis der Intimität steht, so ist doch die Beurteilung, welche die Art der Behandlung der österreichischen Italiener durch ihre Regierung im Königreich Italien findet, immer noch ein dunkler Punkt in dem Verhältnis, der hierdurch beseitigt werden könnte.

Die südslawische Gefahr pocht gewaltig an die Pforten der Monarchie. Sie zu leugnen, wäre ein Verbrechen, vielmehr gilt es jetzt, mit allem Eifer die Mittel zu prüfen, die zur Lösung dieses schwierigsten aller Probleme Österreichs führen können, zumal das alte „Divide et impera" hier völlig versagt und nur dazu gedient hat, die Völker zu erbittern und einen schier unerträglichen Zustand zu zeitigen.

Dr. phil. lic. Hugo Lehmann: Skizze der kulturellen Werte in dem Geistesleben der Gegenwart (in Hinsicht auf deren religiöse Beziehung).

1. Der Wert und sein Erlebnis im allgemeinen*).

An der Linie des Erlebens geistiger Inhalte liegen religiös, ethisch, ästhetisch, wissenschaftlich, psychologisch zu charakterisierende Werte. Diesen Werten ist eigentümlich, daß sie nur dann zur charakteristischen Entfaltung kommen, wenn sie im Einzelfall individuell erlebt werden.

Ich gebrauche zur Kennzeichnung eines solchen Erlebens ein mathematisches Gleichnis. Schleiermacher spricht in der Betrachtung seiner „Monologe" von einem Punkt, der nicht ein Teil der Linie ist, der sich auf das Unendliche ebenso eigentlich und unmittelbarer als auf die Linie bezieht. Solchem Punkte vergleichbar ist das erkenntnisbildende Moment, in welchem der Mensch die Bahn des Lebens bewertet. Es ist selbst kein Teil des zeitlichen und räumlichen Lebens, es ist ein unmittelbares Bewußtsein von Beziehungen zu dem Unendlichen. — Bei einem Erlebnis mit diesem Moment von Geistigkeit handelt es sich nun jedesmal um eine Erweiterung unseres punktuellen Bewußtseins.

Ich vergleiche diese Erweiterung mit einer Kreislinie. Im Zentrum liegt das A priori, d. i. die Voraussetzung aller Geistesbildung als das erkenntnisformende Moment, aus welchem unendlich viele Radien-Strahlen nach der Kreislinie unseres Erlebens gezogen werden können.

Im Bewegungsmittelpunkt ist, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Möglichkeit von Verneinung (Negation) mythisch-naiver Sinnendinglichkeit als die absolute Position jenes Momentes von Geistesbildung.

2. Religiöse Bewertung in der Andacht.

Bei religiöser Beziehung nun bleibt das Erleben geistiger Inhalte ein in sich geschlossenes, auf deren Mittelpunkt ausschließlich gerichtetes.

Ungegenständlich wird in religiöser Beziehung ein geistiger Inhalt erlebt vermittelst der Andacht. Andacht nämlich mag von mannigfaltiger Gegenständlichkeit wohl angeregt sein; doch ist Eigentümlichkeit jeglicher Andacht, daß sie sich (auf etwas anderes, Tieferes oder Wertvolleres oder Höheres, d. h. über die Gegenständlichkeit grundsätzlich) hinauslenkt. Nicht auf Erscheinungsformen geht

*) Einige Sätze sind dem Schluß meiner Dissertation: „Das Apriori der Geistesbildung und dessen Betonung als Andacht" (Verlag Joh. Ambrosius Barth, Leipzig, 1912; abgedruckt in der Zeitschrift für Religionspsychologie Januar—März 1913) entnommen.

Andacht aus, sondern auf das zentrale Bewußtsein von Geistigkeit, auf Ganzheit, Allheit, Einheit, Unendlichkeit usw., worin die Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit liegt. Die Geistesbildung behauptet sich in religiöser Beziehung als Wert in sich (Zustandswert).

3. Ästhetische Bewertung in der Anschauung.

In ästhetischer Beziehung ist das Erleben geistiger Inhalte zwar auch ein irgendwie in sich geschlossenes, und im Zentrum liegt, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit. Doch aber nicht völlig ungegenständlich wird in ästhetischer Beziehung ein geistiger Inhalt erlebt vermittelst der Anschauung (Intuition). Anschauung wird von mannigfaltiger Gegenständlichkeit nicht angeregt bloß, um sich alsbald darüber hinaus zur All-einheit zu erheben. Anschauung schließt ihren Kreis nicht bloß in der Betrachtung des geistigen Lebensmittelpunktes, sondern geht aus dem geistigen Lebenszentrum wiederum hinaus und gestaltet ihre Formen in die Erscheinungen hinein. Zwar auch als Distanzwert von den Erscheinungen wird ästhetischer Wert erlebt, aber doch als Gegenstandswert in der Anschauung. Ästhetischer Wert behauptet sich nicht rein in sich als bloßer Zustandswert.

In ästhetischer Beziehung kann jeder Punkt der Kreislinie des Erlebens kultureller Werte gewissermaßen zur Spitze eines Kegels oder einer vielseitigen Pyramide werden und damit in der Räumlichkeit sich breit machen. Ästhetische Beziehung erstreckt in die Sphäre der Sinnlichkeit und Dinglichkeit ihre Seiten und ihre Basis. Ästhetische Werte halten in der geschlossenen Linie des Erlebens inne und formieren die Gegenständlichkeit. Die ästhetische Betrachtung bildet die Geistigkeit in die Sinnlichkeit hinein und gewinnt ihr Boden.

4. Gegensätzlichkeit religiöser Betrachtung zur ästhetischen.

Religiöse Betrachtung gewinnt keinen Boden und erstreckt keine Seiten in die Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Religiöse Beziehung trägt in sich die ständige Möglichkeit einer Umkehrung jeder Sinnlichkeit und Dinglichkeit, sogar der sinnlichen Anschauung. Eine Umwertung aller Werte ist ihr möglich durch die ausschließliche Beziehung auf das Zentrum der Erkenntnisformung.

Viele Teilnehmer geistiger Werte können die Bodenlosigkeit religiöser Beziehung nicht verstehen; sie wollen auch religiöser Beziehung in der gegenständlichen Wirklichkeit einen Boden aufweisen, sei es auch nur einen geistigen Boden in irgend einem Dogma, oder einer Norm, oder einem Ritus; sie wollen religiöser Beziehung Seiten abgewinnen, welche sie nicht hat; sie wollen die Beziehungen religiöser Andacht räumlich-zeitlich fassen, obwohl sie nur unräumlich und unzeitlich zu begreifen sind. Es gibt keine gegenständliche religiöse Anschauung. Auch das Universum, das Symbol einer übertheistischen Stimmung, kann wohl in ästhetischer Beziehung sich dem Auge aufweisen, in religiöser Beziehung ist es nur eine unräumliche und außerzeitliche Zentralbetrachtung. In die Er-

scheinungswelt hinein gibt es nicht eine äquivalente Darstellung des Religiösen. Es gibt keine Darstellung einer Erscheinung, die als solche religiösen Wert hätte.

5. Ethische Bewertung in Achtung vor dem Moralgesetz.

Auch ethische Beziehung der Achtung vor dem Moralgesetz versucht wenigstens, sich im ethischen Handeln auf die Sinnlichkeit umzusetzen und der Dinglichkeit Boden abzugewinnen. Allerdings ist sie sorgfältig darauf bedacht, sich nach diesen Seiten nicht selbst zu verlieren, sondern den innerlichen Mittelpunkt der Geistigkeit im steten Bewußtsein zu erhalten. Ethische Beziehung stellt Lebensgebiete aus sich heraus als Sitte, Gesetz und Recht und behauptet doch solchen Tatsachen gegenüber ihre Selbständigkeit nicht als reiner Zustandswert, aber auch nicht als bloßer Gegenstandswert.

6. Gegensätzlichkeit des religiösen Wertes gegenüber dem ethischen.

In religiöser Beziehung aber gibt es keine gegenständliche Leistung. Darum bedarf sie nicht so, wie die ethische Beziehung, des Gegengewichts eines steten aktiven Bewußtseins von dem Mittelpunkte der Geistigkeit, weil sie selbstverständlich und ausschließlich auf dieses Zentrum gerichtet ist.

7. Wissenschaftlicher Erfahrungswert.

Wissenschaftliches Urteil versetzt sich gar in die Natur der Dinge selbst, gewinnt ihr eine Gesetzlichkeit oder zum mindesten eine Kontinuität ab und geht somit aus dem Zentrum der Geistigkeit heraus und voll in die Gegenständlichkeit ein. In dieser Gegenständlichkeit wird wissenschaftliche Beziehung zur Erfahrungswelt. Darum verliert sich wissenschaftliche Betrachtung am leichtesten aus dem Zentrum der Geistigkeit*).

8. Religiöse Unbegrenztheit im Gegensatz zu wissenschaftlicher Urteilsfertigkeit.

Dagegen ist in das Wesen religiöser Andacht beständiger Widerspruch gegen jede gegenständliche Versinnlichung und gegen jede Erscheinungsform auf-

---

*) Eine Erörterung des Gegensatzes zwischen Natur und Geisteswissenschaften würde abseits dieses Aufrisses formaler Geistesbildung aus den unterschiedlichen Betonungen des Indifferenzpunktes liegen. Nur so viel ist zu sagen, daß die wissenschaftliche Urteilsfertigkeit bei den Naturwissenschaften eine größere ist. Bei den Geisteswissenschaften kontrastiert der wissenschaftliche Erfahrungswert mit dem psychologischen Beobachtungswert zu beobachtendem Urteilen.

Die Kausalität ruht bei den Geisteswissenschaften in der Kontinuität, die Substanz in der Individualität, die Wechselwirkung beruht auf einem mannigfachen Herüber und Hinüber. Bei der Auseinandersetzung würde die Klarstellung der Prinzipien größere Fortschritte machen, wenn man nicht auf beiden Seiten, in Nachwirkung der mythischen Kulturstufe, eine gewisse sinnendingliche Auffassung der betreffenden Formulierungen mitsprechen ließe, mit anderen Worten aus dem Zentrum der Geistigkeit, nämlich dem Indifferenzpunkt im Gemüt, sich verlöre; ein Beweis für die Wichtigkeit einer Betonung der Transzendentalität als solcher!

genommen. Keine Verwirklichungsform des Geistes genügt der unersättlichen Erhebung in der Andacht.

Religiöse Beziehung kann deshalb auf kein allgemeingültiges Urteil gebracht werden, höchstens ein Begriff von dieser Beziehung vermag eine zu allen anderen Beziehungen negative und gegensätzliche Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit von Religion festzulegen. Gerade damit wird aber die Unersetzlichkeit von Religion in Kontrastierung der Geistigkeit zur ersten Wirklichkeit, in Motivierung und Sollizitierung der entgegengesetztesten Beweggründe bezeichnet. Es ist die Majestät religiöser Beziehung, daß sie sich zu allem, was mit ihr zugleich bewegt und angeregt wird, in Widerspruch setzt. In der Andacht zum Mittelpunkt der Geistigkeit liegt eine ständige Revolutionierungsmöglichkeit jedes anderen. Sobald sich dieses andere festsetzen und konsolidieren will, widerspricht es in dem Falle, daß es sich als „religiöser" Wert in Kultur, Sitte oder Gedankenwelt behaupten will, sich selbst. In diesem Widerspruch gegen jede feste Darstellung spricht sich der ausschließende Zug religiöser Andacht zu dem einen und einzigen ungegenständlichen Lebenszentrum aus.

9. Psychologischer Beobachtungswert.

Psychologische Beobachtung versetzt sich zwar nicht in die Natur der Dinge, aber doch in den seelischen Prozeß des gesamten Werdens von Sinnlichkeit und Geistigkeit. Sie geht ganz in die individuelle Einzelheit ein und gewinnt ihr ein Exemplarisches ab. Ein korrespondierendes und einfühlendes Verständnis ist Begleitakzent.

Die Schwierigkeit, dieses seelische Verständnis durch Beobachtung — auf eine allgemeingültige Gesetzlichkeit zu bringen, liegt darin begründet, daß die Beobachtungsgabe stets ein unerklärtes X noch zu umfassen vermag und also der Allgemeingültigkeit ausweicht. Demgemäß ist es sachentsprechend, sich über die Methode psychologischer Beobachtung von Fall zu Fall auseinanderzusetzen.

Denn psychologische Beobachtung geht nicht nur aus dem Zentrum der Geistigkeit aus und in die Gegenständlichkeit ein, wie im wissenschaftlichen Urteil, sondern wird sich zur Gegenständlichkeit und geht über die Gegenständlichkeit hinaus auf das seelische Experiment. Selbst das Zentrum der Geistigkeit wird zum experimentellen Erlebnis und zur individuellsten und zugleich universellsten inneren Erfahrung. Selbst- und Menschenbeobachtung begrenzt sich nicht anders, als in dem Indifferenzpunkt (im Gemüt), in dem seelische Beobachtung sich schließt, als bei dem Nichts (ens imaginarium).

10. Der (sich vom Zentrum aus erschließenden) psychologischen gegensätzlich ist die (sich zentral richtende) religiöse Bewertung des Indifferenzpunktes.

Der religiösen Beziehung verbleibt aus der seelischen Beobachtung nichts anderes mehr für einen Ausgang ihres Formungsprinzipes, als eben dieser In-

differenzpunkt aller Differenzierungen. Derselbe ist letzte Unanfechtbarkeit für alle geistige Formung. Religiöse Andacht gibt sich diesem letzten Unanfechtbaren, diesem Nichts, hin als dem setzenden Etwas. Die absolute Negation jeder Sinnenfälligkeit bekommt als solche durch die Andacht den Wert des Absoluten. Der Widerspruch der Andacht gegen jede Versinnlichung und jede Erscheinungsform gründet sich aber nicht auf Beobachtung und Erfahrung, sondern wird zum zentralen Ausgangspunkt des Geisteslebens. Der Indifferenzpunkt wird zum positiven Urgrund alles Lebens. Die absolute Negation wird zur absoluten Position.

11. Andachts-beobachtung, Andachts-gesinnung, Andachts-anschauung, Andachts-urteil in ihrem Verhältnis zur formalen Andacht bei Auflösung der sinnlich-geistigen Ungeklärtheit mythischer Kulturstufe.

Mit der Beobachtung kontrastiert Andacht am schärfsten. Der Kontrast der Andacht mit der Beobachtung umfaßt den ganzen Kreis des Geschehens „in Bewußtsein und Tat der Menschheit". Auch das Unbewußte und Unterbewußte wird der Andachtsbeobachtung bewußt. Die Andachtsbeobachtung vermittelt auch den Übergang von der mythischen Kulturstufe zum selbst- und menschheitsbewußten Geistesleben am radikalsten. Bei dem Ein- und Ausgehen der Andacht in andere Beziehungen der Geistigkeit spricht immer etwas Andachtsbeobachtung mit, wenn auch bei Fixierung dieses Überganges ethische Beziehung Führerin ist.

So meinen wir mit unserem transzendentalen Schematismus keine Überschwenglichkeit der Ideenwelt. Den Schematismus der transzendentalen Erkenntnisformung stellten wir in dem Sinne fest, daß jede Überschwenglichkeit der alten Metaphysik durch denselben ausgeschieden wird und das, die mythisierende Sinnenfälligkeit beherrschende, überpsychische, wie überphysische Moment der Geistesbildung genau inne gehalten ist. Die Denksphäre eines Umkreises von Wertbetonungen liegt transzendental der Erprobung in raumzeitlichen Anschauungsformen und gleichfalls transzendental einer Anwendung der Kategorien in die sinnliche Erfahrung hinein.

Es ist Kant, welcher den transzendentalen Ort für die Denkmöglichkeit eines Schematismus der unterschiedenen Erkenntnisformen bereits angegeben hat. Man lese Kritik der reinen Vernunft I, Teil 2, Abt. 1, Buch 2, besonders auch den Anhang, und man findet dort die, von mir für die Darstellung des A priori der Erkenntnisformung aufgegriffene, Analogie der Null. Auf der anderen Seite enthält die Kritik der praktischen Vernunft Teil 1, Buch 1, Hauptstück 3 bereits das universale Schema für die ethische Erkenntnisform als Achtung. Nur ist bei Kant das A priori der Erkenntnisformung überhaupt noch nicht als solches geklärt und in seiner unterschiedenen Betonungsmöglichkeit erfaßt.

Meine Aufdeckung der Beziehung von Schematen unterschiedener Erkenntnis-

formen auf den transzendentalen Ort jeder Geistesbildung wird noch einer späteren ausführlicheren Darlegung bedürfen. Das Schema der Beobachtung z. B. hat die bisherige Philosophie noch nicht als Schema für eine Formungsweise der Erkenntnis gewürdigt. Deshalb ist der erkenntnistheoretische Wert der Psychologie bis heute ein schwankender geblieben. Ebensowenig ist bisher die Andacht als maßgebendes Schema für die religiöse Beziehung an das Licht gestellt worden.

a) Vorgeistige mythische Kulturstufe.

Auf der mythischen Stufe tritt es leicht ein, daß die beobachtende Vorstellung und der reagierende Wille, ebenso wie die Anschauung und Beurteilung mit ihrer Impulsivität, besonders aber in ihrer phantasiemäßigen Gestaltung, in sich widerspruchsvoll, an Formationen in der Andacht gebunden bleiben. Alle Institutionen, bezugsweise Vorstellungen und Anschauungen, sowie Seelenstimmungen eines Volkstums behalten solange diesen mythischen Charakter, bis sich die Andacht auf ihren innerlichen Quell besonnen hat und führend ethische, sodann ästhetische Ideen und endlich wissenschaftliche Prinzipien als selbständige Lebensgebiete sich absondern. Diese Lebensgebiete regeln sich erst nach ihrer Absonderung selbst, positivistisch, nach immanenter Gesetzgebung, ohne mythisch-religiösen Beisatz. Von den positivierten Lebensgebieten ergeht dann die Forderung an die Andacht, sich der mythischen Elemente zu entäußern und rein innerlich religiös zu werden, um den speziellen Lebensgebieten Zeit und Raum zu überlassen. Eine wirklich religiöse Andacht vermag das auch jederzeit über sich. Darin beruht für die Gegenwart der Wert religiöser Beziehung, daß sie, in sich klar und formal begriffen, die Richtigkeit des Urteils und Überzeugungstreue des Handelns, sowie bestimmte Komplexe des Vorstellens und Wollens sachgemäßen Institutionen anvertraut und auf die völkererziehende Vorstufe des Mythus zugunsten sachlich-getrennter Selbstverantwortlichkeit verzichtet. Demgegenüber ist es die Tragik jeder mythischen Lebensform, gerade weil sie noch nicht religiöse Beziehung im eigentlichsten Sinne kennt, sondern ihre erscheinende Andacht sich in die Sinnlichkeit und Dinglichkeit hineinprojiziert, — es ist die Tragik wie jeder mythischen Lebensform, so auch unsrer derzeitigen Kirchenanstalt*), wenn sie das nicht hat,

*) Zu vergl. Eucken: „Thomas von Aquino und Kant", Berlin 1901. S. 9—11: „Jene Bindung des Geistigen an das Sinnliche, jenes Unvermögen, geistige Größen ohne eine sinnliche Verkörperung als wirklich anzuerkennen, kennt keine innere Gemeinschaft ohne eine sichtbare Organisation; so kennt sie auch keine Bindung in der reinen Innerlichkeit des Gemütes und Gewissens, vielmehr muß alles, was die Willkür und Selbstsucht bändigen soll, aus einer mit sichtbaren Kräften ausgerüsteten Autorität stammen." „Diese Denkweise entspricht einer früheren Entwickelungsstufe und steckt uns schon deswegen tief im Blute." Zu vergleichen auch die Ausführungen Wundts in seiner Völkerpsychologie 2. Aufl. Band 3 I über „Mythus und Religion".

was sie braucht: nämlich Macht, und darauf beschränkt ist, was sie nicht hat, sondern höchstens als Sehnsucht, als Ewigkeits- und Unendlichkeitsziel darstellt, Religion. Scheu, nicht eigentlich Andacht entspricht der mythischen Form. Die ideale Symbolik genügt nur der reinen Geistesschöpfung. Gar andächtig in die bloße Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit ist nur die reinste religiöse Beziehung. — Eine jede mythische Form dagegen bedarf Sinnlichkeit und Dinglichkeit als Nachweis ihrer Kraft. Physische und psychische Beziehungen sind in ihr noch mit wissenschaftlichen, ästhetischen, ethischen und religiösen Beziehungen in eins.

b) Die Bedeutung kirchlich-staatlicher Suprematie.

Auch unsere Kirchenanstalten sind noch entstanden als Ausfluß der mythischen Vorstufe der Geistigkeit. Es handelt sich auch hier nicht um wirkliche Innigkeit eigentlich religiöser Andacht und geistig zentraler Betrachtung, sondern um die Scheu Außenstehender vor der religiösen Beziehung. Zur Klarstellung dieser kultischen Beziehung erinnere ich nur an den von dem Volke abgetrennten oberherrschaftlichen Altarraum mit seinem Allerheiligsten auf dem Sakramentstisch in den Kirchen beider Konfessionen. Unter der Herrschaft politischer und sonstiger, z. B. ästhetischer Gesichtspunkte wird These, Antithese und Synthese mythisch-mysteriöser Stimmung erzeugt. Dies ist ein Beweis, daß es sich hier um eine Stellungnahme, sei es welcher Art auch immer, zur religiösen Beziehung, nicht um diese selbst handelt. Von der Gesamtheit oder einzelnen Verfassung des Lebens heraus nimmt man Stellung zur Andacht im Abstand von dem Mittelpunkt der Geistigkeit wie vor einem Mysterium. Gottesfurcht und die Kultivierung derselben ist völkerpsychologisch-genetisch aller Weisheit Anfang. Die Scheu verwandelt sich leicht in Ehrfurcht und Ehrfurcht in Autorität. Autorität tritt aber stellvertretend da ein, wo Andacht, Anschauung, Achtung, Urteil in der eignen Brust noch nicht intakt ist, die Persönlichkeit noch nicht ausgebildet ist und von einer Innerlichkeit, einem Bei-sich-selbst-sein in Religion und Sittlichkeit noch nicht die Rede sein kann. Wo die Unbedingtheit der Innerlichkeit fehlt, da muß sich die Geistigkeit als absolute Notwendigkeit äußerlich darstellen in kirchlich-staatlicher Suprematie.

c) Kirchliche Erziehung.

Von einer kirchlichen Darbietung wird man ebenso wenig und ebenso viel sagen können, daß sie Religion sei, wie man von einem Kunstrichter-Kollegium sagen kann, daß es Kunst sei. Die kirchliche Darbietung hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn durch sie auf Andacht hingewiesen wird, wie auch das Kunstrichter-Kollegium, wenn durch dasselbe auf das Kunstwerk und dessen Anschauung aufmerksam gemacht wird.

Die Kirche ist ebenso wenig und ebenso viel wie die Schule ein Ideal für

sich selbst, sondern ein Weg zur Erreichung eines Ideals. Sobald in irgend einer Beziehung das Ideal erreicht ist, ist der Weg vollendet. Hier das pädagogische, dort das religiöse Ideal! Religiöse Gemeinschaft ist etwas, abgesehen von Kirche und kirchlichen Dingen. Kirchliche Beziehung hört da auf, wo religiöse anfängt. Kirchliche Beziehung hebt sich beständig in der religiösen selbst auf.

Wenn ich in der Schule etwas lerne, so ist das zuerst meinem Fleiße, dann dem Geschick des Lehrers und endlich dem Gehalt des Lernstoffes zuzuschreiben. Der Begriff der Schule hat da nichts auf sich, ebenso in der Kirche. Hier wie dort muß eine Persönlichkeit hinter allem stehen und sich des inneren Gehalts bemächtigen. Es ist eine Verkehrung, wenn Kultus meint, etwas Innerliches schlechthin in sich zu haben. Wie! wenn die Schule glaubte als solche Erziehung schlechthin zu bedeuten und nicht vielmehr wollte Erziehung ins Leben mitgeben. So muß auch Kirche religiöse Beziehung ins Leben mitgeben.

d) Es gibt keine konkrete inhaltliche Bestimmtheit der religiösen Beziehung als solcher.

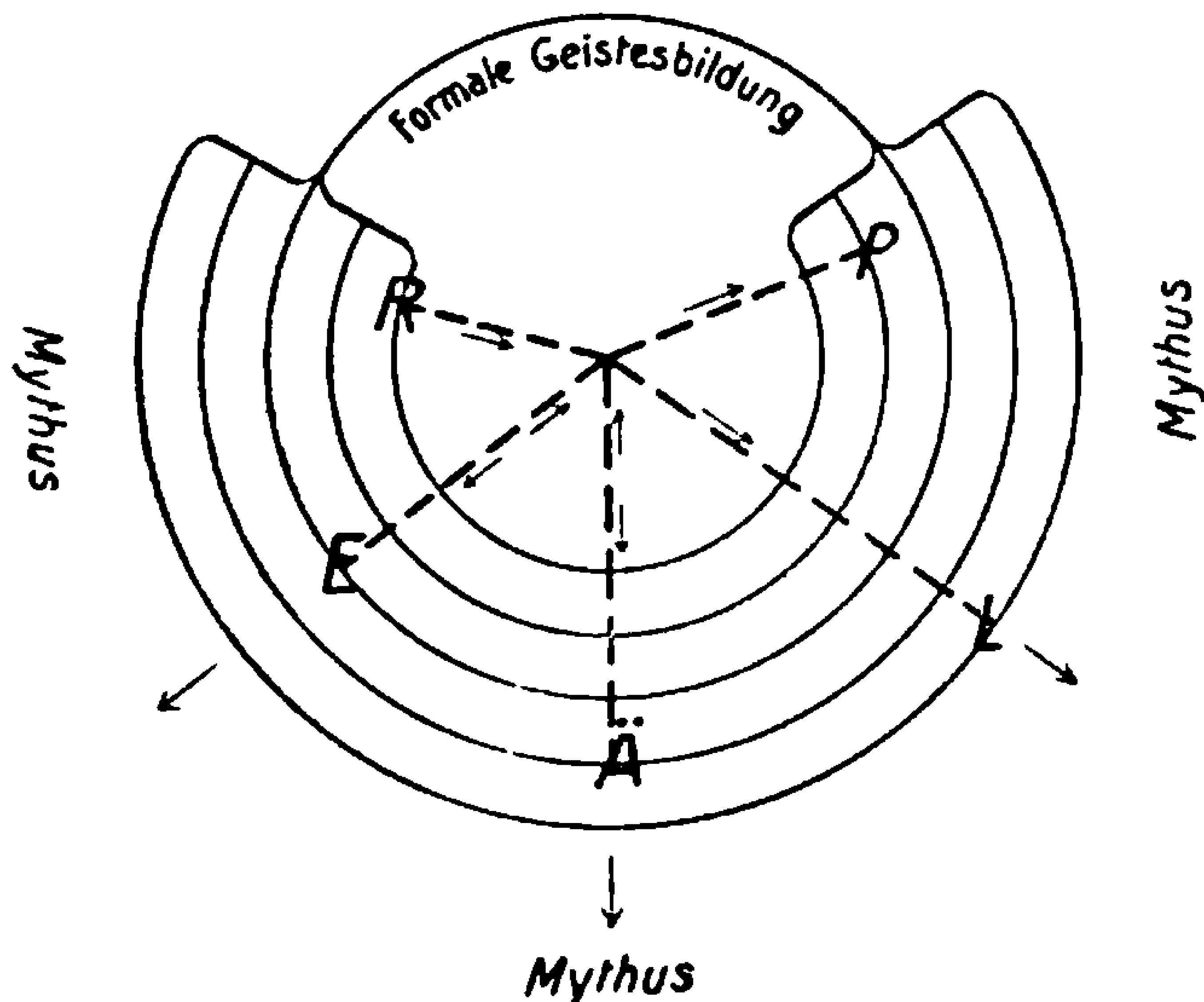
Das, was als konkreter Inhalt der religiösen Beziehung erscheint, ist jedesmal auch schon ein Heraustreten religiöser Geltung aus ihrer zentralen Beziehung in andere Beziehungen hinein, eine Transformation der Andacht, sei es in ethische Gesinnungswerte, oder ästhetische Anschauungen, oder wissenschaftliche Urteile, oder gesteigerte psychische Beziehungen, oder in sonst etwas hinein. Man könnte solche Transformationen vielleicht charakterisieren als Andachtsgesinnungen, Andachtsanschauungen, Andachtsurteile, Andachtsseelenstimmungen usf. Andachtsgesinnungen wären z. B. Liebe, Allmacht, Nirwana, Atman, die sich dann entweder personifizieren, z. B. als Christus, Gott, Buddha, Brama, oder ethifizieren in innerlicher Überwindung des Egoismus, in die Persönlichkeit, Familie, Gesellschaft und Menschheit hinein. Andachtsanschauungen wären z. B. die Symbole. Andachtsurteile wären z. B. die sozusagen religiösen Vorschriften und Glaubenssätze. Andachtsseelenstimmungen wären z. B. Fatalismus, Gebet, Buße usw.

12. Transzendentalität.

Religiöse Beziehung in ihrer Reinheit bestimmt sich durch das bloße Bei-sich-selbst-sein des Lebens-Innern und empfindet alles Außersichgeraten wie eine Umbildung der Andacht in die Sphäre der Unvollkommenheit. Das Unaussprechbare läßt sich nicht gleichwertig ausdrücken. In der Andacht bemächtigt man sich wohl sämtlicher Lebensbeziehungen, aber empfindet dennoch alle diese Lebensbeziehungen als ein Anderssein, als eine Fremdheit. Hier liegt die Genesis der Objektsvorstellung. Religion ist entweder eine Beziehung schlechthinniger Transzendentalität über alles andere, auch über sogenannte religiöse Einrichtungen

und mythische Bedingtheiten hinaus, oder sie ist nichts, was nicht auch anders wie begrifflich zu fassen wäre.

Es sei hier eine Tafel aufgestellt:



In der Tafel bezeichnet:

J = Indifferenzpunkt: Das A priori der Geistesbildung.

Kreislinie = Formale Geistesbildung; wird in 5 verschiedenen Beziehungen bewertet.

R = Religiöse Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Andacht.

P = Psychologische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Beobachtung.

E = Ethische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Achtung.

Ä = Ästhetische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Anschauung.

L = Logisch-wissenschaftliche Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Urteil.

In der Parallelität der Kreislinie kommt die Parallelität sämtlicher geistiger Wertungen zum Ausdruck.

Der punktiert angegebene Radius bezeichnet den ständigen Kontakt der betreffenden Beziehung mit dem zentralen Indifferenzpunkt.

Pfeilrichtung nach und von dem Zentrum charakterisiert die erkenntnisgemäße Richtung der unterschiedenen Beziehungen nach und von dem Indifferenzpunkt aus.

Die Winkelung der Radien im Zentrum weist auf die Möglichkeit steter Kontrastwirkung der unterschiedenen Beziehungen gegen einander bei der Erfassung ihrer selbst und der umgebenden Wirklichkeit hin.

Der verschiedene Grad der Entgegensetzung bezeichnet den verschiedenen Grad der Kontrastwirkung der Beziehungen gegen einander bei der Erfassung ihrer selbst und der umgebenden Wirklichkeit.

Ein Pfeil außerhalb des Umkreises mit der Richtung auf die Umgebung deutet bei E, Ä, L auf die Möglichkeit einer direkten Bildung von ethischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Gegenständlichkeiten in die durch „Mythus" bezeichnete allumgebende psychophysische Wirklichkeit hinein.

Das Fehlen eines Pfeiles außerhalb des Umkreises deutet darauf hin, daß R und P nur indirekt mit Hilfe ihrer Kontrastierung in andere Beziehungen an einer, lediglich reflektierten, Gegenständlichkeit Anteil gewinnen.

Gegenüber der Umgebung behauptet R und P die Möglichkeit einer Universalität unmittelbarer innerer Erfahrung.

Die den Umkreis formaler Geistesbildung und ihrer Beziehungen umgebende Sphäre = Mythus: deutet auf das psychophysische Material, das durch formale Geistesbildung und ihre verschiedenen Beziehungen mit Hilfe eines Schematismus zur Erkenntnis geformt wird.

13. Religiöse Beziehung ist wie die anderen Beziehungen der Geistigkeit immer wieder neu und in jedem Fall wieder ursprünglich.

„Religion“ ist also z. B. nicht in dem Sinne „Gefühlssache“, daß sie bloß e i n e Seite menschlicher Seelenäußerungen in Anspruch nähme. Wenn aber Gefühl als diejenige Seite bezeichnet wird, die nicht bloß nachzuerleben vermag auf gegebene Anregung hin, sondern in allen Beziehungen immer neu und immer wieder selbst erleben muß, um einer Sache gerecht zu werden, dann ist religiöse Beziehung wie jede Geistigkeit eine ursprüngliche Gefühlsbetonung. Dann liegt auch in der Möglichkeit einer bewußten Gefühlsbetonung beim vernunftbegabten Wesen die Möglichkeit der Negation naiver Dinglichkeit begründet: Der Mensch gibt sich nicht mehr bloß dem Ablauf der Sinnlichkeit hin, sondern fühlt etwas Eigenes, Spontanes, eine Übersinnlichkeit, eine Übernatürlichkeit, eine Geistigkeit, einen Charakter, eine Gegenständlichkeit in den Ablauf der Sinnlichkeit hinein. Ein Reflex dieser Übersinnlichkeit, welche der Mensch hineinfühlt, ist dann seine Anschauung, sein Urteil, seine Gesinnung. Insonderheit bei der religiösen Beziehung beruht jedenfalls ihre Wahrhaftigkeit darin, daß sie immer wieder neu und ursprünglich in der Andacht erlebt wird. Solches „Gefühl“ entspricht dem „Gemüt“ in der deutschen Dichtung und Denkung, oder dem „Sinn“ Friedrich Heinrich Jakobi's.

14. Allgefühl.

Es ist hier die Stelle, die eigentümliche religiöse Geltung der Neuzeit mit ästhetischer Einfühlung auseinanderzusetzen. Seit der Zeit der Renaissance ist nämlich die uns gegenwärtige Andachtsanschauung jenes ursprünglich panentheistisch motivierte Allgefühl, das die Tendenz auslöst, in die Endlichkeit eingefühlt zu werden, und z. B. durch Schleiermachers Anschauung des Universums in individuellster Aneignung seine kräftig religiöse Bewertung erhalten hat. Es ist Erlebnis der Alleinheit und verliert sich in der Entzweiung.

15. Kultur-Entzweiung.

a) Abkehr von der ästhetischen Religionsgestaltung.

Den Griechen war αἰσθάνεσθαι und εὐσεβεῖν ungetrennt auf jede Einzelheit des Lebens bezogen. Ehrfürchtige Gesinnung war nicht ein All-einheits-gefühl, sondern wuchs sich von selbst und ungebrochen in jede Einzelheit des Lebens hinein und zu ästhetischer Anschauung aus, ohne daß religiöse Beziehung ihre Ausschließlichkeit in sich rein behauptete. Religiöse Beziehung war noch nicht rein in das Zentrum der Geistigkeit eingegangen. Darum konnte auch die ästhetische Einfühlung noch nicht für sich ohne Gebärde und Handlung der Ehrfurcht geschehen.

b) Alleinsgefühl sondert eine religiöse Seite aus.

Erst mußte die mythische Lebensform in symbolische Deutung (Plato) übergehen. Erst dann trennt sich die Idee von ihrer Darstellung. Ästhetisches Nachfühlen und Zufühlen separieren sich und werden unzulänglich, das, nunmehr auf christlichem Lebensgebiet, sich ausbildende All-eins-gefühl mit zu begreifen. Die Gottesvorstellung ging hinter das Bild zurück und über das Bild hinaus. Die Linienführung der Gotik verliert sich ins Unendliche, und will sich der Universalität bemächtigen. Als Nachklang der Mystik kam das All-eins-gefühl zum Siege in der Renaissance. Es hatte sich des Universums bemächtigt.

c) Rein ästhetisches Formgefühl.

Man wollte sich in die Endlichkeit neu einführen. Man ahmte die Antike nach, aber ohne nunmehr die ästhetische Beziehung an einzelne Werke und Gestaltungen binden zu können. Es entstand, unter dem Pinsel der Maler, das im geometrischen Aufbau des Bildes sich ausdrückende rein ästhetische Formgefühl. Die Andachtsanschauung ging auf das, was hinter und über den einzelnen Kunstwerken zu suchen ist, auf das Ganze, auf die Alleinheit. Es löste sich die ästhetische Anschauung von der Andacht.

d) Der Kampf um die Lebenseinheit.

Michelangelo*) z. B. ringt damit, dieses All-ein-fühlen in den Stoff seiner Plastik hinein zu bilden: der Stoff tut seinem Durst nach Erhebung über den Stoff nicht genug. Obwohl ihm alles andere zurücktritt und nur die edelste Schöpfung der Natur, der Menschenleib selbst, ihm genügen soll, vermag doch keine noch so herrliche Schöpfung dieses größten Meisters aller Zeiten seine Andacht zu befriedigen. Sein unersättliches Allgefühl geht auch über die beste Schöpfung hinaus. Er zaubert sich alle Gestalten des antiken und christlichen Mythenschatzes vor die Seele. Er bildet immer wieder neu und immer wieder anders. Viele seiner Kunstwerke bleiben unvollendet. Es ist seiner Andachtsanschauung unmöglich, sich noch mit der mythischen und symbolischen Einbildung in die Sinnlichkeit zusammenzufinden**). Seine Andachtsanschauung vermochte nur vor dem Universum stille zu halten und dieses eben läßt sich nicht einbilden. Sein Ringen und Kämpfen gilt einem übermenschlichen Ziel. So leidet er trotz rastlosen Schaffens das All-einheits-gefühl im Schmerz über die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung. Dem Schmerz über die Unvollkommenheit der Darstellung des All-einen gibt er in seiner Dichtung Ausdruck:

*) Zu vergleichen die Ausführungen G. Simmels im „Logos" Bd. 1.

**) Die Satire liegt ihm nahe auf die Begrenztheit der Gestaltungsmöglichkeit, z. B. in seinem Bacchus: Die Völlerei kann ich darstellen, die Erhebung in die Unendlichkeit findet nicht ihr Genüge.

„Nicht Malen und nicht Meißeln stillt die Seele;
Sie sucht die Liebe Gottes, die am Kreuze
Die Arme breitet, um darein zu schließen.“

„Dem, der da lebet, kann das, was sterben wird, die Sehnsucht nicht befriedigen.“

„Was ich in deiner Schönheit lese, Liebe,
Bleibt einer Erdenseele fern und fremd:
Wer es erschauen will, der muß erst sterben.“

e) Der Kontrast.

Diesen Menschen der neuen Zeit ist es unendlich schwer, die Harmonie, die ihnen vorschwebt, zu haben. Ihre Geistesgeschichte ist Gegenwirkung, nicht Bezeichnung dessen, was da ist, sondern Kontrast gegen das Sichtbare. Man sagt sich innerlich vom Stoffe los, um Möglichkeiten zu haben, allumfassend den Stoff zu meistern, wie man doch begehrt. Bilden ist meistern. Man will sich gegenüber dem All rein hingebend verhalten. Man läßt dann auch die Einfühlung in die Körperlichkeit rein für sich funktionieren. So in den fast seelenlosen Typen des Savanarola-Verehrers, der diesem unersättlichen Empörer wider jede Bildlichkeit sein halbes Lebenswerk opferte.

f) Formlosigkeit des Alleinheitsgefühls.

Schließlich verhüllt sich diesen neuen Menschen wieder die der Antike entnommene sinnliche Anschauung, der gestaltenfrohe, menschliche Leib. Er erweist sich als unzureichend, die unerschöpfliche Seele der neuen Zeit zu bilden. Die Überladenheit und Überfülle in den Gestaltungen der dinglichen Anschauung zur Zeit des Barock und Rokoko artete sogar in kleinliche Einzelheit aus und konnte so noch weniger dem all-einheitlichen Gefühl genügen, bis sich dann immer mehr Kunstanschauung von dem All-einheits-gefühl ganz lostrennt. Die Andacht gewinnt keinen Körper mehr. Die ästhetische Formung konnte nicht mehr der Andacht genügen; Zerreißung von Idee und Wirklichkeit war ja dem christlichen Lebensgebiet von Anfang an mitgegeben.

g) Losreißung auch vom Theismus und seinen ethischen Institutionen politischer Universalität.

Die Andacht des All-eins-gefühls ließ aber im weiteren Verlauf auch noch die moralischen Institutionen hinter sich, welche die theistische Gottesvorstellung bisher, im Gegensatz zu der ästhetischen Formung der Antike, kultiviert hatte; diese stellten nicht mehr das dar, was die Seele erfüllte.

h) Dichtung und Musik liefern keine Andachtsanschauung.

Im All-einheits-gefühl unsrer Dichter und Denker findet zwar das, was die Seele erfüllt, neue Gestaltungskraft. In der Dichtung und namentlich in der Musik vollzieht sich noch einmal eine gewagte Verbindung von Andacht und ästhetischer Stimmung. Zur wirklichen Andachtsanschauung kommt es nicht mehr.

Es bleibt nur der Andacht der Zug in die reinste Innerlichkeit und der Anschauung die bloße Formgebung der Sinnlichkeit.

i) Universale Andachtsanschauung ohne gültigen Ausdruck.

Die Andachtsanschauung des Universums steht zwar den antik-polytheistischen wie den kirchlich-theistischen Andachtsanschauungen entgegen, hat aber selbst einen gültigen Ausdruck nicht gefunden. Schleiermachers Reden über die Religion machten wohl den Versuch, die neuzeitliche Andachtsanschauung zum Ausdruck zu bringen, und werden allgemein als klassisch empfunden, aber nur wenige verarbeiten in sich den sittlichen Kontrast der Kultur-Entzweiung zu solcher allfühlenden Frömmigkeitsgestaltung. Man sucht mit Kant die Andachtsgesinnung zu wahren, und setzt damit die moralisch-theistische Tradition der Vorzeit fort. Nur eine bloße Möglichkeit universaler Andachtsanschauung will man konstatieren.

k) Möglichkeit allfühlender Andacht.

Der moderne Mensch hat die Möglichkeit, mit seiner Andacht ohne Position vor dem Übersinnlichen, Unerklärlichen, Unendlichen stille zu halten, in der Negation jeder Besonderheit. Ihm kann eine jede Lebensbeziehung ein Allebensgefühl auslösen. Es vermag sich ihm ohne Bild und Gesetz Subjekt und Objekt zu vereinigen. Es besteht die Möglichkeit für uns Moderne, daß Du und Ich noch nicht oder nicht mehr auseinandertreten, sondern zu einer Schauung der Lebensgemeinschaft in sich, sich verbinden. Es muß festgestellt werden, daß diese intelligible Schauung in der modernen Menschheit nicht bloß auf Reflexion oder auf Metaphysik beruht, sondern daß sie durchaus innerlich unmittelbar gewiß sein kann bei unseren Erlebnissen, wenn es auch schwierig ist, sie für die wissenschaftliche Analyse festzuhalten; für die Begriffsbestimmung ist sie nicht zu brauchen, sie bedeutet lediglich eine Akzentuierung des Lebens und quillt aus reiner Ursprünglichkeit hervor; die Begriffswelt wird dem einzelwissenschaftlichen Denken überlassen. Die universale Andachtsschauung bleibt eine Innerlichkeit und Geistigkeit. Der kausal-mechanischen Wissenschaft liegt an dieser Innerlichkeit nichts. Der Innerlichkeit als solcher scheint auch nicht damit gedient, daß man sie als (religiöse) Beziehung diskursiv herausstellt. Es scheint für die Verständigung besser, es schwindet (religiöse) Beziehung aus der Diskussion, zumal keine Einkleidung und keine Formulierung sie befriedigen kann. Man will nicht den Anschein erwecken, daß religiöse Beziehung für sich allein wirklich zu sein vermag. Man läßt das, was als eine Erhebung des Lebens aus dem Ganzen, dem All, heraus unerklärlich und ungewußt zustande kommt, in einem bloßen Allgefühl verbleiben. Ohne Anschaulichkeit und Symbolik bleibt religiöser Beziehung nichts anderes, als ihre Wahrhaftigkeit darin zu offenbaren, daß sie immer wieder neu und immer wieder ursprünglich innerlich und auf das Zentrum der Geistigkeit hin gerichtet erlebt wird.

16. Analogie des Allgefühls mit mystischer Versenkung.

Ein solches Allgefühl hat seine Analogien in der Mystik. Es kennzeichnet sich durch Andacht zum schöpferischen Seelengrunde als Intuition des Unbegreiflichen als „überwesende Nichtheit" (Eckehart). Zur Voraussetzung hat sie eine Möglichkeit der Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit, wie jede Geistigkeit sie voraussetzt. In der Abgeschiedenheit der Seele wird geboren: Gottheit — oder vielmehr (da das moderne All-einheits-gefühl eines transzendenten Gottes zu seiner Auslegung nicht bedarf und darin sich von der ethischen Kontrastwirkung, mit der sich Mensch und Gott, trotz christlicher Gottmenschheitsidee, seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung bis über das Mittelalter hinaus gegenübertrat, unterscheidet) — der apriorische Mensch, entsprechend zunächst dem Nichts, d. h. der absoluten Abstraktion von jeder Dinglichkeit, aus dem erst das „Icht" des spezifischen Seelenlebens in Sprache, Mythus, Dichtung, künstlerischer Phantasie und Phantasie sittlicher Gemeinsamkeit hervorgeht. Zu allem ist als Korrelat: intelligible Freiheit, in religiöser Beziehung Unbedingtheit nötig, aus der Verneinung naiver Dinglichkeit möglich wird, so, daß durch Andacht zum schöpferischen Seelengrunde, wie auch durch Achtung vor dem Gesetz des Geistes das edle Nichts im Bewußtsein gefestigt heraustritt.

17. Fehlende intelligible Anschauung.

Eine über bloß innere Schauung hinausgehende intelligible Anschauung bleibt vorläufig noch ein frommer Wunsch.

18. Dem Kontrast trotzt die Einheitlichkeit der Geisteswirkung in der Andacht.

Immerhin messen wir die Beziehung des Andächtigseins mit künstlerischer und sittlicher Beziehung. Ich wiederhole: Andacht kennzeichnet sich durch ein In-sich-gekehrt-sein, wobei das in-sich-gekehrte Individuum oder Universum, Mensch, Gott oder Welt ungeschieden ist. Die entgegengesetzten Lebensmomente treten in der Andacht innerlich zusammen zu e i n e r Geisteswirkung. Demgegenüber kennzeichnet sich die künstlerische Anschauung dadurch, daß Werk und Künstler energischer auseinandertreten in Anschaulichkeit und Gestaltung. Es vollzieht sich ein von innen Heraustreten in die Dinglichkeit. Vollends die ethische Achtung stellt ihr Gesetz aus sich heraus in die Zweiheit von Ideal und Wirklichkeit. Es bildet sich die Tatsächlichkeit. Messen wir nun aber religiöses Andächtigsein mit ethischem Achtunghaben, so handelt es sich in der religiösen Lebensbeziehung nun nicht bloß darum, aus der natürlichen oder sittlichen Kontrastwirkung Alleinheit hervorgehen zu lassen. Noch weniger handelt es sich in der ethischen Lebensbeziehung etwa bloß darum, das All-eine dualistisch zu kontrastieren in die Gegensätze von Sittengesetz und dessen Befolgung, von gutem und bösem Willen, von Du und Ich. Vielmehr behaupten religiöse und sittliche Beziehung gegeneinander eine Selbständigkeit. Denn All-einheit tritt wie ein ursprüngliches Er-

lebnis in das Seelenleben als Andacht, der Kontrast als Achtung, wobei anzumerken ist, daß erst da schöpferischer Seelengrund in der Vorstellung als Sittengesetz, als Menschheit, Gottheit usw. der reinen Innerlichkeit gegenüber tritt, wo die Kontraste angesichts des Handelns heraustreten und in der Vorstellung, bezw. im Willen sich tatsächlich aufweisen; dann erst entsteht die von ursprünglicher Andacht zu unterscheidende Aufgabe, aus dem Kontraste zur All-einheit auf dem Wege der Achtung wieder zurückzufinden.

Die Färbung des ursprünglichen Lebensmomentes jeder Geistigkeit als Achtung vor dem Moralgesetz setzt einen gewissen Kulturstand voraus, und erst auf höherer Kulturstufe gewinnt jene ethische Färbung des All-einen einen Klang von Andachtsgesinnung, um begeistern zu können, wie die Ansprache Kants an die Pflicht in seiner Kritik der praktischen Vernunft beweist: hier spricht nicht allein die Gesinnung der Achtung, sondern auch wieder Andacht zum Urgrunde des Lebens.

19. Religiöse Beziehung als bewegender Pol stärkt die gegensätzliche Agilität jeder anderen Lebensbeziehung.

Aber gerade weil sich religiöse Beziehung, ihrem spezifischen Kerne nach, von Kontrasten abseits, einzig stets auf das Zentrum der Geistigkeit bezieht, deshalb ist sie auch diejenige Beziehung, welche alle Geistigkeit stets in Agilität erhält. Alle Geistigkeit — und nun nicht etwa bloß die Befähigung zu ethischer Achtung, oder ästhetischer Anschauung, oder gehobener Seelenstimmung, sondern auch wissenschaftliche Urteilsfähigkeit — funktioniert nicht ohne die Befähigung zur Negation erster Sinnlichkeit, und diese wieder wird als ausschließendes Erlebnis überraschend in der Andacht kultiviert, und dadurch jede seelische Möglichkeit in geistige Sphäre gerückt. Ohne solche Gehobenheit seelischer Möglichkeiten, ohne solche Potenz von Verneinung bloßer Gegebenheiten der Mannigfaltigkeit gibt es keine der charakteristischen Kombinationsmöglichkeiten im Geistesleben. Ohne einen Moment andächtigen Bei-sich-selbst-seins ist nichts zu begreifen und nichts zu beherrschen. Ohne das Bei-sich-selbst-sein durch Andacht gegenwärtig zu erhalten, ist man hingegeben in den Strom der Mannigfaltigkeit, ohne Einheitlichkeit, kann man von keiner Gegebenheit einen überlegenen und selbständigen Gebrauch machen.

20. Unersetzlichkeit religiöser Beziehung beim Durchbruch.

Dadurch, daß einzig nun bei der religiösen Beziehung vollkommener Innerlichkeit die Negation der Sinnlichkeit intelligibel geschaut wird, als All-einheit, während alle anderen Beziehungen auch als solche noch etwas außerdem wollen, oder anschauen, oder wahrnehmen, oder urteilen, ist religiöse Andacht für das Präsenthalten des geistigen Mittels jeder Kultur durch nichts anderes zu ersetzen.

Keine andre Beziehung ist in dieser Weise einseitig auf den geistigen Mittelpunkt aller Lebenswerte gerichtet. Hier ruht die Stärke, aber auch die Schwäche religiöser Beziehung. Ich meine also nicht, daß sich die Geistigkeit in der religiösen Beziehung vollendet; nur dies meine ich, daß jede Geistigkeit nicht ohne religiöse Beziehung hervorbricht aus der Sinnlichkeit heraus. Religiöse Beziehung quillt in jeder Geistigkeit.

Zwar wird stets der absolute Geist, von dem Hegel redet, in dem höchsten Wissen denkend sich selbst setzen. Alle Intellektualität ist durch alle (gemäß Hegels „Phänomenologie des Geistes" in der Negation zu begreifende) Knotenpunkte hindurch doch schließlich auf geradlinige Fortsetzung und Vollendung gerichtet. Die religiöse Beziehung wird aber durch keine Linienführung oder geradlinige Entwickelung versinnbildlicht, sondern durchschneidet stets die Linienführung und hat den Mittelpunkt des Lebenskreises geistiger Werte im Auge, als ein beständiger Neuansatz, als eine stetige Erneuerung oder Umkehrung aller Lebensverhältnisse. Charakteristisch ist sie darin, das Feuer der Geistigkeit zu schüren und doch sich allen bloßen Erscheinungen entgegenzustellen. Sie will nicht selbst das Höchste sein, wohl aber stets auf das Absolute hinweisen. Erfüllung der Geistigkeit überläßt sie anderen Beziehungen als Ideal geistiger Vorstellung oder Bestrebung.

21. Das Ziel ist bei der Andacht verborgen.

Religiöse Beziehung wagt nicht einen absoluten Geist festzulegen, ein logisch Letztes festzusetzen, weil immer zu befürchten ist, darin sich zu überheben, oder mit zu Geringem sich zu begnügen und mit Idolen sich zu beruhigen: So hoch steht religiöser Beziehung das Universum, so tief oder erhaben die ewige Harmonie, göttliche Heiligkeit und höchste Erkenntnis, daß man nie sie erreichen, nur ahnend zu ihr andächtig sein kann. Dogmatischen oder organisatorischen Zwang auszuüben, liegt ihr fern. Sie ist vielmehr das Stillehalten des Geistes vor sich selbst. Der schöpferische Genius ist bei religiöser Beziehung in seiner zwar noch nicht erkannten und erreichten, aber doch geahnten Totalität. In der Andacht liegen verborgen alle das psychische Leben übermögenden Möglichkeiten einer jeden geistigen Schöpfung von Naturanlagen und eines jeden Hervortretens von, dem gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten noch unterbewußten, geistigen Anregungen.

Gustave Colline:
Ist Henrik Ibsen ein Dichter?

Trotz der großen Verschiedenheit in der Art, wie sich Welt und Leben in den einzelnen Individuen spiegelt, kann man im allgemeinen zwei heterogene Richtungen unterscheiden, die dem menschlichen Geiste eigentümlich sind. Der eine lebt nur in der Erscheinung; er sieht nur die Äußerlichkeiten des Lebens. Die Dinge, die sich ihm darbieten, nimmt er als Realitäten. Ihm kommt es allein auf die Schönheit der Form an und kein Bedürfnis treibt ihn, einmal die Schale zu zertrümmern, um den Kern zu ergründen. — Der andere dagegen ist mit einem tiefen Blick in das Wesen der Dinge begabt. Ihm gilt der Schein nichts, das Sein alles. Nicht nach Schönheit dürstet seine Seele, sondern nach Wahrheit, und sei sie auch so entsetzlich, wie das entschleierte Bildnis zu Saïs.

Diese polaren Gegensätze finden ihren höchsten Ausdruck im Dichter und im Philosophen. Nicht der philosophische Aufsatz macht den Denker, nicht das Gedicht den Poeten, sondern der Geist, aus dem heraus er geboren ist. Ob Wahrheit oder Schönheit die Feder führten, darauf kommt es an. Nur die krasseste Oberflächlichkeit kann in Schönheit und Wahrheit identische Begriffe sehen. — So sehr sich Poesie und Philosophie auch nähern mögen, niemals werden sie restlos miteinander verschmelzen. Beide können sich wohl mischen, aber keine Verbindung eingehen (im chemischen Sinne). Ein gutes Beispiel dafür sind die Religionen. Bei ihnen ist die Idee mit dem Mantel der Poesie umgeben. Daß man bei jeder Religion den philosophischen Kern unbeschadet des Ganzen herausschälen kann, beweist, daß wir es hier mit keiner Verbindung zu tun haben.

Jede Schöpfung des Menschengeistes wird eine Mischung von Schönheit und Wahrheit sein, aber stets so, daß eins dem andern untergeordnet ist. Nach dem Dominierenden werden wir den Urheber unter die Dichter oder die Denker einzureihen haben. So ist es z. B. falsch, in Nietzsche einen Dichter zu sehen; denn das Poetische war ihm nur Mittel zum Zweck. Dadurch nähert sich seine Philosphie der Religion und macht die Wirkung begreiflich, die sie auf alle diejenigen hat, die von unserer Staatsreligion abgefallen sind und Ersatz dafür suchen. — Auch Lessing war kein Poet im strengen Sinne des Wortes. Seine Hauptwerke: die „Hamburgische Dramaturgie", der „Laokoon" und „Die Erziehung des Menschengeschlechts" stempeln ihn zum Kritiker, zum Denker. Der kritische Geist und der philosophische ist aber das nämliche. Nichts als selbstverständlich betrachten, in allem eine Frage, ein Problem sehen, omnia admirari, das ist sein Kennzeichen! Und das ist Lessings Charakter. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß er etliche Dramen geschrieben hat. Dem tieferen Blicke offenbart sich sofort die Nüchternheit, das Fehlen der poetischen Begeisterung.

Sie scheinen uns nicht geschaffen, sondern konstruiert. Ihr Wert liegt lediglich darin, daß sie dem deutschen Drama eine neue Entwicklungsmöglichkeit gaben, als erste ihrer Art, daß sie es vom französischen Geiste erlösten.

Eine der am meisten umstrittenen Personen der Literatur ist Henrik Ibsen. Man preist ihn als Dichter, als Schöpfer des psychologischen Dramas, und muß andererseits zugeben, daß er seine Kulturbedeutung weniger durch die Form seiner Werke, als durch ihren sozialphilosophischen Inhalt erlangt hat. Wer ein maßgebendes Urteil über eine bedeutende Persönlichkeit abgeben will, muß sich hauptsächlich auf die im reiferen Mannesalter geschaffenen Werke beschränken. Jugendwerke können leicht zu schiefen Urteilen verleiten, da sich der Verfasser zur Zeit ihrer Entstehung meist noch über seine eigentliche Sendung im unklaren gewesen ist. Wenn man Schiller nach den „Räubern" oder „Kabale und Liebe" beurteilen wollte, würde man wahrscheinlich zu einem ganz absurden Resultat gelangen. — Alle literarischen Genies haben eine Entwicklung durchgemacht derart, daß ihr erstes Werk nicht im entferntesten mehr ihrem letzten gleicht. Von den „Räubern" zum „Demetrius", von der „Familie Schroffenstein" zum „Robert Guiskard", vom „Catilina" bis zu „Wenn wir Toten erwachen" — welch' ungeheuere Strecke!

In Ibsens Schaffen können wir ganz deutlich zwei Perioden unterscheiden: einmal die Jugendarbeiten, das andere Mal die Gesellschaftsdramen. Wenn wir die Werke der ersten Periode gesondert betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir es hier mit einem jungen Dichter zu tun haben. Aber ebenso sicher ist, daß ihnen das Gepräge Ibsenscher Eigenart fehlt. Und Originalität ist eines der Hauptkennzeichen genialen Geistes. So scheinen uns Ibsens erste Dramen, für sich betrachtet, ganz seines Geistes bar zu sein. Ziehen wir aber auch die späteren Werke in den Kreis unserer Betrachtung, so erscheinen sie uns in einem anderen Lichte. Da erkennen wir schon frühzeitig Andeutungen der großen Gedanken, die später den Hauptinhalt seiner Schauspiele ausmachten. „So mancherlei, wovon meine spätere Dichtung gehandelt hat — der Widerspruch zwischen Kraft und Streben, die Tragödie und zugleich Komödie der Menschheit und des Individuums — tritt schon hier in nebelhaften Andeutungen hervor", schreibt Ibsen selbst in der Vorrede zu „Catilina" 1875. Merkwürdig — also gerade in etwas Unpoetischem, in dem philosophischen Inhalt, nicht in der Form oder Behandlung der Gedanken offenbart sich hier die Persönlichkeit eines Dichters. Noch opfert er nicht die Schönheit der Form der Wahrheit der Idee. Und doch macht sich auch jetzt schon ein Mangel an poetischer Erfindung bemerkbar. Björnson hatte vielleicht nicht so unrecht, wenn er behauptete, daß Ibsen die nordische Heldensage imitiert und sich mit ihrer fertigen Poesie behängt habe.

Björnson ist überhaupt der erste, der an seines Freundes poetischer Sendung zu zweifeln beginnt. Der Drontheimer Gesellschaft befürwortet er Ibsens Gesuch um ein Reisestipendium mit dem Hinweise: „Seine Dichtung ist mit der Wissen-

schaft verwandter als meine; er hat größere Begabung für abstraktes Denken". Auch Ibsen plagten damals Zweifel, die in der erschütternden Frage des Kronprätendenten Gipfeln: „Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?" — Mit dem Brand weiht er sich mit wahrem Fanatismus dem Dienst der Wahrheit: „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken". Der dänische Kritiker Petersen sieht in der Dichtung nur das Werk des D e n k e r s Ibsen und rät ihm, philosophische Studien zu treiben, da er der erste sei, der die Philosophie bei ihnen nationalisiert habe. Und ähnlich urteilt Björnson. Er nennt das Ganze ein abstraktes Experiment: „Es ist keine Dichtung, und Ibsen ist kaum ein Dichter". Als Petersen, nach dem Erscheinen „Peer Gynts", über dieses Werk, das trotz seiner Allegorie das poetischste von allem ist, ein ähnliches Urteil ausspricht, ist es mit Ibsens Geduld zu Ende: „Bin ich kein Dichter, so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln Mann für Mann vornehmen. — Bin ich nicht der Mann, aufzubauen, so werde ich doch der Mann sein, um alles um mich her niederzureißen." Und von nun an läßt er alle poetischen Hüllen fallen und zeigt uns das entschleierte Bild der Wahrheit.

Angesichts dieser Tatsache beklagt Herr Julius Bab, daß Ibsen durch den Unverstand seiner Zeitgenossen seiner eigentlichen Bestimmung, der Poesie, entzogen wurde. Sein Element sei die Dichtkunst gewesen, wie er sie in der ersten Epoche gepflegt habe; erst später, empört über die Halsstarrigkeit seiner Mitbürger, die ihn nicht verstanden oder verstehen wollten, habe er sich genötigt gesehen, diesen die nackte Wahrheit ins Gesicht zu schleudern. Die Gesellschaftsdramen seien schon heute teilweise veraltet, die Unsterblichkeit sichern ihm allein die Erstlingswerke. — Diese Ansicht deckt sich mit einem Ausspruch Nietzsches in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", wo er behauptet, Lessing habe seine poetische Kraft in einem nutzlosen Kampfe gegen die Philister erschöpfen müssen. — Das heißt denn doch die Dinge auf den Kopf stellen. Es kann wohl vorkommen, daß einer lange Zeit in der Irre geht, ehe er sich selbst findet. Aber wir glauben nimmermehr, daß äußere Eindrücke eine solche Macht über den Genius erlangen könnten, daß er seine wahre Mission vergißt. Eher können wir uns denken, daß Angriffe von außen imstande sind, ihn aufzurütteln und seinem eigentlichen Berufe zuzuführen. Solange die Erde steht, hat es negative und positive Geister gegeben, solche, die niederreißen, und solche, die aufbauen. Beide arbeiten am Fortschritt der Menschheit, denn nur dadurch, daß man das Morsche stürzt, wird Platz für das Neue, Starke. Ibsen war ein Geist, der stets verneint, ein Pessimist und ein Umstürzler, und er erscheint uns deshalb nicht kleiner. Es kommt nicht darauf an, was man tut, sondern daß man es mit ganzer Seele tut.

Wir treten nun in die zweite Periode Ibsenschen Schaffens ein. Er hat sich selbst gefunden, er ist ein Philosoph, ein Wahrheitssucher geworden, wie Julian, dessen heroischer Lebenslauf ihn zu einem monumentalen Werke begeistert.

„Kaiser und Galiläer" ist ein Drama von tiefem philosophischen Gehalt. Ein Dichter hätte sich begnügt, den Kampf zweier Religionen zu schildern. Bei Ibsen ist es mehr. Es ist das Ringen des Individuums gegen die Ansichten der Mehrheit, es ist der Sieg der neuen Wahrheit gegen die alte, abgelebte. Das ganze Werk durchzieht ein fatalistischer Pessimismus. Es ist viel Selbstbekenntnis darin, gewissermaßen eine Programmrede für diesen neuen Abschnitt seines Lebens — und eine Entschuldigung: Wollen heißt wollen müssen.

Eines fällt uns an dem welthistorischen Schauspiel „Kaiser und Galiläer" auf: es ist in Prosa geschrieben. Hätte ein Dichter wohl bei einem Stoffe, der schon durch die zeitliche und räumliche Entfernung zur poetischen Behandlung auffordert, auf den Vers verzichtet? Ibsen, der das Drama gleich nach Erscheinen an Edmund Gosse zur Beurteilung übersandt hatte, verteidigt sich in einem Briefe an denselben: „Sie meinen, daß mein Schauspiel in Versen geschrieben sein müßte, und daß es dadurch gewonnen hätte. Darin muß ich Ihnen widersprechen, denn das Stück ist, wie Sie bemerkt haben werden, in einer Form angelegt, so realistisch wie möglich: die Illusion der Wirklichkeit war es, was ich erzeugen wollte. Ich wollte im Leser den Eindruck hervorrufen, daß das, was er lese, ein wirkliches Geschehnis wäre. Würde ich den Vers angewandt haben, so hätte ich damit meiner eigenen Absicht und der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, entgegengearbeitet. Die vielen alltäglichen und unbedeutenden Charaktere, die ich vorsätzlich in das Stück gebracht habe, wären verwischt und ineinandergemengt worden, wenn ich sie allesamt in rhythmischem Takt hätte reden lassen. Wir leben nicht mehr in Shakespeares Zeit, und in den Kreisen der Bildhauer redet man nachgerade schon davon, die Statuen mit natürlichen Farben zu bemalen. In dieser Frage läßt sich vieles pro und kontra sagen. Ich möchte die Venus von Milo nicht bemalt haben, aber einen Negerkopf möchte ich lieber in schwarzem, als in weißem Marmor ausgeführt sehen. Im großen ganzen muß die sprachliche Form sich nach dem Grad von Idealität richten, der über der Darstellung ruht. Mein neues Schauspiel ist keine Tragödie im Sinne der älteren Zeit; was ich habe schildern wollen, das sind Menschen, und gerade deshalb habe ich sie nicht mit „Götterzungen" reden lassen." (Dresden, 15. Januar 1874.)

Damit hat Ibsen sich offen zum Naturalismus bekannt. Naturalismus bedeutet Entartung der Kunst und ist oft nichts weiter, als verkappte Politik oder Philosophie. Ein Mensch, dem es noch eine Frage ist, ob man Skulpturen bemalen dürfe, beweist ein sehr geringes ästhetisches Empfinden. Die Kunst hat sich zu allen Zeiten in einen bewußten Gegensatz zur Wirklichkeit gestellt. In der Poesie ist es vor allem der Rhythmus, der in uns jene hehre Stimmung erzeugt, von der das Leben nichts weiß. Was der Takt für die Musik, das ist der Rhythmus für die Dichtkunst. Der Dichter wird die Beherrschung der Verssprache als seine vornehmste Aufgabe betrachten, oder er ist keiner. Ibsen aber

hat sich auf seine „Wirklichkeitssprache" viel zugute getan, wie folgende Stelle aus einem Briefe an Lucie Wolf beweist: „Die Versform hat der Schauspielkunst außerordentlich vielen Schaden zugefügt. Ein Bühnenkünstler, der sein Repertoire aus der Schauspieldichtung der Gegenwart holt, sollte ungern auch nur einen Vers in den Mund nehmen. Die versifizierte Form wird im Drama der nächsten Zukunft kaum eine nennenswerte Verwertung finden, denn die dichterischen Intentionen der Zukunft werden sich damit sicherlich nicht vertragen können. Sie wird deshalb zugrunde gehen. Die Kunstformen sterben jetzt ebensogut aus, wie die fabelhaften Tierformen der Vorzeit ausstarben, da ihre Zeit um war.

Eine Tragödie in fünffüßigen Jamben ist heutzutage schon eine ebenso seltene Erscheinung, wie der Vogel Dodo, wovon nur einige ganz wenige Exemplare unten auf einer afrikanischen Insel leben.

Ich selbst habe in den letzten sieben, acht Jahren kaum einen einzigen Vers geschrieben, vielmehr ausschließlich die ungleich schwierigere Kunst gepflegt, in schlichter, wahrer Wirklichkeitssprache zu dichten." (Rom, 25. Mai 1883.)

Das Horoskop, das Ibsen hier der Poesie stellt, ist bisher noch nicht eingetroffen. Die Versform lebt weiter dank unseren echten Poeten, wie Eulenberg, Hoffmannsthal, Stucken. Der Dichter denkt nur in gebundener Sprache. Die Form, in die er den Gedanken kleidet, ist die Hauptsache, nicht die Idee selbst. „Die Form des Gedankens muß dem Dichter schon vorschweben, ehe der Gedanke selbst erscheint", bemerkt Lichtenberg sehr richtig. Originelle Gedanken sind überhaupt eine Seltenheit bei Dichtern; sie sind eben keine Philosophen. Aus dem Marmorblock des Lebens hauen sie ein Kunstwerk heraus. Anders der Philosoph, in dem das revolutionäre Element vorherrscht. Er zertrümmert den Stein, sucht ihn in seine Atome zu zerlegen. Er übt Kritik an dem Bestehenden.

Ein solcher unablässiger Frager, Kritiker, ein Revolutionär im geistigen Sinne war Henrik Ibsen. Mit der Sonde des Arztes untersuchte er den Körper der Menschheit und entdeckte manche kranke Stelle; rücksichtslos stellte er seine Fragen. Wie Rousseau hat er mehr als andere an den Krankheiten der Gesellschaft gelitten. Nun forscht er: Was ist die Ursache des Leidens? Wie kann man es kurieren? Nicht wie der Dichter kann er sich mittels der Phantasie ins Reich der Träume versetzen und auf Stunden alle Schmerzen des Irdischen vergessen. Dem Seher und dem Denker hat die Natur den klaren Blick für die Wirklichkeit gegeben. Dieser durchdringende Blick, der nicht am Schein haften bleibt, hatte Ibsen schon als Jüngling ausgezeichnet. Aber welch' ein Unterschied! Damals war er ein Kämpfer für politische Ideale, jetzt stellt er sich über die Parteien, er kämpft um die heiligsten Güter der Menschheit! „Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und nach einer neuen Erklärung. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen. — Aber das sind lauter Lappalien. Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes", schreibt er am 20. Dezember 1870 an Brandes.

Ein Revolutionär war Ibsen wie Jesus von Nazareth, einer, der eine Umwälzung im geistigen Leben hervorbringen wollte und hervorgebracht hat. — Und noch eine andere, rein äußerliche Ähnlichkeit besteht zwischen dem Nazarener und dem Norweger: beide predigen in Gleichnissen. Jener hat das Gleichnis in die Religion, dieser in die Philosophie eingeführt. Die Dialogform erklärt sich aus dem Wesen der Philosophie selbst, das in einem beständigen Wechsel von Frage und Antwort besteht. So haben die Griechen in ihren Hallen philosophiert, und seit Plato haben gar manche Denker die Form des Gespräches auch in ihren Schriften angewandt. Indem Ibsen das dialogisierte Gleichnis mit dem Technischen des Dramas verband, ist er der Schöpfer einer neuen Ausdrucksmöglichkeit der Philosophie geworden, die von einer Wirkung auf die Massen ist, wie sie bisher nur den Religionen beschieden war. —

Es war einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Zeit, daß man in Ibsen den Begründer moderner Dramatik, also eines Zweiges der Poesie, erblickte. Als die „Gespenster" erschienen, tobte ein Sturm der Entrüstung durch die ganze zivilisierte Welt. Die Kritiker, die damals das Stück vom ästhetischen Standpunkt aus ablehnten, hatten nicht unrecht. Bald gewöhnte man sich jedoch, Ibsens Werke nach ihrem ethischen Werte zu beurteilen — wenn auch teilweise nur unbewußt —, und nun erschien alles in einem anderen Lichte. Selbst heute gibt es noch Kritiker, die die „Gespenster", auch künstlerisch, für Ibsens bestes Drama halten. Diese verwechseln offenbar eine tiefe, nachhaltige Wirkung mit einer ästhetischen. Das Entsetzen, das Grauen, das uns gepackt hält, und das durch die vollendetste Vortäuschung der Wirklichkeit noch erhöht wird, schließt jeden künstlerischen Genuß vollständig aus. Diese Wirkung ist das Werk des Naturalisten und Technikers Ibsen, und bei dem letzteren — aber auch nur bei diesem — könnten auch heute noch unsere Dichter in die Schule gehen.

Als man Ibsen ästhetisch wertete, erfand man das Märchen vom modernen, naturalistischen Drama. In dieser Epoche der Theatergeschichte entstanden Stücke, die zwar keinen großen Gehalt an Gedanken hatten, sich dafür aber rühmen konnten, das Gemeine auch gemein behandelt zu haben. Das klassische Stück dieser Art ist „Die Familie Selicke". Sie haben, Gott sei Dank, nicht viel Schaden angerichtet. Aber tief betrübend ist es, daß ein echter Künstler, wie Gerhart Hauptmann, den Einfluß Ibsens wie ein andauerndes Siechtum mit sich herumschleppt und an ihm zugrunde geht. Erst wenn die Zeit gekommen sein wird, wo man nicht mehr von dem Dichter, sondern nur noch von dem Sozialphilosophen Ibsen redet, erst dann wird die Sonne seines Genius uns erquickend und labend scheinen, ohne versengend zu wirken. — —

Dr. J. Mühlethaler: Goethes wissenschaftliche Methode und ihre Bedeutung für die heutige Forschung.

Arthur Trebitsch, der Verfasser des gehaltvollen Buches „Antaios", macht einmal die geistreiche Unterscheidung zwischen einer primären und einer sekundären Denkweise und dementsprechend zwischen primären und sekundären Denkernaturen*). Diese Unterscheidung halte ich für einen glücklichen, vielsagenden Griff, besonders für denjenigen, der nicht auf bestimmte Persönlichkeiten und Geistesrichtungen a priori eingeschworen ist. Der jugendliche, für Neuartiges leicht begeisterungsfähige Wissenschaftler ist für eine solche Unterscheidung vielleicht weniger eingenommen als der erfahrene Forscher mit seinem gesetzteren kritischen Denken. Der letztere hat sich eben nach und nach einen gewissen zuverlässigen Spürsinn dafür angeeignet, welche Werke und Schriften nur relativen Wert haben und welches unvergängliche Güter sind, bei denen sich ihm immer neue Ausblicke eröffnen, je intensiver er sich damit beschäftigt. Aus solchen Werken spricht Persönlichkeit, ins Unbegrenzte weisende schöpferische Ichheit, während dort gleichsam nur eine endliche Individualität kluge Gedanken geschickt zu einem Ganzen ordnet. Der Laie vermag diese beiden Arten von Schöpfungen oft kaum voneinander zu unterscheiden. G o e t h e ist nach Trebitsch ein typischer Vertreter der primären Denkweise, während z. B. K a n t entschieden den sekundären Denkernaturen zuzurechnen wäre. Mit diesen zwei Persönlichkeiten hätten wir gleich die beiden bedeutendsten geistigen Instanzen an der Wende des 18. in das 19. Jahrhundert.

Anknüpfend an Goethes Wort, daß die Idealisten gar nicht zur Materie, die Materialisten aber nicht zum Geiste kämen, erklärt Trebitsch, dieser Ausspruch habe mehr für die Wahrheit getan als die meisten spekulativen Philosopheme. Sein Ideal ist, aus der Proportion: Schiller zu Goethe, wie Kant zu X, dieses unbekannte X wirklich werden zu lassen, und das meint er, wäre dann möglich, wenn jenes unbewußt hinter Goethe ruhende Erkenntnismaterial, das die ewige, unerschütterliche Wahrheit impliziere, wahrhaft philosophisch durchdrungen und verarbeitet würde. So nur könnte der Zwiespalt zwischen Erfahrung und Idee, zwischen Natur und Geist &c. ausgeglichen werden. An der Verwirklichung dieses Zieles zu arbeiten, betrachtet er als seine Lebensaufgabe. Genau zu dieser Auffassung und Problemstellung ist auch der Verfasser dieses Aufsatzes durch seine

*) Vgl. Arthur Trebitsch: „Die Sinne und das Denken", Arch. f. syst. Philos., Bd. XIX. Heft 1; ferner Antaios, 2. Buch: „Von der Erfahrung", „Produzierende und konsumierende Naturen", „Schiller und Goethe", „Dichter und Schriftsteller" etc.

Studien gedrängt worden. Diese Skizze, der ein seinerzeit im Lehrerverein zu Basel gehaltener Vortrag zugrunde liegt, möge aufgefaßt werden als ein bescheidener Beitrag zu diesem Unternehmen.

Kant und Goethe, zwei geistige Antipoden, lebten ungefähr zur selben Zeit und gingen aus der gleichen Nation hervor. Beide vereinigten, gleichsam wie zwei Brennpunkte, die Strahlen zweier Hauptrichtungen des menschlichen Geisteslebens in sich, jener zurück nach der Vergangenheit, dieser vorwärts nach der Zukunft hin. Kant untersuchte in einer Art und Weise, der man, was Gründlichkeit und Schärfe anbetrifft, bloß noch die besten Werke der Scholastik an die Seite stellen könnte, die intellektuellen wie die moralischen Funktionen der Menschenseele und suchte logisch die Tragweite des menschlichen Erkenntnisvermögens und der menschlichen Handlungen zu ergründen, um so einen sichern und allezeit zuverlässigen Boden für künftige Wissenschaft vorzubereiten. Es würde mich zu weit führen, hier genauer auf das Kantische System einzugehen, so sehr dies zum richtigen Verständnis der Goetheschen Weltanschauung auch wünschenswert wäre. Ich muß daher eine gewisse Kenntnis Kants beim Leser voraussetzen.

Während Kant eine bedeutende philosophische Entwicklungsrichtung, ich möchte sagen, die auf das Immanente gehende, in ihrer Kulmination zu einem grandiosen Abschluß gebracht hat, so hebt mit Goethe, wenn zunächst auch noch ohne viel Aufsehen, eine neue, dem Wesen nach viel umfassendere philosophische Epoche an, die vielleicht berufen ist, den Menschengeist über die Kantischen Schranken hinweg in vorläufig noch kaum geahnte Höhen zu heben. Obzwar Kant Schule gemacht hat und Goethe als Denker sozusagen gar nicht, so liegt trotzdem in der Vernunftkritik der Keim zu einer unheilbaren Krankheit, der sie als Weltanschauung in absehbarer Zeit erliegen dürfte, während Goethes Lehren im Gegenteil einen Lebenskeim bergen, der erst in der Zukunft recht zur Entfaltung kommen kann, wenn einmal die materialistisch-subjektivistischen Ansichten mehr abgewirtschaftet haben. Der künstlerisch gestimmte Seher Goethe hat zwar nicht wie der Königsberger Denker ein philosophisches System in strengem Sinne geliefert, solch starre Abstraktion lag ihm nicht, aber er hat, mehr oder weniger bewußt, nach einem System geschaffen. Seinen Dichtungen und Abhandlungen liegt eine großzügige Philosophie zugrunde, eine wahre Weltweisheit, deren Fruchtbarkeit kommende Geschlechter sich nutzbar machen mögen. Vielleicht ersetzt sie dann die Kantische Lehre, deren Überzeugungskraft bis auf den heutigen Tag das menschliche Denken fasziniert hat. Gerade weil die beiden Denker zwei entgegengesetzte Geistesrichtungen vertreten haben, so blieben sie einander wohl auch im Leben fremd. Sie suchten zwar gegenseitig Anknüpfungspunkte, fanden aber keine, die eine dauernde Beziehung hätten ergeben können. Wenn man sich diesen Gegensatz recht klar machen will, so stelle man sich auf der einen Seite Kants „Kritik der reinen Vernunft" und auf der anderen Goethes Prosahymnus an „die Natur" vor. Beide Werke sind fast zur selben Zeit publiziert worden. Dort

die ungeheuerlichste Schärfe und Breite im diskursiven Denken, hier die prägnante, fast aphoristische Kürze und Tiefe des Schauens.

Goethe gesteht selber: „Kants Kritik der reinen Vernunft ... lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage? Ich habe beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit unbewußter Naivität und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen." Trotzdem hat Goethe nie abschätzend über Kant geurteilt, im Gegenteil hätte er es gerne gesehen, wenn er mit den Philosophen im Einklang gewesen wäre. Die Kritik der Urteilskraft zeigte dann eher eine Übereinstimmung mit seinen Ansichten, was ihm große Freude bereitete. Freilich sind es sonst gerade die prinzipiellsten Theoreme Kants, die Goethe ablehnen mußte, nämlich:

1. Die Subjektivierung der Naturgesetze, womit Kant aller dogmatischen Philosophie den Garaus zu machen hoffte. Dogmatisch gilt ihm dabei die Lehre, daß die uns sinnlich zugänglichen Dinge Dinge an sich d. h. absolute Wirklichkeitselemente seien.

2. Die scharfe Trennung zwischen dem erkennenden und dem handelnden Menschen konnte Goethe niemals billigen. Nach Kant sind ja die höchsten moralischen Werte keine Erkenntniswahrheiten wissenschaftlichen Charakters, sondern bloß praktische Postulate, deren Dasein aus dem kategorischen Imperativ der Pflicht, d. h. aus dem Gewissen, abgeleitet wird. Auf alle wissenschaftliche Einsicht in eine höhere als die sinnliche Sphäre muß der Mensch somit verzichten. —

Mehr Gefallen als an solchen demütigenden Lehren fand Goethe an der Ethik Spinozas, wo er die ihm angeborene Anschauungsweise in bezug auf die höchsten Dinge gleichsam philosophisch bestätigt fand, nämlich Gott in der Natur und die Natur in Gott zu sehen, welche Vorstellungsart den Grund seiner ganzen Existenz ausmache.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Des weitern schaltet Kant aus der Natur eine höhere Weltordnung aus, wenigsten soweit sie unserer Erkenntnis zugänglich ist. Naturwissenschaft und Metaphysik vertragen sich wissenschaftlich nicht zusammen. Auch innerhalb der Natur selber macht er eine scharfe Trennung, indem er im Reiche des Anorganischen alles nach streng notwendigen und allgemeingültigen mechanischen Ge-

setzen erklärt wissen will, man denke an seine „Naturgeschichte und Theorie des Himmels", während im Reich des Organischen letztlich nur nach zweckvollen Ideen begriffen werden kann. Doch sind dabei diese Erklärungsgesetze nicht aus der Natur selber entnommen, sondern es sind Formen unserer subjektiven physisch-geistigen Organisation. Bei Kant ist die Natur ganz Geist, bei Goethe der Geist ganz Natur, um es extrem auszudrücken. Letzterer wollte eben letzten Endes die gesamte Natur als eine Einheit in umfassenden Gesetzen begreifen und anerkannte zu diesem Zwecke keinen strengen Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt, oder Geist und Materie, auch nicht zwischen Organisch und Anorganisch.

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt — — —"

Goethes Erkenntnistheorie: Wir wollen versuchen, Goethes Stellung zur Erkenntnistheorie in kurzen Zügen zu charakterisieren. Als Fichte dem Dichter seine „Wissenschaftslehre" übersendet hatte, antwortete ihm dieser zurück, daß er ihm den größten Dank schulde, wenn er ihn endlich mit den Philosophen aussöhnen könne, die er nie hätte entbehren, aber mit denen er sich auch nie hätte vereinigen können. — Goethe hatte seinerzeit schon darauf hingewiesen, was heute besonders von französischen Geistesforschern so nachdrücklich betont wird, daß es eine irrtümliche und einseitige Auffassung sei zu glauben, eine Wissenschaft könne nur insofern unser Erkenntnisbedürfnis endgültig befriedigen, als sie die Methode der Mathematik zulasse. Mathematik und exakte Naturwissenschaft galten bekanntlich auch Kant als allein vorbildliche, streng allgemein gültige Wissenschaften. Daß bei ihnen synthetische Urteile a priori existieren, glaubte er auch gar nicht mehr beweisen zu müssen, sondern baute schlechthin auf dieser Annahme weiter. Noch heute laboriert man an jenem Irrtum herum, und warum? Weil wir auch heute noch an einem typischen Mangel an Vertrauen auf das Denken leiden. Man sammelt nur und rubriziert und theoretisiert; aber man schwingt sich in der strengen Wissenschaft nicht zu umfassenden Synthesen auf. Wir arbeiten mehr mit dem analysierenden Verstande statt mit der die wirklichen Zusammenhänge ergreifenden Vernunft.

Eins möchte ich vor allen Dingen hier noch betonen, nämlich, daß es in Goethes Schaffen und Forschen auf rein wissenschaftlichem Gebiete weniger auf die Resultate ankommt, als auf die Art und Weise, wie er zu diesen Resultaten gelangt ist. Wie man an die Natur Fragen zu stellen hat, das können auch wir fortgeschrittene Moderne noch von Goethe lernen. Es ist sicherlich nicht bloß eine zufällige Neigung gewesen, daß er sich während langer Jahre von den dichterischen Gefilden ferngehalten hat, um in mehr praktischen Fragen und wissenschaftlichen Problemen aufzugehen. Diese Tatsache versteht man nur, wenn man sich darüber klar ist, daß seine Wissenschaft wie seine Kunst aus denselben Urtiefen des Welt-

geistes stammen. Goethe betrachtete es als seine Aufgabe, einer und derselben Wahrheit von mehreren Seiten beizukommen, ihr mindestens zwei verschiedene Interpretationen geben zu können, eine künstlerische und eine wissenschaftliche. Wäre er sich nicht bewußt gewesen, daß seine wissenschaftlichen Forschungen ihm neue und tiefe Aufschlüsse über die Rätsel der Welt bringen und er durch sie hohen geistigen Gewinn davontragen würde, er müßte ein seltsamer Tor gewesen sein, seine besten Mannesjahre so unfruchtbar eiteln Dingen zu opfern. —

Was ist Erkennen? wird wohl die erste Frage der Erkenntnistheorie sein. An sie schließt sich die zweite an: Wie kommt Erkenntnis zustande? Die Verneinung der ersten, d. h. der Beweis der Unmöglichkeit wirklicher Erkenntnis, macht die zweite überflüssig.

Goethe vertritt den Standpunkt des Realismus, war sich jedoch darüber klar, daß die unmittelbare Sinneserfahrung noch keine Erkenntnis ist, sondern nichts weiter darstellt, als eine Folge zusammenhangloser Wahrnehmungsakte, die in unserer Seele ein unübersichtliches Chaos bilden würden, wenn nicht das Denken als ordnendes Prinzip hinzukäme. Was das Denken als solches ist, soll nachher noch genauer erörtert werden. Es ist für uns zunächst auch eine bloße Erfahrungstatsache, wie irgend ein anderes Erlebnis. Unsere Sinne betrügen uns nach Goethe normalerweise nicht; sie liefern uns die Wirklichkeit in ihrer wahren Gestalt. Freilich ist diese so gegebene Form der Wirklichkeit erst dann fertig, wenn die Wahrnehmungen denkerisch durchdrungen sind, wenn zum sinnlichen Bild hinzu noch der den Zweck und Sinn des Dinges offenbarende Begriff gekommen ist. Ein solcher Realismus, wie ihn etwa Goethe vertreten hat, gilt zwar heute vielfach als unwissenschaftlich und durch Physik, Physiologie ꝛc. zwingend widerlegt. Ja, es haben seltsamerweise Philosophie wie Naturwissenschaft den denkbar größten Scharfsinn aufgewendet, um eine Ansicht totzuschlagen, die naiverweise jeder Mensch für das allein Vernünftige hält, nämlich, daß unsere Sinne uns die Dinge so zeigen, wie sie wirklich sind. Die Dinge sind dem gesunden Menschenverstand zugleich die Dinge an sich!

In E. v. Hartmanns Schrift: „Grundprobleme der Erkenntnistheorie" kann man sich ziemlich erschöpfend über das Für und Wider des Realismus orientieren. Hartmann selber vertritt den „transzendentalen Realismus".

Wenn es nicht über den Rahmen unseres Aufsatzes hinausginge, so ließe sich zeigen, daß sich für den Realismus noch andere logisch zwingende Gründe anführen lassen, die freilich bei dem großen Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit unserer Sinnesfunktionen leicht übersehen werden. Auch fällt es dem vom Kantischen Kritizismus mehr oder weniger besessenen modernen Erkenntnistheoretiker oft schwer, sich auf völlig neutralen Boden zu begeben und gar nichts als das faktisch Gegebene vorauszusetzen. Wenn eine Erkenntnislehre, wie zum Beispiel die Schopenhauersche, gleich mit der apodiktischen Behauptung beginnt: „Die Welt ist meine Vorstellung", so hat sie dann in der Folge leichtes Spiel, ihren

Parteistandpunkt logisch herauszuarbeiten. Der Goethesche Standpunkt soll nur durch einige Andeutungen krediert werden, da es, wie gesagt, nicht möglich ist, seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit hier in extenso zu beweisen.

Offenbar kommt es bei der Entstehung einer Wahrnehmung nicht so sehr auf die Form ihres Auftretens als auf ihren wesentlichen Inhalt an. Dabei muß wohl ein bestimmter Wahrnehmungsinhalt unseres Bewußtseins mit dem Inhalt der nach außen an das Ding projizierten Wahrnehmung übereinstimmen, wenn anders die ganze Sinnesapparatur einen Sinn haben soll. Und diese Zweckursachlichkeit dürfte ihr zuteil geworden sein durch die Jahrtausende lange kontinuierliche Anpassung. Die ganze Einrichtung unserer Sinne läßt sich in gewisser Weise vergleichen mit dem Telegraph, der vor allen Dingen den Zweck hat, den Geistesinhalt der aufgegebenen Depesche wahrheitsgetreu in die Ferne zu schicken, um am passenden Ort wieder aufgenommen zu werden. Wäre es zum vornherein unmöglich, den Inhalt einer Depesche sinngetreu zu übermitteln, so würde der Telegraph schwerlich existieren. Daß die Sinnesorgane uns die Dinge nicht mit ihren wirklichen Eigenschaften und Verhältnissen überliefern sollen, um sie unserem Bewußtsein zuzuführen, wäre unsinnig anzunehmen. Zu einer solchen Lüge hätte sich die Natur wahrlich nicht so viel Mühe zu geben brauchen, um die betreffenden Organe zum Teil bis zu so erstaunlicher Vollkommenheit zu entwickeln. Das Auge ist am Licht und durch das Licht, das Ohr am Ton und durch den Ton geschaffen worden, nicht umgekehrt ist das Auge das Primäre und erzeugt das Licht ꝛc. In jener Art faßte es Goethe, in dieser z. B. Schopenhauer auf. Unsere Sinne repräsentieren nur die eine Reihe der Offenbarungsmöglichkeiten der Dinge, aber das sind nicht alle. Das Denken stellt eine zweite Art derselben dar. Schon Lessing hatte seinerzeit darauf hingewiesen, daß es vielleicht noch weitere Möglichkeiten gibt, die Dinge zu erfassen. Warum sich z. B. die Farben physikalisch als Ätherschwingungen oder dergleichen manifestieren, beruht darauf, daß man sie eben gerade nur von dieser physikalischen Seite her betrachtet und daß sie innerhalb des Mediums vom Ding zum Auge gar keine andere Möglichkeit des Auslebens haben als die der elastischen Beschaffenheit des Äthers gemäßen transversalen Schwingungen. Auge, Nerven, Gehirn, menschliches Bewußtsein sind ganz andere Medien, daher hier auch ganz andere Reaktionsmöglichkeiten. Ähnlich verhält es sich bei den übrigen Sinnen. Über die eigentliche wesenhafte Stofflichkeit der Dinge läßt sich auf diese Weise nicht das Geringste ausmachen. Ob sie in Atomen, Elektronen, Kraftzentren, Monaden oder etwas rein Geistartigem besteht, können uns die Sinne nicht offenbaren.

Nun fordert aber die Anschauung überall, wo Erkenntnis zustande kommen soll, den Begriff als notwendige Ergänzung, so daß die wahrhafte Erkenntnis nur in einer Synthese von Anschauung und Begriff liegen kann. Weder dieser noch jene allein können definitiv unserm Erkenntnisbedürfnis genügen. Weil ferner der Inhalt des Begriffs meist einen mehr allgemeinen Charakter hat, so kann

dieser Inhalt nicht wohl bloß aus der Erfahrung abgeleitet sein; denn deren Wesen ist ja die absolute Besonderheit. Der Begriff gibt sich seinen Inhalt selber; er ist nicht eine bloße Abstraktion aus der sinnlichen Erfahrung, sondern repräsentiert das selbständige Produkt einer besondern Aktivität, nämlich des Denkens. Ohne Denken wäre all unser Wissen bloße Chronik, nie aber systematisch gegliederte Wissenschaft. Das Denken muß innerhalb der subjektiven Erfahrungstatsachen zwar zunächst auch als solche angesprochen werden; nur ist beim Denken dasjenige, was man bei der sinnlichen Erfahrung noch außerdem sucht, schon mit gegeben. Hier braucht man zu dem Gegebenen, das ist dem Gedachten, nicht noch eine weitere innere Gesetzmäßigkeit hinzuzufügen. Das Denken ist eine letzte, nicht weiter rektifizierbare Funktion unseres Geistes. Nur im Denken sind uns die Gegenstände unmittelbar in der Form gegeben, die wir als die allein zureichende und befriedigende betrachten, nämlich der wissenschaftlichen. Merkwürdig ist, daß das Denken als solches selber wieder zum Objekt des Denkens gemacht werden kann. Dieses Denken des Denkens hat schon Aristoteles als die vornehmste, ja höchste Tätigkeit überhaupt bezeichnet und sie als die dauernde Beschäftigung Gottes gepriesen. Nur vermittelst solcher Tätigkeit kann Erkenntnistheorie zustandekommen. Goethe freilich hatte eine Abneigung gegen derartig abgezogene Denktätigkeit, brachte es deshalb auch zu keiner förmlichen Erkenntnislehre; aber er hat doch die Wege dazu geebnet.

Die Wahrnehmung gibt uns über sich selber keinen Aufschluß; sie provoziert im Gegenteil noch Rätsel, welche allein das Denken zu lösen berufen ist. Während alle sinnliche Wahrnehmung für mich als ein schlechthin Gegebenes dasteht, so habe ich in den Produkten des Denkens etwas, von dem ich wissen kann, wie es zustande kommt, weil ich es eben im Denken ins Bewußtsein schaffe, und zwar kenne ich es als Ganzes und in allen seinen Teilen. Wenn ich einmal ein Ding so durchschaue, wie ich meine eigenen Gedanken, meine Begriffe zu durchschauen vermag, so daß ich gleichsam in jedem Stadium ihres Werdens mit dabei bin, so erkenne ich das Ding ganz. „Das Wesen eines Dinges erforschen", sagt einmal Rudolf Steiner in einer Schrift über Goethe, „heißt also, im Zentrum der Gedankenwelt einsetzen und aus diesem herausarbeiten, bis uns ein solches Gedankengebilde vor die Seele tritt, das uns mit dem erfahrenen Ding identisch erscheint." Zwischen Denken und Sein existiert somit nicht jene unüberbrückbare Kluft, die manche Philosophen anzunehmen geneigt sind. Dabei käme dann den Produkten des Denkens, den Begriffen, nicht bloß jene subjektive Bedeutung zu, wie sie Kant und seine Anhänger lehren. Goethe vertritt entschieden die Meinung, daß der Begriff zwar subjektiv in die Erscheinung, ins Bewußtsein gebracht werde, daß er aber inhaltlich und wesenhaft ein Objektives darstelle, so gut wie die Wahrnehmung; nur ist dieses begrifflich Objektive viel subtilerer Natur als die Wahrnehmung. Goethe verwischt durch seine eigenartige Begabung geradezu den Unterschied zwischen Denken und Wahrnehmen. Wir kommen

später noch darauf zurück. Den Gedankeninhalt produzieren wir nicht so, daß wir bestimmen, welche Verbindungen unsere Gedankenelemente eingehen müssen; wir geben nur die Gelegenheitsursachen, daß sich der Gedankeninhalt seiner eigenen Natur gemäß offenbaren kann. Wir sind gleichsam die aktiven Gefäße, den Ideenfond der Welt aufzunehmen, ihn mit dem Wahrnehmungsinhalt zu einer Einheit zu verknüpfen und so Erkenntnis zu erzeugen. Unser Bewußtsein ist also nicht der primäre Erzeuger der Begriffe, sondern repräsentiert bloß eine Möglichkeit, sie aus ihrer Verzauberung in den Dingen gleichsam zu erlösen und zu begreifen. Der Mensch kann somit nicht nur da sein, um sich aus der fertig gegebenen Welt ein überflüssiges Bild zu machen, sondern er unterstützt selber den Offenbarungs- und Selbsterkenntnisprozeß der Welt und ist an deren Vollendung aktiv beteiligt. Der Sinn aller Kreatur, so sagt schon der Mystiker Jakob Böhme, liegt schließlich darin, daß sie zur Selbsterkenntnis und Offenbarung gelange.

So ist allerdings die Wahrheit nach Maßgabe ihres Zustandekommens zunächst subjektiv und gestaltet sich dementsprechend bei verschiedenen Menschen verschieden. Sie hat also sozusagen Grade je nach der geistigen Größe des Erkennenden. Nur der in bezug auf gewisse Dinge vollendete Geist, oder wie Goethe sagt, der umfassende Mensch, hat absolute Wahrheitserkenntnisse. Bei den übrigen Menschen passen sich die Erkenntnisse immer der persönlichen Eigenart an. Je trivialer eine Wahrheit ist, desto mehr Menschen gelangen in ihren vollständigen Besitz. Bei den höchsten Wahrheiten hingegen herrscht selbst unter den gelehrtesten Menschen Meinungsverschiedenheit. „Die Wahrheit spricht daher im Innern der einzelnen Menschen verschiedene Sprachen und Dialekte"; in jedem wahrhaft großen Menschen spricht sie ihre eigene Sprache, die nur dieser Persönlichkeit zukommt. Wenn es aber einmal umfassenden, sich selbst erkennenden Persönlichkeiten gelungen ist, all das subjektive Beiwerk von sich abzustreifen, das ihnen die volle Wahrheit verdunkelt, so werden sie dann nach Maßgabe des wesenhaften Inhalts eine und dieselbe Wahrheit erkennen. Daher Goethes Wort: „Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige."

Ins Innere der Natur zu dringen gelingt somit nur dem umfassenden Menschengeist; aber diesem gelingt es wirklich, was immer auch Gegenteiliges gesagt werden mag. Erkenntnisgrenzen gibt es für ihn nicht. Die Natur liegt wie ein offenes Buch vor ihm ausgebreitet; es kommt nur darauf an, wie weit er buchstabieren und lesen gelernt hat. Darüber klärt uns folgendes Zitat auf, worin sich Goethe gegen Haller wendet:

„Ins Innere der Natur —"
O, du Philister! —
„Dringt kein erschaffener Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort

Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weist"
Das hör ich sechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist."

Das Naturerkennen.

1. Die anorganische Natur: Auf Grund dieser eben entwickelten erkenntnistheoretischen Überzeugung, die man freilich in seinen Werken nirgends in systematischer Form ausgebaut findet, die sich aber aus einzelnen Äußerungen und besonders aus seinen Problemstellungen ad hoc konstruieren läßt, hat Goethe nun künstlerisch wie wissenschaftlich gearbeitet. In diesen Leitsätzen, die ihrem Inhalte nach ihm vielleicht mehr gefühlsmäßig als abstrakt bewußt waren, haben wir den geheimen Kompaß zu suchen, der diesem großen Geiste eine so eminente Lebenssicherheit und Zielbewußtheit verschaffte.

Wir wollen nun untersuchen, wie weit jene allgemeinen Grundsätze auch auf spezielleren Gebieten des Wissens Anwendung und Bestätigung gefunden haben. Daraus können wir vielleicht dann Nutzanwendungen für unsere modernen Forschungsmethoden ziehen. Zunächst die anorganische Natur.

Der berühmte französische Philosoph Bergson hat in seinen bahnbrechenden Werken überzeugend nachgewiesen, daß unsere Verstandeserkenntnis vorwiegend praktisch orientiert ist, d. h. daß das menschliche Denken und Erkennen in innigstem Zusammenhange steht mit unsern Lebensäußerungen. Wir treffen hinsichtlich unseres Erkennens aus den uns umgebenden Naturobjekten und Vorgängen gleichsam eine Auslese gemäß unserer Lebensbedürfnisse. Wir vergewaltigen die Welt, indem wir sie zergliedern in solche Teile, die sich unserer Verstandeserkenntnis leicht fügen, während wir die andern, bei denen das nicht der Fall ist, auf der Seite lassen. Vermittelst mathematischer und logischer Prinzipien suchen wir dann in den fügsameren Teil der Wirklichkeit Ordnung zu bringen. Die Materie hat nach Bergsons Ansicht gleichsam einen geometrischen Koeffizienten bekommen.

Nun ist aber dieses mechanisch-mathematische Moment bloß das eine Ordnungsprinzip der Welt, das andere ist ein mehr dem Zweckprinzip analoges. Die Wissenschaft der letzten Jahrhunderte zeigt die ausgesprochene Tendenz, das erstere Ordnungsprinzip so viel als möglich auf alle Naturvorgänge auszudehnen,

obgleich so manchen Prozessen und Erscheinungen Gewalt angetan werden muß. Erst in neuester Zeit — es mag das vielleicht zusammenhängen mit dem Aufblühen der Biologie — beginnt man wieder mehr das Funktionale an Stelle des Statischen zu setzen. Daß in bezug auf viele Naturerscheinungen die statisch-diskursive Methode unzulänglich ist und einem mehr dynamisch-intuitiven Erkennen Platz machen muß, hat Bergson nachdrücklich betont. Die letztere Erkenntnismethode sucht sich mehr in die Ganzheit eines Dinges oder Vorganges „einzufühlen". Das versteht Bergson unter Intuition. Sie überbrückt den Abgrund, welchen die Jahrhunderte alte Mechanisierungstendenz allmählich in die Welt unseres Bewußtseins gewühlt hat.

Denselben Standpunkt nahm schon Goethe ein und vertrat ihn speziell in seinen naturwissenschaftlichen Schriften mit großer Entschiedenheit. Bei ihm existiert hinsichtlich der Erkenntnismethode ein großer Unterschied zwischen dem Anorganischen und dem Organischen. Die zünftige Wissenschaft freilich kennt einen solchen nicht, im Gegenteil, sie sucht nach Möglichkeit dem Lebenbegabten mit denselben mechanisch-physikalisch-chemischen Grundsätzen beizukommen, mit denen sie die leblose Welt erklärt. Und das kann man als den fundamentalen Irrtum der modernen Naturwissenschaft bezeichnen! Es schwebt auch dem heutigen Naturforscher immer noch so ein wenig die Laplacesche Weltformel vor. Goethe hingegen meint: „Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: Redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald etwas anderes." In alter Reminiszenz an Kant hält man wissenschaftlich dafür, daß wir schlechterdings nur konstruiert sind, um mechanisch-physikalisch-chemische Verhältnisse wissend zu erfassen. Das Organische hingegen kann nicht restlos in unsere Erkenntnis eingehen. Goethes Kausalitätsbedürfnis und Erkenntnisdrang waren in keiner Weise damit schon befriedigt, sämtliche Naturvorgänge auf eine durchsichtige Mechanik der Atome oder dergleichen zurückgeführt zu haben. Diese Tendenz erscheint ihm als der Ausdruck menschlicher Bequemlichkeit, ähnlich wie Bergson. Zwar gibt auch z. B. Wilhelm Ostwald zu, daß mittelst des Prinzips der Energetik man nicht allen Naturerscheinungen gerecht zu werden vermag, daß es noch ein umfassenderes Prinzip geben müsse, von dem jenes nur ein Spezialfall sei. Er hat jedoch ein solches nicht geliefert. Wohl aber hat vor hundert Jahren Goethe eines aufgestellt, und damit glaubte er ein Programm entworfen zu haben für die Aufgaben der Naturwissenschaft der Zukunft. Nach Goethe geht dem Menschen eine der Art nach höhere Erkenntnis durchaus nicht ab, nur braucht er zu deren Entwicklung eine gehörige Schulung. Goethe hält es für unsinnig, die Dinge der Sinnenwelt in eine Gruppe von Eigenschaften aufzulösen und diese dann allen übrigen Sinnendingen gleichsam unterschieben zu wollen. Worauf es ankommt, ist, die notwendigen und objektiven Zusammenhänge der Erscheinungen als solcher zu untersuchen. Die dazu erforderlichen Erklärungsprinzipien müssen dem Erkenntnisobjekt selbst angemessen sein und sich aus ihm

ergeben. Sie zum vornherein den Objekten aufzunötigen, ist unstatthaft. Ein paar „Sprüche in Prosa" mögen die Richtigkeit unserer Interpretation belegen. Goethe sagt z. B.:

„Der eingeborenste Begriff, der notwendigste, von Ursache und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrtümern."

„Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten; weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist."

„Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter."

„Ein großes Übel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tuns und Handelns. Tätig wird er selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache."

In der wahren Wissenschaft soll nach Goethe untersucht werden, welche Phänomene zu bestimmten andern Phänomenen in notwendiger, und welche in mehr oder weniger zufälliger Beziehung stehen. Kenne ich alle notwendigen Umstände, die eine Erscheinung zustande bringen, als Experiment oder Naturvorgang, so verstehe ich das betreffende Phänomen. Solche Erscheinungen aber, zu deren Entstehung man alle notwendigen Bedingungen kennt, heißt Goethe Urphänomene oder, wenn sie in begriffliche Form gekleidet sind, Naturgesetze. Urphänomene sind also dem Wesen nach einfache, keiner weitern Erklärung mehr bedürftige Erscheinungen. Im reinen Phänomen offenbart sich uns aus einer Summe sinnlicher Wahrnehmungen heraus ein ganz bestimmter ideeller Zusammenhang. Die Urphänomene lassen sich gewissermaßen vergleichen den Axiomen in der Mathematik. Kompliziertere Erscheinungen suchte Goethe immer in Urphänomene zu zerlegen, um sie so dem Verständnis zugänglich zu machen. Licht und Farben sind für ihn Urphänomene. In bezug auf letztere will er von allem Räumlich-Zeitlichen abstrahieren, weil nach seiner erkenntnistheoretischen Überzeugung die Farben sich als unmittelbar wahre Entitäten in unserm Bewußtsein ausleben. Ihr Wesen in räumlich-zeitlichen Schwingungszuständen zu suchen, ist mindestens so einseitig, als sie bloß in ihren sinnlich-sittlichen Gefühlsreaktionen gelten zu lassen.

„Auf die primären, die Urversuche kommt alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es gibt auch sekundäre, tertiäre usw.

Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war." Allerdings sagt Goethe an anderer Stelle auch wieder: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums." —

Der Naturforscher sollte also danach trachten, innerhalb der unorganischen Natur möglichst vollständig die Urphänomene aufzudecken, an denen er in durchsichtig klarer Weise das Hervorgehen der Wirkung aus dem Bewirkten durchschaut. Es wäre höchst taktlos, wollte man aus dem Naturganzen nur ein paar Erscheinungen herausgreifen und daraus dann eine Theorie oder Hypothese aufbauen, um aus ihr alle übrigen Erscheinungen abzuleiten. Wenn man aber zu den notwendigen Bedingungen des Urphänomens noch die mehr zufälligen neuen Bedingungen hinzufüge, so kann man auch die abgeleiteten Phänomene verstehen. Bei jenen hat man im Einzelfall ein Allgemeines zu sehen, das tausend Sonderfälle aufwiegt. Für Newton war seinerzeit der fallende Apfel ein Urphänomen, das ihm das Gesetz der Gravitation offenbarte, für Galilei waren es die schwingenden Leuchter im Dome zu Pisa. Die Erscheinungen der Welt treten uns freilich nur in den seltensten Fällen in dieser Form entgegen. Aufgabe des wissenschaftlichen Denkens ist es daher, die uns vorläufig noch unverständlichen abgeleiteten Phänomene in Grundtatsachen umzuwandeln, die wir ohne weiteres zu erkennen vermögen. Hinter den Erscheinungen noch irgendein Verborgenes, ein Ding an sich zu suchen, ist nach Goethe ein höchst unsinniges Gebaren. „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre."

Aus diesen Perspektiven heraus wird uns nun Goethes Farbenlehre verständlich. Die Erscheinungen der Optik hat er mit unsäglicher Mühe jahrzehntelang eifrig beobachtet und untersucht. Von der Überzeugung ausgehend, daß das Licht als „das einfachste, unzerlegteste und homogenste Wesen" zu betrachten sei, stellt er sich in den schroffsten Gegensatz zu Newton, der es bekanntlich aus verschiedenen Farben zusammengesetzt sein läßt und von dieser Voraussetzung aus auch experimentierte und mathematisch spekulierte, während Goethe streng gegenständlich zu bleiben vermeinte. Ohne durch tiefere philosophische Überzeugungen gedeckt zu sein, wäre es von einem Nicht-Mathematiker wie Goethe ein ganz wahnwitziges Unterfangen gewesen, eine scheinbar absolut feststehende Wissenschaft gleichsam von vorne anfangen und auf ganz neue Grundlagen stellen zu wollen. Goethe ging ursprünglich aus vom Studium des malerischen Kolorits, das ihn in Italien zu interessieren begann und ihn dann zu seinen optischen Forschungen anregte. Allein alle diesbezüglichen Veröffentlichungen blieben schon von seinen Zeitgenossen ganz unberücksichtigt. Trotzdem ließ sich Goethe nicht entmutigen und gab sogar 1810 seine „Allgemeine Farbenlehre" heraus. Er baute eben auf das Verständnis kommender Geschlechter, wieso sollte ein sonst

so objektiver Geist anders in dieser hartnäckigen Art an irrigen Überzeugungen festgehalten haben?

Die Hauptpunkte seiner Farbenlehre sind kurz die:

Das durchaus unzusammengesetzte Licht kann nur dann Farben erzeugen, wenn es mit einem Dunklen in Konflikt kommt. Farben sind also Wirkungen von hell und dunkel. Das Prisma dient nicht zur innern Zerlegung des Lichtes, sondern zur geeigneten Übereinanderschiebung von Hellem und Dunklem. Als die beiden einzigen reinen Farben sind anzusehen gelb und blau. Alle übrigen Farben entstehen durch Mischungen sowohl der Grund- wie der abgeleiteten Farben. Goethe vergleicht trefflich Newtons Farbentheorie mit der Hallerschen Einschachtelungslehre. Newton hätte nach Goethe in der Lehre vom Licht und den Farben eine bloß ideelle Beziehung zu einer reellen gemacht.

Auf eine gründliche Diskussion dieser Materie können wir uns hier nicht einlassen; aber sie wäre sicherlich keine undankbare Aufgabe für einen berufenen Gelehrten und würde auch auf andere wichtige Probleme bedeutsame Schlaglichter werfen.

2. Die organische Natur: Nicht speziell das, was Goethe als Forscher auf dem Gebiet des Organischen Neues zutage gefördert hat an Einzeltatsachen, soll uns hier interessieren, sondern auch wieder wie im Frühern mehr die Art und Weise, wie er die lebendige Natur nach ihren Geheimnissen zu befragen und nach ihren Eigentümlichkeiten und Gesetzmäßigkeiten zu beobachten unternommen hat. Seine zum Teil bedeutenden Einzelentdeckungen sind ihm willkommene Belohnungen gewesen, die sich aber mehr beiläufig aus seinem großartig angelegten Forschungsplan ergeben haben.

Wer ausschließlich auf die Kantischen Lehren eingeschworen ist, der muß zum vornherein Goethes Methode auf diesem Gebiete ablehnen, besonders deshalb, weil sie zur Erkenntnis des Organischen ein wesentlich anderes Organ beansprucht, als das ist, was die Kantianer für die Naturerkenntnis überhaupt als allein geeignet erklären. Goethe wollte nämlich für die organische Welt eine Erkenntnismethode schaffen, die in jeder Beziehung ebenso Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit machen kann, wie die in der Anorganik gebräuchliche. Er sah ein, daß man die anorganischen Methoden nicht schlechthin auf jenes organische Weltreich anwenden dürfe. In das organische Gebiet spielt nämlich ein Faktor hinein, den man nicht einfach übersehen darf, wie das leider oft geschieht, sondern der geradezu den Kern dieser Sache ausmacht. Wir meinen das Prinzip des Lebens. In jedem Organismus herrscht im Gegensatz zum Nicht-Organismus eine Einheit, die man in allen Metamorphosen der äußern Gestalt immer wieder findet. Auch zeigt die Kette der Umwandlungen einen Sinn; man kann darin ein erstes und ein letztes Glied unterscheiden, was bei anorganischen Gebilden nicht der Fall zu sein braucht und auch selten der Fall ist. Hier kann

die Reihe der Umgestaltungen nach einer beliebigen Richtung weiter gehen; es kommt nur auf die jeweiligen neu auftretenden Faktoren an. Im Anorganischen haben wir eben unumschränkte Wechselwirkung, im Organischen dagegen wirkt in jeder Art, ja sogar in jedem Individuum eine Entelechie, d. i. eine das Lebewesen zu möglichst vollkommener sinnlicher Erscheinungsform drängende Kraft. Diese entelechische Tendenz läßt sich in jedem Organismus beobachten, selbst im primitivsten. Dieser ist also letztlich nur in seinem Werden, in seiner Entwicklung restlos zu begreifen. Das Erkenntnisvermögen aber, mit dem wir ein fortwährendes Geschehen, eine Entwicklung begreifen können, ist nicht der Verstand, der ausschließlich auf das Stabile geeicht ist und nur zum Sezieren und Analysieren sich eignet. Hier bedarf es jener höhern Funktion des Geistes, die Vernunft genannt wird. Sie fragt nach dem „Woher" der Dinge und ist imstande, eine Vielheit zu einer Einheit zu verknüpfen. Mit bloßer Sinnenbeobachtung ist der Pflanze oder dem Tier niemals ganz beizukommen. Sie kann nur Tatsachenmaterial liefern, das der Verstand sichtet; aber die eigentlichen Zusammenhänge sieht erst die Vernunft ein. Bezüglich einer streng wissenschaftlichen Erfassung des Lebendigen stehen wir noch in den ersten Anfängen. Wir wären in der Biologie vielleicht erheblich weiter voran, wenn Goethes diesbezügliche methodische Winke mehr berücksichtigt worden wären und dafür jenes verderbliche Bestreben, die gesamte Welt in physikalische Schablonen zu zwängen, zurückgetreten wäre. Für Goethe ist eben der Organismus nicht bloß eine kompliziertere Art des Mechanismus, sondern etwas von Grund auf Verschiedenes. Daß er dabei nicht bloß ein Dilettant, sondern ein ernsthafter Forscher war, beweisen seine gründlichen Studien in Botanik und Zoologie. In der wunderbaren Naturfülle Italiens ist ihm nach angestrengtem Bemühen endlich das geistige Licht aufgegangen, mit dem er die Gesetzmäßigkeit organischen Entstehens und Geschehens ergründen zu können glaubte. Was ihm da klar wurde, drückte er z. B. aus in den Versen:

„So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann."

Im Typus, dem wahren Urorganismus, glaubte er den Schlüssel entdeckt zu haben, um die ganze Fülle organischen Lebens in einen gesetzmäßigen, wahrhaft wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen. Nur der Typus, resp. seine beiden Ausgestaltungen als Urpflanze und Urtier, ist imstande, in die

Ableitung der verschiedenen Pflanzen- und Tierformen auseinander Sinn zu bringen. Die Typuslehre, so erklärt ein Goetheforscher, ist ein eminent tieferer Gedanke, als ihn Darwin in seiner Entwicklungstheorie ausgesprochen hat. Denn in dieser letzteren wird ohne logische Stringenz einfach das Spätere aus dem Frühern abgeleitet. Darwins zeitlich Erstes braucht aber noch kein prinzipiell Erstes zu sein.

Der Typus als solcher ist freilich nicht ein irgendwo in der Natur sinnlich Realisiertes. Er ist eher so etwas wie die Idee, das schöpferische Bildungsgesetz der Pflanze oder des Tiers. Um aber eine Idee zu erfassen, bedarf es einer höhern Art des Anschauens, zu der sich der Forscher meist erst hinaufarbeiten muß. Wer das nicht tut oder nicht imstande ist, dem bleibt der Organismus immer ein Rätsel. Der Typus spielt im Reich des Organischen dieselbe Rolle wie das Naturgesetz im Reich des Anorganischen; nur läßt er sich im Unterschied zum Urphänomen nicht verstandesbegrifflich fixieren. Er hat etwas Proteusartiges an sich und kann mehr nur als Ganzes erschaut, denn begrifflich deduziert werden. Wer also nach Goethe auf dem Gebiete der Botanik nicht bloßer Tatsachensammler sein will, sondern das geheimnisvolle Füreinander und Auseinander der verschiedenen Formen ergründen möchte, der muß die Urpflanze schauen können, oder auf dem Gebiet der Zoologie das Urtier. Auf Einzelheiten näher einzugehen, erlaubt uns der Rahmen dieses Aufsatzes nicht; ich möchte andern nur die Anregung geben, einmal die Fruchtbarkeit dieser Gesichtspunkte ohne Vorurteil zu prüfen. —

Wie ist es nun möglich, die geforderte Fähigkeit, Ideen zu erschauen, sich anzueignen? Goethe behauptet, selber die Urpflanze wirklich erlebt zu haben; in bezug auf das Urtier kann nicht das gleiche gesagt werden. Dies bleibt einem Späteren vorbehalten. —

Nun wären wir in unserer Untersuchung wieder an der Grenze des Philosophischen angelangt, und auf diesem Boden dürfen wir nun in gewisser Weise dort fortfahren, wo wir früher bei der erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung stehen geblieben sind.

Wer sich gründlicher über diese Zusammenhänge zu orientieren wünscht, als sie in der Kürze hier gegeben werden konnten, der lese die herrlichen Aufsätze Goethes in seinen naturwissenschaftlichen Werken und vielleicht auch die sehr bedeutenden Einleitungen, die Dr. Rudolf Steiner zur Kürschnerschen Ausgabe jener Werke geschrieben hat. Vor allem wichtig für unsere momentane Frage ist die Skizze, betitelt: „Verfolg: Glückliches Ereignis", worin jenes denkwürdige Gespräch zwischen Goethe und Schiller über die Idee wiedergegeben ist. Eine seltene Fähigkeit ist Goethe in hohem Maße zugute gekommen, nämlich sein gegenständliches Denken, resp. sein sinnlich-geistiges Anschauen. Das ist aber gerade die Fähigkeit, welche nötig ist zum Schauen

der Ideen. Es ist tatsächlich ein glückliches Ereignis, daß jene beiden in bezug auf Weltanschauung einander diametral entgegengesetzten Geistestypen sich gefunden haben, die repräsentiert sind in Goethe und dem Kantianer Schiller. Beide zusammen haben die Idee als etwas erkannt, was weder nur aus dem Subjekt, noch allein aus dem Objekt, d. h. aus der sinnlichen Erfahrung, zu gewinnen ist, sondern nur durch das Zusammenwirken beider erlangt wird. Die Freundschaft Goethes zu Schiller symbolisiert diesen Erkenntnisprozeß. Wir können, in Anlehnung an Bergson, jene Fähigkeit, das schöpferische Gesetz in den Dingen, speziell in den Organismen zu erkennen, als Intuition bezeichnen und dürfen dann den Satz aufstellen, daß eben deshalb Goethe für die künftige Wissenschaft so eminent vorbildlich ist, weil sein ganzes Wesen auf Intuition angelegt war. Intuitiv werden, sollte die Losung des ernsthaften Forschers der Zukunft sein! Durch solche Innenanschauung allein schmiegt er sich dem sehr subtilen Lebendigen so an, wie es zur restlosen Erkenntnis desselben notwendig ist. Der diskursive Forscher muß sich dem intuitiven gegenüber ausnehmen wie ein Uhrmacher in groben Zwilchhandschuhen. Auch Kant gibt in seiner „Kritik der Urteilskraft" die Möglichkeit eines intuitiven Erkennens für das Gebiet der Kunst zu. Es wäre das dann ein intellectus archetypus im Gegensatz zum intellectus ectypus. Goethe könnte demnach auch zu jenen umfassenden Intelligenzen gezählt werden, die das „Abenteuer der Vernunft" bestanden haben, wie der alte Königsberger die intuitive Erkenntnis nennt, und zwar nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft.

Unsere Sinne allein, das dürfte aus dem Gesagten klar geworden sein, vermögen das wahre Wesen der Dinge nicht zu erkennen; aber es kommt dem Sinnlichen gleichsam aus unserm Innern heraus ein Geistiges entgegen, und in der Vereinigung der beiden entsteht dann die absolute Erkenntnis.

Was Goethe als Künstler unbewußt vollführte, nämlich das Erschauen der Idee, das suchte er sich als Wissenschaftler in der nunmehr dargestellten Weise klar zu machen. Daher darf es niemals als eine bloß dilettantische Neigung bezeichnet werden, daß er sich so lange und so intim mit der strengen Wissenschaft abgegeben hat. Er erlauschte in ihr den wunderbar tiefen Sinn der orphischen Urworte.

Aus der Manifestation geheimer Naturgesetze glaubte er schließlich auch das ethische und ästhetische Problem lösen zu können. Im Sittlichen ist nämlich das sinnliche Korrelat der Idee nicht von außen gegeben, sondern es wird im menschlichen Handeln erst geschaffen, und so verhilft der sittlich handelnde Mensch der Idee gleichsam zu ihrer Realisierung. Da ihr nicht a priori ein Inhalt zukommt, so drängt diese sittliche Idee, die zuerst im Bewußtsein des umfassenden Geistes in ihrer wesenhaften geistigen Reinheit auftritt, zur Erschaffung eines angemessenen Inhalts und veranlaßt die Verwirklichung einer sittlichen Weltordnung überhaupt.

Auch das Schöne ist für Goethe schließlich nur eine höhere, vollkommenere Art des Natürlichen, so daß er sagen darf: „Die hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist Notwendigkeit, da ist Gott."

Paul Friedrich: Alexandre Mercereau.

Ein neuer Name! Ein Name, der in Frankreich bereits seit einiger Zeit einen guten Klang hat, und der, wenn mich nicht alles trügt, auch bald bei uns zu denen zählen wird, die für die moderne europäische Kultur bedeutungsvoll sind.

Alexandre Mercereau ist Vollblutpariser. Aber er hat neben den feinen Nerven und Sensorien des Großstadtkindes, dem alle Geräusche und Wellenschläge des hastenden und wühlenden Treibens der Weltstadt zu wesenhaften Bildern und Gefühlskomplexen werden, dem die Problematik und Relativität der Erscheinungen kein Geheimnis ist, und dessen latente Gefahr die Skepsis heißt, die sich in blassem Zweifel auflöst und selbst im Dauernden nur Ephemeres sieht, neben all diesen Vorzügen und gefahrvollen Anlagen des Großstädters, des zeitgenössischen Menschen noch eine „zweite Seele" in sich, wahrscheinlich Vatererbe (sein Vater ist Mathematiker und savant), die nach dem Grund der Dinge fragt, die sich mit Fühlen und mit Schauen nicht zufrieden gibt, sondern nur glaubt, wo sie erkannte.

Diese Doppelanlage von Dichter und Forscher, scharfsichtigem Beobachter und bohrendem Grübler hat ihn zu einer Sondererscheinung im Chaos und Vielerlei der modernen französischen Literatur gemacht. Kälteste Logik und ein festes Fußen auf den Errungenschaften der Naturwissenschaft und der modernen Psychologie und ständige Hinneigung zu Mystik und okkulter Phänomenologie sind eng in ihm gepaart. Daraus resultiert, daß Mercereau eine Mischnatur von Dichter und Philosoph, Kritiker und Mystiker geworden ist. Der eben Dreißigjährige hat bereits eine längere Entwicklung als Dichter hinter sich. Er debutierte vor zehn Jahren (1904) unter dem Pseudonym Eshmer-Valdor, mit Jugendgedichten „Les Thuribulums affaisés", die nicht mehr im Handel sind.

Drei Jahre nach diesem ersten Flügelschlag des Dichters zeigte er sich von einer andern Seite seines Wesens, als reiner, liebevoller Beobachter von allerhand kleinen und tragikomischen Menschenschicksalen. In diesem Buch „Gens de là et d'ailleurs" (1907, 2. Auflage 1913) lebt etwas von Balzac, Dickens und

Raabe. Mercereaus Humor ist leichtsatirisch, aber doch so voller Menschlichkeit und Freude auch am Kleinsten, daß er nie den heiterscherzenden Ton eines Fabulisten verfehlt, der mit dieser wunderlichen Welt trotz allem zufrieden ist, weil man über sie lachen kann.

Wieder schwieg Mercereau drei Jahre. In diesen Zeitraum fällt die für seinen weiteren Entwicklungsgang entscheidende Krise, eine ähnliche, wie sie Emile Verhaeren Ende der achtziger Jahre durchmachte und deren schauerlich-große Epitaphe die Gedichtbände: „Les soirs", „Les débacles", „Les flambeaux noirs" sind.

Den Kleinstadtgestalten mit ihren verschnörkelten Lebensläufen gegenüber konnte Mercereau der über den Dingen stehende gelassene Zuschauer und Gestalter sein. Jetzt aber wurde ihm wohl unter dem Einfluß Poes, Wildes, Villiers de l'Isle Adams und Barbey d'Aurevillys sowie philosophischer und okkultistischer Studien sein eignes Dasein, die Existenz des modernen Cerebral- und Impressionsmenschen zum schmerzhaften Problem. Und mit ihm das Milieu, aus dem er wurde, wie Homunkel in der Retorte. Hier war Natur in tausend Formen Gewalt angetan. Gesundheit in Nervenschwäche, Energie in Verworrenheit, Gradlinigkeit in lauter Anpassungsversuche umgebogen. Dieser neue Weltstadtmensch mit dem rastlos sinnenden Hirn und den fieberhaft angespannten Nerven war ein Bastard von Natur und Kunst, von tausend Leidenschaften zugleich zerrissen. Dieser homme future war augenscheinlich auf dem Weg einer grandiosen Kraftausstrahlung in vielen Dingen Meister der Natur und Herr der Elemente geworden, aber im tiefsten Innern mußte er sich doch seine Ohnmacht in dem riesigen Konflux sozialer Strebungen und vor den ewigen Mysterien der Natur gestehn.

Auf der einen Seite also der „homme caoutchouc", der sich wie Wedekinds „Fritz Schwigerling" allen Eventualitäten anpaßt und sich so elegant und flott durchs Leben schlängelt, der Mann mit der weiten Moral und dem unverwüstlichen Lebensinstinkt, und andererseits dann wieder der Mann, den ein einfacher aber mörderischer Nebel auf der Niavadhavohiebrücke erbarmungslos erstickt, obgleich die Stadt Yplomb im Lande Irgendwo großartige Nebelspaltmaschinen erfunden hat.

In diesen „Contes des Ténèbres" (1910, jetzt in 3. Auflage, deutsch von Dr. Goyert im Xenien-Verlag, Leipzig 1913) schlägt eine satanische, ungeheuere Phantastik tolle Purzelbäume: Ekstasen, Haschischräusche, grausige Szenen von Lykanthropie und Weltangst wogen in mehr oder minder verschwommenen Bildern am Auge des Lesers vorbei — aber hinter allem sitzt die metaphysische Angst, der terror universalis, der horror vacui, der hinter allem Seienden und Wesenden das Nichts aufgähnen sieht. Zu den gewaltigsten dieser in ihrer absoluten inneren Spukhaftigkeit von all den andern „unheimlichen Büchern" von Hoffmann bis Hanns Heinz Ewers grundverschiedenen „Geschichten ohne Ge-

schichte" zählen „Der Höllenschlitten", „Aëllo", „Der Nebel", „Das Gespensterheer" und „Mein Bruder". Mit diesem Buch, das hart an Pathologie und Wahnsinn streift und das ein einzigartiges Dokument menschlicher Schreckphantomvisionen ist, hatte Mercereau den Skeptiker, den Zweifler, der schon zum „Verzweifler" an der Realität zu werden drohte, in sich völlig überwunden. Solche grauenvolle Katakombenwege durch die Tiefen der Seele geht ein Mensch nur einmal unversehrt. Nun tagte nach der Nebelnacht der Ungewißheit über ihn und alles dem jungen Dichter die Erkenntnis, daß das ganze tausendfache Leben auf wenigen unerschütterlichen Grundgesetzen beruht. Dies Dauernde in allem Wechsel, dies Fundamentale in allem Relativen war es, was ihn nun gefangen nahm. Klärend auf dem Wege zu diesem Ziel wirkte sein 1912 erschienener Band kritischer Studien, der die Lage des modernen Schriftstellers, den Okkultismus, den Panlatinismus, Futurismus etc. prägnant und reif und selbstbewußt behandelt auf Grund einer gewaltigen Gelehrsamkeit und der den Titel „La Littérature et les Idées Nouvelles" trägt.

Nun war die Bahn frei, um mit gesammelter dichterischer und denkerischer Kraft ins Herz des Kosmos zu stoßen und „das Leben", „die Liebe", „den Tod" und „den Dichter" als den Seher und Erschauer aller eleusinischen Mysterien zu umreißen. Dies tat er in den stilistisch oft an Pindar erinnernden „Paroles devant la Vie" (bereits in vier Auflagen), die demnächst in meiner Verdeutschung mit Vorwort von Stefan Zweig im Insel-Verlag erscheinen.

Sie sind ein trunkenes Konfiteor zum Dasein in allen seinen Formen und Stufen. Mercereaus Pantheismus ist kein leeres und phrasenhaftes Wortgepränge. Er ruht auf biologischen, medizinischen und naturphilosophischen Erkenntnissen. Er ist von allen anthropomorphen Anwandlungen frei. Für ihn — und als Dichter hat er das gute Recht dazu — ist Fechners Allbeseelung Tatsache. Alles, auch die Materie, ja die Artefakte, ist voll Leben. Trotz dem bellum omnium contra omnes, dem wilden Kampf ums Dasein aller Lebewesen vom kleinsten Infusor bis zu den höchsten Intelligenzen, erhält sich in dieser gigantischen Biomachie das Leben als Ganzes im Gleichgewicht. Was hier verloren geht, ersetzt sich dort, und so wird „Tod nur Name". Das Kapitel über den „Schlächter ohne Gnade" ist wohl das Schönste und Tiefste, was bisher über den Tod geschrieben wurde. Es erkennt in ihm nur die Umformungserscheinung, aber es erkennt doch auch, daß bei der Umformung Vieles *verloren* geht, was nicht mehr so vom sinnenden Gedächtnis voll rückgeschaffen werden kann, wie es war, und weshalb auch die Trauer bei dem Tod durchaus berechtigt ist. In solchen und ähnlichen Ideengängen zirkt Mercereau das Lebenszentrum ein wie das Herdfeuer, an dem sich alles entzündet.

In wenig Büchern hat dieser junge Franzose eine staunenswerte Höhenwanderung vollbracht. Jetzt steht er klar und helläugig im Besitze des kämpfend Errungenen auf einer für seine Jugend ausnahmshohen Warte und

sieht auf Vieles lächelnd zurück, was seine Zeitgenossen noch nebelnd umhüllt. Das Zeitgewölk ist licht vor ihm geworden, und ich glaube, daß wir uns noch viel von seiner Kraft versprechen dürfen. Auch im engeren Sinne, als seine nächste Schrift einer von Vielen heißersehnten „deutsch-französischen Verständigung" gewidmet ist. Eine Probe aus den „Worten vor dem Leben" spreche für ihn:

* * *

Worte vor der Mutter:

So ermahne ich Euch, daß Ihr wandelt, wie sich's gebühret, Eurem Beruf, darinnen Ihr berufen seid. (Eph. 4.)

Fortes creantur fortibus et bonis.
Horaz.

Nun hast Du Dich wie eine Knospe geöffnet, aber wenn er lächelt in der Freude des Sonnenkusses, dann lächelst Du im Schmerz und sendest abwechselnd flehende Bitten und murmelnde Danksagungen zum Himmel.

Ein Zweig ist aus Dir entsprossen, und Knospe des Leidens und schon der Freude, bist Du ganz anders geworden . . ., niemand erkennt Dich wieder.

Durch den supremen Akt, den Du vollführt hast, durch die breite Wunde Deines Leibes bist Du nun zur Würde der Frau erhoben: Es ist recht, daß jeder den Kopf entblößt und in Dir das neue Wesen grüßt.

Und damit Du vor allem der Dankbarkeit des Mannes versichert seist, sind die verehrungswürdigen Wundmale der Mütterlichkeit Deinem Fleisch eingegraben, das nun müde ist wie das gemähte Gras.

Eine Müdigkeit ist in Dir, unter jedem Deiner Glieder lauernd, jede Deiner Mienen erspähend, aber Deine Augen mit lebendigerem Glanze schmückend. Eine tiefe Zärtlichkeit belebt Dein verwundetes Antlitz, und Deine leuchtende Liebe durchdringt mit Achtung auch die kältesten Seelen.

Bald wird jedes äußere Zeichen aus Deinem Gesicht geschwunden sein. Wir werden an Deiner Seite sorglos oder ernst vorübergehen, aber fern von Dir, als verdientest Du keine Achtung mehr von den Menschen.

Und doch beginnt nun, da sie vollendet ist, erst Deine Aufgabe. Was hast Du bis jetzt getan, als die Niederkunft Deiner Frucht vorzubereiten?

An allen Enden des Erdballs öffnen Bäume im Herbst Früchte; Blumen vertrocknen auf ihrer Wurzel. Rings ist eine reiche Ernte von Samenkörnern verstreut. Betrachte sie einen Augenblick lang. Man könnte an Tränen denken, die am Rand der Wimpern hängen. Sie zögern einen Moment, dann fallen sie rasch oder sie wiegen sich nach Laune des Windes, lösen sich vom Zweig und fliehen. Sie werden irgendwo Halt machen und sich niederlassen.

Die Mutter hat schon die Erinnerung an sie verloren und schläft fröstelnd ein, um nicht die schreckliche Kälte des Winters zu spüren.

Sie macht keine Miene, das, was ihre Nachkommenschaft sein wird, zurückzuhalten und um sich zu sammeln, und sie wird nicht mehr an die unter ihren Söhnen denken, die zu ihren Füßen erblühen, als an jene, die durch die Brise bis zu den Enden der Welt getragen sind.

Der Frühling wird sie anmutsvoll und zu neuen Liebkosungen geschmückt finden. Sie wird sich mit jungen Blättern bedecken und herrliche Blumen befruchten, aus Freude, dem Lebensgesetz im reichsten und gefälligsten Schmuck zu gehorchen.

Wenn sich die Pflanze nicht um das Samenkorn kümmert, das der Wind entführt, ganz gewiß, daß nichts Schlechtes aus ihm sprießen mag, so bist Du, Menschenpflanze, Frucht unter den schönsten Früchten, viel höher im Rang der Abstufung der Kräfte, aber weit weniger begünstigt als das unbedeutendste Gras.

Mit Würde und Achtung trugst Du mehrere Monate im Innern Deines Leibes eine schwere, lebende Last.

Du mußtest einen viel schmerzensreicheren Kreuzesweg hinanklimmen, als der eines anderen Wesens. Vom Sturm getroffenes Fahrzeug, ein Gewoge feindlicher Gefühle rüttelte Dich. Tausend entgegengesetzte Gedanken griffen Dich von allen Seiten an, reizten Dich, führten einen Scheinkrieg mit Dir und hoben Dich manchmal nur auf einen glänzenden Gipfel dionysischer Freude, um Dich darauf viel tiefer in den Abgrund des Zweifels und der Verzweiflung stürzen zu lassen.

Du lerntest das Glück empfinden, daß etwas, das Dich hermetisch erfüllte, Deinen Busen mit Blut und Leben sättigte, und fast gleich danach die Angst vor der Leere, die grausame Wahrnehmung, daß in Dir nichts als eine unbesiegliche Erstarrung war.

Du hieltest Dich abwechselnd für geweiht und verflucht, für teuflisch und göttlich, für riesig und winzig, für bewundernswert und unwürdig.

Du zweifeltest, ob es besser sei, das Leben oder den Tod zu gebären, und mehr als einmal nagte an Dir in dem wahnsinnig-machenden Schweigen Deiner gemarterten Seele das Verlangen nach völliger Vernichtung.

Du kämpftest und warst edel, Du warst heldenhaft und erhaben. Die Niedrigkeit und die Entsagung beherrschten Dich. Da lebtest Du nur für diesen kleinen Unbekannten, von dem Du noch nichts wußtest außer seiner böswilligen Tätigkeit.

Endlich brachtest Du Dein Kind in Schmerzen zur Welt!

Während die Pflanze, nachdem sie ohne Unruhe nach dem Gesetz ihrer Natur empfangen hat, fortfährt in Glück und Heiterkeit zu leben, ist vielleicht der Dank für Dein mutiges Brüten der gewesen, die Ahne eines Knäuels von Vipern geworden zu sein.

Was für eine schauerliche und eisige Vision!

Die Söhne Deiner Söhne werden sich über die Erde verbreiten wie ein sich rasch vermehrendes Gewimmel bösartiger Tiere.

Bedeckt mit Krankheit oder mit Sünde, wie mit eklem Schimmel, werden sie der Stein des Anstoßes, die Höhle der Schande, der Fluß der Schmach und der Verzweiflung sein.

Welch schauerliche, eisige Vision! Wer hat den gemeinen Mangel in den Schoß jener gesenkt, von der die Rasse der bösen Menschen abstammt? Welcher abstoßende Vorfahre, selber welch abscheulicher Mutter Sohn, lebt so in den fernen Körpern seiner späten Abstammung auf?

Schöpferin oder einfache Sklavin des Bösen, Kains Geschlecht bellt in Deinem Busen und über Dich werden seine Sünden kommen.

Die Sünde Deiner Kinder wird sich hoch über Dein Haupt erheben wie eine Krone von Dornen, die Deine Stirn blutig reißen und Dir bis ins Herz dringen werden.

Du trägst die Bürde ihrer Verantwortung bis unter den Stein des Grabes, es sei denn, daß einer von ihnen so sehr sich um Menschen verdient gemacht hat, daß für immer die Flecken seiner Abstammung ausgelöscht seien.

Die Erde wird Deinem in den gestörten Frieden des Grabes gefesselten Herzen schwer sein, wie sie in Deinem Leben Deiner beweglichen Ferse schwer anhängt. Du wirst den Fluch der Menschen mit Dir hinabgenommen haben, und Deine gebleichten Knochen werden darum vor Schmerz erzittern.

Und wie soll ich selbst Dich anders nennen als Rabenmutter, Du, die ich hier vor mir erblicke, wenn Du nicht Deine Behausung bereitet hast, um, wie im reinsten und prächtigsten Sanktuar, den Wirt der Menschen zu empfangen.

Mit welch schleichendem Tier soll ich Dich vergleichen, Dich, die keine Voraussicht gewarnt hat? Welchen von all den Namen der verfluchtesten Wesen wähle ich für Dich, die Du die feierliche Pflicht, die Du erfülltest, nicht verstandst, die feierliche, geheimnisvolle, aber selige Pflicht . . . .

Ah! Hüte Dich, hab Acht auf dies Kind, das Dein ist durch lockere Wurzeln, aber der Welt durch etwas viel Geheimeres und Größeres gehört, die es plötzlich von Dir losreißen wird. Wenn Du es nicht zu führen verstandest, dann wehe über Dich, unkluge Frau, die ein elendes Kupfer aus dem ihr anvertrauten Golde gemacht hat.

Wenn Du nichts vorbedacht hast, so spute Dich, vielleicht ist's noch Zeit, Deinen schweren Fehler gutzumachen.

Reinige Deinen Leib von jedem schädlichen Instinkt. Reinige Dich von jedem Laster und sei so rein von Schmutz und Unbilligkeit, daß nicht einmal eine Blume Dir gleiche.

Die Gerechten werden Kinder erzeugen, die wert sind, Gottes Kinder zu heißen.

Ein junges Mädchen muß bei Dir unversehens eintreten können, ohne Gefahr, eingeschüchtert zu werden.

Deine Seele besitze die Reinheit der Vögel, sei leuchtend wie die Sonne, glücklich wie das Himmelsblau, voll von grundlosem, tiefem und strahlendem Glück.

Nur so wirst Du wert sein, Dich der großen Aufgabe zu weihen, die viel größer selbst als jene ist: empfangen zu haben: Deine Frucht zum Guten zu leiten.

Nur so wirst Du wert sein, mit dem heiligen Ehrenwort Mutter begnadet zu werden, das da heißt: Gefäß der Erwählung, Arche des Zeichens, Land Kanaan, Grundstein des Menschheitsgebäudes.

* * *

Aus der Nebelhöhle stieg er herauf ans Licht.

Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, nun sei Dir alles verziehen.

Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, so sei ihm schon viel verziehen.

Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, nun durchdringe ein schöner Ernst Deinen Leib.

Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, so durchdringe schon schöner Ernst seinen Leib.

Seid beide eins und das andere in der gleichen Unschuld, und möge er während seines ganzen Lebens neben der Stärke des Löwen und der Klugheit des Mannes die Reinheit des Kindes bewahren.

Du selbst hülle Dich in seine Unwissenheit der Dinge. Möge er gleich dem guten auf den vom Übel benagten Baum gepfropften Steckreis sein, und möge er Dich erneuern.

Dringe bis zum Grunde seines Geistes. Möchtest Du die dunkelsten und undurchdringlichsten Höhlen seines Bewußtseins am häufigsten aufsuchen. Möge kein Winkel, kein Schlupfwinkel seines inneren Sinnes unbelichtet vor Deinen Blicken sein. Möge er für Dich ein Palast aus Kristall sein. Wandle in ihm, wie in einem Blumenbeet, indem Du mit Liebe die Blumen gezüchtet, nachdem Du es vor den Unbilden der Witterung und vor Unkraut geschützt hast.

Ihn aber führe Du in die dichteste Einsamkeit Deiner Seele und rede ihm lange in sein Herz.

Trachte vor allem danach, daß sein Wesen voll sei von Liebe bis zum Überströmen über die Welt.

Daß er so nichts mit Gleichgültigkeit aufnehme, weder die Klarheit des Tages, noch das Dunkel der Nacht, weder die Nähe der Menschen, noch das, was ihm von der Erdscholle und vom Himmel kommt, noch, was ihm von dem Geheimnis der Natur nahe, noch, was sich seinem Munde nähert, noch, was sich von seinen Händen entfernt. Nur die Leidenschaft kann die Worte des Lebens im Fleische Fuß fassen lassen und im Grunde der Seele den lebenden Keim aller

Dinge legen. Durch sie tritt der Mensch in Gemeinschaft mit dem Großen Wesen, erfaßt er die Bedeutung der Welt und vermag er sich bis zur Hymne des Alls zu erheben.

Möge Dein Kind nur die Worte vernehmen, die Musik sind und in ihm nicht den Sinn für eine innere Sprache verbilden, die Du ihm nicht lehren könntest. Eine heilige Eingebung keime in seinem Gehirn, ein zartes und zerbrechliches Kraut, durch die er geheime Befehle empfangen wird, die Du nicht mehr hören kannst.

Aus dem Licht, dem Dunkel, dem Lied der Sterne oder der Luft, dem Lärm und der Stille, der Zeit und dem Raum soll er seine besten Offenbarungen schöpfen. Mische Dich nur mit der ehrerbietigsten Klugheit dazwischen, suche ihn nur über das aufzuklären, worüber Du selbst aufgeklärt bist. Störe nicht ein tiefes Urteilsvermögen, das sicherer als Deine Erfahrung ist. Wisse in ihm den guten Samen vom Unkraut zu scheiden. Vergiß nicht, daß jedes Land einer Bebauung und einer Ernte bedarf, daß kein Erdreich gleichgültig ist gegen das, was man in seine Furchen sät.

Besitze Deinen Sohn von einem Ende seines Wesens bis zum andern, verstehe seinen Sinn und erwecke ihn in seiner und nicht nach Deiner Natur.

Jede Pore seiner Haut führt etwas hinzu, was sich schon unbewußt seiner bemächtigt, wache darum, daß er nur die Strahlen der reinen Schönheit empfange. Aber mißtraue Deinem eigenen Geschmack: Er kann Dich täuschen und in Irrtum verstricken. Denke daran, daß über viele Dinge ein Insekt mehr weiß als Du.

Stelle seinen Geist vor edle Dinge; lenke wohl seinen Gang, damit er nicht auf krummen Wegen irre, doch laß ihn die Erscheinungen der Welt erfassen, gemäß dem gebieterischen Willen, der sich von uns ihm nicht aufzwingt.

Möge er von Dir die Kenntnis des Guten empfangen, aber er selbst suche den Weg, der ihn am schnellsten zum Ziel nach seinen Kräften und seiner Bestimmung führe.

Wenn Dein Schoß ihn dem materiellen Leben bewahrt, so wurde er mächtig von der Natur selbst gestützt. Nun wird ihn Dein Herz dem geistigen Leben gebären, lasse sein eigen Herz ihm helfen in dem Maß, in dem es einem innersten Antrieb gehorcht.

Neun Monde trugst Du ihn in der Nacht Deines Leibes, aber mehrere hundert Jahre sollst Du nun streben, ihn im Lichte des Tages zu tragen. Die schwerste Aufgabe ist noch zu erfüllen. Zweifellos soll er später wie Sankt Augustin von seiner Mutter sagen: „Sie hat mehr gelitten, mich der Wahrheit und der Tugend zu erzeugen, als mich zur Welt zu bringen."

Ein Wesen im Lichte des erhabenen Lebens zu erzeugen, das ist die vornehmste Aufgabe, die es gibt, und Dir wurde sie anvertraut.

Richte Dein Auge zur Sonne und strebe nur zu himmlischen Höhen. Möge

er Dich finden in durchsichtiger und reiner Klarheit gebadet, um von ihr selber durchdrungen zu werden.

* * *

Weib, in Dir ist alles Deiner Rasse zugeordnet, der unseren, und der Sohn Deines Fleisches gehört dem All, dessen Mark er in sich saugen wird. Du geleitest ihn Schritt für Schritt uns entgegen und bald wird er zu den Männern zählen, zu deren Licht auch er etwas beitragen wird.

Führe ihn auf den Pfad seiner Brüder, auf daß er dadurch die große Rolle begreifen lerne, mit der ihn das Schicksal in dem majestätischen Drama der Welt betraut hat.

Er suche sich bis zu der höchsten Sprosse unserer Leiter zu erheben, denn er wird eine Rede besitzen, auf die man hören wird, und er wird Geister leiten.

Siehe zu, daß Dein Sohn nur in unsrer Schönheit daure, daß er besser sei als wir, und daß er es sei mit solcher Kraft und solchem Willen, daß niemals die verabscheuungswürdigen Beispiele, von denen er umringt sein wird, die seinen Füßen gelegten Angeln, die jammernswerten Untaten, deren Zeuge oder selbst Opfer er sein wird, seinen Glauben erschüttern und seinen Mut zerbrechen.

Ist denn noch nicht die Zeit herbeigekommen, wo ein Geschlecht, das aus den moralischen Mühen von zwanzig Jahrtausenden Vorteil zieht, nur in dem fortlebt, was die Besten geschaffen haben?

Ist es drum so schwer, unsere bescheidenen Erdentage zuzubringen in der Wollust, vollkommen zu sein. Werden wir nicht bald etwas anderes sein als stumpfsinnige und niedrige Tiere, viel reißender als der Wurm, hinterlistiger als die Schlange, wilder als der Tiger, stärker als der Bär, abstoßender als die Hyäne, listiger als der Fuchs, kriegerischer als der verhungerte Wolf, giftiger als der Skorpion?

O Menschen, meine Brüder! Was für ein schönes Schauspiel böten wir dar, wenn wir, in jedem von uns, einen Strauß aus all dem, was wir an herrlichen und duftenden Blumen besitzen, binden wollten. Welch erhebendes Schauspiel würden wir sein, wenn wir die wundersamen Klänge, von denen wir erzittern, zu einer Weltenharmonie vereinen würden.

Welch olympisches Glück würde uns an jenem Tag überkommen, wo wir unsern Ehrgeiz darein setzen würden, eines den andern an sittlichem Wert zu übertreffen, in dem Willen, unsern Nächsten durch Edelmut und Güte zu besiegen; an dem wir unseren Kampfinstinkt gegen die unter unseren Gefühlen richten würden, die einen andern in seinem Stolz und seinem Genie verletzen könnten, an dem wir nur reich sein möchten, um überall Leben zu schaffen, nur herrschen möchten, um zu befreien.

Weib, überzeuge Deinen Sohn bis in die letzten Fibern seines Fleisches, daß sich die Menschheit nur in ihren Genies, ihren Aposteln, ihren Helden und

Heiligen verherrlichen kann. Daß er keine anderen Vorbilder habe und nicht seinen Blick von ihnen wegwende, ehe er nicht alles, was sie ihn lehren können, angenommen hat. Er lerne auch den unbedeutendsten Helden die Verehrung zu wahren, die wir den Göttern schulden. Er bewundere die Menschen und liebe sie nach ihrem Wert und lerne sie, wie groß auch ihr Ansehen sei, hassen und verachten nach ihrer Unwürdigkeit.

Ein tapferes Herz soll jene fliehen lernen, die niemand je davon zu überzeugen vermag, daß sie Brüder sind. Der Schelm soll mit dem Schelme reden und der Gerechte mit dem Gerechten.

Nur, weil sie den Rat der Wahlverwandtschaft verschmäht, watet die Menschheit noch immer seit zwanzigtausend Jahren im Schmutz und ist der Gute die Beute des Bösen.

Aber Dir, Mutter, kommt es zu, ein schönes, gesundes, starkes, ausgeglichenes Geschlecht hervorzubringen, das würdig sei, ein Menschenantlitz zum Himmel zu wenden.

Dr. Ernst Barthel: Die Gestalt der Erde. Eine Skizze

Für unbezweifelbar gilt uns die Behauptung: Die Erde ist eine Kugel. Ist dieser Satz nicht durch viele einleuchtenden Gründe klar bewiesen? Wir können, so oft wir wünschen, um die Erde reisen. Ein Blick übers weite Meer mit nahenden Schiffen scheint die Krümmung der Erdoberfläche augenfällig darzutun. Der kreisförmige „Schatten der Erde" bei Mondfinsternissen scheint in anderer Weise dieselbe These zu unterstützen. Daher geht die astronomische Weltansicht seit langen Jahrhunderten von der Kugelhypothese aus.

Wenn auch Kopernikus und Tycho um das astronomische Weltbild widereinander kämpfen: bezüglich der Lehre von der Kugelgestalt der Erde sind sie Verbündete. Ist nicht die moderne Zeit durch Gradmessungen dazu gelangt, sogar die „Abplattung" der „Erdkugel" zu bestimmen? Kennt sie nicht die Größe des „Erdradius"? Glauben wir nicht ein Wissen vom spezifischen Gewicht des „Erdballs" zu besitzen? Unser „Planet" scheint uns nachgerade sehr vertraut und bekannt geworden zu sein. Über die Fehltheorien alter Völker glauben wir lächeln zu können. Denn in der Tat: so viele einfachen und scheinbar zureichenden Gründe sind noch niemals zugunsten einer terrestrischen Theorie gefunden worden wie für die Lehre von der Kugelgestalt.

Und doch dürfte diese Annahme wissenschaftlich unmöglich sein. Was so

klar und einfach aussieht, ist das Werk eines instinkthaft begründeten Vorstellungsstrebens, das jedoch hier nicht berechtigt ist; und alle oben genannten „Beweise" für die Kugelgestalt der Erde entbehren des dauerhaften Fundaments. Das habe ich zu zeigen versucht in dem kleinen Buch „Die Erde als Totalebene", welches soeben in Leipzig erschienen ist. Besonders betonen möchte ich, daß es sich bei meiner Theorie nicht bloß um Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten handelt, sondern daß der Satz „Die Erdoberfläche ist die Totalebene" so sicher ist wie $2 \times 2 = 4$.

Die Schrift ist aus wissenschaftlichen Studien über den Raum und die geometrischen Grundbegriffe erwachsen. Ich bespreche zunächst die Funktion $x + y = a$ und andere ebenso unscheinbaren Gleichungen. Von diesen komme ich durch die analytische Geometrie zu Kegelschnitten, wobei die neue Methode mir mehrere Erkenntnisse verschafft, die man bisher übersah. Nachdem ich im Vorübergehen dargetan habe, daß das optische Himmelsgewölbe nicht ein modifiziertes Kugelsegment, sondern die Kuppe eines Paraboloids ist, werde ich von mathematischen und raumtheoretischen Gründen zugleich bedrängt, welche zu der Festsetzung führen: Die Erde ist keine Kugeloberfläche, sondern die Totalebene.

Eine Ebene? wird der Leser fragen. Da müßte sie ja überall ins „Unendliche" laufen. Wenn die Frage der Erörterung fähig schiene, so hätte man das Nötige darüber gewiß schon längst ausgemacht. Aber eine Ebene, glaubt man, unterscheidet sich von einer Kugeloberfläche gerade dadurch, daß sie nichts Geschlossenes ist, sondern sich nach allen Seiten end- und grenzenlos in den Weltraum hinein erstreckt.

Wenn dem so wäre, hätten wir allerdings unrecht. Aber es gibt keinen einzigen Rechtfertigungsgrund für diese der Vorstellung so angenehme Auffassung; im Gegenteil existieren mehrere Argumente dafür, daß die Vorstellung, die wir uns von einer Ebene bilden, nur eine beschränkte Gültigkeit hat, und daß im Denken die Ebene etwas Geschlossenes, Totales darstellt. Ein Stück einer Ebene können wir uns vorstellen. Aber die Ebene im ganzen durchaus nicht. Es ist daher übereilt, wenn wir nach Aussage unserer Vorstellung dem Ganzen der Ebene seine Eigenschaften vorschreiben.

Vom naiven Standpunkt ist man geneigt zu sagen: Kugeln können allein umfahren werden; die Ebene, als Grenzwert einer Kugeloberfläche, kann nicht umfahren werden. Wir müssen dagegen sagen: Kugeln können umfahren werden, und zwar in einer vorstellbaren Weise. Die Ebene kann auch umfahren werden. Aber man kann sich die letztere „Rundreise" im Ganzen nicht vorstellen, sondern nur denken.

So fremdartig diese Behauptung vielleicht erscheinen mag — besonders wenn man glaubt, alles Denkbare müsse als Inhalt auch vorstellbar sein —, so sicher trifft sie den Kern der Frage. Farben sind nicht zum Hören geschaffen, Töne

nicht zum Sehen. Ebenso enthält die Erdoberfläche nicht die Möglichkeit, betrachtet zu werden, sondern ist die allgemeine Vorbedingung aller Betrachtung, und als Ganzes nicht anschaulich. Sie ist das Objekt der Beine, aber nicht des Kopfes. Dieser Unterschied ist wesentlich.

Weiter fragen wir nun: Ist die mathematische Ebene bloß Denkebene, oder existiert sie auch irgendwo in der Natur? Die Wahrscheinlichkeit läßt von vornherein das letztere vermuten. Dem Subjektiven entspricht stets auch ein Objektives, was besonders Goethe auf Grund seiner Naturkenntnis oft betont. Dem Auge entspricht die Sonne, dem Ohr eine Welt des Schalles, dem Streben seine Erfüllung. Und so können wir schon hoffen, was dann auch bewiesen wird, nämlich daß dem für unser ganzes Denken so unerläßlichen Begriff des Geraden, Flachen, Ebenen in der Wirklichkeit eine ähnlich bedeutsame ebene Fläche entspricht: nämlich die Erdoberfläche selbst.

Bisher setzte man den Vorstellungsraum, ein leeres Nichts, an den Anfang alles Wirklichen, und in das Nichts hinein das Weltall. Wir setzen an den Anfang die Gesetze der Realität, die Mutter Erde, und wissen, daß der nichtige Raum bloß praktische Lebensbedeutung, aber keine Erkenntnisberechtigung hat. Die Erde befindet sich nicht in einem Nichts, sondern sie ist das große, am Anfang stehende Etwas, auf welchem sich kleine Menschlein befinden, die sich schon so manches Nichts eingebildet haben. Daß wir einen Anschauungsraum bei uns tragen, ist unsere Privatsache und muß für das Wesen der Erde ganz belanglos sein. Wer schließt aus der Wahrheit, daß wir Beine haben, darauf, daß die Erde auch Beine hat? Ein ähnlicher Analogieschluß ist unsere ganze Weltanschauung. Sie schließt aus dem Faktum, daß wir transportable und bewegliche Körper sind, darauf, daß auch die Erde ein solcher Körper ist. Daß dieser Schluß so unnötig wie unmöglich ist, habe ich ausführlich gezeigt.

Indem wir dem Anschauungsraum einen hyperbolisch genannten festen Denkraum als Ergänzung beifügen, stellen wir die Astronomie, die bisher auf dem Kopf gegangen ist und daher alles auf den Kopf stellte, wieder auf die Beine. Ob sie sich diesen Angriff auf ihr vermeintliches Kopfrecht wohl wird gefallen lassen?

Die Mondfinsternis entsteht sicher nicht durch den Schatten einer „Erdkugel", sondern sehr wahrscheinlich durch eine Dunkelsonne, welche existiert. Das wird, außer durch die Mondfinsternis selbst, durch das Gesetz der Korrelation erfordert. Der Mond ist sein eigener Gegensatz, weil an ihm Helle und Finsternis abwechseln; die Sonne aber, welche leuchtet, wäre ein hinkender Begriff, wie sie in der ganzen Natur nicht vorkommen, wenn ihr nicht eine Sonne, welche finster ist, real entspräche. Schon die alten Germanen kannten wohl die Dunkelsonne. Ich schließe das daraus, daß sie den Sonnengott Wotan mit einem hellen und einem ausgeschlagenen Auge darstellten. Nord und Süd, Ost und West,

Oben und Unten sind für den Weltraum keine gleichgültigen Richtungen, sondern seine objektiven Dimensionen (vgl. meine Schrift: „Vertikaldimension und Weltraum“ 1914). Wir kommen zu der neuen und doch so alten, griechisch-germanischen Ansicht, daß die Erde nicht ein Gestirn, ein Planet, sondern einzigartig ist: die Wohnstätte des erscheinenden Geistes. Daß sie nicht in einem vernunftlosen „Weltraum“ schwebt, welcher bloß subjektiver Anschauungsraum ist, sondern selbst die Grundlage und Folie des objektiven Raumes darstellt. Und daß sie unsere weite, ehrwürdige, feste Heimat (des Diesseits) ist und nicht ein beliebiger Vagabund im Weltall.

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

Von Liverpool bis Kreta.

I.

Wie ferner lockender Vogelsang hatte uns durch den kalten neblichten Winter Englands das Wort geklungen: „Im Frühling ziehen wir nach Griechenland!“ Und da trotz allerlei drohender politischer Zwischenfälle der Orientalisten-Kongreß in Athen wirklich zustande kam und gleichzeitig das 75jährige Jubiläum der Universität Athen damit gefeiert werden sollte, schifften wir uns am kalendermäßigen Frühlingsanfang im tobenden Schneesturme mit Kindern und Begleitung über den Kanal von Dover nach Ostende ein. Der größte Teil der Passagiere wurde trotz nur dreistündiger Fahrt in hingebendster Weise seekrank, und da dieses an sich gesunde Leiden bekanntermaßen momentan auch dunkle Schatten auf das Gemüt wirft, trennten wir uns von unseren kleinen Lieblingen mit fast unberechtigt-großen Herzschmerzen, um sie in treue Schwesternhut ins liebe Deutschland zu senden, — und als der Zug sie uns um 3 Uhr in kalter Morgenfrühe in Ostende entführte, war ich in meinem Abschiedsweh nahe daran, meinen Mann allein das Land der Griechen mit Seele und Leib „suchen“ zu lassen. Wie gut, daß ich auf seinen beruhigenden Zuspruch hörte! —

Unter strömenden Tränen und Regengüssen watete ich an seiner Seite in fast völliger Dunkelheit zum anderen Bahnhof, indes vier nächtliche Gepäckträger sich um unser Handgepäck zankten. Dort warteten wir zwei Stunden lang in einem eiskalten Raum ohne Kaffee oder irgend eine Bequemlichkeit auf den Zug nach Paris. Auch das ging vorüber und wir trafen dort, mittags 12 Uhr, im Hotel du L . . . . ein, einem alten Palast, mit einzelnen Kostbarkeiten und vielem Plunder, wo es, wenn man vom Schmutz absah, ganz behaglich war.

Der alte erprobte Zauber von Paris schlug auch uns wieder in seinen Bann, doch durften wir uns ihm nur fünf kurze Frühlingstage hingeben. Wie rasch flogen sie dahin. Drei Vormittage im Louvre sind nur wenig Akkorde einer großen Symphonie. Und mit dem Musée du Louxembourg allein, mit seiner Fülle von Rodins, von denen mir immer jeder einzelne zum Erlebnis wird, ist es nicht viel anders.

Mich dünkte der lachende Frühlingstag über Versailles mit seinen erschütternden Erinnerungen ergreifender als der Herbsttag, der, wie man sagt, eigentlich dazu gehört. Goldene Primeln und holdduftende Veilchen auf den Wegen, die Marie Antoinette einst wandelte. Junges rankendes Grün um die grau morschen, halbzerfallenen Liebesgötter — lachende Sonnenreflexe auf den verschlissenen Sammetpolstern der goldenen Staatskarossen. Tagelang verfolgte mich das fürchterliche wundervoll gemalte Bild: Le dernier appel des victimes de la Révolution. Immer regte mich ein Gang über die Place de la Concorde mit ihren furchtbaren Erinnerungen bis ins Tiefste auf. Überwältigend und erhebend war dagegen der Eindruck, den mir Napoleons Grab im dôme des Invalides machte. Hier hat die Verehrung des französischen Volkes für seinen großen Toten den denkbar größten und schlichtesten Ausdruck gefunden.

Das russische Ballett „die Russalka" in der Grand'Opéra enttäuschte uns, ebenso ein Pariser Nachtlokal, wo sich nur bleiche, anwidernde Dekadenz bemerkbar machte. Verblüffend wirkte das abendliche „Sich-Ausleben" auf den Boulevards. Im Bois de Boulogne erreichte das Restaurant mit 1,50 Franks für ein Täßchen Kaffee den Rekord in den Reisepreisen.

Amüsant war ein Abend im théatre Sarah Bernhard, wo sie zum — wer kann sagen wievielten — Male die „Kameliendame" gab. Nach endlosen Pausen wurde immer erst dann weitergespielt, wenn das sonst so rührend geduldige Publikum allgemein zu trampeln begann. Dieses Stück ist für die fast Siebzigjährige insofern günstig, als sie sich in der Rolle der schwindsüchtigen Heldin immer stützen und helfen lassen darf. In der zweiten Pause wurde verkündet, sie selbst, die „göttliche Sarah" würde für einen Aeroplan sammeln gehen. Und wirklich schritt sie im Parkett Reihe für Reihe ab, jedes Goldstück, aber auch jeden Frank zum wenigsten mit einem anmutigen „merci" belohnend. Da es offenbar gegen Deutschland ging, konnten wir natürlich nichts geben, und mein Mann, dem ein Refus der Künstlerin und Dame gegenüber peinlich war, zog sich zurück, aber als sie an mich kam, sagte ich, ihren schweifenden Blick festhaltend, halblaut: „Contre l'Allemagne?", worauf ich sofort zu Luft bei ihr wurde. Unglaublich war ihr Toilettenreichtum, aber ich sah fortan doch nicht mehr das Bühnengesicht, sondern das unter all der Bemalung erschreckend gealterte Greisenantlitz vor mir. Am nächsten Abend trat sie in der Hosenrolle des 18jährigen Aiglon auf, welche Leistung ich noch bewunderswerter fand. Im

Volke wird sie abgöttisch verehrt. Will sie über die Straße, so halten alle Kutscher sofort ihre Wagen an, bis sie hinüber ist.

Im Palais du Louxembourg, im jetzigen Senatsgebäude, fanden wir noch die schönen Deckenmalereien unseres Heinrich Lehmann; aber sonst erinnert, trotzdem er als Präsident der Akademie der Künste in Paris war, wenig an ihn. Das mit seinen Fresken geschmückte Hôtel de Ville fiel der Kommune zum Opfer, und die schönen Porträts, die er, der Deutsche von Geburt, dem Louvre vermacht hatte, sind größtenteils in die Provinzialmuseen gegangen. Sein palaisartiges prächtiges Haus in der rue Balzac steht noch, und sein Stiefenkel zeigte es uns. Unter der großen Anzahl guter Gemälde verschiedener Meister interessierte uns besonders eine vorzügliche ältere Kopie der Mona Lisa. Von ihr hatte Ingres einmal gesagt: „Sollte die Mona Lisa mal aus dem Louvre gestohlen werden, so könnte man diese sehr gut für das Original ausgeben". Sehr rührte uns das Bild, von dem wir eine Kopie besitzen, — die beiden zart kindlichen Mädchengestalten, die eng verschlungen — auf blauem Grunde — aufwärts schweben: die beiden einzigen Kinder des Künstlers, die in ganz jungen Jahren ihm kurz hintereinander durch den Tod entrissen wurden.

Unser gütiger Führer geleitete uns zum Friedhof auf dem Montmartre, wo unweit von Heinrich Heine der Künstler mit den anderen Familienmitgliedern unter einer mächtigen Steinplatte ruht. Ohne Namen oder irgend eine Bezeichnung.

Am sechsten Abend — nach einem allerliebsten kleinen Diner zu Zweien — gings südwärts, und wir erreichten in köstlicher Morgenfrühe Montreux. Alles blühte, wir machten wonnige Fahrten auf dem Genfer See, stiegen nach Chillon und Caux hinauf — unser mitgebrachtes Frühstück auf blumigen Wiesen verzehrend — pflückten wilde Jonquillen und Narzissen und in den Weinbergen Perlhyazinthen, — sahen zu Füßen den kornblumblauen Genfer See und zu Häupten die Schneekronen des Dent du midi, und an die ärmlichen grauen Steinhütten schmiegten sich rosablühende Fruchtbäume.

„Über den See
Von den Bergen herab
Wiegt sich der Lenz
Mit dem Blütenstab.

Schaut in der Wässer
Bläulichem Schild
Lächelnd sein sonniges
Ebenbild."

Eine köstliche Fahrt durch die Schweiz und die schönsten Teile Norditaliens folgte. Das Rhonetal mit den Burgen und dem Ausblick auf die Walliser Alpen mit dem Matterhorn glitt an uns vorbei. Dann ging's am Lago Maggiore entlang: die Isola madre und Isola bella grüßten uns — ein Farbenrausch —, die Kamelien und Rhododendren blühten in üppiger Fülle, und ich erhielt einen vollblühenden Zweig von einem ritterlichen Fremden. Duftwogen und weiche Lenzluft zogen zu uns wintermüden Nordmenschen. Und weiter durch blühende Gefilde in goldener Südsonne sausten wir bis Bologna, der ältesten mittelalter-

lichen Universität der Welt, an deren reichem schönem Gebäude mit prachtvollem Schnitzwerk wir große Freude hatten. In den prächtigen Kolonnaden, die die ganze Stadt durchziehen und für Bologna charakteristisch sind, wogte südlich freudiges, bewegtes Leben. Wie ein Gruß aus dem ersehnten Athen des Perikles herübergesandt, wirkte auf uns im Museum die Athena Lemnia des Phidias, — indes das Original der heil. Cäcilia von Raffael auch unsere höchsten Erwartungen noch übertraf.

Weiter dann, die Nacht durch, in schlechten überfüllten Kupees, schon mit Kongreßgefährten zusammen; die Fahrt durch die langweilige flache Landschaft mit Kaktus, Aloe und Feigenbäumen nach Brindisi verkürzte uns ein feiner junger Inder, der aus den Linien meiner Hand erstaunlich richtige Schlüsse zu ziehen wußte.

Ach, welche herrlichen Vorstellungen verknüpfte ich immer mit dem Namen Brindisi — aber es ist das elendste, schmutzigste, unsympathischste Nest, das man sich denken kann.

Sehr hübsch war es, als wir plötzlich einem sehr nahen Jugendfreunde meines Mannes begegneten, der uns nun zum guten Führer wurde. Als wir nachmittags am Hafen mit ihm umherschlenderten, entdeckten wir ein von Italienern gekapertes türkisches Schiff. Lustig wehte die italienische Flagge über den türkischen Zeichen; ich eilte schnell ins Hotel, meinen Apparat zu holen, um das interessante Bild festzuhalten. Aber wehe — sofort nahten sich zwei Wachthabende, die mir den Apparat kurzerhand abnahmen. Dann abends, als wir von einem Bootsausflug, mit Zweigen voll Orangenblüten und Früchten beladen, zurückkehrten, wurde ich einem scharfen Verhör unterzogen. Eine ganz stattliche lustige Volksmenge hatte sich um uns versammelt, und als die Beamten schließlich, augenscheinlich nicht wissend, daß man die Aufnahmen erst entwickeln müsse, den Apparat öffnen wollten, um die Bilder zu sehen, erhob mein Mann energische Einwendungen, was einigen Eindruck machte. Ich mußte versichern, daß ich auf italienischem Boden noch keine Aufnahmen gemacht hätte, wozu ich zufälligerweise imstande war — ferner, daß ich auch keine machen würde, und erhielt nun meinen unschuldigen Kodak endlich wieder. Doch merkte ich wohl, daß wir bis zur Abfahrt des Schiffes scharf beobachtet wurden.

Leider setzte am späteren Abend ein Sturm ein, der uns Schlimmes befürchten ließ. Endlich, nach 12 Uhr, kam die stolze „Salzburg" und das Jagen nach den Kajüten begann. Wir hatten unsere ja vier Wochen vorher, gleich den meisten, bestellt, aber es waren viele unangemeldete Gäste dazugekommen, darunter einige Russen, die von Odessa über Konstantinopel nach Athen hatten reisen wollen und nun diesen ungeheueren Umweg machten, nachdem es bekannt geworden war, daß die Türken in die Dardanellen Minen gelegt hatten.

Ich wurde trotz erster Kajüte mit noch drei anderen Damen zusammen-

gebracht — von denen zwei schon im Bette lagen, eine sogar in meinem —, und die vierte kam nach mir.

Als ich wohlgeborgen in meiner Koje lag, ging das Toben auch bald los. Es war ein unheimlicher Sturm und von verschiedenen Personen, die den Weg alljährlich machen, wurde behauptet, daß sie noch nie solchen Sturm dort erlebt hatten. Aber ich habe beobachtet, daß diese Bemerkung bei jeder stürmischen Seefahrt gemacht wird. Endlich, kurz vor Korfu, wurde es ruhiger und wir konnten etwas Tee nehmen. Und das war ein lustiges Leben: Mit rasender Geschwindigkeit ruderten die Boote vom Land aus zu uns, gefüllt mit Leuten, die alle etwas verdienen wollten, und die Händler überschwemmten bald das Schiff. Die „Hohenzollern" lag stolz vor Anker, daneben ein begleitendes Kriegsschiff. Leider entzieht uns der Kaiser Professor Dörpfeld, er muß den ganzen April durch mit ihm arbeiten, und so wird er, trotz angekündigter Vorträge, dem Kongreß fernbleiben. Gegen Abend setzten wir die Fahrt fort. Schon um 5 Uhr früh mußten wir heraus, denn das Schiff lag vor Patras, und nun ging's mit der Bahn weiter.

Von der Schönheit, von der Fülle des Interessanten dieser Fahrt nur einen schwachen Begriff zu geben, will ich nun versuchen. Wir saßen mit gleichgestimmten Kongreßgenossen in einem Abteil, und das ist wirklich das Schöne auf solchem Kongreß, daß man Entgegenkommen und freundlichste Berücksichtigung findet, und immer wieder trafen wir Hörer und Schüler meines Mannes, die wetteiferten, uns in jeder Weise zu helfen.

Die Fahrt ging immer unmittelbar am Strande des Golfs von Patras oder Korinth entlang. Das Wasser war von fabelhafter Bläue und wechselte ganz merkwürdig die Farbe bis ins hellste Grün. Alles blühte, und besonders wundervoll hoben sich all die rotblühenden Mandel- und Pfirsichbäume und die dunklen Zypressen von der tiefen Bläue ab. Und nun wurde lange Geträumtes zur Wirklichkeit: Jenseits des Wassers erschienen nacheinander die Gebirgszüge des Parnaß, des Helikon und des Kithäron — auf den Häuptern noch leichten Schnee tragend:

„Licht strahlte des Helikon Spitze".

Die grauen Steinhalden waren von frischem Grün und Frühlingsblüten überwuchert, auf denen Herden von Ziegen und Schafen weideten, geführt von griechischen Hirten in der faltigen Fustanella, Felle um die Schultern gebunden. In der Nähe der Dörfer Ölpflanzungen, blütenwuchernde Gärten und Weinberge. Nur in diesem Landstrich gedeihen die Korinthen, wie der König von Griechenland später meinem Manne mitteilte; alle Versuche, sie anderswo anzupflanzen, sind mißglückt. An den Orangen- und Zitronenbäumen Knospen und reife Früchte, während die Feigen noch klein waren und erst anfingen sich zu färben. Von den antiken Stätten, an denen wir vorübereilten, war besonders

interessant Sikyon, wo neben dem heutigen Dorfe, das genau an der Stelle der alten durch ihre Malerschule berühmten Stadt liegt, noch das antike Theater aus der Ferne sichtbar war.

Und nun winkte vom hohen Bergesrücken
Akrokorinth des Wanderers Blicken.

Dann sahen wir das alte Korinth, kenntlich durch die Säulen des alten Tempels, der jetzt durch die Ausgrabungen der Amerikaner in seiner Anlage bekannter wird. Als wir uns dem Isthmus näherten, wurde „Poseidons Fichtenhain" abgelöst durch weite, wilde blühende Rosenfelder.

In Korinth aßen wir unser erstes griechisches Mittag: Dünne rötliche Maccaroni und Lammfleisch. Kaffee gab's nur türkischen, sehr stark, grundig und süß, an den man sich erst gewöhnen muß. Aber auf jeder kleinen Station kauften wir saftreiche, aromatische Orangen, die wir in Menge verzehrten. Teilweise leuchteten die Ufer golden von all dem Ginster, und nun tat sich auch rechts vor unseren Blicken das tiefblaue Meer auf — die Bucht von Aegina, wo wir Aegina, Salamis und die Küste von Argos in wundervollen, immer wechselnden Linien und Formen anstaunen konnten. Und dann — Athen!

Ilse Reicke:
Im Nebel.

Des Nebels Riesenleib bricht auf und schwillt
Und senkt sich in das buchengrüne Tal,
Die Wälder taumeln windverwirrt und fahl,
Durch die sein giftig weißer Odem quillt.

Die Gärten beben unter seinem Fluch
Und werfen ihre Blütenkleider ab,
Der Nebel kriecht an jedem Hang hinab
Und schnürt das Licht in kaltes Leichentuch.

Und alle Sehnsucht, die ich dir geweiht,
Und dir mit heil'ger Hand gehütet, lischt,
Des Regens grauer Greisenfinger wischt
Den letzten Schmelz von meiner Einsamkeit.

Den Tropfen fühle ich, der kalt und schwer
In bebend aufgeschloss'ne Blüten sinkt
Und ihres Duftes heißen Odem trinkt,
Und weiß es heut: ich liebe dich nicht mehr! —

Adalbert Meinhardt
(Marie Hirsch):
Ein Genußmensch.

Die meisten Leute finden, das Leben sei eine schwierige ernsthafte Sache. Wenigen nur behagt es so, gerade so, wie sie's führen müssen. Daß einer aber gar sich selber zu entbehrungsvollem Dasein verurteilt, nur um sein Dasein so recht aus dem Vollen genießen zu können, das geschieht wohl nicht oft. Ja, wäre nicht ein junger Bekannter ganz durch Zufall ihm hinter sein Geheimnis gekommen, es hätte keine Seele geahnt, wie bitter schwer der Herr von Meyregg, von dem ich hier erzählen möchte, sich's werden ließ, so ganz und gar ein Genußmensch zu sein.

Alle Welt in Wien kannte ihn. Den Eckplatz links in der fünften Reihe im Opernhausparkett hatte er seit ungezählten Jahren schon Winter für Winter innegehabt, und gehörte daher gewissermaßen zu dem Gesamtbilde dessen, was man die Gesellschaft nennt. Wie er seine lange Gestalt gerade aufrecht trug, wie fehlerlos ihm seine Röcke saßen, daran konnten die jüngsten Stutzer sich immer ein Exempel nehmen. Und eine so schlohweißstrahlende Weste und so duftend frische Veilchen im Knopfloch sah man nicht leicht. Mit seinem glattrasierten, lächelnden, schmalen Gesicht, in dem freilich der Falten genug sich allmählich eingezeichnet hatten, hätte man ihn um die Fünfzig taxieren mögen, wären nicht in den pechschwarzen Haaren ein paar so etwas unwahrscheinlich rötlich schimmernde Lichter gewesen, die über die Natur dieses Hauptschmucks und zugleich seiner Jahre berechtigte Zweifel aufsteigen ließen. Übrigens störte das keine Seele. Er selber sprach von seinem Alter so wenig wie von seinem Vermögensstande. Demnach konnte ein jeder nach dem Maßstab eigener Veranlagung sich in seiner Phantasie die beiden ungemein hoch oder niedrig, wie er eben wollte, denken. Aber es blieb nicht viel Zeit zum Grübeln. Denn der Herr von Meyregg plauderte und man mußte ihm Antwort geben. Er hatte das Talent, alle Menschen zum Plaudern und Erzählen zu bringen, daß ihm jeder von seinem „Ich" viel mehr enthüllte, als er selber dem andern hergab. Vor allen Dingen aber disputierte er gern über Kunst, über die Musik insbesondere. Es hieß, er verbringe seine Tage in Museen, bei den Handzeichnungen der Albertina oder in den Ateliers junger Maler so regelmäßig wie seine Abende in der Oper. Im Burgtheater sah man ihn nur bei Premieren, wo es zum guten Ton gehörte, mit dabei gewesen zu sein. Dem Schauspiel, dem realistischen von heute vermöge er keinen rechten Geschmack abzugewinnen, erklärte er oft, trübe Familienzwistigkeiten, Armut und Elend, von denen man sein Leben lang schon genug zu hören bekomme, sich herzzerreißend als Unterhaltung vortragieren zu lassen, daran finde er kein

Vergnügen. Ja, wenn die Musik dazukäme, ließe sich allenfalls auch so ein bäurischer Sizilianer, der seinen Nebenbuhler rasch totsticht, ließe sich am Ende sogar ein armer, brustkranker, sterbender Straßensänger und Evangelimann ertragen. Aber mit verdoppelter Wonne kehrte er zurück zu dem, was nicht wahr und wirklich ist, zu dem, was über dem Tage schwebt und ihn selber mit hinaushob in eine märchenhaftere Welt, zu Mozart und Wagner. Einer Susanne oder Zerline, einer Senta, einem Evchen, die ihn durch ihre Grazie begeistert hatten und wohlverstanden auch durch die Reinheit ihrer Töne — denn unrein gesungen wirkten die allerschönsten Arien, sagte er oft, wie Gift auf ihn, daß er davon das Fieber bekäme — einer echten Künstlerin also, deren musikalisches Feingefühl über jedem Zweifel stand, pflegte er nach einer besonders gelungenen Aufführung am Morgen feierlich seine Visite zu machen. Er brachte ihr ein Sträußchen mit, um ihr zu danken. Große und kostbare Blumengaben waren es nie, die er verschenkte, nur eben Veilchen oder Flieder, wie man sie an den Straßenecken kaufen kann und sie leicht in der Hand trägt. Aber er unterhielt sich nach seiner Art mit der Sängerin, über musikalische Fragen, gab ihr einen Rat, wie sie die eine lange Kadenz zarter, feiner herausbringen könne, oder wie sie jenen anderen hohen Triller noch wirkungsvoller schmettern müßte. Und nebenher ließ er Fragen nach ihrem Leben, ihren Plänen einfließen, bot sich an, der Dame zu nützen. Da hatte er denn — so lief die Kunde — die eine von alten drückenden Schulden zu befreien gewußt, einer anderen die Versöhnung mit ihrem eifersüchtigen Geliebten, einer dritten besseres Engagement oder einen ehrenvollen Gastspielurlaub vermittelt. Dank begehrte er kaum, mindestens nicht, wie sonst alte Lebemänner ihn wünschen. Nur das Eine bat er sich aus — die Betreffende möchte bei der nächsten Vorstellung wieder gerade ebenso schön, ebenso rein vor allem singen. Allmählich hatte sich dann auch so eine Art von Gewohnheit herausgebildet, als ob er für alle Künstler da oben auf den Brettern, auch die ihn kaum kannten, der Richter und ihr Hauptzuhörer sei. Die schönsten Passagen, die sangen sie nicht dem Publikum, nicht dem Dirigenten, nicht einmal ihren unterschiedlichen guten Freunden zuliebe, die in Logen, Parkett und Rängen mit großen Operngucker bewaffnet nach einem zärtlichen Blicke bangten. Ja, selbst dem Kaiser, wenn er, was selten genug geschieht, einmal in sein Opernhaus kam, galten solche feinsten aller Feinheiten nicht. Sondern nur eben dem alten Herrn, Sperrsitz links, fünfte Reihe, an der Ecke, dem mit der langen weißen Weste, den frischen Veilchen, den lichtgelben Handschuhen in der Hand und dem strahlend glatt gebürsteten Zylinder auf seinen Knien. Er saß da, den schmalen Kopf auf dem mageren Halse ein wenig hintenübergeneigt, und aus seinen grauen Augen strahlte ein Licht, das ganze hagere Gesicht verklärend, als ob die glückselige Verzückung ihn in dieser Stunde wie in einer Glorie über alle Erdenschwere hoch hinwegtragen könne.

Nun machte es sich, daß eine ganze Theatersaison lang, vom Januar bis

Ende Mai, des Herrn von Meyregg Nachbar zufällig einer war, den man füglich in allem und jedem seinen Gegenpart nennen konnte. Doktor Fritz Fischner nämlich war jung, gänzlich unmusikalisch, gab nichts auf sein Äußeres, saß da, kaute an seinen Nägeln und ärgerte sich. Er ärgerte sich, daß sein Freund, der Theaterarzt, ihn während der langen Erholungsreise hier zu seinem Vertreter bestellt und gar noch geglaubt hatte, ihm mit dem Posten und mit dem Parkettplatz eine besondere Gunst zu erweisen. Er ärgerte sich, daß er den Abend mit Nichtstun verbrachte, anstatt zu Hause ernst zu studieren, ärgerte sich, daß ihm der Kopf noch immer nach dem Studium stand und nur nach dem Studium, obwohl er seit des Vaters Tode sich nur mehr ernstlich mit Geldverdienen befassen durfte, ärgerte sich, weil er ganz unmöglich für die Heiserkeit der Altistin so tiefe Teilnahme empfinden und das Magendrücken des Tenors so fürchterlich ernsthaft nehmen konnte, wie diese Herrschaften es von ihm verlangten. Und so gab es denn auf dieser bösen, dummen, miserabel ungerecht regierten Welt gar nichts, worüber sich der gute Fritz Fischner nicht hätte täglich von ganzem Herzen ärgern müssen. Er war einmal kein so oberflächlich vergnüglicher Wiener, wie es vor ihm sein eigener Herr Papa gewesen war, der denn auch richtig das ererbte große Vermögen leichthin an der Börse verspielt hatte. Er war ein moderner Mensch, er, von aller Qual des Daseins wissend, das Leben kennend, bis in seine Abgrundtiefen, und zu jedem kindischen Sich-darüber-forttäuschen-Wollen, durch Spiel oder Liebe, viel, viel zu weise, viel zu erfahren. Und also mußte ihn am meisten das strahlende Gesicht neben ihm ärgern, mit dem Herr von Meyregg sich zu ihm wandte:

Wie schön das war! wie bezaubernd sie sang! Nicht wahr, Sie haben mich beneidet, um den Blick, den sie mir dabei zuwarf?

Beneidet, ich! — Der Doktor zuckte förmlich zusammen, vor solcher Zumutung. Verachtet hatte er den Nachbarn, verachtet, ja wohl. Aber freilich, das konnte er ihm nicht so gradezu sagen. Er murmelte etwas, eine Phrase, wie jeder sie am Ende lernt. Und ärgerte sich zugleich, daß er sie sagte. Warum immer lügen? Wär's nicht viel besser, wir Menschen gestünden einander die Wahrheit?

Aber der Nachbar legte ihm die Hand auf den Arm, eine sehr weiße, sehr gepflegte weiche Greisenhand:

Wissen Sie, beneiden, verachten — im Grunde ist es vielleicht ganz dasselbe.

Ja, sprach ich denn ein Wort von Verachtung? stotterte Fischner.

Nein — jener sah ihn mit seinem feinen gutmütigen Lächeln an — nein, nicht eine Silbe. Aber ich, ich konnte es mir denken. Ich verachte Sie nämlich auch, ein wenig, ein ganz klein wenig nur, weil Sie an dieser himmlischen Musik keine Freude haben. Und ich beneide Sie, — nein, nicht wenig, sondern sehr — daß Sie jung sind, daß Sie streng sind, ernsthaft sind, im Leben etwas leisten

werden. Und weil Sie noch Ideale besitzen, die Sie niemals verwirklichen können. Oh, wie ich Sie darum beneide!

Aber, fragte wieder der junge Doktor, woher wissen Sie denn, Herr von Meyregg — erlaube mir, mich vorzustellen, mein Name ist Fischner, Fritz Fischner, Doctor medicinae. Sie kannten wahrscheinlich meinen Vater? Ja, das dachte ich mir. Es ist dieselbe Zeit, ist die gleiche Schule. Nun und ich, ich kenne Sie schon längst, vom Sehen natürlich. Sie muß man ja kennen. — Aber woher wissen Sie denn, wie ich bin und daß ich etwas leisten möchte?

Eben deshalb. Weil ich alt bin, aus einer ganz anderen Zeitrichtung stamme, versetzte jener mit feinem Lächeln, weil ich solche Menschen, wie Sie sind, schon häufig sah, sie verachtet und sie beneidet habe und ihnen zum Trotz doch mein Dasein beglückt genieße.

Da Fischner ihm hierauf seine Ansicht vom Leben recht gründlich auseinander setzen wollte, ging der Vorhang eben wieder in die Höhe. Und wieder hatte der Herr von Meyregg nur Augen für das, was vor ihm auf der Bühne geschah, im Wonnestrom der Melodien schien er mit allen seinen Gedanken sich aufzulösen. Hätte der Doktor Fritz Fischner am Ende sich nicht ärgern sollen, daß so ein oberflächlicher leerer Sinnengenußmensch ihn kennen und verstehen, vielleicht gar ihn übersehen wollte?

Trotz dieses fundamentalen Widerspruches zwischen ihnen, trotzdem der Doktor eigensinnig in dem, was jenen als sein Glück begeisternd erfüllte, ganz und gar kein Glück sehen konnte, und obwohl Herr von Meyregg die allermeisten der humanitären Volks- und Menschenbeglückungspläne, mit denen sich der Doktor trug, als ein wenig unpraktisch belächelte oder sich gar die Ohren zuhielt, wenn er ihm Fälle aus seiner Armenpraxis erzählte, wurden die beiden nach und nach zu recht guten Freunden. Das heißt bis zu dem Tage, an dem sie bei einer kranken jungen Sängerin, die in bittere Not geraten war, sich zufällig getroffen hatten.

Ich beneide Sie doch, sagte da der junge Mensch, es war am Mittag und sie schlenderten zusammen im Sonnenschein über die Ringstraße dem Hotel zu, in dem Herr von Meyregg jeden Winter, seit zwanzig Jahren oder mehr, dieselben luxuriös eingerichteten Zimmer bewohnte, — nämlich darum, daß Sie Geld besitzen, es ausgeben können, wie Sie wollen, und anderen helfen. Geld ist doch das Allerschönste. Eigentlich sollte man nur danach streben, das zu erwerben: Geld, immer Geld!

Das sagen Sie, so ein Idealist?

Ja, rief der Doktor, was gilt denn alles andere auf Erden, Wissen und Ruhm . . . was hat man davon ohne Reichtum, den man sorglos mit weitgeöffneten, helfenden Händen nach allen Seiten ausstreuen kann!

Hm, meinte der alte Herr, Reichtum, ja freilich. Ja, wenn ich den hätte!

Was? brauste der junge auf, wollen Sie noch mehr? nennen Sie sich nicht

reich? Sie auch nicht? Nein, ich sag's doch, zufrieden ist keiner hier. Sie nicht reich! Mit der Eckwohnung da im Imperial und Ihrem Fiaker, der so überflüssig jetzt den ganzen Weg, indes wir zu Fuß gehen, Sie ihn gar nicht gebrauchen, hinter uns hertrotteln muß; Sie mit Ihren Röcken und Ihren Stöcken, samt den goldenen und silbernen Knöpfen drauf. Und den Sommer verbringen Sie in Ischl, nicht wahr? und den Herbst, wer weiß wo, auf Ihrem Jagdschloß. Und dem armen Weiberl da oben drückten Sie einen Fünfhundert-Kronenschein in die Hand — ich sah's, leugnen Sie's nicht. Und Sie sind nicht reich!

Wie man's nimmt. Ich versteh eben mich einzurichten. — Der Herr von Meyregg hatte aber einen so wunderlich geheimnisvollen Zug um die Lippen und sah den Begleiter mit einem so verschmitzt lächelnden, doch halb melancholischem Augenzwinkern von der Seite her dazu an, daß der unwillkürlich mitten auf der Ringstraße stehen blieb in seinem überkochenden Ärger:

Sich einzurichten! Das nennen diese alten Wiener sich einrichten, was! Und glauben wohl gar noch eine besonders hochherzige Selbstbeherrschung zu üben, wenn sie nicht spielen, nicht an der Börse spekulieren, nicht ganz einfach ihr Geld zum Fenster hinauswerfen! Ja, was versagen denn Sie sich jemals, mein Herr von Meyregg, was tun denn Sie sich nicht zugute, das Sie gerne möchten? Und wofür, um welchen hohen Genusses willen geben Sie, Sie! einen andern Genuß auf?

Hm, machte Herr von Meyregg wieder ein paarmal, hm, hm . . . Ich versage mir, um des Ganzen willen — so mancherlei. Sie . . . nein, Sie würden das wahrscheinlich nicht tun. Oder doch so nicht. Das Ganze nämlich, das wie ich lebe, leben muß, ist . . . ist eben dies hier! — Und mit einer Handbewegung deutete er auf seinen Fiaker nebst den zwei schön geschirrten Juckern, der jetzt hart am Bürgersteig hielt, auf dem Bock der Kutscher, im grauen Jackett, steifem Rundhut, rotbraunen Lederhandschuhen und mit der hochgehobenen Peitsche. Und deutete auf die weite Ringstraße, auf die Paläste, die hier im Schatten, die im Sonnenschein drüben standen, auf die Spaziergänger, Herren und Damen, fesche Offiziere, liebe Madeln mit wunderschlanken raschen Gestalten, mit blonden und braunen gewellten Haaren und blauen und braunen weichstrahlenden Augen, auf die Blumenhändlerinnen an allen Ecken mit den weißen Kopftüchern um ihre dicken roten Gesichter und den großen Körben und Büschen leuchtend lila Flieders, die sie jedem Vorübergehenden so bittend nahe entgegenhielten, daß der süße Duft ihn ganz umhüllte. Und da eben vom Burgtor her die Musik kam und nun ein Strom von Nichtstuern und Buben halb tanzend, halb laufend zum Takte des Radetzkymarsches vor der Militärkapelle einherzog, da umfaßte des alten Mannes Handbewegung auch die Musik mit, wie den Sonnenschein, wie das Opernhaus drüben, wie im Volksgarten die junggrünen Bäume und wie die Prachtbauten der Museen mitsamt all ihrem Inhalt.

Aber der junge Doktor zuckte höchlich geärgert mit den Achseln: Ja freilich, wenn Sie dafür leben, wenn Ihnen das zum Leben genügt — die Burgmusik!... Und alles, was darunter liegt, alle Schmerzen und Zweifel, die tausend Fragen, alles Forschen nach dem Zweck, dem Inhalt, dem Ziel dieses ziellosen Menschenlebens, das sehen Sie gar nicht . . .?

Nein, sagte der Alte, das will ich nicht sehen. — Er winkte dem Fiakerkutscher, reichte dem Doktor zwei Finger zum Abschied, nickte: Versuchen Sie mir's nachzumachen. — Grüß Gott! Adieu! stieg in seinen Wagen und fuhr davon.

Doktor Fritz Fischner ging hastigen Schrittes quer über die Straße. So etwas war denn doch zu arg. Ein Mensch, ein alter Mensch noch dazu, der sich einfach die Augen zuhielt, um nur obenauf und vergnüglich zu leben! Und er nahm sich vor, diesem frivolen Genußmenschen, der zu ihm so gar nicht paßte, von Stund' an aus dem Wege zu gehn. Es wurde ihm dies um so leichter, als sein Platznachbar bald darauf, wie jedes Jahr zu Anfang Juni, von Wien abreiste.

— Ungefähr einen Monat später geschah's, daß eines schönen Morgens dem Doktor Fischner mit der Post dreitausend Gulden zugeschickt wurden. Er kannte die Hand nicht, sie schien verstellt. Unter der Adresse standen auf dem Postabschnitt folgende Worte: Um sich selber oder einem Freund, einer Freundin einmal einen guten Tag zu machen.

Doktor Fischner war nicht sonderlich erfreut. Geld freilich kann man immer brauchen. Aber war es nicht beinah eine Beleidigung, daß ihm ein unbekannter Jemand so eine Summe ohne zu fragen ins Haus schickte? Er studierte die zitterig kleinkritzelige Schrift und zerbrach sich den Kopf vergebens, von wem die Gabe stammen könne, hütete sich auch wohl, die Summe, wie der Absender es ihm vorschrieb, an einem Tage auszugeben, sondern legte sie hübsch auf Zinsen, um abzuwarten, bis ihm etwas wichtig genug sein werde, von dem unerwarteten Reichtum sich zu trennen. Der Gedanke, die Sendung könne von dem Herrn von Meyregg stammen, der war ihm durch den Kopf geschossen. Aber erstens wußte er nicht, warum der alte Lebensgenießer grade ihm ein so großes Geschenk machen sollte. Und zweitens kam die Postzustellung aus Wien. Da er aber zufällig ein paar Tage später nach Ischl fahren mußte, seinen Freund, den er so lange vertreten hatte und der sich in der Genesung befand, wiederzusehen, da sagte man ihm im Hotel Elisabeth, als er nach dem Herrn von Meyregg fragte, dieser habe hier in der Sommerfrische sein in der Stadt gewohntes Leben mit allabendlichen Theaterbesuchen so wie jedes Jahr geführt, — bis vor einer Woche. Jetzt aber sei er — und zwar um volle vierzehn Tage früher als sonst — auf seine Güter abgereist. Die Adresse des alten Sonderlings aber wußte merkwürdigerweise kein Mensch zu sagen, und wo dessen ungarische Jagdgründe lagen, vermochte Fischner so wenig hier in Ischl wie nachher in Wien zu erkunden. Briefe

für den Herrn von Meyregg ließ man eben liegen, bis dieser Anfang Januar seine Zimmer im Imperial wieder bezog. So hatte er es angeordnet, so war es immer gehalten worden.

Also mußte Doktor Fischner sich drein ergeben, einstweilen nichts mehr von ihm zu hören. Daß dieser Herr von Meyregg grade ihm die dreitausend Gulden zugewendet haben sollte, schien ihm schließlich doch wenig wahrscheinlich, — wer wußte denn auch, ob nicht irgendein reicher einstiger guter Freund seines Vaters ihm das Geld geschickt hatte? Übrigens war die ganze kurze Episode jener Bekanntschaft, jenes Disputs über Lebenszweck und Menschenbestimmung ihm sehr bald von wichtigeren Dingen in den Hintergrund gedrängt worden, so daß er sie beinah vergaß.

Doktor Fritz Fischner hatte nämlich seinen Lebenszweck plötzlich gefunden. Und der war — die junge Schwester seines wiedergenesenen Freundes glücklich zu machen! — Sie in Ischl zum erstenmal sehen, dann näher kennen lernen und lieben, — das ging sehr rasch. Sich mit ihr verloben, sie heiraten, in einer kleinen netten Wohnung sich mit ihr häuslich einrichten und zwar mit Hilfe der bewußten, noch immer geheimnisvollen Spende, das folgte auch gar bald darauf. Und so saß er zum Winter als wohlbestallter Armenarzt im Bezirk Margarethen, hatte so viel zu tun von früh bis spät, daß er gar nicht dazu kam, über die Schmerzen des Menschendaseins nachzudenken, hatte mit seiner glückseligen verliebten reizenden Frau so viel zu reden und zu lachen, daß ihm die alte Gewohnheit des Ärgerns darüber fast verloren ging.

Manchmal aber ärgerte er sich denn doch wieder desto gründlicher, und zwar dann, wenn er gehetzt und verspätet von seinen Krankenbesuchen zu ihr nach Haus kam, müde, durchkältet, und wenn nun grade so ein armer Kranker ihn wieder in Nacht und Kälte hinausrufen mußte. So geschah's ihm auch einmal gegen Mitte Dezember, bei einem rechten Hundewetter.

Eine dicke Schustersfrau: Ihr Einmieter, dem sei so schlecht. Wer weiß denn, ob er's die Nacht noch dermacht! Schnappt so nach Luft und schaut aus, wie . . . ja wie denn? — das arme Hascherl, das alte — wie der leibhaftige Tod und der Gottseibeiuns in einer Person. Man möcht' gleich weinen, wenn man ihn nur anschaut.

Meistens, brummte der Doktor, fehlt solchen Leuten nichts als ein Schnupfen, oder sie haben sich den Magen verdorben.

Aber wenn es diesmal ernster wäre? Und, indem sie ihrem Manne einen selbstgestrickten Schal wärmend um den Hals knotete, flüsterte die junge Frau — daß du helfen kannst, daß du so ein armes, beinah erlöschendes Menschenleben vielleicht durch deine Kunst, deine Pflege wieder zum Leben zu retten vermagst... wie herrlich ist das!

Doktor Fritz Fischner hätte sich ja schämen müssen, danach auch nur eine Minute zu zögern. Er küßte die kleine begeisterungsvolle Menschenfreundin und

in heroischer Selbstaufopferung stapfte er, ohne nur noch einmal zu seufzen, mit der guten Schusterin davon durch die Nacht, den Wind und den knochenfröstelnden Schlackenregen. Ein Durchhaus, ein Hof, ein niedriger ebenerdiger Eingang zu einer ärmlichen, düsteren Werkstatt:

Endlich sind's da! Ich hab' schon g'meint, jetzt ist's aus, wie der so schwer röchelt!

Der geängstete Schuster führte den Arzt in ein geräumiges Hinterzimmer. Das Atmen klang stoßweise und keuchend aus dem mit hellen Gardinen verhängten Alkoven her.

Licht, sagte Fischner.

Sie brachten ihm die Schusterlampe mit der großen weißen Kugel. Von der Umgebung konnte er nicht viel unterscheiden, sah nur eben den Kranken im Bett. Der brauchte ihn freilich. Rasch brachte er ihn in eine bessere Lage, der Kopf war ganz in die Kissen gerutscht, — ein Kahlkopf mit spärlichem weißem Haar an Schläfen und Nacken, mit kurzstruppigem, weißgrauem Bart. — In solchen Jahren, der Kranke mochte hoch in den Siebzigern sein, kann ein derartiger Anfall in einer Sekunde das Ende bringen. Aber er kann auch vorübergehen und der Patient sich vollkommen erholen.

Da der Doktor erkannte, daß er hier wirklich etwas auszurichten vermöge, griff er sehr energisch zu, und die Schusterleute waren ebenso eifrig bemüht, sich ihm hilfreich zu zeigen, wie beglückt von der Möglichkeit, ihren langjährigen Mietsmann noch eine Weile behalten zu dürfen.

Ein so herzensguter Kerl, der alte Meyer, sagte die Frau, sich die Tränen abtrocknend, mit allem und mit jedem zufrieden, und so fleißig — er ist nämlich Notenabschreiber — geht nie aus dem Haus, nie in ein Vergnügen, steht da am Pult und schreibt ab, bis er umfällt. Und dann jedes Jahr so pünktlich mit der Zahlung am 2. Jänner. Nein, so einen kriegt man net wieder.

Doktor Fischner, der auf die Lobeserhebungen über den Leidenden wenig hinhörte, schickte die Frau hinaus, ihm etwas von der Apotheke zu holen. Er saß am Bett, die Finger am Handgelenk des Kranken, auf seine schwachen Pulsschläge horchend. Wie merkwürdig weiß und weich die Haut für einen so armen Mann. Freilich, kein Arbeiter, ein Schreiber. Er beugte den Kopf vor und legte das Ohr ihm auf die Brust. Vorsichtig schob er die Falten des Hemdes auseinander. Feinste Leinwand. Der Doktor verstand sich darauf, hatte er doch vor zwei Monaten erst sich selber eine kleine Aussteuer angeschafft. Und sich seiner damaligen Besorgungen erinnernd, trat ihm unwillkürlich der ins Gedächtnis, der ihm dazu geholfen hatte, sein Heim, sein Glück sich zu erbauen. Er war nicht undankbar, der Fritz Fischner. Oft genug mußte er des geheimnisvollen Spenders gedenken. Ob es doch der Herr von Meyregg war? Der alte Mann da, der sah ihm ähnlich. Nein, er sah ihm gar nicht ähnlich, war ja um ein

Dutzend Jahr älter, kahlköpfig und bärtig. Aber doch — er hatte so etwas... etwas Undefinierbares, das an jenen denken ließ.

Als die Schustersfrau aus der Apotheke zurückkam, mischte der Doktor die Tropfen im Glase und suchte sie dem Kranken sorgfältig einzuflößen. Dieser atmete schon etwas leichter, hatte auch ein paarmal die Augen auf Sekunden zu öffnen versucht, schien nur noch nicht so recht bei Bewußtsein. Er lag wieder still, hob nur den Arm und wischte mit der Hand übers Gesicht, als ob er einen bösen Traum fortscheuchen müßte. Vorsichtig schlug er die schweren vielrunzeligen Lider wieder auf, — der Schuster selbst hielt die Lampe hoch, daß er den Patienten und seinen Arzt zugleich beleuchtete. Über das wachsblasse alte Gesicht zuckte etwas, ein Schreck, ein Entsetzen:

Nicht, nein nicht! kam es ächzend aus den zuckenden Lippen unter den dünnen Bartstoppeln hervor. Und mit einer Heftigkeit, die man dem noch Schwachen gar nicht zugetraut hätte, stieß er die helfende Hand zurück, riß die weiße, feine Decke in die Höhe bis halb übers Gesicht und kehrte seinen Kopf der Wand zu.

Die Lampe blendet ihn, sagte der Doktor. Er trug sie selber fort vom Bett bis zu einem Tischchen am Fenster, auf dem allerhand Bücher lagen und in einem kleinen zierlichen Glase ein Veilchenstrauß stand. Das schien alles so viel netter, besser gehalten, als er es bei seiner Armenpraxis sonst jemals fand.

Notenschreiber ist er? fragte er die Frau, die ihm dienstbereit nachkam.

Ja, halten zu Gnaden. Der Herr in dem Musikgeschäft am Ring, von dem ich ihm jede Woch' seine Arbeit holen muß, der sagt immer, der Meyer, sagt er, der schreibt wie g'stochen. Andere Abschreiber, wie der, kriegt man net, net fürs doppelte Geld. Na, viel ist's grad net, was er verdient, justament g'nug zum Leben, wie der lebt, so brav und so sparsam.

Und er wohnt schon lange bei Ihnen?

Oh, an die zehn Jahr. Das heißt ja, natürlich nur immer bis Neujahr.

Was? bis Neujahr? Was treibt er denn dann?

Na, da hat er halt wohl andere Arbeit. Den zweiten Jänner, gleich in der Früh, packt er seine Siebensachen zusammen, so die feine Wäsch' und die Leintücher und da die Bücher, ich muß ihm an Komfortabel bestellen und heidi, fort geht's, zum Westbahnhof. Am Abend bekommen wir dann's Mietsgeld mit der Post zug'schickt, immer pünktlich, auf die Minuten.

Und wo lebt er sonst? und wann kommt er wieder?

Ja, wo er lebt, das kann ich halt net sagen. Irgendwo hinten in Ungarn drin, scheint mir. So um halben Juli, da kommt er dann wieder. Dies Jahr is er schon früher eing'rückt, um a ganze vierzehn Täg früher als sonst je. Und er sagt . . .

Frau Schusterin, die Stimme des Kranken klang auf einmal sehr unerwartet

und sehr deutlich vom Bette her, Sie wissen, ich kann das Schwätzen nicht leiden . . .

Ja, lachte die Frau, i weiß scho, i weiß scho! Herrgott, da redt er ja wieder, der Meyer. Nein, die Freud'! — Sie lief zu ihm hin unter Tränen und Lachen, ihm die Hand zu küssen. Er wehrte ihr.

Der Doktor hatte sich dem Bett langsam wieder genähert. Er bog sich vor, — viel von dem Gesicht konnte man bei dieser Beleuchtung ja nicht erkennen.

Sie heißen — — Meyer? fragte er zögernd.

Der alte Mann richtete sich mit plötzlichem Ruck in den Betten auf. Er schien weder schwach noch leidend mehr. Nur sein Mund zuckte noch etwas, und die Worte kamen stoßweise heraus, als ob ein jedes sich ihm nur schwer aus der Brust loslösen wollte:

Was schauen Sie mich so mißtrauisch an? Ich bin ganz gesund und ganz bei Verstand. Und einen Arzt hätte ich nicht gebraucht. Wenn die Schusterin nicht so ein Hasenherz hätte . . . und gleich zum Doktor laufen müßt'. Und daß sie grade Sie hat holen müssen!

Beruhigen Sie sich nur, sagte der Doktor und wollte ihn in seine Kissen zurückbetten, regen Sie sich jetzt nicht auf. Ich werde morgen wiederkommen. Wir unterhalten uns dann weiter und Sie beichten mir, was Sie wollen.

Wer denkt denn auch gleich, daß der junge Doktor Fischner jetzt Armenarzt in Margarethen ist, seufzte der Alte. Aber da Sie nun einmal hier sind . . . Sie, Frau Schusterin, ich hab' mit dem Herrn Doktor zu reden, ich bitt' schön, lassen Sie uns allein.

Sie sind . . . also wirklich? — Fritz Fischner konnte sich so schnell nicht fassen. Die Frau war gegangen, er stand und bog sich vor und starrte den kahlköpfigen fremden Greis mit dem Stoppelbart an und begriff nicht, wie er vorhin doch gemeint, etwas von dem korrekten Herrn im kohlschwarzen Haupthaar mit den glattrasierten Wangen in seinen Zügen zu erkennen. — Sie sind . . . Ja, wer sind Sie denn eigentlich nun, — Herr Meyer?

Ferdinand Victor von Meyregg heiß ich, sagte der Alte. Er setzte sich mit einem Ruck im Bett in Positur und hob das Kinn in einer energischen Nackenbewegung in die Höhe, wie es jener, sein eleganter Namensvetter im Opernhausparkett wohl tat, wenn bei einem Disput über musikalische Fragen er seinen Standpunkt behaupten wollte. Was schauen Sie mich so ungläubig an? Es nützt nichts, länger Verstecken zu spielen. Meinen Sie wohl, daß ich unter falschem Namen herumgehe? Den Meyer, ja freilich, den leg' ich mir als Inkognito zu, so wie eine Art von Faschingsmaske. Aber als Meyregg bin ich geboren und denk' ich zu sterben. Das heißt, — wenn der Herr von Klapperbein so höflich ist, mich in der ersten Hälfte des Jahres fortzuholen. Weiter nämlich als für ein Halbjahr reichen meine Zinsen nicht, und sobald ich sie aufgebraucht habe, dann verschwinde ich eben. Mein guter Vater, der hielt mich leider für einen

Verschwender. Sein Vermögen wollte er lieber unbekannten armen Waisen als dem eigenen Sohn hinterlassen. Ich — ein Verschwender! Was sagen Sie dazu? — Kann einer mit so bescheidenen Mitteln praktischer umgehen, als ich es tue?

Praktisch? Herr von Meyregg, sagte der Doktor und streckte ihm die dankende Hand hin, Sie haben mir dreitausend Gulden geschenkt, mir, den Sie kaum kannten!

Hab' ich? Ich entsinn' mich nicht. Ich hab' Sie wahrscheinlich veranlassen wollen, sich auch einmal einen guten Tag zu machen. Es ist mein Recht, mit meinem Geld zu tun, was ich will. Ich leb', wie's mich freut, und bin nicht St. Franziskus, der vom Verschwender auf einmal zum Büßer und Bettelmönch wird und sein letztes Brot den Armen reicht. Warum muß denn grad' ich so ein Heiliger sein? Ich bin gar nicht heilig. Ich liebe die Grazie, das Wohlleben, Musik und Nichtstun und Heiterkeit. Und bis dies Dasein einmal aufhört, will ich's aus dem Vollen leben, ganz aus dem Vollen!

Aber Sie leben ja kaum sechs Monate aus dem Vollen, rief der Doktor. Die übrigen darben Sie, arbeiten und hungern beinah. Und dies Jahr, mein Gott, mein Gott, wenn ich das bedenke! — Dies Jahr sind Sie zwei Wochen früher von Ischl fort und hierher in die Verbannung gezogen. Und das für mich! wie ich es jetzt sehe, um mich zu beschenken!

Wenn ich nicht schenken könnt', ja, dann möcht' ich mich lieber gleich begraben lassen. Das gehört mit dazu.

Und der Fiaker, fragte der Doktor in heller Verzweiflung, gehört der auch zum Glück? und der Opernhaussperrsitz und die Lackschuh und die strohgelben Handschuhe und die Veilchen?

Ja, lachte der Alte, Veilchen sind doch die billigsten Blumen. Wenn's noch Orchideen wären!

Herr von Meyregg, als Ihr Arzt, als Ihr Freund, bitte ich Sie, — Sie sind nicht so jung mehr, — geben Sie dies Leben auf. — Die Arbeit, Notenschreiben, Entbehrungen, wirklich, es ist zu anstrengend; so beschwor ihn der Doktor.

Jener schüttelte eigensinnig den harten Kopf. Wenn's mich so freut, wenn's mir gefällt! Meinen Sie, das Essen im Imperial sei so gar viel besser und gesünder, als was mir hier die Schusterin kocht? Hübscher serviert ist's, voilà tout. Aber mehr als bis zum Sattwerden ess' ich dort auch nicht und weniger hier nicht.

Das weiß ich freilich, sagte der Doktor, daß Sie immer, also auch in dem vornehmen Halbjahr, sehr mäßig leben. Aber doch . . . Wenn Sie sich nur um ein weniges einschränken wollten. Ich bin überzeugt, Ihre Einnahme reicht dann fürs ganze Jahr.

Mich einschränken, ich! Mein Lieber, dann verstehen Sie mich gar nicht. Ich muß so leben, wie ich's gewohnt bin, wie ich es lernte. Und wenn's dann

nur für ein halbes Jahr langt, tausendmal besser für sechs Monate Noten abschreiben in der Hinterstub' beim Schuster, als zwölf Monate lang sich besinnen, rechnen und sparen!

Also ist es ganz vergebens, Ihnen ein wenig Vernunft beizubringen? Das eine aber, bat der Doktor, das werden Sie mir doch erlauben müssen, daß ich Ihnen Ihr Geschenk, sobald ich es kann . . .

Sie wollen wagen, mir's wiederzuzahlen! — Der alte Mann packte in zitternder Erregung seines Arztes beide Hände: So halt' ich Sie, so! Wenn Sie mir nun nicht im Augenblick geloben, daß Sie das Geld niemals mehr erwähnen und auch zu keiner Menschenseele — Sie hören, zu keiner! — davon reden, daß Sie's wissen, wo dem Meyregg seine ungarischen Jagdgründe liegen, dann... dann bekomme ich gleich so einen Herzkrampf wieder, gleich auf der Stell'... Und diesmal kann ich leicht dran sterben! —

Was sollte der arme Doktor machen? Der Kranke hielt ihm beide Hände wie in einem Schraubstock fest. Er sah zum Erschrecken aus dabei, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, die magere Brust arbeitete und keuchte, ein erneuter Anfall schien wahrhaftig nahe zu sein.

Ich gelobe, was Sie wollen. Ich sage es keiner Menschenseele.

Da breitete sich ein zufriedenes Lächeln über das schmale Runzelgesicht. Und sich in die Kissen zurücksinken lassend, gab er des Doktors Hände frei.

Also gut. — Er atmete ruhiger. — Ein Mann, ein Wort. Ich zähl' auf Sie. Sie werden schweigen, auch mir gegenüber, wohl verstanden, auch mir gegenüber! Solang' ich da bin. Nachher . . . Was Sie nachher reden, zu wem Sie reden, geht mich nix an. — Und nun gehen Sie nur, Doktor, nun will ich schlafen.

— — — — — — — — — — — —

Im Januar hatte der Doktor Fritz Fischner von seinem Freunde und jetzigen Schwager zwei Parkettbillets für das Gastspiel einer berühmten fremden Sängerin geschickt bekommen. Als er mit seiner jungen Frau das Haus betrat, fanden sie den Eckplatz besetzt. Der Herr von Meyregg erhob sich höflich. Dem Galaabend zu Ehren war er heute im Frack und mit tadelloser weißer Krawatte. Der Veilchenstrauß an seiner linken Brust, sein kohlschwarzes Haupthaar, die Frische des fehlerlos glattrasierten Gesichtes — es war alles wie sonst. Und das Lächeln, mit dem er der kleinen Doktorin die Hand küßte, als Fischner ihm seine Frau vorstellte, machte diese gleich zu seiner Freundin.

Wissen Sie, flüsterte sie, da die Ouvertüre eben einsetzte, ich kenne Sie ja, mein Mann, der hat mir so oft von Ihnen erzählt.

So? fragte der alte Herr etwas kühl.

Ja, natürlich, von Ihrer Musikfreude, Ihrer schönen Wohnung, Ihrem feinen Geschmack. Und ganz besonders — von Ihrer großen Güte für ihn. Mein Mann hat es mir freilich verboten, Ihnen heute dafür zu danken. Er sagte,

ein echter Grandseigneur, so wie Sie einer sind, der streut seine Wohltaten freigebig aus, und wir kleinen Leut', wir danken ihm am besten nur damit, — daß wir sie hinnehmen und uns dran freuen! Aber Sie ein bißchen lieb haben dafür, — nicht wahr, das darf ich doch?

Wieder trat das gewinnende Lächeln in das schmale Gesicht. — Herr von Meyregg bog sich an der jungen Frau vorüber zu dem Doktor hin: Ein Mann — ein Wort. Ich seh', daß Sie's gehalten haben, sagte er leise und gab ihm die Hand.

Und dann zu ihr: Ihr Mann ist ein Ehrenmann, ein vortrefflicher Mensch. Sie werden sehr glücklich mit ihm leben. Ach, das Leben ist schön, nicht wahr? Man muß nur verstehen, es ganz zu fassen, ganz zu genießen. Still, jetzt still, die Sängerin fängt an! —

Und den Kopf etwas zurückgebogen, saß er und schlürfte leuchtenden Auges die reinen Töne der Primadonna in sich hinein. —

Seitdem ist der Herr von Meyregg gestorben, sonst hätte ich die Geschichte ja nicht erfahren. Und zwar starb er ganz plötzlich, wie er sich's gewünscht hatte, im März, in der ersten Hälfte des Jahres in seinem schönen sonnigen Zimmer, im Hotel Imperial.

Eduard August Schroeder: Wahrheit und Dichtung.

Der beschränkte Geist, der zwischen Wahrheit und Dichtung
Einen Zwiespalt ersann, war erblindet vor Gott.
Wahrheit und Dichtung sind ein und dasselbe Kind der Gedanken,
Wahrheit ist kalt und streng, wonnig schön das Gedicht.
Ernste Kleider umhüllen die nackte Gestalt der Wahrheit,
Warmes Licht umfließt glastig der Dichtung Sinn;
Aber E i n s sind sie beide: der Gottheit heilige Boten,
Fortschritt und Freude als Ziel, fördern sie Glück und Kultur.
Ernste Forschung und nüchterner Geist erschließen die Wahrheit,
Mehren des Wissens Schatz, schreiben das kalte Recht;
Innige Wahrheit, verklärt von begeisterter Seele und Wärme,
Jubelt in Lied und Gedicht der begnadete Drang.
Tastend ins Kleine und Kleinste führen die Wege der Forschung
Mühsam zur Wahrheit herab; aber zum Höchsten empor,
Zur beglückenden Rundschau, zur weiten Wahrheit der Welten,
Wahrheit in Mensch und Natur, fliegt nur beschwingt das Gedicht.
Niemals vermag die Lüge und Trug zur Wahrheit zu werden,
Trug nicht Erkenntnis zu sein, Lüge niemals Gedicht.

Beskidentau.

Ein Bergtraum.

Geflügelt zieht, wie dichte Schleier,
Der Nebel an den Wäldern hin,
Und herrlich malt in seine Schwaden
Die Morgensonne Karmesin.

Und licht und lichter in den Bergen!
Die Schatten weichen auch im Tal,
Ein frischer Hauch zerstreut die Nebel,
Der Sonne Kuß, ihr warmer Strahl.

Wie still und hell wird's in den Lüften,
Wie sonnig auf des Wandrers Spur!
Es ist erwacht in tausend Leben,
In wonn'gen Pulsen die Natur.

Da glitzern, gleißen Millionen
Im herrlichsten Kristallenlicht,
Die Perlen vom Beskidentaue,
In allen Farben es sich bricht.

Und horch! wer schleicht dort durch die Gräser,
Wer sammelt so emsig den Blumentau?
Es ist die Schar der Waldeszwerge,
Geführt von einer hohen Frau!

In einen Krug aus hellem Glase
Die Perlen tuen sie hinein,
Und knieend reichen sie die Gabe
Der hohen Frau im Sonnenschein.

Das Lichtbild strahlt, es blendet blitzend
Der Widerschein im hellen Krug! —
Die Lichtflut führte ihn von hinnen
Wie auch die Huldin, die ihn trug. —

Es war die Königin der Berge,
Die Heilkraft war die hehre Frau,
Sie nahm in ihre nächt'gen Hallen
Den köstlichen Beskidentau.

Doch wißt Ihr all', wie Frauenminne
Den Dichter für und für beglückt!
So hat auch mir die hohe Huldin
Den Krug voll Bergessaft geschickt. —

Geflügelt zieht, wie dichte Schleier,
Der Nebel an den Wäldern hin,
Und herrlich malt in seine Schwaden
Die Abendsonne Karmesin. —

Else Höffer:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

Er wollte seine Gedanken loslösen, aber das alte Gesicht Hubers, in dem die energischen Fältchen so schmerzvoll gezuckt hatten, ließ ihn nicht los.

Was würde der Alte nun anfangen? Familie hatte er nicht, er konnte doch unmöglich in den engen Zimmern leben, so ohne Lebensinhalt und Beschäftigung. Er war viel zu lebhaft, viel zu rege und tätig, er konnte ja niemals die Hände müßig ruhen lassen. Er mußte ja verkümmern, zugrunde gehen in der Untätigkeit.

Der Gedanke begann ihn zu quälen. „Ich wollte doch helfen, und nun vernichte ich“, dachte er beklommen. Aber er erkannte sofort die Gefahr in diesem Gedanken. „Ich darf vor einem Opfer nicht zurückschrecken, ich darf mein Ziel nicht verlieren.“ Gewaltsam zwang er seine Gedanken auf gewollte Wege, aber die Stimmung war erloschen, es schien ihm, als sei die Beleuchtung im Zimmer grauer geworden.

Im Nebenzimmer hörte er Jos gedämpfte Stimme, das hellere Organ der Mutter antwortete ihr. In seiner unruhigen Stimmung quälte ihn das Gespräch, von dem er nichts verstand. Er dachte sofort: „Ob sie über die Ereignisse reden oder über die veränderte Lebenslage. Sie sind auch meine Opfer — nicht nur der alte Huber.“ Seine Stirne faltete sich scharf. „Ich habe sie aus einem sonnigen Frieden gerissen, mit hinein in meinen Kampf. Ich habe das nicht gewollt, nicht bedacht. Was sie verlieren, ist ja so eitel —“. Er lächelte spöttisch, „aber sie sehen es nicht mit meinen Augen! In ihren Augen ist es unendlich viel —“.

Er begann wieder seine Wanderung über den weichen Teppich. „Ich muß ihnen helfen, es darf nicht sein, daß das, was mir Glück bedeutet, ihnen Wunden schlägt.“ Er sah das weiße Gesicht Margas, wie es sich zu jähem Schrecken entstellte, als er gestern abend die Rosen aus ihrer Hand gerissen hatte. Er hatte ein peinliches Gefühl, er sagte sich, daß er unbeherrscht und schonungslos seinen Kindern die bittere Nachricht mitgeteilt hatte, aber er war schwer gereizt gewesen. Daß in den großen Kampf sich tückische Nadelstiche mischen würden, die auch die Wehrlosen mit verwundeten, hatte ihn empört, daß ein so unbedeutender und ängstlicher Mensch wie Bellmann es gewagt hatte, ihm die Türe zu weisen, hatte seinen Stolz verletzt und hatte ihm gezeigt, daß er in den Augen

der engen Sklavenseelen von nun an ein Geächteter war, weil er den Mut hatte, einen andern Weg zu gehen, als den, den die „Spitzen" gingen.

Er hatte wohl gewußt, daß die Angriffe auf ihn einstürmen würden, aber daß seine Familie in Mitleidenschaft gezogen wurde, hatte er nicht gedacht, und nun traf gerade sie der erste Hieb, den er ihnen nicht abwehren konnte. „Ich muß ihnen helfen", dachte er entschlossen. „Sie sollen reisen. Nach dem Süden, oder wohin es sie treibt. Jo sprach letzthin so entzückt von einem Wintersportplatz."

Damit war für ihn die Sache erledigt; er hielt es für selbstverständlich, daß die Damen sich dieser Bestimmung fügten.

Er bestellte telephonisch den Chauffeur, und nach 10 Minuten surrte das Auto hügelab, der inneren Stadt zu. —

Marga stand am Telephon, ihr Gesicht sah grau und übernächtig aus, und ihre Hand war unsicher, als sie den Hörer hob.

Sie hörte Marias Stimme. „Jo, Marga, ist's eine von euch?"

„Ja", sagte Marga mit trockener Stimme.

„Guten Morgen! Es war ein scheußlich langweiliger Ball gestern bei Bellmanns. Immo und ich sind mit als erste aufgebrochen. Ihr habt nichts versäumt, freut euch. Aber ich habe mich schwer erkältet, sollte eigentlich liegen bleiben, aber ich habe mich heimlich hierher gestohlen, um euch zu bitten, mich ein bißchen zu pflegen. Nicht wahr, ihr kommt gleich?"

„Ach, Maria", sagte Marga mit ganz erstickter Stimme. Sie fühlte plötzlich eine heiße Zärtlichkeit für die kleine, übermütige Freundin, die sich trotz ihrer Oberflächlichkeit keinen Augenblick in ihren Gefühlen beirren ließ. Maria überhörte den kläglichen Einwand.

„Also kommt nur gleich, ich erzähle euch alle die albernen Kurmachereien von gestern. Schluß. Ich fange an zu frieren."

Als Marga den Hörer aufhängte, liefen ihr zwei Tränen rasch und verstohlen über das Gesicht, es waren die ersten, und es waren Tränen der Scham.

Sie hatte während der schlaflosen Nacht so viele bittere und verächtliche Gedanken gedacht, daß sich ihr Blick getrübt hatte.

Sie sah die Menschen in den häßlichen Verzerrungen, in denen ihr verwundeter Stolz sie ihr zeigte. Sie hatte gedacht: „Maria Schwanstedt wird sich leichtherzig von uns wenden und lachend andere Freundinnen suchen. Die ist ja gar nicht gewöhnt, mit traurigen gedrückten Menschen zu verkehren. Wenn sie nicht lachen kann, langweilt sie sich. Mit solchen Menschen können wir jetzt nicht mehr zusammen sein."

Sie hatte nicht an die warme Kinderfreundschaft gedacht, die sich durch viele Jahre hinzog. Sie hatte Maria trotzigen Herzens auf dieselbe Stufe mit den „andern" gestellt, von denen sie Kränkungen und Verachtung erwartete.

Und nun bekannte Maria sich zu ihnen mit einer Selbstverständlichkeit, die

sie tief beschämte, sie wußte nun deutlich, es war der Freundin niemals der Gedanke an eine Schwankung gekommen.

„Ich werde es ihr sagen," dachte sie, „ich will sie um Verzeihung bitten. Wie häßlich ist Mißtrauen gegen Menschen, deren Seele rein ist. Es verwundet den, der den bösen Gedanken gedacht hat."

Sie fühlte, wie ihr Atem leichter ging. „Immo denkt wie sie —." Es war ein Aufjubeln in ihr. „Nun ist alles gut!"

Sie suchte Jo. Die saß mit der Mutter im Wintergarten und ordnete Seidenfäden in ihrem Schoß.

„Jo", sagte Marga ein wenig atemlos. „Maria telephonierte eben: Sie ist erkältet, wir sollen gleich zu ihr kommen, sie war so lieb."

Jo sah der Schwester in die Augen und lächelte, auch ihr Gesicht war blasser, aber der Blick war ganz klar. Frau Torbeck ließ einen Augenblick die Arbeit sinken.

„Seht ihr, ich sagte es euch gleich, wir haben alles zu schwarz gesehen. Wenn Schwanstedts zu uns halten, so ist das ja die Hauptsache!"

Dann arbeitete sie ruhevoll weiter und zog mit schönen gleichmäßigen Bewegungen die bunte Wolle durch den groben Stoff.

„Wir wollen gleich gehen." Marga drängte, ihr Unrecht brannte ihr auf der Seele, sie sehnte sich darnach, Marias keckes Gesichtchen zu sehen mit den sorglosen braunen Augen, sie fühlte, daß aller Kummer schwinden mußte, wenn Maria sie anlachte. Vielleicht war auch Immo da — —

Ihr Herz tat einen hastigen Schlag.

„Wenn er mich fragt, — sage ich „ja" — —"

Aber ihr Wille war nicht mehr so klar, wie gestern abend, sie fühlte eine Beklemmung bei dem Gedanken an eine rasche Entscheidung. „Vielleicht hat er noch Geduld", dachte sie zaghaft.

Aber als sie aus dem Hause traten, griff das tückische Mißtrauen wieder nach ihr. Sie sah scheu in Jos stilles Gesicht, in dem nicht ein Zucken war. Sie schien der Schwester reifer und stolzer, mit der klaren Stirn und den festgeschlossenen Lippen. Marga fühlte um so schmerzlicher ihre eigene Unsicherheit und Ziellosigkeit. Sie wollte Jo beneiden, und doch wehrte sich etwas in ihr gegen diese energische Ruhe, die ihr unjugendlich und reizlos erschien.

Sie fühlte, daß ihre eigene Natur sie immer wieder zu Konflikten treiben würde, über die Jo glatt und unbeirrt hinwegglitt. Aber sie fürchtete sich nicht mehr vor den Kämpfen, leise regte sich ein Verlangen wie Kampfeslust in ihr. Sie hatte die Empfindung, als sprängen Quellen auf in ihrer Seele, und sie dachte staunend: „das erste, schwere Ereignis unseres Lebens ist wie der Schlüssel zu einer verborgenen Kammer in meiner Seele, in der tausend Gedanken schlafen. So viel und intensiv, wie in den letzten Tagen, habe ich bisher nie gedacht."

Sie gingen durch die Lindenallee zur Stadt hinab, die Dienstwohnung

Schwanstedts lag im Zentrum. Die Zweige der Linden reckten sich kahl und kummervoll zum grauen Himmel auf, frierende Spatzen hockten apathisch auf den Ästen und flohen nicht vor den herannahenden Schritten. Die Gärten, die an die Straße stießen, sahen trostlos aus mit ihren gedeckten Beeten und umwickelten Rosenstöcken, selbst die hellen Villen hatten in dem grauen Tag ihr festliches Aussehen verloren, sie sahen kahl und nüchtern aus, die Farben waren aufdringlich hart.

Jo sah um sich. „Es kommt doch alles auf die Beleuchtung an", sagte sie.

„Und auf die Augen, die es sehen", antwortete Marga, denn sie fühlte, daß ein grauer Schleier vor ihren Blicken lag.

Es war eine feuchte Kälte, die an die Körper herankroch und durch die Kleider schlüpfte, wie etwas Fühlbares. Die jungen Mädchen schritten rasch aus, um warm zu bleiben.

Sie waren beide sehr groß, und schlank und kraftvoll gebaut, sie hatten die schönen Bewegungen der Mutter, nur jugendlicher, temperamentvoller. Die dunkelblauen Jacken schmiegten sich in tadellosem Sitz an die Figuren, und die langen Marderstolen mit den gleichartigen Muffen und Pelzhüten gaben den Erscheinungen eine sehr distinguierte Eleganz, die, ohne aufzufallen, wohltuend und vornehm wirkte. Die Damen Torbeck waren ihres Geschmackes wegen bekannt und vorbildlich für viele andere.

„Da kommt Hauptmann v. Schöwen", sagte Marga plötzlich mit dunkler Stimme.

Sie sagte es, als sei eine besondere Wichtigkeit bei dieser Begegnung, und Jo merkte, daß sie nach Bekannten ausgespäht hatte, gewiß fiebernd vor Erregung und Mißtrauen.

Jo sah gleichmütig der kurzen stämmigen Gestalt entgegen. Was war ihr Hauptmann v. Schöwen? Eine flüchtige Ballbekanntschaft, sonst nichts; ein Mensch, über den sie noch niemals nachgedacht hatte. Aber Marga zitterte vor seinem Gruß, wie vor einer bedeutenden Entscheidung.

Hauptmann v. Schöwen sah den beiden schönen Gestalten wohlwollend entgegen und freute sich ihrer rhythmischen Bewegungen.

„Das kommt vom Sport", dachte er tarierend, „die schnüren sich nicht!"

Er bemühte sich ein Lächeln auf seinem behaglichen Lebemannsgesicht zu unterdrücken. Dann tauchte ihm blitzschnell der Gedanke auf: „Schade, daß der Alte den beiden netten Mädels alle Heiratschancen verdirbt."

Dann war er drei Schritte vor ihnen und grüßte sehr liebenswürdig wie stets. Sein rasches Kennerauge sah im Vorübergehen, daß Marga bleicher war als sonst.

Die Schwestern schwiegen und Marga dachte: „Wieder muß ich mich schämen, das ist ja wie ein Verfolgungswahn in mir."

Sie bogen in eine lebhaftere Straße, ein rasches Vorüberfluten von Passanten ging an ihnen vorbei. Margas Augen suchten argwöhnisch.

Da kam der Regierungsreferendar Matissen.

Sie grub die Zähne in die Unterlippe und sah ihn kühl an.

Er grüßte steif, als bewegte er seine Arme in Scharnieren, sein Gesicht war undurchdringlich, völlig ausdruckslos. Marga fühlte die Komik dieser bewußten Beherrschtheit, aber sie dachte: „Sein Gruß war doch kälter als sonst, ich fühle es —"

Dann ging rasch und grüßend der Amtsrichter Scheuern vorbei, sein Blick streifte sie nur flüchtig. „Mitleid war in seinem Blick, ganz bestimmt: Mitleid —"

Margas Gesicht wurde immer blasser, aber sie trug den Kopf sehr frei, und um ihren Mund lag ein hochmütiger Zug, der ihr Gesicht kalt und älter machte. Sie wappnete sich für eine Kränkung, sie wartete darauf, suchte sie.

Da kam ja Lina Markwein auf demselben Trottoir ihnen entgegen.

Sofort sagte sich Marga: „Was die tut, ist ganz gleichgültig, das kann mich niemals berühren, die ist ja so unendlich beschränkt, das ist die kleinste Seele, die ich kenne — Sie wird tun, was die Seelisch-niedrigsten tun werden —"

Und Lina Markwein sah die Schwestern mit dem raschen neugierigen Blick der innerlich Unbeschäftigten, wandte sich hastig zu einem Schaufenster und betrachtete voll Interesse die Sämereien, bis die Schwestern an ihr vorüber waren.

Dann blinzelte sie verstohlen hinter ihnen her und wunderte sich, daß sie so gar nicht geduckt aussahen, sondern daß sie die Köpfe noch höher trugen als sonst, obwohl sie, Lina Markwein sie so eklatant geschnitten hatte, was doch in ihrem Leben einen Wendepunkt bedeuten mußte.

Ihr war sogar, als hörte sie Jos leises, klingendes Lachen.

Jo lachte wirklich und es lag so viel Befreiung in dem Lachen.

„Gottlob," sagte sie, „daß man einmal Gelegenheit hat, das Pack zu erkennen und die Spreu vom Weizen zu sondern. Wer weiß, wie lange wir sonst noch mit diesem Geschöpf verkehrt hätten, ohne eine Ahnung der niedrigen Gesinnung, ja ohne je über die inneren Qualitäten nachzudenken. Mir scheint, als ob diese Ereignisse wie eine Zugluft über uns hinwehten und gründlich reinigten. Wir fangen jetzt allmählich an, denkende Menschen zu werden, und es ist sonderbar, wie viele Leute verlieren, wenn man anfängt über sie nachzudenken. Sieh mal, da kommt Frau Bellmann. Sie leidet bei der Begegnung mehr wie wir, sie ist in höchster Verlegenheit. Ich werde sie sehr nett grüßen, die arme Frau, und lächeln, denn heute bin ich über die Kränkung hinweg. Was verlieren wir auch an ihr? Eine gutmütige Frau, die nur zuhören und „ja" sagen konnte."

Marga neigte ihren Kopf nur wenig, Frau Bellmann war so verlegen, daß sie über den Trottoirrand stolperte.

Die Schwestern gingen weiter durch eine stille Seitenstraße.

Marga dachte: „Wenn ich nur erst so weit wäre wie Jo und lächeln könnte, ich komme ja auch auf den Standpunkt, aber mein Weg ist noch weit und mühsam. Ich kann mich nicht so rasch frei machen, ich bin zu sehr an die Unfreiheit gewöhnt. So wie Lina Markwein denken alle kleinen Seelen, und die meisten sind doch kleine Seelen, — die alle, die Masse wird über uns tuscheln, uns bemitleiden, uns höhnen — und wir müssen es tragen, und meine stolze Miene ist doch nur Maske, mein wahres Gesicht ist blaß, vor Scham und Empörung.

Aber eine Genugtuung werde ich haben — Wie werden alle diese kriechen und lächeln, und gratulieren, wenn ich „ja" gesagt habe, wenn Immo an meiner Seite steht."

Und Immo v. Schwanstedt erschien ihr wieder als Retter und Held, sie sehnte sich mehr nach seinem Schutz, als nach seiner Liebe.

Der große Vorgarten vor dem roten Sandsteinbau des Regierungsgebäudes lag ausgestorben. An den hohen Parterrefenstern tauchte zuweilen das blasse Gesicht eines Schreibers auf, um rasch wieder im dunklen Hintergrunde des Bureaus zu verschwinden. Im ersten Stock lag die Wohnung des Präsidenten.

Es war eine lange Flucht hoher, festlicher Räume, die sehr ernst und vornehm, aber niemals behaglich wirkten. Das lag an dem pomphaften Stuckschmuck der Plafonds, an der schweren Vergoldung, die sich prunkend und überladen überall breit machte, und an den hohen Barockspiegeln, die in jedem Zimmer von der Decke bis zu den Kaminsimsen reichten.

Das lag vielleicht auch daran, daß die weiche Hand der Hausfrau fehlte.

Frau v. Schwanstedt war schon lange Zeit tot, und Fräulein Meringer, die Marias Erziehung geleitet hatte und noch jetzt dem Hause vorstand, war eine durchaus trockene, prosaische Natur, außerdem war sie zu unselbständig und zu wenig individuell, um Änderungen vorzunehmen. Es war ihr gleichgültig, in welcher Umgebung sie saß und stickte, sie sah unverwandt auf ihre petits points hinab, darüber hinaus ging kein Wunsch und keine Sehnsucht, die Grenzen ihres Horizontes waren sehr eng.

Maria fühlte das Unbehagen ihres Heims wohl, in ihrer raschen und leichten Art versuchte sie zuweilen eine Umgestaltung, aber dann sah alles bizarr und unordentlich aus, die schweren Möbel und steifen Portieren ließen sich ein graziöses Hin- und Herschieben nicht gefallen.

Maria hatte auch nicht die Ausdauer und den Geschmack, eine gründliche Änderung vorzunehmen.

„Bei euch ist es millionenmal traulicher. Ich laufe durch das scheußlichste Wetter, nur um in eurem süßen Biedermeierstübchen Tee zu trinken", sagte sie oft zu Marga und Jo, und daher kam es wohl, daß Maria viel häufiger in der weißen Villa war, als die Schwestern bei ihr drunten in dem roten Palastbau.

Der Präsident v. Schwanstedt empfand den schwerfälligen Prunk seiner Wohnung nicht als störend. Die Einrichtung war ein Stück seines Lebens ge-

worden und entsprach durchaus seinem Geschmack und seiner Persönlichkeit, die das Prunkvolle, das eine Tradition umkleidete, der modernen, vergangenheitslosen Einrichtung vorzog. Seine hohe, hagere Gestalt und sein schmales, kühles Diplomatengesicht paßten unbedingt in diese Umgebung.

Und Immo lebte meist draußen auf dem Gute des Onkels, das er übernehmen wollte. Er hatte noch wenig Sinn für ein geschmackvolles Heim, nur eine Sehnsucht war in ihm nach hellen Räumen, durch die die Sonne flutet, und nach weit geöffneten Fenstern, durch die all das Duften des Landes strömt. Diese Sehnsucht war unauflöslich mit der Gestalt Marga Torbecks verknüpft, und die lichten Zimmer waren im Schloß Wasserburg und warteten auf die junge Herrin, über deren braunem Haar die Somne glitzern sollte.

Maria lag auf der Chaiselongue dicht am Fenster, als die Schwestern eintraten. Sie hatte eine rostbraune Pelzdecke bis ans Kinn emporgezogen und sah sehr blaß aus. Sie lächelte vergnügt und ihre Schelmenaugen funkelten. „Gottlob, daß ihr da seid, ich wollte mich gerade totlangweilen, denn Fräulein Meringer zählt nicht in punkto Unterhaltung!"

Sie zog beide Freundinnen neben sich auf die Chaiselongue. Margas Hand zitterte ein wenig, während Jo unbefangen Marias Haar streichelte. „Du bist sehr blaß", sagte Marga mühsam. Sie dachte gequält: „Vielleicht hat sie nachts nicht geschlafen, vielleicht hat sie doch gekämpft!"

Maria verzog den Mund: „Kein Wunder, diese scheußliche Decke steht mir nicht zu Gesicht, die macht mich so blaß!"

Sie schob sie etwas zurück. Einen Augenblick war eine tiefe Stille zwischen ihnen. Jede scheute vor dem ersten Wort zurück, keine wollte verwunden, und doch sehnten sie sich danach, den Bann zu brechen.

Da sprach Marga, und ihre Stimme schwankte ein wenig: „Maria, ich danke dir, daß du zu uns hältst. Und ich bitte dich um Verzeihung, ich habe dir sehr unrecht getan, ich habe heute nacht gedacht, du würdest dich von uns wenden." Sie saß mit gesenkten Augen und atmete beklommen.

Maria lachte leise auf, es war ihr ganz unmöglich, irgend eine Sache ernst zu besprechen, sie sah immer gleich die komischen Seiten. „Und hast natürlich gedacht, ich würde als Herzensfreundin Lina Markwein wählen! O Marga, ich gratuliere dir zu dieser würdigen Nachfolgerin!"

Sie schüttelte Margas Arm und die lächelte schon zaghaft. „Das ist natürlich alles Quatsch! Jo, du hast mir das selbstverständlich nicht zugetraut, du bist eben vernünftig und Marga will mit dem Kopfe gegen die Wand." Sie richtete sich auf und wurde nun doch einen Augenblick ernst. „Gerade du, Marga -- du hättest am wenigsten Grund — — —"

Marga errötete heiß und es war wieder ganz still.

Maria zuckte die Achseln. „Die Geschichte mit Bellmanns — Na, die werden schon wieder einschwenken. Ich verstehe ja von den Sachen nichts, aber

eines weiß ich, mich berührt von alledem nichts, und euch doch auch nicht. Selbst wenn unsere Väter sich zanken sollten —" Der Gedanke wirkte ungemein lächerlich auf sie. „Immo ist ganz derselben Ansicht."

Da trat Fräulein Meringer ein. Ihr Erscheinen war schattenhaft und rief keinerlei Eindruck hervor, störte nur flüchtig, weil die jungen Mädchen sich erhoben, um sie zu begrüßen. Sie fragte irgend etwas Nichtssagendes, und man antwortete etwas Gleichgültiges. Dann war sie verschwunden, und kein Gedanke folgte ihr. Sie beanspruchte weder Raum noch Resonanz im Leben.

Maria fing an zu erzählen. „Ich habe mich gar nicht amüsiert gestern, und Immo hat überhaupt nicht getanzt. Alles Zureden half nichts. Es war gar kein Schwung in dem Fest, ich glaube, es lag an Frau Bellmann, die den ganzen Abend ein geniertes Gesicht machte. Es geschieht ihr ganz recht. Sie hat sich sicher nach euerer Mutter gesehnt, unter deren Direktion sie sich am wohlsten fühlt. Hoffentlich wird unser Hausball nächsten Sonnabend netter!"

Marga hob kaum merklich die Hand, sie wollte etwas einwenden, aber Maria ließ sie gar nicht zum Denken kommen.

„Ich habe mir reizende Kotillontouren ausgedacht. Ihr müßt mir helfen!" Und sie begannen lebhaft und interessiert den Ball und die kleinen Überraschungen zu besprechen, und sie waren ganz erfüllt davon und vergaßen alle trüben Gedanken. Jo dachte flüchtig: „Jetzt ist es fast wieder wie früher, nur daß man jetzt weiß, daß es nur ein Vergnügen ist, das man bespricht, und nicht ein Lebenszweck."

Marga war vergnügt und erfinderisch, sie hatte viel Phantasie und originelle Einfälle. Ihre Natur war im Grunde elastisch und schnellte kraftvoll aus der Mißstimmung empor. Manchmal kam ihr ein rascher Gedanke:

„Ob er wohl heute kommt?"

Aber die lebhaften, lachenden Stimmen übertäubten ihn schnell, sie gab sich fröhlich dem Augenblick hin, Maria hatte ein wahrhaftes Geschick, nichts Trübes neben sich aufkommen zu lassen.

Auf einmal stand Immo v. Schwanstedt auf der Schwelle. Er war geräuschlos durch das Nebenzimmer gegangen. Der dicke Smyrnateppich hatte seinen Schritt gedämpft. Er stand unter der dunklen Portiere und sah auf die Gruppe, und in seine stillen braunen Augen kam ein intensiver Glanz. Sein Blick hing selbstvergessen an Margas lebhaftem wechselnden Gesicht. Er fand sie wunderschön in diesem Augenblick, und eine Blutwelle stieg ihm zu Kopfe, und seine scheue Liebe wuchs zum leidenschaftlichen Begehren.

Er stand regungslos und horchte auf die heißen Regungen in seinem Innern, und er war tief ergriffen, von der Gewalt dieses Gefühls, das bisher nur still und stet gewachsen und zielbewußt seiner Erfüllung zugestrebt war.

Er hatte Marga Torbeck schon lange gern, eigentlich hatte er schon für sie geschwärmt, als sie noch einen Hängezopf trug und errötete, wenn der schlanke

Ulanen-Einjährige sie auf dem Schulwege grüßte. Er war allmählich in den Gedanken hineingewachsen, daß sie seine Frau werden würde, und er hatte sich den Lebensplan bedächtig zurechtgelegt. „Sie muß ein paar Jahre ausgehen, bis sie einsieht, daß hinter der ganzen Tanzerei und Courmacherei nichts ist, bis sie die Sache und die Leute satt hat. Dann kommt sie gern zu mir hinaus nach Wasserburg und alles ist in Ordnung."

Er hatte sich das ganz klar und einfach gedacht, aber als Marga ihren ersten Ball mitmachte, wurde sie von vornherein so umschwärmt und umworben, daß seine ruhige Zuversicht ins Wanken kam.

Und Marga nahm die Huldigungen bewußt mit stolzer Freude entgegen, sie ließ sich den Hof machen, sie amüsierte sich, sie war überall der Mittelpunkt, und sie war weit davon entfernt, das gesellige Leben leer und hohl zu finden, wie Immo gehofft hatte. Er sah mit Schrecken, daß sie ernste Bewunderer hatte, und so entschloß er sich, immer an ihrer Seite zu bleiben und sie zu überwachen, „damit sie keine Dummheiten macht".

Er machte ihr nicht den Hof, er huldigte ihr nicht, und ihrer Eitelkeit schmeichelte er nie. Aber er rang um sie mit den andern, die um sie warben, und allmählich litt er um sie, denn er sah, daß sie unklar und verworren, noch keinen festen Weg vor sich sah. Und mit diesem stillen Leiden wuchs seine Liebe, und an der Angst um sie und der Eifersucht entzündete sich seine Leidenschaft.

Früher hatte er von einem sonnigen, traulichen Glück geträumt, jetzt sehnte er sich verzehrend nach einer seligen, heißen Stunde, in der Marga mit zärtlichen Händen nahm, was er ihr gab.

Er stand auf der Schwelle, seine feste Hand war in den rauhen Stoff der Portiere gekrampft, denn seine Herzstöße gingen so stark, daß er meinte, sein ganzer Körper schwanke. Sein kräftig geschnittenes Gesicht hatte nichts von der stillen Energie, die ihm sonst eigen war, ein hilfloser, banger Ausdruck irrte darüber hin.

Marga saß leicht vorgebeugt und horchte auf Marias Erklärung einer Kotillontour. Zuweilen bewegte sie den Oberkörper, und diese Bewegung voll kraftvoller Anmut erregte ihn tief. Er fühlte sich ganz verwirrt.

Auf einmal hob sie unmittelbar den Blick und sah ihn an. „Oh —" sagte sie leise, und zugleich wurde sie sich bewußt, daß sie innerlich immer auf diesen Augenblick gewartet hatte.

Ihre Hände sanken in den Schoß und blieben still liegen wie in Erwartung. Immo kam näher, er hatte sehr elegante, beherrschte Bewegungen. Er lächelte, er hatte seine Züge wieder in seiner Gewalt.

„Es war ein nettes Bild, eine ganze Weile habe ich schon dort gestanden —"

Er reichte allen die Hand.

„Gehorcht?" fragte Jo lächelnd. „Es war aber nicht interessant, was Sie zu hören bekommen haben."

„Ich habe auch gar nicht gehört, ich habe nur gesehen", sagte er und sah Marga an.

Maria überfiel ihn mit einer Flut von Fragen, er sollte seine Meinung sagen über ihre Ballpläne.

„Es ist mir alles ganz gleichgültig, Kleinchen. Ich mache mir nichts daraus. Ich wollte, ich säße erst auf meiner Wasserburg und brauchte den Rummel nicht mehr mitzumachen."

„Aber Immo, zwinge dich doch nicht! Es hält dich keiner; du mußt ja gar nicht ausgehen, wenn du nicht willst!" Maria sah ihn übermütig an und schüttelte sich lachend. „Warum tust du es denn?"

Auf Immos Stirn zuckte es. Marias Neckerei reizte ihn, er war immer noch befangen von der seelischen Erschütterung, und Marga saß da so still und stolz. — Er nahm sich gewaltsam zusammen. „Es ist der letzte Winter!" sagte er bestimmt.

Der Diener brachte ein Tablett mit Brötchen und Bouillontassen. Es war Fräulein Meringers Walten, das im rechten Moment einsetzte, ihre Person wirkte am sichersten aus dem Hintergrunde.

Sie frühstückten schweigend, auf allen lastete etwas Unausgesprochenes. Immo dachte leidenschaftlich: „Heute — heute noch sage ich es ihr! Diese Wirrnis ertrage ich nicht."

Ihm war, als laste ein Alp auf seiner Brust.

Und Marga dachte bang: „Wenn er nur noch Geduld haben wollte, ich bin noch so unklar —"

Aber sie spürte den heißen Strom, der von ihm zu ihr kam, und ihre Hände bebten, leise klingelte der Löffel gegen die Tasse. Zum ersten Male erregte es sie, daß ein Mann um sie warb, zum ersten Male antwortete eine seltsame, unerklärliche Unruhe in ihrem Blute.

„Wenn ich nur zur Ruhe käme, wenn ich mit mir allein sein könnte in ganz klaren Gedanken, wenn er Geduld hätte —"

Aber mit dem feinsten Seeleninstinkt ahnte sie, daß sein Gefühl sich mit jedem Augenblick steigerte, daß seine Sehnsucht nicht mehr suchend irrte, sondern sich zum Wunsch, zum starken Willen kristallisierte.

„Er will nicht mehr warten!" Sie fühlte es klar, und neben der Angst regte sich eine scheue Freude, sich so stark, so allmächtig geliebt zu wissen. Sie wuchs zu einem raschen, heißen Hochgefühl, dann sank sie wieder zusammen.

Der Diener trat leise ein. „Die Schneiderin ist da, ob das gnädige Fräulein anprobieren könnte?"

„Du mußt dich schonen", sagte Marga rasch, aus einem dunklen ängstlichen Gedanken heraus.

Maria erhob sich schon. „Ich bitte dich, es ist doch mein Ballkleid! Natürlich gehe ich. Entschuldigt mich, bitte." Auf der Schwelle drehte sie sich um. „Du

könntest eigentlich mitgehen, Jo, mein Geschmack ist doch traurig! Du kannst mir raten!"

Jo folgte ihr, und Marga saß wie erstarrt. Sie wollte ganz laut rufen: „Bleibt!", sie wollte ihnen nacheilen und sagen: „Ich will mit euch gehen, es interessiert mich sehr!" Aber ihre Glieder waren schwer. Sie saß regungslos in ihren Sessel gedrückt und dachte halb betäubt: „Jetzt, jetzt —"

Und Immo stand sofort auf aus seinem heißen, drängenden Gefühl heraus, er sehnte sich nach Befreiung. Das Komödienspiel war ihm unerträglich.

Einen Augenblick umfaßte er ihre ganze Gestalt mit den Blicken, dann beugte er sich über den Sessel und sah sie an. Und sie begegnete seinem Blick bezwungen von seinem leidenschaftlichen Willen, und sie dachte verloren:

„Was für gute zärtliche Augen er hat —"

„Marga", sagte er erstickt. „Sie wissen es doch, daß ich Sie lieb habe. Wie sehr, das wissen Sie ja nicht, ich selbst weiß es nicht einmal genau —"

Er stockte, wieder stieg ihm das betäubende Gefühl vom Herzen zum Kopfe. Ihre unmittelbare Nähe berauschte ihn. Er begriff sich selbst nicht und all die wilden starken Gefühle, die sich in ihm auslösten.

Er legte den Arm auf die Lehne des Sessels. Ihr Haar lag bauschend auf seiner Hand.

„Marga, nicht wahr, Sie werden meine Frau —"

Marga sah ihn an. Er sah, ihre Augen blieben kühl, und er erschrak in tiefster Seele.

Da senkte sie den Blick und über ihre Lippen lief ein Zittern. Sie hob die Hand und legte sie vorsichtig auf seine Rechte, die geballt auf dem Tische lag und leise bebte.

Sie wollte sagen: „Warten Sie —", da sah sie auf einmal Lina Markweins dummhochmütiges Gesicht. Und sie sagte ganz leise und fest: „ja".

Und im gleichen Augenblick fühlte sie: „Das war nicht recht. So nicht —"

Immo tat einen raschen, starken Atemzug. „Ja?" sagte er warm. „O Marga! Gottlob!"

Und seine Augen leuchteten froh. Er nahm ihren Kopf leise in die Hände und küßte sie auf den Mund. Ihre Lippen waren kühl und unbeweglich.

Da wurde es in ihm still, der tolle Aufruhr legte sich, nur eine tiefe zuversichtliche Freude blieb. „Ich muß ihr Zeit lassen", dachte er und aller Egoismus erlosch in ihm, er war sofort hilfsbereit.

„Sieh mich an, mein Liebling", bat er.

Da hob sie die Lider und ihre Augen waren schwer von Tränen. Das ergriff ihn tief.

„Marga —" er legte den Arm um ihre Schulter. „Was ist dir? Sag' es mir, daß ich dir helfen kann!"

Da legte sie ihren Kopf an seine Brust mit einer müden, hilflosen Gebärde. „Ich tue unrecht an ihm", dachte sie angstvoll. Und aus ihrer Hilflosigkeit heraus sagte sie: „Es ist wegen der Aufregungen der letzten Tage. Ich weiß nicht aus noch ein. Ich dachte, alle Menschen würden sich von uns wenden!"

Er hob ihr Gesicht zu sich auf und sah ihr in die Augen. „Auch von mir hast du das gedacht."

Sie nickte und wollte seinem ernsten Blick ausweichen. „Wenn du nicht an mich geglaubt hast, hast du mich auch nicht lieb gehabt, Marga", sagte er schwer, und sie fühlte, daß seine Hand zuckte.

Er sah, daß ihre Tränen rascher flossen, er sehnte sich darnach, die feuchten Wangen zu küssen, aber er nahm sich zusammen, er fühlte, daß sie vor seiner Zärtlichkeit zitterte.

Und da wurde ihm bewußt, daß der rechte Kampf um die Geliebte jetzt erst begann, jetzt erst sah er, daß da in Margas Wesen Hindernisse waren, die er bisher nicht geahnt. Er erschrak nicht, eine stolze Kampfesfreudigkeit reckte sich in ihm auf, er sah den wundervollen Preis dicht vor sich, und all sein Wille spannte sich an.

„Ich werde sie ganz erobern", dachte er froh, und er begriff, daß der Sieg um so köstlicher sein mußte nach hartem Strauß. Auf einmal kam ihm das früher ersehnte stille Glück so schal und philiströs vor —, jetzt erst fühlte er die stolze Schönheit Margas ganz, da es ihm schwer wurde, sie zu besitzen.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Völker-Neurasthenie.

Die Märzstürme in Südamerika, die in Mexiko und Brasilien wahre Verheerungen angerichtet haben, erweisen sich auch in Europa als Vorboten eines politischen April-Wetters. Stimmungen und Verstimmungen bedenklichster Art beunruhigen die öffentliche Meinung der alten Welt nicht minder, als die der neuen. Präsident Wilson hat mit der mexikanischen Frage nicht geringere Sorgen, als Sir Edward Grey mit Home Rule, Suffragetten-Wahn und revolutionären Regungen in Indien. Die Völker-Neurasthenie hat nach und nach das ganze zivilisierte Erdenrund wie eine politische Epidemie ergriffen.

Das neue Jahr setzte glücklich und verheißungsvoll ein. Die vulkanischen Ausbrüche auf dem Balkan schienen nachzulassen. Der Prinz von Wied zog unter Zustimmung der sechs Großmächte als Fürst Wilhelm I. in Durazzo ein. Der noch nicht liquidierte Rest des Friedens von Bukarest sollte allem Anschein nach schiedlich-friedlich aufgeteilt werden. Der Geldmarkt begann sich zu beruhigen. Die Diskontosätze aller Staatsbanken sanken auf jenen normalen Zinsfuß, den wir seit dem Ausbruch der Balkanwirren nicht mehr gekannt haben. Handel und Industrie atmeten wieder auf. Da schlug plötzlich der Blitz aus Petersburg ein. Kokowzow erhielt den seit dem Sturze Wittes verdächtig gewordenen Grafentitel als „seidene Schnur" — er mußte gehen. Kurz zuvor war er in Paris und Berlin als ein politischer Matador gefeiert worden, und jetzt verschwindet er völlig unmotiviert in der Versenkung, als handelte es sich um einen einfachen Statisten oder Kulissenschieber der Weltbühne. Mit Ernst und Würde nach außen, aber mit Groll und Verbitterung nach innen zog sich Kokowzow zurück. Seinem Erzgegner, Graf Witte, der im Staatsrat den Theatercoup inszeniert hatte, weil er im stillen hoffte, der Nachfolger seines ehemaligen „Gehilfen" und Nachfolgers zu werden, zeigte Kokowzow bei seinem Abgang die Gebärde der Verachtung, die das falsche Pathos im Reichsrat verdiente.

Seit Kokowzows Rücktritt leiden wir an einem akuten Anfall von Völker-Neurasthenie, der das Gleichgewicht Europas wieder einmal bedenklich zu erschüttern droht. Kokowzow war ein ebenso ehrlicher wie überzeugter Vertreter jener Gleichgewichtstheorie, welche in den parallelen Erklärungen von Baltisch-Port und anläßlich des Besuches von Poincaré in Petersburg vom Bord des „Condé" aus feierlich

verkündet worden ist. Das sichtbare Ergebnis dieser Gleichgewichtstheorie war die Botschafterkonferenz in London, der wir die Erhaltung des europäischen Friedens durch die Schaffung eines selbständigen Albanien zu danken haben. In der Dezembernummer 1912 von „Nord und Süd" hat Kokowzow in seinem offenen Brief an mich die Grundlinien seiner Politik klar und scharf umrissen. Jener Brief schloß mit den denkwürdigen Worten Kokowzows: Wenn der Frieden nach außen und im Inlande sichergestellt ist, wenn der Bevölkerung die Möglichkeit gewährt wird, ruhig und selbständig ihre Arbeitskraft zu verwerten, wenn ihr dabei Kenntnisse und eine gute Verwaltung zu Hilfe kommen, so wird man gewiß meine Ansicht teilen, daß jeder, der Rußland liebt und an seine Zukunft glaubt, gleich mir ein überzeugter Verfechter des wirtschaftlichen Optimismus sein muß. Damals teilte auch Graf Witte diesen optimistischen Glauben Kokowzows. Im gleichen Hefte von „Nord und Süd" habe ich das Gespräch veröffentlicht, das ich mit dem Grafen Witte am 23. Mai/5. Juni 1912 hatte, und dessen Text Witte vor der Veröffentlichung persönlich überprüft hatte. Dort äußerte sich Graf Witte wie folgt: Rußland braucht gerade in der jetzigen Übergangszeit zur Konsolidierung und zum Ausbau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen. Ich bin der Meinung, daß die allgemeine Lage Europas augenblicklich eine derartige ist, daß der Frieden noch für viele Jahre als gesichert betrachtet werden kann. Ein Krieg in Europa würde sich in unserer Zeit ohne Zweifel in einen solchen verwandeln, im Vergleich zu welchem alle vorangegangenen Kriege sich als Kinderspiel ausnehmen würden.

So dachten und schrieben die beiden führenden Staatsmänner Rußlands kurz vor dem Ausbruch der Balkankriege. Witte sah damals für den nahen Osten noch keine Kriegsgefahr, sondern allenfalls für den fernen Osten, wie überhaupt für jene Länder, die außerhalb unseres europäisch-amerikanischen Kultursystems stehen. Seine Motivierung für die Unwahrscheinlichkeit eines großen europäischen Krieges lautet: Kein einziger Staat in Europa kann prinzipiell den Krieg anstreben, ohne die schrecklichen Folgen eines jeden Krieges in Betracht zu ziehen. Ein jeder Krieg stellt ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher ist. Ein lehrreiches Beispiel dafür ist Bulgarien, dessen Siegessicherheit sein Schicksal geworden ist.

Die Beweggründe gegen einen europäischen Krieg, welche Kokowzow ebenso wie Witte ins Treffen geführt hat, gelten nach den Balkankriegen mit doppelter Wucht. Was wir während der Balkanwirren an Greuelszenen schaudernd miterlebt haben, ist wahrlich nicht dazu angetan, die beiden großen Mächtegruppen zur Nachahmung anzuspornen. Und doch mehren sich die Anzeichen, daß die kriegerische Stimmung, in Rußland zumal, unheimlich wächst. Der Sturz Kokowzows hat zum Ausbruch dieser politischen Neurasthenie nicht wenig beigetragen. Denn in Kokowzow war das versöhnende, vermittelnde, ausgleichende Element der hohen internationalen Politik verkörpert. Seine rückhaltlose Bewunderung vor der deutschen Kultur war im Verbande mit einem warmpersönlichen Verhältnis zum deutschen Reichskanzler eine Gewähr dafür, daß von dieser Seite keine Gefahr droht, zumal zwischen Deutschland und Rußland politische Reibungsflächen nicht vorhanden sind. Die bevorstehenden Verhandlungen über die Verlängerung der deutsch-russischen Handelsverträge werden sicherlich wirtschaftliche Gegensätze zum Vorschein bringen, die

sich in den letzten zehn Jahren herausgebildet haben. Vor zehn Jahren war die russische Industrie noch nicht flügge geworden. Inzwischen hat sie ihre Flügel mächtig geregt und sie steht jetzt kampfgerüstet den neuen Handelsvertragsunterhandlungen mit Deutschland gegenüber. Die obersten Vertreter der russischen Industrie tagten jüngst in Kiew und erklärten sich mit wachsender Schärfe gegen die deutschen Industrieprodukte. Die russische Presse aller Parteischattierungen sekundierte in bedenklicher Einmütigkeit. Und wenn im letzten Augenblick die gegen die deutsche Industrie gerichteten Resolutionen dieses Kongresses nicht zur Abstimmung gelangten, so waren für dieses Unterbleiben vorwiegend politische Gründe der Regierung maßgebend, die im entscheidenden Momente abwinkte, um Deutschland nicht noch mehr zu verletzen und dadurch die bevorstehenden Verhandlungen noch zu verschärfen. Aber man geht kaum in der Annahme fehl, daß die augenblickliche Völker-Neurasthenie mit ihrem überlauten Echoklang: „Gewehr bei Fuß" mehr in der wirtschaftlichen, als in der politischen Lage begründet ist. Man rüstet nach außen für den Krieg, aber nach innen für die Handelsverträge, deren Verlängerung das wichtigste wirtschaftliche Problem der nächsten Zeit darstellt. Man wird es nicht zu einer Kündigung kommen lassen, sondern man wird rechtzeitig Vorsorge treffen, daß ein Modus der automatischen Verlängerung der Handelsverträge gefunden wird. Die politische Neurasthenie, welche der bekannte Artikel der „Kölnischen Zeitung" zwar nicht hervorgerufen, wohl aber aus dem Latenzzustande geweckt und in den Vordergrund der Debatte gerückt hat, ist vielleicht nur der Ausfluß jener wirtschaftlichen Verstimmung der russischen gegen die deutsche Industrie, die in jener Konferenz von Kiew überlaut und allzuvernehmlich zutage trat. Daß die Dreibundmächte von sich aus keinen Präventiv-, Angriffs- oder gar Eroberungskrieg unternehmen werden, ist nachgerade politische Binsenwahrheit geworden, die auch von den meisten Politikern der Entente-Gruppe nicht mehr bezweifelt wird. Aber auch von seiten der Entente-Gruppe ist an einen Angriffskrieg, von welchem in politischen Hinterstuben gemunkelt wird, weder für dieses Frühjahr, noch für absehbare Zeit etwas zu befürchten. Die Machthaber hüben und drüben wissen sehr wohl, daß bei einem paneuropäischen Kriege für sie vergleichsweise wenig zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren ist. Und deshalb wird auch die augenblickliche Völker-Neurasthenie mit den Aprilstürmen dahinschwinden. Mit der Maiensonne bekommt die Natur ein neues Gesicht und die Geschichte einen heiteren Aspekt. Wir werden um die Handelsverträge ehrlich kämpfen, aber nicht wegen der Karte Europas, wie politische Hysteriker voraussagen, im Frühjahr in den Krieg ziehen.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Fritz Hoeber.

Alfred Lichtwark.

(14. Nov. 1852 — 13. Jan. 1914.)

Zum 70. Geburtstag seines Freundes und nächsten Kollegen, des Direktors des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, Justus Brinckmann, schrieb Alfred Lichtwark als Einleitung zu einer literarischen Festgabe einen geistvollen Essay über den Typ des modernen Museumsdirektors, in welchem er das Ideal dieses modernen Tatmenschen, der zugleich praktischer Organisator und intuitiver Prophet ist,

mit den Entdecker- und Kondottierigestalten vergangener Jahrhunderte vergleichend zeichnet: Jene kühneren und phantastischen Naturen stellt er in einen Gegensatz zu dem Publikum des mit der greifbaren Rentabilität rechnenden Philisters, mit dem das neue und ungeahnte Dinge schaffende Genie notwendigerweise in Widerspruch geraten muß. Das Leben des intuitiven Menschen, so etwa schreibt Lichtwark, verläuft keineswegs in gerader Linie, sondern beginnt im Zickzack, gleichsam Kräfte sammelnd zu seiner höheren Zielstrebigkeit: Der Entdecker neuer Werte und Möglichkeiten ist meistens ein schlechter Schüler und muß sich erst durch eine Reihe beruflicher Widerwärtigkeiten hindurchschlagen, bis er das Gebiet seiner selbstgewählten, durch keinen äußern Zwang ihm aufgenötigten, schöpferischen Tätigkeit erlangt. — Die dieser Einleitung nun folgende Biographie Brinckmanns begann ungefähr mit den Worten: Brinckmann ist in Hamburg geboren; er besuchte die und die Schule; sein Abiturientenzeugnis ist noch erhalten, — das dann mitgeteilt wird und nur aus ersten Noten besteht. — Als man Lichtwark auf den Widerspruch zwischen den allgemeinen Behauptungen seiner Einleitung und diesem individuellen Fall der Biographie aufmerksam machte, sagte er, er habe hier absichtlich eine kleine Neckerei riskiert. — Das Geschichtchen erscheint nach Form und Inhalt für den verstorbenen Alfred Lichtwark höchst charakteristisch. Er war alles andere als bloßer Fachgelehrter, universeller Kulturmensch von souveräner Heiterkeit etwa im Sinn der italienischen Renaissance, den nur Schicksal und Begabung auf das Gebiet der Kunst und der musealen Sammlertätigkeit geführt hatte: dem weltmännischen Kopf der eleganten forschen Erscheinung mit dem energisch kurz gehaltenen Haar und Schnurrbart sah man genau so wenig wie sein Alter die Beschäftigung mit gelehrten oder historischen Dingen an, und ebenso konnte man sich stundenlang mit dem auf allen Gebieten des menschlichen Geistes und Wollens Interessierten unterhalten, ohne daß das eigentlich Berufliche in den Vordergrund trat.

Solche persönliche Eigenschaften bestimmen auch Art und Umfang seiner literarischen Tätigkeit. Lichtwark war nur in den seltensten Fällen Kunsthistoriker von fachwissenschaftlichem Habitus: seine Dissertation über den Ornamentstich der deutschen Renaissance und die Untersuchungen über die durch ihn in die Kunstgeschichte eingeführten Althamburger Maler aus der Zeit um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert, Meister Bertram und Meister Francke, stehen in seinem schriftstellerischen Gesamtwerk vereinzelt. In der Regel wendet er sich vielmehr als ästhetischer Propagandist, in der Art des Engländers John Ruskin, an die weitesten Kreise des Publikums, sei es nun, daß er über Gartengestaltung, über die Kultur einfach sachgemäßen Wohnens — in seiner epochemachenden Schrift „Palastfenster und Flügeltür" — oder über allgemeine Fragen der künstlerischen Erziehung und der Anleitung zur Betrachtung von Kunstwerken spricht. Immer kommt es ihm auf die Wirkung in die Breite an, und daraus ergab sich auch die Art seiner neuzeitlich genialen Leitung der Hamburger „Kunsthalle", seiner eigentlichen Lebensschöpfung. — Als Lichtwark in den achtziger Jahren die Kunsthalle übernahm, war sie ein geistig untergeordnetes Institut, wie alle damaligen Museen der indifferente Stapelplatz einer talentlosen Lokalschule und künstlerisch minderwertiger Anekdotenmalereien. Da war eine ästhetisch ausgesprochene und organisatorisch kraftvolle Persönlichkeit wie Lichtwark an ihrem Platz: er ver-

tiefte sich in die heimatliche Kunstgeschichte und stellte mit intuitivem Blick zwei Perioden als besonders wertvoll heraus, das beginnende 15. und das beginnende 19. Jahrhundert; dort wirkten die frommen Gotiker Meister Francke und Bertram, jener in seiner epischen Größe eine niederdeutsche Parallelerscheinung zu dem schwäbischen Lucas Moser von Tiefenbronn darstellend, dieser, der etwas ältere, von kleinerem persönlichen Volumen, den Altkölner Meistern nahestehend. — Die durch die Berliner Jahrhundertausstellung allgemein bekannt gewordenen Hamburger Maler des Klassizismus und der Romantik, wie die geistvollen Portraitisten J. Oldach und Otto und Erwin Speckter, der von Goethe hoch geschätzte, mit monumentalem Linien- und Farbensinn begabte Philipp Otto Runge und der etwas jüngere Landschafter F. Wasmann, ein Däne von Geburt, haben dargetan, welch eine hohe malerische Kultur die Hansestadt in jener Zeit barg. Gerade die wesentlich durch Lichtwarks persönliche Initiative ins Leben gerufene Jahrhundertausstellung im Winter 1905 auf 1906 in der Berliner Nationalgalerie hat, wie so viele andere Kapitel unserer deutschen Kunstgeschichte, uns auch dieses wiedergeschenkt. Lichtwarks Gefühl für spezifisch malerische Werte veranlaßt ihn natürlich auch, gleich Hugo von Tschudi, als Schriftsteller wie als Museumsleiter für die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts einzutreten und ihnen Bahn im Verständnis des deutschen Publikums zu bereiten. Lichtwark war der erste, der Max Liebermanns Bedeutung in vollem Maße anerkannte und sich so für ihn einsetzte — er kaufte mehr als dreißig Bilder Liebermanns für das Museum und beauftragte den Künstler, Hamburger und andere Berühmtheiten der Gegenwart, wie den Baron v. Berger, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann und Peter Behrens zu portraitieren —, daß man nirgends besser als in der Hamburger Kunsthalle Werk und Entwicklung des großen Berliner Impressionisten studieren kann.

Auf diese Weise häufte Lichtwark einen reichen Schatz an alten und neuzeitlichen Werken in der „Kunsthalle" auf. Er hatte ihr, kraft seiner Persönlichkeit, eine individuelle Note verliehen, die sie von allen andern Galerien unterschied: nicht wie diese sammelte er die Kunst aller Zeiten und Länder, sondern er beschied sich mit dem der lokalen Stammesart, dem Niederdeutsch-Hamburgischen Angemessenen. Von der großen alten Malerei kultivierte er vor allem die Niederländer der Rembrandtzeit, während er die fremdgearteten Italiener mit Absicht weniger berücksichtigte. Trotzdem war der Bilderbestand im Lauf der Jahre so gewachsen, daß er nur immer einen Teil in wechselnden Ausstellungen dem Publikum vorführen konnte. Je länger je mehr stellte sich deshalb die Notwendigkeit eines Erweiterungsbaus der Kunsthalle heraus, und dieser, doppelt so groß wie der alte Bau, war im Rohbau fertig, als sein Bauherr starb. Lichtwark hat die Krönung seines Lebenswerks, die richtige Aufstellung der von ihm gesammelten Kunstschätze in dem modernen, schöneren, weiträumigen Gebäude, nicht mehr erlebt. —

Alfred Lichtwark ist nach längerm Kranksein nun auch seinem Freund und Kampfgenossen Hugo von Tschudi gefolgt. Sie waren beide ehrliche Propagandisten für die gemeinsame gute Sache der Durchdringung der neuzeitlichen materiellen Zivilisation mit dem Gedanken der künstlerischen Kultur. In diesem ihrem Beruf standen sie ganz auf sich, hatten weder Vorbilder, nach denen sie sich richten, noch Vorläufer, denen sie fol-

gen konnten. Sie waren, wie das Lichtwark selbst in dem einleitungsweise erwähnten Essay ausdrückte, beruflich „neue Typen". Hatten sie aber keine Vorgänger, so fanden sie doch bald Mitstreiter und später Jünger und Nachfolger: Gustav Pauli in Bremen, Karl Koetschau in Düsseldorf, Alfred Hagelstange in Köln, Georg Swarzenski in Frankfurt a. M., Fritz Wichert in Mannheim, Walter Riezler in Stettin — um nur einige wenige hervorragende Namen anzuführen. Das Vermächtnis, das uns die beiden ersten in einem wahrhaftigen Sinn modernen Museums-Direktoren hinterlassen haben, befindet sich, Gott sei Dank, in guten Händen.

*

Nach Vollendung dieser Gedenkzeilen erhielt ich die Kunde von der Berufung Gustav Paulis auf den Hamburger Direktorposten. Man kann sich mit dieser Wahl durchaus zufriedengeben, umsomehr, als sie ganz im Sinne Lichtwarks selbst geschehen ist: nicht nur, daß Pauli von Bremen her das hanseatische Kaufmannsmilieu, mit dem Lichtwark so produktiv zu arbeiten verstand, gut kennt, auch in den Zielen, der historischen wie der modernen Kunstsammlung, stimmten die beiden Freunde durchaus überein. Pauli hat sich für die kunstgeschichtliche Vergangenheit seines Bremen genau so lebhaft interessiert wie Lichtwark für die Hamburgs, und wie dieser setzte auch er sich für die neuzeitliche Malerei, die von Frankreich ihren Ausgang nimmt, ein. — Auch für die Hauptaufgabe, die es jetzt in der Hamburger Kunsthalle zu lösen gilt, die richtige raumkünstlerische Einordnung der bisher aufgestapelten Bilderschätze in den nun ausreichenden, großzügigen Erweiterungsbau, bringt Pauli alles architektonische Verständnis mit: er bekannte stets seine ganze Sympathie für die Bestrebungen in den modernen deutschen Nutzkünsten; so war er einer der Hauptleiter der Oldenburger Kunstausstellung von 1905, auf der ein Peter Behrens seine in ihrem ästhetischen Radikalismus hochinteressanten Experimente wagen durfte. Hoffentlich wird also Pauli die Neueinrichtung der Hamburger Kunsthalle nicht als bloße „museale Aufgabe" auffassen, die sich mit Wandbespannung und Rahmenauswahl halb dilettantisch begnügt. Denn hier handelt es sich um eine großzügige Möglichkeit, den idealen Architekturgedanken in vorbildlicher Weise auszuwirken, großen Kunstwerken den ihrem hohen Geist gleichgestimmten äußeren Rahmen zu schaffen. Und dafür erscheinen mir nur die größten Baukünstler unserer Zeit fähig! —

Dramatische Rundschau.

Von Martin Feuchtwanger.

Karl Schönherrs Komödie „Die Trenkwalder". Zur Erstaufführung im Alten Theater zu Leipzig.

„Die Trenkwalder", die in den einzelnen Szenen mit äußerlich viel gewuchtigeren und unmittelbarer packenden dramatischen Effekten aufwarten, als „Glaube und Heimat", haben in Wien nicht den Erfolg gehabt, den sich Karl Schönherr und seine Freunde von ihnen versprochen hatten. Schönherr war der Ansicht, an der verhältnismäßig lauen Aufnahme sei die Ausspinnung einzelner Gedanken schuld, das, was zwischen den einzelnen Knalleffekten liegt. Er hat sein Stück darum noch einmal überarbeitet und es in der neuen Fassung durch das Leipziger Stadttheater zum ersten Mal aufführen lassen.

Die Aufführung hat man mit dem größten Interesse verfolgt. Keiner hat gegähnt und sich gelangweilt. Keiner hat während der Aufführung Zeit gehabt, an was anderes zu denken. Wenn aber einer von den vielfach verschlungenen, rohen Vorfällen und den unverarbeiteten Konsequenzen in tiefster Seele erschüttert war, dann muß er schon ein ganz, ganz leichtgläubiger Thomas sein und ein butterweiches Gemüte haben. Schönherr setzt uns eine gottergebene Tiroler Mutter vor, die neben der Liebe zu ihren drei Söhnen nur Gebet, Kirche und Wallfahrt kennt. Ihr Ältester ist ein braver, ungemein arbeitsamer, kraftstrotzender, durch und durch ehrlicher Mann geworden. Den zweiten haben die Weiber so zugerichtet, daß er mit einem Fuß schon im Grab steht. Er geht mit hohlen Augen und mit zerfressenem Gesicht umher, ein übertriebener Armer Heinrich, der sich auf der Bühne übel ausnimmt. Den dritten hat die Mutter der Kirche verschrieben. Er hat Theologie studiert und soll demnächst fertig sein. Den größten Teil ihres Gutes hat die Patscheiderin darauf verwandt, ihrem Lieblingssohn, dem Hans, auf dem Berge ein Kirchlein aufzubauen und es fein einzurichten. Fast der ganze Grund und Boden und fast der gesamte Viehbestand ist dabei draufgegangen; die Mutter gereut es nicht; Hans ist ganz so, wie sie ihn haben will. Sie räumt ihm jedes Steinchen aus dem Weg. Als sie sieht, daß der junge Theologe die blutjunge Annemarie gern sieht, tut sie ihren Ältesten, den Martin, mit dem Mädel zusammen, damit dem Hans die Gelüste vergehen. In der Nacht des Sonnwendtags aber, als halb Trenkwald vor dem Muttergottesbild vor dem Bergkirchlein auf den Knien liegt, fährt ein Windstoß in die Bravheit all dieser guten Leute hinein und im Nu türmen sich erkleckliche Schmutzhaufen vor den Türen auf. Franz, der zweite Sohn, dem die Weiber so bös mitgespielt haben, sieht den Feuerbrand der Sonnwendnacht herüberleuchten, der dazu berufen ist, alles Gift in den Menschen auszubrennen. Der arme Kerl gerät in Ekstase und deutet an, wer ihn ins Verderben gestürzt. Er war ein kleiner Bub noch, da hat er zu Hause im Garten zwei Menschen sich kosen gesehen, und die Frau, das war die eigene Mutter. Da ist in ihm der Himmel eingestürzt. Damit die Mutter nicht schlechter dastehe als alle anderen, hat er alle Weiber, deren er habhaft werden konnte, verunehrt, und sie haben ihn so zugerichtet. Der Mann, der mit der Mutter im Garten scherzte, war Wendl, einer der Frömmsten und Besten im Dorfe. Als eine von den Dorfkindern verspottete und von den Großen verachtete Verbrecherin sitzt die Patscheiderin in ihrem Stübchen. Martin will ihr die Selbstvorwürfe und das Trübsalblasen ausreden. Für ihn steht sie noch gerade so groß da wie zuvor und keiner hat ein Recht, einen Stein auf sie zu werfen. Die Mutter bereut, daß sie nicht früher schon gestanden habe, und auch Martin meint, es sei das Beste, immer möglichst bald zu bekennen; denn keiner auf Erden sei so geartet, daß er von dem anderen schlecht reden könne. Da gestehen auch Hans und Annemarie. Das Kind, das Annemarie unter dem Herzen trägt, ist von Hans. Hans reißt seinen schwarzen Rock vom Leib. Schwindel, seine ganze Frömmigkeit! Er kann sie nicht mehr ertragen. Der Mutter zuliebe hat er das alles mitgemacht. Die Patscheiderin, die es so gut mit ihren drei Buben meinte, hat dem Ältesten die Geliebte des Jüngsten zur Frau gegeben, den zweiten zu einem Luderleben verführt und ihn an den Rand des Grabes gebracht und dem Jüngsten einen Schwindel aufgezwungen, den er eine ganze Jugend mit sich schleppt. Martin weist Annemarie die Tür und

stürzt dann selbst in die Nacht, sich an dem Nagel an der Kirchenmauer zu erhängen, an dem der Esel angebunden werden sollte, der Hans zur ersten Messe auf den Berg zu tragen hatte. Die Mitglieder des Jungfernbundes schneiden Annemarie die Haare ab und setzen ihr den schändenden Strohkranz auf. So findet sie Martin, der in seiner Gesundheit und Kraft seinen Vorsatz nicht ausgeführt hat, bei Tagesgrauen vor dem Kirchlein. Er putzt sie zusammen und schlägt sie zuerst und handelt dann nach seinen eigenen Worten: Er nimmt sie in die Arme und führt sie wieder nach Hause.

Abgesehen von den Unnatürlichkeiten und Unmöglichkeiten der Handlung hat Schönherr den Hauptfehler begangen, in die fünf Akte seines Stückes so viele Überraschungen hineinzupressen, daß nirgends Ruhe und Rast Platz haben. Ein Vorfall hetzt den anderen; in einen gewaltsamen Dialog platzt schon wieder der nächste hinein. Ein Zurandekommen mit dieser vielgestaltigen Handlung war ein Ding der Unmöglichkeit. In der Tat bleibt uns der Dichter die Lösung seiner Probleme und die Vollendung fast aller Handlungen schuldig. Erhebt man den Einwand, daß es Schönherr weniger um die Lösung von Problemen zu tun war, als um die Schilderung von urwüchsigen Dorfzuständen, so muß dem gegenübergehalten werden, daß er dies mit einer einfacheren und vor allem wahrheitsgetreueren Handlung besser hätte bewerkstelligen können. Nein, es kam ihm vor allem auf Spannung und auf Effekte an. Die hat er auch gegeben. Dabei hat er die Seele verloren, und wenn er auch in Einzelheiten seine dichterische Gestaltungskunst hochhält, so ist das Stück in der Gesamtheit doch kein künstlerisches Gebilde. Weihe und Größe sind in den Details und in den Überraschungen untergegangen. Schönherr hat sich das Ganze schließlich selber nicht geglaubt und nennt es darum eine Komödie. Sein Stoff ist jedoch bitter ernst. Schnurrpfeifereien, mit denen er die derben Vorgänge und schmucklosen Dialoge würzt, wirken nicht erheiternd, sondern störend; sie sind aus schlechtem Zucker hergestellt. In den Trenkwaldern ist Schönherr auch nicht mehr der geschickte Techniker, als den wir ihn in „Glaube und Heimat" und in „Erde" liebten. Er bereitet die Handlung nicht gut vor und läßt unmotivierte Dinge aufmarschieren im Drang, unaufhaltsam vorwärts zu dringen. Daß er ein guter Beobachter und ein geschickter Charakterdarsteller ist, hat er längst bewiesen. Das zeigt er auch in den Trenkwaldern an den Personen, die gerade und natürlich dahinleben. Wo aber die Effekthaschereien im Spiel sind, da kommt es dem Dichter leider nicht auf die konsequente Durchführung der Personen an. So stehen groteske Bösewichter neben Engelsgestalten, und vereinzelte Rückzüge machen die Tatsache nicht wett, daß es sich um Theaterspiel handelt. Niemals hat Schönherr so deutlich gezeigt, daß er nicht der kraftvolle Dramatiker ist wie Anzengruber und der liebende Bauernmaler wie Ludwig Thoma. Thomas „Magdalena" schlägt viel heiklere Themata an, aber Thoma wird ihnen viel künstlerischer und ungezwungener gerecht als Schönherr.

Martersteigs Theater hat sich mit der Darstellung viel Mühe gegeben. Man sah auf der Bühne wenig Pappe und wenig Theaterputz, dafür in allen Szenen durch die Kunst verschönte natürliche Einzelheiten. Die Darsteller waren fast ausnahmslos gute Durchschnittsschauspieler, die ohne Übertreibung ihre kahlen Dialoge sprachen. Turmhoch ragte Karl Stieler über alle hervor. Sein Martin war ein so lebendiger, arbeitsamer, gesunder Mensch, daß man über der Beobachtung seiner Bewegungen, seines

Ganges und seiner Worte alle Sünden des Stückes vergessen konnte. In der Verlegenheit nach der Hochzeit, im äußerlich rauhen Trösten der Mutter, in seiner Wut, in seinem versteckten Mitleid und in seiner Sentimentalität war er so natürlich und bedeutend, daß man mitunter aufs lebhafteste an Kainz erinnert wurde. Auch Gisa Stein, die die betrogene, kaum erwachte Annemarie spielte, ist mehr als eine Durchschnittsschauspielerin. Glich sie im ersten Akt noch einer wohlerzogenen Dame auf einem Alpenball, so lachte aus ihren Augen am Schluß doch die naive Freude über die Leichtigkeit, mit der man ihr über das Unglück hinweghalf, warm und mit Mitgefühl hervor. Daß dagegen eine der wesentlichsten Charakterisierungsgestalten, das Wallfahrtsweibel, von einer Dame gespielt wurde, die im Gehabe und in der Sprache einer komischen Alten aus einer modernen Operette glich, macht dem Theater wenig Ehre; in bezug auf den Dialekt haperte es übrigens in Nebenrollen recht bedenklich. Normalerweise hätte man das Stück wohl mit Interesse, aber ohne sonderlichen Beifall aufgenommen. Da in Leipzig jedoch einige Theaterbesucher ihrem Unwillen über die Mache des Dramas deutlich Ausdruck gaben, so wuchs sich das Gegenklatschen zum Schluß zu demonstrativem Beifall aus. Es hätte wenig gefehlt, und die Theaterangestellten und einige anwesende naive Schauspieler wären tätlich gegen die Zischer vorgegangen.

Ethnographische Rundschau.

Deutsches aus Tripolitanien.

Das deutsche Element hat von jeher einen großen Anteil an der wissenschaftlichen Erschließung Afrikas genommen; das gilt auch vom vielgenannten Tripolitanien und seinem weiten Hinterland: unter den 105 internationalen Afrikaforschern, die Tripolis zum Ausgangspunkt ihrer Reisen machten, befinden sich 23 Engländer, je 18 Franzosen und Italiener, 7 Nordamerikaner, 2 Schweizer, je 1 Schwede und Russe, 1 Holländerin und 26 Deutsche sowie 8 Österreicher.

Namen wie Hornemann, Barth, Overweg, Vogel, Beurmann, Rohlfs, Nachtigal, von Bary sind für alle Zeiten mit Tripolitanien verbunden.

Nur drei von dieser deutschen heldenmütigen Schar sind noch am Leben: der achtzigjährige Dagobert Schönfeld verlebt seinen Lebensabend in seiner Villa Blanche in Tunis; Schweinfurth, der vor kurzem auf eine nunmehr fünfzigjährige ruhmvolle Afrikazeit zurückblicken kann, setzt gegenwärtig seine Forschungen in Ägypten fort; Gottlob Adolf Krause, der vor 45 Jahren in Tripolis zum ersten Male afrikanischen Boden betrat, hat seit Jahresfrist eine neue Forschungsreise in Zentralafrika in Angriff genommen.

Nachdem nun endlich die Hindernisse beseitigt sind, die der letzte Krieg notwendigerweise mit sich gebracht hatte, sind es in erster Linie wiederum Deutsche, die sich anschicken, diese bisher fast unzugänglichen Gebiete wissenschaftlich zu erschließen. Ewald Banse, der bereits Tripolis in Wort und Bild beschrieb, dringt gegenwärtig von Osten her gegen den Sudan vor; Dr. Pesarge und Dr. Meinardus erforschen die libysche Wüste; ein anderer deutscher naturwissenschaftlicher Sammler arbeitet in der Inner-Sahara, und der Berliner Zoologe Spatz befindet sich auf dem Wege von Uargla nach Alhaggar.

Anfang April endlich, diesmal unter den Auspizien Schweinfurths sowie anderer hervorragender Afrikakenner, wird

ein Deutscher, der seit mehr als zwei Jahren in Tripolis weilt, Dr. von Bilguer, sich ins Innere begeben, und zwar in Begleitung des naturwissenschaftlichen Sammlers und Präparators Cajetan Boari, während der Professor William F. Wallis von der Carnegie-Institution in Washington sich der Expedition anschließen wird, um seine in der Cyrenaika begonnenen meteorologischen Studien fortzusetzen.

So wird also ein Deutscher der Erste sein, der nach fast 35jähriger Pause (nach von Bary und Rohlfs war kein Deutscher mehr dort) diese in geographischer und ethnographischer wie in naturwissenschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht so wichtigen Länder bereisen wird.

Wir behalten uns vor, auf dies interessante und zeitgemäße deutsche Unternehmen zurückzukommen. —

Literarische Rundschau.

Von Dr. Aurelia Horovitz.

Sehnsucht und Tatendrang in der Literatur.

„Die Predigt der Tat" sollte Jane Adams Buch*) mit dem von ihr selbst für das Wirken Tolstois geprägten Ausdruck heißen. Denn sie lebt, um zu wirken, und entfaltet eine über alle bis nun geltenden Grenzen hinausragende Wirksamkeit, um so ihr Leben bereichert, vervielfacht, ins Höchstmaß gesteigert — zu leben. Von dem psychologisch begründeten Grundsatz ausgehend, daß jedes echte Gefühl in uns schon mit Kindheitseindrücken zusammenhänge, beginnt sie ihre Erinnerungen mit den frühesten Eindrücken ihres ebenso empfindungs- wie arbeitsreichen Lebens. Und wie ein festes und doch feines, faltenloses Band entrollt sich dieses Leben vor uns in seiner Vielseitigkeit und Harmonie. Die Reinheit und Schlichtheit der Verfasserin und ihres Wirkens haben etwas Klassisches, was sich dem Buche mitteilt, das, gleich dem geschmackvollen Kleide einer schönen Gestalt, an Farbe, Ton, Schnitt und Linie dem Träger so angepaßt ist, daß es dessen Körper und Bewegungsformen harmonisch zur Geltung bringt, ohne selbst irgendwie aufzufallen. Es ist alles darin klar und einheitlich, wie die zielbewußte Ausgeglichenheit dieser bedeutenden Frau. — — Wohl hat sie Kämpfe gekämpft, innerliche und äußerliche Widerstände zu überwinden gehabt; doch ist ihr jene innere Zerrissenheit erspart geblieben, die das Gleichgewicht der Seele erschüttert und die Ziele des edelsten Wollens und Strebens in Dumpfheit und Nebel hüllt. —

Daher diese wohltuende Harmonie, die von ihrer Seele ausströmt und die unsere in Schwingung setzt.

Das menschliche Elend ist das, was schon sehr früh Jane Adams Herz bewegt, was ihren Geist beschäftigt und ihren Tatendrang anregt. Wie fast jedes Kind hält sie Leid für eine Ungerechtigkeit, und ihre erste Empörung richtet sich gegen das, was Walter Pater „das unerklärliche Versäumnis" oder „Unrecht des Lebens selbst" nennt. Doch mit diesem ersten „Warum?", das sie mit der ganzen Wärme und Ursprünglichkeit des Kindergemüts empfindet, erwacht zugleich der Drang, dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge nachzugehen. Und früh genug lösen diese Empfindungen die Tatkraft aus. Vom ersten halb unbewußten Opfer selbstloser Liebe, die sich in den Beziehungen vom Kinde zum Vater*)

*) „Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago" von Jane Adams, deutsch von Else Münsterberg. Verlag Oskar Beek, München.

*) Wie sie dem Vater fern bleibt, damit man nicht erfahre, daß dies verwachsene Kind zu diesem schönen Manne gehöre.

kundgibt, bis hinauf zu jener Reihe von Opfern, aus denen Jane Adams Lebenswerk besteht: Eine Tat der Menschenliebe. Und diese Menschenliebe wird nie zur blutleeren Philanthropie. Überall ist ein konkretes Moment die vibrierende Pulsader einer lebendigen Regung. Diese wird Empfindung, Wille, Tat. Und über allem thront die große konkrete Liebe zum Menschen, wie er sich ihr offenbart im Vater: Edel, tröstend, unpersönlich-international, uneigennützig. Diese verehrungsvolle Liebe zum Vater ist der Boden, auf dem der edelste Glaube erblüht: der Glaube an die Menschen. Darum ist Jane Adams wie Carlyle überzeugt, daß sich „das ärmste unter Adams Kindern nicht Süßigkeiten zu kosten, sondern Rechtes und Gutes zu leisten" dunkel sehne. Die verehrungsvolle Liebe zu einem lebendigen edlen Menschen, verbunden mit der „dunklen Sehnsucht" wird in einem tiefen Gemüt zur Religiosität, die die Brücke bildet zu allem außer und über ihm. So etwa haben die Apostel empfunden, als sie im Namen Jesu die Welt zu erlösen unternahmen. Es ist die Religion der Liebe, wie sie Lessing im „Testament Johannis" predigt: „Kinderchen, liebet euch!" Eine Liebe, durchgeistigt vom Hauche Gottes und der starken Wirkung einer kraftvollen Persönlichkeit. Und ist diese Religion weniger Glücklicher denn nicht die Sehnsucht aller Menschen? Die Sehnsucht! Der warme Atem, der durch die kalte Natur geht. Denken, Wollen, Gefühl und Empfindung hat auch das Tier in gewissem Maße; Sehnsucht kennt der Mensch allein. Und was wäre die kleine Erdenwelt ohne den sehnsüchtigen Menschen? Alles würde seinen natürlichen Gang gehen ohne Schlüsse, ohne Postulate und Zugeständnisse, ohne Begriffe und Begriffsverwirrungen, ohne Widersprüche und deren Erklärungen. — Die Sonne würde auf und untergehen, der Mond seine Phasen durchlaufen, die Sterne würden glänzen, Meteore auftauchen und verschwinden; die Vögel würden fliegen und zwitschern, die Fische schwimmen und schweigen, die Tiere weiden oder sich zerreißen — alles wie bisher. Aber wer würde der Sonne Hymnen, dem Monde Lieder dichten? Wer würde zu den Sternen bewundernd aufblicken, die Tiere lieben und zähmen, wer würde diese kleine Erdenwelt zu erforschen, sie tausendfach nachzubilden und nach allen Dimensionen zu erweitern, in ihren kleinsten Teilchen und in ihrer größten Einheit zu empfinden und zu denken versuchen: sich sehnen? Mit dem Menschen kam die Sehnsucht, in der er sich über seine Mitwelt, und mit der er die Mitwelt erhob. Die Sehnsucht, die als Religion zwischen dem armen Erdenbewohner und der höchsten Einheit, die er Vollkommenheit nennt, das verknüpfende Band bildet. Durch alle Zeiten geht dieser Sehnsuchtsdrang. Und doch hat es Perioden gegeben, in denen seine Spuren kaum wahrnehmbar sind, so schwer wurde er unter dem Drucke von Prinzipien, Theorien und Dogmen niedergehalten. Wie entgeistert erscheinen uns diese Zeiten, trotzdem es auch in ihnen keine Minderzahl an den Rittern gegeben haben mag, die „der heilige Geist erwählt, seinen Willen zu erfüllen". Allein nur wenige dieser Ritter sind wie der erste, der diesen Adelstitel schuf*), so voll des Geistes, daß sie zeitlos oder allen Zeiten gegenwärtig bleiben. Die andern, wie z. B. „die Ritter vom Geiste" Gutzkows**) sind weniger dem „heiligen Geiste" als ihrem Zeitgeiste untertan und können von dem unsern darum keine vollen Bürgerrechte beanspruchen. Sie haben

*) Heine.
**) „Die Ritter vom Geiste". Roman in 3 Teilen, herausgegeb. von Reinhold Gensel. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart.

für uns außer einem gewissen historischen noch den ästhetischen Wert eines elegant eingebundenen, dreibändigen Werkes, das seines hübschen Formats und der geschmackvollen Ausstattung wegen gewiß zur Zierde jeder Bibliothek beiträgt. Unsere Zeit hat sich wieder dem Geist vertiefter Sehnsucht hingegeben. Und dieser Zug ist jetzt heißer, verzehrender, weil bewußter als je zuvor. Es ist nicht die Romantik, da man sich in den Himmel hineinsehnte — hineinträumte. Unsere Sehnsucht ist gepaart mit ungestümem Tatendrang; nicht bloß unsere Seele, auch unser Leib hat Flügel bekommen. Unsere Sehnsucht träumt nicht bloß; sie schafft. So zieht „die Sehnsucht nach Erkenntnis-Offenbarung aus den psychischen Vibrationen im Weltraum und erschafft neue Sinne mit Hilfe der psychischen Kraftstrahlen — sie erhöht das Ich, die Rasse, die Menschheit". Solche und ähnliche Gedanken Ormuds-Schultzkys*) zeigen uns wieder einmal, in welchem Fahrwasser wir treiben. Doch auch hier ist die einseitige Sehnsüchtelei überwunden. Denn jetzt liegt „das Himmelreich der Menschheit auf der Erde; die Menschen müssen es konsolidieren und schmücken, sich auf dem Wege zur Ewigkeit hinein erlösen". — Die Sehnsucht nach dem Geistplasma treibt uns diesem zu; mit der Nächstenliebe beseelen wir es. — Und „die Religion des Geistplasmas — wird — den Weg zur Wahrheit offenkundig strahlen". — Ein seltsames Buch. Ist auch Ormud — der Zarathustra-Jünger — etwas zu geziert parador, so kann man es dem „Modernismus" nicht verdenken. Der Überdruß an dem anmaßlichen technischen Alleskönnen macht uns solche Kehrseiten der Medaille, selbst wenn das Rot und Gelb der Färbung zu dick aufgetragen erscheint, doch noch zu einem erfreulichen Anblick, besonders aber, weil wir auch hier das erhebende Sehnen nach göttlicher Harmonie als Grundelement erkennen. Wohl dem, der den Durst seines Sehnens noch an den uralten Quellen zu stillen vermag! Der wird in den „Worten Mosis"*) ein Buch finden, in dem durch verständiges Ordnen und einfühlendes Gemüt der erhabene Gehalt dieser Worte klarer gemacht und näher gebracht wird. Mose selber, seine grandiose Bedeutung für uns, könnten zwar eingehender behandelt worden sein, erscheinen aber auch so — wenn auch nur kurz und flüchtig — in gegenwärtiger Beleuchtung; aus der Geschichte in das Geschehen gerückt. Bergmann tut dies mit den wenigen Worten: Er hat „wahrhaft gewirkt und deshalb in einem mehr als gewöhnlichen Sinne wahrhaft gelebt".

Fast mit denselben Worten trennt H. von Hippel**) Religion von Theologie: „Der historische Jesus braucht uns nicht nachgewiesen zu werden. Der historische Shakespeare ist es auch nicht. Wirken seine Werke darum weniger?" Der alte Widerstreit von Wahrheit und Wirklichkeit.

Einen ebenbürtigen Kampf- und Leidensgenossen findet Hippels Romanheld: Dr. Julius Rupp in dem „Pastor Götz"***). Der eine wie der andere ist beamteter Geistlicher, welcher der zum unfruchtbaren Dogma erstarrten christlichen Lehre die lebendige Lehre Christi entgegensetzt. Beide werden deswegen des Amtes entsetzt, verfolgt, und beide

*) O. Schultzky: „Modernismus". II. Bd. Die Selbsterlösung. A. Stein, Potsdam 1913.

*) „Worte Mosis", herausgegeb. von Dr. Hugo Bergmann. J. C. C. Bruns Verlag, Minden in W.

**) „Der unbekannte Gott," Roman von H. von Hippel. Vita, deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

***) „Pastor Götz", Schauspiel in vier Akten von F. N. Berger. Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag GmbH. Hannover 1913 — vom „Deutschen Theater" Hannover erworben.

nehmen mutig das Martyrium der Wahrheitsverkünder auf sich. Während uns jedoch Dr. Rupp in seiner Unfehlbarkeit und übermenschlichen Stärke höchstens Bewunderung abnötigt — wie ein Corneillescher Held — wird uns Walther Götz zu einem der Unseren, mit menschlichen Schwächen und Gebrechen, der dennoch über uns hinauswächst — im Kampfe für wahre Liebe und hehre Wahrheit. Wir glauben an seinen Sieg, weil wir ihn wünschen. Ja, wir wollen mit ihm — „für Liebe zeugen, bis erblaßten die liebeleeren lebensarmen Normen, die mehr des Bals und der Astarte Ruhme sich beugten als — lebend'gem — Christentume". Da ist sie wieder, die Sehnsucht unserer Zeit: nach lebendigem Leben! Dr. Rupp wie Pastor Götz fühlen sich beide nur als Vorläufer einer größeren Zeit der Gotterkenntnis, und ihr Verdienst besteht hauptsächlich darin: „groß ist ihre Sehnsucht, groß ihr Suchen".

So gehen sie hin und leiden — und dienen der Zukunft. Und das Land der Verheißung wird nie zum Land der Erfüllung werden, denn das Menschenherz ist ein seltsam Ding; jede erfüllte Sehnsucht weckt neue Sehnsucht in ihm.

B e r i c h t i g u n g.

Im Märzheft von „Nord und Süd" muß es in dem Aufsatz: „Friedrich der Große als Ehestifter" von Justizrat E. B. Auerbach auf Seite 324, Zeile 9 von unten heißen: „daß nämlich diese Kaiserin (nicht: Prinzessin) die eigene Tochter des Königs gewesen sei." —

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NORD
UND
SÜD





Ehemaliger rumänischer Minister des Auswärtigen
Michael Kogalniceano.

Nord und Süd

Deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

…der: Professor Dr. Ludwig Stein

… Kunst- und Verlagsanstalt
…der, A.-G., Breslau.

Budapest … Kopenhagen
… Hofbuchhandl. Erslev & Hasselbalch.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

… Nachfolger, Kopenhagen.

… Bergen, Zürich I.

… und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 149. Heft 476. Mai 1914





Ehemaliger rumänischer Minister des Äußern.
Michael Kogalniceanu.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 149. Heft 476. Mai 1914

Professor Dr. Ludwig Stein: Politische Genies.

In der Wissenschaft entscheiden die großen Talente, in der Kunst die Genies. Politik ist ihrem innersten Wesen nach Staatskunst. Voraussage des Kommenden oder richtige Witterung für das sich Vorbereitende fordert man freilich vom Wissenschaftler ebensogut wie vom Staatskünstler. Das Modell aller Wissenschaft war von jeher die Astronomie, weil es ihr und nur ihr vergönnt ist, wahrhaft exakt zu sein, d. h. Sonnen- und Mondfinsternisse mit unfehlbarer Sicherheit auf Jahrtausende hinaus vorauszuberechnen. Diese astronomische Sicherheit ist dem politischen Genie einmal und für immer versagt. Der Astronom oder Astrophysiker hat es mit Himmelskörpern zu tun, deren Bewegungsrhythmus mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit sich vollzieht. Deshalb läßt sich der Ablauf dieses Prozesses nach strengen mathematischen Methoden genau errechnen. Nicht so der geniale Politiker, der es nicht mit Himmelskörpern zu tun hat, die von Ewigkeit zu Ewigkeit mit mechanischer Kausalität ihren gesetzmäßigen Bewegungsrhythmus innehalten, sondern mit lebenden Menschen, die nach Willensimpulsen handeln, welche wechselnden Motiven entspringen. Der geniale Politiker hat es entweder mit der Psychologie einzelner Individuen (Monarchen oder Staatsmänner) oder mit der Massenpsychologie von Parlamenten oder endlich mit Gruppenhandlungen ganzer Völker, Nationen, Rassen, Stände und Klassen zu tun. Das voir, pour prévoir Comtes gilt für den Astrophysiker so gut wie für den genialen Politiker. Nur vermag der Wissenschaftler zu m e s s e n, während sich der Politiker dabei bescheiden muß, richtig zu s c h ä t z e n.

Die Streitfrage nach Wesen, Zweck und Aufgabe der Politik, so führte ich jüngst in den „Hamburger Monatsblättern“ aus, beschäftigt die besten soziologischen Köpfe seit Jahrzehnten. Der österreichische Feldmarschall-Leutnant Gustav Ratzenhofer hat dem Wesen der Politik ein namhaftes Werk und eine Reihe tiefgründiger Untersuchungen gewidmet. Sein Kerngedanke ist die Formel vom „anhaftenden Interesse“. Jede Erscheinungsform, sagt Ratzenhofer, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist ein Teil der Urkraft mit einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwicklung. Politik ist demnach nichts anderes, als Interessen-Ausgleich oder Herstellung einer sozialen

Gleichgewichtslage. Was bei Schopenhauer „Wille zum Leben", bei Nietzsche „Wille zur Macht" heißt, das bezeichnet Ratzenhofer, der in das Wesen der Politik theoretisch am tiefsten eingedrungen ist, als die „Zielstrebigkeit" in Natur und Geschichte, d. h.: das unablässige „Streben der Urkraft", einen Gleichgewichtszustand herzustellen.

Die Befriedigung der unentbehrlichen materiellen Bedürfnisse des Menschen ist das Hauptthema der Weltgeschichte im allgemeinen und der Politik im besonderen. Der Inhalt des Kämpfens jeder Persönlichkeit ist deren Streben nach Erhaltung. Dieser Selbsterhaltung widerstreben aber die entgegenstehenden Interessen anderer Individuen, die ebenfalls für ihre Selbstbehauptung ringen. Daher rührt der ewige Kampf Aller gegen Alle, jenes „struggle for life", dem Darwin nur eine biologische Fassung geliehen hat. Die absolute Feindseligkeit, sagt daher Ratzenhofer, ist die Urkraft in der Politik. Ihr Wesen besteht darin, Gegensätze auszugleichen, Widerstände zu beseitigen, kollidierende Interessen wettzumachen, endlich und besonders die Selbsterhaltung der Arterhaltung unterzuordnen.

Die Politik war früher eine Kunst, die man ohne akademische Schulung und theoretische Vorbereitung, aus Intuition und nachtwandlerisch-sicherem Instinkt heraus betrieb. Man hatte diese Kunst als angeborene Fähigkeit des genialen Überblicks über alle Denkbarkeiten und Wahrscheinlichkeiten in der politischen Konstellation entweder in den Fingerspitzen — oder man erlernte sie nie. Männer wie Richelieu, Talleyrand, Metternich, Palmerston und unzählige andere waren Künstler in der Monarchenbehandlung, Völkerbehandlung und individuellen Menschenbehandlung. Das Handwerkzeug der Diplomaten dieser alten und veralteten Schule waren List und Intrige in Kabinetten und Boudoirs, und nicht Studium oder Forschung in Bibliotheken oder Archiven. Damals konnten noch, nach einem witzigen Worte Kants, „Staaten einander heiraten". Politik war damals wesentlich eine Kunst der Selbstbehauptung der Dynastien oder bestimmter Regierungsformen auf Kosten der Völker.

Seit der Vollendung der Nationalstaaten bekommt die Politik ein völlig neues Gesicht. Die nationalen Interessen treten in den Vordergrund. Volkswirtschaftliche Kräfte werden entfesselt und fordern gebieterisch politische Orientierung. Republiken, wie Amerika, Frankreich und die Schweiz, gliedern sich nach streng nationalen Gesichtspunkten. Stadtstaaten, wie die drei Hansastädte, ordnen sich willig und restlos in den deutschen Reichsgedanken ein, ohne ihre kulturliche Sonderart aufzugeben. Nicht Heiraten unter den einzelnen Dynastien stehen heute im Mittelpunkt des politischen Interesses, wenn sie auch immer noch eine gewisse Bedeutung behaupten mögen, sondern weit eher Handelsvertragsverhandlungen.

Bismarck war deshalb der erste moderne Staatsmann weltgeschichtlichen

Formates, weil er den Nationalstaat auch in seiner wirtschaftlichen Struktur begriffen und den Übergang von der Politik als Kunst zur Politik als Wissenschaft vermittelt hat. Die praktische Politik ist zwar auch heute noch eine Staatskunst, die nicht erlernbar ist, sondern ein Gnadengeschenk einer besonderen Begabung bleibt, wie es nur wenigen Auserlesenen zuteil wird. Aber ein Naturburschentum der Politik, wie es zuletzt noch der Präsident der Burenrepublik Krüger vertrat, ist heute nur noch an der Peripherie, nicht mehr im Zentrum der Kultur möglich. Denn heute muß jeder ernst zu nehmende Staatsmann über eine erkleckliche Summe von volkswirtschaftlichen, finanztechnischen, geographischen und geschichtlichen Kenntnissen verfügen, die er ständig präsent haben muß, zumal er im Parlament Rede zu stehen und auf Anfragen, Anwürfe oder Anzapfungen seinen Mann zu stellen hat. Wehe ihm, wenn er sich vergaloppiert, theoretisch-wissenschaftliche Blößen gibt oder gar krasse Unkenntnis in den elementaren Fragen seines Ressorts verrät. Ein Metternich konnte sich noch den Luxus der Unorientiertheit oder des volkswirtschaftlichen Analphabetentums erlauben — ein heutiger Staatsmann großen Stils ist ohne ein reiches Ausmaß politisch-wissenschaftlicher Kenntnisse undenkbar.

Schließlich verhält sich, wie ich anderwärts schon betont habe, die theoretische Politik zur praktischen Staatskunst nicht anders, als die Kriegswissenschaft zur Kriegskunst. Geniale Haudegen würde man heute nicht mehr an die Spitze großer Armeen stellen, es sei denn, sie hätten sich mit den Grundzügen der Kriegswissenschaft im Generalstab vertraut gemacht. Gewiß *macht* die Kriegsakademie noch nicht den geborenen Feldherrn, so wenig die Kunstakademie gottbegnadete Künstler *schafft*; aber wo Talente stecken, da treiben die Akademien sie heraus und bringen sie zu höchster Entfaltung. Ebenso wenig wird die theoretische Politik einen von Hause aus intellektuell wie charakterlich stiefmütterlich Bedachten jemals zum praktischen Politiker umstempeln. Die Schulung wird die Begabung niemals ersetzen. Aber *ohne* Schulung bleibt heute auch die höchste Begabung lahmgelegt. Bülows Stärke als Reichskanzler beruhte nicht auf seiner diplomatischen Begabung allein, sondern wesentlich und vorzüglich auf seinem umfassenden, stets präsenten Wissen und der entsprechenden Schulung unter Bismarck. Und Bülow selbst hat Schule *gemacht*. Fürst Lichnowsky in London, v. Schoen in Paris, v. Flotow in Rom, v. Tschirschky in Wien sind durch das Medium des Fürsten Bülow gleichsam Enkelschüler Bismarcks.

Bismarck selbst hat Fachkundige (Busch, Lothar Bucher) in seine engste Umgebung gezogen, weil er mit der Instinktsicherheit des politischen Genies begriffen hatte, daß die Politik unserer Tage nicht *bloß* Kunst, sondern zu einem guten Teile auch Wissenschaft ist. Ohne den Unterbau von Wissenschaft vermag sich der Oberbau der Politik als Kunst jetzt nicht mehr zu behaupten. Denn Handelsverträge, die den Lebensnerv der heutigen Politik ausmachen, schließt man nicht durch überragende Schlauheit und Verschlagenheit, List und Verschmitztheit,

wie zu Zeiten des „ancien régime", sondern durch Beherrschung des volkswirtschaftlichen Materials und Bewältigung der einschlägigen Einzelkenntnisse. Freilich ist damit Politik selbst noch lange keine besondere Wissenschaft, wohl aber eine besondere Staatskunst, die sich heute der wissenschaftlichen Ergebnisse bedienen muß, wenn sie anders ihre Aufgaben in höchster Vollendung erfüllen soll. Ich gab daher der heutigen Politik im Gegensatz zur Diplomatenkunst der alten Schule die Begriffsbestimmung: die Politik ist eine auf wissenschaftlichen Erfahrungen und Kenntnissen beruhende Regierungskunst. Ein Künstler ist und bleibt der Politiker großen Stils immer und unter allen Umständen. Er arbeitet wie jeder Künstler mit der schöpferischen Einbildungskraft. Haben wir Sinn und Zweck aller Politik in der Herstellung eines Gleichgewichts unter Völkern, Rassen, Nationen, Ständen und Klassen gesehen, so sind Rhythmus und Symmetrie das Lebenselement der großen Politiker genau so wie aller Künstler. Ob der Dichter sein Ebenmaß in Wort und Gedanke, der Maler in Farben, der Komponist in Töne, der Bildhauer ins Gestein hineinbildet — gleichviel: Harmonie ist das treibende und belebende Element aller Kunst, also auch der Staatskunst. Das Material des Staatskünstlers sind die Menschen. Das Ideal aller Staatskunst wird daher auf eine Harmonisierung der kollidierenden Interessen zwischen Nationen und Völkern nach außen, zwischen Ständen und Klassen nach innen gerichtet sein. Um sich diesem Ideale der Herstellung eines Interessengleichgewichts schrittweise zu nähern, wird sich der heutige Staatsmann die wichtigsten Ergebnisse der Kulturwissenschaften aneignen und sich zu einer Weltanschauung durchringen müssen. Jede Staatskunst führt in die Irre, wenn sie nicht wissenschaftlich fundiert ist. Ohne eine Weltanschauung, sagt einmal Taine, ist der Gelehrte nur ein Handwerker und der Künstler nur ein Spaßmacher.

Das politische Genie muß die Kunst der richtigen Einschätzung aller wirksamen Kräfte, die zur Erreichung seiner letzten Zwecke erforderlich sind, in hohem Grade besitzen. Zum Grundwesen des Genies gehört jene Intuition, die schon bei Schopenhauer eine große Rolle in seiner philosophischen Systembildung gespielt hat, und die jetzt durch Bergson geradezu in den Mittelpunkt der um die Vorherrschaft kämpfenden neuromantischen Weltanschauung gerückt worden ist. Genies sind vermöge ihrer Intuition, die mit überschauendem Götterauge das Ganze vor seinen Teilen sieht, vorschaffend, die Talente, die das Ganze erst mühsam aus seinen Teilen auferbauen müssen, nur nachschaffend. Das politische Genie sieht gleichsam alles zugleich, das politische Talent nur alles nacheinander. Das politische Genie geht von einer leitenden, beherrschenden Idee aus, der alle Einzelpläne und politischen Aktionen untergeordnet sind, das politische Talent steigt umgekehrt von den Einzelplänen und Sonderbestrebungen allgemach zu einer zusammenfassenden politischen Idee empor. So war die „idée mère" des politischen Genies Bismarck die deutsche, sowie die Mazzinis oder Cavours die italienische Nationalidee. Alle politischen Pläne, Handlungen, Bestrebungen,

Spannungen, Kriege, Bündnisse usw. gingen von diesem einen Zentralgedanken aus und mündeten immer wieder in ihn ein.

Den Anspruch auf Unfehlbarkeit seiner Kombinationen wird freilich auch das politische Genie nicht erheben dürfen. In seinen „Prinzipien der Politik" hat v. Holtzendorff an einer Reihe berühmt gewordener Beispiele gezeigt, daß auch politische Genies von der Artung Napoleons, Pitts oder Bismarcks falsche politische Prognosen aufgestellt haben. Sie können auf Grund ihrer unterbewußten Ahnungen, politischen Instinkte und intuitiven Deutungen mit hoher Wahrscheinlichkeit die künftige Konstellation der nationalen oder internationalen Politik vorauswittern, nicht aber mit apodiktischer Sicherheit vorausberechnen. Diese Instinktsicherheit des politischen Genies reicht nicht weiter, als die hypothetische Gewißheit von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, wie sie etwa Wetterprognosen zukommt. Der Kalkül des politischen Genies baut sich allenfalls auf Regeln auf, wie etwa die Grammatik sie bietet, aber nicht auf historischen Gesetzen, die unabänderlich feststehen. Irgend eine unvorhergesehene politische Erschütterung oder tellurische Katastrophe kann das beste Konzept des größten politischen Genies umstoßen. Der Mathematik der Natur läuft zwar eine Logik, aber nicht eine Physik der Geschichte parallel. Nur Mathematik und Physik gestatten apodiktische Aussagen über das Kommende, nicht aber der Prozeß der Geschichte, der zwar offenkundige Tendenzen aufweist, also einem bestimmten Rhythmus unterworfen ist, der jedoch keine Erwartungsgefühle mit 100 Prozent Sicherheit der Voraussage zu erwecken vermag.

Ist aber die Zukunft unberechenbar, vielmehr nur vermittelst der genialen Intuition deutbar, so ist es klar, welchen Glücksfall es für eine Nation bedeutet, ein politisches Genie aus ihrer Mitte hervorzubringen. Was die Wissenschaft dem politischen Genie bietet, ist nur Rohmaterial und unentbehrliches Handwerkszeug. Das Genie erst *formt* den ihm von den Kulturwissenschaften, vorab der Geschichte, dargebotenen Stoff zu einem künstlerischen Ganzen. Und mag auch das politische Genie vielfach in die Irre gehen, so befinden sich die Völker unter der Leitung eines wahrhaft begnadeten Staatskünstlers oder politischen Genies am besten aufgehoben, weil sie nicht mehr im Dunklen tasten, sondern durch das Medium ihres Führers erfahren, was sie im letzten Wesensgrunde politisch eigentlich wollen oder sollen. Das wahrhafte Genie ist Gesetzgeber in der Kunst so gut wie in der Politik. Der große Staatsmann formt politische Imperative.

Königlich rumänischer Generalkonsul Constantin Kogalniceano:

Der Berliner Aufenthalt des ehemaligen rumänischen Ministers Michael Kogalniceano in den Jahren 1835—38.

Aus den Aufzeichnungen des verstorbenen rumänischen Staatsmannes. Mitgeteilt von seinem Sohne.

Mein Vater, Michael Kogalniceano, stammt aus einer alten moldauischen Bojarenfamilie, deren Ahnen bis in die Zeiten des moldauischen Nationalhelden, des Wojewoden Stefan des Großen (1456—1504), zurückreichen. Er wurde am 6. September 1817 zu Jassy geboren, in der Hauptstadt des damaligen moldauischen Fürstentums. Er war Geschichtsschreiber, dabei einer der glänzendsten Redner und einer der Schöpfer des modernen Rumäniens, das er durch die Vereinigung der beiden rumänischen Fürstentümer, der Moldau und der Walachei, ins Leben rief.

Obgleich selbst Bojar, brach er, dank seiner Erziehung und Bildung, in Frankreich und namentlich in Berlin, gänzlich mit den veralteten orientalischen Ideen seiner Kaste und schuf ein neues Rumänien mit westlicher Kultur.

Er schaffte die damalige Zigeunersklaverei in der Moldau ab, hob die Privilegien der Bojaren, seiner Standesgenossen, auf, säkularisierte die Güter der griechischen Klöster, die mit der Zeit durch falsche Auslegung der Schenkungsurkunden der Fürsten und Bojaren mehr als die Hälfte des Grund und Bodens Rumäniens unrechtmäßigerweise an sich gerissen hatten. Er führte endlich nach harten Kämpfen gegen seine Standesgenossen, durch den Staatsstreich vom 2. Mai 1864, die größte und heilbringendste Reform ein: die Aufhebung der Bauernleibeigenschaft und Verleihung von Grund und Boden an die Bauern. Die erste Anregung zu dieser Reform hatten ihm, wie er es selbst in seinen Aufzeichnungen mitteilt, sein Aufenthalt und seine Studien in Berlin gegeben. Nachdem er sich nämlich eine Zeitlang in Luneville in Frankreich, zusammen mit den beiden Söhnen des damals regierenden Fürsten der Moldau, Michael Sturdza, zwecks Studiums aufgehalten hatte, wurde er mit denselben, auf Veranlassung des russischen Kaisers Nicolaus I., dem die französische Erziehung zu revolutionär schien, von dort für weitere Ausbildung nach Berlin geschickt.

So kam er Ende 1835 nach Berlin.

„Das damalige Berlin — schreibt er — hatte sich den Namen „Athen Deutschlands“ erworben. Durch den patriotischen Geist, die große National-

bewegung, welche in allen adeligen und bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt Preußens herrschte, konnte man schon im voraus die große Rolle wahrnehmen, die Preußen 35 Jahre später in der Weltgeschichte spielen würde und die zur Vorherrschaft über ganz Deutschland führen sollte.

Wir jungen Rumänen kamen in eine Privatfamilie, zum Pastor Souchon, dem Pfarrer der Kirche der französischen Kolonie, die sich, nach Widerruf des Ediktes von Nantes, dank dem Schutze des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640—1688), Großvaters Friedrichs des Großen, nach Berlin geflüchtet hatte. Diese Kolonie hat bis auf den heutigen Tag die ihr von dem Großen Kurfürsten eingeräumten Freiheiten bewahrt. Sie besitzt ihre Kirche, ihr Spital, ihr Gymnasium, ihre Bibliothek; überall herrscht die französische Sprache vor. Ihre jetzigen Mitglieder sind alle gute Deutsche geworden, und viele unter ihnen, die ihre französischen Namen beibehalten haben, sind bedeutende Männer geworden, die sich in der Geschichte Deutschlands auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Kunst, in der Armee, in der Diplomatie einen Namen erworben haben, ohne je ihre französische Abstammung zu vergessen. Einmal im Jahre versammeln sie sich zu einem brüderlichen Tischgelage, bei dem sie ihre Erinnerungen an Frankreich auffrischen und der ihrem Glauben vom König Ludwig XIV. und der alten de Maintenon zugefügten Verfolgungen gedenken, die ihre Vorfahren gezwungen hatten, ihre Heimat zu verlassen. Gleichzeitig bringen sie mit vollen Gläsern und gehobenem Herzen Toaste dem Gedächtnisse des Großen Kurfürsten dar, welcher der Freiheit ihres Glaubens eine großmütige Zufluchtsstätte und ihnen ein neues Vaterland gab. Als Jüngling von 18 Jahren habe ich an diesen Zusammenkünften teilgenommen, und mein Herz schlug höher beim Anblicke dieser edlen Männer, die für ihr altes Vaterland eine unvergeßliche Erinnerung zum Ausdrucke brachten, dabei aber vom Bewußtsein durchdrungen waren, was sie ihrer neuen Heimat schuldig sind."

Nachdem mein Vater in dem Hause des Pastors Souchon ein Jahr lang verkehrt hatte, kam er mit seinen beiden Kameraden, den Prinzen Sturdza, zum Pastor Jonas in Pension. „Dieser war," wie mein Vater weiter in seinen Aufzeichnungen mitteilt, „ein hervorragender Mann, ein Lieblingsschüler des großen Theologen Schleiermacher und Herausgeber der Werke dieses erlesenen Geistes der protestantischen Kirche. Er war mit Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik, verschwägert und mit der Familie des Grafen Schwerin, des Nachkommens des Feldmarschalls Friedrichs des Großen, verwandt. In seinem Hause versammelte sich die ausgesuchteste Gesellschaft, sowohl aus dem Adel, wie aus dem Bürgerstande, der schon zu dieser Zeit einen hervorragenden Platz in Preußen eingenommen hat, weil er sich an die Spitze der nationalen Ideen und sozialen Reformen in Deutschland stellte. Seine Fahne hieß: die Vereinigung des deutschen Vaterlandes.

Der Staatsrat Alexander Sturdza, ein Kollege von Capodistria, mit dem er in Petersburg viel für die Befreiung von Hellas gearbeitet hatte, ein Ver-

wandter des Michael Sturdza, auf dessen Empfehlung wir dem Pastor Jonas anvertraut worden waren, war während seines Aufenhaltes in Berlin einer der eifrigsten Besucher des Hauses des Pastors Jonas. Er überwachte unsere Studien und wurde sogar unser Religionslehrer. Unter seinem Diktat schrieb ich in französischer Sprache „Études historiques, chrétiennes et morales", die ich später in Jassy veröffentlichte, und die dann ins Rumänische, Griechische und Russische übersetzt wurden.

Dieser Gesellschaft verdanke ich die Entwickelung meines jungen Geistes und die Liebe für alles Schöne und Große im Menschenleben.

Dann kam ich auf die Universität Berlin, wo ich als Lehrer den Professor des Naturrechtes Gans hatte, der eine so große Rednergabe besaß und so freisinnige Ideen hatte, daß aus allen Teilen Deutschlands und aus anderen Ländern die Studenten zu Tausenden hinströmten, um seinen Vortrag zu hören, so daß die Wände zweier Säle niedergerissen werden mußten, um den Saal, in welchem er die Wissenschaft der jungen deutschen Generation vortrug, zu vergrößern.

Ich habe als weiteren Lehrer Leopold von Ranke, den großen Geschichtsschreiber, gehabt, dem ich aus Anlaß seines sechzigjährigen Professorenjubiläums am 20. Februar 1877, meine Glückwünsche, die Glückwünsche „seines ersten rumänischen Studenten an der Berliner Universität", zu senden in die Lage kam.

Ferner hatte ich das Glück, auch Schüler des großen Savigny zu sein, des berühmten Professors des römischen Rechtes, des berühmten Justizministers und eines der hervorragendsten Söhne der französischen Kolonie Berlins. In dem Salon des Herrn von Savigny wurde ich auch Alexander von Humboldt vorgestellt, der ein ganz besonderes Interesse für die rumänischen Länder bekundete, die damals so wenig bekannt waren, daß sogar der Name Rumänien noch im Dunkeln blieb. Darüber muß man sich nicht wundern, da selbst in der Moldau und Walachei der Name Rumäne nicht üblich war, sondern durch Moldauer und Walache ersetzt wurde. In Berlin selbst war aber weder der Name „Moldauer" noch „Walache" bekannt. Mich nannte man „der schwarze Grieche", weil ich schwarze Haare hatte. Berlin war zu der Zeit noch eine echt norddeutsche Stadt, wo ausschließlich der blonde Typus vorherrschte.

Alexander von Humboldt sprach mir gegenüber den besonderen Wunsch aus, zu erfahren, worin eigentlich unsere Literatur bestünde, und er frug mich auch über das Schicksal und die Eigentümlichkeiten unserer Zigeuner aus. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, schrieb ich in deutscher Sprache eine kurze Übersicht über unsere damalige unbedeutende Literatur, die ich in Lehmanns „Magazin für die Literatur des Auslandes" veröffentlichte. Für Humboldt veröffentlichte ich ebenfalls eine Broschüre in französischer Sprache „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains" (Berlin,

Behr, 1837), in deren Vorrede ich ganz besonders die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf die Sklaverei der Zigeuner in der Moldau lenkte.

Die Ferien verbrachte ich gewöhnlich in Pommern, in Swinemünde — damals noch ein kleines Städtchen, oder in Heringsdorf — zu der Zeit ein kleines Dorf, das mir von Willibald Alexis, dem berühmten Romandichter, empfohlen worden war. Obgleich ich nur zwanzig Jahre alt war, beehrte mich Alexis mit seiner engsten Freundschaft. Mit ihm habe ich zu Fuß die Insel Rügen besucht, das Schloß Putbus sowie die mysteriösen Wälder der alten wendischen Göttin Hertha und die Erdfestung Arkona, den nördlichsten Punkt Deutschlands.

Willibald Alexis war es, der mich zuerst auf unseren Spaziergängen in die Einzelheiten der großen Reform einweihte, die in Preußen in der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. von seinen großen Ministern Stein und Hardenberg durchgeführt worden war, und die dazu beitrug, das preußische Volk zu entflammen, um sich aufzuraffen und das französische Joch abzuschütteln. Durch diese Reform wurde die Leibeigenschaft in Preußen abgeschafft, und die Bauern bekamen eigenen Grund und Boden. Pastor Jonas machte mich mit der berühmten Denkschrift bekannt, die Hardenberg 1812 in Riga seinem König überreicht hatte, in welcher er die Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung der damaligen Verfassung des preußischen Staates nachwies, um diesem durch Heranziehung neuer Kräfte ein neues Leben zu geben.

Während meiner Sommerferien gewährte mir Graf Schwerin seine Gastfreundschaft in Schwerinsburg, dem alten Schloß seines Ahnen, des großen Feldmarschalls. Dort nahm ich mit eigenen Augen die Folgen der vor 25 Jahren durchgeführten Agrarreform wahr. Ich habe sowohl die im Besitze ihrer alten Grundherren verbliebenen Gründe gesehen, als auch die in den Besitz der alten Hörigen übergegangenen, die nunmehr selbst Grundbesitzer geworden waren. Ich habe das alte Dorf der geborenen Leibeigenen, Alt-Schwerin, gesehen, wie auch das neue nach der Aufhebung der Leibeigenschaft entstandene Dorf Neu-Schwerin.

Das den Grund- und Bodenbesitz in Preußen regelnde Reformgesetz hatte große Ähnlichkeit mit den Bedingungen des Landbesitzes in den rumänischen Ländern. Das Prinzip unserer alten Gesetzgebung, wonach den Bauern zwei Drittel der gesamten Grundfläche zum Anbauen überlassen werden mußten und nur ein Drittel dem Grundherrn reserviert blieb, hatte auch im alten preußischen Rechte Geltung.

Während meines Aufenthaltes in Berlin wurde ich durch meinen Studienkameraden, den Sohn des bekannten Geschichtsschreibers Kohlrauch, der Herzogin von Cumberland, der Schwester und Ratgeberin des Königs Friedrich Wilhelm III. vorgestellt, und bald kam ich in die Intimität des Fürsten Georg, des nachmaligen Königs von Hannover.

Dank meinen Bemühungen, mit so vielen hervorragenden Männern Deutschlands und den politischen Kreisen in Berührung zu kommen, habe ich die glückliche Gelegenheit und die Möglichkeit gehabt, meinen Geist mit den großen reformatorischen Ideen, die damals die hervorragenden Männer Deutschlands beseelten, zu sättigen. Ja, der Berliner Universität, meiner zweiten Nährmutter, und dem Beispiele, das mir die Liebe für das deutsche Vaterland gab, die ich in allen Schichten der deutschen Gesellschaft vorfand, verdanke ich die Liebe zu meiner rumänischen Heimat und den freisinnigen Geist, von dem alle Handlungen meines Lebens getragen waren.

In meinen langen Kämpfen und Arbeiten, in den hartnäckigen Verfolgungen, die mehr als einmal mich zu vernichten drohten, hatte ich stets die schönen Worte des Fürsten Hardenberg in seiner an den König erwähnten Denkschrift vor Augen: „Eine monarchische Regierung mit demokratischen Prinzipien." Meine Landsleute dürfen nicht glauben, daß dies nur Worte eines Höflings seien, und zwar gegenüber einem Hohenzollern, der heute König von Rumänien ist. Mein ganzes Leben lang, sowohl in meinen jungen, als auch in meinen vorgeschrittenen Jahren, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten anerkannt, daß ich der deutschen Kultur, der Berliner Universität, der deutschen Gesellschaft, den bedeutenden Männern und großen Patrioten, die die Größe und Einigung Deutschlands geschaffen haben, zum großen Teile alles, was ich in meinem Lande geworden bin, verdanke, und daß die Fackel meines rumänischen Patriotismus am Feuer des deutschen sich entzündet hat. Im Jahre 1862, als die Rumänen noch weit davon entfernt waren, an die Berufung des jungen deutschen Prinzen Karl von Hohenzollern auf den Thron Rumäniens zu denken, mitten in unseren Kämpfen für die politischen und sozialen Reformen, die damals im Gange waren, damals, als Rumänien durch die schwierige Agrarfrage zerrüttet schien, da habe ich in der Kammersitzung vom 1. Juni 1862 einen Teil der erwähnten preußischen Reformen mir zu eigen gemacht. Auf diese Daten habe ich mich gestützt, um den damaligen Ministerpräsidenten des vereinigten Rumänien, der sich mit einem einer gerechteren Sache würdigen Talente dem Projekt der Liberalen bezüglich der Befreiung der Bauern und ihrer Belehnung mit Grund und Boden widersetzte, mit aller Macht und Kraft zu bekämpfen.

Stets der Worte des großen Hardenberg eingedenk, kehrte ich von Berlin 1838 in meine Heimat mit dem Gelöbnis zurück — und ich habe dieses mit unbeirrbarer Treue gehalten —, aus meinem Lande eine auf demokratische Grundlage gestützte Monarchie zu schaffen. Und der gütige Gott hat mich lange genug am Leben erhalten, um mich an der Verwirklichung der drei großen Reformen, der Abschaffung der Sklaverei, der Aufhebung der Bojarenprivilegien sowie der Leibeigenschaft der Bauern und ihrer Belehnung mit Grund und Boden mitarbeiten zu lassen. In meinem Greisenalter erfreue ich mich der Frucht des von uns in unserer Jugend in den Boden der Mutter Heimat gelegten Samens."

So weit die Jugenderinnerungen meines Vaters aus der Zeit seiner Studien in Berlin.

Außer den drei oben erwähnten großen Reformen, die mein Vater vor der Regierung der Hohenzollern durchgesetzt, hat er auch unter der glorreichen Regierung des Fürsten, des jetzigen Königs Carol von Rumänien, den größten Anteil an der Unabhängigkeit und Ausgestaltung des Königreichs Rumänien genommen.

Er starb in Paris am 22. Juni 1891 im Alter von 74 Jahren und ist in seiner Vaterstadt Jassy in der Familiengruft begraben.

Im Jahre 1911 wurde ihm in Jassy eine Statue vor der von ihm gegründeten Universität errichtet, bei deren Einweihung Seine Majestät König Carol mir folgendes allerhöchstes Handschreiben zu senden geruhte:

„Es ist für Mich eine große Genugtuung, daß ich der Familie Michael Kogalniceanos, gelegentlich der Enthüllung seines Jassyer Denkmals, die Gefühle tiefer Erkenntlichkeit zeigen kann, die ich für diesen hervorragenden und unvergeßlichen Staatsmann empfinde. Die bedeutenden Dienste, die er unter zwei Herrschern dem Lande geleistet hat, die Belehnung der Bauern mit Grund und Boden, die Einziehung der Kirchengüter, und die während des Krieges geleisteten Dienste als Minister des Äußern, werden niemals in Vergessenheit geraten. m. p. Carol."

Professor Dr. Alfred Loebl: Wirtschaftliche Erfolge des Donaureiches nach dem Balkankriege.

In Wien und in Paris haben in den letzten Wochen Verhandlungen über die Orientbahnen und über das Geschäft des Zwischendeckverkehrs Erfolge gezeitigt, deren Wirkungen der Monarchie dauernde Vorteile verheißen. Trotz aller Gegensätze im Innern gelang es, die Sicherung der Wegfreiheit für österreichische Waren nach Saloniki und den Anschluß der serbischen Linien an das bosnische Bahnnetz in den Grundzügen fertigzustellen, und andererseits soll der Ausbeutung an den Grenzen durch den „Pool" (die Schiffahrtsgesellschaften, die im kontinentalen Pool vereinigt sind) Halt gemacht werden.

In ähnlicher Weise wie England die Suez-Kanal-Aktien erworben hat, gelang es am 26. April 1913 dem Wiener Bankverein, 51 000 Stück Aktien der Orientbahnen von der Züricher Orientbank und von der Deutschen Reichsbank zu erwerben. Und in den Februartagen 1914 verstand es das Wiener Handels-

ministerium, durch die geschickte Geschäftsführung des Sektionschefs Riedl, die stolze Hamburg-Amerika-Linie dem Diktat der Monarchie zu unterwerfen. Der Erfolg war auch hier dadurch vorbereitet worden, daß es der Wiener Bankverein erreicht hatte, den Aktienbesitz der Austro-Americana so zu vereinigen, daß die Hapag einsah, mit dem in ihrem Besitze befindlichen Aktienkapital die Statutenänderung und die Erhöhung des Aktienkapitals der Austro-Americana nicht mehr vereiteln zu können. Alle Kniffe dieser hochmütig auf die Monarchie herabsehenden Gesellschaft waren vergeblich gewesen. Triest wird seinen Anteil an dem Welthandel von 4 auf 10 Prozent der Poolquote erhöht erhalten.

Die Vorfälle aber, welche diesen wichtigen Erfolgen voraufgegangen sind, sollten zur Erkenntnis führen, daß nur durch Ausdehnung der Staatshoheit über alle Bahnlinien der Monarchie, durch schleunigen Ausbau der kroatischen Likabahnen und der bosnischen Bahnen Österreichs Tarifhoheit und wirtschaftliche Machtstellung auf dem Balkan gewährleistet werde. Und im Schiffsverkehre wird die Monarchie darangehen müssen, einen österreichischen Pool für den Export zu gründen, mit ähnlichen Zielen, wie sie den Handelskompagnien im Merkantilzeitalter vorschwebten: Rohstoffeinfuhren, Warenausfuhren vornehmlich nach den neuerschlossenen asiatischen Verkehrsgebieten und nach der Levante. Verstaatlichung des Überseeverkehrs, Verstaatlichung der Südbahn, Normalisierung und Anschlüsse der bosnischen Bahnlinien, das müssen Losungsrufe für das wirtschaftliche Programm der Zukunft werden.

Bekanntlich hat die serbische Regierung auf dem größten Teile des neueroberten Gebietes den Staatsbahnbetrieb eingeführt, Rollmaterial und Betriebseinnahmen zurückbehalten, die Wiedereinsetzung der Orientbahngesellschaft in den Betrieb verweigert, und die Verstaatlichung durch Enteignung vor Ablauf der Konzession (sie endet 1957) versucht. Statt der Konventionstarife, die auf Grund des Vertrages vom 9. Mai 1883 für Waren der vertragschließenden Teile „sowohl hinsichtlich der Beförderungszeit, öffentlicher Abgaben, der Zeit und Art der Abfertigung und der direkten Tarifsätze", die Gleichmäßigkeit bedingen, statt der lokalisierten Vertragspflichten, die im Berliner Vertrage erklärt werden, hat Serbien in den eroberten Bahngebieten die seit 1910 wesentlich erhöhten lokalen Tarife zugeschlagen, wodurch die Beförderung der Güter verteuert wurde. Die Betriebsgesellschaft hat ihre Schadenersatzansprüche bei der serbischen Regierung angemeldet, zugleich auch die Forderung bei der Pariser Finanzkommission geltend gemacht.

Schon drohte der handelspolitische Kriegszustand zu neuen scharfen Noten der auswärtigen Stellen zu führen — da gelang es, einen Ausweg zu finden. Die Linien in den neueroberten Gebieten — so beschloß eine französisch-öster-

reichische Kommission — sollen von nationalen Privatgesellschaften betrieben werden, deren Sitze in Athen und in Belgrad errichtet sein werden. Diese neuen Gesellschaften werden später auch die Verstaatlichung der Linien anbahnen. Anfangs verlangten die Serben, daß jede Aktie der Betriebsgesellschaft gegen solche der drei neuzugründenden Gesellschaften (türkische, griechische, serbische) umgetauscht würde. In eine solche Dreiteilung konnte sich die Monarchie schon deshalb nicht einlassen, weil sie dann leicht von den verbündeten Gruppen überstimmt worden wäre. Parität in der Kapitalsbeteiligung und in der Verwaltung war Österreich-Ungarns Losung. Und dieser Grundsatz siegte in den Pariser und Wiener Verhandlungen. Die Aktien der neuen Gesellschaften werden in einen Trust gelegt, dessen Verwaltung zu gleichen Teilen von den beiden Großmächten besorgt wird. Der Trust soll die Rente übernehmen, auf Grund derselben Obligationen ausgeben, die auf dem Pariser Markte feilgehalten werden, und das Geld für den Kauf und die Ausgestaltung der neuen Bahnlinien beschaffen. Die Aktien der Finanzgesellschaft des Trusts werden auf Namen lauten, ohne Zustimmung der Verwaltung nicht übertragbar, die Beteiligung ausländischen anderen Finanzgruppen nur bis zur Höhe von 5 Prozent gestattet sein und zur Sicherung der österreichisch-französischen Parität zur Hälfte bei jeder Gruppe gesperrt bleiben. Bis zum 30. Juni 1915 soll das ganze Programm samt den Industrielieferungen (die beiden Teilen gesichert werden) durchgeführt werden. Noch schweben die letzten Verhandlungen; allein die Überlegenheit der Monarchie in der Verteilung der Aktienanteile sichert sie vor unangenehmen Überraschungen. Der Ausweg des Grafen Vitali — in den letzten Tagen ist es wohl bekannt geworden, daß seine Gesellschaft (Régie Générale) mit der Société des Batignolles kartelliert ist — wird wohl Anerkennung erlangen.

* * *

Österreich ist das bedeutendste Auswanderungsgebiet in Europa. Jahre hindurch hatte die Regierung ohnmächtig zusehen müssen, wie die Agenten des Pool Tausende anwarben, sie nach den Riesengebäuden der Mißler, Falck, Freudberg und Canon in Bremen, Hamburg und Antwerpen transportierten, und wie konzessionierte Reisebureaus diese Agenten unterstützten und allen Paßbescheinigungen Vorschub leisteten. Da wurde das Geschäft des Pool durch die aus dem Kartell ausgetretene Canadian aufs schwerste geschädigt. Dazu gerade in einer Zeit steigender Notlage, wachsender Wanderbewegung. Alle Geldmittel, Erhöhung der Provisionen, unentgeltliche Vermittlung von Auslandpässen waren wirkungslos — die Canadian machte das Hauptgeschäft. Endlich gelang ein Hauptschlag gegen den Kartellsprenger. Das Verbrechen, das der Pool seit Jahr und Tag ganz ungescheut betrieb, dessen klagte er jetzt seinen Geschäftsgegner an. Die Direktoren, der Generalpräsentant und zahlreiche Agenten der Canadian wurden deshalb ver-

haftet, weil sie gegen den Wortlaut der Konzession die Beförderung stellungspflichtiger Staatsbürger betrieben hätten. Die Geschäftsstellen der Gesellschaft wurden gesperrt, die Konzession (sie war erst am 31. Januar 1913 erweitert) entzogen. Allein gerade infolge dieser anscheinend so geschickt geführten Kampagne wurde die breite Öffentlichkeit auf die wahren Zusammenhänge und auf die geringe Seegeltung der Monarchie und ihre Abhängigkeit vom Pool aufmerksam. Die österreichische Regierung verlangte Bürgschaften für die Beobachtung der Vorschriften auch vom Pool. Darauf erklärte der Generaldirektor der „Hapag": „ein Verzicht auf die Beförderung von Wehrpflichtigen sei nicht möglich, solange diese Vorschrift nicht von allen konzessionierten Gesellschaften befolgt würde". Und um das Auswanderungsgeschäft noch unumschränkter zu beherrschen, trat die Hapag aus dem Pool aus, ermäßigte die Zwischendeckrate um 40, ja um 50 Mark, errichtete neue Linien und gab für 30 Mill. Mark neue Aktien aus. So entspann sich ein neuer Kartellkrieg im Pool, wie er eben mit der Canadian geführt war. Dieser Kampf um Tonnageumfang und Poolanteile wurde vornehmlich mit der im Pool verbliebenen Norddeutschen Lloydlinie geführt, hinter der natürlich sämtliche im Kontinentalpool vereinigten Schiffahrtsgesellschaften standen. Vergeblich war in Paris — in Berlin unterhandelt worden. Inzwischen überließ der N.=D.=Lloyd die Aktien und Optionsrechte, die er von der Austro=Amerikana besaß, einer österreichischen Bankengruppe, verständigte sich mit der österreichischen Regierung in der Auswanderungsfrage, stimmte der Buchungszentrale bei dieser Triester Schiffahrtsgesellschaft zu; den anderen im Pool vereinigten Gesellschaften wurde der Beitritt zu diesem Abkommen offengelassen. Sie schlossen ab. Die Holland=Amerika, die Compagnie Generale Transatlantique, die Red Star und die Cunard=Linie, selbst die Canadian hatten den Anschluß an diese Zentrale erreicht. — So blieb für die „Hapag" nichts anderes übrig, wollte sie nicht das gesamte österreichische Auswanderungsgeschäft verlieren, als in Wien mit dem Lloyd und der österreichischen Regierung zu verhandeln. Hier in Wien kam in den ersten Februartagen der Gewinnausgleich zwischen den beiden Hauptrivalen zustande. Fortan soll auch auf dem Hauptschiffahrtsgebiete eine Gemeinsamkeit des Dienstes und eine Gewinnteilung bei vollständiger Selbständigkeit der Vertragslinien bestehen; die nordatlantische Schiffahrtskonferenz ist auf fünf Jahre verlängert, das Abkommen mit der österreichischen Regierung auf fünfzehn Jahre abgeschlossen worden. Die „Hapag" also tritt der Buchungszentrale bei. Unter österreichischer Aufsicht wird fortan der Schiffskartenverkauf und die Quotenverteilung der über Triest Auswandernden stehen, die Kontrolle vom österreichisch=ungarischen Konsul in den deutschen Häfen genau durchgeführt werden. Ein Großteil der Aktien der Austro=Amerikana bleibt gesperrt, der österreichische Charakter dieser Gesellschaft gewahrt. Die Canadian wird ihre Niederlassungen in den Hauptstädten wiedereröffnen, die

österreichischen Geschäfte in Canada weiterführen können. Triest aber, dessen Anteil am Auswandererverkehr von 4 auf 10 v. H. gesteigert wird, wird einen erheblichen Aufschwung seiner Hafengeltung erfahren.

* * *

Die Auswanderung freilich ist eine bedenkliche, volkswirtschaftliche schädliche Erscheinung — wenn auch die nach der Heimat gesendeten Ersparnisse der Auswanderer die passive Handelsbilanz der Monarchie mildern helfen. Sie wird erst dann abnehmen, wenn man darangehen wird, eine Landreform durchzuführen, Arbeitsvermittlungen von Staats wegen zu organisieren und Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Mit derartigen Gesetzentwürfen, wie sie die Lex Friedmann vorsieht, ist nichts oder nur Schädigendes getan.

Wie aber kann man im Zeitalter der Eröffnung des Panamakanales, der Gründung des Weltwirtschaftsbundes auch die Seegeltung der Donaumonarchie erhöhen? Wie wirtschaftlich unternehmende Kräfte bewegen, mit all ihren Vermögenswerten den großen Gläubigerstaaten der Welt nachzuahmen in Machtentfaltung und Absatzmöglichkeit? Wie kann man andrerseits diese Kräfte zielbewußt in Organisationen fassen, welche nach bestimmten Ordnungen den Verkehr, das Warenangebot, das Geschäft nach außen regeln, nach innen aber die Verfügungsfreiheit des Einzelnen nicht beeinträchtigen?

Das sind die großen Fragen, die sich dem aufdrängen, der die rücksichtslose Inanspruchnahme ganzer Völker für ein rücksichtsloses Streben nach Teilnahme an der Weltwirtschaft in der Gegenwart verfolgt. Das gewerbliche Leben des Inlandes darf nicht von einem Steuersystem erdrückt werden, das Verkehr, Umsatz, Verbrauch der Erzeugnisse wahllos und gierig nacheinander ergreift und damit Landwirtschaft und Gewerbe bloß oder vorzugsweise als Steuerobjekte bewertet — rein nur geleitet vom militärischen Machtzweck. Viel schonender müssen im Reiche der Kompromisse die ständischen Gegensätze steuertechnisch ausgeglichen, an der Gemeinschaft der Interessen an dem Erzeugungsvorgang vom Großgrundbesitzer bis zum Kaufmann muß viel intensiver und zielweiser gearbeitet werden. Zugleich muß auch daran geschritten werden, den Urgrund unserer passiven Handelsbilanz zu beseitigen: die große Verschuldung von Ländern und Gemeinden und die allzugroßen Beamtenheere und Offiziersarmeen. Alle diese Fragen samt der Verstaatlichung des Überseeverkehrs erfordern aber eine starke Hand — nicht bloß nach unten — auch feudale Vorrechte müssen beseitigt, selbst gewaltsame Eingriffe müssen gewagt werden, wo es das Wohl aller gilt und dem Stern einer glücklichen Zukunft des Donaureiches.

Hans Passarge:
Das Wesen der Schwerkraft.

Alle Theorieen über die Entstehung des Sonnensystems haben zum gemeinsamen Ausgangspunkt die Annahme, daß die Schwerkraft oder gegenseitige Anziehungskraft der Massen von vornherein jedem Stoffteilchen und also auch jeder Stoffanhäufung innewohnt. Die klassische Kosmogonie von Kant, die von Laplace später aufgenommen wurde, ohne daß der Franzose um das Werk des deutschen Philosophen wußte, geht sofort mit der Annahme in das kosmogonische Problem hinein, daß überall da, wo Stoff ist, auch Anziehungskraft wirkt; mit Hilfe dieser Anziehungskraft läßt dann Kant das Sonnensystem sich aus dem Urball entwickeln, der „im Anbeginn aller Dinge" den ganzen Raum bis über die Grenze der äußersten Planetenbahn hinaus einheitlich und gleichmäßig erfüllte. Aus irgendwelcher Ursache geriet dieser Urball in Rotation, und im Lauf von Epochen, deren Frist zu ermessen über das menschliche Vermögen hinausgeht, lösten sich Teile ab, formten sich zu Ringen und ballten sich weiterhin zu Planeten und Monden, bis das ganze System schließlich die Verfassung annahm, in der wir es heute kennen. Auch alle andern Kosmogonien setzen die gegenseitige Anziehungskraft der Massen als a priori vorhanden voraus, wenn schon sie bei der Schilderung des Weltentstehens im übrigen andere Wege einschlagen als Kant und Laplace. Nun kann aber nicht ohne weiteres zugegeben werden, daß jeder „Masse", jedem einen gewissen Raum ausfüllenden Stoff von irgendwelcher Dichte nur deshalb Anziehungskraft innewohne, weil er zum Unterschied vom absolut leeren Raum einen Teil des Raumes in einer gewissen Dichte erfüllt; denn nichts anderes besagt die Theorie von der gegenseitigen Anziehungskraft der Massen. Etwas, das vorhanden ist, kann nicht allein deshalb irgendeine Wirkung ausüben, weil es vorhanden ist. Das Kausalitätsgesetz, ohne dessen Geltung ein Weltzusammenhang überhaupt nicht faßbar wäre, ohne das vielmehr alle unseren sinnlichen Eindrücke sich als isolierte Empfindungsstöße, also als Einzelvorgänge in unserm Bewußtsein widerspiegeln würden — das Kausalitätsgesetz also bedingt einen innerlichen Zusammenhang auch des äußeren Geschehens, es bedingt eine nachweisbare Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung, und wo diese Verknüpfung bisher nicht nachgewiesen ist, sind wir genötigt anzunehmen, daß irgendwo ein Fehler in unsern Grundvorstellungen vorhanden ist. Bei dem Gegenstand, der hier in Frage ist, kommt der Fehler in der Verlegenheit zum Ausdruck, den Begriff „Masse" eindeutig zu bestimmen. Rein mathematisch ist eine solche Bestimmung bald gegeben, sie lautet: Masse ist das Produkt von Dichtigkeit und Volumen: $m = vd$, sobald wir aber daran gehen, der so definierten Masse die allgemeine Anziehungskraft beizulegen, ist die Verlegenheit von neuem da,

denn auch unter der Definition m = vd können wir nichts anderes begreifen, als einen Raumteil, der mit irgendeinem Stoff von bekannter Dichte angefüllt ist. Auch die Physiker sind über die Verlegenheit, den Begriff Masse eindeutig zu bestimmen, bis auf den heutigen Tag nicht hinweggekommen, sie nehmen diesen Begriff daher ohne weiteres hin und definieren: Masse ist etwas, was einen Bewegungszustand ändert. Tatsächlich verhält es sich ja auch so, aber eine Definition ist es darum doch nicht, sondern nur eine Umschreibung, deren Inhaltlosigkeit auf der Hand liegt. Die Unmöglichkeit, mit dem Massenbegriff eine Vorstellung zu verbinden, die unserm Kausalitätsbedürfnis genügt, hat den verstorbenen Physiker Heinrich *Hertz*, dessen Name weiteren Kreisen aus der Theorie der elektrischen Wellen (Hertzsche Wellen) am bekanntesten ist, dahin geführt, eine Theorie der Mechanik aufzustellen und mit unvergleichlichem Scharfsinn zu begründen, in der der Massenbegriff nur als eine Hilfsvorstellung auftritt. Demgemäß legt Hertz den Prinzipien der Mechanik nur die Begriffe Zeit und Raum und das Trägheitsgesetz zugrunde und verwendet zwar den Begriff Masse weiter, aber ohne ihm eine Kraft a priori, also auch ohne ihm eine Anziehungskraft beizugeben. Statt dessen nimmt er das Vorhandensein verborgener Massen und verborgener Bewegungen an und leitet die „Kräfte" ab als Resultierende aus sichtbaren und verborgenen Bewegungen von Massen, denen selbst aber an und für sich Kräfte nicht eigen sind.

In dieser Theorie ist enthalten, was allerdings bei Hertz nicht besonders zum Ausdruck kommt, daß alle Erscheinungen, hinter denen wir die Wirkung von „Kräften" vermuten, im Grunde auf Massen beruhen, die sich im Zustande irgendwelcher Bewegung befinden: *nur von einer sich bewegenden Masse können Kräfte ausgehen.* Wenden wir diese Erkenntnis auf das kosmogonische Problem an, so müssen wir annehmen, daß der vorhandene Weltenstoff — welcher Art er auch zur Zeit des „Anbeginns aller Dinge" gewesen sein mag — zu keiner Zeit ohne Bewegung gewesen sein kann: Masse und Bewegung der Masse sind immer und von Ewigkeit her vorhanden gewesen. Aber Verschiedenheit der Bewegung hat auch Verschiedenheit der Kraft zur Folge, oder ganz allgemein: die Bewegung ist das Maß der Kraft. Nun verlangt das Newtonsche Reaktionsprinzip ganz im Einklang mit der Hertzschen Theorie, daß überall, wo eine Kraft sich äußert, eine Gegenkraft vorhanden sei; wir dürften uns also auf richtigem Wege befinden, wenn wir auf Grund des Reaktionsprinzips annehmen, daß auch die Schwerkraft, so wie wir deren kosmische Äußerungen innerhalb des Sonnensystems und innerhalb des Bereichs unserer täglichen Erfahrung auf der Erde kennen, nicht eine „Urkraft" sei, die von Anbeginn jedem Stoffteilchen eigen war, daß sie vielmehr in gleichem Schritt mit dem Weltentstehungsprozeß selbst entstanden ist und sich entwickelt hat. Würde es nun also gelingen, ein glaubwürdiges Bild davon zu entwerfen, was ihrem innersten Wesen nach heute in der scheinbar fertig vor uns liegenden Welt die

Schwerkraft ist, und wie sie geworden ist, so können wir gewiß sein, damit auch den Schlüssel für andere kosmische Zusammenhänge gefunden zu haben, die vorerst noch als unerklärbar gelten.

Hier soll dieser Versuch unternommen und gezeigt werden, daß es sehr wohl möglich ist, eine Theorie der Schwerkraft aufzustellen, die bis auf ein Geringes mit der mathematischen Form des Newtonschen Gesetzes übereinstimmt und dennoch die Sache in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Darin verfehlen nämlich die meisten Theorien, die bisher über das Wesen der Schwerkraft geliefert wurden, ihr Ziel, daß sie in der Erkenntnis der physikalischen Unzulänglichkeit des Anziehungsgesetzes auch dessen mathematische Form anzweifeln. Nur eine Theorie, die der Newtonschen Form des Gesetzes gerecht wird, kann also Anspruch auf Beachtung erheben. Dieser Form einen physikalischen Inhalt zu geben, nur das kommt in Frage.

Ist eine Kraft immer an eine Masse gebunden, der an und für sich diese Kraft nur innewohnt, weil sie im Zustande der Bewegung sich befindet, so sollte die erste Frage lauten: wo gibt es, zunächst auf der Erde, eine so allgemeine und konstante Bewegung, daß aus ihr eine so allgemeine und konstante Kraft wie die Schwerkraft resultieren kann? Die Antwort kann nur lauten: es ist die Rotation unseres Planeten, infolge deren für uns im Ablauf von 24 Stunden die Gestirne im Osten auf- und im Westen untergehen. Aber diese Rotation allein würde eher das Gegenteil dessen hervorrufen, was wir bei den Erscheinungen beobachten, die unter dem Einfluß der Schwere verlaufen: wäre die Rotation allein wirksam — von dem Vorhandensein dessen, was wir als Schwererscheinungen kennen, muß bei solcher Betrachtungsweise natürlich einstweilen abstrahiert werden —, so würden feste Körper von der Erde vielmehr fortgeschleudert als, wie es doch der Augenschein lehrt, zu ihr hingezogen werden. Wollen wir also an der Tagesrotation als einer die Anziehung bewirkenden Ursache festhalten, so müssen wir das Vorhandensein einer zweiten Bewegung vermuten, die eben so allgemeiner und konstanter Art ist, wie die Tagesrotation. Hier leitet das Newtonsche Reaktionsprinzip und die Hertzsche Mechanik zu der Hypothese: die Tagesrotation der Erde ist selbst eine Reaktionsbewegung, die der Erde gar nicht ursprünglich eigen ist, sondern erst im Laufe einer unabsehbar zurückliegenden Entwicklung als posthumer Vorgang entstanden ist, die ursprüngliche Drehung der Erde verlief und verläuft noch heute als Drehung des gesamten Erdinnern entgegengerichtet der weströstlichen Tagesrotation, also von Osten nach Westen, und nur die Schale, die äußere, nicht sehr mächtige, Lithosphäre genannte Schicht unserer Erde, die das ganze Menschengeschlecht samt seiner Hände Werk und alles trägt, was unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglich und erreichbar ist, einbegriffen die Lufthülle der Atmosphäre, also die Gesamtheit dessen, was wir unter dem Wort Natur zusammenzufassen pflegen, vollzieht im Ablauf von 24 Stunden eine Umdrehung von Westen nach Osten.

Die erste und dringendste Schlußfolgerung, die wir an eine solche auf den ersten Blick etwas verwegene Hypothese knüpfen müssen, ist die, daß auch die anderen Planeten und Nebenplaneten, aber auch die Sonne selbst eine zwiefache Umdrehung haben, eine innere und eine äußere, denn von ihnen allen geht ja Anziehungskraft aus, zu deren Erklärung eben diese Hypothese helfen soll. Das ist in der Tat der Fall, und es läßt sich auch durch ganz elementare mathematische Berechnungen beweisen.

Eine zweite Annahme ist aber zur Stützung der Hypothese notwendig: die Axe der inneren und die der äußeren Rotation fallen nicht zusammen, sondern schneiden sich unter einem Winkel, der für die Erde etwa $14^{1}/_{2}{}^{0}$ beträgt. Bei solcher Voraussetzung vollzieht sich die Erscheinungsform der allgemeinen Schwere auf der Erde, d. h. der freie Fall auf der Resultierenden und als Resultierende eines Kräfteparallelogramms, dessen Komponenten in den Tangenten liegen, die man sich an die beiden Kugeloberflächen gezogen denken muß. Der freie Fall ist hiernach eine zusammengesetzte Bewegung, die ihren Anfang am Nullpunkt hat und ihren Abschluß an der Grenze zwischen innerer und äußerer Rotation haben würde, wenn sie an der vollständigen Zurücklegung dieses Weges nicht durch den Widerstand unserer Erdoberfläche gehindert würde. So wie die Fallbewegung für uns wahrnehmbar ist, vollzieht sie sich also als Teil eines Bewegungsvorgangs, dessen Anfangslage, unter Vernachlässigung der kurzen Fallstrecke über unserer Erdoberfläche, eben durch diese Erdoberfläche selbst, und dessen Endlage durch die Oberfläche der entgegengesetzt rotierenden inneren Erdkugel gegeben ist. Unter dieser Voraussetzung gehorcht die Fallbewegung dem Maupertuis-Eulerschen Prinzip der kleinsten Wirkung, demzufolge eine Bewegung mit gegebener Anfangs- und Endlage auf dem kürzesten Wege (der geradesten Bahn) erfolgt, sie ist mithin auf den Mittelpunkt der Erde gerichtet, ohne diesen aber zu erreichen, auch wenn man die Annahme setzen wollte, der Widerstand der Erdoberfläche wäre nicht vorhanden. Die mathematischen Beweise können aus dem Wert der Fallbeschleunigung leicht beigebracht, sollen unten nur angedeutet, und nur eine Auswahl der Ergebnisse und Schlußfolgerungen aus dieser Birotationstheorie soll hier zusammengestellt werden*).

*) Es ist $T = 86164{,}09$ Sekunden die Frist eines Sterntages, $g = 9{,}81930$ Meter die empirisch gefundene Schwerbeschleunigung für die Breite $45^0 + 2\nu$, wobei 2ν den Winkel bedeutet, unter dem sich die Axe der inneren Rotation mit der Axe der äußeren Rotation schneidet, $G = 9{,}76575$ Meter der auf eine Sternzeitsekunde reduzierte Wert für g ($G = g\,t^2$; worin $t = 0{,}99726957 = 86164{,}09 : 86400$), $r = 6367385$ Meter der Radius des Erdellipsoids für die Breite 45^0, ρ der Radius des inneren Erdellipsoids, $L = \frac{G}{\pi^2}$ die Länge des auf eine Sternzeitsekunde reduzierten Sekundenpendels und $D = r - \rho$ die Mächtigkeit (Dicke) der Lithosphäre; nimmt man nun an, die Bewegung des frei fallenden Körpers erfolge gleichförmig (ohne Beschleunigung), dann stellt $^1/_2\,G$ eine in einer Sternzeitsekunde zurückgelegte reine Wegstrecke dar, und es ist unter den Voraussetzungen der Birotationstheorie

1. Die Mächtigkeit (Dicke) der Lithosphäre, d. i. der festen Erdschale, unterhalb deren das Erdinnere sich im Zustande der Glutflüssigkeit befinden mag,

$$\frac{G}{2} = \frac{2 \pi D}{T} \text{ oder}$$

$$1) \quad D = \frac{T\ G.}{4 \pi}$$

Ferner muß nach den Voraussetzungen der Birotationstheorie sein

$$\frac{\rho}{r} = \frac{L}{1} \text{ oder}$$

$$2) \quad \rho = r\ L.$$

Setzt man in 1) $G = \pi^2 L$, so erhält man

$$D = \frac{T \pi L}{4} \text{ oder da } D = r - \rho:$$

$$3) \quad T \pi L = 4 r (1 - L).$$

Die Ausrechnung ergibt genügende Übereinstimmung und damit die Richtigkeit der Birotationstheorie. Es ist nämlich mit den angesetzten Werten

$$\text{Log } (T \pi L) = 5{,}42785$$

$$\text{Log } [4 r (1 - L)] = 5{,}43058.$$

Volumen (V), Masse (m) und Dichtigkeit (d), weil für die Erde = 1, konnten bei dieser Berechnung der Übersichtlichkeit wegen außer Ansatz bleiben; für irgend einen anderen Himmelskörper aber nimmt Gleichung 1) die Form an:

$$1') \quad D' = \frac{T\ G'}{4 \pi d'},$$

worin d' die Dichtigkeit im Verhältnis zur Erde bedeutet, während $g' = \gamma\ G$ ist, wenn γ die Schwere im Verhältnis zur Schwerkraft der Erde ist.

Weiter folgt aus den Voraussetzungen der Birotationstheorie, wenn $2 v'$ der Winkel ist, unter dem die inneren und die äußeren Axen sich schneiden, und m' die Massen im Verhältnis zur Masse der Erde $(m = 1)$:

$$\left(\frac{G'}{2}\right)^3 = \frac{2 \pi m' (r' + \rho') \sin v'}{T} \text{ oder}$$

$$4) \quad G'^3 = \frac{16 \pi m' (r' + \rho') \sin v'}{T};$$

Dividiert man Gleichung 4) durch 1), so erhält man

$$5) \quad G^2 = \frac{4 V' (r' + \rho') \sin v'}{D'}, \text{ worin } V' = \frac{m'}{d'} \text{ gesetzt ist und}$$

D' die Mächtigkeit entsprechend dem Werte D für die Erde bedeutet.

Aus 1) bestimmt sich D für die Erde zu 66 961 Meter, aus 4) oder 5) der Winkel $2 v$ für die Erde zu $14^0\ 28'\ 40''$ (Log sin $v = 9{,}1003937 - 10$). Dann ist für die anderen Himmelskörper

$$D' = D \frac{\gamma}{d'}$$

$$\rho' = \rho \frac{\gamma}{d'}$$

$$\sin v' = \sin v \frac{\gamma^2}{V'}$$

berechnet sich aus der Birotationstheorie zu rund 67 000 Meter, was vollkommen mit den Berechnungen auf Grund der normalen geothermischen Tiefenstufe übereinstimmt.

2. Aus der Birotationstheorie ergibt sich der Wert für die Abplattung der Erde zu 1 : 294,5, was mit den besten Ergebnissen rein geodätischer Messungen (Clarke 1880) übereinstimmt, während die Berechnungen auf Grund von Pendelmessungen einen niedrigeren Applattungswert, nämlich 1 : 298,6 ergeben (Helmert).

3. Die südliche Abweichung des freien Falls, für die es bisher an einer Ursprungserklärung überhaupt gebrach, läßt sich auf die zwiefache Rotation des Erdkörpers zurückführen.

4. Für das ganze Gebiet des Erdmagnetismus, dessen letzte Ursachen bisher noch ein ebenso großes Rätsel waren, wie die der Schwere, eröffnet sich die Aussicht auf eine neue theoretische Grundlage, da die normalen erdmagnetischen Erscheinungen, die regelmäßige Tages- und Jahresvariation der erdmagnetischen Elemente jedenfalls aufs innigste mit der Innenrotation der Erde im Zusammenhang stehen.

Was aber der Birotationstheorie die beste Stütze gibt, ist folgendes. Durch sehr sorgfältige Berechnungen des vor vier Jahren verstorbenen amerikanischen Astronomen Newcomb ist ermittelt, daß im Ablauf von rund hundert Jahren die inneren Planeten Merkur, Venus und Mars, und auch der Mond um ein geringes am Himmel vorrücken. Man bezeichnet dieses Vorrücken als die säkulare Beschleunigung des Perihels der Planeten und als säkulare Akzeleration des Mondes: diese Himmelskörper stehen nach Ablauf von rund hundert Jahren nicht ganz genau da, wo sie bei strenger Gültigkeit des Newtonschen Gesetzes beobachtet werden sollten. Am bedeutendsten ist der Betrag der säkularen Perihelbeschleunigung für den sonnennächsten Planeten, für Merkur, sie beträgt nach Newcomb 41",25. Nun ergibt sich aus der Birotationstheorie die Notwendigkeit, das Massenverhältnis der Erde zur Sonne um einen gewissen Betrag zu verringern, nämlich um den Betrag, um den sich die dritte Potenz des Radius der Innenerde von der dritten Potenz des Radius der ganzen Erde unterscheidet. Führt man diese Rechnung aus, so erhält man eine Vergrößerung der sogenannten Sonnenkonstante, d. i. des Wertes für die Anziehungskraft der Sonne, wie er durch Gauß in die Astronomie eingeführt worden ist, und dieser Vergrößerung entspricht in der Tat das, was als säkulare Beschleunigung beobachtet wird. Für die Erde selbst nämlich berechnet sich die säkulare Beschleunigung aus der Birotationstheorie unmittelbar zu etwa 11" nach Ablauf eines Jahrhunderts, d. h. um den Betrag, der den Astronomen als säkulare Akzeleration des Mondes bekannt ist. Da der Mond in bezug auf die Sonne dieselbe Bahn zurücklegt wie die Erde, so fallen eben auch die säkularen Beschleunigungen für beide

Himmelskörper zusammen. Da ferner ein Umlauf des Planeten Merkur um die Sonne sich in rund viermal so kurzer Frist vollzieht, als ein Umlauf der Erde um die Sonne, so ergibt sich durch einfache Multiplikation eine säkulare Beschleunigung für Merkur von rund 44″, ein Resultat, das sich von dem aus visuellen Beobachtungen gewonnenen (41″,25) nur wenig unterscheidet, wobei zu berücksichtigen ist, daß Merkur zu der Zeit, wo es möglich ist ihn zu beobachten, sehr tief am Himmel steht, woraus sich sehr schwierige Beobachtungsbedingungen und demgemäß Fehlerquellen für die ganz genaue Bestimmung seiner Position ergeben.

Vom Standpunkt der Kant-Laplaceschen Kosmogonie aus erschien es bisher als ein unerklärbarer Widerspruch, daß einige Monde der großen Planeten eine rückläufige Bahn haben, daß sie also ihren Lauf um den Hauptplaneten nicht in der Richtung von dessen Rotation vollziehen, sondern im umgekehrten Sinne; nimmt man eine doppelte Rotation des Hauptplaneten an, so behebt sich dieser Widerspruch ohne weiteres: die äußeren Monde (denn nur bei diesen wird der rückläufige Umlauf beobachtet) wurden von der Masse des Hauptplaneten zuerst abgeschleudert, und zwar zu einer Zeit, da der Hauptplanet nur erst die ursprüngliche, der äußeren, jetzt beobachteten Rotation entgegengesetzt gerichtete Umdrehung hatte.

Überaus fruchtbar erweist sich die Birotationstheorie für die Erkenntnis der Konstitution der Sonne. Schon heute ist ja durch spektrographische Untersuchungen festgestellt, daß der Sonnenkörper nicht homogen ist, sondern daß er sich aus einer Folge von Schichten verschiedener Mächtigkeit und verschiedener Dichte zusammensetzt, und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir die sogenannte Chromosphäre mit der umkehrenden Schicht zusammen als das ansprechen, was bei den anderen Mitgliedern des Sonnensystems der äußeren rechtläufig rotierenden Schale entspricht, während die unter gewöhnlichen Umständen allein sichtbare Photosphäre der Sonne, der glühende Sonnenball selbst, den eigentlichen inneren Sonnenkern darstellt. Dann hat man auch ohne weiteres eine Erklärung für die viel zu wenig bei allen spekulativen Betrachtungen über die Natur der Sonne beachtete Tatsache des scharfen Sonnenrandes. Was aber mehr ist als alles dieses zusammengenommen: aus der Anwendung der Birotationstheorie auf die Sonne ergibt sich eine Erklärung für das alte und so viel erörterte Problem: wo denn die eigentliche Quelle für die Konstanz der Sonnenenergie zu suchen ist. Diese Quelle ist hiernach die konstante Rotation der Photosphäre, welche sich in einer der Bewegung der Sonnenflecke entgegengesetzten Richtung vollzieht. Daraus würde folgen, daß die Sonnenflecke selbst nicht der Photosphäre angehören.

Dies ist also die Birotationstheorie im großen Umriß. Sie leistet das, was man mit Recht als das Kriterium einer Grundwahrheit fordert: sie liefert mit einem Schlage eine dem Kausalgesetz genügende Erklärung, nicht für eine

einzeln stehende Tatsache, sondern für einen ganzen Schwarm von solchen, denen man bisher als unlösbaren Problemen gegenüberstand.

Das allgemeine Bild verlassend, kehren wir zur tellurischen Erscheinungsform der allgemeinen Schwere zurück, um zu prüfen, wie weit sich die Birotationstheorie mit uns vertrauten Vorgängen auf der Erdoberfläche vereinigen läßt. An und für sich und auf erstes Zusehen hin wirkt ja die Behauptung, die Erde habe eine zwiefache Rotation, auf jeden Menschen, der gewohnt ist, nur den unmittelbaren Augenschein sprechen zu lassen, wie ein unerwarteter Sturz, wie etwas, das der Engländer mit dem Namen Bluff zu belegen pflegt; aber schon die einfache Überlegung, daß viele Jahrhunderte vergehen mußten, ehe die Erkenntnis von der Richtigkeit dessen Gemeingut wurde, was wir heute unter der Tagesrotation unseres Planeten verstehen, von der Richtigkeit also jener durch Kopernikus wieder neugefundenen und zum System einer neuen Welterkenntnis ausgebildeten Tatsache, daß nicht der Himmel samt allen Gestirnen über uns sich um die Erde dreht, sondern daß die scheinbare tägliche Bewegung des Himmels aus der täglichen Umdrehung der Erde zu erklären ist, die Überlegung also, wie unendlich schwer es für den Menschen ist, die objektive Wahrheit und den subjektiven Augenschein auseinanderzuhalten und beide nicht ohne weiteres zu identifizieren, sollte auch der Beurteilung der Birotationstheorie gegenüber Platz greifen: auch heute noch widerstreitet die Kopernikanische Rotation der Erde so sehr dem unmittelbaren Augenschein, daß der Sprachgebrauch sich ihr überhaupt noch nicht gefügt hat und wohl auch niemals fügen wird. Unmittelbar sinnfällig wird die Kopernikanische Rotation erst beim Anschauen des Foucaultschen Pendelversuchs, während alle übrigen Beweise ihrer Richtigkeit von der Art sind, daß wir nur sagen können: wir schließen daraus auf das Vorhandensein der Tagesrotation unseres Planeten.

Inzwischen ist auch das Vorhandensein der inneren Rotation der Erde der experimentellen Prüfung nicht unzugänglich, und zwar ist das Experiment bereits vor mehr als 200 Jahren von keinem Geringeren als Christian Huyghens angestellt worden, allerdings ohne daß der große Niederländer die letzte und richtige Schlußfolgerung gezogen hätte.

Huyghens beschreibt den Versuch wie folgt: In ein mit Wasser gefülltes zylinderisches Gefäß von etwa 8—10 Zoll Durchmesser werden Siegellackbrocken geschüttet, die niedersinken, weil Siegellack spezifisch schwerer ist als Wasser. Über die Siegellackbrocken wird ein Wasserglas gestülpt, das ringsherum mit Zement befestigt wird, damit nichts aus dem Glase herausgeschleudert werden kann. Das ganze Gefäß wird mitten auf einen runden Tisch gestellt und der Tisch gedreht; man beobachtet dann, wie die Siegellackbrocken, die der Bewegung des ganzen Gefäßes besser folgen als das Wasser, sich am Rande sammeln, weil sie kräftiger vom Zentrum fortstreben als das Wasser. Dann wird der Tisch plötzlich angehalten: sofort sammelt sich die ganze Siegellackmasse im Zentrum.

In einem zweiten Versuch werden in einem zylindrischen Gefäß längs des Durchmessers drei Fäden so ausgespannt, daß sie eine Rinne bilden, innerhalb derer eine kleine Kugel auf der ganzen Länge des Durchmessers hin- und herrollen kann. Sobald man den in schnelle Umdrehung versetzten Tisch, worauf das Gefäß steht, anhält, bewegt sich die Kugel nach dem Zentrum. Bei diesem Versuch kommt es nicht darauf an, ob der Gegenstand ein vom Wasser verschiedenes spezifisches Gewicht hat: lediglich die Bewegung ruft diese Wirkung hervor.

Huyghens sah in diesem Versuch eine getreue Wiedergabe der Fallerscheinung. Man braucht das Huyghenssche Experiment nur in Gedanken zu erweitern, so wird man genau das haben, was hier als Wirkung der doppelten Rotation der Erde hingestellt wird: man setze in Gedanken statt des momentanen Impulses, der in dem plötzlichen Anhalten des rotierenden Gefäßes besteht, eine unendliche Reihe von Impulsen, also dauernde Gegenbewegung gegen die Rotation des Gefäßes, so wird die bei Huyghens nur als Anstoß zur Erscheinung kommende Kraft eine konstante Kraft sein, d. h. man wird ein wirkliches Abbild dessen haben, was nach der Birotationstheorie unter dem Fallvorgang zu verstehen ist. Man kann aber noch weiter gehen und einen Apparat wie folgt konstruieren: zwei Holzscheiben, jede von etwa einem halben Meter Durchmesser und etwa 2 Zentimeter Stärke, rotieren derart jede um ihre vertikal gerichtete Axe, daß die Scheiben einander bis auf etwa 20 Zentimeter nahe sind. In der oberen Scheibe befindet sich nahe dem Rande eine runde Öffnung mit glattem Innenrand, in die eine kleine silberne Hohlkugel so hineinpaßt, daß sie in erwärmtem Zustande, d. h. wenn ihr Volumen vergrößert ist, nicht auf die untere Scheibe hindurchfällt, wohl aber, wenn sie sich wieder abgekühlt hat. Beide Scheiben werden in entgegengerichtete Rotation versetzt. Sobald die Kugel sich genügend abgekühlt hat, fällt sie durch die Öffnung und unterliegt von dem Augenblicke an, da sie die untere Scheibe berührt, zwei Kräften, oder besser zwei Bewegungsbestrebungen: infolge der Trägheit strebt sie, die Rotationsbewegung der oberen Scheibe fortzusetzen, sie wird aber zugleich von der entgegengesetzt gerichteten Rotation der unteren Scheibe ergriffen, und die Wirkung ist, daß sie nach dem Mittelpunkt der unteren Scheibe hinschießt. Sie wird also scheinbar von dem Mittelpunkt „angezogen". Voraussetzung für das Gelingen des Experiments ist, daß die beiden Scheiben nicht genau parallel, sondern um einen geringen Winkel gegeneinander geneigt sind; man ordnet also zweckmäßig die Achse der unteren Scheibe genau senkrecht, die der oberen etwas geneigt an. Dieselbe Wirkung tritt aber auch ein, wenn man die Geschwindigkeit zweier paralleler und entgegengerichtet rotierender Scheiben verschieden anordnet, also entweder die obere etwas schneller als die untere, oder umgekehrt rotieren läßt. In jedem Falle erfolgt die Bewegung der durch das Loch der oberen Scheibe gefallenen Kugel auf der Diagonale eines Kräfteparallelogramms.

Für die Entstehungsgeschichte der Erde gibt die Birotationstheorie folgendes

nach Maßgabe der Kant-Laplaceschen Theorie an die Hand. Zu jener unendlich fern zurückliegenden Zeit, da die oberen Planeten von Neptun bis einschließlich Mars sich von dem rotierenden Urball schon abgelöst hatten, rotierte die ganze Masse des Stoffes, aus der später die Erde sich formte, als Ring um die Sonne. Der Ring ballte sich im Ablauf weiterer unabsehbarer Fristen zu einer Kugel mit einheitlicher von Osten nach Westen gerichteter Rotation, deren Achse senkrecht auf der Äquatorebene des verbleibenden Restes des Urballs stand. Auf jener Urerde von denkbar höchster Temperatur bildeten sich infolge von Abkühlung im Laufe von Epochen, deren Dauer zu erfassen über das menschliche Vorstellungsvermögen hinausgeht, die ersten Anfänge einer festen Rinde, die zu Beginn ihrer Entstehung zwar noch der ursprünglich einzigen von Ost nach West gerichteten Rotation folgten, im Laufe weiterer Entwickelung aber sich verzögerten und für einen außerhalb der Erdsphäre befindlichen Beobachter das Bild einer Eigenbewegung angenommen hätten. Mit zunehmender Abkühlung nahm auch die Verzögerung dieser festgewordenen Teile der Kugeloberfläche immer mehr zu, und es muß in der Entwickelungsgeschichte unserer Erde einen Zeitpunkt gegeben haben, wo eine Bewegung der erkaltenden Rinde überhaupt nicht stattfand. Von diesem Zeitpunkt ab jedoch schlug die Eigenbewegung der Erdoberfläche nach und nach in eine der Urrotation entgegengerichtete Bewegung über: es entstand das, was wir heute als die Tagesrotation unseres Planeten, als Kopernikanische Rotation kennen, oder vielmehr: diese Tagesrotation begann zu entstehen, denn eine weitere Frist von unermeßlich langer Dauer war erforderlich, bis alle diese Vorgänge sich entwickeln konnten.

Beachtet man, welch gewaltiges Maß von Vorstellungskraft dazu gehört, um die Entwicklungsepochen des animalischen und Planzenlebens auf der Erde im Sinne der Darwinschen Theorie auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen mit den uns geläufigen Maßstäben eigenen zeitlichen Erlebens, so kann man ungefähr ermessen, mit welch gewaltigeren Zeitfristen zu rechnen wäre, wollte man sich unterfangen, ein Bild der Erdentstehung zu entwerfen, das auch nur annähernd der Wahrheit nahe käme. Nun bedeutet aber zweifellos die Zeit, die die Entstehung und Entwicklung des animalischen und pflanzlichen Lebens auf der Erde umfaßt, im Rahmen der Gesamtentwicklung unseres Planeten nur eine verschwindend kleine Spanne; wievielmehr sehen wir uns von jeder Möglichkeit verlassen, für das Begreifen der kosmischen Erdentstehung, für jene Millionen von Jahrtausenden überspannenden Epochen einen richtigen, oder auch nur annähernd richtigen Maßstab anzulegen! Immerhin ist es möglich, sich nach Analogien umzusehen, zu prüfen, ob es nicht im Rahmen kleinerer Verhältnisse Vorgänge gibt, die dem einigermaßen entsprechen, was hier über die Entstehung der Tagesrotation als einer Reaktionsbewegung gegen die Rotation des Erdinnern vermutet wird. Die Bildung der Passatwinde und der äquatorialen Meeresströmungen an der Erdoberfläche scheint in der Tat eine solche Analogie zu sein.

Die Passatwinde und die äquatorialen Meeresströmungen sind nach der übereinstimmenden Ansicht der Geophysiker Vorgänge, die unmittelbar als Reaktionsbewegung gegen die Tagesrotation der Erde zu verstehen sind. Sie würden vollkommen regelmäßig und konstant verlaufen und somit eine noch treffendere Analogie bieten, wenn nicht sekundäre Umstände, wie die Beeinflussung durch die Küstenbildung, das Zuströmen kühlerer Luftschichten von den Polen her und anderes, Störungen des konstanten Verlaufes verursachten.

Noch auf lange Zeit hinaus, nachdem die äußere Rinde der Erde und mit ihr die Kopernikanische Rotation schon fertig war, vollzog diese Rotation sich um eine Achse, die mit der Achse der inneren und ursprünglichen Rotation zusammenfiel. Es bedurfte einer unabsehbaren weiteren Entwicklung, und es bedurfte erst der Abschleuderung der Masse, woraus sich der Mond gebildet hat, bis sich die Achse der äußern Rotation zu verlegen begann und bis sie schließlich die Lage zur Ekliptik einnahm, die ihr heute eigentümlich ist. Bei den Himmelskörpern, die infolge ihrer größeren Abmessungen in noch viel größeren Zeitepochen ihre Entwickelung vollziehen als die Erde, also bei den Planeten von Jupiter an bis Neptun, und auch bei der Sonne, werden wir somit von vornherein vermuten müssen, daß der von den beiden Achsen eingeschlossene Winkel heute noch ein sehr viel geringerer ist als bei der Erde und den anderen sonnennahen Planeten. Berechnungen auf Grund der Birotationstheorie haben in der Tat dieses Ergebnis; es beträgt nämlich der Achsenwinkel bei Jupiter nur 3′ 34″, bei Saturn 1′ 21″, bei Uranus 1′ 8″, bei Neptun 7′, beim Zentralgestirn selbst nur 36″. (Log sin = 5,8655829 — 10.) Bei den sonnennahen Planeten dagegen ist dieser Winkel: für Mars 13° 26′ 16″, Erde 14° 25′ 20″, Venus 11° 10′ 40″, Merkur 13° 28′ 40″, beim Monde 19° 25′ 8″. Durch den amerikanischen Astronomen Hale von der kalifornischen Sternwarte auf dem Mount Wilson ist nun soeben ermittelt worden, daß der magnetische Pol der Sonne dicht beim heliographischen Pol liegt; es ist also die Vermutung begründet, daß der magnetische Pol der Sonne mit dem Pol der Photosphäre zusammenfällt, ebenso wie die Entfernung 14° 25′ 20″ vom geographischen Pol der Erde der Lage des erdmagnetischen Nordpols entsprechen würde. Indessen sind das alles Betrachtungen, die im Rahmen der Birotationstheorie verlockend, aber keineswegs beweiskräftig sind, sie sollen hier auch nur als Andeutungen mit allem Vorbehalt späterer Korrektur vorgebracht sein.

Was am meisten zugunsten der Birotationstheorie einnehmen muß, ist der Umstand, daß zufolge dieser Theorie die mathematische Form des Gravitationsgesetzes, wie sie der unsterbliche Newton aufstellte, sich nur um ein geringes ändert. Schreibt man nämlich das Gesetz, wie es Newton aufstellte in der Form $\frac{r\,d}{g}$ = const. und bezieht es auf die Schwerkraft der Erde, so nimmt es unter der Birotationstheorie die Form an: $\frac{\rho\,d}{g}$ = const., wenn ρ der Radius

der inneren Erdkugel ist. Für die Erde aber unterscheidet sich der Wert von ρ unter 45° Breite von dem für r nur um rund 1/95, d. i. um das Maß der Mächtigkeit der festen Lithosphäre oder Erdrinde. Es ist nun leicht nachzuweisen, daß auch die Gleichung gilt $\frac{D\ d}{g}$ = const., worin D die Mächtigkeit (Dicke) der äußeren Hülle allgemein jedes Planeten, des Mondes und der Sonne bedeutet; dann ist auch $\frac{\rho}{D}$ = const., und es ergeben sich folgende Werte für D in Metern:

Merkur	Venus	Erde	Mars	Jupiter	Saturn
25 077	65 335	66 872	35 791	694 893	545 269

Uranus	Neptun	Sonne	Mond
270 390	284 212	7 409 478*)	17 764

Den Berechnungen sind die Elemente der Planeten nach Newcomb, bei Merkur die Angabe Sees zugrunde gelegt.

Am Schluß wäre noch die Frage zu erörtern, wie es im Rahmen der Birotationstheorie zu erklären sei, daß ein der Bewegung des freien Falls unterliegender Körper nicht von der äußeren Rotation allein, sondern von beiden Rotationen ergriffen wird und demzufolge den Weg einschlägt, der uns aus der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung des täglichen Lebens vertraut ist. An die Beantwortung dieser Frage könnten wir nicht herantreten, ohne in die Abgründe der Metaphysik zu geraten. Die letzten Zusammenhänge (vielleicht nicht einmal die letzten!) im Kosmos müssen wir in der Welt der Atome suchen, und wir mögen dann annehmen, daß in jedem Atom vom Anbeginn der Weltentstehung an oder, wenn wir uns lediglich an die Erscheinungen der uns unmittelbar gegebenen Sinnenwelt im Bereiche des Planeten Erde halten, vom Anbeginn der Erdentstehung an, jener Trieb der ostwestlichen Rotation für ewige Dauer sich erhalten habe. Eine solche Annahme würde dem physikalischen Grundgesetz der Erhaltung der Energie genügen; ebenso aber müßte auch postuliert werden, daß jedem Atom vom Anbeginn der Entstehung der Erdrinde an der Trieb zur westöstlichen Rotation immanent sei. Indem dann die Körper als Komplexe von Atomen beiden Triebrichtungen unterliegen, erfolgt ihre Bewegung, sobald sie freigelassen werden, unter den Bedingungen des Kräfteparallelogramms. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben müssen, auch in diesem Punkte volle Klarheit zu schaffen.

---

*) Die Mächtigkeit oder Dicke der Chromosphäre berechnet Pringsheim (Physik der Sonne p. 172) in Übereinstimmung hiermit auf 7000 bis 11 000 Kilometer.

Bernhard Rawitz: Religionsphilosophische Betrachtungen.

Der bekannte französische Staatsmann Guizot hat in seinem an Geist und Irrtum reichen Werke: „Méditations sur la religion chrétienne" (Paris 1868) die Behauptung aufgestellt, daß Buddhismus und Mohammedanismus verfallende Religionen seien, während davon beim Christentum im Hinblick auf seine historische Entwicklung nicht gesprochen werden könne. Hiergegen ist zu bemerken, daß Buchreligionen wie die genannten — um den treffenden Ausdruck von Karl Beth (Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig 1913) zu gebrauchen —, überhaupt nicht „verfallen" können. D. h. sie können niemals vollständig zugrunde gehen, wohl aber können sie Zeiten der Schwäche, der mangelnden Wirkung, des schwindenden Einflusses zeigen. Als eine Zeit der Schwäche einer Religion ist eine solche zu betrachten, in welcher ihr Glaubensinhalt dem gesamten Denken und Anschauen ihrer Bekenner nicht mehr konform ist, sodaß infolge davon die Religion ihre Anziehungskraft auf die sie bekennenden Menschen verloren, ihre Werbekraft auf solche, die ihr noch nicht anhängen, eingebüßt hat. Es wird sich dieser sinkende Einfluß einer Religion nach außen hin dadurch bemerkbar machen, daß allgemein Klagen über zunehmende Religionslosigkeit ertönen und daß die Hierarchie zur Aufrechterhaltung ihrer eigenen Herrschaft sowie der der Religion gewaltige Anstrengungen macht. Ist derartig der Begriff „Schwäche einer Religion" aufzufassen, dann trifft Guizots Bemerkung sicherlich nicht auf den Mohammedanismus zu. (Den Buddhismus, der jenseits des Bereiches der europäischen Kulturgemeinschaft gelegen ist, lasse ich außer Betracht.) Denn niemals, weder zu Guizots Zeit noch in der Gegenwart, zeigte und zeigt sich bei den Anhängern des Islam ein Nachlassen der Gläubigkeit und der religiösen Begeisterung, immer und allenthalben hat der Islam bei den Völkern des Orients seine Anziehungskraft behalten. Man muß den Guizotschen Satz geradezu umkehren, wenn man die Wahrheit haben will. Das Christentum, die Religion der großen Kulturvölker, vielmehr zeigte und zeigt dem Betrachter, welcher die Dinge so sieht, wie sie sind, vielfach, im Sinne obiger Definition, die Spuren der Schwäche. Denn die Klagen über vorhandene und zunehmende Religionslosigkeit sind schon vor Jahrhunderten erschollen und werden immer wieder von neuem erhoben. Und die Werbekraft des christlichen Gedankens — es wäre Vogel-Strauß-Politik sich dies zu verhehlen — hat nachgelassen. Mit Fug und Recht hat einmal im Deutschen Reichstage ein geistreicher Parlamentarier darauf hingewiesen, daß bei den Eingeborenen der Tropenländer der Islam fünf sichere Konvertiten macht, wo das Christentum kaum einen unsicheren erwirbt.

Es hat nicht bloß historisches, sondern mehr noch religionsphilosophisches und politisches Interesse, die christlichen Klagen über zunehmende Religionslosigkeit, wie sie in verschiedenen Epochen der Entwicklung der europäischen Menschheit erhoben wurden, sich näher anzusehen. Denn es dürfte eine solche Betrachtung der richtige Ausgangspunkt für den Versuch, eine Besserung herbeizuführen, und für das Gelingen eines solchen Versuches sein.

Der hochbedeutende Kulturhistoriker der Renaissance, Burckhardt, zeigt, wie geradezu verhaßt den führenden Persönlichkeiten der Renaissance die christliche Kirche geworden war. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, dieser integrierende Bestandteil der christlichen Religion — der nebenbei bemerkt den Glauben an ein jüngstes Gericht zum Korrelat hat —, welcher so viele Menschen in dem Jammer und der Not des Lebens zu trösten vermag, wurde absichtlich fallen gelassen, weil die Menschen jener Zeit innerlich nichts mehr der Kirche verdanken wollten. Das subjektive und darum stets schwankende Verhältnis des Einzelnen zum Religionsinhalt war von einer grenzenlosen Verachtung der Religionsträger begleitet. Die gebildeten Italiener der Renaissance, also die Führer des Volkes, empfanden den dauernden Widerspruch zwischen dem christlichen Prinzip und dessen äußerer Darstellung als eine unerträgliche Last und hatten daher in Zorn und Verachtung der Kirche den Rücken gekehrt.

In seiner trefflichen Geschichte der Universität Berlin führt Max Lenz die Tatsache an, daß am Anfange des 19. Jahrhunderts allgemein über zunehmende Religionslosigkeit geklagt wurde. Und in der Gegenwart, in den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts, ertönt dieselbe Klage von neuem. Nicht nur die Evangelischen stimmen sie an, sondern, was von größter Bedeutung ist, auch aus dem katholischen Lager, wo die religiösen Machtmittel viel ausgedehnter sind als in dem der Evangelischen, schallt es vernehmlich: die Religionslosigkeit, die religiöse Gleichgültigkeit nehmen in erschreckender Weise zu. Und zwar handelt es sich hierbei nicht allein um Klagen darüber, daß die Menschen in immer wachsender Zahl sich von der Religionsform, d. h. von der Kirche, abwenden, sondern daß in demselben Maße der Religionsinhalt geleugnet, verspottet, verachtet wird.

Aber welch ein Unterschied zeigt sich in der Areligiosität, wenn man die drei als Beispiele angeführten Epochen miteinander vergleicht.

Im Zeitalter der italienischen Renaissance waren es, wie bemerkt, die Gebildeten und Vornehmen, welche von der Kirche sich abgewandt hatten. Die grenzenlose Unsittlichkeit des niederen und höheren Klerus, die weltlichen, mit den geistlichen Pflichten in unlösbarem Widerspruche stehenden Aspirationen der Päpste, die von diesen ausgehende und begünstigte Schand- und Mißwirtschaft ihrer Nepoten: kurz, die völlige sittliche Verlotterung derjenigen Persönlichkeiten und Einrichtungen, welche die Träger und Verkünder der religiösen Heilswahrheiten waren, der schreiende Widerspruch zwischen Würde des Amtes und Un-

würdigkeit des Beamteten — man lese gerade hierfür Burckhardts „Kultur der Renaissance" —, das alles hatte die Kirche, d. h. die Religionsform oder, wenn man lieber will, die Religionsausübung bei denen in Mißkredit gebracht, welche beobachten und urteilen konnten. Aber freilich nur die Religionsausübung, nicht den Religionsinhalt. Denn auch die größten Verächter der Kirche waren innerlich gläubige Menschen geblieben, welche festhielten an dem, was damals das Wesen des Christentums ausmachte. Und — das ist das Charakteristische — nur die führenden Persönlichkeiten waren antikirchlich gesinnt. Die große Masse der Menschen, alle die Mühseligen und Beladenen, hielten fest am Glauben und an der Glaubensform, nahmen an der sittlichen Unwürdigkeit der Glaubensverkünder kaum Anstoß.

Anders sah die beklagte Religionslosigkeit am Anfange des 19. Jahrhunderts aus. Von einer Abneigung gegen die Verkünder des Glaubensinhalts, gegen den Klerus, war weder bei Evangelischen noch bei Katholischen die Rede. Abgesehen von jenen allgemein menschlichen Schwächen, denen wir alle mehr oder weniger unterliegen und welche dem geistlichen Stande als Ganzem als besonders schweres Verbrechen anzurechnen widerlicher Pharisäismus wäre, ließ sich gegen die persönliche Würdigkeit der mit dem geistlichen Amte Bekleideten nichts einwenden. Die Reformation hatte auch hier gründlich reformiert. Wohl aber zeigte sich eine sehr erhebliche Lässigkeit und Gleichgültigkeit gegen den Religionsinhalt. Aufklärung und Rationalismus hatten in ganz beträchtlichem Grade an jenen Grunddogmen gerüttelt, auf welchen christliche Religion und Kirche beruhen. Mit dem Lächeln der Auguren betrachtete man die einzelnen religiösen Lehren, sah man auf die Formen der Religionsübung herab. Von der Wahrheit des Religionsinhalts waren gewisse Kreise der Bevölkerung ebensowenig überzeugt, wie von der Notwendigkeit der einzelnen kirchlichen Institutionen. Und nicht bloß sogenannte Liberale — denn einen Liberalismus im Sinne der Gegenwart gab es damals noch nicht — sondern auch „Erzreaktionäre", und diese vielleicht am meisten (vergl. hierzu: Lenz, Geschichte der Universität Berlin), waren von Aufklärungsideen und rationalistischen Zweifeln erfüllt.

Das ist ein großer Unterschied gegenüber dem Zeitalter der Renaissance. Damals Glaube an den Inhalt der Religion und Haß gegen die Verkünder dieses Inhalts; dieses Mal Achtung vor den Verkündern und wenn auch kein Haß, so doch großer Zweifel an der Wahrheit des Inhalts. Und hinwiederum gemeinsam ist beiden Epochen, daß die Areligiosität nur bei den Gebildeten, den Führenden sich zeigte. Denn die Masse des Volkes war am Anfang des 19. Jahrhunderts genau so religiös und kirchengläubig wie im Quattrocento und im Cinquecento. Ja vielleicht war diese Gläubigkeit in der Neuzeit eine vertieftere, innigere, als im Mittelalter.

Sehen wir uns die Gegenwart an, so dürfen wir nicht verkennen, daß am Beginn des 20. Jahrhunderts das Bild ein wesentlich anderes, zugleich

viel ernsteres ist, als während der beiden vorher erwähnten Epochen. Denn nicht die Führenden sind jetzt die Zweifler und Ungläubigen. Sie halten fest an Inhalt und Form oder zeigen eine, ich möchte sagen, stille Indifferenz. D. h. sie beobachten die kirchlichen Formalitäten, ohne sich um deren Notwendigkeit und Berechtigung sowie um die Wahrheit des Glaubens viel zu kümmern. Sie sind religiös und kirchlich, weil sie durch Tradition und staatliche Zugehörigkeit Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft sind. Oder sie machen sich persönlich ihre Religion zurecht, die weder mit der Bibel noch mit der Tradition übereinstimmt. Ungläubig dagegen ist die große Masse der Mühseligen und Beladenen, zweifelsüchtig ist ein Teil der Gebildeten, d. h. jener Persönlichkeiten, welche die geistigen Errungenschaften der eigenen und der vergangenen Zeiten sich zu eigen gemacht haben und die nicht zu den stillen Indifferenten gehören. Diese suchen Mittel und Wege, aus dem Zweifel herauszukommen. Sie wenden sich an fossilisierte Philosopheme, wie z. B. das des trefflichen Giordano Bruno, um in einem naturwissenschaftlich modifizierten Pantheismus ihr Heil zu suchen und vielleicht auch zu finden. Oder sie bekennen sich zu einem Monismus, der restlos diese Welt des Seins erklären soll. Dieser Monismus, nur scheinbar atheistisch, enthält unausgesprochen jedoch deutlich in sich die Sehnsucht nach einer metaphysischen, d. h. religiösen Erklärung der Welt. Jene, die Mühseligen und Beladenen, machen dagegen radikale Arbeit. Sie verwerfen Form und Inhalt der Religion, verspotten und verachten jedes nur irgendwie religiös aussehende Motiv und bekennen sich zu einem Materialismus und Atheismus, der nichts mit einer mechanistischen Weltanschauung zu tun hat, wie sie auf naturwissenschaftlicher Grundlage sich gewinnen läßt. Es ist der Materialismus und Atheismus der geistigen Roheit, welcher die Massen erfüllt. Und nicht nur der Städter ist heutzutage trotz eucharistischer Kongresse, trotz Jünglings- und Jungfrauenvereinen, trotz christlicher Arbeitergenossenschaften, trotz Bet- und Singstunden usw., völlig areligiös. Auch in den Köpfen der Landleute — gerade die Einsichtigsten heben dies hervor — beginnen sich Zweifel und Unglauben zu regen: Zweifel, ob die Kirche wirklich das hält, was sie ihnen täglich verspricht; Unglauben, ob in der Tat ein gütiger Gott ihr hartes, entbehrungsreiches Dasein gewollt hat.

So zeigt uns diese kurze Betrachtung eine ganz gewaltige Steigerung hinsichtlich der Religionslosigkeit. Der im Mittelalter auf kleine Kreise beschränkte Widerwille gegen die Träger der Religionsform steigerte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem ebenfalls nur auf kleine Kreise beschränkten Zweifel an den Religionswahrheiten, um endlich in der Gegenwart in einer Leugnung des Religionsinhaltes durch die großen Massen zu kulminieren.

Woher kommt das? Warum hat die Religion heutigen Tages ihre Anziehungskraft gerade auf die Ärmsten der Armen verloren? Ist wirklich, wie vielfach behauptet wird, die Naturwissenschaft mit ihren Jonen, mit Deszendenz,

mit geologischen Epochen von ungeheuerer Dauer allein schuld? Hat nur sie die Welt entgöttert? Oder gibt es noch andere Motive, durch welche den Menschen die Religion entfremdet wird?

Es ist ein durchaus richtiger Gedanke, den ein preußischer Soldat, Oberst Graf Yorck von Wartenburg, in seinem interessanten Buche „Weltgeschichte in Umrissen" ausspricht: „. . . . so gewaltig auch die geschichtliche Wirkung des Christentums für die Menschheit geworden ist, die menschliche Natur selber hat es zu ändern nicht vermocht". Denn alles, was Religion und Kultur geschaffen haben, es ist nur ein dünner Firnis, der sehr leicht abfällt; die selbstsüchtige Bestie „Mensch" kommt dann in aller Ursprünglichkeit zum Vorschein. Man lasse, so hat schon Johannes Scherr gesagt, Strafjustiz und Polizei aus unserem Leben, in welchem wir es ja so herrlich weit gebracht, verschwinden und mit Schaudern wird man trotz Religion und Kirche die Orgien der Bestialität sich entfalten sehen. Es ist kein Zweifel: für die große Masse der Kulturmenschen besitzt die herrschende Religion keine Anziehungskraft mehr; sie hat ihre Werbekraft eingebüßt, da sie die Verlorenen nicht wiedergewinnen kann. Die Menschen haben, um mit Feuerbach zu reden, den Geschmack an der Religion verloren, und es scheint kaum eine Möglichkeit zu geben, sie ihnen wieder schmackhaft zu machen.

Zum Teil rührt diese Tatsache daher, daß Glaubensinhalt und Glaubensform sich nicht mehr decken mit dem allgemeinen und speziellen Wissen der Gegenwart. Die wissenschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit alles natürlichen Geschehens, welche Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit jede extra- und supranaturale Einwirkung ausschließen, hat eine anscheinend unüberbrückbare Kluft zwischen Wissen und Bibellehre dargetan. Und es ist wirklich ein logischer Salto mortale nötig, wenn bedeutende Naturforscher sich als streng Bibelgläubige bekennen, d. h. als Leute, welche die Worte der Bibel wörtlich glauben. Diesen Salto mortale machen die Gebildeten der Gegenwart und die stillen Indifferenten nicht mit. Die große Masse der Menschen jedoch, die nur eine sehr geringe oder gar keine naturwissenschaftliche Einsicht besitzt, sie ist durch ein anderes Motiv der Religion gründlich entfremdet worden. Die grenzenlose Überschätzung der Bedeutung des Wirtschaftslebens ist schuld nicht nur an dem Schwinden der Religiosität, sondern, und dies ist eine untrennbar damit verbundene Tatsache, an dem sichtlichen Niedergange unserer gesamten Kultur.

In einem interessanten Essay „Das geographische Bild der Menschheit" hat bereits vor vielen Jahren Ratzel einen ähnlichen Gedanken folgendermaßen ausgesprochen: „So einflußreich also auch der wirtschaftliche Zustand der Völker in ihrem gesamten Kulturwesen sich zeigt, so wenig ist doch das Übergewicht zu billigen, welches demselben in der Ziehung der Grenzlinien zwischen den Kultur-

stufen eingeräumt wird." Ich habe den ganzen Gedanken des genialen Geographen und Ethnologen hierher gesetzt. Ratzel weist mit einwandfreier Deutlichkeit die Albernheit der üblichen Einteilung der Kulturstufen in Jäger, Hirten usw. nach und zeigt damit, wie töricht es ist, lediglich die Formen des Nahrungserwerbs als historische Grenzen zu betrachten. Es lehrt aber dieser Gedanke zugleich implizite, wie falsch es überhaupt ist, lediglich wirtschaftliche Gesichtspunkte, sogenannte „materialistische Geschichtsauffassungen" à la Marx und Konsorten, im Völkerleben als bestimmende zu betrachten. Und als bestimmend für das Leben der Gegenwart ist das wirtschaftliche Problem anzusehen, dessen Vorherrschaft, wie vorhin behauptet wurde, das Schwinden der religiösen Stimmung in den großen Massen bedingt. Das aber ist darum bedauerlich, weil nicht verkannt werden darf, daß die Menschheit stets ein metaphysisches Bedürfnis haben wird, um mit sich und der umgebenden Welt ins reine zu kommen. Und die Religion ist nach Schopenhauer eine Form der Befriedigung dieses Bedürfnisses.

Aber wenn immer und allenthalben — in Parlamenten und in Zeitungen, in Romanen und in den bildenden Künsten — die Befriedigung der eingebildeten oder wirklichen wirtschaftlichen Bedürfnisse als das politische und sittliche Ideal der Gegenwart hingestellt, wenn das bißchen Nahrungserwerb als das Wesentliche des Kampfes ums Dasein betrachtet wird (vergl. mein Buch: „Urgeschichte, Geschichte und Politik"), wenn die blöde Redensart vom Ausleben der eigenen Persönlichkeit, wenn also, wie ich es an anderer Stelle genannt habe (vergl. meine Abhandlung: „Der Mensch". In: „Bibliothek für Philosophie" Nr. III. Herausgegeben von Ludwig Stein), das autozentrische Prinzip als die Quintessenz unseres Wollens und Müssens, als der wahre, eigentliche und einzige Lebenszweck ausposaunt wird, dann ist es kein Wunder, wenn in der Masse, welcher logisches Denken heute genau so fern liegt wie zu jeder früheren Zeit, keine anderen Ideen mehr vorhanden sind als gut Essen und Trinken und möglichst wenig Arbeiten. Die in der modernen Arbeiterbewegung nach Befreiung ringenden sittlichen Kräfte sind durch die maßlose Überschätzung des Wirtschaftslebens in eine falsche Bahn gelenkt worden. Daher die grauenhafte Genußsucht, die sich allenthalben breit macht und die nichts zu tun hat mit wahrer Behaglichkeit und wahrem Lebensgenuß, daher die vollkommene Ideenlosigkeit unserer Zeit in allen Künsten und Gewerben, daher die zunehmende Verrohung unserer Sitten, daher mit einem Worte der Niedergang unserer gesamten Kultur und daher auch bei der großen Masse der Menschen der Niedergang der Religiosität.

Und wie die materielle Richtung unseres öffentlichen Lebens schuld ist an den unerfreulichen Zuständen, die jeder beklagt und für welche doch keiner das Heilmittel weiß, so ist am geistigen Niedergang und am sittlichen Defekte unserer Zeit schuld der transzendentale Idealismus mit seinen Konsequenzen, dem Pessi-

mismus und Quietismus (vergl. meine zitierte Abhandlung: „Der Mensch“). Tief bedauerlich ist dieser Zustand, weil das Leben allen inneren Halt verloren hat. Die alten Ideale sind geschwunden und neue noch nicht an ihre Stelle getreten. Wohl ertönt von allen Seiten der Ruf: dem Volke muß die Religion erhalten werden, das Volk muß zur Religion zurückkehren. Aber wie die Rückkehr ermöglicht werden soll, wie die Religion zu erhalten, wie sie dem modernen Menschen bezw. seinem Wissen und Können anzupassen sei, darüber gehen die Meinungen beträchtlich auseinander. Die, welche für sich mit der Religion abgeschlossen haben, welche, gleichgültig von welcher Basis aus, allen Religionsinhalt für töricht oder falsch erklären, sie denken hierin vielleicht wie Montesquieu: „ce qui paraît ridicule aux sages, est nécessaire pour les sots“ und wünschen die Massen der unveränderten Kirche wieder zuzuführen. Andere suchen, wie gesagt, in einem naturwissenschaftlich angehauchten Pantheismus Befriedigung ihres metaphysischen Bedürfnisses. Aber sie bedenken und erkennen nicht, daß für die Masse der Menschen der Pantheismus stets eine Unverständlichkeit war und auch immer bleiben wird. Ja daß er sehr leicht in einen Polytheismus und Totemismus ausarten kann. Die Monisten suchen den Religionsinhalt in Beziehungen zu bringen zu den Tatsachen des natürlichen Geschehens, wie sie von der Wissenschaft einwandfrei festgestellt sind. Sie kommen so zu einer naturwissenschaftlichen Ethik, vergessen dabei aber zweierlei. Erstens ist durch Moralpredigen noch niemals ein Mensch, geschweige denn die Menschheit gebessert oder religiös gemacht worden. Und zweitens vergessen oder verkennen sie, wie wohl auch die meisten Menschen, daß Religion und Sittlichkeit nicht ursprünglich miteinander zusammenhängen, daß auch nicht die Sittlichkeit auf der Religion beruht oder aus ihr entstanden ist. Beide Motivationen des Menschendaseins haben vielmehr verschiedenen Ursprung und ihre Vereinigung ist eine erst spät erfolgte. Soll es doch Religionen geben, wie die des Confutse, welche keine Ethik enthalten. So müssen die Bestrebungen der Monisten, dem menschlichen Dasein wieder einen religiösen Inhalt zu geben, so ehrlich sie gemeint sind, fruchtlos bleiben, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, das Wesen des alten Glaubens mit dem Kern des neuen Wissens zu versöhnen. Und daß die Klerisei aller Bekenntnisse, welche starr am Überlieferten festhält und darum alle Abweichung davon, also alles, was die moderne Wissenschaft geleistet hat, in Grund und Boden verdammt, daß die Klerisei, sage ich, nur durch die Rechtsanschauungen der Zeit gehindert wird, mit Feuer und Schwert die Ungläubigen zu vertilgen, um so die Massen der Religion wieder zuzuführen, bedarf keines Beweises. Ebenso wie es keines Beweises bedarf, daß dieses Verdammen, diese starrköpfige Orthodoxie die Massen der Religion und der Kirche nur noch mehr entfremdet, als dies ohnehin schon der Fall.

Es ist nicht meine Absicht, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, ob und eventuell wie aus diesem Dilemma herauszukommen ist. Was ich wollte, war, das Problem,

welches die Areligiosität der Gegenwart dem Denker und Politiker darbietet, in einer neuen Beleuchtung zu zeigen. Darauf aufmerksam machen wollte ich, daß diejenigen Bestrebungen, auf welche sich unsere Zeit so außerordentlich viel einbildet, derenwegen sie sich in Selbstlob gar nicht genug tun kann, die soziologischen nämlich, bereits zu einer recht bedenklichen — ich will es milde ausdrücken — geistigen Verarmung der Menschheit geführt haben und zu einem allgemeinen kulturellen Niedergange führen müssen, wenn es nicht gelingen sollte, neue geistige Ideale den praktischen Bestrebungen entgegenzustellen.

H. Prehn-v. Dewitz: Wahrheit und Dichtung in Schillers „Don Carlos".

Die Liebe des jungen Don Carlos zu seiner liebreizenden Mutter Elisabeth v. Valois ist das vornehmste treibende Moment des Schillerschen Dramas. Ihr entspringt die Handlung, durch sie und in ihrer Folge entstehen die Verwickelungen und sie auch führt endlich zur Lösung, zum tragischen Schluß. Das Motiv ist nicht dem schöpferischen Geist des Dichters entsprungen — wir wissen es. Brantôme, Aubigné, Turquet und zuletzt St.-Réal, der sich geschichtsschreibend gebärdende savoyardische Erzähler, haben dieser Liebe bereits Erwähnung getan, und noch vor Schiller hat der Marquis von Ximenes sie in einer Tragödie „Don Carlos" verherrlicht. Aus Memoiren zeitgenössischer Chronisten über Romanschreiber und Dichter ist das Thema ins Schillersche Drama gekommen. Fast vier Jahrhunderte lang hat es in der historischen, in der schöngeistigen Weltliteratur einen hervorragenden Platz eingenommen und wir fragen uns noch jetzt, ist das Liebesverhältnis zwischen Don Carlos und Elisabeth, wie Schiller es uns zuletzt gezeigt hat, geschichtlich? In den Einzelzügen, wie der Dichter sie uns nach St.-Réals Werk gibt, darf man wohl sagen — keinesfalls. Doch im Ganzen wiederum hat Schiller einen Standpunkt innezuhalten gewußt, der die Liebe des Prinzen, die aus Sinnlichkeit geboren, zu edeln vermag und schließlich zur Sohnesliebe führt.

In II, 9 läßt der Dichter die Prinzessin Eboli im Selbstgespräch ausrufen:

„. . . Sie hatten
Sich lang geliebt, eh' der Monarch sie wählte."

Diese Auffassung stimmt so ganz mit der rührseligen des Historiographen aus Philipp II. Zeit überein, daß man sich hätte wundern müssen, wenn der dramatische Dichter dieses hervorragende Moment hätte unberücksichtigt lassen wollen. Der

geschichtliche Hintergrund bietet allerdings dieser Sache die scheinbar festesten Unterlagen. Philipp II. hatte nach den siegreichen Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen mit Frankreich den Frieden von Cateau-Cambrésis abgeschlossen. Um das neue Band zwischen Frankreichs und Österreichs Häusern noch fester zu knüpfen, waren beide Mächte übereingekommen, Heinrich II. junge Tochter Elisabeth dem gleichaltrigen Don Carlos zu verloben. König Philipp, dessen erste Gemahlin Marie Tudor bei der Geburt Carls gestorben war, hoffte Elisabeth von England heimzuführen. Aber dieses Projekt zerschlug sich an dem emanzipierten Geist der englischen Königin, die keinen Herrn über sich dulden mochte, und so führte Philipp II. denn, um seinen Mißerfolg zu verbergen, in Eile eben dieselbe Prinzessin heim, die er kurz zuvor seinem Sohne angelobt hatte.

III, 3 Alba zum Könige:

„Dem Prinzen
Starb eine Braut in seiner jungen Mutter."

Der König war damals 33, Elisabeth v. Valois 15 Jahre und Prinz Carlos hatte sein 14. Jahr vollendet. Von einer bereits entflammten Liebe kann einmal aus Altersrücksichten (Don Carlos war noch ein Knabe, den eine mißgünstige Natur sowohl physisch, wie moralisch tief unter das Niveau seines Alters hinabdrückte), zum andern aber auch, weil der Infant und die Tochter der mediceischen Königin sich nie vorher gesehen hatten, kaum die Rede sein. Am Hochzeitstage seines Vaters sah der Infant zum ersten Male seine junge Mutter. „Diese, welche begreiflicherweise Interesse an dem Prinzen nahm, kam ihm mit einer Güte entgegen, daß der Infant von Anfang an für sie von Gefühlen der Ehrfurcht und Achtung erfüllt wurde, die er sein ganzes Leben lang nie verleugnete*)." Der Prinz, welcher die Liebe einer eigenen Mutter nie gekannt hatte, wurde durch die Güte einer Frau gewonnen, die mit dem Range einer Mutter, an Alter und Jugendmut einer Schwester glich. So entwickelte sich dann allmählich zwischen Mutter und Sohn ein Verhältnis keuscher, innigster Liebe, wie man es sich erhabener kaum vorstellen kann. Gar manche Beispiele dieser gegenseitigen Hinneigung weist uns die Geschichte. Als Don Carlos im Jahre 1562 auf der Universität Alkala, infolge eines unglücklichen Sturzes, todkrank darniederlag, da waren es vor allen die Königin Elisabeth und die Fürstin Doña Juana**), die ihren Schmerz nicht zurückhielten. Die beiden hohen Frauen nahmen nicht nur als schlichte Bittende an den Prozessionen teil, die in der Hauptstadt stattfanden, sie verbrachten auch eine ganze lange Nacht mit Beten und Weinen vor dem Bild der Gebenedeiten, das sie in feierlichem Aufzuge in das Palais hatten tragen lassen***).

*) Brief des Bischofs von Limoges an Franz II. vom 23. Februar 1560.

**) Philipps II. Schwester.

***) Brief des Gesandten von England Sir Thomas Chaloner an den Staatssekretär Sir William Cecyll vom 12. Mai 1562 (Gachard, Append A.)

Schiller spricht bei dieser Gelegenheit, wie auch sein Gewährsmann Saint-Réal von einem Brief Elisabeths an den Kronprinzen;

Carlos zum Marquis Posa IV, 5:

„Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen."

doch weiß die Forschung von einem solchen Schreiben, namentlich, wenn es mehr enthalten haben soll, als reinen mütterlichen Zuspruch, nichts. Bei Saint-Réal heißt es, daß Marquis Posa, der ja auch im Schillerschen Drama als „postillon d'amour" fungierende Niederländer (nebenbei, wie wir später sehen werden, eine sagenhafte Figur), diesen Brief überbracht habe.

Vier Jahre später. — Don Carlos ist von seinem schweren Leiden genesen und lebt am spanischen Hofe. Die Königin hat ihrer ersten Tochter, der Infantin Clara Eugenia, das Leben geschenkt*). Es ist die Zeit, in die uns das Schillersche Drama eingangs führt. Der Prinz ist 21 Jahre alt. Die strafbare Liebe, die der Sohn für seine Mutter empfindet, tritt eigentlich erst jetzt deutlich hervor.

Carlos zu Posa I, 2:

„Acht höllenlange Monde, Roderich,
Daß dieses Feu'r in meinem Busen wütet." . . .

Der Prinz sucht sich der Königin zu nähern. Marquis Posa verschafft die Gelegenheit für eine Begegnung. Die Zusammenkunft zwischen Elisabeth und Don Carlos im Garten von Aranjuez ist nicht ganz ohne geschichtlichen Hintergrund, wenngleich sie auch in der Form, wie manche Chronisten und nach ihnen Schiller sie bringt, gänzlich unverbürgt ist. In den „Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de François II." finden wir den Brief einer Hofdame Elisabeths an Katharina von Medicis, in dem es heißt: „Die Königin und die Fürstin (Doña Juana) essen häufig in einem Garten zur Nacht, der in der Nähe des Schlosses liegt, und der Prinz mit ihnen, der die Königin einzig und derartig liebt, daß er es nicht gut aussprechen kann." Auch sonst suchte der Prinz die Nähe seiner Stiefmutter. Wenn uns die Geschichte auch nicht über diese, ihrem Zuge unwichtigen Tatsachen immer klare Rechenschaft gibt, so können wir das nahe Verhältnis zwischen beiden doch sehr wohl aus kleinen uns erhalten gebliebenen Einzelheiten schließen. Der Prinz liebte es, an den Spielen der Königin teilzunehmen und seine Sympathie für sie durch reichliche Geschenke zu bezeugen. In seinen Ausgabebüchern finden wir dafür die Belege. Bald ist es ein Rubinring, bald gold- und seidengewirkte Teppiche, bald ein Kästchen und Bild, bald ein mit Goldband geschmückter Strohhut, an dem in Form einer

*) I, 1 . . . „Sie gab ihm eine Tochter" (Carlos zu Domingo).

Medaille ein diamantener Jesus angebracht war, den Engel trugen, und den Smaragde und Rubinen umgaben, den er der Königin als Zeichen seiner Achtung verehrt*). Natürlich mochte dieses Verhältnis die jugendliche Schönheit und der Liebreiz Elisabeths befestigen. Als „schönste Frau auf dieser Welt", wie Domingo I, 1 sie nennt, konnte wirklich Elisabeth v. Valois gelten. Daß sie aber dem Könige untreu geworden sei, davon tönt selbst kein Raunen durch die Geschichte.

„Wer sagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Los beweinenswürdig sei?"

fragt die Königin in edler Selbstbeherrschung I, 5 den Prinzen. Mochte die Heirat zwischen Philipp und Elisabeth auch keine Liebesheirat sein — mochten ihre Veranlassung in hohem Maße politische Machtfragen bilden, so hat sich doch die Königin während ihrer kurzen Ehe niemals über ihren Gemahl zu beklagen gehabt. Als liebevoller Vater seiner Kinder, als treusorgender Gatte tritt uns Philipp II. in seiner Familie entgegen. Nur allzu deutlich sollte Elisabeth davon vor ihrem Tode, der am 3. Oktober 1568 eintrat, Zeugnis ablegen. „Kurz vor ihrem Hinscheiden, es war vor Tagesanbruch," so berichtet der französische Gesandte, „besuchte der König seine leidende Gemahlin." Noch klaren Geistes empfahl ihm die dem Tode Geweihte seine beiden Töchter, Freundschaft und Frieden mit dem königlichen französischen Hause und nahm in Zärtlichkeit Abschied von ihrem guten Gemahl und Herrn, dessen Herz sie soeben gerührt hatte**)." Natürlich sind auch die Aufzeichnungen über einen ehebrecherischen Verkehr Elisabeths mit Don Carlos oder Marquis Posa, wie St.-Réal und seine erzählungslustigen Vorgänger sie wiedergeben, reine Geschichtslügen. Der König soll die Entdeckung des verwerflichen Lebenswandels seiner Gemahlin nach einer langen fiebrigen Krankheit gemacht haben.

III, 4 Domingo zum Könige:

„Das Volk denkt an den Monat noch zurücke,
Der Eure königliche Majestät
Dem Tode nahe brachte — dreißig Wochen
Nach diesem liest es von der glücklichen
Entbindung —"

Von einer solchen Krankheit Philipps ist uns nun weder vor der Geburt der Infantin Clara Eugenia, wie Schiller durchblicken läßt (IV, 7), noch vor der dritten Schwangerschaft Elisabeths, die mit dem Tode der Königin endete, wie St.-Réal annimmt, etwas bekannt geworden. Wir wissen nur, daß die Nachrichten vom Bildersturm in Flandern, die Philipp im September 1566 trafen, den König auf ein langes Krankenbett warfen. Dies war aber kaum sechs Wochen

*) Coleccion de documentos inéditos para la historia de España XXVII.

**) Dépêches manuscr. de Forquevaulx, 3. Okt. 1568.

nach der Geburt der Infantin Clara Eugenia. Die Szene IV, 7 müssen wir somit als dichterische Erfindung Schillers ansprechen. Der König war nicht berechtigt und auch nicht veranlaßt, Argwohn in den Umgang seiner Gemahlin zu setzen. Wohl war es etwas anderes, das Elisabeth v. Valois dem Könige zu verbergen trachtete. Ein schleichendes Gift sollte die Erbschaft ihrer Ahnen in ihren Körper verpflanzt haben. Die mediceische Mutter wies sie darauf in einem ihrer gestrengen Briefe vom 10. November 1560 besonders hin: „Gib acht auf das, was ich Dir beim Abschied sagte; denn Du weißt, was es für Dich zu bedeuten hätte, wenn man das bemerkte, was Du hast; denn wenn Dein Gatte es wüßte, sei überzeugt, daß er Dich niemals wiedersehen würde*)“. Die Sorge um dieses vielleicht eingebildete Übel war es auch, die, wie Büdinger sagt**), „die moralisch tadellose, schöne, fromme, von jedermann hochgeschätzte, junge Frau dazu getrieben hat, sich von allen Seiten Heilmittel zu verschaffen, die ihr wiederholt schwere Krankheiten und am 3. Oktober 1568 den Tod gebracht haben.“

Elisabeths plötzlicher Tod ließ die Historiographen auf die Vermutung kommen, Philipp sei an ihrem Ende, infolge der Entdeckungen über ihre Untreue, nicht schuldlos gewesen. Auch diese Vermutungen fallen nach dem Vorstehenden in sich zusammen.

Doch gehen wir nunmehr zur Geschichte des Prinzen Carl selbst über, neben Elisabeth der sympathischsten Gestalt des Schillerschen Dramas. Die Historie kennt nur ein „Monstrum Carlos“, nur ein erblich belastetes, physisch, psychisch und moralisch gleich minderwertiges Wesen. Mit liebenswürdigen Tugenden, einer hochragenden Figur, edlen Zügen und Augen voller Feuer sieht ihn die Romantik. Sein Bild im Besitze des Herzogs d'Ouate zerstört diese Illusion. Zeitgenossen schildern ihn uns als von unansehnlichem Bau, bleicher Gesichtsfarbe, gebeugtem Rücken und Beinen von ungleicher Länge***). Seinen Charakter beschreibt der venezianische Gesandte†) 1565 wie folgt: „Der Prinz hört auf niemanden und sieht niemanden an, selbst seinen Vater achtet er kaum. Er ist von ausgeprägt grausamer Natur. In seinen Antworten zeigt er wenig Wohlwollen und Höflichkeit. Er haßt, die ihm dienen. Alle Minister fürchten ihn, denn wenn sie ihm Widerstand leisten, beschimpft er sie.“ Und Fourquevaulx setzt hinzu: „Er ist von häßlicher Figur und hat üble Sitten††).“ Ein solcher Charakter war zu allem fähig (uns sind hinreichend Schändlichkeiten überliefert, die er am Hofe seines Vaters beging), aber niemals zu einer edlen Freundschaft, wie der Chronist sie uns zwischen Carl und dem Marquis Posa schildert. — Über-

*) Cte. de la Ferrière, lettres de Cathérine de Medicis.

**) Prof. M. Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie.

***) Brief des venezianischen Gesandten Tiepolo 1563.

†) Soranzo.

††) Dépêches man. de Forquevaulx, 8 févr. 1566.

haupt Posa. — Die Figur ist gänzlich unhistorisch. Zwar gab es ein Geschlecht der Marquis von Posa zu Philipp II. Zeit in Spanien, davon zeugen ihre Namen auf der Liste der Hingerichteten bei den Autodafés vom 21. Mai und 8. Oktober 1559*). Einen Marquis Roderich Posa (oder Poza richtiger) erwähnt aber auch keines der auf uns überkommenen Dokumente. Vor allem hätte sein Name dann doch wohl auf dem Verzeichnis derjenigen stehen müssen, die Don Carl seine Freunde nannte, und das er eigenhändig mit dem Namen seiner Mutter begann**). Die Freundschaft mit Posa ist es nun, die Carlos im Drama in einen zweiten Konflikt der Pflichten treibt. Der Marquis sucht den liebenden Träumer Carl zur Tätigkeit, zur Befreiung der niederländischen Provinzen von Inquisition und Philipps Joch zu treiben.

IV, 21 Marquis zur Königin:

„Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war."

Unzweifelhaft steht hinter dieser Gestalt des Marquis eine historische Persönlichkeit und zwar die des Marquis v. Montigny. Montigny war 1566 nach Spanien gekommen, um den König zur Milderung der Inquisition in Flandern zu veranlassen. Bei einer Unterredung, die er am Abend mit dem Könige allein hatte, sprach er mit solcher Freiheit, daß Philipp die Farbe wechselte***). Ihm eignete dasselbe freie und offene Wesen, wie wir es in Schillers Don Carlos beim Marquis Posa finden.

V, 9 König:

„— — — Ein Geist,
Ein freier Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt."

Mit Don Carlos hatte Montigny wahrscheinlich mehrere heimliche Zusammenkünfte hinsichtlich der flandrischen Angelegenheiten. Ein Brief von Fourquevaulx an den französischen Hof: „Man sagt, der Prinz verständigte sich mit den flandrischen Abgesandten, namentlich mit Montigny," scheint diese Auffassung zu bestätigen. Montigny wird dem Prinzen die Flucht nach Flandern und dort Führung des Aufstandes angeraten haben. Zur Ausführung der Flucht selbst kam es nicht, da Philipp von den Plänen Kenntnis erlangt hatte und den Infanten scharf bewachen ließ. Seiner Rache an Montigny genügte Philipp da-

*) A. de Castro: Historia de los protestantes españoles.

**) Brief des Bischofs v. Rossano vom 30. März 1568 (Gachard II, 486).

***) Brief Alonso de Galoo's vom 3. August 1566 (an den Grafen Hornes) [Montigny's leven en dood].

durch, daß er den unglücklichen Edelmann im Gefängnis erdrosseln ließ. Hatte der Infant bisher vielleicht noch gehofft, auch ohne direkten Widerstand gegen Philipps Befehle, auf seinen Wunsch vom Könige nach Flandern geschickt zu werden, so sah er sich jetzt getäuscht. Der König hatte bereits einen andern für dies Amt ausersehen. Herzog Alba war zur Zuchtrute für die Niederlande bestimmt. Prinz Carlos verweilte gerade in Aranjuez, als Alba mit dieser Nachricht und dem Wunsche, Abschied zu nehmen, ihm entgegentrat. Mag sein, daß der plötzliche Anblick des Herzogs Carls jähzorniges Gemüt in höchste Erregung brachte, mag sein, daß, wie einige vermuten, Alba dem Prinzen Antwort auf eine Frage nach den Plänen des Königs verweigerte — der Infant zog in plötzlicher Aufwallung seinen Dolch und drohte den Herzog zu durchstechen. Dieser aber, bei weitem dem schmächtigen Carl an Kraft überlegen, fiel ihm in die Arme und hinderte ihn so an der Ausführung seiner Absicht. Endlich zwang der Eintritt eines Kammerherrn den Prinzen, sich zurückzuziehen. Die Glaubwürdigkeit dieser Episode haben die neuesten Forschungen bestätigt*). Schiller bringt sie in seinem Drama (II, 5) in etwas abgeänderter Form, indem er Carl und Alba miteinander fechten läßt. Der Gewährsmann des Dichters Saint-Réal weiß überhaupt von einem solchen Kampf nichts. Er sagt nur pag. 114, 115: „Don Carlos aber nahm den Herzog sehr übel auf“. In dieser Hinsicht beruht die Szene II, 5 entweder auf freier Erfindung des Dichters, oder aber sie ist der Form nach der Erzählung Cabreras lib. VII, capt. XIII, pag. 442 entlehnt, somit den Schluß zulassend, daß Schiller auch die wirklich historischen Wert besitzenden Werke Cabreras für seinen Don Carlos benutzt hat.

Was der Herrscher dem Infanten weigerte, suchte Don Carl nunmehr im Geheimen auszuführen. Seinem kleinen und beschränkten Geiste zufolge betrieb er die Fluchtpläne mehr als unvorsichtig. Seine Kammerjunker sandte er aus, um Geld aufzutreiben, und er selbst schrieb zu eben demselben Zwecke an mehrere Granden. Zum Überfluß gar zog er noch seinen Onkel Don Juan d'Austria ins Vertrauen**). Dieser von Natur ehrgeizig auf Auszeichnungen im Dienste der Majestät bedacht, verriet dem Könige die Pläne, und da der kurzsichtige und vertrauende Infant fortfuhr, seinem Onkel auch Tag und Stunde des Aufbruchs genau zu bezeichnen, und ihn zur Teilnahme aufforderte, so gab es bald kein Geheimnis mehr, in das der König nicht schon eingeweiht gewesen wäre. Als endlich noch der Generalpostmeister Don Raymond de Taris sich im Escurial einfand und die Nachricht überbrachte, daß der Infant am Vorabend Pferde für die Nacht bestellt habe, da schien Philipp die letzte Masche des Netzes gelöst***).

*) Brief des Barons v. Dietrichstein an Maximilian II. vom 2. u. 8. Januar 1567 und 21. Januar 1568 (Koch: Quellen etc.) Cabrera 41 f. VII, capt. XIII.

**) Dépêches man. du nouce, 30. Apr. 1568.

***) Berichte bei Strada, Ferreras, Van den Hammen, Cabrera etc.

Schon vorher hatte er, wahrscheinlich im Einvernehmen mit den Mitgliedern seines „geheimen Rats“ beschlossen, den Kronprinzen aus Gründen der Staatssicherheit einkerkern zu lassen*). Diesen Entschluß führte er jetzt aus und am 18. Januar 1568, abends 11 Uhr, trat der König mit fünf Mitgliedern des Staatsrates in das Zimmer des Infanten, um ihn gefangen zu nehmen**). Soweit die Geschichte. Schiller weicht hier sogar erheblich von Saint-Réals Erzählung, der doch immerhin ein gewisser historischer Zug nicht genommen werden kann, ab. Die herrliche, dramatisch bewegte Szene IV, 1, da Philipp mit seinen Granden im Gefängnis erscheint, um dem Infanten die Freiheit anzukünden, mag allerdings ihr Vorbild in dem gleich dramatischen geschichtlichen Vorgang gefunden haben, als der König mit den Großen seines Reiches in das Zimmer des Prinzen tritt, um diesen als Staatsgefangenen einzuschließen. Auch die letzte Szene im fünften Akt: Philipp übergibt seinen Sohn der Inquisition, ist unhistorisch. Uns wenigstens will es scheinen, als ob von einem Glaubensdelikt des Infanten, denn nur ein solches zu ahnden war die Inquisition berechtigt, überhaupt nicht die Rede sein kann. Der Prinz hatte wiederholt Autodafés beigewohnt und schon bei dem ersten vom 21. Mai 1559 vor dem Inquisitor von Valladolid geschworen, die Ketzer dem geistlichen Gericht auszuliefern und den wahren Glauben hochzuhalten***). Auch seine Absicht, nach Flandern zu gehen, war wohl eher dem Plane, die Niederlande für sich zu gewinnen und dem Joch seines Vaters zu entziehen, entsprungen, als dem Gedanken der Ausbreitung der „Irrlehren“ Vorschub zu leisten. In jeder Hinsicht jedoch wird man den historischen Carlos als einen beschränkten Menschen beurteilen müssen, den andere leiteten, und dessen Handlungen nur zu oft in geistigen Störungen ihren Urheber fanden. Die Vermutung endlich, die Königin habe um den Plan Carls gewußt (Schiller V, letzter Auftritt), kann vor der Forschung ebenfalls nicht bestehen. Kein Dokument liefert uns dafür auch nur den leisesten Beweis. Die Sympathie, welche sie dem unglücklichen Prinzen entgegenbrachte, mag dieses Gerücht begünstigt haben. Nach seiner Gefangennahme schrieb sie an den französischen Gesandten: .... „Ich versichere Sie, daß ich nicht weniger sein Unglück mitfühle, als wäre es mein eigener Sohn, was ich in Anerkennung seiner Freundschaft für mich wohl wünschen möchte. Gott hat gewollt, daß er das geworden ist, was er zu meinem großen Kummer jetzt ist†).“ Zwei Tage lang beweinte Elisabeth das Schicksal ihres Stiefsohnes, bis der König ihr die Tränen verbot††).

Von den noch übrig bleibenden Personen des Dramas erscheint zum Schluß

*) Brief Fourquevaulx an den König von Frankreich vom 5. Febr. 1568.

**) Ferreras, Colmenares, Brief des Barons von Dietrichstein an den Kaiser vom 21. Januar.

***) A. de Cástro: Historia de los protestantes españoles.

†) Archives de la maison de Gramont.

††) Fourquevaulx an Catharina von Medicis unter dem 8. Febr. 1568.

nur noch eine Würdigung der Fürstin Eboli angebracht. Prinzessin Eboli, Ehrendame der Königin (man weiß nicht, weshalb sie unverheiratet bereits den Namen ihres zukünftigen Gemahls Ruy Gomez, Prinzen von Eboli trägt. Ihr Mädchenname ist Anne Mendoza de la Cerda) wird von Ruy Gomez de Silva, dem Vertrauten Philipps, zum Weibe begehrt. Dieser will sie nur an sich halten, um sie im Interesse seines Ehrgeizes dem Könige, dessen Leidenschaft für die Fürstin er kennt, zu opfern.

II, 8 Prinzessin:

— — „Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Ruy Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man handelseinig,
Ich bin der Kreatur verkauft."

In dieser Situation sucht sie sich dem Infanten zu nähern, dessen Liebe zu gewinnen ihr erhabener dünkt, als die Maitresse Philipps zu werden. Carlos stößt sie zurück. Von einem Manne so tief gedemütigt, verrät sie dem Könige die Beziehungen, welche zwischen dem Prinzen und seiner Mutter bestehen. Die Figur des Schillerschen Dramas ist, man kann wohl sagen, ein aus dem Hofklatsch des Philippschen Zeitalters entstandenes Wesen. Hier können wir am deutlichsten sehen, wie ausgiebig Schiller die Chronisten der Zeit für seinen „Don Carlos" benutzt hat. Über Anne Mendoza de la Cerdas Leben sind uns die folgenden Daten erhalten. Mit 12 Jahren, im April 1553 wurde sie Ruy Gomez, Fürsten v. Eboli, Herzog v. Estremera und Pastrana, angelobt*). 1559 heiratete sie ihren Verlobten, zu dem sie mit Liebe und Ehrfurcht aufschaute und dem sie bis zu seinem Tode (1573) 10 Kinder schenkte. Eines dieser Kinder, der 1562 geborene Herzog v. Pastrana, soll nun, so weiß die Fama zu berichten, Philipps Sohn gewesen sein. Wenigstens berichtet es der sensationslüsterne Brantôme. Dem Forscher bietet sich für diese Behauptung kein anderer Anhaltspunkt als ein unter Nr. 1234 fol. 250 auf der Bibl. Nat. fungierendes ungezeichnetes Mskr., welches angibt, daß sich am Hofe Philipps II. einige Herren befanden, die für seine Söhne galten, so der Herzog von P . . . Geschichte und Hofklatsch stoßen hier eng zusammen. Wir wagen in bezug auf die Prinzessin Eboli kein strenges historisches Urteil zu fällen.

*) Ruy Gomez war damals 36 Jahre.

Dr. Ludwig Coellen: Greco und die moderne Malerei.

Cézanne hat unzweifelhaft in manchen seiner Bilder, wahrscheinlich mit Bewußtsein, an die Stilmittel Grecos angeknüpft, um dadurch seinem romantischen Willen nach Vergeistigung Gestalt zu geben. Er benutzt die Kompositionsschemata der Renaissance, wie das große Dreieck und die parallelen Vertikalen, in jener Ausprägung, welche ihnen Greco verliehen hat: als die Mittel zur Darstellung mystischer Verinnerlichung und visionärer Erhabenheit. Er benutzt sie insbesondere, wie der spanische Meister, in Unterordnung unter die Farben, nicht eigentlich als lineare Werte für die Raumkonstruktion, sondern zur Organisierung der Farbenwerte, welche die Grundmaterie des Bildes ausmachen. Die „Versuchung des heiligen Antonius", die „badenden Frauen vor einem Zelt" und die „badenden Männer im Wald" sind charakteristische Beispiele dafür; und wenn man in Cézannes Bild einer „Frau mit Kopftuch und Boa" die Übereinstimmung mit Grecoschen Portraits erkannt hat, wie sie sich in der ganzen fließend-rhythmischen Zusammenfügung der Farbenflächen und in der Verhaltenheit des Menschlich-Geistigen des Gesichtes äußert, so läßt sich kaum noch an der Absichtlichkeit der Anknüpfung zweifeln, mag man auch keine weiteren Belege dafür haben.

Selbstverständlich weisen die beiden Künstler entscheidende Unterschiede auf, entscheidend, insofern sie dadurch als Menschen verschiedener Jahrhunderte erscheinen, mit der ganzen typischen Differenz der Persönlichkeit und ihres künstlerischen Stilwillens, welche die Menschen zweier Epochen notwendig trennt. Zunächst freilich drängt sich, gerade in den genannten Bildern, bei Cézanne die Gemeinsamkeit mit dem alten Meister vor: die Übernahme seiner Stilmittel wirkt bei dem Neueren trotz seiner hohen Künstlerschaft unorganisch; der naturalistischen Anschauungsweise des Impressionismus sind diese heterogenen Mittel aufgepfropft. Cézanne *wollte* über den Impressionismus hinaus, vermöge seines eigenen Temperamentes, vermöge seines Strebens nach der romantisch-mystischen Vision, und er *fand* dabei Greco. Aber die bloße Übernahme fremder Formen bleibt für Cézanne nur ein Durchgangspunkt; sie bedeutet ihm in Wahrheit nur die Klärung seiner künstlerischen Absichten: der Spanier hat ihm nur die Forderungen gezeigt, welche an die moderne Malerei zu stellen waren, damit ihre Stilfunktion erfüllt werde. Und so gewinnt in den späteren Werken Cézanne wieder den Boden der spezifisch modernen Anschauungsweise, und innerhalb ihrer Sphäre gelangt er da zu einem organischen Ausdruck seines Willens zur Vergeistigung; auf die bloße Übernahme der fremden Formen folgt ihre wahrhaft künstlerische Synthese mit dem Objektivismus, der vor Cézanne

die Grundlage der neuen Malerei war, und der jetzt durch ihn seine erhöhende Vergeistigung erfährt. Bilder wie die „Provencer Landschaft" (um 1885) oder das „Landhaus am Wasser" oder „Ste Victoire bei Aix" beweisen, wie Cézanne die Lehre Grecos ausnutzte, um seine hohe Leistung für die neue Stilbildung unserer Zeit zu vollbringen. In dieser reifen Periode seines Schaffens tritt daher naturgemäß die grobe Übereinstimmung mit Greco zugunsten der Ausprägung spezifisch modernen Geistes zurück; die Gemeinsamkeit ist auf ihr richtiges Maß beschränkt, und so erst wird sie mit einem Male zu einem allgemeinen Problem der Stilgeschichte, das über Cézanne als diesen einzelnen Künstler auf die ganze Moderne übergeift.

Cézanne wird zu einem besonders hervorstechenden Einzelfall, der auf eine allgemeine Beziehung zwischen Greco und der heutigen Malerei am ersten aufmerksam machen konnte; er hat diese Beziehung als ein Problem herausgestellt. Die Kunst des Spaniers aus dem 16. Jahrhundert — denn das ist Greco dem Geiste nach trotz seiner griechischen Abkunft — hat unbedingt gewisse Gemeinsamkeiten mit jenen Formen, welche sich in unserer Malerei in dem letzten Jahrzehnt als die Elemente eines neuen Stils befestigen wollen. Dabei bleiben, wie es bei der geistigen Differenz des 16. und 20. Jahrhunderts nicht anders sein kann, die Unterschiede beider Kunstweisen so beträchtlich, daß die Behauptung einer Gemeinsamkeit zunächst willkürlich oder seltsam erscheint. Man fragt sich: was sollte dieser Maler, der ein Gemisch von Renaissance-Kultur und katholischer Mystik war, mit unserer modernen Bewußtseinshaltung und ihrem künstlerischen Niederschlag zu tun haben? Trotzdem läßt sich die Beziehung nicht abweisen, und gerade ihre Feststellung vermag über die Gründe und Ziele des heutigen Schaffens Klarheit zu verbreiten.

Es ist, wie gesagt, nicht Willkür gewesen, was Cézanne zu Greco hinführte; es war vielmehr eine Nötigung, die das Temperament an den Künstler stellte, der hier sein eigenes Kunstziel bis zu einem gewissen Grade verwirklicht sah. Es war also die Entdeckung einer Anschauungsgemeinschaft, eine Entdeckung, die immer wieder in den Zeiten der Stilbildung die Künstler zur Anknüpfung an frühere Formen drängt. Die Antike hat ja dieses Schicksal einer „Renaissance" mehrere Male erfahren. Heute herrscht wohl Einigkeit darüber, daß hierbei die Antike nicht als Vorbild den neuen Kunstwillen erst erzeugte, sondern daß umgekehrt dieser den Blick der Schaffenden auf die Antike lenkte und aus der Gemeinsamkeit mit ihr gleichsam die Kraft zur eigenen Verwirklichung und zu einer eigenen, anders gearteten Form schöpfte. Nicht in der Übernahme der alten Formen liegt die Funktion einer solchen Anknüpfung, sondern darin, daß die geistigen Forderungen, aus denen die Formen früher erwuchsen, wieder als neue Forderungen für die Stilbildung der neuen Zeit erkannt werden. Bei Greco tritt das besonders deutlich zu Tage. Er mußte ja von einer kunstgeschichtlichen Verurteilung gereinigt werden, die ihn völlig in

dunkle Verborgenheit wies. Er mußte wirklich entdeckt werden, und konnte es nur werden, weil die neue Anschauungsweise der Maler ihn als ihren Geistesgenossen erkannte. Erst jetzt vermochte auch seine Größe die Arbeit der Maler zu bestimmen und zu fördern. Die Folge dieser eigenartigen Verhältnisse aber ist, daß auch Greco selber erst begriffen sein will, ehe das Problem seiner Beziehung zur Moderne erfaßt werden kann. Der Mensch und sein Stil müssen uns als ein Notwendigkeitszusammenhang offenbar sein, ehe wir beides mit der Bewußtseinshaltung unserer Zeit und ihrem malerischen Ausdruck vergleichen können, oder ehe wir aus beidem zureichende Schlüsse auf diese zu ziehen vermögen.

* * *

Greco ging bekanntlich bis vor kurzer Zeit unter der Marke „Manierismus". Heute läßt er sich nicht mehr so kurzer Hand abtun; man kann an seiner eindringlichen Stilabsicht nicht mehr vorbei, muß die eigentümliche Stärke seiner Farbformeln anerkennen und den Porträts den Wert großer Meisterschaft zusprechen. Aber im ganzen übt man doch noch eine zurückhaltende Vorsicht im Urteil; man will sich nicht einer Mode zuliebe übernehmen, wie das noch jüngst bei Velasquez peinliches Ereignis wurde. So mischt man denn die unausweichliche Anerkennung mit einer reservatio mentalis: hier und da war dieser Künstler doch ein wenig Manierist. Wo die menschlichen Proportionen „überschlank" werden, wo der Bildkomposition die anatomische Struktur der Leibesglieder völlig geopfert wird, da melden sich wieder jene Bedenken, welche auch zu dem bisherigen Gemeinurteil der Kunstgeschichte geführt haben. Die im Jahre 1911 erschienene deutsche Monographie über den Künstler geht in solcher Art zu Werke; sie nennt zum Exempel die Gestalt des Täufers Johannes in dem Bilde der Sammlung Koehler-Berlin (das auf der Cölner Ausstellung des „Sonderbundes" zu sehen war) eine weich gewordene wie aus Marzipanteig geknetete Figur ohne Halt; und von der Darstellung aus der Apokalypse (im Besitz Zuloagas), die doch wie eine letzte und größte Erfüllung der Grecoschen Kunst wirken muß, wenn man deren Geist überhaupt anerkennt, erklärt dieses Buch, daß sie nur auf das Dekorative abziele und auf die Dauer keinen hohen ästhetischen Genuß gewähren könne. Greco gegenüber aber gibt es da kein Ausweichen: gerade in seinen „manierirten" Bildern hat er seinen Persönlichkeitswillen am reinsten und vollkommensten verwirklicht, und es gilt vielmehr, die „Übertreibungen" und den „Zug zum Dekorativen" als die vollgültigen Stilelemente zu begreifen.

Es ist ein Vorurteil und kein Urteil, das sich Greco gegenüber geltend macht und noch hält, und es ist bezeichnenderweise dasselbe Vorurteil, das sich heute auch der jüngsten Malerei gegenüber erhebt, von van Gogh bis zu den Kubisten und dem „blauen Reiter". Die künstlerische Betrachtung ist traditionell geschult an der seit der Renaissance vorherrschenden Formungsart,

welche die Organisierung des Bildganzen aus der Zusammenfügung von Einzelgegenständen, unorganischen und organischen, gewinnt, indem sie dabei den Individualwert der Gegenstände als solchen beibehält und ausnutzt. Aus dem Individualwert des Gegenständlichen erwächst hier insbesondere die ganze perspektivische Konstruktion des Bildraumes; sie ist das Skelett, dem sich die Farben- und Lichtwerte, soweit sie dem gleichen Zwecke dienen, als Mittel zweiten Grades einordnen. Diese Besonderheit der Formung, welche ihren tiefsten Grund in dem individualistischen Geiste der nachmittelalterlichen Zeit hat, machte in der Menschendarstellung die organisch-funktionale Ausdrucksbedeutung der Leibesformen zu einem hervorragenden ästhetischen Werte. Und es entspricht durchaus dem individualistischen Geiste, daß der individuelle Funktionswert der Leibesformen zum allgemeingültigen Kanon der Schönheit wurde, nach dem sich das Geschmacksurteil richtete. Diese Zucht einer langen Tradition wirkte gegen Greco, so wie sie heute wieder gegen die „Expressionisten" wirkt. Der Spanier strebt grundsätzlich nach einer Auflösung des Individualwertes seiner Menschengestalten zugunsten einer überpersönlichen, allgemeinen Geistigkeit; die Formen der Menschenleiber fließen über in den Organismus des Bildganzen, um darin aufgehoben (d. h. zugleich: aufbewahrt) zu werden in dem höheren und allgemeineren Leben; sie werden ihrer organischen Individualfunktion entkleidet, um einen höheren Allgemeinwert darzustellen. So steht denn in dem genannten Bilde die Johannesgestalt auf ihren Beinen, ohne daß diese das Stehen zum Ausdruck bringen; und in der Darstellung aus der Apokalypse fließen die vertikal nebeneinander gestellten, schmalen und langen Menschenleiber als Farbenzüge empor, um eine allgemeine, zum Unendlichen gesteigerte Lebendigkeit zu symbolisieren; und in der „Verkündigung" aus der Sammlung Nemes — einem vortrefflichen Werke von einer vollendeten Durchbildung des Stiles — streben die Arme des Engels wie Wellenzüge in das Licht und sind die beiden Gestalten des Bildes der gesteigerten Dynamik der Farbenflächen durchaus untergeordnet. Der Kanon der Individualschönheit führt da zu dem Urteil: Manier und Übertreibung; denn er verlangt diejenigen Proportionen der menschlichen Gestalt, welche die individuelle Funktion der Glieder zum Ausdruck bringt. Das gewöhnliche Barock mag noch angehen; aber wo es sich, wie bei Greco, mit dem mystischen Drang nach der Vision des Unendlichen verbindet, da muß sich dieser Geschmack die Zustimmung versagen; er erkennt nicht einmal mehr die Stilabsicht und spricht von gespreiztem Ästhetentum.

Das Gemeinurteil der Kunstgeschichte über Greco war ein Vorurteil, und es war hier nötig, seine Gründe aufzudecken — die es ja zugleich, als ein in historischer Bedingtheit wurzelndes, rechtfertigen —, um den Wert Grecos und unser Begreifen seines Wertes sicher zu stellen. Es war ein Vorurteil, weil die Individualbedeutung des zum Kunstwerk gewordenen Gegenständlichen keinen absoluten, für alle Perioden und Erscheinungen der Kunst geltenden Maßstab

abgeben kann. Die Betrachtung hat vielmehr anzuerkennen, daß die Beibehaltung und künstlerische Ausnutzung des gegenständlichen Individualwertes nur ein Einzelfall der stilistischen Möglichkeiten ist — der freilich seit der Renaissance bis auf die neue Malerei die Regel bildet —, und daß, wie bei Greco, die aufhebende Unterordnung des Individualprinzips unter eine allgemeinere Einheit das Hauptmotiv des Kunstwillens sein kann. Man ist heute wohl durchgängig geneigt, das zuzugeben; denn der moderne Impressionismus, der schon zu einer besonderen Ausbildung dieses Verfahrens gelangte, hat da gegen die Tradition gewirkt. Über ihn hinaus gibt van Gogh mit der Ausschaltung des Individualwertes der Gegenstände radikal auch die ganze Individual-Perspektive auf zu Gunsten einer Flachmalerei; bei ihm sind die Gegenstände, wo er seine Stilabsichten rein durchführt, nur noch Mittel zur dynamischen Organisierung einer einheitlichen Farbenfläche. Wie wollte man diesen Großen verstehen, ohne das genannte Motiv anzuerkennen? Greco allerdings steht in einem noch höheren Grade gegen die Tradition: er stilisiert mit Menschenleibern, während der Moderne die „Natur" in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstand hat. In der Moderne wird der Mensch zum Glied in der Natur, das ist eine geläufige Anschauungsweise; Greco hebt den Menschen als solchen in seiner Individualität auf, das ist eine unerhört fremd gewordene Anschauungsweise, die bei uns als mittelalterlich verpönt ist.

* * *

Grecos Werk ist die künstlerische Selbstdarstellung eines Persönlichkeitstypus, der das ethische Gesetz seiner Zeit und des Landes, in dem er herrschte, repräsentiert. Dieser Persönlichkeitstypus leuchtet aus dem Werke hervor, er ist davon abzulesen. Er ist weder der reine Renaissance-Mensch, noch der mittelalterliche Katholik, er ist vielmehr die Verknüpfung beider, ist die Einordnung des Individualbewußtseins der Renaissance in das mittelalterliche Gemeinbewußtsein und infolgedessen eine höhere Synthese dieser beiden Gegensätze. Der Geist des Mittelalters war der überpersönliche Gemeinschaftsgeist, der das Einzelbewußtsein als Persönlichkeitswert nicht kannte; in der Renaissance dagegen erwachte dieses Eigenbewußtsein des einzelnen Menschen, und die Kultur der Renaissance erwuchs aus der isolierten Wertsetzung des Individuums. In der Zeit der Gegenreformation vollzog sich die Verknüpfung der Gegensätze: das Individualbewußtsein stellte sich wieder unter das alte Gesetz des Gemeingeistes, der in dieser Aufnahme eines neuen Elementes seine höhere Form gewann, der nun als die übergreifende Ordnung einer Gemeinschaft selbstbewußter Individuen galt. Die Gemeinschaftsordnung war die alte, sie war die katholische Gemeinschaft, wie sie in der Lehre der Kirche ihren Ausdruck fand, ein Reich Gottes auf Erden, das seine Erfüllung in der Gemeinschaft der Heiligen hatte. Der seiner selber bewußt gewordene Mensch fand seine

ethische Aufgabe in der Einordnung in das Reich Gottes, und so wurde, nicht nur in Spanien, das Streben nach mystischer Versenkung und asketischer Frömmigkeit die Grundlage des kulturellen Schaffens. Aber Spanien war das Land, in dem dieses Streben seinen fruchtbarsten Boden gewann und zur Kunst werden konnte: Greco ist davon die köstlichste Frucht.

So hätten wir also die Formel gefunden, die das Wesen dieses Malers aufschließt: in ihm erscheint das Persönlichkeitsbewußtsein der Renaissance aufgehoben und aufbewahrt in dem Geiste katholischer Mystik; die Steigerung des Eigenbewußtseins zur Einheit mit dem Unendlichen, das sich ihm als die in Gott gipfelnde Gemeinschaft der Heiligen symbolisiert, ist sein Persönlichkeitswille. Es ist der Drang zu dieser Vision, zu dieser aufhebenden Erfüllung des Menschen in dem Reich Gottes, der seinen Stil bestimmt.

Wie ein Wunder muß es erscheinen, daß der Grieche zuerst in Italien ein Schüler Tizians wurde und dann nach Spanien zog. Italien gab ihm das eine Element seines Stiles: die barocke Formung der Menschengestalt und des Kolorismus; in Spanien fand er die gothischen Formen des mittelalterlichen Gemeingeistes. Man hat neuerdings auf diese beiden Elemente in dem Stil Grecos hingewiesen; ihre zureichende Erklärung finden sie in unserer Analyse seines Persönlichkeitswillens. Betont aber muß werden, daß die Elemente zu einer organischen Einheit zusammenwachsen, und daß dabei ihre Eigenart umgeschmolzen wird; Grecos Stil ist eine originale Schöpfung, obwohl er aus der Verbindung jener Elemente entsteht. Das Werk der Venetianer und Michelangelos gab dem Künstler die Mittel, das Menschlich-Persönliche in der seiner Absicht entsprechenden Steigerung der Lebendigkeit darzustellen, in jener Intensität des Gefühlsausdruckes, welche der Drang nach der Vision verlangte. Das Gothische lieferte ihm die Mittel, in der Auflösung der organisch-funktionalen Werte der Gestalten und durch sie die Sphäre eines überirdischen Gemeingeistes zu symbolisieren.

Die Vision ist für den Stil Grecos das Entscheidende. Sein eigentlicher Gegenstand ist der Mensch, die menschliche Gestalt und das menschliche Leben; aber er erhebt den Gegenstand vermöge der Vision in die transzendente Sphäre des Reiches Gottes. So sind selbstverständlich die biblischen Geschichten und die Heiligenlegenden seine besonderen Vorwürfe; aber sie sind es in einer völligen Entrücktheit von allem Irdischen. Er malt seine Heiligen nicht als Menschen, sondern als selig Verklärte, selbst wo sie noch irdisch in Anspruch genommen sind durch die Legendendarstellung; und er malt seine Menschen, selbst in den Porträts, in einer visionären Haltung oder als die irdischen Vertreter des transzendenten Gemeingeistes. Seine Bilder sind so, allgemein gesagt, die malerisch-symbolische Darstellung der Erhebung des diesseitigen Menschenlebens in die Sphäre der seligen Verklärung des Jenseits; das Menschenleben ist der Aus-

gangspunkt für sie, seine Erhebung zu einer im Unendlichen wurzelnden Geistigkeit das Ziel ihrer Symbolik. In diesem allgemeinen Sinne ist die Darstellung aus der Apokalypse die Erhöhung des irdisch gebundenen Lebens in seiner Totalität. Und das „Begräbnis des Grafen Orgaz" ist eine legendarische Gestaltung derselben umfassenden Anschauung: die untere Hälfte des Bildes nimmt das Begräbnis ein als ein irdischer und doch schon von seinem geistigen Sinne beherrschter Vorgang, die obere Hälfte ist die Erfüllung dieses Vorganges im Reiche Gottes. Die Reihe der vielen Porträts in dem unteren Teile symbolisiert deutlich, in der Übereinstimmung ihrer Haltung, die irdische Gemeinschaft der Geister; sie ist gegen die Sphäre der Himmlischen abgeschlossen und führt doch vermöge der ganzen Stilisierung unmittelbar zu ihr empor. Dieses große Werk Grecos ist gleichsam eine thesenhafte Gestaltung seiner Weltanschauung.

* * *

Sollen die Stilmittel dargestellt werden, welche dem Sinne der Grecoschen Kunst entsprechen, so kann es nur die Aufgabe sein, das Skelett der spezifischen Hauptmittel anzugeben, das die malerische Symbolik dieses Sinnes bildet. Das ist also ein abstraktives Verfahren, welches an dem Gesamtwerke geübt wird, und welches Unwesentliches oder gar Entgegengesetztes als zufällig ausschaltet und insbesondere die allmähliche Entwicklung des Künstlers unbeachtet läßt.

Ein wesentliches Moment wurde schon erwähnt: die Menschengestalt ist der eigentliche Gegenstand der Formung; aber sie gibt ihren Individualwert an das Bildganze ab, sie fließt über in die Gesamtorganisation des Bildraumes. Das heißt stilistisch, sie ordnet sich als körperliche Gestalt einem anderen Mittel unter, und dieses Mittel ist die Farbe. Die Farbe ist die Grundmaterie des Bildes, welche als solche zu einer in sich vielfältigen Bildeinheit organisiert wird; und die menschlichen Gestalten werden in einem hohen Grade zu einem bloßen Mittel der Farbenkomposition, die Auflösung ihrer körperlichen Struktur geschieht wesentlich zugunsten dieser Funktion. In der besonders gearteten Benutzung der Farben als der Grundmaterie für die Erzeugung der Bildfläche liegt das eine spezifische Stilelement Grecos, das alle anderen mitbestimmt. Eine außerordentlich reiche Differenzierung der farbigen Fläche, die Gliederung in eine Fülle gleichsam im Lichte rieselnder und fließender Elemente, welche dann doch zu einem großflächigen und intensiven Farbenakkorde zusammengefügt sind, erzielt den Eindruck einer Dynamik des Geistigen, die den Charakter überpersönlicher Allgemeinheit trägt dadurch, daß sie sich eben in dem Ganzen des Bildes auswirkt und sich die Gestalten einordnet. Die leuchtende Stärke und die besondere Wahl der Farben, welche direkt zu den nordischen Meistern des Mittelalters hinüberweisen, steigern die Ausdruckslebendigkeit zu jener Höhe, die der romantischen Vision eigen ist. Das zweite Hauptmittel, das wiederum

dieser Symbolik des Visionären dient und ihr den besonderen Charakter der Grecoschen Weltanschauung gibt, ist die Stilisierung der Gestalten, die, wie gesagt, zugleich als Farbenzüge der Komposition der Gesamtfläche dienen. Die Leiber mit ihren schlanken und schmalen Gliedern ragen steil empor, und sie sind meist so zu einander gestellt, daß der Blick unmittelbar durch die vertikalen Parallelen von unten nach oben gezogen wird und gleichsam über den Rahmen des Bildes hinausdrängt; asketische Überwindung der irdischen Körperlichkeit ist der bezwingende Ausdruck dieser Formung, eine Übersteigerung katholischer Geistigkeit.

Es ist ein eigenes Kennzeichen des Grecoschen Stiles, welches wiederum aus der Gesamtanschauung des Künstlers fließt, daß sich die von den Gestalten bestimmten Farbenzüge auf einer besonderen, das Bild durchziehenden Farben-Grundierung erheben. Dadurch bleibt die menschliche Gestalt als solche trotz ihrer Auflösung in das Bildganze dennoch der gegenständliche Ausgangspunkt der Formung; sie ist es, die die Farbenflächen konstituiert. Das aber bedeutet: das Bild bleibt bei aller Auflösung des Individualwertes der Gestalten eine Darstellung menschlich-geistiger Lebendigkeit.

Eine Folge dieses ganzen Verfahrens der Farbenkomposition ist der Zug zur Flachmalerei. Da für den Maler die organisch-funktionale Bedeutung der Gegenständlichkeit zurücktritt, da er statt dessen die Organisierung einer Farbenfläche anstrebt, so muß er dazu kommen, die von der Renaissance gewonnenen Mittel der Perspektive aufzugeben oder nur noch nebenher zu benutzen. Grundsätzlich geben seine Bilder eine nur schwach modellierte, flächige Raumvorstellung, und obwohl das lediglich ein Ergebnis seiner Farbenbenutzung ist, bildet es doch ein auffallendes Stilelement Grecos, das ihn aus der zeitgenössischen Malerei vollständig heraushebt.

* * *

Die Erkenntnis Grecos seiner Persönlichkeit und seinem Stil nach liefert uns jetzt die Möglichkeit, seine Beziehung zur modernen Malerei zu untersuchen. Vorab ist da zu beachten, daß der mystische Romantizismus, welcher die Wesenseigentümlichkeit dieses Spaniers ist, in der Moderne erst bei Cézanne zur Wirkung gelangen konnte, d. h. zu einer Zeit, wo auch in der Moderne der romantische Trieb sich wieder regte. So wie der vorhergehende Naturalismus in Velasquez einen ähnlich gestimmten Künstler und damit ein Vorbild fand, so war es nun Greco, der sich den zum Romantischen drängenden Malern anbot. Aber wenn schon eine solche Gleichheit des Temperamentes geboten und vorhanden war, so setzte doch die Bevorzugung gerade dieses Romantikers eine tieferliegende Gemeinsamkeit der Anschauungsweise voraus; es müssen, wie eingangs gesagt wurde, Übereinstimmungen in dem allgemeinen Kunstziel vorhanden sein, welche zu einer Übereinstimmung in den Stilabsichten führen.

Suchen wir zunächst nach dieser Übereinstimmung in den Stilabsichten, so erscheint als das grundlegende Moment die Aufhebung des Individualwertes der Bildgegenstände zur Symbolik einer höheren allgemeinen Geistigkeit. Es ist ein Hauptzug der neuen Malerei, die Gegenstände ihrer plastischen Eigenbedeutung im Bild zu entkleiden und sie nur als die dienenden Mittel zur Erzeugung einer allgemeinen, d. h. überindividuellen Raumvorstellung zu benutzen. Schon der Impressionismus verfolgt, wie eben erwähnt wurde, dieses Ziel; aber bei van Gogh und Cézanne ist die Absicht völlig durchgeführt, und bei den Expressionisten bildet sie ein bewußtes Stilelement: die Gegenstände sind da ihrer mechanischen oder organisch-funktionalen Eigenbedeutung vollständig enthoben. Aus dieser wichtigsten Übereinstimmung mit dem Stile Grecos folgen die übrigen. Von van Gogh ab herrscht die Flachmalerei vor; die traditionelle Raumperspektive ist grundsätzlich ausgeschaltet — weil sie ja aus den mechanischen und dynamischen Werten der Einzelgegenstände stammt —, und an ihre Stelle tritt eine Beschränkung der Raumvorstellung des Bildes auf die zweidimensionale Fläche, die dann in der Folge von dem „Kubismus" abgelöst wird. Dieser ist der eigentliche Ersatz für das alte Mittel der Raumgestaltung. Und wie bei Greco führte die Flachmalerei notwendig dazu, die Farbe als die konstruktive Materie des Bildes zu benutzen und ihr alle Intensität und Ausdrucksmöglichkeit zu entlocken; es ist die Organisierung einer Farbenfläche, die den Wert eines materiellen Seins gewinnt, was van Gogh und Cézanne, Gauguin und Matisse in ihren Werken schaffen; und man muß bedenken, daß die jüngsten Maler, die Expressionisten, in dem Geiste dieser ihrer Vorgänger weiterarbeiten. Das alles sind so bedeutsame Übereinstimmungen mit Greco, daß es allerdings geboten ist, sie zu begreifen.

Doch darüber dürfen die starken und entscheidenden Unterschiede nicht vergessen werden. Der alte Meister hat die Menschendarstellung zum fast ausschließlichen Gegenstande; dem modernen Künstler ist im Gegensatz dazu der Mensch nur ein den Tieren und Pflanzen und „toten" Dingen gleichwertiger Gegenstand. Hier offenbart sich die trennende Differenz der Weltanschauung. Man könnte es mit einer Formel, welche allerdings nicht alle Momente trifft, so ausdrücken: Greco ist subjektivistisch gewandt, und sein Gott hat den Charakter der Transzendenz; die Moderne dagegen ist objektivistisch gewandt, und ihr Gott ist eine immanente Weltidee. Daher fällt für die Moderne die ganze gothische Stilisierung der Menschengestalt aus, wie sie Greco hat. Und überdies wird die Komposition der farbigen Bildfläche auch eine wesentlich andere. Wenn Greco, wie erwähnt wurde, seine Farbenkomposition auf eine Grundierung aufträgt, so daß auf dem neutralen Boden des Bildes eine Gemeinschaft individueller Gestalten zur Allgemeinvorstellung aufgelöst und erhoben wird, so verlangt dagegen der Objektivismus der Moderne ein grundsätzlich anderes Verfahren: die Gesamtfläche des Bildes ist für sie die Allgemeinvor-

stellung als eine gleichsam objektive, den Menschen einschließende Einheit; sie konstituiert sich aus der Fülle der Gegenstände und erscheint durch deren auflösende Aufhebung als eine umfassende und höhere Seinsgemeinschaft. Daher ist bei dieser Stilabsicht ein neutraler Malgrund ausgeschlossen, die Bildfläche wird nur durch die von den Gegenständen bestimmten Farben gewonnen.

Wenn also auch Cézanne zunächst zu einer Übernahme der Mittel des Spaniers getrieben wurde, in einem Grade, welcher dem modernen Objektivismus nicht entsprach, so mußte die Differenz des neuen Stiles mit dem Grecoschen doch bald wieder stärker hervortreten. Und die Ähnlichkeit verschwand um so mehr, je ausgeprägter sich bei den Nachfolgern Cézannes die der Moderne allein eigentümlichen, neuen Mittel herausbildeten. Aber trotz der Unvergleichbarkeit, welche nun der Gesamteindruck der expressionistischen Kunst dem alten Maler gegenüber bietet, bleiben doch die aufgezählten Stilgemeinsamkeiten bestehen. Ihr Grund ist die Tendenz der neuen Kunst, über den in der materialistischen Anschauung befangenen Impressionismus hinauszugelangen; es ist die Tendenz, das Kunstwerk wieder zu einem Symbol einer Weltidee zu erheben, deren Wesen Geist ist, ein das Einzelwesen in sich einschließender und aufhebender Geist. Darin trifft sich die neue Anschauungsweise mit der Weltanschauung des Spaniers; an die Stelle des transzendenten Gottes aber setzt sie eine alles Dasein umfassende, immanente Weltidee. In einer kleinen Schrift „Die neue Malerei" habe ich versucht, diese Interpretation der modernen Kunst, die ich hier nur andeuten kann, näher auszuführen und zu begründen.

Arthur Wolfgang:
Vom „Guntram" zur „Ariadne".

Richard Strauß zum 50. Geburtstag.

Richard Strauß wird am 11. Juni hoch gefeiert werden; es wird vielleicht den Anschein haben, als sei die ganze Welt ihm und seinen Kunstwerken endgültig gewonnen. Denn seine Gegner werden — hoffentlich — taktvoll genug sein, seinen Anhängern das Fest nicht zu stören. Aber der Schein wird wieder einmal trügen. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß eine große Anzahl ausgezeichneter Kritiker Strauß bisher nicht als „Meister" anerkennt und der weit überwiegende Teil des Publikums, dank der herrschenden musikalischen Unbildung, seiner Musik ratlos gegenübersteht.

Die Konstatierung dieser Tatsache ist wichtiger als alle Feste; denn sie bedeutet die dringende Mahnung an alle musikalisch Tätigen, sich mit dem „Problem Strauß" immer eingehender zu befassen und sich um seine weitere Klärung zu

bemühen. Selbstverständlich ist heute, wo Strauß sich in vollem Leben und Schaffen befindet, noch kein endgültiges Urteil möglich; kann uns doch die Zukunft auch sein bisheriges Schaffen unter anderen Gesichtspunkten betrachten lehren. Immerhin aber „liegen drei Jahrzehnte seines Schaffens der Öffentlichkeit vor und damit Werke aus drei Epochen: des formell ausgereiften erstklassigen Epigonen, des Eigenen als programmatischen Tondichters und als Musikdramatikers"*); genügende Dokumente eines Kunstschaffens, um unter ihnen Gruppenbildungen erkennen zu können, deren Teile gemeinsame Züge tragen und, wo ein Gesamturteil noch verfrüht ist, doch bereits Schlüsse auf einzelne Qualitäten ihres Schöpfers zu ziehen erlauben. Natürlich sind auch hierbei nur dann brauchbare Resultate zu erzielen, wenn man die Untersuchung so führt, daß man das Ungewohnte der neuen Stilmerkmale mit denen älterer, bereits vertrauter Stile vergleicht — unter dem Gesichtspunkt, daß es in der Kunst keine Revolutionen gibt, sondern daß alles Kommende im Gegenwärtigen, dieses wieder im Vergangenen wurzelt, und daß wir auf jedem besonderen Gebiet eine manchmal wohl stark gebogene, aber nie abreißende Entwickelungslinie haben.

So sei hier versucht, speziell im musikdramatischen Schaffen Richard Strauß' leitende Gedanken, die Zusammenhänge mit der Vergangenheit und die Art des Fortschreitens zu erkennen.

1.

Strauß tritt uns durchaus nicht, wie etwa Gluck, Weber, Lortzing und vor allem Wagner, als „geborener" Musikdramatiker entgegen, sondern nur ganz allmählich entwickelt er sich dazu. In seiner Jugend begeistert er sich für musikalisch-technische Schönheiten in Mozarts und Mendelssohns Sinfonien, Haydns „Schöpfung" und Bachs D-Dur-Suite („Wie schön und hell klingen die drei Trompeten in der hohen Lage . . ."); aber was hinter dem „Klingen" lebt, davon will er nichts wissen. Darum langweilt er sich bei Wagner „wie ein Mops": „Die Einleitung [zum „Siegfried"] ist ein langer Paukenwirbel mit Bombardon und Fagotten, die in den tiefsten Tönen brüllen, was so dumm klingt, daß ich grade hinausgelacht habe. Von zusammengehörigen Melodien keine Spur. Bei [Mimes] Stelle [„War's dir noch nie . . ."] wär eine Katz krepiert und sogar Felsen wären vor Angst vor diesen scheußlichen Mißtönen zu Eierspeisen geworden. Das Einzige, was wenigstens gestimmt hat, war der Gesang des Waldvogels." Wie anders klingt, was Strauß ein Jahrzehnt später an Alexander Ritter schreibt: „Der ganze Wagner ist nur aus dem Geist der deutschen Sprache voll und innig zu erfassen. Für das Einfachste wie für das Komplizierteste weiß er den richtigen Ausdruck zu treffen." Schließlich gelangt er sogar dahin, auch in dem als Musiker so glühend geliebten Mozart den drama-

*) Vgl. Max Steinitzer, Richard Strauß, Berlin 1911, S. 97.

tischen Meister zu würdigen: „. . . . in der Anwendung dieses ganz bestimmten Ausdruckes seiner Worttonsprache hat Mozarts Charakterisierungskunst ihre Blüte erreicht“*) . . . Strauß' Musikanschauung hat sich im Laufe der Jahre völlig geändert; er hat allmählich gesehen, daß Musik nicht nur „ist“, sondern „bedeutet, weil sie ist“ (Grunsky). Jetzt erblickt er „in der Geschichte der Tonkunst ein Fortschreiten von der Wiedergabe unbestimmter oder allgemeiner typischer Vorstellungen zum Ausdruck eines mehr und mehr bestimmten, individuellen und intimen Ideenkreises“**).

Mit der Wandlung seiner theoretischen Anschauungen läuft nun die Entwickelung des Komponisten Strauß konform. Von seiner „absoluten“, d. h. „unbestimmten, allgemeinen“ ersten Orchester- und Kammermusik gelangt er einerseits zur Verbindung von Sprach- und musikalischem Ausdruck, zum Festhalten von Stimmungen im Liede, auf der anderen Seite zur musikalischen Situationscharakteristik in der „Programm“-Sinfonik, bis er schließlich alle Einzelbestrebungen nach sinnfälligem musikalischem Ausdruck zusammenfaßt: in seinem ersten Musikdrama.

2.

Wagner soll einmal gesagt haben***): „Genau an der Stelle, bis zu der ich gekommen bin, ist die Grenze; jeder Schritt weiter führt zu Unheil und Verderben“. Wie eine Erfüllung dieser Prophezeiung mutet uns Strauß' dramatisches Erstlingswerk „Guntram“ (1894, op. 25) an.

Der Zusammenhang mit Wagner ist schon in dem von Strauß selbst verfaßten Libretto offensichtlich. „Frommer Sänger sehnender Drang weihte dem Kreuze die Wunder der Kunst“; von ihrem „Bunde“ ist Guntram gesandt. Er gewinnt durch seinen meisterhaften Sang — von dem Segen des Friedens und dem Grauen des Kriegs, der Not der Armen und ihrer Linderung durch den Fürsten — den Beifall der Vasallen, die Liebe Freihilds, der Gattin des Tyrannen Herzog Robert, und die Zustimmung des alten Herzogs zu einer Regierungsreform. Nur Robert widersetzt sich brutal und wird von Guntram, der halb in Notwehr ist, niedergestochen. In heller Wut läßt darauf der alte Herzog Guntram in den Kerker setzen; während er aber in den wieder ausgebrochenen Bürgerkrieg zieht, öffnet Freihild, die Guntram von dem gehaßten Gemahl befreit hat, dem Geliebten die Tore, um mit ihm zu fliehen. Da kommt der Umschwung. Guntram kann sie nicht besitzen; denn er ist schuldig geworden: „Nicht der Fürst [Robert] war's, den mein Haß bekämpft, — ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen.“ Schon meldet sich auch der „Bund“, dessen Gericht sich

*) Vgl. die beiden Briefstellen — die erste an Thuille etwa 1879 — bei Steinitzer a. a. O. S. 25 und S. 56; der Ausspruch über Mozart findet sich in einem „Cosi fan tutte“-Aufsatz (Neue freie Presse, 25. Dez. 1910).

**) Vgl. die Vorrede zum ersten Bändchen der Sammlung „Die Musik“ (1903; bei Steinitzer a. a. O. S. 165).

***) Vgl. Rudolf Louis, Die deutsche Musik der Neuzeit (Gegenwart), München 1912, S. 88.

Guntram stellen soll; zwar weist er dieses Ansinnen zurück: „Mein Gott spricht durch mich selbst nur zu mir", aber er will sich selbst die Buße auferlegen, nur Freihild muß ihm zustimmen: „Durch der Menschenliebe Macht von sünd'ger Minne erlöst, Freihild, entsagst du mir?" So gehen sie voneinander, sie zum Thron, er in die Einsamkeit.

Eine deutliche Nachdichtung Wagnerscher Szenen. Und vor allem ein Verfolg der Wagnerschen Ideologie in ihrer letzten Entwickelungsstufe: „Durch Mitleid wissend" und „Groß ist der Zauber des Begehrens, größer ist die Kraft des Entsagens". Mitleid und Entsagung sind die Fundamente, wie der Wagnerschen Tondramen*), so auch der „Guntram"-Handlung. Nicht ohne Grund aber warnte Wagner vor einem weiteren Verfolgen seiner Gedanken; wer sie weiter auslegte, mußte sie falsch auslegen. Strauß' Mitleid ist nicht das unmittelbar zwingende „Mitleiden" Wagners, dessen man sich langsam erst bewußt wird, das der „vollen, wallenden Herzensliebe" entstammt und dramatische Lebenskraft gibt, — sondern es ist aus sozialpolitischen Räsonnements, überheblichen Weltbeglückerideen heraus entstanden, wirkt unangenehm „bewußt", nicht Wissen verleihend, stellt sich in einen unnatürlichen Gegensatz zu der Naturkraft der — „sündig" gescholtenen — wahrhaften Liebe und treibt den Helden zur kraftraubenden Askese. Freilich nennt diese sich auch nur „Entsagung", ist aber nicht das Wagnersche Entsagen. Wagners „Resignation" ist nur ein Verzicht auf das Unmögliche, eine Ökonomie der Kräfte, die für erreichbare Ziele aufgespart werden. Strauß hingegen läßt Guntram zuerst seine hochgespannten Ideen verfolgen, bis er zum „Herrenmenschen" im Nietzscheschen Sinne geworden ist. Dabei aber haben sich seine Kräfte aufgezehrt, und statt an der Seite der geliebten Frau als „erster Diener seines Staates" seine Schuld überreich zu sühnen, muß er nun „entsagen" und sich in die Einsamkeit verkriechen, zum Nichtstun.

Diese Grundfehler des Werkes, die es trotz vieler wertvoller Einzelheiten als Drama schwächlich wirken lassen, machen sich natürlich, wie im Text, so auch in der Musik bemerkbar. Überall, wo Strauß textlich über Wagner hinausgeht, wird er musikalisch unabhängiger; aber, so schöne eigene Lyrismen wir auf diese Weise erhalten („Friedensmonolog" Guntrams), wir kommen dramatisch zu kurz. In der einen Situation des Sanges im Palast verpufft Guntram seine ganze musikalische Kraft, der dritte Akt quält sich vorwärts, Guntram ist stets in künstlicher Ekstase, ohne daß damit ein dramatisches Weiterkommen erzielt würde. Die breite, ruhig gefestigte Melodieführung Friedholds, des Vertreters des „Bundes", läßt diesen, entgegen der Intention des Textes, als Guntram überlegen erscheinen; als er geht, wissen wir, daß wir von Guntram nichts mehr zu erwarten haben. Braucht doch dieser dann selbst zu seiner schwäch-

*) Vgl. über diese meinen Aufsatz „Richard Wagners Menschen" (Novemberheft 1913 von „Nord und Süd").

lichen Entsagung noch die Beihilfe Freihilds, deren wirkliche dramatische Lebensfähigkeit (vgl. Akt I, Akt II, Szene 3 und vor allem Akt III, Szene 2: „Sieh, du Lieber, ich bin bei dir") er damit tötet.

Nach diesem musikdramatischen „Massenmord" mußte Strauß einsehen, daß Wagners Warnung berechtigt war, und daß er, wenn er die Entwickelung des deutschen Musikdramas weiterführen wollte, eigene Bahnen einzuschlagen habe.

3.

Strauß beschritt den neuen Weg mit dem Singgedicht „Feuersnot" (1901, op. 50), einer „Programmrede", die als solche die Konsequenz des „Guntram" war. Es lag an Strauß wie am Publikum, daß der „Guntram" nicht wirkte; sollten sie weiterhin „zueinanderkommen", so mußten sie sich beide ändern. Wie das zu geschehen hätte, zeigt die „Feuersnot".

Der junge Zauberer Kunrad hat über den Rätseln einer alten Lehre gebrütet und ist dem Volke fern und fremd geblieben. Jetzt soll er heraus: „Will nimmermehr vertrauen dem Pergamen allein, ins Leben will ich schauen und in das Licht hinein." In das Licht des Sonnwendfeuers, gespendet vom Holz seiner „alten Klause". Genug der Entsagung und Frömmelei! „Verbrenne, was ich verbrach! Ich springe durch die Flammen — Schönste, springst du mir nach?" Und er „umfängt Diemut und küßt sie fest auf den Mund", vor allem Volk. Das ging nun aber wieder zu schnell: „Kann der nimmer sein Zeit erpassen? Hündlein frein auf offner Gassen." Den Unterschied Kunrads von der „Herde" — „daß für die Tugend zu gut ich bin" — hat noch niemand erkannt. Auch Diemut nicht, das schöne Bürgermeisterstöchterlein, und ihre aufkeimende Liebe zu Kunrad ist an der „Schande" erstickt; kleinliche Rache nimmt sie an ihm, gibt ihn dem Gelächter der Menge preis. Da aber, nachdem er selbst so gebüßt hat, kann er alle seine Macht fühlen lassen; das Licht, zu dem sie ihn nicht durchdringen lassen wollen, das löscht er ihnen — „Feuersnot" — und hält den Finsterlingen die Strafpredigt. Ein mächtiger Zauberer wohnte einst bei ihnen, „hat sich wacker mit euch geplagt, der Stadt groß Ruhm gebracht; sein Wagen kam allzu gewagt euch vor, da triebt ihr den Wagner aus dem Tor". Doch „den bösen Feind, den triebt ihr nit aus, der stellt sich euch immer aufs neue zum Strauß". Der Alte selbst hat's dem Jungen gesagt: „Groß Werk wird nimmer auf einmal getan, fang du die Arbeit von vorne an!" So will er's nun tun, will „von vorn anfangen" wie der Alte und auf andere Art als der Alte. Die morsche Klause hat er verbrannt, wo er über die Sünden der Minne und schwächliches Entsagen gegrübelt hat; anders weiß er es jetzt: „All Wärme quillt vom Weibe, all Licht von Liebe stammt, aus heiß jungfraulichem Leibe einzig das Feuer euch neu entflammt!" Das verstehen sie alle, das ganze Volk, und Diemut, — hoch flammt der Sonnwendbrand: „Mittsommernacht, wonnige Wacht! Ach, daß sie nimmermehr entwich!"

Die Symbolik ist durchsichtig. Strauß gibt kund, daß er seinen Irrtum eingesehen hat und auf anderem, möglichst entgegengesetztem Wege seine dramatische Kunst weiter entwickeln will. Das bedeutet die „Feuersnot“ nach dem „Guntram“, — eine „persönliche Aussprache“, wie Oskar Bie*) es nennt.

Zu erörtern bleibt danach aber noch die Frage, wie weit die „Feuersnot“ selbst schon Erfüllung des Versprechens ist, und wie sich Strauß hier beim „Von vorn anfangen“ zu der bisherigen Entwickelung stellt. Betrachtet man das Werk unter diesem Gesichtspunkt, so fällt sofort der Fortschritt der Musik auf. Strauß hat sich nunmehr von Wagners Einfluß fast völlig freigemacht. Zunächst rein technisch. In den diatonischen, meist in Terzen oder Sexten gehenden, scharf rhythmisierten Melodien und dem prägnant akkordlichen harmonischen Grundriß tritt ein neuer Stil hervor, der von der Chromatik, den Vorhalten, gehäuften Trugschlüssen und unscharfen Rhythmen der Wagnerschen Musik durchaus verschieden ist. (Am nächsten steht noch Wagners Art in den „Meistersingern“ der „Feuersnot“-Musik.) Aber auch bezüglich der dramatischen Qualitäten der Musik ist ein Freiwerden des Komponisten von Wagners Bann festzustellen. Wenn auch viel mißlungen ist, wenn Kunrads sowohl wie Diemuts Charakterbild unlösbare Widersprüche zeigt und nicht alle Volkstypen gut geraten sind, so geht doch aus der ganzen Anlage dies hervor: Strauß hat den Unterschied zwischen den persönlichen Momenten im Drama seines „Meisters“ und den allgemeinen Merkmalen der Fortentwickelung der deutschen Musikdramatik erkannt. Er hat gesehen, daß Mitleid, Resignation, Regeneration spezifisch Wagnersche Ideen sind, welche dieser bereits erschöpfend zum Ausdruck gebracht hat, und die er, Strauß, demnach aufgeben muß; daß er als Wagners Erbe aber die Grundaufgaben eines modernen Musikdramatikers zu erfüllen hat: musikalisch auszudrücken, wie eine „Handlung“ aus dem Zusammentreffen verschiedener menschlicher Charaktere resultiert und auf diese umbildend wieder zurückwirkt. Diesen Aufgaben unterzieht sich Strauß, — in der „Feuersnot“ noch in der Form eines persönlichen Bekenntnisses zu einer allgemeinen Idee, weiterhin aber objektivierend und spezialisierend als Situationscharakteristiker und musikdramatischer Psychologe, zunächst sogar als Vertreter des Naturalismus in der deutschen Oper.

IV.

Wie die „Feuersnot“ dem „Guntram“, folgt ihr die „Salome“ (1905; op. 54): als Fortsetzung und Reaktion zugleich. Das ist charakteristisch für Strauß und unterscheidet ihn auch wieder von Wagner, daß jedes seiner Dramen

*) Vgl. „Moderne Musik und Richard Strauß“ (in der Sammlung „Die Kultur“), Berlin o. J., S. 66.

gleichzeitig eine Fortführung der künstlerischen Tendenz des vorhergehenden und eine scharfe Reaktion bedeutet; diese letztere findet man bei Wagner nur, als er mit dem „Holländer" sein Reformwerk beginnt, dann nicht mehr. Bei der „Salome" erblicken wir die Fortsetzung in der Betonung des sinnlichen Lebens, die Reaktion darin, daß Strauß nach der „persönlichen Aussprache" in der „Feuersnot" von einem „stofflichen Interesse" (Bie) gepackt wird und vom höchsten Subjektivismus zur Objektivität des Artifiziellen gelangt. Strauß steht Salome gegenüber, während er Kunrad ist. Er spricht durch Kunrad, während er Salome zeichnet. Freilich nicht Wilde's, sondern die von ihm eigen geschaute Salome. Strauß dichtet sich zwar — schon in der „Feuersnot" — seinen Text nicht mehr selbst; nichtsdestoweniger aber schafft er selbständige musikdramatische Kunstwerke, bei deren Beurteilung man ebenso wie bei Mozart oder Weber von den Intentionen des Textdichters abzusehen hat. Rudolf Louis*) kommt über die „Diskrepanz zwischen dem Stoffe, wie ihn der Dichter gefaßt, und der Art und Weise, wie ihn Strauß „vertont" hat", nicht hinweg. Richtig sagt hiergegen Bie**): „Was ist Salome? Ein Wort, das in Hunderten von Künstlern schon Hunderte von Welten auslöste." Und nicht umsonst sieht Steinitzer***) als die Haupteigenschaften Strauß' „passive Rezeptivität (Suggestibilität) auf geistigem Gebiet überhaupt und aktive Gestaltungskraft der eigenen musikalischen Phantasie" an. Strauß hat hier den Wildeschen Text rezipiert, eine bestimmte Suggestion zurückbehalten und aus der balladesken Erzählung eine dramatische Entwickelung geschaffen.

Salome, Prinzessin von Judäa, ist die perversere Tochter der perversen Mutter Herodias; aber ihre Perversität beruht nicht bloß auf Übersättigung, Ekel, Überdruß an aller bisher gekannten Sinnenlust, sondern in ihr lebt die krankhafte Sehnsucht, auf einem ganz neuen Wege das tiefgeahnte Glück zu finden, nach dem ihre Seele — Prinzessin Salome hat eine Seele! — schreit. Narraboth ist ihr gleichgültig, vor dem Tetrarchen ekelt es sie; aber als sie Jochanaan aus der Zisterne singen hört, fühlt sie sofort instinktiv, daß hier das brennend gesuchte Neue ist, und muß ihn sehen. Bei seinem Anblick wird ihr dunkles Ahnen stärker; da steht einer, der mit all den andern nichts gemein hat, den sie, Prinzessin Salome, nicht bezaubert. Trotzdem, ja vielleicht grade deshalb, entbrennt auch zu ihm ihre maßlose Gier. Sie meint die Seele und verlangt den Leib: „ich will deinen Kopf küssen, Jochanaan!" Der Prophet ist nahe daran, sie trotz ihrer selbst zu verstehen; aber seine ruhige, dann zornige Zurückweisung stachelt ihre Lust nur noch mehr an. Salome ist viel zu klug, um sich zu verhehlen, daß sie hier ihre erste Niederlage erlitten hat. Das reizt sie

*) Vgl. a. a. O. S. 105.
**) Vgl. a. a. O. S. 71.
***) Vgl. a. a. O. S. 135.

zum Äußersten; nur, um vor sich selbst dennoch als Siegerin zu erscheinen, verlangt sie den Kopf des Jochanaan — der Höhepunkt perverser Sinnlichkeit. Als diese aber befriedigt wird, da bricht sich mit verdoppelter Gewalt das „Geheimnis der Liebe" zu ihrem Herzen Bahn. Angesichts des Kopfes erkennt sie, daß ihre Sinnlichkeit ein Wahn war und ihr Leben verfehlt ist. Durch die Liebe dieses Mannes hätte es einen Sinn bekommen; das ist jetzt vorbei. So steht Salome am Ende ihres Lebens, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Aber nein! Eine zweite Erkenntnis soll ihr noch werden: „das Geheimnis der Liebe ist größer als das des Todes". Im Besitze dieses Geheimnisses küßt sie, zum ersten und letzten Mal, den Kopf des Jochanaan. Damit ist ihr Leben erfüllt: „man töte dieses Weib!"

Man hat in „Salome" ein Erlösungsdrama sehen wollen, in der Prinzessin eine von den „großen Büßerinnen"*). Das scheint mir zu weit gegangen; andererseits erschöpft die von Eugen Schmitz im Kolleg vertretene Ansicht, Salome sei wie Penthesilea, die den sinnlich geliebten Mann tötet, weil sie ihn im Leben nicht besitzen könne, den Inhalt des Werkes nicht. Das wesentliche ist m. E., daß Salome, die fast allein den Verlauf der Handlung bewirkt, durch diese eine innere Wandlung durchmacht, die ihrem Leben einen Inhalt verleiht. Die „innere Wandlung" wird auch von Louis**) zugegeben, und alle weiteren Deutungen sind nicht zwingend. Strauß will keineswegs hier ein Bekenntnis zu irgend welchen Heilsgedanken ablegen, sondern er hat nur ein objektives künstlerisches Interesse an dem Stoff, der psychologischen Entwickelung, dem Milieu, den Stimmungen. Den Beweis dafür liefert die detaillierte Behandlung des dramatischen Nebenher, auch der Nebenpersonen. Wie charakteristisch ist für die unbedeutende Herodias das krampfhafte Bemühen, wichtig zu erscheinen, wie wunderbar die Kontraste Herodes und Jochanaan! Wie heben sich Jochanaan und Salome als Gegenpole aus dem Getriebe der übrigen heraus, und wie scharf sind doch auch wieder diese „Übrigen" gezeichnet, wie ist aus unzähligen Details ein „Milieu" geschaffen! Diese vollkommen durchgeführte Detailcharakterisierung in der „Salome" ist das Verdienst des Naturalisten Strauß, des Meisters, der für jede Art von Bewegung auf der Bühne die möglichst „natürliche" musikalische Ausdrucksweise sucht und findet. Als Beispiel seien Salomes Worte angeführt: „Ich will den Kopf des Jochanaan!" Das darauf fallende Melos entspricht dem Tonfall, in dem ein eigensinniges Kind diese Worte schreien würde, und die Stelle ist lediglich durch die Fixierung der Tonhöhe stilisiert. Diese Stilisierung gibt aber wieder noch eine andere naturalistische Wirkung; sie verstärkt die akustische Vorstellung derart, daß man

*) Vgl. Otto Roese, Salome-Führer, Berlin 1906/07, S. XI.

**) Vgl. a. a. O. S. 108; freilich sieht Louis in der „Metamorphose" ein Versagen des Komponisten.

über sie hinaus noch die „bockige" Bewegung des Kopfes oder das Fußstampfen zu sehen glaubt.

Man hat also keine Ursache, hier von einem „Ideendrama" im Sinne des Wagnerschen Subjektivismus zu sprechen, sondern umgekehrt zeigt sich hier gerade die extremste Richtung einer objektiv-spezialisierenden Darstellung. Trotzdem muß man aber immer wieder betonen, daß Strauß bei aller Naturalistik in der „Salome" nur an ganz wenigen Stellen — wie dem unangenehmen Judenquintett — bloßer Nachahmer der Wirklichkeit bleibt; über die kleinlichen Äußerlichkeiten hinweg zieht sich die große psychologisch-dramatische Entwickelungslinie. Diese ist es, welche die „Salome" zum Kunstwerk macht und sie weit erhebt über die andere Bühnenschöpfung des Naturalisten Strauß: „Elektra".

„Elektra" (1909; op. 58) ist die Fortsetzung der „Salome" in bezug auf die naturalistische Behandlungsweise der Situationscharakteristik und psychologischen Schilderung, auf Objektivierung und Spezialisierung — jedes persönliche oder allgemein ideelle Moment fehlt — und ist die Reaktion im Hinblick auf Lebensfreude und innere Entwickelung. Alles in Elektra ist starr und tot. Das Moment, das sie noch in einer Art Scheinleben erhält, ist die Erinnerung. Elektra ist der Mensch ohne Zukunft, der nicht leben, aber auch nicht sterben kann; denn ihren Erinnerungen fehlt der Abschluß: die Rache des Verbrechens. Nur für den Rachegedanken lebt sie, als das Entsetzen des Hauses, freudlos, wahnsinnig. Salome zeigte letzte Entwickelungsmöglichkeiten, Elektra ist von Anfang an „fertig". Doch nicht im Sinne der Mozartschen Oper: als ein Mensch, mit dessen musikalischer Charakterisierung irgendwelche besonderen künstlerischen Verdienste erworben würden. Gewiß, der von Strauß rezipierte und naturalistisch-technisch hervorragend gestaltete Stoff ist objektiv und speziell interessant, aber nur medizinisch-psychologisch, nicht menschlich-künstlerisch. Alles, was wir für sie übrig haben, ist ein Bedauern, wenn wir ihren früheren Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen, und der Wunsch, die Rache möge bald kommen, damit sie endlich beruhigt sterben könne. Daher rührt auch unser Haß gegen die, übrigens widerwärtig-unmusikalische, Klytämnestra, unser Mißfallen über die Weigerung der Chrysothemis, die Mutter zu töten — so unnatürlich werden wir! —, und die Sympathie für Orest, der die Schwester wirklich bemitleidet und ihr hilft. Kann man hierbei aber von einem dramatischen Interesse sprechen? Ja, ist in der musikalischen Zeichnung Elektras irgend etwas, was auch nur auf ein solches Interesse des Komponisten zu schließen erlaubte? Finden wir mehr als ein mit stupender Technik gemachtes musikalisches Unterstreichen der Merkmale grauenhafter oder allenfalls bedauernswerter Zerrüttung eines Familienlebens? Nein, nicht Kunst bietet „Elektra", sondern nur „musikalische Nervenreize" und „Tonillustrationen"*) — Naturalismus in

*) Vgl. Walter Niemann, Die Musik seit R. Wagner, Berlin 1913, S. 119/120; leider unterscheidet N. „Salome" und „Elektra" nicht.

seinen letzten Konsequenzen. Es ist nicht zu verhehlen, daß Strauß mit der „Elektra" in eine Sackgasse geraten ist, aus der er sich nur durch eine besonders scharfe Reaktion retten konnte. Eine Gestalt aus „Elektra", die dort nicht zur Entfaltung einer dramatischen Wirksamkeit gelangen konnte, weil die Starre des Todes und des Wahnsinns sie umgab, wies den Weg aus dem Leichenhause: Chrysothemis.

5.

Musik ist Innenkunst, ist eine Ausdrucksform der Empfindungen, die sie im Hörer wieder auslösen soll. Sie kann akustisch sehr subtil sein, wirkt aber eindeutig erst in Assoziation mit den Faktoren, welche andere Kräfte des menschlichen Organismus, besonders Auge und Gedächtnis, in Betrieb setzen. So hilft im Musikdrama die Bühne der Musik, gedanklich-präzise zu wirken und dadurch leichter aufgenommen zu werden. Text und Bühnenbilder sind aber nur Unterstützung, nur Anregungen und Andeutungen mehr oder weniger oberflächlicher Natur; wo ihre Grenzen sind, beginnen erst die musikalischen Wirkungen, die sich bis in die letzten Empfindungstiefen erstrecken und hier bei aller Subtilität und Personalität aus sich selbst heraus so weit objektiviert sind, daß sie jedem Hörenden verständlich werden: durch die eigenen musikalischen Gesetze, nach deren mannigfach verschiedener Anwendung man musikalische Stile unterscheidet. Jedes Land, jede Zeit, aber auch schon jeder bedeutende Komponist hat seinen musikalischen Stil, und Stillosigkeit ist der größte Vorwurf für eine Musik von Prätention. Nur kraft seines Stiles kann der Musikdramatiker in subjektiver und doch objektivierter Art das Empfindungsleben von Menschen musikalisch zum Ausdruck bringen, in kombinierten Stimmungen Situationen schildern und wieder deren Rückwirkung auf die Einzelwesen zeigen, um daraus gegebenenfalls eine innere Wandlung hervorgehen zu lassen. Das haben, jeder auf seine Weise, alle großen deutschen Musikdramatiker getan, auch Strauß — bis zur „Salome". Hier finden wir zum ersten Male im deutschen Musikdrama in prinzipieller Durchführung ein Spannen der Musik, ohne Rücksicht auf ihre besondere Eigenart, mit der Absicht, den außermusikalischen Assoziationsvorstellungen möglichst nahe zu kommen. Dieses Prinzip, das wir musikalischen „Naturalismus" nennen, bringt eine möglichst eng an den Tonfall des Sprechens angelehnte Melodieführung ohne Rücksicht auf irgendwelche melodisch-musikalischen Prinzipien, sowie eine möglichst weitgehende koloristische Nüancierung ohne Rücksicht auf harmonische Gesetze. Ein Beispiel der ersten Art habe ich oben gegeben, für die zweite ist der Zusammenklang mehrerer dicht zusammenliegender tiefer Baßnoten als „Harmonie der dunklen Tiefe"*) charakteristisch. Solche Stellen sind nun, wenn sie auch gegen gewisse musikalische Gesetze verstoßen, in der „Salome" wenigstens noch dramatisch zu

*) Vgl. Otto Taubmann, Textbuch zur „Salome" mit Motivangaben, S. 14 ff.

rechtfertigen, als besonders lebhafte Willenskundgebungen oder Wiedergabe außergewöhnlicher Stimmungen, die in der dramatischen Entwickelung begründet sind. Eine solche Rechtfertigung gibt es aber nach dem im vorigen Abschnitt Gesagten für die „Elektra" nicht. Hier wird die Musik, die ihren eigenen Gesetzen nicht mehr folgt, zur gemarterten Sklavin des Textes, der doch selbst durch dieses Opfer noch nicht zum Drama wird, weil er nicht das mindeste dramatische Innenleben hat. Dieser Mangel ist es übrigens auch, der recht eigentlich an der Verirrung des Komponisten die Schuld trägt; denn sowie sich ausnahmsweise einmal eine menschliche Empfindung regt (Chrysothemis; Erkennungsszene), ist sofort die Musik wie erlöst, ist frei von Nachahmung außermusikalischer Wirklichkeit und hat ihren eigenen musikalischen Stil.

Den galt es nun durchzusetzen. Die nächste Oper, der „Rosenkavalier" (1911; op. 59), mußte ein Stilkunstwerk werden, in Fortsetzung dessen, was in der „Elektra" lebte, — in schärfstem Gegensatz zu den Auswüchsen des Naturalismus durch Übergang zur „Neuromantik". Auch der Hauptvertreter des Naturalismus im gesprochenen Drama, Gerhart Hauptmann, hatte diesen Übergang vollzogen. Hatten die Modernen gegenüber dem ausschweifenden Subjektivismus der romantischen Phantasten die Wirklichkeitsschilderung als Kunstideal aufgestellt, und waren sie dabei unversehens von der illusionskräftigen Realistik zum mechanisch-photographierenden, toten Naturalismus gekommen, so flüchteten sie nun vor dieser grellen Überobjektivität wieder zu einem schönen, intim-persönlichen Traumleben, das ihnen als Neu-Romantikern neue künstlerische Anregung bot. Der spezifisch romantische Charakter dieser Richtung tritt namentlich dann hervor, wenn man ihre dramatischen Erzeugnisse mit den früheren „modernen Wirklichkeitsdramen" vergleicht, und man kann fast kein neuromantisches Bühnenwerk ohne derartige Parallelen richtig beurteilen. Der „Rosenkavalier" im besonderen fordert aber zu einem solchen Vergleich geradezu heraus: mit den „Meistersingern".

Die Handlung beider Werke zeigt in ihren Grundzügen eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Wie Eva zwischen Sachs und Walther steht, so Octavian zwischen der Marschallin und Sophie. So wie Sachs resigniert und seinem Nebenbuhler schließlich sogar zum Siege über den unwürdigen Rivalen Beckmesser verhilft, so resigniert auch die Marschallin und schlägt für Octavian den dummstolzen Weiberhengst Ochs von Lerchenau endgültig aus dem Felde. Dennoch aber ist ein weiter Unterschied zwischen den beiden Opern, gekennzeichnet durch die Verschiedenheit der Hauptcharaktere: wie Sachs den „Meistersingern" ihr Gepräge verleiht, so bestimmt die Marschallin den Stil des „Rosenkavalier". Was bei Wagner herbe Größe, bitterer Ernst, hart erkämpfter Humor ist, sehen wir bei Strauß als stille Ergebung, schmerzliche Wehmut, lässiges Entsagen. Demgemäß verläuft die Handlung im einzelnen verschieden. Walther wird unter Sachs' zwingendem Einfluß zum wahren „Meister",

Eva, ohne daß sie etwas tun kann, mit Walther vereint, und Sachs allein ist bis zum Schluß Herr der Lage und der Menschen; Octavian aber reißt sich von der Marschallin los, gewinnt sich Sophie, und die Marschallin, die es ahnte — nicht „wußte“ wie Sachs! —, läßt ihn ziehen: „Sind halt aso, die jungen Leut!“ „Ja, ja!“ Und träumen alle, von der Vergangenheit oder Zukunft. Das ist es: dort die Wagnersche Machtfülle und imponierende Größe der sechziger Jahre, hier die weiche, stille Neuromantik des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. In beiden Werken eine Komödie; dort wird sie vom Drama fast erstickt, hier kann sich die Lyrik kaum gegen sie halten. Und in beiden Opern endlich eigene Stile: dort einheitliche dramatische Organik, hier — als Reaktion gegen den dramatisch hyperseriösen Naturalismus — zwei musikalische Stile, die das Werk spalten: Lyrik und Buffonnerie. Trotzdem der „Rosenkavalier“ eine so scharfe Reaktion gegen „Elektra“ bedeutet, vermag er noch nicht alle Fehler gut zu machen; auch er ist noch kein Drama geworden, weil es auch ihm an Entwickelungen fehlt. Die Hauptwandlung, die Resignation der Marschallin, ist schwächlich, sprunghaft und, kaum daß sie begonnen hat, schon beendet; die anderen Entwickelungen sind angefangen und nicht durchgeführt. Es ist Schönheit, aber nicht Kraft der Musik vorhanden, und zwei Stile gehen nebeneinander, der „artifizielle“ der Komödie — in der es gar keine Entwickelungen gibt — und der lyrische des ernsten Teils. Dieser Zwiespalt scheint sich aus Strauß’ Stellung zu seinem Stoff zu erklären; einerseits ist er, zum Neuromantiker geworden, Subjektivist, andererseits aber wurzelt die Objektivität so tief in ihm, daß er die subjektiven Regungen in die Schranken der Lyrik zwingt, um sich für eine objektive Darstellung der Komödie freien Spielraum zu schaffen. So ist die Gefühlsdynamik und damit die Dramatik des Werkes nicht sehr stark; doch ist es hinsichtlich der musikalisch-technischen Gestaltung allem überlegen, was Strauß vorher für die Bühne geschrieben hat.

Die Hoffnungen auf das Drama, die der „Rosenkavalier“ weckte, erfüllte das nächste Werk: „Ariadne auf Naxos“ (1912; op. 60). Zwar ist auch in der „Ariadne“ — von der entzückenden, aber dramatisch belanglosen Musik zum „Bürger als Edelmann“ sehe ich ganz ab — eine völlige Stileinheit noch nicht erreicht, aber das störende Quintett-Intermezzo der „Gegenspieler“ ist sofort vergessen, wenn die Haupthandlung uns wieder in ihren Bann zieht. Jedenfalls ist die „Ariadne“ der schönste Beweis dafür, daß Strauß im „Rosenkavalier“ endlich den Weg gefunden hat, auf dem er von Kunstwerk zu Kunstwerk fortschreiten kann, denn sie bringt im Gegensatz zu allen anderen seiner Dramen eine Reaktion nur in Bezug auf Einzelheiten der Faktur (Einführung des Kammerorchesters), während sie als Gesamtwerk wesentlich Fortsetzung des „Rosenkavalier“ ist, dessen Lyrik in ihr zum Drama ausgestaltet wird.

Gleichzeitig faßt Richard Strauß hier aber auch alles, was er bis dahin schuf, zusammen, bei Vermeidung der früheren Fehler, die man durch den Vergleich

mit diesem Werke überhaupt erst voll erkennt. Das Prinzip des klassischen Musikdramas eines Mozart und Beethoven ist es, das wir in der „Ariadne" wiederfinden: musikalische Formen, ausgegossen mit dem Inhalt einer persönlichen Erfindung. Aber dieser Inhalt ist durchaus modern. Er entspricht der erst von Wagner grundsätzlich erhobenen Forderung nach einer Wechselwirkung von Charakteren und Handlung in einer ganz neuen Weise und in noch höherem Maße als bisher: „Ariadne" ist das Drama der „Verwandlungen".

„Verwandlung ist Leben des Lebens, ist das eigentliche Mysterium der schöpfenden Natur; Beharren ist Erstarren und Tod ... Für Elektra blieb nichts als der Tod; hier aber ist das Thema weitergeführt. Auch Ariadne wähnt, sich an den Tod dahinzugeben; da „sinkt ihr Kahn und sinkt zu neuen Meeren". Dies ist Verwandlung, das Wunder aller Wunder, das eigentliche Geheimnis der Liebe ... Durch das Dasein hin ist Liebe verbreitet; ergreift sie mit ihrer ganzen Kraft ein Wesen, so löst dieses sich aus seiner Starrnis bis in den tiefsten Grund: die Welt ist ihm wiedergegeben, ja, es zaubert sich selber die Welt hervor als ein Diesseits und Jenseits zugleich. Wenn Ariadne vor ihrem verwandelten Selbst auch die Höhle ihrer Schmerzen zum Freudentempel verwandelt sieht, wenn ihr der Mutter Augen aus dem Mantel des Bacchus entgegenblicken und die Insel aus einem Kerker ein Elysium wird — was bekennt sie damit anderes, als daß sie liebt und lebt. Sie war gestorben und ist aufgelebt, ihre Seele ist in Wahrheit verwandelt ...

Soll ich Ihnen noch ein Wort über Bacchus beifügen? ... Bacchus ist ein Knabe und schicksalsvoll ..., ein Gott, auf dem Wege zu seiner Gottwerdung ... Gestern war Bacchus ein Knabe, sein erstes Abenteuer war Circe, die nichts ist als die natürliche Natur ... er sieht sich begehrt, fühlt sich fast schon genommen, und er liebt noch nicht. Ja, er wird hier nicht lieben, das weiß er und schaudert zurück ...: Verwandlung nach oben, Verwandlung nach unten. Tier und Gott enthüllen sich ihm, und ihre Verkettung, — in einem Blitz, und so entzieht er sich Circes Armen, aber nicht ohne eine Wunde, eine Sehnsucht, ein ahnendes Wissen. Wie es ihn nun treffen muß, das Wesen zu finden, das er lieben kann, dem er zum Schicksal wird, und in dem er sein eigenes Schicksal begreift, seinen Platz im Dasein gewahr wird — das ihn verkennt, aber in diesem Verkennen sich grade ganz ihm hinzugeben vermag, ... das brauche ich einem Künstler, wie Sie es sind, nicht weiter mit Worten auseinanderzulegen ... Sie haben die tiefsten und geheimsten Kräfte der Musik in sich entbunden gefühlt und sind in einer Region, wo Ihnen die Worte des Textes zu Hieroglyphen geworden sind für ein Unaussprechliches."

Diesen hellseherischen Worten Hugo von Hofmannsthals*) ist nichts hinzuzufügen.

*   *   *

Schon bei Besprechung der einzelnen Opern habe ich Strauß wiederholt mit seinem großen Vorgänger Wagner verglichen. Wenn ich nun noch zusammenfassend ein Gesamtbild der Persönlichkeit des Musikdramatikers Strauß geben will, so kann m. E. nur eine nochmalige Nebeneinanderstellung beider Meister dabei zum Ziele führen.

---

*) Auszug aus einem Briefe des Textdichters an den Komponisten; vgl. die ganze Stelle bei Leopold Schmidt, „Ariadne"-Führer, Berlin 1912, S. VI ff.

Es zeigen sich da einmal frappante Ähnlichkeiten in der Art des Fortschreitens. Wie Wagner bei „Rienzi" in der „Großen Oper" steckt, so folgt Strauß im „Guntram" den Bahnen Wagners. Wie dieser im „Holländer" sein Reformwerk beginnt, so veröffentlicht Strauß in der „Feuersnot" sein Programm. „Salome" entspricht „Tannhäuser" in der Lösung eines verfehlten Lebens durch Erkenntnis des „Geheimnisses der Liebe", und „Elektra" bedeutet die letzten Konsequenzen und das Ende des Naturalismus, ebenso wie mit dem „Lohengrin" die „Romantische Oper" erledigt ist. Auf die Erfahrungen der früheren Werke gestützt, gewinnt Strauß einen neuen, innerlich geschlossenen Stil, zuerst mehr lyrisch-musikalisch („Rosenkavalier"), um dann zum neuen Drama („Ariadne") fortzuschreiten, — wieder nach Wagners Vorgang, der auf die „Sinfonie" „Tristan" das „Nibelungen"-Drama folgen ließ. Bei aller Ähnlichkeit ist aber Strauß dennoch nichts weniger als ein zweiter Wagner, sondern charakteristisch für ihn sind gerade die Momente, die ihn von dem älteren Meister trennen. Das wesentlichste ist, daß Strauß ein halbes Jahrhundert jünger ist als Wagner; dieser wurzelt in der Romantik, Strauß in der Moderne*), — damit ist im Grunde alles gesagt. Bei Wagner ist alles persönlich; seine Kunst dient ihm zur Aussprache subjektivster Gedanken und Gefühle; so kommt er zum Drama, und da er zufällig musikalisch besonders begabt ist, zum musikalischen Drama. Wagner ist nicht Musiker, um Musiker zu sein, sondern er „will als Musiker das Drama". Darum hat seine Musik nichts Selbständiges, all ihr Material ist dramatisch. Charakteristisch für ihn ist die Verschleierung des musikalischen Geschehens, wie sie sich in den durch Vorhalts- und Vorausnahmebildungen auseinandergezogenen Harmonien, Trugschlüssen und der überkomplizierten Polyrhythmie zeigt. Die Musik sollte durch den Verlust eigener ausgebildeter Organik sich dem Drama enger anschmiegen, durch Vernachlässigung objektivierender Spezialtechnik subjektivere Ausdrucksmöglichkeiten gewinnen, wie sie das extrem subjektive Wagnersche Drama forderte. Ganz anders Strauß. Er ist modern namentlich in dem Sinne, daß er sich mit der Welt nicht identifiziert wie die Romantiker, sondern ihr gegenübersteht, sie betrachtet und, wenn er ihr Wesen erfaßt zu haben glaubt, möglichst objektiv darzustellen sucht**). Dazu dient ihm die Musik, die er innerhalb ihrer eigenen Sphäre zu solcher Ausdruckskraft erheben will, daß sie — mit bloßer Beihilfe der Bühne — fähig ist, Dramen darzustellen, d. h. zur dramatischen Musik wird. Er verzichtet darauf, seine Texte selbst zu schreiben, da er nur ein „stoffliches Interesse" an ihnen hat. Er wird zum musikalischen „Artisten", indem er die Musik als ars immer weiter treibt. Er erreicht wieder die Deutlichkeit der harmonischen

*) Vgl. hierzu vor allem „Richard Strauß als Kind seiner Zeit" in Leopold Schmidts „Erlebnissen und Betrachtungen", Berlin 1913, S. 214 ff.

**) Etwas von dieser Objektivität hat selbst Kunrad in seinem so persönlichen Monolog.

Gliederung durch kompakte Akkorde und bereichert die Harmonik durch Erweiterung des Tonalbereichs (mit vornehmlicher Benutzung von Terzverwandtschaften, extensiven Oberton- und Doppelklängen). Er verirrt sich in den Naturalismus, weil er dort, abgesehen von der Koloristik, in der er stets Meister ist, neue musikalische Möglichkeiten wie Sprachmelodik, Naturrhythmen und „horizontales Hören" zu verwirklichen glaubt, erkennt aber, daß er gerade bei dieser höchsten Objektivität sich wieder dem Wagnerschen Subjektivismus nähert und seine Musik den Boden verliert. Er besinnt sich darum wieder auf die Elementargesetze der Musik und baut auf alten Fundamenten, unter Heranziehung des von ihm gefundenen neuen Materials, eine strenge musikalische Organik auf, die ihn auch vor den Sentimentalitäten der Neuromantik bewahrt. Schließlich füllt er die Organismen mit solchem Ausdrucksgehalt, daß seine Musik als solche dramatisch wird, und es gelingt ihm, zum ersten Male seit Beethoven, als dramatischer Musiker objektiv das darzustellen, was Wagner als musikalischer Dramatiker subjektiv ausgesprochen hatte: dramatische Wandlungen . . .

Trotzdem Strauß heut in voller Schaffenskraft unter uns weilt, ergibt sich also doch schon aus seiner Entwickelung heraus eine Reihe fester Gesichtspunkte zur Beurteilung seines Schaffens innerhalb bestimmter Gebiete. Jedenfalls kann man seine Musikdramatik bereits so weit würdigen, daß man ihn auf Grund der von ihm erreichten Ziele ohne Übertreibung als Meister des modernen Musikdramas und das jüngste Glied der Kette Gluck—Mozart—Beethoven—Weber—Wagner bezeichnen kann. Man stelle seine „Ariadne" neben Glucks „Orpheus", und man wird sehen, daß Strauß erfüllte, was Gluck verhieß: das musikalische „Seelendrama" . . . Wie seine Entwickelung fortgehen wird, das wird die Zukunft lehren; nur eine Richtung wissen wir: vorwärts!, eine wünschen wir: aufwärts!

Heinz Welten:
Der Gesetzgeber Drakon

Eine geschichtliche Studie.

Die Geschichtsforschung erkennt es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, durch gründliche Untersuchungen alte eingewurzelte Vorurteile und vorgefaßte Meinungen zu zerstören und die Werte historischer Persönlichkeiten lediglich nach ihren Handlungen festzulegen und nach den Verhältnissen und äußeren Umständen, denen diese Handlungen entsprangen. Als der Widerpart der Geschichtsforscher aber treten die Dichter auf den Plan, die — unter voller Ausnutzung der poetischen Lizenz — die Charaktere modeln und umarbeiten, bis aus der schwachen

Lüstlingsgestalt des Infanten von Spanien der edle Don Carlos, aus dem Grafen von Flandern der Märchenprinz Egmont ersteht.

Das gute Recht des Dichters, der die schönsten Perlen seiner Kunst in diese „historischen" Arbeiten versenkt, wird ihm billigerweise niemand bestreiten wollen. Anders aber liegen die Dinge, wenn in seiner, des Dichters Brust zwei Seelen leben, wenn der Poet und der Historiker sich einen in der nämlichen Persönlichkeit, und wenn jener als sein Verdienst ausgibt, was nur diesem frommt. Denn nur der poetische Genius darf, auf den Urteilen der Menge fußend, seine Charaktere entwickeln. Den Historiker bindet sein Urteil an Tatsachen und Verhältnisse.

So dankbar man daher Friedrich v. Schiller, dem Dichter der Glocke, für die Lichtgestalten sein muß, die sein Genius aus dem Sohne Philipps des Zweiten, aus der heldenhaften Jungfrau von Orleans und anderen mehr, zu formen verstand, so wenig wird man mit Friedrich v. Schiller, dem Geschichtsprofessor von Jena, übereinstimmen, der in seiner Abhandlung über Lykurg und Solon das Vorurteil der Menge über Drakon sich zu eigen macht und ihn bezeichnet als einen „Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finsteren Spiegel seiner eignen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit, ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf und unbiegsam in seinen Vorurteilen".

Ein furchtbares Urteil fürwahr, und ebenso ungerecht als furchtbar! Denn wahrlich: wenige Menschen nur können mit mehr Recht von sich sagen, was Schiller seine Maria Stuart sagen läßt. Er war nicht nur besser, als sein Ruf, der Archon Eponymos Drakon, der die durch Jahrtausende berüchtigten Gesetze geschrieben hat. Er war ein ganz anderer.

Drei Tatsachen sind es vornehmlich, auf die sich die üble Meinung vom Gesetze gebenden Drakon stützt: auf das Urteil des Plutarch, auf die allzuhäufige Verhängung der Todesstrafe und die Empörung des Kylon, die zumeist als die unmittelbare Reaktion auf diese Gesetzgebung angesehen wird, und die keinen anderen Zweck verfolgt habe, als den, das Volk von der Botmäßigkeit unter solche Gesetze zu befreien, ein Erfolg, der ja auch in der Tat später erreicht wurde, als Solon die Gesetzesrevision vornahm. Drei Tatsachen vernichteten den Ruf des Drakon im Gedächtnis späterer Generationen, drei Tatsachen, von denen jede einzelne richtig und falsch zugleich ist, richtig an sich und falsch in ihrer Wertung. Wohl ist es richtig, daß Plutarch von Drakons Gesetzen sagte, sie seien mit Blut und nicht mit Tinte geschrieben. Aber es hieße den Geist der griechischen Gesetzgebung völlig verkennen, wollte man aus diesen Worten die Entrüstung über eine bisher ganz unerhörte Grausamkeit von seiten des Gesetzgebers heraushören. Auch das Stand- und das Kriegsrecht, die die Todesstrafe über manche Verbrecher verhängen, derer im Frieden nur das Gefängnis, nicht einmal das Zuchthaus warten würde, auch diese Gesetze sind mit Blut geschrieben.

Wer aber wollte dem Gesetzgeber um deswillen jenes Schanddenkmal errichten, auf das die Volksmeinung späterer Zeiten einen Drakon stellte, und das sich durch die Jahrtausende erhalten hat, aere perennius?

Gar so schlimm können die Worte des Plutarch nicht gemeint gewesen sein. Denn ein so herzloser Mann wäre doch wohl schon von seinen Zeitgenossen, die die Strenge seiner Gesetze am eignen Leibe kennen lernten, sicher aber von den nächstfolgenden Generationen gebrandmarkt worden. Doch nichts davon war der Fall. Selbst in späteren Zeiten, als die Volksherrschaft zum vollen Durchbruch gekommen war, stand das Andenken des Eupatriden Drakon noch in Ehren. Demosthenes spricht von ihm ohne jede Gehässigkeit; Volksbeschlüsse nennen seinen Namen in Verbindung mit Solon, und der römische Schriftsteller Gellius, der acht Jahrhunderte später lebte, sagt, gestützt auf die vorliegenden Traditionen, von ihm: „vir bonus multaque esse prudentia existimatus est jurisque divini et humani peritus fuit." Ein guter Mann von großer Weisheit, der erfahren war im göttlichen und menschlichen Rechte! Wie wäre wohl dieses Urteil, das im Altertum keineswegs vereinzelt dasteht, zu erklären, wenn Drakon wirklich der Bluthund gewesen wäre, als der er noch immer hingestellt wird?

Man darf bei der legislatorischen Wertung des Drakon nie vergessen, daß unsere modernen Staats- und Rechtsbegriffe wenig mehr gemein haben mit jenen Begriffen, die die Griechen vom Staate und vom Recht hatten, und daß ein Gesetzgeber zu ihrer Zeit ganz andere Aufgaben zu erfüllen hatte, als heute. Weniger lag seine Aufgabe darin, ein bestimmtes Privatrecht zu schaffen, als vielmehr in der Abschaffung schreiender Mißbräuche und häufig wiederkehrender Delikte, die dringende Abhilfe erheischten. Alte Sitten und Gebräuche, religiöse, von den Vätern ererbte Begriffe und Vorstellungen waren weit mehr Bindemittel des Gemeinwesens, als das positive Recht. Denn der leitende Staatsgedanke lag, nicht nur bei den Joniern, darin, das Privatleben im Staatsleben aufgehen zu lassen und jeden einzelnen zu zwingen, nur mit dem Staate und für den Staat zu leben. Auch im kretisch-spartanischen Gesetze lautete ein Paragraph, daß „keinem Jüngling das Recht zustehe, zu prüfen, ob die Gesetze gut oder schlecht seien, sondern, daß nur die Gesamtheit einstimmig und aus einem Munde die Zweckmäßigkeit derselben anzuerkennen habe". An solche Bestimmungen muß man denken, wenn man die Drakonischen Gesetze gerecht beurteilen und nicht in den schlimmsten Fehler eines Historikers, objektive Tatsachen an einem subjektiven Maßstabe zu messen, verfallen will. Man muß auch daran denken, daß die Aufgabe des Drakon nicht sowohl darin lag, neue Gesetze zu finden, als vielmehr darin, die bestehenden alten, die nur durch die Überlieferung sich erhalten hatten, schriftlich zu fixieren. Denn bis zum ersten Jahre der vierzigsten Olympiade, als Drakon sich der ihm gewordenen Aufgabe unterzog, kannte das athenische Volk keine eigentlichen Gesetze. Das Recht lag in den Händen der

Eupatriden, die eine in sich geschlossene aristokratische Kaste bildeten und aus ihrer Mitte die Staats- und Priesterämter besetzten. Diese Richter aber legten, lediglich nach Überlieferung, göttliche und menschliche Rechte aus. Die hierdurch bedingte Willkür und Rechtsunsicherheit mußten eine schriftliche Niederlegung der Gesetze schon an sich als eine Wohltat erkennen lassen, auch wenn diese geschriebenen Gesetze, wie zuvor die Überlieferungen, ungewöhnlich streng — an unserem Maßstabe gemessen! — gewesen sein sollen.

Kein Mensch kann aus seiner Haut; wie hätte man von Drakon, der selbst ein Eupatride war, billigerweise verlangen sollen, daß er die übergroße Strenge der Gesetze, die doch so lange gegolten hatten, erkennen und sie mildern sollte? Schon dadurch, daß er die Gesetze schriftlich niederlegte und so der Willkür einen Riegel vorschob, verdiente er sich den Dank seines Volkes, auch wenn er nicht — eine für seine Zeit gewaltige Leistung! — alle Bürger vor dem Gesetze gleichgestellt und die Vorrechte des Adels beseitigt hätte. Der Grundsatz, daß „durch kein Gesetz jemals ein Privilegium erteilt werden dürfe, das nicht zugleich für alle Athener Gültigkeit habe", dieser Grundsatz allein hätte ihm schon für alle Zeiten ein ehrendes Denkmal sichern müssen.

Wird man daher schon aus den angeführten Gründen vielleicht die, nach unseren Begriffen, allzu häufige Verhängung der Todesstrafe anders beurteilen, als es gemeinhin geschieht, so ist andererseits auch die oft zitierte Behauptung, daß Drakon nur eine Strafe für alle Vergehen id est die Todesstrafe kannte, cum grano salis aufzunehmen. Mag man immerhin die bekannte Anekdote, die Plutarch erzählt, als historisch annehmen und glauben, daß Drakon auf die Frage, warum er auf die meisten Vergehen die Todesstrafe gesetzt habe, geantwortet habe, er halte schon kleine Vergehen derselben würdig, und für große wisse er keine höhere Strafe, — mag man immerhin diese Antwort für historisch nehmen, aber ergibt sich nicht schon aus ihr die Folgerung, daß Drakon wohl die meisten, doch nicht alle Vergehen mit dem Tode gesühnt wissen wollte? Noch deutlicher geht dies aus der Rede des Demosthenes gegen Aristokrates hervor, in der unter anderen Drakonischen Gesetzen auch dieses angeführt wird: „Wenn ein Archon oder ein Privatmann sich die Abschaffung oder Umänderung des Gesetzes zuschulden kommen läßt, so soll er samt seinen Kindern und seiner Habe in Atimie verfallen." Also selbst ein so schweres Delikt, als es der Angriff gegen die Gesetze selbst ist, sühnt Drakon nicht durch die Todesstrafe, sondern nur durch die Atimie, durch den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Da ist der Schluß gerechtfertigt, daß er, trotz des oben zitierten Ausspruches, auch andere, kleinere Vergehen milder beurteilt haben wird.

Freilich bestrafte er den Müßiggänger — — — mit dem Tode, und es blieb Solons Verdienst, diese uns ganz unverständlich strenge Strafe in Atimie zu verwandeln. Allein auch hier wird man gut tun, bei der Beurteilung der Sachlage die Verhältnisse mit in Rechnung zu ziehen. Denn die Gesetze hatten

in erster Linie nicht sowohl den Zweck, dem begangenen Verbrechen eine Sühne zu bereiten, oder gar den, einen Verbrecher durch Strafen zu bessern, sondern vornehmlich und fast ausschließlich nur den einen, gemäß des eingangs erwähnten Staatsgedankens, der das Einzelwesen im Staatswesen aufgehen ließ, den Staatskörper stets und unter allen Umständen gesund zu erhalten. Gleichwie aber die Heilkunde der damaligen, und auch die der späteren Zeit noch lange zumeist nur mit drastischen Mitteln arbeitete, ein krankes Glied abschnitt und die Wunde ausbrannte, um den Körper selbst zu retten, so mußte auch der Arzt am Staatskörper handeln und erkrankte, diesem gefährlich werdende Glieder rechtzeitig entfernen. Dieser allgemein gültige Gedanke, der bekanntlich auch in der Bibel seinen Ausdruck findet, bestimmte den Archonten Drakon, über Müßiggänger, die nur am Marke des Staates zehrten, ohne die durch sie verbrauchten Werte durch Arbeit wieder zu ersetzen, die Todesstrafe zu verhängen, um sie zu beseitigen. Solon aber blieb völlig im Geiste seiner Gesetzgebung, auch als er die Strafe milderte und die Drohnen am Staatskörper nur mit der Atimie, dem bürgerlichen Tode, bestrafte, sie des Rechtes beraubte, den Markt und die öffentlichen Versammlungen zu besuchen, Prozesse zu führen oder Klagen vor Gericht zu bringen. Die Ansicht, daß das Leben staatsfeindlicher Bürger stets und unter allen Umständen zu vernichten sei, war noch zu den Zeiten des Plato so allgemein, daß dieser im Protagoras den Zeus zu Hermes sagen lassen kann: „Sage den Menschen, wer an den beiden Haupttugenden, der Gerechtigkeit und der Ehrfurcht, sündigt, der soll als eine Pest des Staates getötet werden." Darum behielt auch Solon von den Gesetzen des Drakon alle jene bei, die im Interesse der Volksherrschaft lagen, und milderte sie nicht. Und bei vielen anderen bedurfte es überhaupt keiner Milderung. So atmen zum Beispiel jene Gesetze, die dem Mörder die Flucht gestatteten und selbst die Konfiskation seiner Habe verboten, sofern er nur in Zukunft jede Berührung mit dem Vaterlande sorgfältig mied, einen Geist der Milde, der gerade um dieser Milde willen uns die — — Drakonischen Gesetze fast unverständlich macht!

Es bleibt als drittes Argument der Aufstand des Kylon. Zugegeben muß werden, daß dieser Aufstand die unmittelbare Reaktion auf die Gesetzgebung des Drakon war und ausbrach, als diese Gesetze, die auf den Gesetzessäulen eingegraben, zum ersten Male dem Volke schriftlich vorlagen und ihm die Strenge, unter der es litt, vor Augen führten. Daß dieser Aufstand somit als die erste Folge der Drakonischen Gesetzgebung angesehen werden muß, ist sicher. Sicher ist aber auch, daß die Empörung gegen die „Blutgesetze" nicht das Hauptmotiv des Kylon war. Er, der Sieger der Olympischen Spiele, der Schwiegersohn des Tyrannen von Megara, verfolgte weit persönlichere Zwecke, als den, das Volk von diesen Gesetzen zu befreien. Er wollte sich der Alleinherrschaft bemächtigen. Dies erkannte das Volk, das ihm bis zur Überrumpelung der Akropolis Gefolgschaft geleistet hatte, rechtzeitig genug. Unmittelbar nach der Erstürmung der

Burg schlug die Volksstimmung um und, in der richtigen Erkenntnis, daß es aus der Tyrannei der strengen Gesetze, die immerhin Gesetze waren und für alle galten, unter die weit drückendere Tyrannei des Usurpators gebracht werden sollte, setzte sich das Volk gegen Kylon zur Wehr, schloß ihn in der Akropolis ein und belagerte ihn. Bekanntlich gelang es ihm und seinem Bruder, zu entfliehen, worauf seinen Anhängern, die am Altar der Athene ein Asyl gefunden hatten, freier Abzug versprochen wurde. Lediglich die Tatsache, daß die Eupatriden dieses Versprechen treulos brachen, die Gefangenen töten ließen und so schwere Blutschuld auf sich luden, ließ den Parteikampf zwischen ihnen und dem Volke aufs neue entbrennen, ein Kampf, der schließlich mit dem Sturze der Eupatriden endete und so den Weg bahnte für eine neue, humanere Gesetzgebung, die im Geiste der nun zur Regierung gelangenden Volkspartei gehandhabt werden konnte. Würden die Eupatriden nicht in maßloser Willkür das von Drakon selbst anerkannte Schutzrecht im Heiligtum der Eumeniden verletzt und so den Zorn der beleidigten Götter auf das Land herabgerufen haben, dann würden vermutlich die Gesetze des Drakon längere Zeit Geltung gehabt haben. Ihre Härten wären nach und nach gemildert worden, entsprechend dem Zeitalter, und das Gedächtnis des Drakon würde uns überliefert worden sein als das eines gerechten und weisen Gesetzgebers, gleich dem des Lykurg, dessen Gesetze nicht weniger blutig und nicht mehr gerecht waren.

J. von Lagin:
Die Zeit.

Ich eile, ich weile,
Ich teile und heile,
Begrabe all' Habe
In ewigem Meer;
Ich halte das Alte,
Gestalte, erkalte;
Im Werden der Erden
Ich Neues gebär'.

Ich richte, vernichte,
Ich schlichte und sichte
Das Echte und Schlechte,
Verfechte das Recht;
Ich lähme, beschäme,
Verfeme Bequeme —
Den Geistern, die meistern,
Gehör' ich als Knecht.

Kann raten den Staaten,
Reif' Saaten und Taten,
Wieg' Kummer in Schlummer
Und läutre das Leid;
Ich gebe, erhebe,
Belebe und webe,
Und bringe — verschlinge
Das Gestern und Heut.

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

V.

Athen, den 21. April 1912.

Da sind wir wieder „daheim", denn so war uns allen zumute, als wir unser liebes, tüchtiges griechisches Schiff „Ismini" im Piräus verlassen mußten, nachdem an Bord noch ein großes Händeschütteln stattgefunden und man manch gutes Wort vernommen hatte. Nun hören wir wieder Bahnen pfeifen, treten — o weh — auf Pflaster, atmen Luft, die andere ausgeatmet haben — aber glorreich webt die Erinnerung uns die köstlichen, fast unirdischen Bilder vor die Seele. Und trifft man sich mit Inselgenossen — so ist's zuerst ein stiller, fast scheuer Gruß: „Wir erlebten Hohes, Heiliges miteinander" —, eine tiefe Weihe umwebt die fünf Tage, die — leider — hinter uns liegen.

Aber zur Tat: Am Dienstag, den 16., früh um 7 Uhr, begaben wir uns an Bord unserer „Ismini". Dort erhob sich eine Schlacht um die Kabinen, aber auf ein geheimes Winken des Herrn Oikonomos verhielten wir uns still — und er schloß uns denn auch in einem ruhigen Augenblick unsere Kabine auf, um die wir manches Mal beneidet wurden; aber wir hatten so viel Personen für die Fahrt geworben, daß uns diese kleine Bevorzugung schon zukam. Neben einem bequemen Sofa und guten Betten hatte sie nämlich den Luxus einer eigenen Waschgelegenheit nur für uns — sonst hatten immer nur zwei Kabinen à zwei oder drei Betten eine zusammen, was natürlich zu den komischsten Szenen führte. Feierlichst wurden abends die Waschstunden untereinander verabredet, aber — gingen die Uhren verschieden, oder welche Mißverständnisse sonst vorliegen mochten — immer überraschten sich die Parteien. Eine famose Russin, Frl. P . . . ., stellte sich gleich als frühere Hörerin meines Mannes und Teilnehmerin eines Studenten-Bierabends in Berlin bei uns vor — und unser Herr „Doppeldotter" sagte zu uns: „Ich bezahle zwar eine Kabine mit drei Betten für mich allein, habe aber trotzdem mit der gegenüberwohnenden Russin nur eine Waschschüssel; wie gut, daß ich, sowohl mein Bett, wie alle sonstigen Toilettengegenstände in Gummi bei mir habe". Alles war, trotz des enormen Preises, gänzlich primitiv, und man mußte Seekrankheit heucheln, um wenigstens ein Ausgußbecken zu bekommen. Wir entdeckten auch gleich Schwaben in unserer Kabine, nahmen sie aber sehr geduldig hin, als uns andere Mitreisende von noch viel unangenehmeren Mitschläfern berichteten. Überhaupt — der materielle Anfang war so mordsmäßig schlecht, daß unser „Doppeldotter" berechtigten Krach machte — und siehe da, es wurde dann auch besser, und über Kleinigkeiten, wie ranzige Butter, in Zeitungspapier gewickeltes Frühstück etc. lernte man hinwegsehen.

Wir waren dreißig Personen, und befanden sich auch einige minder begeisternde Persönlichkeiten darunter, wie obiger Freund mit seinen übertriebenen Ansprüchen und Unzufriedenheiten — oder eine recht hysterische, überkokette ältliche Französin, die daheim ein Palais in den Champs Elysées, Autos etc. hatte und mit Jungfer und — leider — Bildungstrieb behaftet war, sowie das gutherzige, aber geschwätzige Frl. Z., die unentwegt mit verblüffender Selbstverständlichkeit ihren Vorteil suchte — so waren doch die meisten Personen angenehm und anregend, wenn nicht sogar hervorragend durch Geist, Gelehrsamkeit und erfreuliche Umgänglichkeit.

Unendlich rührend und lieb war mir der immer zufriedene, freundliche, fast achtzigjährige Professor X. mit seinen frohen, blanken, blauen Augen, den frischen roten Bäckchen über dem grauen Stoppelbart, der Griechenland zum etwa dreißigsten Male bereiste. Er trug eine große, altertümlich gestickte Reisetasche an scheußlichen Riemen und Stricken vorn über die Brust herniederhängend, daran einen Zettel mit sehr deutlicher Namensschrift, einen grauwollenen gestrickten Schal um den Hals und ein Plaid. Daß seine Wäsche meistens vom Mantel bedeckt war, war gut, und auf seinem Rock lag fingerdick der Staub; er hatte eben keine Bedürfnisse und antwortete mir einmal nach einem entbehrungsreichen Marsch auf meine Frage, ob er denn keinen Hunger habe, ganz ernsthaft: „Oh nein, — wie sollte ich — wenn ich reise, brauche ich keine Mahlzeiten. Ein mitgenommenes Stück Brot ist lange gut". Wie schrecklich materiell kamen wir mir dagegen vor! Einmal kam Frau Prof. Kl. ganz aufgeregt an: „Prof. X. ist in der Rauchkabine und bürstet sich". Ich flog hin — da war es schon wieder vorbei. Auf der Erde lag die Bürste, und er saß tief versunken in ein Buch, indes sich ein handgroßer schwärzlicher Fleck auf seinem Rock von der Staublage abhob. Aber wir liebten ihn alle.

Solange wir noch im Piräus lagen, packte ich schnell aus, und so waren wir bereit zum Genießen. Endlich, selbstverständlich mit zweistündiger Verspätung — fuhren wir ab. Das Meer war veilchenblau, ein leiser Wind warf blitzende Schaumwellen auf, und wir fuhren wieder an Psyttaleia und Salamis vorüber. Schon tauchte Aegina auf — das Meer wurde weiter und weiter — und die großzügigen Formen der herrlichen Insel wurden deutlicher. Dann warfen wir Anker, und das Ausbooten begann mit reichlichen Spritzern und Schaukeln und vielem Geschrei, und während wir in den Barken, die mit bunten Stoffen ausgelegt waren, dem Strande zufuhren, wurde es dort und auf allen Felswegen lebendig: Malerische Gestalten erschienen auf dem Gestein, geleitet von Maultieren und Eselchen, die sie mit lauten, orientalisch-lebhaften Zurufen bergab jagten. So trabte es die Zickzackpfade herunter, immer mehr und mehr tauchten auf, oft liefen die jungen, ungezäumten Füllen daneben, und bald wimmelte der felsige Strand davon. Dazwischen rauschten hohe Palmen, Pinien — und aus den Felsen wuchsen, reiche Früchte tragend, die Feigenbäume.

Agaven, mit ihren breiten, fleischigen, silbergrauen Riesenblättern mit dornigem Rande faßten die Wege ein — Artischocken, Tomaten, und die mächtigen Weinstöcke blühten unscheinbar, aber süß duftend, und daneben feierten Mohn, im feurigsten Rot, goldgelbe Chrysanthemen, blaue Staticae und unzählige andere Blumen wahre Farbenorgien.

„Beim Reiten und bei der Table d'hôte hört jede Höflichkeit auf." Und wie der galanteste Herr seiner Dame das letzte Stück Fisch gemütsruhig fortißt, wenn es ihm eher gereicht wird, so stürzt sich jeder auf das ihm am besten scheinende Maultier oder Eselchen und sieht, daß er den weichsten Sattel bekommt. Ohne viel Kenntnis hatte ich's gut getroffen und vor allen Dingen war mein Führer ein prächtiger junger Kerl, mit einem Paar Augen, leuchtend wie die Oliven, wenn sie recht schwarz und reif sind. Und dann ging's bergan — durch eine Märchenwelt: Über steinige, steile Pfade — durch Wälder von rosa und weißen Cistusrosen, die den süßesten Duft ausströmten, dazwischen, mit hängendem Gold beladen, Ginsterbüsche, so hoch fast wie Bäume. Durch Olivenhaine und Pinienwälder, die ein ganz helles, maiiges Grün zeigten — an antiken Gräbern und Kapellen vorbei. Auf einem schroffen Felshügel alte Burgruinen — immer höher durch Schutt und Rosen bis zum Tempel der Göttin Aphaia, den wir so gut durch Lucy du Bois-Reymonds schönes Aquarell kennen. Wundervoll ist auch hier der goldbraune, warme Ton, den der Marmor angenommen hat.

Überwältigend ist die Aussicht: Zu beiden Seiten, fast ringsum, das tiefblaue Meer — unten weit in blauer Ferne lagernd Attika bis zum Kap Sunion. Nachdem Sotiriadis uns alles eingehend erklärt hatte, ging's wieder hinab. Mein bildhübscher Führer hat sich mit seinem netten Tierchen bis dicht an mich herangedrängt, und er ist augenscheinlich traurig, daß ich bergab lieber gehe. Er hält sich immer neben mir — bei höheren Steinen hält er an und bedeutet mich, wie leicht ich da in den Sattel kommen könne. Wunderschöne halbwüchsige Mädchen, ein weißes Tuch über das dunkle Haar gelegt, folgen uns auf Schritt und Tritt. Ich photographiere die schönsten, gebe einige kleine Münzen und sofort bringen sie alle Blumen und ich muß sie nehmen — auch echte Rosen, Nelken und Iris aus ihren Gärten. Wie schön und sanft sind ihre Augen, wie liebreizend und anmutig und freundlich geben sie sich.

Endlich sitzen wir wieder in den Barken, und während unsere noch am Ufer hält, nehmen die Mädchen Rosen aus ihren Schürzen und werfen sie auf uns — das ganze Boot ist gleich wie bestreut. Sie erwarten keine Belohnung mehr — aus freundlichem Herzen für den Gast, den Fremden, der aus weiter Ferne kam, um sie und ihre Heimat zu sehen, geben sie ihm, was sie Schönes haben. Wie in einem holdseligen Rausche schifften wir weiter; auf der „Ismini" wurde gefrühstückt — 1 Uhr — und nachmittags besuchten wir noch das Kap Sunion mit dem weißen Tempel des Poseidon. Sehr schwer war dort die Landung, und

über Tuff-Felsen mit wildem Stachelgesträuch mußten wir aufwärts klimmen. Auf den spitzen Steinen schmerzten die Füße bald. Doch sonst standen wir bei den oft sehr großen Anstrengungen unsern Mann — und ich muß annehmen, daß mich die vielen englischen Treppen so gut trainiert haben.

Hier wieder eine andere Vegetation — fremd und wild. An die blendend weißen Marmorsäulen gelehnt, in deren einer Byrons Name eingegraben ist, sahen wir die Sonne blutrot ins Meer tauchen, und man mußte ganz still werden angesichts der überwältigenden Pracht ringsum. Wir sahen die Küsten des Peloponnes und gedachten der Schiffer, die, wenn sie um das Kap Sunion herumgelenkt waren und sich Athen näherten, von der Akropolis her die Lanzenspitze der Athena Promachos blinken sahen.

Nicht ganz leicht war die Einbootung, und froh, allerlei Fährnisse überstanden zu haben, ließen wir uns auf der „Ismini" unser Mahl gut schmecken und legten uns auch sofort hin, da das Meer anfing, stürmisch zu werden. Es gelang uns auch, die etwas stark bewegte Nacht glücklich zu überschlafen, und früh um 6 Uhr legten wir vor Delos an.

Die Ausschiffung dort soll immer schwierig sein: Wir ankerten zwischen der größeren Insel Rheneia und Delos, und in diesem Sunde ist der häufige Nordwind besonders bedrohlich. An einer zum Teil noch antiken Mole brach sich die schäumende Brandung über zerklüftete Felsen hin hoch aufspritzend, und diesen wundervollen Anblick hatten wir den ganzen Tag von der Höhe der Insel herab.

Wieder andere Blumen und Gewächse: Wilde Malven, hohe Gladiolen, Natternköpfe und ein Duften und Wuchern ringsum, aber den ganzen Tag starker Wind.

Das Trümmerfeld von Delos ist wohl das ausgedehnteste, das bisher in Griechenland ausgegraben ist, und Sotiriadis hielt in seiner begeisterten Art die feurigsten Ansprachen. Unerhört viel Interessantes für Archäologen bietet es, aber auch ein mittelgebildeter Mensch fand sein Recht.

Da war der heilige See — an dessen Ufer Leto, an eine Palme gelehnt, den Apoll und die Artemis geboren haben soll. Die Insel Delos aber war eigens zu diesem Zwecke aus dem Meere aufgetaucht, da die bestehende Erde durch einen Fluch der Hera gezwungen war, eine Stätte für die Geburt zu verweigern. Mit jener Palme verglich Odysseus die Nausikaa.

Delos ist ungeheuer schwer aufzufassen und daher auch zu schildern. Das Programm war römische Stadt, uraltes Heiligtum auf dem Berge Kynthos, ältere Stadt. Ehe die Griechen sich hier ansiedelten, bewohnten Karer, ein kleinasiatisches Volk die Insel; wie alle Ur-Kleinasiaten waren sie besonders gewandt in der Bearbeitung des lebenden Felsens und verstanden es, riesige behauene Felssteine zu Mauern, Giebeln etc. aufzutürmen. Ein solcher Bau aus mächtigen Felsen, dem Löwentor in Mykene vergleichbar, ist die Grotte des Apoll. Ein riesiger Giebel über einer Felsschlucht errichtet, davor eine Terrasse,

die in ihrer jetzigen Gestalt wohl schon einer späteren Zeit angehört. Oben auf dem Kynthos-Berge ist eine wundervolle Aussicht, man sieht u. a. Mykonos, Naxos, Paros. Auf der Spitze sind eine Anzahl sehr interessanter Anlagen aus der Zeit der Ptolemaeer, u. a. ein Tempelrest mit einer großen Inschrift in Mosaik.

Nun wieder hinab zur alten Stadt! Diese ist jammervoll zerstört, von den Tempeln und Schatzhäusern sind nur die Grundmauern erhalten, keine einzige Säule steht mehr und es macht Mühe, sich vorzustellen, daß Delos einst das Zentrum der ionischen Kultur gewesen — daß hier auf der glänzenden Messe all der Reichtum und all die Pracht des kleinasiatischen Joniertums entfaltet worden. Die neue Stadt stammt aus der Zeit, da Delos von den Römern zum Freihafen erklärt war; Magazine, Privathäuser, Docks, Tempel für fremde Kulte sind da aneinander gereiht mit teilweise höchst interessanten und wundervollen Details, wie jenem Mosaik, das ein Phönikier aus Arvad nach der Inschrift, die er beigefügt hat, schuf, oder jenem anderen, das einen Bacchus auf einem Tiger in besonders schöner Arbeit darstellt. Auch ein reizendes Brunnenhäuschen sei nicht vergessen.

Im Museum von Delos wurde ein Mahl genossen. Aus großen mitgebrachten Körben wurde jedem sein Frühstück eingehändigt: zwei Eier, ein Stückchen Fleisch, wie immer, Hammel — trocken Brot — etwas Käse — eine Orange. Amüsant war die Szene: Wir saßen auf marmornen oder steinernen alten Bildwerken aus den Heiligtümern — ich hatte meinen Anteil auf einer uralten Sphynx aufgebaut; zu achten tranken wir aus einem Becher — und in der Tür standen, die Finger genau so im Munde haltend, wie die Kinder bei uns — die Nachkommen der Heldengeschlechter und erfreuten sich nachher innig an den Resten. Der sehr eingehenden Führung durch das Museum entzog ich mich größtenteils und hielt lieber draußen, auf einem etwa dreitausend Jahre alten Steinblock sitzend, eine lange köstliche Siesta — die antike Stadt unter mir —, ringsum das Meer mit der Brandung vor mir, und über mir einen unerhört blauen Himmel.

Etwa um 5 Uhr langten wir wieder, nach sehr stürmischer Ausbootung, wobei wir zwei gehörige Sturzwellen bekamen, „zu Hause“, nämlich auf der „Ismini“ an. Dann ein bißchen Toilette, freundliches Leben an Bord, gegenseitiges Zeigen und Vergleichen der „gefundenen“ Altertümer — natürlich nur Scherben — heiteres Mahl, und dahinter sofortiges Zubettgehen mit köstlichem Schlaf bei offenen Kajüttenfenstern, zu denen die Sterne hineinleuchteten. Um 12 Uhr etwa erwachten wir, als die Anker aufgezogen und die Maschinen zu rattern begannen, wurden aber gleich wieder in Schlaf geschaukelt. Früh um 4 Uhr mußten wir heraus. Mein Mann erlebte noch den Sonnenaufgang und die wundersame Einfahrt in die Bucht von Santorin, aber Damen dürfen sich so früh an Bord nicht zeigen, weil es den Herren da erlaubt ist, sich in jeder,

noch so bequemen Toilette zu bewegen. Und bald lief auch schon unser Schiff vor Thera an, d. h. mitten im Meer lag es still, da es wegen der ungeheueren Tiefe des Kraters nicht ankern konnte.

Thera, uns so gut bekannt durch Hiller von Gaertringens Forschungen und sein Prachtwerk darüber, baut sich hoch über dem Meere auf und bildet mit der gegenüberliegenden Insel Therasia, einen großen Kraterring. Das ganze Meer innerhalb — wir waren schon zirka drei Stunden hindurchgefahren — ist ein eingesunkener Krater, und noch immer muß der Vulkan tätig sein, denn es steigen immer wieder Inseln auf — eine kleine vor uns liegende im Jahre 1866. Dort ist das Wasser so heiß, daß Eier, die man in einem Netz hineinhält, in einer Minute gar sind.

Nach schnellem Frühstück gings an die Ausbootung und übersprudelnd heiter war dabei, trotzdem stellenweise wirkliche Gefahr vorhanden war, die Stimmung. Der Meereskrater soll hier 300 Meter tief sein, und die Boote schaukelten ganz wüst bei dem Sturm und füllten sich mit Wasser. Einen fliegenden Fisch sahen wir und eine, von nächtlichem Fischfang heimkehrende Barke mit Riesenlangusten, Polypen und lauter seltsamen Fischen.

Theras landschaftliche Reize sind von berückender Schönheit, obwohl sie zum Teil ins schreckhaft Großartige ausarten. Ganz oben auf dem Berge liegt die Stadt, jetzt Phira gesprochen, aber unten an der Marina sieht man neben alten Höhlen kleine Häuser, die ganz eigentümlich, röhrenartig und weißleuchtend gebaut sind. Ein heiteres Leben — wunderschöne Männer und Frauen, und von oben trabte es wieder herab den schmalen, mit Mauern und Agaven eingefaßten Zickzackweg — all die Esel und Maultierchen, von prächtigen Führern geleitet. Wieder der Kampf um die besten Reittiere und Sättel, wo der Freund den Freund nicht kennt. Ein feines Tierchen hatte ich erwischt, verständige mit den Augen den Führer, da legt Herr „Doppeldotter" seine breite Hand darauf und sagt in tadellosem Neugriechisch zu dem braunen Jungen: „Ich gebe Ihnen drei Drachmen extra, aber Sie dürfen das Tier keinen Augenblick loslassen und müssen mir immer zur Seite bleiben". Und dann zu mir, die geknickt daneben stand: „Sehen Sie, das sind so meine Prinzipien auf der Reise. O ja, ich weiß, wie man mit dem Volke umgehen muß!" So trabten sie davon, und ich mußte das letzte, schlechteste nehmen, das erst nicht von der Stelle wollte und dann plötzlich in einen mir unbehaglichen Trab verfiel. Es ging auch nie in der Mitte des Weges, sondern drängte entweder so dicht an die kantigen Steinmauern heran, daß meine eine Außenseite ganz abgeschabt wurde, und dann wieder war es ganz besessen auf die Abhänge, die recht schroff und steinig und hoch waren. Es ging ausgerechnet immer ganz knapp an ihrem Rande, und mein Mann war verschwunden und rief mir, ohne meine Leiden aus der Nähe sehen zu können, von irgend einer erklommenen Höhe Ausrufe des Entzückens zu. Dazu war mein

Führer entsetzlich schmutzig, obgleich ganz klassisch schön, und ich war bei unvorhergesehenen Sprüngen mehr als einmal genötigt, ihn zu umarmen. Aber allmählich lernten mein Tierchen und ich uns kennen, alte, halbvergessene Reiterkunststückchen fielen mir ein, und als mir später, zu einem zweistündigen Ritt ein Wechsel erlaubt war, behielt ich meinen mir lieb gewordenen Kameraden.

Wie die kleinen Reittiere die Wege finden — ganze winzige feste Pünktchen zwischen losem, rollendem Steingeröll — steil bergan — und was noch unangenehmer ist — bergab — und dabei noch Lasten tragend, wie mich, ist mir rätselhaft.

So durchritten wir das den Felsabhang krönende Städtchen Phira und langten endlich ganz oben vor dem Museum an. Es enthält hauptsächlich Hiller von Gaertringens Funde, Skulpturen und Vasen — letztere vielfach mit sehr eigenartiger Bemalung —, aber auch — als das Interessanteste — Funde mykenischer Zeit, die unter einer Lavaschicht gelegen haben, an den beiden Ecken der Kraterbresche zwischen Thera und Therasia, woraus man schließen kann, daß ein Ausbruch — vielleicht gerade der, bei dem die Bresche entstanden ist, nach der mykenischen Zeit — also nach zirka 1200 v. Chr. — stattgefunden hat.

Nach der Besichtigung bestiegen wir wieder unsere Tierchen, die uns höher und höher trugen zum höchsten Gipfel der Insel, dem Hagios Elias, vor dessen weit ausgebautem, von Wein-, Feigen- und Gemüsegärten (Artischocken und Tomaten) umgebenen Kloster uns der würdige Abt begrüßte. Händler brachten uns den köstlichen, starken Santoriner Südwein, wir nahmen unser mitgebrachtes Frühstück im alten Refektorium ein und gingen dann ans Besehen der Klosterherrlichkeiten. Uns Damen allein wurden die wundervollen Meßgewänder — Purpursammet mit schwerer Gold- und Silberstickerei — gezeigt, und dann erklommen wir die hohen Terrassendächer, von wo wir eine überwältigend schöne Aussicht hatten.

Die alte Stadt Thera liegt auf einer vom Hagios Elias durch eine tiefe Einsattlung getrennten Höhe. Der Abstieg zur Sellada, dem „Sattel", und die Kletterpartie zum alten Thera hinauf waren so steil und unwegsam, daß wir uns lieber auf unsere eigenen Füße verließen! Höchst merkwürdig ist die hohe Lage dieses Dorerstädtchens, von dem aus einst die Cyrenaika kolonisiert wurde, um deretwillen gerade jetzt der Kanonendonner im Ägäischen Meere und in den Dardanellen erschallt. Und nun begann Sotiriadis' Führung durch die zum Teil gut erhaltenen Trümmer. Ein Gymnasium mit Schulbänken, die aus dem Steinfelsen ausgehauen sind — rings im Halbrund und amphitheatralisch emporsteigend. Immer wieder blieben einige Damen erschöpft zurück. Madame P. ließ sich von einem rührend geduldigen Kollegen aus Dublin buchstäblich schleppen — Frl. Z. hatte erst mit jedem seine Orange mitgegessen und war dann zurückgegangen, und hier am Gymnasium streikte auch ich.

Mein Mann berichtete mir später mancherlei vom Heiligtum des Apollon Karneios, von den Festbräuchen und ihren Spuren, von den uralten, in die Felsen eingegrabenen theräischen Inschriften.

Der Abstieg zum Strande — unsere „Jsmini" war um die Insel herumgefahren und erwartete uns hier außerhalb der Kraterbucht — war geradezu halsbrecherisch. Als wir endlich am Ufer, nahe bei einer schmucken, neugebauten Moschee anlangten, erfreuten uns wieder liebreizende Mädchen mit Blumen. Wegen Sturmes konnten die Barken nicht ans Ufer kommen, und wir mußten über einen schiefliegenden, buchstäblich kippenden Balken ziemlich weit ins Meer hineinbalancieren, doch waren wir in unserem ersten Boote nach all den überstandenen Fährnissen von übersprudelnder Fröhlichkeit.

Für die Nachkommenden, die älteren Herren und Damen, soweit sie noch vorhanden waren, wurden dann Träger besorgt, und unser „Doppeldotter" wurde auf seinen Befehl von Zweien an Kopf und Füßen hinübergetragen, diese bekamen auch schon vorher ihr „Trinkgeld", doch erschienen sie mir gleich beängstigend übermütig, und ich sah aus meinem Boote genau, wie sie an der tiefsten Stelle ein wenig „bimbam" mit ihm spielten. Seine aufgeregte Empörung kannte nachher keine Grenzen; außerdem vertraute er mir an, daß der „vermaledeite Hund von Maultierführer", genannt Sokrates, mit seinem „Taler" in der Tasche ihn auf halbem Wege verlassen und einem andern, ebenso raffiniert aussehenden Griechen überliefert hätte. Diesem habe Sokrates allerlei zugeraunt, was ihn veranlaßte, das bis dahin fromme Tier durch richtige Teufelskünste so aufzuregen, daß es ihn hart an einem Abgrund abgeworfen. Da sie schließlich gänzlich isoliert waren und niemand sein Schreien gehört hätte, wäre ihm nichts übrig geblieben, als den Betteleien um weitere drei Drachmen nachzugeben, worauf das Tier plötzlich wieder tadellos gegangen sei. Diese Erzählungen erhöhten die Heiterkeit unseres Zusammenseins an Bord. Um 11 Uhr war Abfahrt — es folgte eine schwankende Nacht —, dann allgemeines Aufstehen um 6 Uhr, als wir vor Kreta lagen. — O dieser Tag — der schönste fast von allen!

Mein Mann hatte Kreta „herangewacht" und schilderte mir, wie aus der Dämmerung zuerst ein vorgelagertes kleines Felsen-Eiland und dann, nach einiger Zeit, anfänglich nur ganz schwach, die Umrisse der ersehnten Insel aufgetaucht waren. Nun grüßte uns, als unsere „Jsmini" im offenen Meere nahe der Insel Anker warf, das schneebedeckte Haupt des Ida, wo Zeus in einer Grotte von den Nymphen erzogen ward, und mehr im Osten das Diktäische Gebirge, in dem er der Sage nach geboren sein sollte; zwischen beiden der Gipfel des Jukta, die Stätte „seines Grabes". Als wir uns in den Booten näherten, lag vor uns ein kleiner Hafen, durch hohe im Meer aufgerichtete Mauern und Türme abgegrenzt — mit zierlichen griechischen und türkischen Schiffen —, über der Stadt Minarets aufragend.

Zuerst stürzte alles zur Post, und wie glücklich war ich, als ich ein von meinem Manne tags zuvor von Thera aus heimlich bestelltes Telegramm „Sonnenschein" von daheim vorfand. Am Abend vorher war's aufgegeben — fern, fern am Ostseestrand. Wir gaben in unserer Freude eine ganz unerlaubte Summe aus für kretische Marken in allen Werten, die mit „Hellas" überstempelt waren (und so die nun vollzogene Vereinigung der Insel mit Griechenland vorwegnahmen).

Vor dem Hotel in Kandia standen unsere Wagen und fort ging's durch die bunteste Stadt, die ich je gesehen. Die Kaffeehäuser, vor denen auf freier Straße sich alles orientalische Leben abspielt, die türkischen und kretischen Trachten, die Männer aus langen Wasserpfeifen rauchend, die verschleierten Frauen, die Handwerker an der Straße — Schmiede am lodernden Feuer — Köche in offenen Küchen — Bäcker, große Brote in Kringelform backend — dazu der verwirrende Schwarm der Verkäufer, die Bazare. — Wir fuhren langsam hindurch — dort ein Harem mit blühenden Kaktustöpfen — eine Verschleierte zeigte sich und warf mir eine große rote Blüte zu, sie schmückte mich nachher den ganzen Tag. Maulesel mit Hammelhäuten voll Wein und Öl oder Körben mit Orangen, Nespoli etc. Am Kirchhof mit seinen unzähligen Denkmälern vorbei: die Männer haben einen roten Fez oder einen Turban auf ihren Gräbern, die Frauen Blumen. Und stellenweise auch hier auf dem Grab einer Jungfrau der „Brautkrug", ein tönernes Gefäß von antiker Form, in dem sie für die Lebende das Wasser zum Brautbad bringen, und den sie nun der Gestorbenen leer aufs Grab setzen. Weiter ins Freie durch lange Alleen von fruchtbeladenen Mandelbäumen, — dann Orangen, Feigen — leider alles noch nicht reif —, durch Wiesen voll hochblühender gelber Chrysanthemen und rötlicher Gladiolen — wilde Iris, Reseda — eine unglaublich aufregende Flora.

Und dann Knossos! Kreta ist ja die Heimat der ältesten Mittelmeer-Kultur, älter als die mykenische, und Evans hat in den großen Palastanlagen des Königs Minos deren Kernpunkt aufgedeckt. Nun wurde wieder fleißig „gearbeitet", verglichen — Sotiriadis hielt feurige Reden, und ich strengte meinen armen Kopf und Geist an, um mir von der ungeheueren, an Sälen und Gemächern in mehreren Stockwerken überreichen Palastanlage von Knossos, in der man anfänglich das Labyrinth wiedergefunden zu haben glaubte, ein bißchen einzuverleiben. Aber am meisten freute mich sträflicherweise, als ich im Knossospalast, im Megaron der Königin an einer Säule ein Schwalbennest entdeckte mit vier jungen Schwälbchen darin. Ich blieb still zurück und erlebte es dann, daß die Mama kam und ihre Kleinen im Königsgemach mit einem zappelnden Käferchen fütterte, und da dachte ich mit Sehnsucht an zwei andere Schnäbelchen, die ich wohl auch mal wieder mit recht was Gutem füttern möchte, wenn ich auch weiß, wie prächtig das eine andere liebe Schwalbentante besorgt. Aber ich kaufte dann in Gedanken daran von einem spekulativen Kreta-Knaben, der uns in richtiger

Ausnutzung der Konjunktur mit seinen Zuckerwaren auf die Ruinenstätte gefolgt war, reichlich Lukum.

Von der Höhe der alten kretischen Kultur geben gerade die Gemächer der Königin einen lebendigen Begriff. Neben dem Badezimmer fehlt auch das nach modernsten hygienischen Prinzipien eingerichtete W. C. nicht. Man denke — etwa 4000 Jahre vor unserer Zeit!

Im Thronsaal des Königs bot der Thron des Minos eine besonders bequeme, jetzt schon vielfach nachgeahmte Sitzgelegenheit. Ein ähnlich gearbeiteter Sitz steht in einem Raume außerhalb des Palastes, der Stätte, wo Minos — ob seiner Gerechtigkeit später Richter der Unterwelt — den Kretern Recht sprach.

Auf Pfeilern und in den Wänden mancher Räume des Palastes findet man, häufig wiederholt, das Zeichen der Doppelaxt eingegraben, das Symbol des Sturm- und Wettergottes, der in Kreta auch stierköpfig vorgestellt wurde. Bei den Karern, mit denen die alten vorgriechischen Kreter verwandt waren, heißt die Doppelaxt L a b r y s , daher der Name Labyrinth für das Heiligtum des stierköpfigen Gottes, des Minotauros (d. h. des Minos-Stiers). Zu seinen und der „sehr heiligen" Gottheit Ariadne Ehren wurden in diesem Heiligtum vielverschlungene Reigentänze aufgeführt, deren „labyrinthische" Muster bis in späte Zeiten das Wappen von Knossos bildeten.

Die in Mykene gefundenen zahlreichen Darstellungen von Stierköpfen, zwischen deren Hörnern eine Doppelaxt emporragt, liefern zusammen mit der in Kreta und dem griechischen Festland ganz übereinstimmenden Technik und Bemalung der Tongefäße den handgreiflichsten Beweis dafür, daß die mykenische mit den späteren Stadien der kretischen Kultur identisch ist.

Die Fresken, mit denen die Wände des Palastes zu Knossos ausgeschmückt waren, zeigen uns mehrere Darstellungen von Heiligtümern, in denen teils Stierhörner, teils Doppelbeile charakteristisch hervortreten. Ein anderes Fresko zeigt ein „labyrinthisches" Mäander-Muster, ähnlich dem, wie wir es auf den späteren Münzen von Knossos finden.

Diese — übrigens nur kleinen — Fresken bilden jetzt eine der Zierden des wundervollen Museums in Kandia, dem der Nachmittag geweiht war.

Ihnen gesellen sich die herrlichen, in den geschmackvollsten bunten Mustern bemalten Kamares-Vasen und die Arbeiten in Stein und Metall, unter denen die Weiheschilder aus Bronze hervorragen. Und wie als Wahrzeichen eine große bronzene Doppelaxt in dem Hauptsaal aufgerichtet ist, so findet sich dieses Symbol der minoischen Zeit als Einzelstück oder dekorativ verwendet immer wieder in diesem Raume, der die Ausgrabungen der Engländer in Knossos und vielen anderen Städten des nördlichen und nordöstlichn Kreta und die der Italiener in Phaistos und den benachbarten Örtlichkeiten im Süden der Insel vereinigt.

Als mein Mann und andere Spezialisten sich zu sehr vertieften, ging ich mit

einigen Gefährten, die gleich mir nach frischem, warmem Leben dürsteten, durch die Bazare, wo wir einige Einkäufe — Rosenkränze, Perlmutterkreuze aus Jerusalem etc. — machten. Ach die Menschen in Kreta — besonders die Männer! Diese Schönheit — die Augen, der Wuchs, den auch der wenig kleidsame, weit herabhängende Bausch, in den, gleichsam wie in einen Frauenrock, die Hose nach hinten ausläuft, nicht ernstlich beeinträchtigt, und die bestrickende Liebenswürdigkeit. Leidenschaftlich gern lassen sie sich photographieren, und einen bildschönen Polizisten, der meinem Mann ein soeben gekauftes türkisches Messer fortnehmen wollte, da die Ausfuhr von Waffen nicht erlaubt sei, beschwichtigte ich sofort, indem ich ihn knipste. Ich hatte aber gar keinen Film mehr, tat es nur zum Schein, und daher war es mir doch recht peinlich, als er bei der Abfahrt atemlos ans Boot gerannt kam und mir seine Adresse brachte, damit ich ihm einen Abzug schicken könnte. So bat ich einen Freund, eine andere Aufnahme zu machen. Nachdem wir uns dann noch klargemacht hatten, daß wir hier auf Kreta von den drei Erdteilen Europa, Asien und Afrika gleich weit entfernt waren, verließen wir dieses, uns Nordländer berauschende Fleckchen orientalischer Erde.

Gegen Abend kamen wir auf unserer „Ismini" an, der Sturm hatte sich gelegt, und nach dem Diner — dem letzten gemeinsamen — ging alles wieder hinauf an Deck. Über dem tiefblauen Meer — das, nachdem die Sonne glutrot hineingetaucht war, dunkler und dunkler wurde, wölbte sich ein Sternenhimmel von solcher Klarheit, daß einem die Gestirne viel größer erschienen als daheim, und wie ich, an der Spitze des Schiffes stehend, über Bord ins Wasser schaute, sah ich plötzlich auch drunten Sterne aufleuchten und, scharf glühend, noch ein Weilchen neben dem Schiffe herziehen und sich dann ins Weite verlieren. Und immer neue und neue, mehr und mehr, und plötzlich sagte jemand: Meerleuchten! — Ich hatte es noch nie gesehen und hörte nun: Das sind Hundert und Hunderte von phosphoreszierenden Tierchen, die, durch den Bug des Schiffes aufgestört, an schönen, ruhigen, klaren Abenden ihre Leuchtkraft entwickeln und so dieses märchenhafte Zauberspiel bieten. Der junge Neumond war aufgegangen und gab die Gelegenheit, sich etwas zu wünschen, und jeder tat es, der Heimat gedenkend. Dr. H . . . ., ein feinsinniger Mensch und Schriftsteller, brachte mir sein Fremdenbuch mit vielen Zeichnungen und Sentenzen berühmter Leute, und ich schrieb ihm angesichts der leuchtenden Himmels- und Meerespracht die Schlußworte dieses Briefes hinein.

Und damit will ich die Inselreise beschließen. Auf dem Schiff hatten wir noch eine Sammlung zu einem Andenken für Prof. Sotiriadis veranstaltet; wir beschlossen, ihm ein gutes Perspektiv zu schenken, und ich verabredete mit Prof. H., der als Augenarzt ja der Berufenste für diese Sache ist, ihn nach Mittag aus seinem Hotel abzuholen. Als ich hinkam und mich meinem Versprechen gemäß gleich nach dem erkrankten Herrn S . . . . erkundigte, erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß er am Abend vorher gestorben sei. Ich nahm all meine Kraft zu-

sammen und ging sofort zu der unglücklichen Witwe, die natürlich ins Herz getroffen, aber scheinbar sehr ruhig in ihrem Zimmer lag. Sie hatte es noch gar nicht realisieren können. Der englische Botschafter, Sir Francis Elliot, war die Nacht bei ihr geblieben, bis sie um $^1/_2$2 Uhr — in aller Heimlichkeit — die Leiche fortbrachten.

Bei späteren Besuchen waren wir Zeuge der haarsträubendsten Ausbeutungsversuche durch die Hotelwirte. Die Familie Lambros nahm sich der armen Frau aufs gütigste an. Der Verstorbene, der Athen und seine Altertümer so sehr geliebt hatte, wurde in der Universität einbalsamiert und aufgebahrt, und sie war für diese Ehre so dankbar, daß sie eine Schenkung an die Universität machte. Es soll eine „Gustav Sachs-Stiftung" für englische Studenten ins Leben gerufen werden. Auf dem schönen Friedhof in Athen ist er dann begraben. —

Von der schmerzlichen Nachricht von Herrn S.' Tode tief getroffen, wollten wir nach Hause eilen, doch Prof. H. beredete mich zu einer Fahrt im offenen Wagen nach Daphne. Wir sahen wundervolle alte Ölbäume, und in der kleinen Kirche mit hohem Kuppelbau byzantinische Goldgrundmosaiken.

Als am Sonntag abend alle Inselgenossen, einschließlich der ganzen Familie Lambros sich noch einmal versammelten, überreichten wir Prof. Sotiriadis das schöne Perspektiv. Geheimrat B. sagte ihm in unserer lieben Muttersprache, die dem Beschenkten so geläufig ist, warmgefühlte Worte begeisterten Dankes; hell klangen in attischer Frühlingsnacht die deutschen Hochrufe zu seinen Ehren, und ich überreichte ihm die von allen Inselgenossen unterschriebenen Verslein, die ich im Meerleuchten und Sterngeflimmer an Bord der „Ismini" gedichtet:

Durch Rosenfelder, Steingeröll,
Das blaue Meer zu Füßen,
Durch alter Tempel Wunderbau,
Drauß' Götterbilder grüßen, —
In heiliger Begeisterung
Oft schwer erkämpfter Freuden
In leichten Schiffes trautem Heim
Mit winzig kleinen Leiden, —

Hat uns, gleich wie im Märchenbann,
Die Muse treu geleitet, —
Zu künft'gem Schaffen uns das Herz
Durchglühet und geweitet.
Zur Heimfahrt hat der Himmel dann
Sein Sternenheer entzündet,
Und der Erinn'rung Weihegruß
Für immer uns verbindet.

Friedrich W. Wagner:

Wenn die Nacht zu Ende geht —

Wenn die Nacht zu Ende geht,
Letzter Stern am Himmel steht —

Höre, wie sich leise regen
Alle Dinge! ein Bewegen
Zitternd schauert durch die Welt.
Leiser Töne sanfter Regen
In die Stille fällt —

Winde rascheln durch die Bäume,
Die, erwacht, die schweren Träume
Von den Zweigen streifen
Und in die noch dunklen Räume
Nach dem ersten Lichtstrahl greifen —

Wenn die Nacht zu Ende geht —
Höre! durch die Lüfte weht
Leis' ein Klang wie ein Gebet.

Dämmerung

Wenn die Dämmerung die ersten
Leisen Schatten malen will,
Wird es in den Straßen, in den Zimmern
Seltsam still.

Alle Dinge, alle Seelen sinnen
Und wissen nicht —
Gehören sie dem Dunkel an
Oder dem Licht — —

Winternachmittag

Am traurigen Nachmittag,
Wenn sich schon Dunkel spinnt —
Leiser wird Stoß und Schlag —
Und ein Lauschen beginnt,

Ein Sichbesinnen tief
Und ein Zittern bang —
Hör, eine Stimme rief,
Lockend rief
In Nacht und Untergang — —

Deine Augen singen ein Lied:

Ich bin eine Wiese, die blüht,
Ich bin eine sommerliche Ruh.
Schmiege dich du
An mich, du, müd
Und dich sehnend nach Ruh!
Mach deine traurigen Augen zu!

Meine Blicke sind südlicher Wein.
Laß ihn nicht vergossen sein
Auf Erde und Stein!
Ich gieß' ihn in deine Becher.
Trink ihn, mein Zecher!
Schlürfe ihn in dich ein!

Meine Blicke sind Gewind,
Das ich zu deinem Empfang
Um die Dinge bind'.
Meine Blicke sind
Trompeten- und Schalmeienklang.
Herrlich, herrlich wird dein Empfang!

Trüber Tag

Die Trübe liegt auf den Dingen
Wie eine schwere Last.
Du hörst keinen Vogel hell singen.
Und alles Beginnen
Ist ohne Rast.

Es ist, als ob alles warte
Auf ein nahes schweres Geschick —
Zitternd — sogleich fällt der harte
Schlag auf das zarte
Erste Sonnenglück.

J. A. Gontscharow: Das wandelbare Schicksal.

Erzählung.

Übersetzt von Marie Bessmertny.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen zwei Reisende in einer Landkutsche auf der Warschauer Chaussee nach Petersburg. Am Schlagbaum zeichneten sie sich ein, der eine als polnischer Gutsbesitzer Sagursky, der andere als Stabsrottmeister a. D. Leonty Chabarow. Sie fanden zwei kleine saubere Zimmerchen in der Nähe vom Newsky-Prospekt, und am folgenden Tage ging jeder seines Weges.

Chabarow diente im polnischen Regiment, das damals vom Großfürsten Konstantin Pawlowitsch befehligt wurde. Der Vater hatte Chabarow direkt vom Kadettenkorps in den Heeresdienst gebracht und dem Regimentschef empfohlen. Er selbst fuhr weg und ließ dem Sohn 500 Rubel.

Der junge Chabarow gewöhnte sich rasch an das Regimentsleben, schloß sich kameradschaftlich den andern Offizieren an und machte auf seine Vorgesetzten einen sehr guten Eindruck. Er war äußerst korrekt im Dienste. Er trank nicht, bummelte nicht, kurz, er war ein musterhafter, nüchterner Offizier. Die Jahre gingen ins Land. Er verwuchs immer mehr mit seiner militärischen Tätigkeit und wurde zum nächsten Grad befördert. Nur seine beschränkten Mittel bereiteten ihm Schwierigkeiten. Mit den vom Vater erhaltenen 500 Rubel und seiner geringen Offiziersgage war kaum im Dorfe selbst auszukommen, wo sein Regiment lag. Er überlegte ernstlich, wie er sich einrichten könnte, um standesgemäß als Offizier zu leben, ohne Schulden zu machen. So kam er auf den Gedanken, für 150 Rubel ein junges Pferd zu kaufen, es ordentlich zuzureiten, und es dann vorteilhaft zu verkaufen. Das gelang ihm auch, und im nächstliegenden Regiment setzte er sein Pferd für tausend Rubel ab. Das wiederholte er mehreremal, verschaffte sich dadurch Geld und wurde dabei von den Kameraden geliebt und von den Vorgesetzten geschätzt.

Seine zwei an den Vater gerichteten Briefe blieben unbeantwortet. Der alte Chabarow schien den Sohn vergessen zu haben. Zufällig erfuhr der junge Offizier, daß der Vater sein kleines Anwesen verkauft hatte, nach Moskau übergesiedelt und dort gestorben war, ohne etwas dem Sohne zu hinterlassen, dem die Mutter schon lange vorher entrissen wurde. Der junge Mann seufzte tief auf, wischte sich ein paar Tränen aus den Augen, machte eine resignierte Handbewegung und ging wieder an seine Arbeit. Seine ganze Aufmerksamkeit war den Pferden gewidmet, die er vortrefflich aufzog, dressierte und verschiedenen Regimentern zuführte. Er konnte allmählich immer mehr zurücklegen im Laufe

von vier Jahren, obgleich er inzwischen Leutnant geworden war und mehr Ausgaben hatte.

Plötzlich aber wurde sein Regiment vom Großfürsten aus der Provinz nach Warschau zu einer Revue kommandiert. Chabarow und die andern Offiziere wollten würdig vor dem fürstlichen Befehlshaber bestehen, exerzierten daher fleißig und brachten ihre Pferde und ihre Uniformen in Ordnung. Dafür hatten sie auch die Freude, daß der Großfürst mit der Parade in Warschau sehr zufrieden war. Als Chabarow als Ordonnanz zu ihm befohlen wurde und auf seinem prächtig gepflegten Pferde geritten kam, machte der Großfürst den Regimentskommandeur auf ihn aufmerksam und sagte:

„Diesen da lassen Sie in meine Garde treten!"

Erstaunt bemerkte der Kommandeur, daß Chabarow über diese Auszeichnung gar nicht erfreut war.

„Wäre es möglich, Chabarow, daß Sie diese Ehre nicht einzuschätzen wüßten?" fragte er und bekam die Antwort:

„Die Ehre macht mich stolz, aber ich fürchte, in Warschau die Mittel zu meinem Unterhalt nicht auftreiben zu können. Aus diesem Grunde möchte ich bitten, die Auszeichnung rückgängig zu machen."

Der Regimentskommandeur erzählte das alles dem Großfürsten, der Chabarow eine Zulage von 200 Rubel jährlich bewilligte. Das war aber eine ganz geringe Summe im Verhältnis zu der Lebensführung der Offiziere in der Hauptstadt Polens. Schweren Herzens trat Chabarow den neuen Posten an und schlug sich zwei Jahre noch so ziemlich durch. Dann aber kam er wegen Entlassung aus dem Militärdienste ein und bat um eine andere Anstellung in irgend einem Verwaltungsamte. Der Großfürst willfahrte endlich seinem Wunsche und stellte ihm noch ein eigenhändig unterschriebenes Zeugnis aus, daß er jede Arbeit mit größter Sorgfalt und gewissenhafter Pflichttreue durchführe.

Ausgerüstet mit den besten Empfehlungsdokumenten und mit einer Summe von etwa tausend Rubel, die der Verkauf seines Pferdes und seiner neuen Stabsrottmeisteruniform ergeben hatte, fuhr Chabarow auf einem Bauernwagen nach Petersburg.

II.

Am folgenden Morgen nach der Ankunft zog Chabarow seine zweite, noch sehr gut erhaltene Uniform an und begab sich nach einem Ministerium, um wegen eines Polizeiamts in einer Provinzstadt vorstellig zu werden. Er wurde vom Minister sehr freundlich empfangen, der ihn an den Direktor des Departements verwies. Dieser rief seinen Sekretär herbei, ließ die Dokumente Chabarows prüfen und ihn als Kandidaten für die erbetene Stelle einzeichnen. Es stellte sich heraus, daß vierzehn Namen vor dem seinigen schon vermerkt waren, aber es wurde ihm gesagt, daß er sich von Zeit zu Zeit einfinden möge, um einen Bescheid zu erlangen.

Chabarow, der in der Hoffnung gekommen war, daß seine Empfehlungen ihm alle Türen öffnen würden, kam gedankenvoll von dem ersten Versuche nach Hause. Noch war er nicht niedergeschlagen. Er ging mit seinem Reisegefährten Sagursky sogar ins Theater und mehrmals durch die Stadt, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

So vergingen etwa drei Tage. Es fiel ihm ein, daß er in Petersburg vielleicht als Inspektor eines staatlichen Instituts eine Stelle finden könnte. Als er die zuständige Kanzlei aufsuchte, fand er dort solch eine Masse von Bewerbern, daß er es für aussichtslos erachtete, sich ihnen anzuschließen.

Auf den Rat eines Bekannten wandte er sich an die Postdirektion in der Erwartung, in einer Bezirksstadt ein Amt zu finden.

Zweimal hatte er schon pünktlich im Ministerium nachgefragt und die Antwort bekommen, daß bislang nur zwei der vorgemerkten Kandidaten berücksichtigt werden konnten, und daß gegenwärtig überhaupt keine Vakanz in Sicht sei. Er wurde für einige Monate später vertröstet. Chabarow begann den Mut zu verlieren. Er sah ein, daß man auch mit ausgezeichneten Attesten ohne Arbeit und ohne einen Bissen Brot bleiben kann. So ließ er sich überreden, eine private Beschäftigung zu suchen.

III.

Er kam zu einem reichen Manne, der einen Verwalter für ein neu gekauftes großes Haus suchte.

„Sehen Sie alle diese Bücher durch und bringen Sie Klarheit in die Sache hinein. Ich will einen Überblick gewinnen, wieviel das Gebäude einbringt, welche Wohnungen leer stehen, welche sich leicht vermieten lassen usw. Dann ist das Haus auch noch gründlich vom Boden bis zum Keller zu besichtigen."

So sprach der Eigner und übergab Chabarow einen Haufen von Papieren. Sie waren schon am andern Tage zum größten Teile eingehend geprüft und ebenso die Räume des umfassenden Hauses. Chabarow fand vielfach Unordnung und Vernachlässigung, und seine Uniform wurde bei der Besichtigung von Staub und Schmutz sehr mitgenommen. Zunächst befahl er den Dworniki, die Böden zu reinigen und die Ställe und Treppenflure von unnützem Gerümpel zu befreien. Die Leute waren drei, vier Tage stark in Anspruch genommen, und als zwei von ihnen wegen Trunkenheit nicht antraten, entließ er sie und nahm statt ihrer neue. Auch den säumigen Mietezahlern redete er ernstlich ins Gewissen und schaffte sich unter ihnen viele Feinde. Anfangs spöttelten die Bewohner und Angestellten und meinten: „neue Besen kehren gut!", als aber etwa sechs Wochen ins Land gingen und Chabarow noch immer gleich eifrig war und den Hausbeamten nicht einmal Zeit ließ, in die Schenke zu gehen, da erhoben sich laute Klagen über ihn. Sie drangen bis zu den Ohren des Hausbesitzers. Erst lächelte er und lobte seinen Verwalter. Allmählich sah er ein, daß er auf seine schätzenswerten

Leistungen verzichten müsse, weil man doch nicht alle Einwohner auf einmal heraussetzen könne.

„Sie sind ein tadelloser Verwalter, doch versetzen Sie sich in meine Lage: es vergeht kein einziger Tag, daß man sich über Ihre vollkommen berechtigten Anordnungen nicht beschwerte!"

Das sagte der Hauswirt lächelnd, und Chabarow erwiderte:

„Dann entlassen Sie mich."

„Warum? Wir wollen doch noch abwarten!"

Es vergingen zwei Wochen, und plötzlich brach im Hause Feuer aus. Chabarow konnte kaum seine Uniform, seine Dokumente und etwas Geld retten, alles andere war verbrannt, und der ganze Flügel ging in Flammen auf, noch ehe die Feuerwehr zur Stelle war. Die Dworniki waren weggelaufen, und das Gerücht von einer Brandstiftung wurde immer glaubwürdiger.

Der Eigner ließ ihn zu sich bitten und sagte:

„Ich weiß, daß Sie unschuldig sind, und daß Sie das Opfer Ihrer großen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit werden. Hier gehört eben kein anständiger Mensch hin, sondern ein Hund, und solch einen muß ich suchen! Hier sind hundert Rubel, die Sie verdient haben. Leben Sie wohl und seien Sie mir nicht böse."

Chabarow nahm eine Schlafstelle bei seiner früheren Wirtin ein, die erstaunt fragte:

„Weshalb sind Sie denn entlassen?"

„Wegen der Zuverlässigkeit," war die Antwort. —

Eines Tages, als er besorgt in seiner Ecke dasaß, erzählte ihm die Wirtin, daß ein Kaufmann für den Speicherdienst bei Smolny, wo die Barken mit Mehl anlegen, einen Gehilfen mit einem Monatsgehalt von 25 Rubel suchte. Chabarow zögerte nicht, sich zu melden, und der Kaufmann namens Siwkow las seine Zeugnisse und entschloß sich, ihn anzunehmen, da er gerade einen „vornehmen Menschen" brauchte. Anfangs ging alles ganz glatt. Die Mehlsäcke wurden eingeliefert, notiert und prompt den Käufern überwiesen. Plötzlich stimmte einmal die Zahl nicht. Chabarow machte die Lastträger für das fehlende Mehl verantwortlich, und sie schrien, daß der „vornehme Herr" selbst am besten Bescheid wisse. Es folgte Zank, Streit, und schließlich kam der Kaufmann herbei und sagte zu Chabarow: „Da haben Sie fünfzig Rubel, die Ihnen zukommen. Sie passen mir nicht!" Trauriger als das erstemal kehrte Chabarow wieder zu seiner freundlichen Wirtin zurück. Er ging bald wieder nach den Kanzleien, um nachzuhören, ob schon etwa Aussicht auf eine staatliche Anstellung vorhanden sei. Überall wurde er kühl und mürrisch empfangen. Einige Schweizer wollten ihn überhaupt nicht vorlassen, da seine Uniform durch die Arbeit sehr gelitten hatte.

„Wozu kriechen Sie immer wieder, wenn Sie schon so oft abgewiesen wurden!" bemerkte jemand in der Kanzlei, und ein Schreiber sagte:

„Solche wie Sie treiben sich genug herum!"

Seufzend ging Chabarow seiner Wege. Am folgenden Tage begab er sich nach der Kasan-Kathedrale und betete zur Mutter-Gottes. Beim Heraustreten blickte er unwillkürlich nach dem Jekaterinenkanal, wo mächtige Steine zu einem Denkmalpostament durch ein Tor geschleppt wurden. Er wußte selbst nicht, wielange er so in Gedanken dagestanden, bis ihm ein Arbeiter zurief:

„He, was stehst Du und träumst, greif doch zu, kannst einen Rubel verdienen pro Tag, den Du auf der Erde auch nicht findest!"

„Wahrscheinlich sehe ich schon sehr heruntergekommen aus, und meine Uniform rettet mich nicht mehr vor solch einer Zumutung", dachte Chabarow.

Ein Weilchen blieb er noch stumm auf seinem Platze stehen, dann trat er an die Winde heran und zog gemeinsam mit den andern das Tau .... Am nächsten Tage stellte er sich wieder zu derselben Zeit ein. So ging es etwa zwölf Tage. Dann mußte er ausruhen von der ungewohnten Arbeit, da seine Hände sich mit Schwielen bedeckten.

IV.

Es war ein heller sonniger Tag. Chabarow kaufte sich Brot und ein paar hartgekochte Eier und ging außerhalb der Stadt hinaus. Er setzte sich nach einem langen Marsche ins Gras, stärkte sich mit seinem bescheidenen Vorrat an Proviant und verfiel dann in Gedanken über sein bitteres Schicksal. Er schritt hierauf weiter, ohne sich umzusehen. Auf einmal erhoben sich vor ihm Gebäude, als wäre es eine Straße oder eine kleine Stadt. Schüchtern trat er in den langen Wandelgang ein und gelangte in einen Garten, wo ein Schloß emporragte. An der Pforte stand ein Invalide, der Front machte, als er auf der abgeriebenen Uniform des Fremden das Offizierszeichen bemerkte.

„Darf man hinein?" fragte Chabarow, nach dem Garten zeigend.

„Man darf, Eure Gnaden, bitte."

Chabarow vertiefte sich in die Alleen, und es quälten ihn andauernd die Gedanken: was soll er jetzt anfangen? Sterben, sich selbst umbringen? .... Gott bewahre! Er wies diese Versuchung zurück, er war ein gläubiger Christ und betete ...., aber seine Mittel waren erschöpft .... Plötzlich packte ihn jemand bei der Brust, und eine strenge Stimme fragte:

„Wer bist Du? Was willst Du hier? Wie kamst Du herein?"

Chabarow hob die Augen empor: vor ihm stand der Kaiser, Alexander Pawlowitsch.

„Wer bist Du?" fragte der Zar schroff.

Chabarow zog die Mütze und antwortete leise:

„Der entlassene Stabsrottmeister Chabarow."

„Wahrscheinlich aus dem Regiment gejagt wegen Trunksucht und schlechter Führung!"

Chabarow holte aus seiner Mütze die Dokumente hervor, von denen er sich

nie zu trennen pflegte, und hielt den Befehl wegen seiner Verabschiedung und die warme Empfehlung des Großfürsten dem Kaiser hin.

Nachdem der Monarch das erstere Papier durchflogen hatte, las er mit besonderer Aufmerksamkeit das Zeugnis, das der Großfürst ausgestellt hatte. Mit milderem Ton fragte er:

„Wie sind Sie zu Ihrer gegenwärtigen Lage gekommen?"

All seine Kraft und Beherrschung zusammennehmend, erzählte Chabarow, was er in Petersburg ausgestanden hatte, seit er den Militärdienst verlassen. Er schilderte getreulich, wie er als Kandidat bei den Behörden vorgemerkt und schließlich vom Schweizer an der Türe abgewiesen wurde. Er erzählte von seiner privaten Beschäftigung und zeigte seine zitternden, mit Schwielen bedeckten Hände.

Der Kaiser hörte diese einfache, ergreifende Erzählung teilnahmsvoll an, zog sein Taschentuch hervor und bedeckte die Augen.

„Zu Dybitsch!" — sagte er seitwärts nach dem Schlosse zeigend. „Er wird meinen Befehl sofort hören."

Mit bedeckten Augen wandte er sich um und ging weg.

Verblüfft über das, was sich zutrug, blieb Chabarow ein paar Minuten unbeweglich stehen. Dann ging er denselben Wandelgang des Gartens, den er gekommen, wieder herunter und fragte bei demselben Invaliden, der ihn eingelassen, wo Dybitsch wohnte.

Dieser deutete nach einem Schloßflügel und sagte:

„Dort wird Bescheid gegeben."

Chabarow mußte noch einmal einen Hoflakai, der vorüberkam, fragen, und dann öffnete er eine schwere Türe. Weder in der Halle, noch im Saal war irgend ein Diener anzutreffen. Im Zimmer nebenan trommelte General Dybitsch mit den Fingern auf der Glasscheibe und pfiff dazu. Chabarow hustete, um sich bemerkbar zu machen.

„Wer bist Du, wie kamst Du her? Warum bist Du nicht angemeldet?" fragte der General sich umwendend, gerade so, wie der Kaiser es getan.

„Ich bin Stabsrottmeister a. D. Chabarow. Der Kaiser selbst schickt mich zu Ihnen," erwiderte er und reichte seine Papiere hin.

Dybitsch prüfte sie, blickte den Fremden genau an und sagte:

„Ich sehe noch heute den Kaiser, und werde seinen Befehl in bezug auf Sie hören. Zunächst errate ich, daß Ihnen dieses da nötig ist!" Mit diesen Worten trat er an den Tisch, nahm einen Hundertrubelschein aus einer Kassette heraus und gab ihn Chabarow.

„Schreiben Sie Ihre Adresse auf," fügte er hinzu und klingelte.

Sogleich erschienen Adjutanten, Couriere, Lakaien, und Name und Wohnung von Chabarow wurden eingezeichnet. Er selbst kam sich mit dem Hundertrubelschein in der Tasche so reich vor, daß er nicht wußte, ob er in einem Wagen oder

zu Fuß nach Petersburg kommen sollte. Im ersten Traktier ließ er sich etwas zum Essen geben. Seit dem Morgenimbiß hatte er nichts zu sich genommen, und die Kehle war ihm ganz trocken geworden.

V.

Kaum war er heimgekehrt, so übergab er das Geld der Wirtin und legte sich auf sein dürftiges Bett. Wie bewußtlos fiel er in einen tiefen Schlaf.

„Wie der Ärmste sich abgequält hat, wo mag er nur gewesen sein!" murmelte die Wirtin, während sie das Geld verwahrte.

Am folgenden Tage kam ein Feldjäger von Zarskoje-Selo herangesprengt, um Chabarow aufzusuchen. Er lag aber noch bewußtlos da, und neben ihm stand ein Arzt, den die Wirtin herbeigeholt hatte. Die Begegnung mit dem Kaiser und Dybitsch hatte ihn seelisch so erschüttert, daß er an einem Nervenfieber erkrankte und sechs Wochen lang zu Bett liegen mußte. Vom Hofe wurde mehrmals ein Arzt geschickt, und die Wirtin und ihr zweiter Einwohner pflegten ihn so liebevoll, daß er allmählich aufstehen und durchs Zimmer schreiten konnte. Fortgesetzt wurden vom Hofe Erkundigungen über sein Befinden eingezogen. Endlich konnte er zum General Dybitsch gehen, wohin er befohlen war.

Zuvorkommend empfing ihn der General, reichte ihm ein dickes Paket und sagte: „Hier, dies soll ich Ihnen auf Befehl des Kaisers übergeben. Die Stelle des Postmeisters, für die Sie vermerkt waren, ist schon besetzt, aber wenn Sie wieder ganz hergestellt sind, sollen Sie die Inspektion über den Heilandstempel in Moskau haben, der zur Erinnerung an die Vertreibung der Franzosen gebaut wird."

Zu Hause angelangt, öffnete Chabarow das Paket, das fünftausend Rubel in Bankscheinen enthielt, die der Kaiser ihm geschenkt hatte. Er schaffte sich eine neue Uniform an, und als er in derselben wieder zu General Dybitsch kam, konnte dieser ihn kaum wiedererkennen, so hatte er sich zu seinem Vorteil verändert. Er wurde sogleich nach seinem neuen Posten abkommandiert.

Vor der Abreise ging er noch einmal nach der Kasan-Kathedrale, betete lange und dankte dem lieben Gott inbrünstig für die Hilfe, die ihm nach allen schweren Prüfungen zuteil geworden war.

In Moskau ging damals der Architekt Witberg an die Ausführung seines kühnen Planes heran, der hinterdrein nicht durchgeführt wurde, einen Tempel auf den Höhen von Worobjew zu errichten. Die Arbeit war in vollem Gange, und Chabarow übernahm die Beaufsichtigung der Arbeiter und waltete treulich seines Amtes. In seinem Zelte, das er sich geschmackvoll und zierlich eingerichtet hatte, erzählte er einmal dem Architekten und den anderen Kollegen seine Lebensgeschichte mit ihren seltsamen Wandlungen.

Else Höffer:
Sieger.
Roman.

(Fortsetzung.)

Er dachte: „Ihr „ja“ ist nur die Erlaubnis, um sie kämpfen zu dürfen. So will ich meine Verlobung ansehen. Sie gehört nur äußerlich mir, ihre Seele will ich mir erobern!“

Er küßte ihre Hände und sie dachte: „Mein Gott, fühlt er meine Lauheit nicht? Fühlt er nicht, wie unfroh ich bin? Ist er damit zufrieden? Mehr will er nicht?“ Ein Gefühl wie Enttäuschung beschlich sie, und sie fühlte ein feines Weh, das sie nicht verstand. Sie hatte sich seine Werbung heißer, leidenschaftlicher gedacht, sie hatte erwartet, daß er sie mit Fragen bestürmen, dringender um ihre Liebe werben würde — — Daß dies stille Wartenwollen und geduldige Werben unendlich viel schwerer für ihn war, dem das Blut rasch durch die Adern kochte und die Lippen zuckten in Sehnsucht nach ihrem Kusse, verstand sie nicht. Sie verstand nicht, daß er fein und zart sein wollte und ihr Zeit lassen zum Reifen.

Ihre Hände zitterten in ihrem Schoße. „Wenn er mich an sich risse, wenn er mit starker Glut alles, alles übertäubte, dann vielleicht —“ Ein Schauer ging über sie hin, sie wartete mit horchender Seele.

Und er preßte die Zähne aufeinander und zwang seine Augen, ihre hilflose Schönheit nicht zu sehen.

„Ich muß sie ganz langsam gewinnen, ich darf sie nicht erschrecken!“ Er spannte seinen Willen bis zum Äußersten an und richtete sich auf, denn er fühlte, daß die Versuchung ihn niederzwingen wollte.

Marga strich sich mit der Hand über die Stirn, sie raffte sich gewaltsam zusammen. „Also eine ganz korrekte Verlobung“, dachte sie, „konventionell, rücksichtsvoll. Ganz in Mamas Sinn!“ Sie lächelte bitter. „Es ist gut so, ich brauche ihn nicht um Geduld zu bitten.“

Immo hatte ihr Lächeln gesehen, es tat ihm weh, und seine Liebe wallte rasch auf, dem Verstande zum Trotz. Er nahm ihre Hand in seine beiden festen, warmen Hände. „Marga, so darfst du nicht lächeln! Diese Bitterkeit kenne ich nicht an dir! Du darfst den Glauben nicht verlieren nach der ersten harten Erfahrung. Ich will dir helfen! Ich stehe an deiner Seite. Glaube mir, niemand wird dich kränken. Ich kümmere mich ja nicht um die Politik, ich denke, jeder Mann soll seine eigene Ansicht haben und vertreten. Hie links, hie rechts.

Mag dein Vater seinen eigenen Weg gehen, mag er sich mit meinem Vater theoretisch bekriegen — wir beide gehören zusammen!" Er preßte ihre Hand an seine Brust, sie fühlte, wie rasch sein Atem ging. Da sah sie ihn dankbar an und lächelte mühsam, und sie standen einen Herzschlag lang und sahen sich an, und jeder wartete bebend, daß der andere den lastenden Bann bräche mit einem starken, lebendigen Impuls. Sie sehnten sich beide, auch Marga, die ihr Gefühl nicht verstand —

Im Nebenzimmer klang Marias helle Stimme, da ließ Immo Margas Hand sinken, und sie traten steif auseinander. Marga glitt in ihren Sessel und spielte mit dem Teelöffelchen, und als Maria im lichtblauen Ballkleid hereingehuscht kam und auch ihren Rat wollte, gab sie mit ruhiger Stimme ihr Urteil ab, prüfte und sprach unbefangen.

Dabei dachte sie: „Ich werde gewiß genau so wie Mama, so liebenswürdig, glatt und leidenschaftslos — Aber nun werden die Leute meinem Gruß nicht mehr ausweichen."

4. Kapitel.

Doktor Torbeck saß vor seinem Schreibtisch in dem braunen Arbeitszimmer seiner Villa. Er hatte den Kopf aufgestützt und die geraden Brauen dicht zusammengezogen, seine Augen blickten konzentriert. Es war ein abgeschlossener Blick, der nichts von seiner Umgebung wahrnahm, vor dem gleichsam eine hohe Mauer stand, um ihm den ruhigen Blick nach innen zu ermöglichen.

Er sammelte seine Gedanken mit aller Willenskraft auf einen Punkt: Auf die zweite Rede, die er heute abend vor seiner Partei halten wollte.

Die Gedanken strömten ihm warm und reich zu, sie waren aus der tiefen Glückseligkeit seines Herzens geboren, die trotz der vorübergehenden Mißstimmungen sieghaft wuchs. Er fühlte sich so jung und tatenfroh, wie nie in seinem Leben, er freute sich auf die großen Kämpfe, die ihm bevorstanden, und seine Kraft schien ihm unbesiegbar, so stark fühlte er sie durch Körper und Geist strömen.

Er stand auf, es litt ihn nicht mehr in der ruhigen Pose. Was sollte er grübeln und kühl überlegen? Wenn er vor der großen Versammlung stand, würden die rechten Worte ihm feurig zuströmen, und er würde fesseln und mitreißen, wie an dem ersten Tage, als er sein ganzes Ich, seine Vergangenheit und seine Jugendnot schonungslos vor sie hinstellte. Der bin ich — nehmt mich.

Seine ganze Persönlichkeit hatte er ihnen in die Wagschale geworfen, und er hatte erkannt, daß sie ihnen etwas wert war. Er würde auch heute den rechten Weg gehen, aus dem sicheren Instinkt des Führers heraus, der seine Hörer kennt. — —

Es klopfte leise und bestimmt an die Tür. Mit seinen geschärften Sinnen hörte Torbeck sofort: Das war keine Dienstbotenhand!

Marga stand auf der Schwelle, sie hatte die Erlaubnis gar nicht abgewartet.

Torbeck war sehr überrascht, es geschah selten, daß eine seiner Damen ihn bei der Arbeit störte, und ganz unvermittelt kam ihm die Erinnerung an den alten Huber, der gestern genau auf derselben Stelle zwischen den braunen Portieren gestanden hatte.

Er schüttelte den Gedanken ab und sah Marga aufmerksam an. Und es war ihm, als seien seine Augen freier und schärfer geworden, er sah ihr Gesicht zum ersten Male als ein Menschenantlitz an, das Gedanken und Regungen spiegelt und verbirgt. Bisher hatten seine Augen sie nur mit dem flüchtig wohlwollenden Blick des Vaters gestreift, der bemerkt, daß sein Kind körperlich erblüht, sonst hatte er nichts in ihrem Antlitz gesehen.

Heute war es anders, er konnte sich die Wandlung nicht erklären. Sie schien ihm älter und ernster, ihr Mund war herb, ihre Stirn entschlossen, und in den Augen brannte ein Licht — war es Schmerz oder Glück?

Torbeck konnte sich nicht in die überlegenen Vatergefühle zurückfinden. Er sah in ihr zum ersten Male einen Menschen, einen ebenbürtigen. Und das machte ihn fast verlegen, gab ihm ein Gefühl der Distanz.

Sie sahen sich sekundenlang in die Augen. Beide in Erwartung dessen, was die nächsten Minuten bringen würden.

Dann trat Marga in das Zimmer hinein und blieb auf der andern Seite des freistehenden Schreibtisches stehen, dem Vater gerade gegenüber. Sie stützte die geballte Hand auf die braune Platte.

Dann sagte sie ruhig, und ihre Stimme schwankte nicht: „Vater, ich wollte es dir selbst mitteilen, ich habe mich mit Immo Schwanstedt verlobt."

Eine ungeheuere Stille folgte.

Torbeck war tödlich überrascht. Ihm war, als hätte ein Schlag ihn mitten auf den Kopf getroffen. Seine Gedanken waren ganz ausgeschaltet und eine Leere war in ihm, daß ihm schwindelte, er fühlte ein Zucken in den Knieen. Er setzte sich. Sein Gesicht war völlig farblos.

Marga hatte auf einmal ein rasendes, unerklärliches Herzklopfen.

„Er wird nachher kommen, um bei dir um mich anzuhalten."

Ihre Stimme war leiser. Sie stand und wartete.

Torbeck hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war maskenhaft starr. Und nun schossen die Gedanken in seinem Hirn empor und jagten sich in tollem Wirbel. Und nur ein einziger löste sich und stand hoch über allen in grausamer Klarheit: „Wenn das geschieht, bin ich vernichtet — das ist unmöglich — Es darf nicht sein. —"

Er öffnete die Augen und sah Marga an. Sein Blick war stählern. Er sagte laut und ganz klar: „Das ist ganz unmöglich! Das darf niemals sein! Das vernichtet mich —"

Marga zuckte zusammen und wich zurück, bis sie mit dem Rücken an der hohen Bibliothek lehnte, ihre Hände griffen in die Schnitzerei.

„Warum?" fragte sie, und vor ihren Ohren war ein Klingen und Singen, und durch diese leisen Töne hörte sie ein Wort „Kampf!" Jetzt kommt der Kampf. Der ganz große mit einem überlegenen Gegner.

Sie atmete tief, und auch ihr Blick wurde stahlhart — sie sah das erste Ziele ihres Lebens, und sie fühlte nur ihre junge, ungebrochene Kraft.

Torbeck stand auf. Es war etwas Feindliches in ihm, er hatte gar nicht das Gefühl, daß es sein Kind war, das ihm da gegenüberstand, er sah nur die zielbewußten Augen, und alle kampfbereite Energie sammelte sich in ihm und richtete sich auf diese Augen. Da war ja ein Gegner — fühlte er unklar, ein ebenbürtiger.

„Das wird niemals geschehen!" sagte er noch einmal mit harter Stimme, und er machte mit der Hand eine abschließende durchschneidende Bewegung.

„Warum", fragte Marga. Sie war vollkommen ruhig.

„Weil dieser Schritt meinen politischen Untergang bedeutet! Weil ich nach dieser Verlobung von meiner Partei nur Mißtrauen, von den Gegnern nur Hohn ernten werde!"

Seine Stimme wuchs.

„Weil es ganz ausgeschlossen ist, daß die Tochter des Volksführers den Sohn des höchsten Regierungsbeamten heiratet. Weil das eine Farce ist — ein Motiv für ein Lustspiel — weil es mich lächerlich macht — unmöglich macht — politisch tot! Es ist ganz unmöglich, wird niemals geschehen."

„Aus deinen Worten höre ich nur „ich" — an mich denkst du mit keinem Gedanken —"

Torbeck biß sich auf die Lippen. Er sah sie gerade an. „Du bist jung, du wirst überwinden!"

„Du bist alt und wirst verzichten!"

Das traf ihn, er trat rasch auf sie zu und sah ihr in die kalten Augen. „Ich weiß nicht, wie weit dein Verständnis reicht — Ich kämpfe um eine Idee, um eine große Idee — du nur um ein bißchen persönliches Glück, das wirst du noch oft finden können —"

„Auch du hast bis jetzt ohne die große Idee gelebt —"

Er trat von ihr zurück, und mit raschen Schritten ging er auf dem Teppich auf und nieder, auf seiner Stirn zuckte es, und um seinen Mund lagen scharfe Linien. Er sah zu Boden und horchte auf seine jagenden Gedanken, und seine Stimme war erbarmungslos.

„Es ist ganz ausgeschlossen, denn dies ist das einzige, was mich stürzen kann. Meine Wahl ist sicher, unbedingt, aber dies stürzt mich. Und es darf nicht geschehen, ich werde es vereiteln. Du mußt zurücktreten, es bleibt dir keine Wahl."

Er sah sie an, und auf einmal regte sich ein warmes Gefühl in ihm. „Es tut mir leid, Marga, — sehr leid. Es ist entsetzlich bitter, daß ihr die Opfer bringen müßt, zu denen ich bereit bin. Immer ihr — es ist fast tragisch. Ich will es dir tragen helfen, Kind, und erleichtern, wo ich kann, aber du mußt es einsehen: Du darfst mich nicht politisch totmachen, das wäre ein moralisches débâcle für mich."

Ein unbeugsamer Egoismus war in ihm, er fühlte, daß er vor keiner Konsequenz zurückschrecken würde. Er sah nur noch das eine Ziel —

Da legte Marga ihre Hände ineinander und richtete sich auf. „Ich bin majorenn —"

Er fuhr zurück.

„Das heißt?" seine Stimme war heiser.

Sie nickte und sah ihm in die Augen, da erkannte er in seinem Kinde den gleichen Willen, der in ihm loderte, der sich nicht beugen lassen wollte, der ein Ziel hatte und darum zäh und verbissen dies Ziel festhielt. Und er erschrak, und doch war in ihm ein seltsames Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit mit ihr, ein heimlicher Stolz, daß er sein Kind achten mußte —

„Das heißt, daß du gegen meinen Willen dich verloben wirst?"

„Ja." Marga fühlte ein jähes Glücksgefühl. Sie dachte nicht mehr an die „korrekte" Verlobung. Sie dachte nur an Immos zärtliche Augen, und in dem Trubel ihrer Empfindungen fragte sie sich scheu: „Liebe ich ihn denn?"

„Das heißt, daß du mich vollkommen bewußt ruinieren wirst?"

„Ja."

Er stockte mitten in seinem Gang, er begriff nicht, was aus seinem Kinde geworden. Seine Lippen zitterten.

„Marga — das ist brutal!"

Sie ließ die Arme sinken. „Es ist egoistisch", sagte sie langsam, und ihre Augen sahen an ihm vorüber. „Aber was bist du anders? Hast du auch nur eine Sekunde lang an uns gedacht, als du vor deiner Partei standest und schonungslos alles Vergangene preisgabst? Du hast nicht überlegt, was du vernichten könntest — wir sind drei — du hast uns gedankenlos geopfert — Wenn Immo anders wäre, — dann wäre meine Zukunft zerstört —"

In der Brust des Mannes wehrte sich alles gegen diese Anklage. „Ich habe nicht an euch gedacht — du hast recht! Aber es war nicht vorauszusehen, daß sich für euch Konflikte gestalten würden. Es ist nicht meine Schuld und trifft mich grausam, daß alle Konsequenzen auf euch niederfallen. Ich kann euch nur sagen: ich will euch helfen, wie ich kann, aber von meinem Wege kann mich nichts, auch euere Opfer nicht zurückhalten."

Marga flammte auf. „Du denkst nur an dich. Wir sind dir nichts. Hindernisse nur! Du willst uns beiseite schieben. An dich denkst du, an dein Glück!"

„An meine Idee," sagte Torbeck leidenschaftlich, „sie steht über allem. Sie verlangt Opfer. Wir müssen sie bringen, auch ihr. Ich verlange es von euch."

„Für mich ist mein Glück meine „Idee". Ich lasse nicht von ihr, so wenig wie du!"

Marga zitterte am ganzen Leibe, ihr Wille war emporgepeitscht, sie fühlte: eher würde sie sich zerbrechen lassen, als von Immo lassen.

„Ist das Liebe? Ist es Trotz? Ist es Ehrgeiz?" fragte sie sich verzweifelt. Sie fühlte nur eines klar: den Willen, der nicht wankte.

Torbeck atmete schwer, seine Augen waren dunkel, und in ihm wuchs ein eigenes Gefühl: Haß. Er wußte jetzt: er mußte jeden hassen, der seine Idee, sein Lebensziel bedrohte. Er stand drohend vor Marga.

„Du wirst Schwanstedt nicht heiraten!" sagte er mit belegter Stimme. „Sage, daß du ihn nicht heiraten willst."

Margas Kopf sank gegen die Täfelung, aber ihr Wille wich um keine Linie.

„Ich werde Immo heiraten, so wahr ich deine Tochter bin."

Da hob Torbeck die Hand. Eine besinnungslose Wut kochte in ihm empor. Alle Selbstbeherrschung, alle Kultur fiel von ihm ab, der zügellose, gereizte Plebejer wurde in ihm wach, der sich wehren wollte mit der primitivsten Waffe, mit der überlegenen Kraft. Er hatte das Gefühl, als müsse er sie zerbrechen.

Da sah er das blasse, mutige Gesicht, und dicht darüber seine schwere Hand. Das brachte ihn zur Besinnung. Er trat rasch zurück, so weit, daß der Tisch zwischen ihnen stand.

Marga folgte ihm mit den Augen, sie hatte keinen Augenblick gezittert.

„Ich muß dich zwingen", sagte er erstickt. „Es ist Selbsterhaltungstrieb. Du mußt mir gehorchen!"

Sie stand mit gesenkten Augen, und in ihrem Gesicht zuckte keine Muskel, sie strengte sich an, klar zu denken, aber ihre Gedanken entglitten ihr, und Torbeck fühlte, daß seine Worte nicht zu ihr drangen, er fühlte die gewaltige Kluft der jahrelangen Fremdheit, die keine Bitte und keine Drohung überbrücken konnte.

Er begriff, daß nichts in Marga für ihn sprach, daß er ihr nur ein Fremder war, der ihr Glück bedrohte. Er fühlte sich waffenlos.

Wie sollte er es beginnen, wie sollte er ihr begreiflich machen, daß seine ganze innerliche Existenz auf dem Spiele stand, daß er mehr verlor, wie den politischen Traum: den Lebensinhalt und den Lebenszweck. Würde sie das verstehen können?? Es schien ihm demütigend zu erklären, zu bitten. — Aber er sah keinen andern Weg. —

„Setze dich", sagte er schroff.

Sie gehorchte schweigend. Sie faltete die Hände auf den Knieen und wartete ohne Ungeduld. Sie wollte hören, was er ihr sagen wollte, aus Pflichtgefühl und Gehorsam, aber ihr Herz war still. Ihre Gefühle waren zu stark

mit den Rätseln und Nöten der eigenen Seele beschäftigt, sie hatten nicht mehr viel Raum und Kraft für ein fremdes Schicksal.

Torbeck sah finster vor sich hin, er litt, weil er von sich sprechen mußte, es war eine große Scham in ihm, einen Menschen in sein Inneres blicken zu lassen und nun gar sein Kind, von dem er kein Verständnis erwartete.

Seine Brauen zuckten, die Sehnen an Schläfen und Kinn spannten sich. Seine Stimme war klanglos.

„Es hat euch tief getroffen, daß ich vor der Öffentlichkeit von meinen Eltern sprach. Ich begreife das wohl, denn ihr seid in dem Dünkel der „guten Familie" aufgewachsen. Es war euch natürlich peinlich zu erfahren, daß es mit der „guten Familie" nicht so weit her ist." Er sprach sehr bitter.

„Und ich wiederhole dir noch einmal: Mein Vater war ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, er sprach nicht einmal richtig deutsch. Er war auch ein oder zweimal im Gefängnis, wegen Raufereien oder dergleichen. Meine Mutter — du wirst dich jedenfalls mit Ekel von ihr wenden, ich erinnere mich an die Szenen aus meiner Kindheit, die waren furchtbar —" Er starrte auf die braune Tischplatte und sah wieder die schmachvollen Bilder, er sah sie mit grausamer Deutlichkeit.

Marga wollte die Hand heben und sagen: „Laß das — ich will es nicht hören, es foltert mich." Aber sie saß wie gelähmt, der Wille des Vaters zwang sie nun doch, und dann war noch ein dunkles, wehes Gefühl in ihr. Vielleicht war es Mitleid mit seinem fahlen Gesicht, vielleicht fühlte sie seine Scham, daß er mit Worten um ihr Verständnis werben mußte.

Er sprach weiter, und seine Worte waren schwer wie Steine. „Sie hat sich lange gegen das Elend gewehrt, aber der Hunger hat sie doch mürbe gekriegt, vielleicht noch mehr die hungrigen Augen ihrer Kinder, die konnte sie nicht ertragen, die mußte sie vergessen.

Sie trank. Es wurde rasch schlimmer, wir fürchteten uns vor ihr. Der Vater starb. Meine beiden Geschwister wurden schwer krank. Diphtheritis. Nach drei Tagen waren sie tot. Da lief die Mutter aus dem Hause, und ich saß allein bei den kleinen Leichen und kroch in Todesangst in einen dunklen Winkel. — Nach Stunden kam sie wieder — taumelnd, entmenscht. Sie stand an dem Bette und sah auf die beiden und lachte vergnügt. „Das ist gut, das ist schön", — grausig war es, und ich fing in meiner Ecke an vor Entsetzen zu schluchzen. Da sah sie mich. Ihr Blick wurde ganz stier und fürchterlich. „Du lebst — du sollst doch nicht verhungern, — du —"

„Sie wankte auf mich zu, ich schrie. Auf einmal hatte sie mich an der Kehle —"

Torbecks Kopf war auf die Brust gesunken, seine Fäuste waren hart geballt und seine Stimme brach. Marga sah ihn mit weiten, entsetzten Augen an, sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und wartete atemlos.

Der Mann nahm sich gewaltsam zusammen und zügelte seine Stimme.

„Sie hat versucht, mich zu erwürgen. Ich habe mich gewehrt wie ein Rasender. Wir haben Brust an Brust gerungen. Ich habe den eklen Atem auf meinem Gesicht gespürt und der Tod war über mir, denn die mageren Finger krallten sich tief in mein Fleisch und der Wahnsinn gab ihr Riesenkraft.

Aber in mir war ein ungeheuerer Lebenswille. Und dann erlahmte die morsche Kraft, ich warf sie zu Boden, daß der mürbe Körper fast zerbrach, — meine Mutter —"

Er rang nach Atem.

„Ich bin davongelaufen, in die Nacht. Auf einem Haufen Chausseesteine habe ich genächtigt, es regnete in eisigen Strömen. In dieser Nacht setzte meine Energie ein: ich wollte hinauf. — Meine Mutter ist bald darauf gestorben."

Er stand auf und ging auf und ab, er sah Marga nicht an, er vergaß, daß er zu ihr sprach, er hatte das unklare Gefühl: „Ich spreche zu dem Menschen, der meinen Lebensplan einzig gefährden kann, und darum muß ich alles ins Feld führen!"

„Ich bin hochgekommen. Ich habe für einen Schullehrer am Tage Kartoffeln gehackt, dafür hat er mich abends unterrichtet, und nachts habe ich gelernt. Der Zufall hat mir auch geholfen. Ich habe einmal ein Kind aus dem Wasser gezogen, es war das einzige Töchterchen eines Pfarrers. Und der Mann hatte eine königliche Dankbarkeit, er gab mir an Wissen, was er hatte, und dann habe ich weitergehungert, zwischendurch Kohlen geschleppt, Schnee geschaufelt, — studiert. Und dann kam das Neue in mein Leben —"

Er stockte, denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß er seine Worte vorsichtig wählen mußte.

„Wenn einer in seinem Leben nur Häßliches und Trübes gesehen und die bitterste Not kennt und den Kampf und ist jung und heißblütig, dann kann er verhungern vor Sehnsucht nach etwas Schönem, Sonnigem, das er nur aus den Büchern kennt und nie mit eigenen Händen berührt und gehalten hat.

Da kann die Sehnsucht zur vernichtenden Flamme wachsen. Da kann es geschehen, daß einer von dem ernsten Ziel seines Lebens abweicht und ein neues Ziel sucht: „Das Schöne!"

So kam es. Ich vergaß alles, was ich bisher gewollt, und kämpfte um den neuen Preis."

Er lehnte sich in dem Stuhle zurück, er sprach kühl und sachlich. „Ich habe euerer Mutter viel zu verdanken. Sie gab mir die äußere Kultur, sie lehrte mich eine ästhetische Lebensauffassung, und ihre Schönheit hat mich eine Zeitlang sehr, sehr glücklich gemacht. Das ist alles, — als das vorbei war, kam die Enttäuschung. Sie konnte Form geben, aber in die Form Inhalt gießen, das konnte

sie nicht.“ Er fuhr mit der Hand über den Tisch, als wolle er viele Dinge ausstreichen und ungesprochen lassen.

„Sie kann nichts dafür. Sie hat nie gewußt, daß der Inhalt die Hauptsache ist, wenigstens für meinesgleichen.“

Er sah Marga an mit forschenden Blicken. Folgte sie seinen Gedanken, begriff sie? Ihr Gesicht war sehr weiß und ihre Augen brannten. Da sprach er weiter.

„Ich habe dir nun von meiner Familie gesprochen, sie ist stets vor euch totgeschwiegen worden, und es war auch gut so, solange ihr Kinder waret. Ihr habt auch als Erwachsene nie danach gefragt, kaum wohl daran gedacht. Ihr hattet einen Großvater — den Herrn Hofrat. Den habt ihr lieb gehabt, mit dem wurde ein wahrer Kultus getrieben, und als er starb, war es ein Jammer ohne Ende. Und heute steht sein Bild im Frack mit den vielen Orden in jedem Zimmer und blühende Blumen stehen daneben.

In meinem Zimmer steht sein Bild nicht. Ich will dir etwas sagen: meine Eltern, so elend sie waren, stehen mir höher als der Herr Hofrat.“

Marga zuckte auf. „Was meine Eltern getan haben, ist traurig und furchtbar, aber sie stammten aus der tiefsten basse classe, die hat andere Sittengesetze, die macht keinen Anspruch auf ein höheres Menschentum, die regiert nur der Hunger. Aber der andere — der stand auf sozialen und geistigen Höhen der Menschheit, der hatte alle Vorbedingungen, hatte die gute Erziehung und eine Generationen alte Kultur. Von dem konnte man die Selbstverantwortung verlangen! Er war in seinem Leben ein Kavalier, und als junger Mensch habe ich ihn oft beneidet um seiner schönen und wohltuenden Formen willen. Die Maske hat ihm erst der Tod gelüftet.“

Torbeck stand wieder auf und ging auf und nieder, die Hände in die Rocktaschen versenkt. „Ich will es kurz machen. Als er gestorben war, ordnete ich mit euerem Onkel Gerhard den Nachlaß. Schulden, Schulden, Schulden. Er hatte gespielt und spekuliert, das Geld war ihm sehr flott durch die Finger gegangen. Es war ein großes Minus, das er bei Lebzeiten geschickt verdeckt hatte, die Unannehmlichkeiten mochten andere tragen. Das ist Kavaliersmoral. Dein Onkel Gerhard war außer sich über die Schande, die der Familie drohte, auch ich war unglücklich, denn damals war ich noch im Banne der neuen Ideen. Onkel Gerhard erklärte: „Ich kann nichts tun, mein Beruf bringt mir zu wenig ein.“

Da übernahm ich die Schulden, er sah es an wie etwas Selbstverständliches, es war ihm nur die Revanche, die ich der guten Familie schuldig war, für die Aufnahme.

Ich habe die Schulden abbezahlt, allmählich. Es hat mich niemals ein Mensch gefragt: „Wie ermöglichst du das? Wird es dir schwer?“

„Und deine Mutter — — Sie fragte mich einmal nach der Erbschaft, da

sagte ich ihr von den großen Schulden. Und sie — hob die Hände an die Ohren und flehte mich an: „Oh nichts davon. Ich will nichts wissen! Ich will sein Bild rein erhalten." Ich schwieg und dachte: „Wenn sich der erste Schmerz gelegt hat, wird sie fragen" — aber sie hat nie gefragt — bis heute —"

Er blieb am Fenster stehen und sah hinaus.

„Das hat mir den Rest gegeben. Diese Feigheit. Diese Unfähigkeit, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. „Lieber eine Lüge glauben, wenn sie schön und vor allem bequem ist, als eine Wahrheit, die hart ist —"

Dies habe ich nie begriffen. Bis hierher ging ich ihre Wege. Weiter ging es nicht. Darüber kam ich nicht hinweg. Ich beobachtete und sah, daß es hundertmal so ging, nicht nur bei ihr allein. An der Wahrheit vorbeisehen, die Augen schließen vor allem, was die Ruhe stören könnte — — Diese Erfahrung war sehr bitter, und ich bin sehr einsam geworden. Ich bin nicht gewöhnt von mir zu sprechen, sonst würdest du vielleicht fühlen, daß ich verlechzte, daß mein ganzes Leben nur Sehnsucht war nach einem Inhalt. Ihr — ihr seid wie euere Mutter, ihr seid wie der Kreis, dem ihr gehört.

Ich stehe außerhalb. Ich habe nichts wie meine Idee. Die ist mir Heimat und Familie, die ist mir Glück und Not. Zu ihr habe ich mich gerettet, als es um mich leer wurde, und sie hat mich wieder reich gemacht —"

Er wandte sich ins Zimmer zurück und lehnte mit dem Rücken am Fensterkreuz. Sein Gesicht war tief beschattet. Marga saß vornübergebeugt und hielt die Hand vor die Augen, in ihrer Brust war ein großer Schmerz, sie verstand den Vater, und es beängstigte sie und beglückte sie, daß sie ihn ganz verstand.

„Mein Leben war so erbärmlich geworden, daß ich nur noch fürs Gelderdienen lebte. Da — eines Tages fuhr ich mit dem Auto ganz langsam durch eine ganz schmale, schmutzige Gasse der Altstadt. Ich will es nicht leugnen, ich empfand die eigene elegante Behaglichkeit wohltuend angesichts dieser Verkommenheit und dieser häßlichen Not, die aus allen Winkeln kroch. So weit war ich schon in dem satten Leben —

Da sah ich dicht neben dem Gummireifen meines Autos einen Haufen Lumpen in der Gosse. Und sah ein gedunsenes, zerstörtes Gesicht — ein Frauengesicht, glasige Augen, einen halboffenen Mund und Straßenschmutz auf Wangen und Haaren — und sah eine Ähnlichkeit — Ich weiß noch, daß mein Herzschlag aussetzte, ich weiß, daß ich halten lassen wollte. Es war nur der kurze Eindruck einer Sekunde gewesen, aber von dieser Stunde an wußte ich den rechten Weg. Es war mein Tag von Damaskus.

Helfen wollte ich — nicht einem einzelnen mit gutmütigen Almosen — Ich wollte vielen helfen, denn dazu fühlte ich eine ungeheuere Menge unverbrauchter Kraft.

Ich wollte mich an die Spitze stellen und das Elend in der Wurzel fassen,

mein Leben sollte nicht mehr erbärmlich sein. Alle Glut und Liebeskraft, die nie ein Mensch von mir gefordert hat, die aufgespeichert in meiner Brust liegt und mich jung macht, die gab ich meiner Idee. Und sie gibt mir dafür das Leben, nach dem ich mich so heiß gesehnt —"

Er löste sich vom Fenster und kam ganz langsam auf Marga zu. „Und darum muß ich sie festhalten mit aller Kraft, darum ist es für mich Untergang, wenn ich sie lassen muß!"

Er legte beide Hände schwer auf Margas Schulter, es war ihr, als trüge sie eine große Last, so wuchteten sie auf ihr. Sie ließ den Kopf an seine Schulter sinken und ein leises Weinen schüttelte sie. Ihr Herz war ganz erfüllt von Verstehen und Mitgefühl, zum ersten Male fühlte sie sich dem Vater ganz nahe.

Auch Torbeck war ergriffen. Er sah auf ihr braunes Haar herab und legte seine Arme sanft um sie, und als er das Zucken ihres Körpers fühlte, dachte er: „Man muß seinen Kindern etwas von sich geben, um sie zu gewinnen. Ich habe ihnen nie gegeben, nun ist es wohl zu spät." Es war viel Reue in dem Gedanken. Beide fühlten, daß in ihnen die Möglichkeit lag zu einem unbedingten Verständnis und einer großen Liebe. Und beide schwiegen, so sehr erschütterte sie der Gedanke.

Da sagte Torbeck: „Und nun sage mir, was du beschlossen hast, mein Kind."

Da starb mit einem Schlage das neue Gefühl in Margas Brust. Sie sah wieder Immos Augen, die ihr eine Welt von Liebe und tausend leuchtende Zärtlichkeiten gaben, sie sah Lina Markweins verächtliches Gesicht und den verlegenen Gruß von Frau Bellmann. Und sie war wieder mitten in ihrer eigenen Gefühlswelt und sah nur ihr eigenes Schicksal. Der Vater glitt an ihr vorüber und ward ferner und ferner. Es blieb nur ein leises Weh, wie um etwas, das man verloren, ehe man es ganz besessen.

Sie löste sich aus seinen Armen.

„Ich danke dir, Vater, für alles. Nun kann ich dich ganz verstehen und sehe ohne Groll auf den Weg, den du gehst. Du hast recht. Aber es ist dein Weg — meiner führt seitab. Ich bin verlobt, ich halte Immo mein Wort. So wenig du dir deine Zukunft zerbrechen lassen willst, ebenso wenig kann ich mein Leben vernichten. Verzeih mir, ich kann nicht anders handeln. Ich bin von deiner Art: hart. Ich muß auch mein Ziel verfolgen."

Torbeck dachte empört: „Alles umsonst. Daß ich mich demütigte und warb, war umsonst. Sie will nicht — —"

Er staunte und sein Zorn wuchs wieder.

„Ich gebe dir niemals meine Einwilligung, und wenn Schwanstedt kommt, weise ich ihn ab, und zwar so, daß er nicht wiederkommt, also erspare ihm das, wenn du willst. Dies ist mein letztes Wort. Wir haben uns nun wohl nichts

mehr zu sagen. Ich werde gegen diese Verbindung kämpfen mit allen Waffen, also sei gewarnt."

Sie ging.

Es war, als sei die letzte Stunde ausgelöscht zwischen ihnen, nur der Kampf blieb, und beide sammelten ihre Kraft.

Marga ging sofort ans Telephon und meldete sich bei Schwanstedts an. Sie wollte verhindern, daß Immo kam. Dann ging sie langsam die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

„Mit allen Waffen —, er hat es gesagt: mit allen Waffen. Nun muß ich mich wehren, auch mit allen Waffen. Sein Ziel ist ihm heilig, und meines ist mir heilig." Sie sann angestrengt. Dazwischen kam ihr wieder der Gedanke rasch und schattenhaft: „wie hat sich mein Leben gewendet in wenigen Tagen —"

Sie zog sich rasch um. Die Mutter kam herein. Eine freudige Rührung trieb sie immer wieder in die Nähe der Tochter. Sie hatte ein Gefühl wie Dankbarkeit für Marga, sie bewunderte die Tochter im stillen, daß sie solch eine glänzende Heirat machte. Sie umgab sie mit aufmerksamer Zärtlichkeit.

„Du bist blaß, Kind. Wo willst du hin? Zu Schwanstedts? — Ich rate dir ab. Ich würde warten, bis er offiziell hier war, das ist korrekter. Auch ihm gegenüber. — Weißt du, die Frau muß klug sein: nie zuviel geben! Du darfst ihn deine Sehnsucht nicht merken lassen, indem du hingehst. Laß ihn kommen, das ist klüger und korrekter."

Marga fühlte eine entsetzliche Ungeduld. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht gereizt zu antworten, die Nichtigkeiten, die ihrer Mutter Gesprächsstoff waren, folterten sie. Sie zog hastig die Handschuhe an.

„Bitte, lasse mich, Mama, ich gehe nicht aus Sehnsucht. Du kannst dich beruhigen. Ich habe Wichtiges mit Immo zu besprechen."

Frau Torbeck rückte ihr die Pelzstola zurecht und musterte ihr Kostüm. „Die Brautbesuche machst du in schwarzem Sammet mit etwas Hermelinbesatz!" Die sanfte Rührung kam wieder. „O Marga, wenn Großvater das erlebt hätte!"

„Der Großvater!" Margas Stimme klang scharf, sie lachte spöttisch. „Ja, das glaube ich —"

Auf einmal kam ihre Verlobung ihr unwürdig vor. Dachte denn niemand an Immos Persönlichkeit? Sahen denn alle nur die zufälligen Äußerlichkeiten seiner sozialen Stellung? Und war sie selbst anders?

Sie erschrak bei dem Gedanken. Sie hatte ihr „ja" auch nur gesagt unter dem Zwange der Ereignisse, sie war nicht besser —

Das Blut stieg ihr in die Schläfen. Aber sie konnte doch gutmachen —

Frau Torbeck hielt sie fest. „Was hat eigentlich Vater gesagt, Kind?" sagte sie beiläufig. „Gewiß war er überrascht, er hat sich wohl nicht gedacht,

daß du solch eine glänzende Partie machen würdest. Er hat uns alle stets unterschätzt."

Marga konnte ihre Unruhe nicht mehr zügeln. „Er hat sich geweigert, seine Einwilligung zu geben. Er will nicht —" sagte sie brüsk.

Frau Torbeck sah sie fassungslos an. „Das ist doch nicht möglich!" sagte sie sanft und dann bestimmt: „Ich werde an Onkel Gerhard telegraphieren, er muß kommen."

Dann ging Marga. Sie öffnete im Vorübergehen rasch die Türe zu dem Biedermeierstübchen. Jo saß am Fenster und stickte.

„Jo," sagte sie hastig, „sieh, bitte, nach Mama. Ich muß jetzt fort."

Sie eilte die Treppe hinab und ging mit raschen Schritten die Allee entlang zur Stadt hinunter. Immer wieder dachte sie den Gedanken: „Mit allen Waffen —" Er lief neben ihr her im gleichen Rhythmus. „Mit allen Waffen —", und ihre Gedanken grübelten und bohrten.

Auf einmal stand sie vor einem großen hellen Gebäude, ein hohes Portal öffnete sich dicht neben ihr. Es war die Expedition der größten Tageszeitung des Landes. Sie trat ein und stand vor einem Schalter, es kam ihr nicht klar zum Bewußtsein, was sie tat. Und erst, als sie wieder draußen war und — über das feuchte Pflaster schritt, wußte sie, daß noch heute in der Abendzeitung ihre Verlobung mit Immo von Schwanstedt veröffentlicht würde. —

Es ist häßlich „mit allen Waffen zu kämpfen", dachte sie schmerzlich. „Ich bin hineingetrieben worden in den Kampf und wehre mich, und ich sehe nicht einmal, ob es recht oder unrecht ist, was ich tue, ich sehe die Wirkung nicht und die Folgen. Nur eines weiß ich, daß ich vorwärts gehen muß, und daß mein Weg zu Immo führt!"

Sie atmete auf und lächelte glücklich. Sie sah zufällig zur Seite und begegnete dem Gruß eines Bekannten, und sie vergaß, über den Gruß nachzudenken. Erst nach einer Weile dachte sie: „Vielleicht bin ich über die Kränkung hinweg. Vielleicht gibt mir aber auch nur das Bewußtsein Rückgrat, daß ich Immos Braut bin. Vielleicht —, ach, vielleicht ist mein Gefühl für ihn doch größer, als der berechnende Verstand, der mich seine Hand nehmen hieß. Wenn mein Herz zu ihm fände, das wäre das Glück. Aber er war ja zufrieden mit dem, was ich ihm gab, er hat ja gar nicht mehr erwartet." —

Sie stand vor dem Regierungsgebäude und ging langsam die mächtige Sandsteintreppe hinauf. Es war wieder eine Schwere in ihren Gliedern, und sie blieb einmal stehen, um ihren Herzschlag stiller werden zu lassen.

Und droben auf der Schwelle stand Immo und sah ihr entgegen. Er hatte sie vom Fenster aus kommen sehen, und seine heiße Ungeduld hatte ihn ihr entgegengetrieben. Und wie er wartend auf der obersten Stufe stand, sah er, wie sie langsam und zögernd, fast schwerfällig zu ihm kam.

„Sie eilt sich nicht, — sie fühlt nicht die gleiche Sehnsucht wie ich. Sie will meine zärtliche Begrüßung hinausschieben —" dachte er, und er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust.

Da hob Marga die Augen und sah in sein gramvolles Gesicht, und sie lächelte ihm entgegen. Da wollte er die Arme ausbreiten. „Ich muß mich beherrschen, ich darf sie nicht erschrecken", dachte er beschwichtigend, und als sie neben ihm stand, küßte er ritterlich ihre Hand und nahm ihr den Pelz ab. Und sie dachte: „Er ist doch lau und korrekt. Es hat keinen Zweck, daß mein Herz die ganz große Liebe lernt."

Und trotzdem fühlte sie, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte, und es war nicht die Furcht vor den „andern", die sie an seiner Seite hielt. Es war die scheue Hoffnung auf etwas Fernes, das kommen mußte, auf das sie warten wollte. —

„Wir wollen zu deinem Vater, Immo", sagte sie, während sie sich vor dem Spiegel das Haar zurechtschob. „Ist er in seinem Zimmer?"

Immo nickte, er konnte nicht sprechen. Er rang noch mit seiner Enttäuschung und rang mit der jäh aufquellenden Zärtlichkeit. Marga erschien ihm so schön in dem dunklen Tuchkleid, das knapp die schönen Glieder umschloß und jede Bewegung des Körpers zeigte. Er schloß eine Sekunde die Augen, um sie nicht zu sehen. Dann folgte er ihr durch den dämmerigen Gang, der vor der breiten Flügeltüre des Arbeitszimmers endete.

Der Präsident von Schwanstedt saß in seinem Schreibtischstuhl und las die Zeitung, als er Marga sah, stand er rasch und jugendlich auf und kam ihr entgegen. Sein hübsches, vornehmes Gesicht leuchtete in einer warmen Freude. Er nahm Margas Hände und zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn mit einer mehr galanten, als väterlichen Zärtlichkeit.

„Willkommen, mein Kind", sagte er innig. „Du weißt, daß ich mir nie eine liebere und schönere Schwiegertochter gewünscht habe. Ich kann meinem Jungen nur jeden Tag von neuem gratulieren." Er zog Marga in einen Sessel und sah sie aus den klugen Augen prüfend an.

„Ein bißchen angegriffen! Na, das ist begreiflich, es ist ja auch ein kritischer Schritt, Junge, daß du mir das Mädel ordentlich verwöhnst und pflegst. Und nun, wann soll denn die offizielle Sache vor sich gehen? Oder hat Vater Torbeck Immo die offizielle Werbung erlassen? Möglich ist's, er hängt nicht am alten Zopf, er ist ja sogar sehr liberal — neuerdings." Um seine Augen zuckten feine, ironische Fältchen. „Das netteste wäre, wir fänden uns alle heute abend zu einer fröhlichen Verlobungsfeier zusammen, bei uns hier, oder bei euch droben, und morgen auf unserem Hausball veröffentlichen wir euer Glück."

„Ja", sagte Immo. „Ist es dir recht, Lieb?"

Marga bewegte die Lippen, ihre Augen ruhten bittend auf dem alten Herrn. „Hilf du uns", sagte sie. „Vater will unsere Verlobung niemals zugeben —"

„Marga" — sagte Immo erschreckt und legte den Arm um ihre Schulter.

Der Präsident zog die Brauen hoch. „Und warum?" fragte er bedächtig.

Margas Stimme schwankte: „Er hat mir gesagt, daß das seinen politischen Untergang bedeute —"

Immo fuhr auf, ein jähes Wort war auf seinen Lippen. Doch der Vater hob die Hand, er liebte rasches, unbedachtes Urteil nicht, er erzog sich und seine Umgebung zum klugen Wägen der Worte. Er saß mit gefalteter Stirn und dachte gesammelt nach, dann sagte er langsam:

„Ich habe dergleichen gefürchtet. Torbeck hat leidenschaftliche, zuweilen fanatische Augen. Diese Art von Menschen verbeißen sich in eine Idee und opfern ihr alles, die legen den Kopf auf den Block dafür. Ich verstehe den Mann. Es ist ein schwerer Konflikt, und ihr müßt Geduld haben."

Da sah er Immos blasses Gesicht und den festgeschlossenen Mund, der eisernen Trotz kündete. Er lächelte ihm zu: „Junge — nur Geduld, sonst nichts. Schließlich muß das Alter der Jugend weichen. Das ist naturgemäß, und das wird solch ein intelligenter Mensch wie Torbeck begreifen. Die Jugend hat ihr Recht auf die Zukunft, und das zu schmälern ist Sünde am Leben. So, und nun will ich hinfahren und mit ihm sprechen."

Er wandte sich zur Türe. Immo trat ihm rasch in den Weg. „Vater, laß mich gehen! ich kann das nicht ertragen, ich muß ins Vordertreffen. Ich will mir meine Braut selbst erobern. Ich kann hier nicht warten, untätig und geduldig."

Der Vater sah ihn freundlich an. „Das verstehe ich vollkommen, mein Junge. Aber glaube mir, du richtest nichts aus. Dir gibt er sein glattes „nein" und damit basta, und meinem weißen Haar ist er schon aus Höflichkeit Rede und Antwort schuldig."

Marga nahm Immos Hand. „Bleib", bat sie leise. Er hörte einen weichen Ton heraus, und der lähmte ihn sofort. Er wandte sich ihr zu, und Schwanstedt ging.

„Wir wollen Maria guten Tag sagen", sagte Marga beklommen. Sie hatte eine leise Angst vor dem Alleinsein mit Immo. Und wie sie zur Türe schritt, wartete sie darauf, daß er leise bitten sollte: „bleib — laß uns allein bleiben!"

Aber Immo kniff die Lippe und zwang ein Aufseufzen nieder. Er folgte ihr, und sein Gesicht war sehr blaß. In beiden war alle Freude erloschen, ihre Seelen irrten und suchten.

Plötzlich blieb Marga stehen, sie besann sich. „Nun habe ich ganz vergessen, deinem Vater zu sagen, daß ich auf der Expedition war, und daß heute abend unsere Verlobung in der Zeitung steht — Es war eine Eingebung, ich tat es ohne Überlegung und konnte nicht anders."

Immo stand überrascht. Dann lachte er vergnügt auf — „Das war ein guter Gedanke, nun kann dein Vater nicht anders, als „ja" sagen."

Dann traten sie in Marias Zimmer, die noch immer ein wenig blaß auf der Chaiselongue lag. Sie breitete Marga beide Arme entgegen: „Schwägerin — wie bieder das klingt!" —

Schwanstedt fuhr in seinem eleganten Kupee zu der weißen Villa hinauf. Der Weg wurde ihm sehr schwer, denn das unerwartete politische Auftreten Torbecks war ihm sehr peinlich. Aber er zwang sich zur äußersten Ruhe.

Als Torbeck der Besuch des Präsidenten gemeldet wurde, hatte er gerade seinen Namen unter einen Brief an Immo gesetzt, in dem er ihm kurz und bündig mitteilte, daß eine Verbindung mit Marga ausgeschlossen sei.

Er nahm die Karte aus der Hand des Mädchens, und er dachte spöttisch: „Sie handelt schnell, sie ist mir zuvorgekommen. Dies sind die ersten Hilfstruppen."

Er lächelte verächtlich, eigentlich ärgerte er sich, daß er immer wieder von seinen Gedanken an die heutige Versammlung abgehalten wurde. Er kannte es nicht, daß seine Familienangelegenheiten Rechte beanspruchten, die seine persönlichen Interessen beeinträchtigten.

Er ging dem Präsidenten ruhig entgegen, und beide Männer reichten sich kühl die Hand, und sie fühlten sofort die Kluft, die zwischen ihnen war. „Ich werde nichts ausrichten", dachte Schwanstedt bekümmert, als er die eiserne Stirn des andern sah.

Torbeck sah aufmerksam in das alte gütige Gesicht und dachte: „Er ist ein liebenswürdiger Mensch, die Verhandlung mit ihm wird leicht sein."

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Politische Lenzesstimmung.

Die Osterglocken hallten in diesen prächtigen Frühjahrstagen von Friedensklängen wider. Kurz vor Ostern zuckte in Albanien, dem jüngsten unter den politischen Kratern des Balkans, die Kriegsflamme verdächtig auf. Aber die Löschmannschaft war sogleich zur Stelle. Die Staatsmänner Europas brauchten ihre Osterferien nicht zu unterbrechen. Die führenden Staatsmänner der beiden Mächtegruppen einigten sich noch kurz vor Ostern auf eine gemeinsame Formel, die den albanisch-griechischen Konflikt beizulegen geeignet scheint. Europa duldet keinen neuen Balkankrieg, der einen Weltbrand heraufbeschwören könnte. Krampfhaft klammert sich alles an den Friedensgedanken, den die Kirchen aller Konfessionen als Osterbotschaft ihren Adepten künden.

Ein unendliches Ruhebedürfnis tönt uns allenthalben entgegen. England ist im letzten Augenblick an der Gefahr der inneren Revolution, welche Home Rule als ständiges Menetekel an die Wand gemalt hatte, vorübergekommen. Die dritte Abstimmung im Unterhaus hat den gesetzlichen Rahmen für die endgültige Lösung dieses wichtigsten innerpolitischen Problems des englischen Weltreichs geschaffen. Es wird dem liberalen Ministerium durch einen glücklichen Schachzug gelingen, die Wünsche der Ulsterleute im Rahmen des Gesetzes so zu befriedigen, daß die Konservativen einem Kompromiß, wenn auch mit innerem Widerstreben, zustimmen werden, zumal sie sich mit dem fait accompli irgendwie abfinden müssen. Asquith hat sich durch die plötzliche Übernahme des Kriegsministeriums auch in den Augen der Konservativen ein politisches Relief geschaffen, das nicht nur ihm persönlich, sondern der ganzen liberalen Partei zugute kommt. Asquith und Grey sind mit ihren höheren Aufgaben, welche der Balkankrieg nach außen und Home Rule nach innen an sie gestellt haben, dermaßen gewachsen, daß man jetzt erst den großen Stil ihrer staatsmännischen Befähigung anzuerkennen beginnt. Sir Edward Grey hat mit einer Meisterschaft, die an beste englische Traditionen erinnert, das Zünglein an der Wage des Gleichgewichts zwischen den beiden Mächtegruppen glücklich und diskret dirigiert. Die Anbahnung besserer Beziehungen zu Deutschland war der Auftakt zu jener von ihm inspirierten Botschafterkonferenz, der es letzten Endes doch gelang, den paneuropäischen Krieg hintanzuhalten.

Frankreich hat allen Grund, mit seinen äußeren politischen Erfolgen zufrieden zu sein. Der soeben abgeschlossene Vertrag mit der Türkei bedeutet mehr als eine gewonnene Schlacht. Durch seine Anleihen kauft sich Frankreich nicht bloß Freunde, sondern es sichert sich zugleich Einflußsphären von unübersehbarer Tragweite. Keiner seiner Verbündeten hat vom Balkankrieg auch nur entfernt soviel profitiert wie Frankreich. Und dies alles trotz innerer Krisen! Vier ehemalige Ministerpräsidenten haben sich vor der mit Richtergewalt ausgestatteten Kommission zu rechtfertigen, ja der Präsident der Republik hat als Zeuge zu erscheinen, und an der Spitze

dieser Untersuchungskommission steht der Sozialistenführer Jaurès. Und die Welt ging doch nicht aus den Fugen! Ja, im gleichen Augenblick, da sich im Inneren Frankreichs die schwersten politischen Wirren abspielen, feiert es in seiner Außenpolitik den größten Triumph, indem es sich in der asiatischen Türkei eine Einflußsphäre sichert, die alles weit hinter sich läßt, was v. Marschall je für Deutschland geträumt hat. Die inneren Parteiwirren Frankreichs kräuseln kaum die Oberfläche seines nationalen Daseins. Im Ernstfalle steht jeder Franzose, und nicht zuletzt Jaurès, hinter dem nationalen Einheitsgedanken. Dieses politisch gesättigte Frankreich will keinen Krieg. Das darf man Pichon, dem feinsten politischen Kopf Frankreichs, der einen bedeutenden Osteraufsatz voll Friedensbeteuerungen für die „Neue Freie Presse" geschrieben hat, getrost glauben. Frankreich hat an der Peripherie, in seinem weitreichenden Kolonialgebiet, unendlich viel zu verlieren, dazu eine innere soziale Revolution zu riskieren, ohne für das Zentrum seiner politischen Sehnsüchte etwas gewinnen zu können. Die Franzosen wissen zudem als gute Rechner sehr wohl, daß ein unglücklicher Krieg ihren Hauptschuldner finanziell dermaßen ins Mark treffen würde, daß dessen wirtschaftlicher Zusammenbruch auch seinen Hauptgläubiger dem Ruin entgegenführen müßte. Der Sparer in Frankreich, der seine Kapitalien in russischen Werten angelegt hat, weiß sehr wohl, was ihm bevorsteht, wenn das Kriegsglück gegen die Ententegruppe entscheidet. In Wirklichkeit haben sich die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland in den letzten Monaten erheblich gebessert.

In Deutschland selbst haben wir augenblicklich politische Windstille. Kaiser und Kanzler weilen in Korfu. Die griechischen Gäste werden freilich kein Dolce far niente aufkommen lassen. Jedenfalls wird Deutschland die guten Dienste bezüglich der Liquidierung der unbequemen Reste nach dem Bukarester Frieden um so bereitwilliger anbieten können, als eigene Interessen gar nicht in Frage kommen. Zwischen Italien und Griechenland auf der einen, zwischen Albanien und Griechenland auf der anderen Seite wird die deutsche Politik die wertvollsten Vermittlungsdienste leisten können. Sollte wirklich, was ich für unwahrscheinlich halte, der deutsche Kaiser auf der Rückreise von Korfu den König Karol von Rumänien besuchen und in Budapest mit dem Kaiser Franz Joseph zum zweiten Male zusammentreffen, so kann man sicher sein, daß er mit dem Ölzweig in der Hand kommt. Denn kriegerische Absichten liegen dem Kaiser und dem Deutschen Reich durchaus fern; das glaubt man endlich an der Themse so gut wie an der Seine und an der Newa. Wann und wo der Kaiser politisch eingreift, da gilt es nur der Aufrechterhaltung des internationalen politischen Status quo.

Nicht politische, sondern weit eher wirtschaftliche Fragen stehen heute im Mittelpunkte der Debatte. Die Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland und Österreich-Ungarn sind das schwierigste Problem der Gegenwart. Bedrohliche Anzeichen eines Zollkrieges mit Rußland kündigen sich an. Hier steht ausnahmsweise die Duma hinter der Regierung. Aber auch in Österreich-Ungarn wetterleuchtet es bedenklich, so daß die wirtschaftlichen Fragen sehr leicht in die politischen hinübergreifen könnten. Das gilt es jetzt, mit aller Macht und Kraft zu verhüten.

Schon hat sich auf deutscher Seite eine öffentliche Kontroverse zwischen dem Abgeordneten Paasche, der für eine starke Begünstigung Österreich-Ungarns aus naheliegenden politischen Gründen eintritt, und dem Abgeordneten Gothein entwickelt, der mit Rücksicht auf Frank-

reich und den Frankfurter Vertrag eine intensive zollpolitische Bevorzugung Österreich-Ungarns bekämpft. Diese Polemik hat in Österreich-Ungarn peinliches Aufsehen erregt. Die österreichisch-ungarische Industrie hat unter den Schlägen der Balkankriege namenlos gelitten. Sie ist nun einmal auf den nahen Orient eingestellt und angewiesen. Verliert sie diese Absatzgebiete, dann ist sie dem Untergange geweiht. Die Industrialisierung der Monarchie hat indes im letzten Jahrzehnt einen solchen Umfang angenommen, daß die Auswandererfrage eine noch verhängnisvollere Rolle spielen dürfte, wenn auch der Industriearbeiter beschäftigungslos wird und sich daher zur Auswanderung gezwungen sieht. Wenn sich aber Frankreich durch seine Anleihen für den Zukunftskrieg russische Armeekorps sichert, kann es dem deutschen Interesse nicht entsprechen, daß die Auswanderung aus dem verbündeten Österreich-Ungarn noch bedrohlichere Formen annimmt. Es gilt daher, hier einen Ausweg zu finden und die ohnehin schwierigen Handelsvertragsverhandlungen durch vorzeitige Polemiken nicht noch mehr zu verschärfen. Während Graf Berchthold und Marquis San Giuliano ihre Osterferien in Abbazia dazu benutzen, im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens Reibungsflächen aller Art zu beseitigen, hat der Kaiser in Korfu mit dem Reichskanzler daran gearbeitet, nach außen die griechisch-albanischen Streitigkeiten beizulegen und nach innen die Statthalterfrage in Elsaß-Lothringen endgültig zu lösen. Es scheint recht inopportun und taktisch verfehlt, die inneren zollpolitischen Schwierigkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland gerade im jetzigen Augenblick coram publico aufzurollen. Man vergesse niemals, daß der tertius gaudens vor der Türe steht, um jede Unstimmigkeit zwischen den Allianzmächten nicht bloß schadenfroh herauszuwittern, sondern auch entsprechend zu verwerten. Die verbündeten Mächte werden einen Weg suchen und müssen ihn finden, wie man der Schwierigkeiten der Erneuerung der Handelsverträge Herr wird. Das Wirtschaftliche ist nun einmal vom Politischen nicht mehr zu trennen. Müssen wir die österreichisch-ungarischen Anleihen im politischen Interesse aufnehmen, so haben wir auch im eigenen wohlverstandenen Interesse dafür zu sorgen, daß Österreich-Ungarn auch wirtschaftlich seine Kräfte entfalten kann.

Der Weltfrieden scheint, nach allen Anzeichen zu schließen, für Europa vorerst gesichert. Der Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko wird lokalisiert bleiben und nicht auf unseren Kontinent hinübergreifen. Nur England ist an dieser politischen Konstellation interessiert. Unsere nächste Sorge gilt vielmehr den wirtschaftlichen Problemen, vorab den Handelsverträgen. Jeder Zollkrieg sät Mißtrauen und häuft Unmut, so daß er leicht in einen politischen Krieg umschlägt. Es müssen alle Kräfte daran gesetzt werden, einen Zollkrieg zu vermeiden. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Es kann einem aufmerksamen Beobachter der Geistesgeschichte unserer Zeit nicht verborgen bleiben, daß sich in unseren Überzeugungen von der Aufgabe des menschlichen Lebens (oder dem Sinn, den die Verfolgung dieser Aufgabe dem Leben gibt; oder dem Wert, den es durch Erfüllung dieser Aufgabe gewinnt) die Gegensätze immer mehr zuspitzen, daß sie klarer formuliert, entschiedener vertreten, allseitiger durchgeführt werden: auf der einen Seite,

die wir mit ziemlichem Rechte zusammenfassend die monistische nennen können, wird die Meinung verfochten, daß die Aufgabe des Lebens einzig darin bestehe, durch Vervollkommnung der empirischen Wissenschaften und der Organisation der Menschen jedem möglichst so viel Befriedigung seiner tatsächlichen Bedürfnisse aller Art zu verschaffen, als dies mit der Bedürfnisbefriedigung der anderen vereinbar ist. Ich will mich hier in eine Kritik dieser Anschauung nicht einlassen; sie würde jedenfalls darin gipfeln müssen, daß der Monismus die empirischen Wissenschaften nur dadurch zur Alleinherrschaft führt, daß er alle über sie hinausweisenden Fragen, vorzüglich die nach der inneren Berechtigung jener Bedürfnisse, einfach außer Acht läßt, indem er ihre Bejahung als selbstverständlich voraussetzt, ohne dabei freilich des fast grotesken Dogmatismus dieser Voraussetzung inne zu werden. — Die andere Seite, die wir am passendsten als idealistische bezeichnen, ist davon überzeugt, daß alle Fortschritte in den empirischen Wissenschaften, der Technik und der Organisation der Menschen, kurz der Fortschritt der Zivilisation, lediglich ein Werkzeug sind, das an sich überhaupt keinen Wert hat, sondern nur mittelbar dadurch einen solchen gewinnen kann, daß es zu wirklich wertvollen, jenseits aller bloßen Zivilisation liegenden Zwecken richtig verwandt wird, statt zur Befriedigung von Bedürfnissen, die durch nichts als ihre Tatsächlichkeit legitimiert sind. —

Will nun der „Idealismus“ in seinem Kampfe gegen den „Monismus“ Sieger bleiben, so muß er seinen Gegner in der Unbedingtheit seines Wahrheitswillens, in der Klarheit seiner Gedanken und der Strenge ihrer Begründung erreichen, ja übertreffen. Denn mit Überzeugungen, die nicht ausschließlich dem Ziele objektiver Erkenntnis unbekümmert um Befriedigung oder Verletzung anderer Bedürfnisse dienen wollen; oder die nicht so klar sind, daß ihr bestimmter Sinn sich muß verstehen und ihre Richtigkeit muß entscheiden lassen; oder mit Überzeugungen, denen es an der zureichenden Begründung fehlt, kann man bei den „Monisten“ nur Hohn und Spott ernten, aber keine Vertiefung und Berichtigung ihrer Einsichten. Daraus ist diesen kein Vorwurf zu machen, im Gegenteil muß es ihnen zum Verdienst angerechnet werden, daß sie sich wenigstens bemühen, jenes soeben dreifach beschriebene Ziel unbedingter Wissenschaftlichkeit unter allen Umständen zu verfolgen. —

In den letzten Monaten sind drei Schriften erschienen, die nach ihrer mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Absicht alle für den „Idealismus“ im oben umschriebenen Sinne eintreten wollen, die aber leider auch neben hohen, teilweise ungewöhnlichen Vorzügen sämtlich eine oder gar mehrere der soeben geforderten Eigenschaften vermissen lassen:

In einem kleinen Schriftchen versucht Johannes Volkelt die Frage zu beantworten: „Was ist Religion?“ Klar und überzeugend zeigt er, daß Religion etwas durchaus eigenes sei, unterschieden von ästhetischem, ethischem oder wissenschaftlichem Enthusiasmus, oder einer Verbindung dieser drei. Und zwar sei sie die intuitiv gewisse Überzeugung von dem Verhältnis zwischen absolutem Wert und absolutem Sein. D. h., der religiös Erlebende ist sich unmittelbar bewußt, wie es um die Verwirklichung dessen, was unbedingt sein soll, in der Welt bestellt ist. Ich stimme Volkelt durchaus darin bei, daß damit das eigentliche religiöse Problem erfaßt ist, daß alle historische Religion dies Problem in irgend einer Weise hat lösen wollen (und daß, was Volkelt freilich nicht hinzufügt, alle nicht unmittelbar auf dieses Problem bezogenen religiösen Anschauungen bewußt oder unbewußt dem Zwecke dienen, die Schwierigkeiten unzulänglicher Lösun-

gen der Hauptfrage zu beheben; dies ist z. B. der Zweck aller Theodizeen). Vor allem hat Volkelt darin recht, daß Religion an sich Sache des unmittelbaren Erlebens ist, daß aber entgegen allem modernen Subjektivismus der Gehalt jener unmittelbaren religiösen Erlebnisse sich muß objektiv rechtfertigen lassen, weil sonst die innere Einheit des Lebens vernichtet und der Wille zur Wahrheit geschändet wird. Leider schließt aber nun Volkelt seine Schrift mit zwei merkwürdigen Halbheiten: Es ist ihm selbstverständlich, daß jene religiöse Grundfrage überhaupt nur in dem Sinne beantwortet werden kann, daß die Verwirklichung des Guten in der Welt auf irgend eine Weise notwendig gesichert ist. Daß Volkelt die Möglichkeit anderer Antworten nicht einmal sieht, scheint mir daher zu rühren, daß er, wie viele andere, Religion und Christentum identifiziert und es so leicht hat, aus der Notwendigkeit der Religion die Richtigkeit der christlichen Lösung einfach zu folgern, während es doch ein schweres Problem darstellt, ob die Verwirklichung des Guten in der Welt durch irgend eine dem Menschen überlegene Macht, Gott, gesichert ist, oder ob dies gerade nicht der Fall ist, und der Sinn des menschlichen Lebens darin besteht, den in seinem Ausgang immer zweifelhaften Versuch dieser Verwirklichung des Guten mit allen Kräften zu unternehmen. Und zweitens schwächt Volkelt seine Forderung der Objektivität des religiösen Erlebens nachträglich wieder dahin ab, daß die Wahrheit der religiösen Überzeugung nur wahrscheinlich gemacht zu werden brauchte. Kein wirklich religiöser Mensch wird sich aber damit begnügen wollen. Und es scheint obendrein so, als ob Volkelt dunkel ahnte, daß seine Lösung des religiösen Grundproblems strengere Wahrheitsanforderungen nicht vertrüge. —

Auch Rudolf Eucken hatte es sich vor einigen Jahren ähnlich leicht gemacht, als er seine Frage: „Sind wir noch Christen?" dadurch bejahte, daß er die Notwendigkeit der Religion verhältnismäßig einwandfrei darlegte, daraus aber ohne weiteres die Richtigkeit des Christentums folgerte. In seinem neuesten Buche: „Zur Sammlung der Geister" sind Vorzüge und Schwächen in ganz anderer Weise verteilt. Er ruft in ihm alle die Menschen, die von der Notwendigkeit eines „Neuidealismus" überzeugt sind, zum Kampf auf gegen alle Art Naturalismus, Subjektivismus usw. und schildert sodann in beredten Worten, daß es deutsche Art sei, der herrschenden Zerklüftung unseres Lebens dadurch Herr zu werden, daß wir das Gute des modernen Lebens anerkennen, ohne uns an seine Auswüchse zu verlieren. Es gelte vielmehr, das Leben von innen heraus neu zu gestalten; alte und neue Werte zu innerer Einheit zu verschmelzen. — Das Buch ist voll feiner Gedanken, warmer Begeisterung, einem offenen Blick für das Gute und Böse unserer Zeit und zudem in schöner Sprache geschrieben. Eins aber mangelt ihm völlig: die Klarheit. In seiner Polemik noch leidlich bestimmt, werden alle positiven Ausführungen so verschwommen, daß man überhaupt nicht Stellung zu ihnen nehmen, vielmehr nach Belieben Richtiges und Falsches in sie hineinlesen kann. Das Buch wird darum leider keinen Gegner des „Neuidealismus" überzeugen, sondern womöglich lächeln lassen, und jeden Freund desselben, dessen Begriffe nicht bereits klar und bestimmt sind, heillos verwirren. Teils scheint es mir, als ob Eucken überhaupt die Fähigkeit scharfen begrifflichen Denkens nicht ausreichend zu Gebote stünde, teils hat ihn wohl auch der gefährliche Wunsch beseelt, trennende Unterschiede zu übersehen und idealistische „Sammlungspolitik" zu treiben. Solche Politik ist aber nur da am Platze, wo es auf gemeinsames Handeln ankommt; wo es zu

denken und nicht zu handeln gilt, ist solche Politik, auch bei den lautersten Absichten ihres Urhebers, vernichtend für die Entwicklung der Erkenntnis, die das schärfste Herausarbeiten aller Gegensätze und ihr unablässiges, erbarmungsloses Ringen heischt. —

Wieder ein ganz anderes Antlitz trägt Paul Deussens neuestes Werk: „Die Philosophie der Bibel" (zugleich der fünfte Band seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie"). Deussen zeigt die Keime und die Entwicklung der christlichen Gedanken von ihrer Entstehung in Ägypten, Babylonien, Palästina und Persien an, bis zu ihrer Vollendung in den Aussprüchen Jesu und den Schriften des Paulus und Johannes. Mir ist kein Werk über die Entstehung des Christentums bekannt, das auf knappem Raume derartiges leistete: Umfassende Berücksichtigung der politischen und Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten an; verständnisvolles Aufspüren der inneren Gründe der geistesgeschichtlichen Entwicklung; scharfsinnige und rücksichtslose, aber sich doch nie in Extremen gefallende Kritik der Überlieferung; Benutzung auch der erst in neuester Zeit entdeckten Quellen; schließlich klare und knappe Zusammenfassung der wichtigen Ergebnisse. In all diesen Hinsichten ist die Darstellung des Lebens Jesu besonders bemerkenswert. Teilweise gilt dies Lob auch von dem letzten, zusammenfassenden Kapitel des Buches, das die Überschrift führt: Kern und Schale des Christentums. Die Schilderung und Kritik der Schale, alles dessen, was dem religiösen Grundgehalt des Christentums fremd ist und doch zu ihm gerechnet wird, ist vorzüglich. Zweierlei ist aber nicht zu billigen, weil es nicht nur unbegründet bleibt, sondern sich auch, meiner Überzeugung nach, nicht begründen läßt: einmal, daß Deussen den Theismus, d. h. die Identifikation des weltschaffenden und welterlösenden Prinzipes (dessen unvermeidbaren Widerspruch er freilich treffend zeigt), aus dem Christentum streichen zu können glaubt, ohne dessen Wesen aufzuheben. Sodann, daß Deussen zum Kern, zu den ewigen Wahrheiten des Christentums ohne weitere Begründung das und nur das rechnet, was mit seiner indisch-schopenhauerischen Philosophie übereinstimmt, bezw. damit übereinstimmend gedeutet wird: die erlösende Befreiung des durch seinen Egoismus in die Wirklichkeit verstrickten Willens von den Gesetzen dieser Wirklichkeit durch den unbegreiflichen Eingriff einer jenseitigen Macht. Derselbe Deussen, der zuvor mit scharfem Auge die Widersprüche des Theismus erspäht, wird blind für die Widersprüche seiner eigenen Überzeugung, die er nicht einmal zu begründen für nötig erachtet. Um nur einen dieser Widersprüche hier zu nennen: Wenn der Mensch in die Kausalität der Wirklichkeit verstrickt ist, wie kann da irgend eine jenseitige Macht irgend eine Veränderung in seinem egoistischen Wirklichkeitsleben bewirken, wie Deussen behauptet? Entweder unterliegt doch der Mensch nicht notwendig unerbittlichen Gesetzen der Wirklichkeit, dann braucht er nicht durch fremde Hilfe daraus befreit zu werden; oder er ist an diese Gesetze gebunden, dann kann er nicht daraus befreit werden. —

Ich glaube, daß diese leider unverkennbare tatsächliche (sicherlich nicht notwendige) Hilflosigkeit des Idealismus im weitesten Sinne mit dadurch verschuldet ist, daß seit Jahrhunderten die systematische philosophische Untersuchung der religiösen, ja überhaupt der nicht auf die Erkenntnis der Natur gerichteten Erlebnisseiten des Menschen verhältnismäßig stark vernachlässigt wurde. Einer von denen, die diesen Mangel in seiner ganzen Schwere erlebten und nach Kräften auszugleichen bestrebt waren, ist Wilhelm Dilthey gewesen, der vor einigen Jahren ver-

storbene Berliner Philosoph. Leider hat er den systematichen Ertrag seiner vielseitigen Lebensarbeit niemals selber einheitlich zusammengefaßt. In einer kürzlich erschienenen Schrift von Arthur Stein wird nun versucht, zusammenhängend darzustellen und zu würdigen, was für Dilthey „Der Begriff des Geistes" war. Dem bisher Gesagten zufolge muß es verdienstlich sein, einmal gerade Diltheys Schaffen unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten; zumal der unsystematische und stets sich wieder verändernde Charakter des Diltheyschen Denkens ein solches Unternehmen überaus erschwert. Mit ziemlicher Klarheit und großem Verständnis ist es aber Stein gelungen zu zeigen, worin die eigentümliche Leistung Diltheys besteht: in der Überzeugung, daß es neben dem Begriffe erzeugenden Erkennen ein aus dem unmittelbaren Erleben genährtes und dies zugleich befruchtendes Verstehen des Lebens und aller Arten von Lebenszusammenhängen, auch der religiösen, geben könne und müsse. Zwar sei dies Verstehen nicht begrifflicher Firierung und Aussprache fähig, wohl aber des Erfassens „typischer" Erlebnisstrukturen, zu deren Nacherleben man andere durch geeignete Worte anregen kann. — Steins kritische Würdigung, die Diltheys Anschauung teils anerkennt, teils in ihre Schranken weist, ist zwar im einzelnen treffend und begründet, vermag mich aber im Ganzen doch nicht zu befriedigen, weil sie die Einseitigkeit und Keimhaftigkeit der Diltheyschen Gedanken nicht genügend hervorhebt. Freilich mag dies mit daran liegen, daß es heute in der Philosophie sehr schwer ist, einen so originellen und doch etwas einseitigen Denker wie Dilthey derart zu kritisieren, daß man sich nicht bereits auf den Boden seiner Voraussetzungen stellt und doch nicht dogmatisch über ihn aburteilt. Dennoch kann das Studium Diltheys, zu dem die Steinsche Schrift anregt und behilflich ist, an seinem Teile dazu beitragen, dem Idealismus zu der Universalität und Tiefe in der Betrachtung aller Richtungen des Geistes zu verhelfen, die er neben vollkommener Klarheit und Strenge der Begründung unbedingt gewinnen muß, soll er imstande sein, die einleitend erwähnte und von ihm geforderte Aufgabe zu lösen, die Gesamtheit der Erlebnisrichtungen in ihrer notwendigen Eigenart und ihren Beziehungen zu verstehen und die Bedingungen ihrer richtigen und wertvollen Betätigung zu erkennen. —

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Hofrat Prof. Dr. Ignaz Goldziher.

Mesnevi oder Doppelverse des Scheich Mewlana Dschelal ed-din Rumi, aus dem Persischen übertragen von Georg Rosen, mit einer Einleitung von Friedrich Rosen (Meisterwerke orientalischer Literaturen in deutschen Originalübersetzungen, herausgegeben von Hermann von Staden I. Bd.). München (Georg Müller) 1913; 263 SS. 8°

Die der religionshistorischen Tatsachen unkundige Beurteilung pflegt im Islam ein seit seinem Entstehen im Anfang des 7. Jahrhunderts, wenigstens in seiner Doktrin, starres, unveränderliches und äußeren Einwirkungen völlig abgekehrtes System von religiösen Lehren und gesellschaftlichen Ordnungen zu erblicken.

Die historische Betrachtung des Entwickelungsganges des Islams zeigt im Gegenteil das Bild einer ganz außerordentlichen Fähigkeit, aus der Fremde eindringende Einflüsse zu assimilieren und organisch zu verarbeiten. Die Erkenntnis dieser Tatsache wird durch die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiete der islamischen Dogmatik, Rechts-

kunde, ja sogar der Ritualistik auf stetig breiterer Grundlage sichergestellt.

Eine der religiösen Sphären, in denen der historische Islam fremden Elementen gegenüber die allersichtbarsten Beweise seiner Aufnahme- und Assimilationsfähigkeit geliefert hat, ist seine Mystik und ihre Stellung im historischen Islam. Hier kreuzen sich in entwicklungsgeschichtlicher Reihenfolge, aber zuletzt zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, christliche Askelik, hellenistischer Allegorismus, plotinistische Weltanschauung und indischer Pantheismus mit der transzendentalen Gotteslehre und den gesetzlichen Forderungen des Urislams: alles ineinander verarbeitet zu einem konkreten Ganzen, dessen einander, einzeln genommen, bekämpfende Elemente sich nur der feinen wissenschaftlichen Analyse kundgeben.

Den Namen Sufismus, unter dem diese Ausbildung des Islams bekannt ist, hat sie von ihren asketischen Anfängen erhalten, da frommgesinnte Büßer, von dem bloß äußerlichen Leben im Gesetz unbefriedigt, das religiöse Ideal in der Weltentsagung erblickten und ihre Abkehr von dem Genuß des Lebens, das sich nach der herrschenden Anschauung, auch streng genommen, mit frommer islamischer Führung wohl vereinbaren ließ, durch ihre grobwollene Kleidung (Suf) veranschaulichten, die ihren Widerspruch gegen alle Freude am Leben darstellt.

Ihre Grübeleien über die Nichtigkeit und Wertlosigkeit alles Irdischen boten ein offenes Tor Gedanken gegenüber, die sie in ihren Anfängen wohl ganz fremdartig angemutet hätten. Stufenweise und im Verhältnis zum Fortschritt der intellektuellen und gesellschaftlichen Berührungen, paart sich der Praxis der Weltentsagung unbeabsichtigt der Einfluß der Theorien des Neuplatonismus und der indischen Theosophie an. Einerseits sei alles Irdische von der unfaßbaren göttlichen Quelle durchdrungen, deren freilich gröbste Emanationsstufe die Erscheinungswelt sei; die der aus Gott ausströmenden Allseele entstammende Seele des Individuums müsse nur die Sehnsucht nähren, durch Abstreifung aller Schlacken irdischer Trübung und durch ethische Vervollkommnung die Würdigkeit zu erlangen, in ihre reine Quelle zurückkehren zu können. Andererseits wird über den Gedanken gebrütet, daß dieser Welt der „Gestaltungen" (so nennt sie der Verfasser des hier zur Anzeige kommenden Werkes) keine reale Existenz eigne, daß ihre variierenden Erscheinungen nur Trugbilder seien, nur Spiegelungen der einzigen Realität in Gott, außer dem es nichts wirklich Seiendes gebe, und dessen Sein alles wirkliche Leben in ungeteilter Einheit umfaßt, „der allen innewohnt und in allen wirkt, und dessen Thron mehr noch im menschlichen Herzen als in des Himmels Himmeln sich befindet" (Nicholson). Sich des Scheins zu entledigen und im Gedanken in die wahre Einheit einzugehen, sich mit ihr zu vereinigen, ist das Ziel der Meditation der Sufimenschen; zu diesem Ideal wollen sie ihre Mitmenschen, oder wenigstens den erwählten Teil derselben durch mystische Disziplin emporheben. Eine gewaltige Literatur in allen Sprachen der islamischen Welt ist da, um zu zeigen, wie man allen diesen Esoterismus mit den Worten des Korans vereinigen konnte. Die schlichten, oft weidlich profanen Erzählungen des heiligen Buches rechtfertigen sogar ihre Einverleibung in das tiefe Gotteswort der Offenbarung nur dadurch, daß sie durch allegoristische Ausdeutung zum Ausdruck sufischer Gedanken und Lehren umgeschaffen werden. Josef und seine Brüder, der Verkauf des ersteren nach Ägypten, sein Emporsteigen aus der Sklaverei zu hohen Würden, der Mundschenk und der Bäcker und ihre Träume, die buhlerische Fürstengattin u. a. m. sind Allegorien für Ideen und Vorgänge, die in Wahrheit das irdische Leben der Seele, ihre Verstrickung in die

Banden der Materialität, ihre Befreiung aus denselben, die Abtötung des Individualbewußtseins, und die Absorption in der Gottesidee, dem einzigen Seienden, veranschaulichen.

Einer der hervorragendsten Lehrer dieser religiösen Weltanschauung war Mewlana (unser Herr) Dschelal ed-din Rumi (geb. 1207, gest. 1273), der Stifter des Ordens der sogen. „tanzenden Derwische", dessen Stammkloster in Konia, dem alten Iconium, als Mittelpunkt des Mewlewi-Ordens noch heute unter der Leitung eines Abkömmlings des Stifters steht. Dieser aus Balch, dem Baktra der Alten, stammend, schlug, nach vielen Streifereien in verschiedenen Teilen Asiens, seinen Wohnsitz in jener kleinasiatischen Stadt auf, wo er eine große Schar von Jüngern um sich sammelte. Seine sufische Lehre hat er in zwei berühmten Werken, in persischer Sprache, in poetischer Form niedergelegt. Das eine „Der Diwan des Schemsi-Tebrisi" (so genannt nach seinem eigenen Mentor, Mohammed Schems ed-din aus Tebris) ist (Cambridge 1898) durch englische Übersetzung und Erklärung seiner wichtigsten Teile (48 Gedichte) durch den Cambridger Professor Reynold A. Nicholson, den besten Kenner und Interpreten der islamischen Theosophie, nicht nur der Orientalistenwelt erschlossen worden. Das andere, das bedeutend umfangreichere Meßnewi (nach seiner poetischen Form, reimende Distichen, benannt) gilt dem Orientalen als die Bibel des Sufismus, als „Werk — sagt Friedrich Rosen —, das fast dem Koran gleich geachtet, noch heute, nach siebenhundert Jahren, die Gedankenwelt des Islam vom Adriatischen Meer bis zum Bengalischen Meerbusen, von Turkistan bis Jemen mehr oder minder beherrscht." In sechs Büchern, zusammen 30 000 Versen, läßt er hier in tiefsinniger Weise das uferlose Gedankenmeer des Sufismus wogen und rauschen, nicht in Form systematischer Belehrung, sondern in Anknüpfung an Erzählungen, in die die mystischen Betrachtungen gleichsam eingewickelt sind, die Betrachtungen über Gottesliebe, Einheit des Alls, Aufgehen des Individualdaseins in das göttliche Alldasein usw. Das Werk hat als Standardwerk des islamischen Mystizismus, als Grundlage für entwickelnde Kommentare gedient. Denn nicht immer sind dem bloßen Sprachkenner die tiefliegenden Ziele des Dichters auf den ersten Blick offenbar. Es muß oft zwischen den Zeilen gelesen werden. Häufig gibt der weise Meister nur Andeutungen für weitere Verknüpfungen, zuweilen scheint er sogar mit den letzten Konsequenzen seiner Gedanken hinter dem Berge zu halten. Er sagt es selbst einmal im Anschluß an eine Erörterung über die absolute Einheit des wahren Seins und die Vielheit der Erscheinung:

„Wohl wollt' ich weiter diesen Satz erklären,
Doch fürcht' ich schwache Seelen zu betören.
Schneidend ist, wie ein stählern Schwert, mein Wort,
Drum, führst du keinen Schild, so eile fort!
Vor diesen Demant tritt nur mit dem Schilde,
Denn dieser Stahl kennt Schonung nicht und Milde.
Drum in die Scheide berge ich mein Schwert,
Daß kein Verdreher mir das Wort verkehrt."

Dies Zitat ist der Übersetzung (S. 135) entnommen, die der treffliche Orientalist Georg Rosen, zu jener Zeit Dragoman der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel, 1849 vom ersten Buche des Meßnewi lieferte, nachdem sich seit 1819 mit Übersetzungen ausgewählter Stücke aus den Dichtungen des Dschelal ed-din in der deutschen Literatur Rückert, von Rosen-

zweig und Tholuck versucht hatten, welch letzterer das Meßnewi auch als eine der Quellen der von ihm gelieferten ersten wissenschaftlichen Monographie des Sufismus (1821) benutzt und in lateinischen Übersetzungsproben eingeführt hatte. Die erste zusammenhängende deutsche Übersetzung eines ganzen Buches in poetischer Form hat zuerst Georg Rosen unternommen, und er hat diese wahrlich harte Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit gelöst. Seiner Übersetzung hat er mit Benutzung orientalischer Kommentare erklärende Anmerkungen hinzugefügt, die sein tiefes Eindringen in diese dem Europäer fremdartige Gedankenwelt bezeugen und das Verständnis der Dichtung erst ermöglichen. Seither ist das Studium des Meßnewi, namentlich in England, gepflegt und durch Übersetzungen einzelner seiner Bücher mehrfach bekundet worden. In Deutschland ist der Leistung Georg Rosens seither keine Fortsetzung gefolgt. Es war ein guter Gedanke des Münchener Verlages von Georg Müller, das Werk der von ihr begründeten Übersetzungs-Serie „Meisterwerke Orientalischer Literaturen", herausgegeben von Hermann von Staden, als erste Nummer voranzustellen. Das Buch hat in dieser Neuausgabe eine wertvolle Bereicherung erhalten durch eine dasselbe einführende Vorrede (S. 1—36) des durch seine meisterhaften Übersetzungen orientalischer Werke (zuletzt der „Sinnsprüche" des Omar Chajjam) bekannten Sohnes des Verfassers, Dr. Friedrich Rosen, Gesandten des Deutschen Reiches in Lissabon, der auch die Anmerkungen seines Vaters mit einigen Zusätzen vermehrt hat. Die Vorrede bietet eine gediegene Darstellung der islamischen Mystik, besonders der „Mystischen Weltanschauung Dschelal ed-din Rumis", die F. Rosen durch einige gelungene Übersetzungsproben aus den anderen Büchern des Meßnewi reichlich illustriert und dadurch für das bessere Verständnis des Werkes seines Vaters vorbereitet. Er ist, vermöge seiner reichen in den verschiedensten Teilen des islamischen Orients gesammelten wissenschaftlichen Erfahrungen, besonders berufen, eine solche Orientierung zu bieten. Denn er genießt des seltenen Vorzuges, erzählen zu können, daß er eine berühmte Ode des Dschelal ed-din „zum erstenmale von einem Afghanen in Simla, dann wieder von pendschabischen Indern im Garten des Tadsch bei Agra und unzählige Mal in Persien" hat rezitieren hören (S. 19). So empfiehlt sich dies Buch als die durch mehr als sechs Jahrzehnte getrennte gemeinsame Arbeit von Vater und Sohn, zweien der Berufensten, die Mystik des Islams zu interpretieren.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. O. Graewe.

Schlachtenverluste von heute und ehedem.

Unter dieser Überschrift brachte der „Tag" vor kurzem einen Artikel, der von der irrigen Ansicht ausgeht, daß die Verluste von den Waffen in erster Linie abhängen, und dann an der Hand vieler Zahlen behauptet, „daß die Schlachten der jüngsten Zeit in bezug auf die Verluste erheblich hinter den Schlachten der Vergangenheit zurückstehen." Beides ist nicht richtig. Zu allen Zeiten hat es blutige und Schlachten mit besonders geringen Verlusten gegeben. Die Geschichte ist in ihren Zahlenangaben gar nicht zuverlässig. Ja, diese sind meist willkürlich, häufig tendenziös aufgestellt. Brauchbar sind nur allgemeine Angaben ungewöhnlich hoher oder niedriger Verluste, wenn die Schilderung des Hergangs ihre Glaubwürdigkeit gewisser-

maßen psychologisch mit bestätigt. So waren die Verluste Alexander des Großen bei der Eroberung Asiens zweifellos sehr gering (besonders bei Arbela), ebenso die vieler mittelalterlicher Schlachten in Italien, auch der zweiten Schlacht bei Guinegatte (der bekannten Sporenschlacht) u. a.

Ob Schlachten mehr oder weniger blutig verlaufen, hängt in Summa von dem in ihnen herrschenden Geiste ab, also von den Menschen. Der Zweck jedes Gefechts ist die Erzeugung von Panik beim Gegner. Gelingt dies bald (Roßbach), so werden die Verluste bei Sieger und Besiegtem immer verhältnismäßig gering sein. Blutiger ist der Verlauf, wenn die Panik erst später (Königgrätz), und am blutigsten, wenn sie gar nicht eintritt, wie 1870 in den Augustschlachten gegen die französische Armee.

Der Artikel behauptet ferner, die Schlachten der Zukunft werden immer auf „weite Entfernungen eingeleitet werden". Warum? Solche Schlachtfelder gibt's ja gar nicht, wo man nicht an vielen Stellen nahe herankommen kann. Werden nicht auch die meisten Schlachten Begegnungstreffen sein?

Unbewiesen optimistisch ist sodann die Ansicht, daß künftig „die Verwundeten zu neun Zehnteln die Aussicht haben, gerettet zu werden". Das kommt doch ganz auf die Lage an. Nach kleinen Gefechten, wie etwa Gitschin und Nachod, haben es die Verwundeten wohl leidlich gut gehabt, nach Königgrätz die Österreicher gewiß schon weniger, und 1870 sah ich am achten Tage nach der Schlacht bei Vionville Offiziere selbst noch, auf Stroh, auf der Erde sterben, und pflegende Hilfe fehlte ganz. Große Katastrophen, wie sie bei Massenheeren eintreten müssen, schaffen unausdenkbare Zustände.

Unbelegbar ist auch die Behauptung des Artikels, daß die mittelalterlichen Schlachten ganz besonders blutig gewesen sind. „Es kämpften Mann gegen Mann, so daß die Aussicht bestand, daß von Zweien immer einer fiel, und daß der Besiegte den überwiegenden Teil seiner Streitkräfte als Leichen auf dem Kampfplatze ließ" — „wobei außerdem mit höchster Erbitterung gestritten wurde." Wer einmal ein Handgemenge gesehen, wird auch über den letzten Punkt seine eigenen Gedanken haben. Theorie und Praxis trennen sich am weitesten, wenn als Dritter der Tod schroff hinzutritt. Es ist gar nicht leicht, jemand tot zu schlagen; mit den mittelalterlichen Waffen war es noch schwerer. Bei einem Ritter vollends, den, wie den Krebs die Schale, seine Rüstung deckte, gelang es meist erst, wenn er auf der Erde lag, nach langem Mühen. Jenes mittelalterliche Bild ist, glaube ich, falsch, weil es dem Wesen des Menschen in der Schlacht nicht ähnlich ist.

Den Tod leichter herbeizuführen sind natürlich die modernen Waffen im einzelnen weit geeigneter, als die früheren, aber die Waffen sind es in den großen Verhältnissen, nach dem Gesagten, überhaupt nicht, die die Verluste im ganzen bestimmen.

Endlich ist in dem Artikel noch anzufechten, „daß die Geschosse des Infanteriegewehrs pp. mit ihrer gewaltigen Geschwindigkeit verhältnismäßig gutartige Verwundungen hervorbringen." Ich erhielt 1870 einen Chassepotgewehrschuß, dessen Austrittsöffnung am nächsten Tage, nach der Schwellung, die Größe einer Untertasse hatte. Solche Sprengwirkung infolge der gesteigerten Geschoßgeschwindigkeit der kleinkalibrigen Gewehre verringert doch nicht die Todesgefahr, sondern erhöht sie. Große Zerreißungen der Organe, Schlagadern, Hauptnerven sind dadurch häufiger als früher. Auch kommen die jetzigen Langgeschosse häufig als Aufschläger, deformiert und quer in den Körper und wirken dann wohl stets tödlich.

Literargeschichtliche Rundschau.

Von Pf. Hüttner, Kitzscher.

Karl Teschner †.

In Kitzscher bei Borna in Sachsen, seinem „Tuskulum", wo er „schreibend und kohlbauend" die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte, starb am 19. März im hohen Alter von fast 85 Jahren der Schriftsteller Karl Gottlob Täschner (als Schriftsteller „Karl Teschner"), ein Literat der alten Schule, dessen Name einst in der Welt der Presse nicht unbekannt, dann aber mehr und mehr in Vergessenheit geraten war. Ausführlichere Selbstbiographie und sein Bildnis finden sich in Kürschners Bücherschatz Nr. 99 und 723. Hier nur soviel:

Geboren zu Weißenfels im Jahre 1829, mußte Täschner eine schwere Jugend durchleben, fand aber einen Wohltäter, der dem talentvollen Knaben den Besuch des Gymnasiums ermöglichte. Als junger Student in Halle wurde Täschner in die parlamentarischen Kämpfe des Jahres 1849 hineingerissen. „Mit mehr Feuer als Verständnis", wie er später selbst urteilte, hielt er einige öffentliche Reden und wurde dafür so schwer bestraft, daß er die vorbereitete Laufbahn eines Regierungsgeodäten aufgeben mußte. Nach jahrelangem intensivem Studium der Geschichte, Philosophie und Literatur wurde er Schriftsteller, Dichter und Zeitungsredakteur mit langjährigen Stellungen in Gera, Frankfurt a. M., Breslau, Stuttgart, Leipzig usw.

1852—57 redigierte er die gemäßigt-liberale „Fürstlich Reuß-Geraische Zeitung". Spätere Redaktionen: „Illustriertes Familien-Journal", „Tonhalle", sieben Schottlaendersche Blätter (zehn Jahre!), „Das neue Blatt". Mitredaktionen: Wachenhusens „Hausfreund", „Illustrierte Welt", „Über Land und Meer", „Zu Hause", „Illustrierte Volkszeitung" (Hallberger), „Zur guten Stunde". Beiträge in unendlich vielen Zeitungen und Zeitschriften, z. B. „Frankfurter Anzeiger", „Mittelrheinische Zeitung", „Gartenlaube", „Turnzeitung", Lahrer „Volkskalender", „Illustrierte Zeitung" (Weber) und so weiter. Täschner hat nach eigenen Angaben ca. 50 Romane, 300 Novellen, Erzählungen, Humoresken, musikbiographische Bücher und Tausende von kürzeren Artikeln, Gedichten, Rätseln usw. unter wohl 150 Autornamen veröffentlicht. Als besonderes Verdienst rechnete er es sich zu, daß er der erste war, der in der Konfliktszeit (wegen der preußischen Armeereorganisation) die sogenannten deutschen Artikel zur Anbahnung der deutschen Einheit in illustrierte Zeitschriften — zuerst in Keils „Gartenlaube" — einführte und anregte.

1894 legte er die letzte Redaktion (Neues Blatt) nieder. Aber seine fleißige Feder ruhte nicht, bis der Tod sie ihm aus der Hand nahm. Die nicht hohen Honorare und eine dauernde Ehrengabe aus der Schillerstiftung bewahrten ihn vor der Not.

Wie ein Klang aus längst vergangenen Tagen mutet uns diese Lebensgeschichte an. Hat doch Täschner alle, die einst als Kollegen mit ihm lebten und strebten, vor sich ins Grab sinken sehen. Nun ist auch dieses Herz voll Leidenschaftlichkeit und Temperament still geworden. Zu seiner Ehre sei ihm nachgerühmt, daß er zweierlei mit aller Kraft haßte: in der Literatur jede Verherrlichung des Gemeinen, in der Politik die rote Internationale.

Karl Täschner war ein ungemein fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller, ein streng nationaler Mann und ein frommer kirchlicher Christ: ein echter deutscher Mann von altem Korn und Schrot.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Unserem Programm entsprechend, die vielfachen, sich oft noch schroff gegenüberstehenden Strömungen in der Frauenbewegung in vollster Objektivität zu begleiten, folgen hier die außerordentlich beachtenswerten Ausführungen über: Wissenschaftliche Frauenarbeit von Dr. Charlotte Leubuscher.

Die Zulassung von Frauen zum Studium und zur Ablegung von Prüfungen an den deutschen Universitäten war eines der Ziele gewesen, das die Frauenbewegung von jeher als eine ihrer wichtigsten Forderungen vertreten, und für das sie ihre besten Kräfte eingesetzt hatte. Es ist daher verständlich, daß sie, als dieses Ziel erreicht war, ein gewisses Anrecht auf die akademisch gebildeten Frauen geltend machte und von ihnen, denen sie die Wege zur Universität und zu erweiterten und besseren Berufsaussichten geebnet hatte, ihrerseits Interesse und Förderung erwartete. Tatsächlich hat auch ein Teil der Frauen, die heute führend in der Frauenbewegung sind, akademische Bildung genossen; ein großer Teil der Akademikerinnen jedoch, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt, hält sich von propagandistischer Wirksamkeit im Dienste der Frauenbewegung fern. Diese Tatsache hat in den führenden Kreisen der organisierten Frauenbewegung Enttäuschung und Unzufriedenheit mit dem jüngeren akademischen Nachwuchs hervorgerufen. So wurde auf der Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Berlin (Februar 1912) von seiten verschiedener namhafter Vertreterinnen der Frauenbewegung lebhafte Klage gegen die „satten Akademikerinnen" geführt, die, uneingedenk des Dankes, den sie der Frauenbewegung schuldeten, dieser „mit einer gewissen aristokratischen Nichtachtung" gegenüberstünden, und „der sie sich in die höhere Welt des wohlklassierten Standesmenschen entrückt fühlten", während es eine weit vornehmere Aufgabe für sie sein sollte, der Frauenbewegung zu dienen „auch im Beruf und durch den Beruf"*).

Im Hinblick auf die Tatsache, daß die Zahl der berufstätigen Frauen, namentlich auch derjenigen, die in höhere Berufe einrücken, ständig im Anwachsen begriffen ist, verlohnt es sich wohl, zu prüfen, ob es wirklich immer möglich und wünschenswert ist, daß diese Frauen „in ihrem Beruf und durch ihren Beruf" der Frauenbewegung dienen, wenigstens in dem Sinne eines bewußten, unbedingten Eintretens für die Forderungen dieser Bewegung, wie es deren Vorkämpferinnen verlangen.

Hier soll diese Frage in erster Linie in bezug auf die wissenschaftliche Betätigung der Frauen untersucht werden.

Während die Berufe, in denen die akademisch gebildeten Frauen ihre auf der Universität erworbenen Kenntnisse praktisch verwerten können, mannigfaltig sind und besonders im letzten Jahrzehnt eine bedeutende Erweiterung erfahren haben — es sei nur an den wachsenden Bedarf nach Oberlehrerinnen, an die zunehmende Zahl weiblicher Ärzte, an die zum großen Teil neugeschaffenen Stellen für Gewerbe- und Wohnungsinspektorinnen erinnert —, gibt es nur wenige Stellen, in denen den Frauen nach Absolvierung ihres Universitätsstudiums die Gelegenheit zu theoretisch wissenschaftlicher Arbeit geboten wird. Mit dem Umstand, daß viele Frauen aus wirtschaftlichen Gründen heute gezwungen sind, sich praktischen Berufen zuzuwenden,

*) Vergl. besonders das Referat von Helene Lange über „Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen."

auch wenn Neigung und Begabung sie mehr auf theoretische Arbeit hinweisen, hängt es wohl zusammen, daß, während auf praktischem Gebiet zahlreiche Frauen sich ausgezeichnet bewährt und uneingeschränkte Anerkennung gefunden haben, nur wenige wissenschaftlich bemerkenswerte Leistungen von Frauenseite vorliegen. Aus dieser Tatsache auf die Unfähigkeit der Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit überhaupt zu schließen, wie es von den Gegnern des Frauenstudiums gern geschieht, ist zum mindesten verfrüht. Gewiß werden, wie unter den Männern, so auch unter den Frauen stets nur wenige befähigt sein, unmittelbar schöpferisch auf wissenschaftlichem Gebiet zu wirken. Aber die Wissenschaft braucht nicht nur jene großen, neuschaffenden Geister, sondern sie braucht auch Kräfte, die ausführend, ergänzend tätig sind, die einzelne Steine zum Gebäude der Wissenschaft herbeitragen, das von den Meistern des Baues errichtet worden ist. Jene wissenschaftliche Kleinarbeit, die in erster Linie sorgfältiges und mühsames Eindringen in Einzelheiten, ausdauernden Fleiß und Gewissenhaftigkeit verlangt, kann zweifellos in vortrefflicher Weise von zahlreichen Frauen geleistet werden, die sich mehr zu wissenschaftlich theoretischer Arbeit als zur Wirksamkeit in der Praxis berufen fühlen. Es ist deshalb im Interesse der akademisch gebildeten Frauen wie auch der Wissenschaft zu erhoffen, daß sich in Zukunft den Frauen mehr Möglichkeiten als bisher zu wissenschaftlicher Betätigung erschließen mögen.

Eine wesentliche Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist es, daß die Frauen, soweit sie heute sich wissenschaftlich betätigen, durch ihre Leistungen den Befähigungsnachweis für die wissenschaftliche Arbeit erbringen, vor allem indem sie zeigen, daß sie den Grundbedingungen aller wissenschaftlichen Forschung: strenge Objektivität und Vorurteilslosigkeit, Unabhängigkeit gegenüber allen Parteibestrebungen — zu entsprechen vermögen.

Der Hinweis auf eine derartige selbstverständliche Voraussetzung müßte banal erscheinen, wenn nicht gerade von der Seite, welche die Verbesserung und Erweiterung der weiblichen Berufsaussichten zu ihrer vornehmsten Aufgabe gemacht hat, von der Frauenbewegung, Forderungen erhoben werden, die mit dem Gebote strenger Wissenschaftlichkeit nicht zu vereinen sind, und damit selbst das von ihr angestrebte Ziel, eine höhere Wertung der Frauenarbeit auf allen Gebieten, also auch in der Wissenschaft, herbeizuführen, gefährden. Diese Gefahr ist um so größer, als es nicht nur die Vorkämpferinnen der radikalen Frauenbewegung sind, die derartige Forderungen aufstellen, sondern als diese auch von der für gemäßigt geltenden Richtung vertreten werden. Wir kommen hier auf den anfangs erwähnten Vorwurf der Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit der in höheren Berufen tätigen Frauen gegenüber der Frauenbewegung zurück.

Wenn die Frauenbewegung von den studierten Frauen Dank erwartet, so sollte man meinen, die Akademikerinnen könnten der Frauensache keinen besseren Dienst erweisen, als indem sie durch ihre Leistungen sich als der Zulassung zum akademischen Studium und zu höheren Berufen würdig erzeigen. Aber darin erschöpft sich die Forderung nicht, daß die berufsfähigen Frauen „in ihrem Beruf und durch ihren Beruf der Frauenbewegung dienen" sollen. Vertreterinnen der Frauenbewegung verlangen vielmehr, daß die Frauen gleichzeitig mit der Ausübung ihres Berufes die Bestrebungen dieser Bewegung wahrnehmen sollen, und beachten nicht, daß sie, soweit die wissenschaftliche Arbeit von Frauen in Betracht kommt, damit die Grundbedingung aller wissenschaftlichen Forschung — Objektivität und Unabhängigkeit von den Forderungen jedweden Partei-

programmes — an der Wurzel angreifen.

In keiner Wissenschaft ist die Gefahr einer Verquickung von wissenschaftlicher Arbeit und frauenrechtlerischen Bestrebungen so groß wie in der Nationalökonomie, denn keine Wissenschaft hat in gleicher Weise zum Gegenstand ihrer Forschung aktuelle Fragen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, häufig Fragen, die auch dem Arbeitsgebiet der Frauenbewegung angehören.

Während aber die Frauenbewegung an diese Probleme von einem bestimmten, in ihren Zielen begründeten Standpunkt aus herantritt und, je nachdem die vorgefundenen Tatbestände und Tendenzen den Forderungen ihres Programmes entsprechen oder nicht, sie in günstiger oder ungünstiger Beleuchtung darstellt, muß sich die wissenschaftliche nationalökonomische Betrachtung in gleicher Weise freihalten von jeder vorgefaßten Meinung wie von jeder einseitigen Wertung der Erscheinungen des Wirtschaftslebens. Ihr Gegenstand ist nach dem Ausspruche eines unserer bedeutendsten Nationalökonomen „nicht das Handeln, sondern das Erkennen, nicht das Seinsollende, sondern das Seiende und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges, der die Tatsachen verbindet". (Brentano.)

Die Gefahr, die der wissenschaftlichen Betätigung der Frau namentlich auf dem Gebiete der Nationalökonomie aus der Forderung erwächst, daß sie in ihren wissenschaftlichen Schriften die Bestrebungen der Frauenbewegung wahrnehmen soll, ist jüngst mit großer Deutlichkeit in einer Polemik hervorgetreten, die zwischen zwei Vertreterinnen der Nationalökonomie, Dr. Charlotte Engel-Reimers und Dr. Rosa Kempf, stattgefunden hat. Erstere hatte in einem schriftlich eingereichten Referat auf der Tagung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Dortmund, Mai 1913) die in langjähriger wissenschaftlicher Arbeit gewonnene Ansicht vertreten, daß die eheweibliche Erwerbsarbeit eine unerfreuliche Erscheinung unserer heutigen wirtschaftlichen Zustände darstelle, da sie die moralischen Werte des Familienlebens zu zerstören drohe; eine vernünftige Wirtschaftspolitik müsse deshalb bestrebt sein, die Erwerbsarbeit der Ehefrauen für die Volkswirtschaft entbehrlich zu machen, und sie nicht, wie von den Frauenrechtlerinnen gefordert wird, nach Möglichkeit fördern. Wegen dieser den Zielen der radikalen Frauenbewegung widersprechenden Anschauung oder vielmehr, weil sie ihr unverhohlen in der Öffentlichkeit Ausdruck gegeben hatte, wurde Dr. Engel-Reimers von einer Fachgenossin und Vertreterin der Frauenbewegung, Dr. Rosa Kempf, heftig angegriffen*). „Bisher war es der Stolz der Nationalökonominnen", so schrieb diese, „daß sie alle, wie sie durch die Frauenbewegung getragen und gekommen sind, auch durch ihre Arbeiten der wirtschaftlichen und sozialen Befreiung der Frauen in irgend einer Weise dienten. Jetzt ist zum ersten Mal eine Nationalökonomin der Frauenbewegung in den Rücken gefallen, indem sie in voller Öffentlichkeit gegen die Tendenz dieser Bewegung Stellung nahm und dafür eintrat, daß die Frau durch wirtschaftlichen Zwang in gottgewollter Abhängigkeit vom Manne gehalten werde, damit die moralischen Grundlagen der Familie nicht erschüttert würden."

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, zu untersuchen, ob die Angriffe von Dr. Kempf auf Dr. Engel-Reimers in sachlicher Hinsicht gerechtfertigt sind, und wie weit sie die von dieser aufgestellten Thesen überhaupt treffen. Hier bedarf nur die Tatsache der Hervorhebung, daß es nach der Ansicht der

*) Vergl. die Nummern der „Frauenbewegung" vom 15. September und vom 1. November 1913.

Frauenbewegung, denn für diese spricht Dr. Kempf, Sache der akademisch gebildeten Frauen ist, „durch ihre Arbeiten der wirtschaftlichen und sozialen Befreiung der Frauen in irgend einer Weise zu dienen". Die wissenschaftlich tätigen Frauen müssen demnach gleichzeitig bestrebt sein, in ihren Arbeiten die Ziele der Frauenbewegung zu fördern; kommen sie aber bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen zu Ergebnissen, die mit dem Programm dieser Bewegung nicht übereinstimmen, so müssen sie dieselben unterdrücken, falls sie nicht Verrat an der Frauensache üben wollen.

Wird dieser Weg von den studierenden Frauen eingeschlagen, so werden unsere Universitäten eine große Anzahl von Frauenrechtlerinnen ausbilden, aber keine Jüngerinnen der Wissenschaft, die bestrebt sind, ausschließlich der Wahrheit zu dienen.

Gewiß braucht die Frauenbewegung, wie jede Bewegung, die auf die Faktoren des öffentlichen Lebens wirken will, einen ständigen Stab von geschulten Kräften, die in ihrem Dienste propagandistisch tätig sind, und an diesen hat es ihr auch bisher sowohl aus den Kreisen der Akademikerinnen wie der übrigen Frauen nicht gefehlt. Wenn aber die Frauenbewegung verlangt, daß die wissenschaftlich tätigen Frauen sich in ihrer Arbeit von frauenrechtlerischen Zielen leiten lassen, so verlangt sie den Verzicht auf die wissenschaftliche Betätigung der Frauen. Denn eine Wissenschaft, die davon ausgeht, bestimmte Bestrebungen, wie anerkennenswert diese an sich auch sein mögen, zu fördern, und Ergebnisse, die denselben widersprechen, zu unterdrücken, ist keine Wissenschaft mehr. Deswegen müssen alle, die wünschen, daß sich den Frauen in naher Zukunft erweiterte Arbeitsmöglichkeiten im Bereiche der Wissenschaft öffnen mögen, hoffen, daß die akademisch gebildeten Frauen sich stets der Verpflichtung bewußt bleiben, die sie übernommen haben, als sie bei ihrer Promotion versprachen, allzeit der Wissenschaft, d. h. der Wahrheit zu dienen, und daß sie innerhalb des erwählten praktischen oder wissenschaftlichen Berufes bestrebt sein werden, nach innerster Überzeugung und bestem Vermögen tätig zu sein.

So und so allein werden sie auch der Frauenbewegung dienen „in ihrem Beruf und durch ihren Beruf".

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NoRD
UND
SÜD





Verlagsbuchhändler S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

[illegible]rausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible] Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
[illegible] Schottlaender, A.-G., Breslau.

[illegible] Berlin W. 10 Budapest Kopenhagen
[illegible] k. k. Hofbuchhandl. [illegible] & Hasselbalch.
[illegible] London Konstantinopel
[illegible] Royale. Jacob Dybwad Buchhdlg. Williams & Norgate. Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 149. Heft 477. Juni 1914





Verlagsbuchhändler S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacher. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 149. Heft 477. Juni 1914

Exzellenz Dr. Alexander Wekerle: Die Fortschritte der ungarischen Volkswirtschaft.

Die großen Elementarschäden, welche in den letzten drei Jahren Ungarn heimsuchten und sich auf alle Landesteile erstreckten, die Frühjahrs- und Herbstfröste, Hagelschläge, unerhört langdauernden Regengüsse und in deren Folge verheerende Überschwemmungen hatten die nachteiligste Rückwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung. Sehr empfindlich wurde die wirtschaftliche Tätigkeit auch durch die inzwischen eingetretene Geldknappheit betroffen, die inmitten eines wirtschaftlichen Aufschwunges hemmend zurückwirkte und neben der Landwirtschaft auch die Entfaltung der industriellen Tätigkeit hinderte.

Die Entwicklung der Landwirtschaft hatte — wie eine jede landwirtschaftliche Entwicklung — in erster Reihe auch in Ungarn einen extensiven Charakter, und sie beschränkte sich vorerst auf die nutzbringende Bewirtschaftung von Ländereien, die früher nicht nutzbar waren.

In den letzten 20 Jahren wurde eine Landesfläche von über 1 Million Hektar durch Entwässerungen und überhaupt durch Wasserregulierungen nutzbar gemacht. Und eine nahezu gleich große Bodenfläche wurde einer höheren Nutzbarmachung dadurch zugeführt, daß kahle Bergabhänge und Sandwüsten bewaldet, Weiden zu Ackerfeldern und Gärten umgestaltet und zum Ackerbau geeignetere Waldflächen als Ackerfelder bewirtschaftet wurden.

Als Beweis einer intensiveren Feldwirtschaft sei darauf hingewiesen, daß die durch die Phyllorera verwüsteten Weingärten größtenteils neu angepflanzt oder aber durch neue Anpflanzungen ersetzt worden sind. Das mit Weinreben bepflanzte Terrain hat sich seit 1894 bis 1912 von 265 000 Hektaren auf 365 000 Hektar erhöht. Außerdem hat sich der eigentlich nur versuchsweise angeregte Hopfenbau bereits auf 5000 Hektar erstreckt. Aus Mangel an statistischen Daten können zwar viele andere Resultate nicht ziffermäßig nachgewiesen werden; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Obst- und Gemüsekultur und überhaupt die Gärtnerei eine so bedeutende Entwicklung erreicht haben, daß große Quantitäten ihrer Erzeugnisse exportiert werden, und daß hauptsächlich in den kleineren Ländereien die Geflügelzucht eine solche Bedeutung erreicht hat, daß der Wert des exportierten Geflügels und der Eier den des früheren ungarischen Getreide- und Mehlexportes übertrifft.

Als Beweise der Entwicklung einer Landwirtschaft pflegt man auch die Zunahme solcher Kulturpflanzen und Futterpflanzen zu betrachten, welche die Früchte einer intensiveren Bewirtschaftung sind. Im letzten Dezennium ist auch in Ungarn in diesen Gewächsen ein namhafter Fortschritt wahrnehmbar. Die Tabakpflanzungen werden zwar in keinem größeren Maße als bisher gepflegt; es ist aber eine mäßige Zunahme in den Raps-, Hanf- und Gemüsekulturen zu verzeichnen, eine größere Zunahme in der Zuckerrübenkultur, wo sich das jährliche Erträgnis von 20 Millionen auf 50 Millionen, in den Futterpflanzen, wo sich der Jahresertrag bei Futterrüben von 48 auf 70, bei Luzerne von 19 auf 25, bei Wickenheu von 13 auf 19 Millionen Meterzentner gehoben hat.

Einen geringeren Zuwachs weisen die Jahreserträgnisse der Zerealien auf, was eine natürliche Folge der extensiven Ausdehnung der bebauten Fläche ist und dem namhaften Zuwachs der früher unbebauten Flächen sowie der in großem Maßstabe erfolgten Parzellierung eines Teiles des Großgrundbesitzes in kleinere Bauernwirtschaften zuzuschreiben ist. Der durchschnittliche Jahresertrag der Zerealien in den Jahren 1906—1911 war in den Ländern der ungarischen Krone nur 12,2 Meterzentner per Hektar, wogegen in Österreich der Jahresdurchschnitt 12,9, in Deutschland sogar 20,1 Meterzentner erreichte. In den letzten 20 Jahren hat das Jahreserträgnis der Zerealien in Ungarn nur um 23 %, in Österreich um 43 %, in Deutschland um 60 % zugenommen. Nur in der Maisproduktion ist in Ungarn ein entsprechender Zuwachs wahrnehmbar, wo sich der Jahresdurchschnitt in den letzten 25 Jahren von 8 auf 18,2 Meterzentner per Hektar erhöht hat. Dennoch glaube ich, daß die ungarische Landwirtschaft an der Schwelle einer intensiveren Ausnützung des Bodens angelangt ist.

Die erste Vorbedingung einer intensiveren Benützung — die bessere Bearbeitung und Vorbereitung der Anbaufläche — ist bereits in Erfüllung gegangen. Denn trotzdem in der Erzeugung der landwirtschaftlichen Maschinen die innenländische Industrie einen so bedeutenden Fortschritt aufweisen kann, daß beträchtliche Quantitäten in allen landwirtschaftlichen Maschinengattungen exportiert werden, nimmt der Import in diesen Maschinen noch immer beträchtlich zu und ist im Zeitraum von 1895 bis 1913 von jährlich 210 Meterzentnern auf 860 000 Meterzentner angewachsen.

Mit der Anwendung der landwirtschaftlichen Maschinen und anderen bei den Feldarbeiten gebrauchten Geräten weist auch die zweite Vorbedingung der intensiveren Feldwirtschaft — die Anwendung von Dünger — einen großen Fortschritt auf.

Mit der Zunahme des Viehstandes und noch mehr mit der besseren Ernährung des Viehstandes nimmt auch die Anwendung des Stalldüngers und der verschiedenen Kunstdünger stets einen größeren Raum ein. Neben der fortwährend vermehrten Erzeugung von Kunstdünger im Inneren des Landes beweist auch die stete Zunahme des *importierten* Kunstdüngers eine intensivere Bewirtschaftung.

Von 1895 bis 1913 hat sich der Import der Naturphosphate von 180 000 Meterzentnern auf 1 300 000 Meterzentner, des Chilisalpeters von 109 000 auf 160 000 und der übrigen Kunstdünger von 88 000 Meterzentnern auf 480 000 Meterzentner gehoben.

Die auf die Düngung und eine rationelle Feldwirtschaft Ausschlag gebende Rinderzucht ist in steter Entwicklung begriffen. Der Hornviehstand hat sich zwar in der Periode 1895—1911 von 6,7 Millionen nur auf 7,3 Millionen Stücke gehoben; jedoch nicht diese verhältnismäßig geringe Zunahme, sondern die in der Qualität eingetretene Verbesserung ist ein Zeichen des Fortschritts. Das weiße Hornvieh — Zeichen einer extensiven Feldwirtschaft — hat sich von 3,4 Millionen auf 2 Millionen Stück vermindert, hingegen hat sich der auf die besten westlichen Rassen entfallende Stand von 1,4 Millionen auf über 4 Millionen Stück vermehrt. Die feineren westländischen Rassen — hauptsächlich die Simmenthaler und Berner Rassen — sowie deren Kreuzungen sind allgemein verbreitet, und selbst die Reinzüchtung der genannten Rassen ist so umfangreich, daß in Ungarn die rein gezüchteten Simmenthaler und Berner Rassen in weit größerer Zahl vorhanden sind, als in ihren ursprünglichen Heimstätten.

Eine tiefgreifende Wirkung auf die Intensität der ungarischen Landwirtschaft üben jene Einrichtungen aus, welche auf dem Boden des landwirtschaftlichen Unterrichtes teils schon eingeführt, teils in Fluß geraten sind. — Außer den 5 bereits bestehenden landwirtschaftlichen Hochschulen und der Hochschule für Tierarznei sowie der Hochschule für Forstwesen werden in 24 staatlichen oder unter staatlicher Leitung stehenden landwirtschaftlichen Schulen theoretisch und praktisch ausgebildete Landwirte erzogen. Ein besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß in den Lehrerpräparandien und im Kreise der Volksschulen der landwirtschaftliche Unterricht systematisch eingeführt werde.

Die mit systematischem Unterricht ausgestatteten besonderen Lehranstalten, insbesondere die für Milchwirtschaft, Gärtnerei, Weinbau, Imkerwesen, Wiesenmeister bestehenden Schulen, die Forstschulen sowie auch die in größeren Gemeinden organisierten landwirtschaftlichen Wiederholungsschulen und die verschiedenen landwirtschaftlichen Vorträge und Sonderkurse, welche in den Landgemeinden gehalten werden, bezwecken alle die Verallgemeinung einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens, die Hebung des Bodenertrages und erzielen schon jetzt wahrnehmbare Resultate im Ertrage der landwirtschaftlichen Nebennutzungen der Landwirte. Ich möchte jene Wiesenberieselungen und Wasserregulierungen erwähnen, welche mit Beihilfe der staatlichen Kultur-Ingenieure, sowie die Fischzüchtungen, die mit Unterstützung des staatlichen Fischerei-Inspektorats eingeführt wurden.

Die Regelung der Wasserstraßen, für welche der Staat vom Jahre 1867 bereits 311 Millionen geopfert hat und jährlich weitere 10 Millionen Kronen verwendet, der systematisch in Angriff genommene Ausbau der Landstraßen, sowie die Instand-

haltung der Vicinalstraßen und Feldwege, ferner die seit 1867 von 3000 Kilometer auf 22 000 Kilometer vermehrten Schienengeleise werden gewiß zur Hebung nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch zur gedeihlichen Entfaltung der wirtschaftlichen Tätigkeit im allgemeinen wesentlich beitragen. Der systematischen Förderung der landwirtschaftlichen Interessen wurde auch in der Administration des Staates, sowie der Städte und Komitate Rechnung getragen. Zu diesem Zwecke wurden in den Komitaten landwirtschaftliche Inspektorate eingerichtet, und bei der bevorstehenden Reorganisation der Administration ist ins Auge gefaßt, die industriellen und kommerziellen Interessentenkreise mit entsprechend ähnlichen Institutionen zu bedenken. Der Wirkungskreis all dieser spezifisch wirtschaftlichen Stellen soll mit der allgemeinen und lokalen Administration in organischen Zusammenhang gebracht werden.

Es kann sonach mit Recht behauptet werden, daß die ungarische Landwirtschaft die Schwierigkeiten der intensiveren Entwicklung bereits überwunden hat, und daß sie trotz der harten Schläge der letzten Jahre jetzt eine zweite Etappe erreicht, welche die ergiebigeren Früchte einer intensiveren Tätigkeit in sich birgt.

Da eine jede intensivere Tätigkeit namhafte Investitionen erfordert, hängt die schnellere oder langsamer einzutretende Entwicklung wesentlich davon ab, ob die zu den Investitionen noch durch Jahre nötigen Geldmittel früher oder später beschafft werden können. Eines glaube ich indes als unbestreitbar hinstellen zu können, daß nämlich diese nötigen Anlagen sich nicht nur entsprechend verzinsen, sondern durch den erhöhten Bodenertrag reichlich lohnen werden.

Nicht so sehr dem höheren Bodenertrag, sondern vielmehr den Agrarzöllen und der namhaften Entfaltung des inneren Konsums ist es zuzuschreiben, daß sich der Wert der gesamten Getreideernte in den letzten 13 Jahren mehr als verdoppelt hat, indem der Wert sich seit 1878 bis 1912 von 1408 Millionen auf 3055 Millionen erhöht hat. Eine annähernd ähnliche Erhöhung weist auch der Wert der Erträgnisse aus Tieren und tierischen Produkten auf.

Nach annähernden Schätzungen wird der Wert der land- und forstwirtschaftlichen Produkte der Länder der ungarischen Krone mit jährlich 8 Milliarden beziffert. Demgegenüber ist der Wert der industriellen Produktion noch immer geringer, weist jedoch eine verhältnismäßig raschere Entwicklung auf. Der gegenwärtig mit 5 Milliarden bezifferte Wert der industriellen Produktion wurde in den letzten Jahren erreicht und weist eine Verschiebung zum Nachteile der Kleinindustrie auf, zumal der Wert der kleingewerblichen Produktion von 1,5 Millionen auf 1,2 Millionen Kronen gesunken ist.

Die Entwicklung der Großindustrie auf Kosten des Kleingewerbes und selbst zum Nachteile der kleineren Fabriken ist eine allgemeinere Erscheinung des industriellen Fortschrittes und bewahrheitet sich auch in den Ländern der ungarischen Krone.

Bei den landwirtschaftlichen Industriebetrieben, und insbesondere bei der Spiritus- und Biererzeugung wurden die kleineren, meist nur unvollkommen aus-

gestatteten Betriebe durch größere oder doch den neueren technischen Anforderungen entsprechende Einrichtungen ersetzt. Im Bereiche der Spiritusindustrie werden zwar die kleineren landwirtschaftlichen Brennereien gesetzlich bevorzugt, in der Bierproduktion hingegen räumten die kleineren Betriebe beinahe gänzlich den größeren Einrichtungen das Feld ein. Die als neugeschaffene Industrie entstandenen Zuckerfabriken sowie auch die Dampfmühlen, deren Zahl sich von 1873 bis 1906 von 500 auf 2000 vermehrt hat, sind sozusagen alle mit modernsten Einrichtungen versehene Großbetriebe. Als Zeichen einer wirtschaftlichen Entwicklung glaube ich noch anführen zu müssen, daß die Eisenerzproduktion im Zeitraume von 1881 bis 1912 von 4 600 000 auf 20 Millionen Meterzentner, die Roheisenproduktion von 9 Millionen auf 17,6 Millionen, die Stein- und Braunkohlenproduktion im Zeitraume von 1870 bis 1913 von 70 auf 100 Millionen Meterzentner erhöht wurde. Der jährliche Wert aller Bergbau- und Hüttenprodukte hat sich in den letzten 50 Jahren mehr als verdreifacht und erreicht bereits über 160 Millionen Kronen. Gewiß sehr bescheidene Ziffern, wenn man sie mit dem Riesenfortschritt westeuropäischer Staatsgebilde vergleicht. Dieselbe kontinuierliche, wenn auch langsame Entwicklung zeigt sich auch in den übrigen Industriezweigen.

Die Ursache dürfte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß dort, wo noch ein großer Raum für die Entwicklung der Landwirtschaft zu Gebote stand, die Entwicklungstendenz sich vor allem dieser zugeneigt hat.

Die landwirtschaftliche Entwicklung von Ungarn hat jetzt die Stufe erreicht, die zur intensiveren Ausnützung der Bodenschätze führt. Das ist aber auch der Ausgangspunkt der Industrialisierung des Wirtschaftslebens. Es ist bereits eine weit reichende, groß angelegte, in vielen Zweigen selbst exportfähige Maschinenindustrie entstanden. Die Anlage, Vervollkommnung, Instandhaltung von Industrieetablissements können stets von der einheimischen Industrie ausgeführt werden. Die Heranbildung von Fach- und geeigneten Arbeitskräften ist im besten Zuge und wird durch die verschiedenen Fachschulen mächtig gefördert, zumal in vielen Fächern die herangebildeten Facharbeiter, um höheren Erwerb zu erreichen, schon ausländischen Industrieunternehmungen zuströmen.

Eine ständige Besserung des Geldmarktes wird sicherlich zur großzügigen Förderung und Entwicklung der ungarischen Industrie wesentlich beitragen. Die Geldknappheit der letzten Jahre hat nicht nur auf eine weitere Entwicklung der Industrie, auf einen intensiveren landwirtschaftlichen Betrieb hemmend gewirkt, sondern auch die bereits bestehenden Unternehmungen auf ihre eigenen Kräfte beschränkt.

Die ungarische Volkswirtschaft zeigt demnach eine stark steigende Tendenz. Der Puls des wirtschaftlichen Gedeihens, die Verkehrsinstitutionen, beweisen diese aufsteigende Tendenz. Im Zeitraume von 1870 bis 1913 hat sich die Zahl der auf Eisenbahnen jährlich beförderten Personen von 4,6 Millionen auf 107 Millionen, die Frachteinnahmen von Waren von 53 Millionen auf 615 Millionen Kronen,

der jährliche Briefpostverkehr von 44 Millionen Stück auf 1100 Millionen Stück, der Telegrammverkehr von 2,5 Millionen auf jährlich 25 Millionen erhöht.

Diese Daten eines pulsierenden Wirtschaftslebens beweisen, daß in einem Lande, wo wertvolle Bodenschätze noch brach liegen, wo Rohstoffe auf eine Verarbeitung warten, wo noch immer eine verhältnismäßig billige und geeignete Arbeitskraft zur Verfügung steht, und wo der Absatz der industriellen Erzeugnisse im eigenen Gebiete gesichert erscheint, eine raschere und großzügigere Entwicklung von Landwirtschaft und Industrie voraussichtlich eintreten wird.

F. L. Graf von Voltolini: Die italienische Expansionspolitik.

Trotzdem im alten Europa so manche Krisis zu überwinden ist, manche Frage noch der Lösung harrt und der Diplomatie manches Kopfzerbrechen bereitet, so geht die überseeische Expansionspolitik der großen Kulturnationen unbeirrt ihren Weg voran. Mag man das Wort Expansionspolitik durch Kolonialpolitik oder Imperialismus ersetzen, in der Sache ist es immer dasselbe: die rastlose Suche, der nationalen Kultur und dem nationalen Eifer neue Gebiete zu erschließen. Gerade in den letzten Jahren ist ein förmlicher Wettlauf unter den Nationen entstanden. In fieberhafter Eile sucht man die letzten herrenlosen Gebiete zu besetzen, kleineren überseeischen Staaten das Protektorat aufzuzwingen und in den alten krankenden großen Reichen des nahen und fernen Orients sich Interessensphären und Konzessionen aller Art zu sichern. In diesem Streben hat England die führende Rolle übernommen, Deutschland, Frankreich und die nordamerikanische Union sind nachgefolgt, und neuerdings ist auch Italien als Mitbewerber in diesem an sich so hochinteressanten, die moderne Diplomatie nicht weniger wie die reinpolitischen Probleme in Anspruch nehmenden Wettkampf auf den Plan getreten.

Zum öfteren wurde angesichts der energischen Vorstöße der italienischen Expansionspolitik, welche der Marchese von San Giuliano so kraftvoll vertritt, die Frage aufgeworfen, ob für diese junge Nation, die als Industriegebiet bis vor kurzem noch völlig von den zentraleuropäischen Staaten abhängig war, dieses Streben nach überseeischer Expansion überhaupt notwendig sei und daher die Opfer für dieselbe eine Berechtigung haben oder ob das Banner dieses Strebens in einem Moment von Größenwahnanwandlung entfaltet wurde. Im Ausland wurde häufig der Vorwurf vernommen, warum Italien nicht, ehe es an eine überseeische Expansion denke, im eigenen Lande zu kolonisieren beginne, wo so manche Gebiete der Hand des Kolonisators harren.

Wenn man die Apenninenhalbinsel durchreist, so fehlt es allerdings nicht an solchen Gebieten, deren Bild scheinbar den Eindruck völliger Öde und Verlassenheit machen. Ich betone das Wort scheinbar, denn der Ausländer täuscht sich allzu leicht durch den Umstand, daß der Süden in der landwirtschaftlichen Bearbeitung seines Landes mit ganz anderen Faktoren zu rechnen hat, als die gemäßigteren Landstriche Mitteleuropas. So ist beispielsweise die römische Kampagna bei genauer Betrachtung der Verhältnisse durchaus nicht die wüste Steppe, als welche sie von schöngeistigen und oberflächlichen Schriftstellern hingestellt wird. Im Spätsommer und Herbst, wenn das Gras zu einer gelbbraunen Filzmasse verbrannt ist, wenn über den Stoppelfeldern der tödliche Hauch der Malaria liegt, dann ist dieses Land allerdings eine Wüste, wenn man aber die Kampagna in den übrigen Jahreszeiten durchstreift, so wird man sich überzeugen, daß hier ein reges landwirtschaftliches Leben herrscht. Riesige Flächen des „Agro Romano" sind freilich noch der Viehweide und einer primitiven Naturwiesenkultur gewidmet, aber der Umstand, daß die Besitzer dieser Landstriche zäh an derselben festhalten und nur höchst selten ein Verkauf derartiger Kampagnagüter stattfindet, ist das Zeichen, daß die ersteren sich durchaus des Wertes dieser Landstrecken und deren hoher Rentabilität bewußt sind. Dasselbe gilt von den Gebirgsgegenden Italiens, wo mit einem Fleiß, der seinesgleichen sucht, bis 1400 Meter Seehöhe der Bauer den Bergen jede irgendwie kultivierbare Zone abgerungen hat. Einer genauen Untersuchung zufolge sind lediglich die pontinischen Sümpfe und ähnliche mit Lagunen versetzte Küstenstriche die einzigen Gebiete in Italien, welche nicht bebaut werden. Hier stehen die Kosten einer künstlichen Bonifikation des Gebietes in keinem Verhältnis zu der zu erreichenden Rentabilität des bonifizierten Landes, und dieser Umstand hat sogar die unternehmungslustigsten Kulturunternehmungen wie die deutsche Gesellschaft zur Bonifikation der pontinischen Sümpfe schließlich entmutigt.

Die unabweisbare Folge hiervon ist, daß Italien, selbst in seinen entlegensten Landstrichen, kein kultivierbares bislang unbebautes Land mehr aufweist. Als Korrelat dieses Zustands haben wir das Phänomen der Volksvermehrung, die eine derartige ist, daß die Auswanderung sich als eine Notwendigkeit herausgestellt hat, in Betracht zu ziehen.

Wenn man die steten Klagen in anderen Kulturstaaten, voran in Frankreich und England, in jüngster Zeit auch in Deutschland über die Abnahme der Geburten hört und mit den Zuständen in Italien vergleicht, so ist letzteres tatsächlich ein „glückliches" Land zu nennen. Insbesondere im Süden des Landes sind kinderreiche Familien die Regel und solche mit zehn, fünfzehn und mehr Kindern gehören durchaus nicht zu Seltenheiten. Solange es in Italien in dem früheren Zustande der Kleinstaaterei mit der Gesundheitspflege übel bestellt war, trat infolge der hohen Kindersterblichkeit die Erscheinung der Produktivität dieses Volkes nicht so sehr zutage, heute aber, wo in dieser Beziehung durch Anstellung von

Landgemeindeärzten, welche die Familien ohne Anspruch auf Honorar zu behandeln verpflichtet sind, aufs beste gesorgt ist, zeigt sich eine derartige Bevölkerungszunahme, welche lediglich durch eine starke Auswanderung ihr Gegengewicht findet und nur deshalb bisher nicht zu ernsten ökonomischen Schwierigkeiten führte.

Aus diesen Tatsachen, sowie aus der mit vielleicht allzu großer Kühnheit durchgeführten Bildung einer täglich mehr sich entwickelnden Industrie ergibt sich die Berechtigung einer Expansionspolitik Italiens, wenn anders verhütet werden soll, daß ein großer Teil des Bevölkerungsüberschusses anderen Staaten durch diese Auswanderung zugute kommen sollte.

Die italienische Auswanderung ist jedoch, im Gegensatz zu jener der anderen Staaten, eine doppelte, und zwar setzt sie sich erstens aus solchen Auswanderern zusammen, die nur für eine gewisse Zeit im europäischen Ausland oder in der nordamerikanischen Union Arbeit und Gewinn suchen, dann aber mit ihren Ersparnissen wieder heimkehren, und zweitens aus jenen, die definitiv in überseeischen Gebieten sich eine neue Heimat suchen. Zu den ersteren gehören die vielen italienischen Maurer, Zement- und Erdarbeiter, sowie Baugehilfen, denen wir in Deutschland und Österreich-Ungarn begegnen, ferner die vielen Tausende italienischer landwirtschaftlicher Arbeiter, die alljährlich in der Provence und den übrigen südlichen Departements Frankreichs sich einfinden. In der nordamerikanischen Union befinden sich etwa zweieinhalb Millionen junger italienischer Arbeitskräfte, zu welchen alljährlich neue stoßen, während diejenigen, welche glauben genug gearbeitet und erspart zu haben, in die Heimat zurückkehren. Bei einem Tagelohn von zwei Dollars verrichten diese jungen Leute, die zumeist ein prächtiges, sehniges, ausdauerndes Menschenmaterial darstellen, die schwersten Arbeiten, verzehren während ihres Aufenthaltes höchstens ein Fünftel ihres Lohnes und senden das Ersparte in die Heimat. Der Volkswohlstand, besonders im Süden Italiens, hängt so sehr von den Einkünften durch die Ersparnisse der „Emigranti" ab, daß die Durchführung der Lex Burnett hier geradezu eine Katastrophe herbeiführen würde. Die genannte Lex bezweckt nichts Geringeres, als sämtlichen Analphabeten den Zugang zum Gebiet der Union zu verwehren. Leider aber überwiegt unter der Landbevölkerung der italienischen Südprovinzen, welche das Hauptkontingent dieser temporären Auswanderer stellt, das Element der Analphabeten immer noch bedeutend. Der Entscheid des Präsidenten Wilson über die vom Parlament bereits angenommene Bill steht noch aus. Sollte aber dieselbe die Sanktion erhalten, so hat die italienische Regierung wieder einen neuen zwingenden Antrieb, ihrer Übervölkerung Ersatz für dieses eventuell verlorene Eden der Emigranten zu finden. Dazu kommt noch der nationalökonomische Standpunkt, daß es in der Tat erfreulicher wäre, diese überschäumende Volkskraft im Dienste einer für das Vaterland dauernd ersprießlichen Kolonisationsarbeit zu verwerten, als sie in den Dienst des überseeischen Auslands zu stellen.

Die zweite Klasse der Auswanderer sind jene, welcher für immer der Heimat den Rücken gewandt haben. Auch diese sind außerordentlich zahlreich. Um einige Zahlen anzuführen, sei bemerkt, daß allein Argentinien über zweiundeinhalb Millionen Italiener aufweist, wovon nur eine Million die italienische Staatsangehörigkeit bewahrt hat. Auch in Argentinien sind die Italiener die wahren Pioniere der Kultur im Solde der Einheimischen. Ohne die geduldige, unverdrossene Arbeit der „Gringos", wie der Argentinier den Italiener nennt, würde die Republik der strahlenden Sonne nicht jenen enormen Aufschwung aufweisen, den sie in den letzten Jahrzehnten so glänzend gezeitigt hat. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohnen über drei Millionen seßhafte Italiener, und das Italienerviertel von Newyork hat allein eine Bevölkerung von vierhunderttausend Seelen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Brasilien, Paraguay, Peru, Venezuela. Überall bestehen große italienische Kolonien, deren Kräfte für das Mutterland auf immer verloren gegangen sind.

Die Gesamtheit der dargelegten Umstände mußte jede weitblickende Regierung zu der Überzeugung führen, daß für Italien eine Expansionspolitik sich aufdränge. Dieselbe hat hier weniger den Zweck, der Industrie Absatzgebiete zu schaffen, wie dies bei der Kolonialpolitik Deutschlands, Englands und Frankreichs das Leitmotiv ist, als vielmehr der Übervölkerung des Landes landwirtschaftlich-kultivierbare Gebiete anzuweisen, wo dieselbe dem heimatlichen Einfluß und der heimischen Kultur bewahrt bleibt.

Allerdings hat Italien schon unter dem Regime Crispis erstmalig das Banner einer, wenn auch bescheidenen Expansionspolitik entfaltet, aber einerseits lagen damals keine so zwingenden inneren Gründe vor, wie heute, sondern handelte es sich mehr um eine Betätigung der Großmachtstellung des Landes, anderseits wurden damals solche Kolonien erworben, welche für die heute maßgebenden Gesichtspunkte gar nicht in Frage kommen können. Erythrea und die Somaliküste sind Länder von derartig ungünstigen klimatischen Verhältnissen, daß eine Ablenkung der italienischen Auswanderung dorthin fast einem Todesurteil gleichkommen würde. — Diese beiden Kolonien kamen deshalb auch in keiner Weise in Betracht, als man in Rom vor der Notwendigkeit stand, neue Gebiete der italienischen Expansion zu erschließen. Der erste Schritt auf der neuen Bahn war eine winzige in Tientsin am Ufer des Pei-ho in China erworbene sogenannte Konzession, deren Entstehen auf das Jahr 1900 zurückgeht. Allein diese Konzession konnte in keiner Weise für große nationalökonomische Ziele, wie sie im Vorstehenden entwickelt wurden, in Betracht kommen, wenn auch in den vierzehn Jahren des Bestandes der „Konzession" sich eine italienische Stadt dort entwickelt hat.

Von wirklich grundlegender Bedeutung für die obigen Zwecke war erst die Erwerbung Libyens. Politische und national-ökonomische Zwecke gingen hier Hand in Hand. Die politischen Triebfedern zu der Besetzung der Küste zwischen dem französischen Besitz in Tunis und dem als englische

Interessensphäre anzusehenden Ägypten sind so bekannt, daß sie keiner Wiederholung bedürfen. Libyen ist ein Land an Flächeninhalt Italien um das Doppelte überlegen, jedoch von Wüstenstrichen durchzogen, so daß nur ein starkes Drittel als kultivierbares Land gelten kann. Im westlichen Teile ist das Land bis zur Südgrenze des Fezzan bereits besetzt, im östlichen, der Zyrenaika, kämpft man noch an der Niederwerfung der rebellischen Beduinenstämme. Ist aber Tripolitanien und die Zyrenaika wirklich ein Land, in welches Italien einen Teil seiner Übervölkerung ableiten kann? Die Antwort ist, daß Libyen heute ein solches noch nicht ist, aber im weitesten Umfang es werden kann. Natürlich kommt nicht die Wüste, die immer das Sandmeer bleiben wird, als kolonisierbares Land in Betracht, sondern vor allem die großen, oft viele Quadratmeilen großen Oasen und dann jenes, heute von den Beduinen lediglich temporär als Weideland ihrer Schafherden benutzte, irrtümlich auch als Wüste angesehene Übergangsland zwischen Wüste und Oase. Dieses Grasland ist im Gegensatz zu den Oasen, die vielfach dicht bevölkert sind und daher stets einen sie bebauenden Besitzerstand aufweisen, völlig herrenloses Land. Um diese ungeheuern Landstrecken urbar zu machen, bedarf es nur Wasser herbeizuschaffen. Die jüngsten Erfolge, welche das Militär-Genie-Korps mit den verschiedensten Systemen von Brunnenbohrungen erreicht hat, sind solche, daß im Prinzip die Wasserfrage schon als gelöst betrachtet werden darf. So dehnt sich beispielsweise südöstlich von Tripolis bis zu den Felsengebirgen von Ghebel ein solches im Winter grünes, im Sommer ausgedörrtes Grasland aus, das sich heute als eine ungeheuere, steppenartige, baumlose Ebene darstellt. Das Geniekorps hat hier an einer Menge von Punkten Wasserbohrungen vorgenommen, die allenthalben nach kurzen Bohrungen Wasser ergaben. Das Hinterland der Oase von Tripolis ist dank der Bohrungen heute bereits ein für afrikanische Verhältnisse brunnenreiches Land geworden. Außerdem aber kann durch die Anlage großer Zisternen bei der im Winter fallenden starken Regenmenge allerorts in Libyen ein gewaltiger Wasservorrat aufgespeichert werden. Die Absicht der Regierung ist daher, diese weiten Gebiete, bevor man an die Abgabe von Kolonialland an Kolonisten denkt, sowohl mit Verkehrslinien — Schmalspurbahnen und Straßen — zu versehen, ferner die Wasserbeschaffung durchzuführen, die öffentliche Sicherheit zu garantieren, und erst nach diesen umfangreichen Vorarbeiten kann an die Abgabe von Land an Kolonisten gedacht werden. Zunächst will man die Anlage von größeren Faktoreien erfahrener landwirtschaftlicher Organisationen, wie sich solche speziell in der Lombardei und Piemont in großer Menge befinden, begünstigen und dann den Kleinbauernstand in der neuen Kolonie begründen, der sich, im Gegensatz zu den größeren Unternehmungen, aus der Bevölkerung der Südprovinzen und Siziliens rekrutieren dürfte.

Selbstredend ist jedoch Libyen schon heute der Anziehungspunkt vieler Tausender italienischer Arbeiter und Unternehmer aller Art, die sich in den Hafen-

städten niedergelassen haben; besonders ist dies in Tripolis selbst der Fall, wo deren Anwesenheit und Wirksamkeit bereits den orientalischen Charakter der Stadt zu verdrängen beginnt.

Das eine steht somit fest, daß Libyen, vorausgesetzt, daß dem Mutterland Italien eine ruhige Entwicklungsperiode gegönnt ist, eine italienische Riesenkolonie werden kann und zwar nicht nur ein Absatzgebiet seiner Industrie, wie dies bei den meisten Kolonien anderer Staaten der Fall ist, sondern ein Gebiet, in welchem der Überschuß der Bevölkerung des nahen Mutterlandes Land und Brot finden wird. Freilich läßt sich dies nicht in zwei Jahren, auch nicht in fünf schaffen. Dann aber werden wir bestimmt einen stillen, großen Exodus italienischer Bauern dorthin erwarten dürfen.

Dennoch beschränkt sich Italiens Expansionspolitik nicht auf Libyen, sondern sucht zur Zeit sich auch eine „Interessensphäre" in Klein-Asien zu sichern. Die Entschädigung für die fast zweijährige Okkupation und Verwaltung der zwölf türkischen ägäischen Inseln bot den Vorwand für die Erlangung großer „Konzessionen" daselbst. Zunächst handelte es sich wie fast immer in der asiatischen Türkei um eine Eisenbahnkonzession mit entsprechenden Rechten zu beiden Seiten der Linie. Aus dem von der betreffenden Linie durchschnittenen Gebiete wird dann, ebenfalls nach dem Vorgang der andern Mächte, eine „Interessensphäre".

Die Wahl Italiens fiel auf Adalia in Cilicien und dessen Hinterland. Die „Stadt der süßen Wasser" nennt der Orientale Adalia, und nicht nur die Stadt, sondern ihre gesamte Umgebung ist, ein Wunder in der Welt des Orients, von vielen Wasserläufen durchzogen. Rings um die weite Bucht rauschen Hunderte von Bächen, kleine Wasserfälle über die steile Küste bildend, dem Meere zu. Wie Libyen für Italien als alt-römische Provinz eine historische Bedeutung hat, so auch Adalia als einstiger Stützpunkt der genuesischen Flotte im östlichen Mittelmeer. Diese Stadt ist zum Ausgangspunkt der neuen italienischen Interessensphäre bestimmt. Indessen ist in der Levante für die Expansionspolitik Italiens schon in rührigster Art vorgearbeitet, und zwar durch eine Macht, deren Benutzung erst in jüngster Zeit für Italien möglich wurde: das moderne Mönchtum. Seitdem Frankreich mit dem päpstlichen Rom definitiv gebrochen hat, ist auch, wenigstens nach der Auffassung der nichtfranzösischen Kongregationen, und besonders der zahlreichen italienischen, dessen historischer Beruf als Protektoratsmacht des Katholizismus im Orient hinfällig geworden. Die italienischen Kongregationen haben daher schon seit 1905 begonnen, sich vom Protektorat der Republik loszusagen und sich unter jenes Italiens zu stellen. Im Gegensatz zu dem untätigen, lediglich der Meditation lebenden griechischen Mönchtum im Orient sind die katholischen Kongregationen bekanntlich äußerst regsam, und ihre Schulen sind die bedeutendsten Pflanzstätten europäischer Kultur im Orient. Während diese früher aber zumeist einen französischen Charakter trug, haben die italienischen Kongregationen seither, voran die Salesianer, Dominikaner, Kapuziner und

Franziskaner, ihren Schulen einen rein-italienischen Charakter beigelegt. Daher wirken diese italienischen Kongregationen von Konstantinopel bis hinab nach Ägypten, durch die ganze Levante als Vorposten der italienischen Kultur und als Pioniere des italienischen Einflusses. Das italienische Konsularkorps im Orient, wohl wissend, welche Hilfe ihm in diesen Kongregationen entstanden ist, begünstigt dieselben daher auf jede Weise, und die noch zu Zeiten Crispis und Zanardellis in römischen Regierungskreisen oft gehörte Maxime: „Le cléricalisme, voilà l'ennemi" ist heute mit klugem Opportunismus von der italienischen Politik absolut ad acta gelegt.

Durch solche Hilfsmittel ist es natürlich der italienischen Expansionspolitik nicht schwer geworden, im Orient Italiens Einfluß in ganz ungeheuerer Weise zu heben. Ob in ferner Zukunft die Levante dazu bestimmt sein wird, der überschäumenden Volkskraft der italienischen Rasse ein neues Heim zu bieten, läßt sich heute noch nicht absehen, sicherlich aber wird die soeben erhaltene Konzession und damit die neue Interessensphäre nicht nur ein weites Geschäftsgebiet für den italienischen Handel, die Finanz und Industrie sein, sondern auch Tausende italienischer Arbeiter und Unternehmer nach Kleinasien ziehen.

Über diese wirtschaftliche Expansion in der Ferne wird jedoch die in der Nähe nicht außer acht gelassen. Dies beweist, wie Italien bemüht ist, in Albanien und den anderen Balkanländern ökonomisch Fuß zu fassen. Über die ökonomische Tätigkeit Italiens in Albanien ist in der letzten Zeit soviel in anerkennendem wie auch in beneidendem Sinne geschrieben worden, daß hier genügt, nur auf die Tatsachen an sich hinzuweisen. Für die weitere ökonomische Penetration der Italiener in die Balkanländer ist die Donau-Adriabahn von allergrößter Bedeutung. Noch in den jüngsten Tagen hat die Konsulta ihr lebhaftes Interesse an der baldigen Realisierung dieses wichtigen Eisenbahnprojektes, das Serbien und Rumänien mit den Gestaden der Adria und im weiteren Sinn auch mit Italien verbinden wird, betont.

Wir sehen an diesem kurzen Überblick, daß Italiens Expansionspolitik rastlos auf der ganzen Linie vorrückt, hier den einen, dort den andern seiner nationalökonomischen Zwecke verfolgend! Man geht nicht fehl, wenn man diesen energischen Vorstoß Italiens auf dem Gebiete der Kolonial- und Expansionspolitik als einen neuen Faktor in der Weltpolitik bezeichnet. Derselbe ist um so interessanter, als die Entfaltung des Banners der Expansion gerade in jener Zeit begann, als die Feinde Italiens behaupteten, das junge Königreich sei am Ende seiner Kraft angelangt, seine Mission als Großmacht sei politisch wie ökonomisch gescheitert, Italien sei zu einer stillen, aber unausbleiblichen Dekadenz verurteilt. Just in den Jahren, da im Ausland solche Gerüchte umliefen, führte Italien in aller Stille seine Regeneration durch: durch eiserne Arbeit, rastlose Energie, hingebenden Opfersinn seines Volkes schuf es sich eine Industrie, eine Handelsflotte, eine gutfundierte finanzielle Basis und suchte durch weise Maß-

nahmen seine Volksseele zu erziehen. Italien war nach seiner Einigung einem Kinde zu vergleichen und ist nun ins reife Mannesalter getreten. Der herangewachsene Mann aber sieht über die Mauern seines Besitzes hinaus und das Bestreben nach Vergrößerung desselben, nach Betätigung seiner Kraft erfüllt ihn völlig! Im Leben der Staaten aber heißt dieses Streben, hervorgerufen durch die sich entwickelnde Volkskraft, Expansionspolitik und gipfelt in dem eisernen Willen: „Mein Vaterland muß größer sein!"

Exzellenz Dr. Wilhelm Exner,

Präsident des K. K. Technischen Versuchsamtes in Wien:

Die Gewerbe-Museen in Österreich.

In unserer Zeit wird in einem weit höheren Maße als je vorher darnach gestrebt, die produktive Arbeit der Staatsbürger durch besondere Institutionen zu fördern und ihr eine eigenartige Pflege angedeihen zu lassen. Die Institutionen, die diese Zwecke verfolgen, sind zwar vereinzelt auch in früheren Jahrhunderten entstanden, der Gedanke, daß man Bergbau und Bodenkultur, Industrie und Kunstgewerbe gleichsam von außen her beeinflussen und ihnen Elemente der Entwicklung zuführen könne, hat sich aber erst im technischen Zeitalter durchgerungen und eine weit verbreitete Überzeugung ausgebildet.

Manche Keime zivilisatorischer Maßregeln sind zuerst in Frankreich aus dem dortigen fruchtbaren Boden hervorgesprossen; ein Beispiel hierfür ist das älteste Gewerbemuseum Europas, das Conservatoire des arts et métiers in Paris, entstanden zur Zeit der großen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts. In die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fallen die sich in allen Ländern Westeuropas, einschließlich Österreichs, vervielfältigenden Bestrebungen zur Hebung der gewerblichen Produktion. Der letztgenannte Staat muß als in der bezeichneten Richtung besonders fortschrittlich gesinnt anerkannt werden. Österreich ist in vielen Stellen vorbildlich aufgetreten und hat quantitativ und qualitativ so viel geleistet, daß es heute, wenn man die Gesamtheit aller Unternehmungen für die hier zu besprechenden Aufgaben ins Auge faßt, den vorgeschrittensten Staaten, d. i. England, Frankreich, Skandinavien, Deutschland, ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann und auch von Belgien und der Schweiz nicht überragt wird.

So vielgestaltig Österreich in seinen staatlichen und nationalen Verhältnissen ist, so mannigfach sind auch die Schöpfungen seines Hofes, des Staates und der autonomen Körperschaften.

Es würde den Rahmen dieser Darstellung überschreiten, wollte man auch nur eine Aufzählung der Einrichtungen vornehmen, die in das große Gebiet der Gewerbeförderung fallen. Doch soll versucht werden, wenigstens auf einige große Veranstaltungen und auf Gruppen von zahlreichen analogen Gebilden hinzuweisen. In letzterer Richtung mag festgestellt werden, daß das gewerbliche Bildungswesen in Österreich in einem vollständigen System von höheren Spezialschulen, Staatsgewerbeschulen, Werkmeister- und Handwerkerschulen, Fachschulen und Lehrwerkstätten aller Art, Meister und Gehilfenkursen, allgemeinen und fachgewerblichen Fortbildungsschulen zur Durchführung gelangt ist, und zwar früher als in anderen Staaten, die wie die deutschen Bundesstaaten vielfach später einsetzten, dann aber durch energische und großzügige Behandlung des Gegenstandes in einer großen Zahl von Fällen die in Österreich geschaffenen Vorbilder überholten.

Im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts trat zu den Schulorganisationen die staatliche technisch-wirtschaftliche Förderung des Gewerbestandes hinzu, deren erste Anregungen in Westdeutschland gegeben wurden, die aber dann in Österreich durch eine Kooperation der autonomen Faktoren mit der staatlichen Zentralorganisation eine räumlich großartige Ausgestaltung erfuhr und wieder als Muster für die anderen europäischen Staaten aufgefaßt werden kann. Frankreich und England, letzteres mit Ausnahme von Irland, haben allerdings bisher diesen Weg nicht beschritten.

Was nun die Museen anbelangt — Sammlungen von mustergültigen oder als mustergültig erachteten Objekten, verbunden mit Lehrveranstaltungen — kann Österreich gleich Frankreich auf ein Institut hinweisen, dessen Entstehung sehr weit zurückreicht. Aus den Lehrbehelfen für den technologischen Unterricht, der im Anfange des 19. Jahrhunderts dem Kronprinzen Ferdinand erteilt wurde, entstand durch den Sammelfleiß der Fabriks-Inspektoren Stephan v. Keeß und Anderer mehr das technische Kabinett am k. k. Polytechnischen Institut in Wien, das seit dem Jahre 1815 eine wichtige, dem technologischen Unterricht zugutekommende Sammlung darstellt. Sie wurde auch dem Publikum zugänglich gemacht und muß daher als ein technisches Museum aufgefaßt werden.

Anläßlich des kürzlich in feierlicher Weise begangenen Jubiläums des fünfzigjährigen Bestandes des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien wurde die Geschichte dieser Anstalt von verschiedenen Seiten behandelt und dem Publikum in Erinnerung gebracht, daß dieses vom Erzherzog Rainer gegründete und durch Eitelberger organisierte Kunstgewerbe-Museum — eine Nachbildung des damals noch jungen South Kensington-Museums in London — das älteste Kunstgewerbe-Museum am europäischen Kontinent ist und vielfältige Nachahmung innerhalb und außerhalb Österreichs gefunden hat.

Es kann nicht überraschen, daß die Sudetenländer reicher an derartigen Anstalten sind, als die Alpenländer, aber auch diesen fehlt es nicht an wichtigen

und wirkungsvollen Institutionen dieser Art. Die Kunstgewerbe-Museen in Reichenberg, Prag und Pilsen nehmen einen hohen Rang ein, aber auch die kleineren Anstalten in Chrudim und Budweis haben eine Bedeutung, mindestens für die lokalen Aufgaben. Schlesien hat in jüngster Zeit in Troppau eine vielversprechende Anstalt erhalten, die Kunst und Industrie gleichzeitig ins Auge gefaßt hat, in Mähren ist es das ansehnliche Rainer-Museum in Brünn, das den Vortritt hat. Galizien besitzt einige wertvolle Museen in Krakau und Lemberg. Von den südösterreichischen Museen sind zu nennen die in Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck. Die drei letztgenannten nehmen den kulturhistorischen Standpunkt ein und der technologische tritt diesem gegenüber in den Hintergrund. Salzburg bietet eine besondere Anziehungskraft durch die malerischen Interieurs, die den kulturhistorischen Aufgaben des Museums bei dem großen Publikum sehr förderlich sind. Diese Art der Anordnung der Museen hat ja eine großartige Durchführung in München und in Zürich gefunden, während andere deutsche Museen dem technologischen Aufstellungsprinzipe treu geblieben sind, wie Stuttgart, Nürnberg, Berlin usw.

Die Kunstgewerbe-Museen konnten nur in ästhetischer Richtung die gewerbliche Produktion, namentlich unter der Mitwirkung der ihnen affilierten Lehranstalten beeinflussen, und es zeigte sich dabei, daß entweder die technische Seite der Gewerbeförderung in die Programme der Kunstgewerbe-Museen einbezogen werden müsse, wie dies in Stuttgart und Winterthur tatsächlich geschehen ist, oder daß man durch besondere Institutionen die technisch-richtige Materialverwendung, die Zweckmäßigkeit der Konstruktion, die Preiswürdigkeit, die Dauerhaftigkeit in die Produktion der Werkstätte und der Fabrik einführen und dort sichern müsse. Dabei darf das historische Moment nicht übersehen werden, denn die Entwicklungsgeschichte ist in der Technik ebenso lehrreich und wichtig wie in der Kunst und muß daher zur Anschauung und Darstellung gebracht werden.

In Wien hat man nach vergeblichen Versuchen endlich im Jahre 1879 durch die Errichtung des Technologischen Gewerbemuseums die unentbehrliche Ergänzung des Kunstgewerbe-Museums erreicht und im Jahre 1889 dem historischen Postulate der technischen Gewerbeförderung durch die Begründung eines „Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit" Rechnung getragen. Ziemlich gleichzeitig entstanden in Wien ein Eisenbahn-Museum, ein Post-Museum, ein gewerbe-hygienisches Museum, dann etwas später ein Museum für österreichische Volkskunde.

Im Jahre 1892 beantragte ich die Zusammenlegung aller dieser Museen zu einem großen Zentral-Institut, ein Vorschlag, der zwar damals nicht zur Durchführung gelangte, der aber nach Errichtung des Museums von Meisterwerken für Naturwissenschaft und Technik, dem heute schon berühmt gewordenen Deutschen Museum in München, im Jahre 1905 wieder in Erinnerung gebracht und durch

einen Antrag des Kuratoriums des Technologischen Gewerbe-Museums im Jahre 1906 der bureaukratischen Behandlung zugeführt wurde. Durch die Gunst der Umstände, die anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph I. im Jahre 1908 eintraten, ist die Realisierung des vorgedachten Planes gesichert worden, und wir stehen unmittelbar vor der Eröffnung eines groß angelegten Technischen Museums für Industrie und Gewerbe, das angesichts des Schönbrunner Lustschlosses in seiner äußeren Erscheinung vollendet dasteht. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Habsburger seit Jahrhunderten der Anlegung und Bereicherung von Sammlungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes warme, ja zum Teil leidenschaftliche Neigung entgegenbrachten. Der Besitz der kaiserlichen Familie an Gemälden, Schöpfungen des Kunstgewerbes, Münzen, Naturseltenheiten, Büchern usw., man könnte sagen Kostbarkeiten aller Art, ist ein außerordentlich großer, und so kommt es, daß die im Jahre 1889 neu aufgestellten, in dem Semper-Hasenauerschen Palaste untergebrachten kunsthistorischen Sammlungen auch eine kunstgewerbliche Kollektion enthalten, die den wertvollsten Gewerbemuseen der Welt beigezählt werden muß.

Schon aus dem hier Gesagten geht hervor, daß die dem Hofe, dem Staate und autonomen Faktoren gehörigen Gewerbemuseen in Österreich nach Zahl und Inhalt in ihrer Gesamtheit ein Kulturelement bilden, das zu der Großmachtstellung des Staates in einem günstigen Verhältnis steht. Die habsburgische Tradition der direkten und mittelbaren Gewerbeförderung, für die die merkantilistische Politik im Maria Theresianischen Zeitalter sehr charakteristisch ist, fand auch in der Gegenwart hervorragende Repräsentanten sowohl in dem allverehrten, hochherzigen Monarchen Kaiser Franz Joseph I., der diesen Angelegenheiten ein ganz besonderes Interesse und die nachhaltigste Begünstigung jederzeit zuwendete, als auch in seinem verstorbenen Bruder, dem Erzherzog Karl Ludwig, der es so wie der Kaiser als seine Lieblingsaufgabe auffaßte, dem Musealwesen jede mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Der Initiator des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie wurde schon genannt.

Die Kunstliebe, die Begeisterung für Altertumsforschung und insbesondere für einzelne Kulturperioden führten vielfach in den letzten Jahrhunderten und auch in der Gegenwart bei adeligen Geschlechtern und hervorragenden Bürgerfamilien zur Begründung von wertvollen Privatsammlungen. Unser Staat ist in dieser Beziehung sehr reich. Nicht bei allen diesen Aufstapelungen von Schätzen ist dem Publikum der Zutritt gestattet, manche aber sind, da sie öffentlich zugänglich gemacht wurden, in ihrer erzieherischen Wirkung nicht auf den Familienkreis beschränkt. Wollte man die Kunstfreunde und Sammler aufzählen, so würde man eine lange Liste aufstellen müssen: hier soll nur e i n Mäzen genannt werden, es ist dies der Graf Hans Wilczek sen., der in der von ihm wiedererbauten Burg Kreuzenstein an der Donau eine kulturhistorische Sammlung schuf, ein Juwel, das mit dem Musée Cluny in Paris und der Wallace Collection in London rivalisiert.

Bei dem Zusammenhange der Kunstforschung mit dem Kunstleben und mit der Betätigung der Kunst im Gewerbe darf nicht unerwähnt bleiben, daß Österreich einige überaus wertvolle Museen an wichtigen archäologischen Fundstätten besitzt, so in Hainburg (Carnuntum), in Aquileja, Sarajevo, Laibach.

Alles in allem genommen muß man das österreichische Musealwesen als auf hoher Stufe stehend bezeichnen; Österreich besitzt dieses Kennzeichen des Kulturstaates in vollem Maße.

Paul Gerhart: Die Lage in Japan.

Yokohama, Anfang Mai 1914.

Das japanische Reich macht wieder einmal eine schwere Krise durch. Mit Elektrizität ist die Luft geladen; hier und dort blitzt es auf wie fernes Wetterleuchten. Wie feinfühlige Elektroskope reagieren die Börsen aller Großstädte. Die Presse horcht auf, versucht, so gut sie vermag, der Öffentlichkeit die krampfhaften Zuckungen im fernen Osten zu erklären. Und kommt dabei manchmal zu den abenteuerlichsten Resultaten, wie die englische Presse, die den Aufschub der Mikadokrönung, das „Verheimlichen" von Kaiserin Harukos Tod, die Kabinettskrisen rasch entschlossen auf das Konto des Flottenskandals setzt und von einem Bankerott des konstitutionellen Japan, von einem nahen Zusammenbruch faselt.

Keine Angst! Nicht die erste, nicht die gefährlichste Krise ist's, die das Inselreich durchgemacht und — überstanden hat. Und mit dem Flottenskandal hat sie, ihrem wahren Wesen nach, gar nichts zu schaffen. Steht mit ihm nur insofern in Kausalnexus, als der Skandal den äußeren Vorwand bot für Eruptionen, mit denen der politische Krater schon lange schwanger ging. Die Ursachen liegen anderswo, viel tiefer.

Vor dreihundert Jahren war's: im Oktober 1600. Ganz Japan stand in Waffen, der Norden gegen den Süden. Statthalter Tokugawa, an der Spitze der nördlichen Daimyos, hatte seinen vier Amtskollegen Schach geboten. Auf der Wahlstatt von Sekigahara trafen sich die Gegner und Tokugawa blieb Sieger. Der Süden hatte das Spiel verloren. Nach diesem Tage war Tokugawa alleiniger Herr in Japan: Schogun. Daß seine Herrschaft sich vorwiegend auf die nördlichen Daimyos stützte, versteht sich von selbst. Die Südländer suchte man durch konziliantes Wesen zu gewinnen, traute ihnen aber nicht. Bis Iyemitsu, der dritte Tokugawa-Schogun, auch den Süden mit starker Faust unter seine eiserne Herrschaft zwang. Zweihundertachtundsechzig Jahre lang blieb das so. Nie aber hat der Süden dem Norden den Tag von Sekigahara verziehen. Und als, um

die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der Druck des Auslandes und die Ankunft der Fremden die Schogunatsregierung bedrängten, da war die Zeit des Südens gekommen. Die großen südlichen Daimyate von Satsuma, Tschoschu, Hisen und Tossa schlossen sich zusammen, proklamierten den Mikado als alleinigen Herrscher des Landes, ließen den Schogun und seine Anhänger ächten, erklärten den Gegnern den Krieg. Und gewannen ihn glänzend. Seitdem hat in Japan der Süden wieder das Übergewicht. Und die südlichen Daimyate wachten eifersüchtig darüber, daß kein anderer als ein erprobter „Southerner" zur Macht kam. Hisen schied freilich bald aus. Satsuma, Tschoschu und Tossa hielten Jahrzehnte hindurch die Zügel in Händen und „Sa-to-tscho" nannte der Volksspott die Regierenden, nach den ersten Silben der drei Namen. Auch Tossa wurde bald an die Wand gedrückt: Satsuma und Tschoschu blieben. Und herrschen heute noch. Freilich nicht die Daimyos, die feudalen Fürsten, dieser Provinzen. Die hatten im Jahre 67 nur den Namen der Bewegung geliehen. Die wahren Leiter des großen Umsturzes waren obskure Subalterne: Ito, Jamagata, Okubo, Kido, Okuma . . . . Als diese ihr Ziel erreicht hatten, ließen sie ihre „Lords", die Daimyos, still in der Versenkung verschwinden. Die Daimyate aber, die „Han" wie der Japaner, die „Clans" wie der Ausländer sie nennt, herrschten weiter.

Und hierin liegt in letzter Linie die Ursache aller Wirren.

Kein Mann, der nicht Satsuma oder Tschoschu entstammt, hat Aussicht, hohe, höchste Posten auszufüllen. Rücksichtslos hält „Sa-tscho" alles nieder, was von anderen Provinzen kommt. Eine wunderliche Reliquie untergegangener Zeiten mitten im modernen, zentralisierten Dai Nippon, das offiziell längst schon keine Daimyate, nur ein einziges Kaiserreich Japan kennt.

Weiter: die beiden großen Clans teilten sich in die Macht: Satsuma übernahm die Flotte, Tschoschu die Armee. Und im Verlaufe der Zeit hat sich nun eine ganz eigenartige Rivalität herausgebildet. Jede Erhöhung des Flottenbudgets wird von der Armee, jede Vermehrung des Heeresetats von der Marine wie ein persönlicher Affront empfunden und mit allen Mitteln bekämpft. Und wenn eine Lahmlegung der Gegenpartei nicht möglich ist, so trachtet man wenigstens, sich sofort eine gleiche Erhöhung zu sichern. Was sich unter den Mächten im großen abspielt: ein gegenseitiges Sichüberbieten der Rüstungen, wird hier im kleinen wiederholt. Auf Kosten der Steuerzahler, hier wie dort.

Daß diese Rivalität nicht im Interesse des Landes gelegen ist, versteht sich von selbst. Das auf allen Seiten von Neidern, Feinden, Mißgünstigen umlagerte Japan bedarf zu seiner Sicherheit, mehr als mancher andere Großstaat, eines exakten Zusammenwirkens der beiden Hauptteile nationaler Wehr: des Heeres und der Flotte. Das Volk empfindet das, empfindet es seit lange. Empfindet wohl auch instinktiv das Unzeitgemäße, Veraltete des Clan-Systems. Die Rivalität zwischen Nord und Süd, eine Folge der durch klimatische Gegensätze erzeugten Charakterverschiedenheiten, scheint ihre Wurzeln tief in der Völkerpsyche

zu haben: nicht nur in Japan; in Deutschland, in Frankreich, in den Staaten der Union sehen wir ähnliche, gleichen Motiven entspringende Gegensätze. Sehen aber auch, wie der Zug der Neuzeit, auf nationalen Zusammenschluß gerichtet, diese Gegensätze zu mildern, zu überbrücken, zu verwischen trachtet.

Das feudale Japan war der gegebene Boden, solche Rivalitäten zum Austrag zu bringen; Neu-Japan kann sich den Luxus eines Sekigahara nicht mehr leisten, will es nicht auf die Stufe Mexikos herabsinken. Das intelligente japanische Volk empfindet das klar. Und sucht nach dem großen Schlagwort, unter dem Kämpfe gegen Veraltetes, Kämpfe um das Recht des Neuen immer geführt werden.

„Nieder mit den Oligarchen! Demokratisches Regime!"

Das ist die Zauberformel, die eine neue Ära über das Inselreich heraufführen soll.

Ist hiermit der Nagel auf den Kopf getroffen?

Gewiß nicht! — Für demokratisches Regiment nach dem Muster abendländischer Staaten — wir sagen es offen! — ist Japan noch nicht reif. Die politischen Parteien befinden sich noch in den Kinderschuhen. Überläufe von einer Partei zur andern gehören zum Alltäglichen. Die Ziele sind unklar, verworren. Und vor allem mangelt es an aufrichtigen Führern, die bereit sind, das private Interesse höheren Zwecken zu opfern. Wir sehen es ja: kaum ist der erste, grenzenlose Jubel über die Ernennung des Demokraten Okuma zum Ministerpräsidenten verhallt, kaum sind die lobpreisenden Tiraden der bisherigen Oppositionsparteien verklungen, da — fällt auch schon eine nach der andern gerade dieser Parteien, die das demokratische Regiment auf ihre Fahnen geschrieben haben, vom „demokratischen" Ministerium ab. Jetzt, wo es sich um einen ersten, probeweisen Versuch mit demokratischen Maximen handelt! Um den ersten derartigen Versuch in Japans tausendjähriger Geschichte, dessen Fehlschlag alle demokratischen Hoffnungen auf Jahrzehnte hinaus vernichten muß!

Und weshalb dieser Abfall? — Weil einige Herren ihre sicheren Hoffnungen auf Portefeuilles betrogen sahen. Mit solchen Anschauungen, solchen Grundsätzen ist eine Regierungsform unmöglich, die mehr als jede andere hohe, höchste Anforderungen an persönlichen Opfermut, an Gemeinsinn, an Selbstdisziplin stellt.

Nein, der Ruf nach der Demokratie als dem heilenden Mittel war absolut verfrüht. Englands Einrichtungen auf einen heterogenen Staatskörper verpflanzen wollen, heißt dem eigenen politischen Klarblick ein schlechtes Zeugnis ausstellen.

Und doch soll den Clans deshalb nicht das Wort geredet werden. In den Jahren 1894 und 1904, auf den Schlachtfeldern in China und der Mandschurei, sind die engen Grenzen der Daimyate endgültig gefallen, mit Blut wurden die Clans dort zusammengeschweißt zu einem homogenen Japanervolk mit gleichen Zielen, gleichen Idealen. Die logische Folge hiervon: zur Erreichung gemein-

samer nationaler Ideale soll, muß die ganze Nation aufgerufen werden. Die fähigsten Köpfe im Norden wie im Süden, von Sendai bis Satsuma.

Die Oligarchenregierung aber, die Herrschaft jener „Alten Staatsmänner", die, Nachfolger der Revolutionsführer von 1867, das Land bis heute in konservativem und doch keineswegs reaktionärem Geiste durch alle Fährnisse internationaler Politik geleitet haben, die möge Japan noch recht lange erhalten bleiben. Denn eine ruhige, sichere Hand tut dem Lande not. Jetzt vielleicht mehr denn je, seit Dai Nippon sich in die Reihen westländischer Großmächte als gleichberechtigt gestellt hat.

Ingenieur Christian Jungkunz: Vom Völkerfrühling.

Unter der Gewaltherrschaft des Winters wird das Naturwesen aller Organismen der Pflanzenwelt in der Erde, in Grundstöcken und Stämmen gefesselt oder in Winterschlaf versenkt, also am Leben, Erwachsen etc. gehindert. In ähnlicher Weise kann auch in der Tierwelt, vor allem in der Welt der Menschen, Völker und Staaten das organisierte und organisierende Naturwesen in einen winterartigen Zustand kommen. Eine Kunde von diesem seinen Zustand gibt das Menschen- oder Volksnaturwesen durch seine Religion und Dichtung, nach der es unter herrschenden Weltgewalten (Riesen u. dergl.) in einer unterirdischen Behausung gefesselt, begraben, in Todesschlaf versenkt ist. Und zwar bekundet es sich im Bilde des Christus, Titurel, Barbarossa, Florestan (im „Fidelio"), Dornröschens, der Brünhilde u. a. Aber die Bibel wie Volksdichtung bekundet auch einen kommenden Oster- und Völkerfrühling, in dem ähnlich wie im Erdfrühling durch einen neu erstehenden reinen Volksnaturmenschen (Siegfried, Parsifal, Fidelio u. a. in der Dichtung) die weltbeherrschende Wintergewalt bekämpft und besiegt, das Volksnaturwesen samt seinem vergrabenen Schatz gehoben wird, erwacht und aufersteht zur organischen Um- und Neugestaltung der Welt, oder zur neuen Erzeugung, Wachsung, Blühung und Fruchtung, zur Wiedergeburt seiner Organisationen. Sollte der Völkerfrühling nur ein Ideal- oder Wunschbild der Volksdichtung sein, oder nur gewisse geschichtliche Ereignisse, wie die von 1813, nach dem sinnbildlichen Sprachgebrauch kennzeichnen? Sollten dieser Bezeichnung oder diesem Begriff nicht ähnliche Vorgänge, Verhältnisse und Gesetze des Lebenswandels der Völker und Staaten, wie dem Erdfrühling solche des Laufes der Erde und des organischen Lebenswandels der Natur überhaupt, zugrunde liegen? Diese Frage soll im folgenden zu beantworten versucht werden.

Zweifellos handelt es sich bei dieser Frage darum, ob und wie die Natur auch politisch wirken, in die Geschicke und Geschichte der Menschen und Völker eingreifen kann. Philosophen, wie Kant, bejahen das. Auch Naturforscher, wie Ostwald, Unold, Schallmeyer u. a., suchen in neuerer Zeit die Ergebnisse der Entwicklungslehre und Biologie auf das politische und soziale Leben auszudehnen und anzuwenden, oder die bestehende Kluft zwischen Menschenkultur und Natur zu überbrücken. A. Fried, ein Hauptakteur der Friedensbewegung, erklärt diese und andere internationale Bewegungen als Vorgänge, die auf Entwicklung des Natursystems unserer Gemeinwesensorganisationen hinauslaufen. Fried sagt: „Ebenso wie Galilei das Weltsystem nicht schaffen, sondern nur sein Geheimnis erkennen konnte, so wollen auch die Pazifisten die internationale Organisation nicht selbst hervorbringen, sondern nur das geistige Auge der Mitwelt für die Anschauung sozialer Geschehnisse schärfen, damit sie erkennen, was sich offen vor ihnen vollzieht und sie ihr Leben und Handeln, ihr Sein danach einrichten können."

Zur Erklärung des Völkerfrühlings als Naturvorgang müßten wir tatsächlich das Natursystem, oder das Grundverhältnis der Menschen und Völker zum Naturwesen kennen. Wir wissen, daß nach diesem System alle Naturorganisationen mit ihren Lebens- und Wirkenseinrichtungen, Vermögen, Bedürfnissen und Grundtrieben von innen heraus, aus einem schöpferischen Urquell oder -kern und damit auch aus einem Ur- oder Stammwesen der Natur erwachsen, leben, erkennen, wollen, wirken und auch zum Gebrauch ihrer Organe etc. innerlich von einem Naturwesen geleitet werden. Diese innere Leitung besteht bei Menschen im Gewissen, bei Tieren im Instinkt. Ist aber das Gewissen, wie es selbstverständlich angenommen werden muß, innere Naturleitung der Willens- und Wirkenskräfte zur Gebrauchung, Erhaltung und Entwicklung der natürlichen Anlagen, Organe und Einzelorganisationen in und für Gemeinschaftsorganisationen, so ist es auch Leitung zum Ausbau und Betrieb der letzteren aus Naturanlagen, also der kategorische Imperativ, allerdings in konkreterer Form, als Kant ihn feststellte, nicht nur Moralgesetz, sondern auch Natur- und Staatsgesetz. Also besteht zweifellos in allen organisierten Wesen, allen Gattungen und Arten, in der ganzen Schöpfung der Natur ein ihre Lebensläufe leitendes Urwesen und eine von ihm gefaßte Stammquelle für alle diese verschiedenen höheren und niederen, generellen und speziellen Schöpfungen, ihre Erzeugungskräfte etc. Und in Menschen und Völkern, vorzüglich den edelsten, dem Urwesen der Natur am nächsten stehenden, wirkt dasselbe offenbar am unmittelbarsten, nämlich für die höchsten und universalsten Schöpfungen, welche alle anderen zentral, einheitlich und systematisch zusammenfassen und leiten sollen.

Denn die Natur könnte nur auf menschliche Einzelorganismen, Gattungen und Arten ihr höchstes, allumfassendes und alleitendes Organisationsstockwerk bauen. Da nun die Schöpferquelle, soweit sie von Menschen und Völkern im wesentlichen gefaßt wird, die schöpferischen Hauptelemente und -kräfte des Geisteslichtes, der Seelenwärme (Liebe) und des diesen anhängenden Körperlebens enthalten muß, so kann man diese Quelle auch innere oder Geistessonne nennen, auf die schon Schiller und andere geniale Dichter hinwiesen. Mit dieser Be- und Kennzeichnung ist am besten begreiflich, wie die innere Sonne Zentrale aller organischen Naturschöpfungen sein kann und sich um sie alle Lebensläufe der Menschen, Völker etc. ähnlich wie die Lebensläufe der Planeten um die äußere physische Sonne drehen. Und so erklärt sich auch der Völkerfrühling.

Wir haben je nach dem Stand, Verhältnis und Verhalten der Menschen und Völker zu ihrer inneren Sonne, ähnlich wie nach dem Stand der Erde zur äußeren Sonne, im Lebenswandel derselben verschiedene Arten und Grade der Erleuchtung, Erwärmung, der Schöpfung aus ihrer Zentrale, also auch verschiedene Zeitperioden natürlicher Erzeugung, Erwachsung, Reifung und Fruchtung. So haben wir: Frühling der Menschen und Völker, wenn und soweit sie durch ihren geschichtlichen Lebenswandel ihrer inneren Sonne näherkommen, von ihr innerlich erfaßt, erleuchtet, erwärmt, zu organischen Schöpfungen aus ihr befähigt, bewegt und geleitet werden; dagegen Winter, soweit sie sich ihrer inneren Sonne entziehen, also innerlich verdunkeln, erkalten, erstarren, organisch verknöchern und veralten.

Aber bisher kennen wir mehr oder weniger geregelte Zeitperioden im Lebenslauf nur bei der Erde, den Pflanzen, Tieren und Menschen, dagegen noch ganz ungeregelte bei Völkern und Staaten und auch keine Zentrale für alle Lebensläufe organisierter Naturwesen. Denn wir haben ja überhaupt eine Leitung zu den Anlagen und Tätigkeiten der Natur in Völkern und Staaten noch gar nicht und in sehr beschränktem Maße in Menschen, Tieren und Pflanzen er- und anerkannt. Kant, der Kopernikus der Menschheit, hat zwar die Naturzentrale im „Ding an sich" in erster Linie als innere Leitung des menschlichen Lebenswillens und -wandels nach Pflicht oder nach dem Pflichtgesetz (des Gewissens) festgestellt. Er hat auch demgemäß gesagt: „Die Natur würde nur im einzelnen vernünftig und zweckvoll, im ganzen aber wahnsinnig und blind erscheinen, wenn wir nicht annehmen, daß sie in der Geschichte den verborgenen Plan einer Staatsverfassung verfolgt zur pflichtgemäßen Anwendung und Entwicklung der Naturanlagen." Aber Kant hat leider nicht die daraus sich ergebende Folgerung gezogen: daß ein Staat und Volk, in dem die Naturanlagen pflichtgemäß angewendet und entwickelt werden sollen, vor allem eine der gesetzlichen

Leitung dieser Anlagen in Menschen gemäße Verfassung haben, oder selbst vom Naturwesen durch Menschen geleitet, organisch ausgebaut und betrieben werden muß. Man nahm dagegen an: Kant habe nur ein kosmopolitisches Staatsideal vertreten, das nach dem Gang der Geschichtsentwicklung unausführbar sei; was die Natur zur Staatsbildung beitrage, vertrete die menschliche Kultur, die sich der Geschichtsentwicklung anschließt.

Aber diese Annahme ist ein schwerer Irrtum. Gewiß haben wir die Freiheit, unsere Anlagen nach eigenem Gutdünken und äußeren Lebensbedingungen auszubilden, zu gebrauchen, uns und unsere Art zu erhalten und entwickeln, unsere Gemeinwesen zu organisieren etc. Wir nennen diese selbständige Tätigkeit und ihre Erzeugnisse die Kultur und unterscheiden sie von der Natur. Aber da alle unsere Organe, Fähigkeiten, Grundbedürfnisse, Triebe etc. ursprünglich von der Natur stammen, so unterscheidet sich die Kultur von der Natur nicht in diesen, sondern darin, daß wir vielfach unsere Naturanlagen nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung und Leitung gemäß, sondern dieser widersprechend gebrauchen, ja mißleiten, mißbrauchen und unterdrücken.

So ist es der Natur unmöglich, durch Menschen und Völker ihr organisches Gesamtschöpfungswerk in Staaten richtig herzustellen. Also ist nicht etwa das Naturwesen auf menschlichem Entwicklungsgebiet gefallen, oder von der soliden Versorgung, Erhaltung, Fortsetzung und Vollendung seines Schöpfungswerkes abgekommen, sondern die Menschen und Völker sind in ihrem Lebens- und Entwicklungslauf vom Naturwesen abgefallen, haben sich der Stammkraftquelle, Bestimmung und Leitung des Schöpfungswerkes entzogen. Nicht die Natur hat bisher, wie Kant sagte, den Plan zu ihrem politischen Schöpfungswerk geheimgehalten, sondern die Menschen konnten ihn bisher wegen ihres Abfalles von der Naturleitung nicht erkennen und befolgen. Nicht die Natur stört und hemmt den Gang des organischen Weltgetriebes, bringt Krankheiten, Fehler, Mißbildungen, Mißtöne, Verderbungen, Mißbräuche aller Art in Gemein- wie Einzelorganisationen, sondern die Menschen durch ihre Kulturerzeugnisse und -eingriffe in das Schöpfungswerk. Die Menschen wollten in ihrer eingebildeten Kulturselbständigkeit die natürliche Ordnung und Gesetzgebung, die Regierung in der Schöpfung, in den Geschöpfen nicht gelten lassen; sie zerrissen daher die Zügel dieser Regierung, das geistig-seelisch-körperliche Band, das Gewebe der Natur am Webstuhl der Zeit, die Saiten des Naturinstrumentes zur Harmonisierung der Menschen, Völker und Staaten untereinander, wie mit den übrigen Geschöpfen, mit dem Schöpfer selbst. So ist die natürliche immanente Lenkung der menschlichen und völkischen Schicksale soweit aufgehoben, als sich ihr die Menschen entzogen.

Die Nichterkennung und -anerkennung der inneren

Weltregierung und -gesetzgebung oder des inneren Sonnensystems durch Menschen ändert jedoch nicht im geringsten seine Feststellung und Wirksamkeit an sich; ebenso wie das äußere Sonnensystem feststand und den Lebenslauf der Himmelskörper bestimmte, als sich die Menschen noch darüber ebenso wie jetzt noch über das innere Sonnensystem täuschten, ja vermutlich schon bevor die Planeten ihren geregelten Lauf um die Sonne annahmen. Durch diese Abweichung der Menschen von ihrer inneren Sonne wird deren Wirksamkeit nur umgestaltet und verlegt. Denn letztere erstreckt sich nicht nur auf beschränkte Zeiten, Gebiete und Einzelheiten, sondern auch auf die Ewigkeit und Gesamtheit, nicht nur auf diese bestehende, äußere, sondern auch auf jene, innere und zukünftige Welt. Kann das Naturwesen nicht durch menschliche Befolgung seiner Gesetzgebung oder richtige Anwendung seiner Naturanlagen positiv schöpferisch wohltätig und heilsam für die Menschen und Völker wirken, so wirkt es negativ, wie das übertretene Staatsgesetz, richtend, korrigierend und strafend; kann es durch Menschen keinen wirklichen Frühling in ihr organisches Leben bringen, so bringt es eben durch sie einen ewigen Winter dieses Lebens. Wir ernten in dieser wie in jener und zukünftigen Welt nur das, was wir und unsere Vorfahren durch Schöpfung oder Abfall vom Naturwesen, Befolgung oder Übertretung seiner Gesetzgebung gesäet haben.

Die Kulturmenschen und -völker sind offenbar nicht bewußt und absichtlich, sondern unter den sie auf allen ihren Lebensgebieten beherrschenden naturfeindlichen Kulturmächten von der Natur abgefallen. Man kann diese Mächte Wintergewalten nennen, insofern sie durch äußere, künstliche, mechanisch-geistige, -physische und -materielle (bürokratische, militärische, plutokratische u. a.) Zwangsformen und -mittel erkaltend, erstarrend und verödend auf das organische Gesamtleben der Menschen wirken, oder seine Naturanlagen zur Erleuchtung, Erwärmung und Schöpfung von innen heraus nicht aufkommen und entwickeln lassen. So sind unsere Völker und Staaten in einer unnatürlichen oder winterlichen Verfassung, weil sie noch von der Wintergewalt der Kriege, Kriegsrüstung und anderen, besonders innerpolitischen Gewalten beherrscht werden, welche sie hindern, sich ihrer natürlichen Bestimmung und Anlage gemäß zu betätigen, erhalten und entwickeln. So ist tatsächlich nach dem Bilde der Volksdichtung unter herrschenden Kulturwintergewalten das Naturwesen des Völkerfrühlings tief im Volksleben gebannt und gefesselt.

Zweifellos stützt sich diese Herrschaft auf Unterdrückung der Volksnatur. Nach dem „Fidelio" (auch der Barbarossasage) kann der Kulturpizarro nur so lange in der Oberwelt herrschen, als er den Naturflorestan in der Unterwelt bannt. Wenn das Urwesen, Gewissen und Herz, die innere Sonne des Volkes erwachen und auferstehen, mit seinen Hauptvertretern (Genies) in der Menschenwelt erleuchten, erwärmen, organisch schaffen, wenn die Ver-

fassung, Organisation und Regierung der Staaten nach dem kategorischen Imperativ als Staatsgesetz bestimmt werden könnte, dann ginge die trügerische Weltherrschaft der Kulturpizarros zu Ende. Also haben letztere das allergrößte Interesse daran, daß die Kulturmenschen und -völker fortgesetzt von ihrem Naturwesen abfallen, im Winterzustand verharren.

Der Abfall der Menschen von der Natur war notwendig und unvermeidlich. Die Menschen mußten im bösen wie guten Sinne vollkommen frei werden, über alle ihre Kräfte und Vermögen selbst verfügen können, auch wenn sie durch den Gebrauch dieser Freiheit in die niederste Sklaverei verfielen. Sie mußten aus den ungeheueren Schadenwirkungen, Mißschicksalen, Krankheiten etc. aller sozialen und individuellen Art, welche sich aus diesem Abfall ergaben, denselben als denkbar schwerste Verirrung ihres Lebenslaufes gründlich erfahren und einsehen, um zukünftig um so sicherer sie vermeiden, um so besser und fester am Naturwesen festhalten, ihm die Zügel der Weltregierung überlassen zu können.

Demgemäß mußte, wie auch Kant fand, die Kulturkrankheit selbst zur Naturheilung führen, nämlich gerade dann und da, wo sie am schwersten, tiefsten und schmerzlichsten wirkt: bei den am stärksten natürlich veranlagten Menschen und Völkern, am gründlichsten erfahren und eingesehen werden, die Kräfte und Tätigkeiten zu ihrer Heilung aus der inneren Naturschöpferquelle hervortreiben, ja herausfordern. Daraus erklärt sich auch: daß Genies, welche die größten Naturanlagen haben, also die innere Sonne am tiefsten erfassen und mit ihren Strahlen ausführen, auch am schwersten an der Kulturkrankheit leiden, sie aber eben deswegen am gründlichsten erfahren, einsehen und heilen können.

So ist der Prozeß der politischen Krankheit der Völker und Staaten zugleich ihr Heilprozeß. Die politische Krankheit der Menschen, Völker und Staaten entstand durch die sie von ihrer inneren Sonne abtreibenden Mächte des Völkerwinters, die auf allen Gebieten der Politik in der Welt herrschen. Durch äußerste politische Bedrückung und Erkrankung der Völker unter der Herrschaft der politischen Wintergewalten wird endlich die innere Sonne in ihnen da, wo sie am tiefsten und stärksten gefaßt und veranlagt ist, vorzüglich in seinen Genies, hervorgetrieben, um die Völker zur Überwindung jener Gewalten und der von ihnen verursachten politischen Krankheit oder Winterzustände, also zur politischen Befreiung, Auferstehung und Wiedergeburt, zur Schaffung einer natürlich gesunden Staats- und Staatenorganisation zu erleuchten, erwärmen, begaben, betreiben und leiten. So hatten wir im Jahre 1813 einen Heilprozeß des Völkerfrühlings. Damals ist unter den schwersten

außerpolitischen Schicksalsschlägen und Notlagen im deutschen Volk, besonders unter seinen großen Männern und Geisteshelden, die innere Sonne durchgedrungen, wie Barbarossa aus dem unterirdischen Schlosse, um sein Befreiungs- und Wiedergeburtswerk auszuführen. Aber damals konnte der Prozeß des Völkerfrühlings oder der weltpolitischen Heilung nicht vollständig durchgeführt werden, weil innerpolitische Wintergewalten die Völker bald wieder beherrschten, von ihrer inneren Sonne abtrieben und in den Zustand politischer Erstarrung, Verblödung, Verödung etc. versetzten.

Der eigentliche Prozeß des Völkerfrühlings kann nur dann entstehen und in der Welt allgemein durchgeführt werden, wenn in und unter den Völkern und Staaten, vorzüglich durch ihre Genies, die innere Sonne vollständig erfaßt, mit ihrem Natursystem als Zentrale der Versorgung, Erhaltung und Entwicklung, des Lebenslaufes und der inneren Weltregierung der Völker, ebenso wie die äußere Sonne mit ihrem System als Zentrale für den Lauf der Planeten u. a. Himmelskörper, unerschütterlich festgestellt wird. Denn dann kann durch die Genies als Hauptfasser und Ausführer dieser Sonne ein immanenter Hort oder eine politische Zentrale derselben gebildet werden, mit der alle ihrer Sonne am nächsten stehenden, oder von ihr innerlich angezogenen, erwärmten und begabten Menschen, Völker und Staaten sich zusammenfinden, fassen, passen, verständigen, einigen, ergänzen, kurz zu einer politischen Großmacht zusammenschließen, um die von dieser Sonne abtreibenden Völker und Staaten, welche zusammen die politische Wintermacht bilden, entschieden und endgültig zu besiegen und so die naturpolitische Macht der Weltregierung zu behaupten. Nur diese Großmacht kann den Prozeß des Völkerfrühlings durch siegreichen Kampf der von ihrer Sonne erfaßten, verschmolzenen, betriebenen und geleiteten Völker und Staaten gegenüber den ihr feindlichen politischen Wintergewalten vollständig durchführen.

Also ergeben sich auch im Prozeß des Völker- wie Erdfrühlings Kämpfe, Stürme und Unwetter. Und da bei diesen Kämpfen und ihren Umwälzungen eine alte weltbeherrschende Macht sinkt und eine neue sich erhebt, ein alter Zug und Strom der Zeit abläuft und ein neuer anläuft, so sind die Zeiten dieser Umwälzungen auch Übergangs- und Wendeperioden.

In solchen Zeitperioden muß das Weltgericht der Weltgeschichte, welches die Entscheidung der Völkerfrühlingskämpfe herbeiführt, als ausführende Macht offen und unmittelbar unter den Völkern und Staaten auftreten, während es, so lange die natürliche Weltregierung von Menschen

und Völkern nicht er- und anerkannt und nicht herangezogen wird, nur innerlich verborgen mehr transzendent richtend und korrigierend wirkt.

Damit glaube ich erwiesen zu haben, daß der Völkerfrühling kein bloß mythisches Idealbild, sondern ein wirklicher Naturvorgang ist, der sich mit derselben ehernen Naturnotwendigkeit und Gesetzlichkeit wie der des Erdfrühlings vollzieht. Nun fragt es sich weiter: warum und wie die Menschen, Völker und Staaten von ihrem Naturwesen abfielen, in einer so unermeßlich langen Winterperiode verharrten, oder ihren Frühling, die innere Sonne, immer nur episodisch kurze Zeit auftreten ließen; wie die innere politische Naturzentrale in und unter Völkern und Staaten als Axe ihres organischen Lebenslaufes und -wandels, ähnlich wie die äußere Sonnenzentrale als Axe des Laufes der Planeten etc., ent- und besteht; wie sich nach dieser Zentrale in Kampf und Sieg der ihr anhängenden gegenüber den ihr feindlichen Völkern und Staaten der Naturprozeß der organischen Umwälzungen und Neubildungen des Völkerfrühlings entwickelt und gestaltet. Über diese Fragen gedenke ich noch weitere Ausführungen zu bringen.

Hilde Gräfin Schlippenbach: Die moderne Kunst im Verhältnis zu ihrer Zeit.

Ereignisse und Wirkungen aus den Ursachen und inneren Zusammenhängen ihrer jeweiligen Epoche heraus zu deuten, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Kunst- und Geschichtsforschung. Diese Aufgabe ist naturgemäß wesentlich erleichtert, wenn es sich um eine abgeschlossen hinter uns liegende Epoche handelt, die wir von einer gewissen Distanz aus zu prüfen und zu überblicken vermögen. Den Staatsmann, den Gelehrten, den Künstler lernt nach alter Erfahrung häufig erst die Nachwelt als das schätzen, was er wirklich war, weil wir uns eben zu einer objektiven, umfassenden Beurteilung großer Taten, großer Errungenschaften, großer Kunstwerke erst durchzuringen vermögen, wenn sie in sich abgeschlossen, im vollen Umfang ihrer erzieherischen Wirkungen auf die Geschlechter vor uns stehen. Denn die vitalste Kraft großen Geschehens ist eine nachwirkende. Die größten Pfadfinder der Menschheit pflegen Wege zu gehen, auf denen ihre eigene Zeit ihnen noch nicht zu folgen vermag. Oder im Gegenteil, die Mitwelt überschätzt maßlos, was vor dem Kriterium der Nachwelt wie eine schimmernde, hohle Seifenblase zerstieben muß!

Wenn wir es daher versuchen wollen, uns in ein persönliches Verhältnis zur Kunst *unserer* Zeit zu setzen, so vermögen wir es eben nur als Kinder dieser Zeit, aus den Gesetzen ihrer Erscheinungsformen, ihrer Lebensverhältnisse, ihrer

Daseinsbedingungen heraus. Das eigentliche Fazit werden andere Generationen ziehen, und werden unser künstlerisches Schaffen besser als es uns vergönnt war, in seinen Größen, Fehlern und Schönheitsbegriffen zu verstehen und auf seinen Wert oder Unwert hin zu prüfen vermögen.

Zwei scheinbar schwer zu vereinigende Richtlinien sind es, auf welchen der moderne Mensch sich vorwärtsbewegt; sie geben zugleich der Kunst unserer Zeit ihr charakteristisches Gepräge. Vor allem ist der Mensch von heute Nützlichkeitssucher. Er ist ein rastloser Arbeiter, ein Erraffer nicht nur von Geld und Geldeswert, sondern auch von Wissenschaft und Technik. Unermüdlich ist sein Vorwärtshasten, fieberhaft sein Forschen. Er durchwühlt die Eingeweide der Natur und entreißt ihr ihre tiefsten Geheimnisse; er erobert das Weltall mit schwindelnden Berechnungen, er erforscht alle Gesetze des organischen und anorganischen Lebens, er tut Pionierarbeit auf allen Gebieten. Ein ernster Arbeiter, hat er Tändelei, Süßlichkeit und Sentimentalität von sich abgetan; seine Weltanschauung ist klar, nüchtern, illusionslos. Er fühlt sich allein auf eigene Kraft angewiesen und weiß, daß er in dem großen Kampf des Vorwärtsdringens nur Hammer oder Amboß, Sieger oder Besiegter sein kann. Und wo der Schmerz, der uralte, sich in ihm regen will, beißt er die Zähne zusammen und sucht aus dem ewigen Wirbel von Geburt und Tod, aus der Wirrnis ungelöster Fragen, vermorschter Überzeugungen und neuer Wahrheiten mit kraftvoller Hand die Lösung und das Ziel in sich selbst. Naturgemäß können und dürfen ihm Kunst und Schönheit nicht mehr, wie in den Epochen ihrer höchsten Blütezeit, den höchsten Lebensinhalt bedeuten. Er kniet nicht mehr vor ihrem Thron und betet nicht mehr in ihren Tempeln an. Die Kunst hat den Königshermelin abgelegt, ist von ihrer unnahbaren Höhe herabgestiegen und mußte lernen, sich ihrer Zeit dienstbar zu machen, anstatt sie zu beherrschen. Sie ist der Feierabend des neuen Arbeitsmenschen geworden und assimiliert sich selbst seinem Alltag mehr als zu jeder anderen Epoche. Der Künstler von heute, als echtes Kind seiner Zeit, hat es gelernt, sein Können in den Dienst praktischer Lebenskunst zu stellen und die tiefe Kluft zu überbrücken, die ihn früher von der übrigen Welt trennte.

Die erdentrückten Motive einer gläubigeren Zeit fehlen ihm. Der trunkene Schönheitskult von einst vermag uns wohl heute mehr denn je zu staunender Bewunderung hinzureißen, aber seine Nachahmung hat sich überlebt, die Grazie des Rokoko sich bis zur Übelkeit erschöpft. Das Charakteristische steht in unsrem Zeitalter des Individualismus höher im Kurs, als das schlechthin Schöne. Die logische, kühle Klarheit modernen Denkens, die Ablehnung jeglicher bilderreichen Phrase in Wort und Schrift finden durch die Kunst ihren sprechenden Ausdruck in der nüchternen Helle des Plein air, in der schmucklos realistischen Wiedergabe alltäglicher Vorgänge, bis zur Trivialität herab. Selbst wo sie sich übersinnlichen Motiven zuwendet, bleibt sie kühl und kritisch. Ihr fehlt die gläubige Naivität der großen Kunstepochen, das dämonische Muß, der gewaltige Elan.

Ihr Pathos beruht in einer kräftigen, aber oberflächlichen Gesamtwirkung, die das Sezieren und Detaillieren verbietet. Sie ist mehr als in jeder anderen Epoche der Ausdruck persönlichster Stimmung, künstlerischer Laune, häufig künstlerischer Unart, weil sie eine Versuchskunst ist, der die maßvolle Einheit, die bewußte Zielsicherheit fehlt. Dem demokratisierenden Zug der Zeit folgend, hat sie sich vielfach der Industrie und des Handwerks bemächtigt, und in inniger Verschmelzung mit ihnen wurde eine Kunst geschaffen, welche die künstlerische Form und Linie, Flächen- und Farbenwirkung auf alle, auch auf die bescheidensten Geräte des täglichen Lebens übertrug. Diese Kunst ist Volkserziehmittel und Volkseigentum im besten Sinne des Wortes geworden und als hoher Bildungsfaktor wahrlich nicht zu unterschätzen.

Unsere Zeit ist eine wundersam vielgestaltige und umgestaltende — aber sie ist keine Zeit, die dem Genie Boden und Nahrung gibt. Unsere Entwicklung ist eine Entwicklung der Masse. Die Wissenschaft ist bestrebt, nicht mehr Eigentum der Wenigen, sondern populär zu sein, wie die Kunst, deren teilweise Umgestaltung in eine Volkskunst sich gleichzeitig mit der Entwertung des Handwerks und dem Aufblühen der Industrie vollzog.

Wie sie aber einerseits sucht, sich dem Verständnis der großen Menge und den Bedürfnissen ihrer nüchternen, praktischen Arbeitsamkeit anzupassen, so spiegelt sie andrerseits den Schmerz des tiefgründigeren modernen Menschen um verlorene Ideale, für die ihm noch kein Ersatz geboten wurde, sein Ringen um eine weniger reale Weltanschauung, um neue geistige Werte, sein Suchen und Tasten nach festem Halt innerhalb des gewaltigen Vorwärtsschiebens dieser Zeit der Vielen, der die Wenigen, die Stillen, die Feinen oft nicht mehr gewachsen sind. Denn wir sind heute wohl reifer in Lebenserkenntnis, stärker im sittlichen Empfinden, tiefer im Wissen geworden, aber wir tragen damit auch schwerer und bewußter unsern Anteil am großen Menschheitsleid. Wir glauben höhere Glücksmöglichkeiten gefunden zu haben und sind doch im Grunde nur zu sehr Erkennende und zu früh Resignierte geworden. Darum mag es sein, daß auch unserer Kunst, soweit sie jener zweiten Richtlinie angehört, die abgeklärte Heiterkeit und Anmut fehlt, die das Charakteristikum der großen Renaissanceepoche war. In jener Zeit lebte sich das Leben in der Kunst desto köstlicher aus, je unsicherer die äußere Lebensführung war, je heftiger die Welt von Krieg und Zwietracht erschüttert wurde. Im Zeitalter des Dolches, des Brudermordes, des Giftbechers mußte nach unwandelbaren Gesetzen die Lebenslust höher aufschäumen, die künstlerische Schaffenskraft sich steigern, das Genie seine höchste Entfaltung feiern.

In unserer Epoche äußerlich ruhigen, gesicherten Bürgertums, in diesem Zeitalter aller praktischen Lebenserleichterungen und Verfeinerungen wurde die Unruhe des Kampfes, der Zwiespalt und der Zweifel naturgemäß auf das innere Leben übertragen. So bemächtigte sich auch der Kunst eine neue Ethik, die Gewissen wurden zu einer neuen Sittlichkeit wachgerüttelt. Der aus der Wert-

steigerung des arbeitenden Menschenmaterials erzeugte Klassenhaß, die unlogischen Gegensätzlichkeiten in unserer Gesellschaftsmoral, die uns heute kraß wie noch nie ins Gesicht starren, förderten künstlerische Probleme zutage, die im Grunde vollkommen unkünstlerisch sind, und vor welchen die großen Schönheitskünder früherer Zeiten, die es selbst verstanden, eine Kreuzigung zu friedvoller Anmut zu verklären, sich schaudernd abgewandt hätten. Denn gewiß ist es kein Zufall, daß gerade unsere besten Könner so häufig Armut, Schmutz und Elend in vielfach derbster Realistik zum Motiv wählen, daß von den Bühnen der Notschrei der Unfreien, unter dem Joch doppelter Moral, gesellschaftlicher Heuchelei, seelischen Zwiespalts Seufzenden herabklingt, daß die Literatur durchsetzt ist von den gleichen Problemen geistigen Ringens und tiefgehender Lebenshemmungen. Nicht allen genügt der Gott der Arbeit, der der Gott unserer Zeit ist. Es mag sein, daß sein Evangelium schließlich auch nur ein Narkotikum ist. Daher vielleicht die zweite, seltsame Welt, die der innerlich unbefriedigte Künstler sich zu schaffen begann, eine Welt des Sichverlierens in mystische Vorgänge, kaum noch zu plastischen Vorstellungen geformter Stimmungen — ein Zurückgehen auf die letzten Daseinsprobleme, ein Schwelgen in weltentrückten sehnsuchterfüllten Farbenphantastereien, die, im schroffsten Gegensatz zu der überrealistischen und zu der frischen, lebensheiteren, angewandten Kunst, dennoch mindestens ebenso innerlich begreiflich aus unserer Zeit herauswuchsen. Denn wahrlich, nicht ohne Schmerz vollzieht sich die Umwertung aller Werte. Unsere Seelen irren heute heimatlos in einem noch unentwirrten Chaos, weil zu vieles auf sie einstürmt, was vielleicht künftige Generationen zu ruhiger Klärung verarbeitet haben werden — und heimatloser noch irrt die Künstlerseele, die sensitiver, reizbarer wie die des Alltagsmenschen, doppelt und dreifach unter den mächtigen Schwingungen aufgerührter und ungelöster Weltprobleme erzittert und nach neuen, primitiven Anfängen sucht, weil sie vor allem empfindet, daß das Alte ausgelebt ist wie noch nie und das Neue sich nicht wieder aus einer gänzlich umgestalteten Entwicklung zurückformen läßt. Das Genie vermag es, seiner Zeit weit vorauszueilen und sie in kopfschüttelndem Nichtverstehen hinter sich zurückzulassen, aber auch das größte Genie wird es niemals vermögen, das Blut von Generationen verleugnend, sich zurückzuleben und umzuprägen in Geist und Form einer Vergangenheit, die unter anderen Lebensbedingungen andere Kraftentwicklung erzeugen mußte. Darum ist die vielgehörte Klage töricht, daß unsere Künstler es nicht mehr vermögen, wie die Alten zu sehen und zu bilden — nicht weniger töricht, als wenn wir darüber klagen wollten, daß uns die ritterliche Poesie des Mittelalters oder der Glaube an die Götter Griechenlands verloren ging.

Der Künstler ist den Gesetzen seiner Zeit unterworfen wie wir alle — vielleicht mehr noch, weil er seine Zeit intuitiv stärker empfindet.

Jene Kunst aber, die in ihrer einfachen Größe uns heute noch zu andächtiger Bewunderung hinreißt, war der Ausfluß einer naiveren, unbewußteren Lebens-

empfindung, einer leichteren und zweifelfreieren Lebensbejahung, die für uns Kinder von heute unwiederbringlich verloren ist.

Das braucht ganz gewiß nicht zu bedeuten, daß wir damit der Offenbarung wahrer Kunst für ewig verlustig gingen. Ob wir heute auf geistigem und künstlerischem Gebiet mehr denn je Suchende sind, vielleicht nur Brückenbauer zu jener Entwicklungsreife hinüber, in der unsere tastenden Versuche, zweifelfrei und formvollendet, sich zu einer neuen, harmonischen Einheit enträtselt haben werden — oder ob unsere Kultur, dem Untergang nahe — von neuen Kulturen verschlungen werden wird, eine Wahrheit, eine Erkenntnis muß die Rückschau auf die bisherige Weltentwicklung in uns erzeugen: der künstlerische Gedanke, unveränderlich und unvergänglich, wird, ob Welten verschlungen und wiedergeboren werden, fruchtbar über den Wassern der Ewigkeit schweben und unverloren bleiben, in welcher Ausdrucksform er sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert durch seine Verkünder offenbart.

Sind wir Verzweifelnde oder sind wir beginnende Sieger? Ist die Morgenröte eines neuen Aufschwungs hereingebrochen, oder sind wir nur unglückliche Betäubte, die mit der Verfeinerung ihrer Kultur und ihrer Nerven die Lebensschmerzen bis zur Unerträglichkeit auskostend, schließlich an sich selbst und ihrer Überbürdung mit den steigenden Komplikationen unserer Daseinsbedürfnisse bankerott werden müssen?

Ist das charakteristische Zurückgreifen unserer Kunst auf die einfachste und primitivste Form, ihr herber, oft bitterer Realismus, ihre Illusionslosigkeit und ihr Sehnsuchtsschrei unbewußte Sehertat, das Vorausahnen einer neuen Menschheitsverjüngung im Zeichen eiserner Arbeitserziehung — oder ist sie nur die verzweifelte Abwehr der feiner empfindenden Künstlerseele gegen das unvermeidliche Schicksal, das sich von Weltepoche zu Weltepoche an dem sich selbst verzehrenden Moloch Menschheit vollzieht?

Nicht uns Menschen von heute ist es beschieden, diese Fragen zu lösen, in die wir selbst unlösbar verstrickt sind. Für unser Arbeiten, Denken und künstlerisches Schaffen gilt nur das Vorwärts, zu dem ein unentrinnbares Schicksal uns anspornt — selbst wenn wir das Ziel nicht wissen, das heute noch in Nebel und Nacht liegt.

Dr. Felix Freudenthal: Zum Besuch der Parsifalvorstellungen.

Juristische Plauderei.

Bald nachdem das letzte unsterbliche Werk Wagners im Berliner Opernhause zum erstenmal aufgeführt war, lernte ich in geselligem Kreise eine ganz interessante waschechte Spreeathenerin kennen, die — für die anwesenden zahlreichen Nibelungenschwärmerinnen ein blaues Wunder — noch nie in Bayreuth gewesen war.

„Sie haben also auch noch nie den Parsifal gehört? Sie Ärmste," meinte eine mit Brillanten übersäte, stark dekolletierte Kommerzienrätin, sie etwas kühl durch ihre Lorgnette betrachtend.

„Ich mache durchaus nicht auf Ihr Mitleid Anspruch, gnädige Frau," versetzte die so Angeredete, „gibt es doch eine ganze Anzahl Wagnerenthusiasten, die sich für seine dramatische Musik nur begeistern, weil es mal zum guten Ton gehört. Mir ist eine Operette von Offenbach oder Strauß mindestens ebensolieb."

Darüber geriet die dicke Kommerzienrätin ganz außer sich.

„Wenn Sie etwa glauben, meine Liebe, daß i ch von des Meisters Werken nichts verstehe, so irren Sie sich. Ich habe den Lohengrin fünfmal, Tristan sogar sechsmal, die übrigen Opern mindestens dreimal gehört, bin Mitglied von verschiedenen Wagnervereinen und habe mir besondere Vorlesungen über das Musikdrama halten lassen, die mich eine Menge Geld gekostet."

„Und Sie sind trotzdem noch ganz gesund geblieben?" bemerkte mit maliziösem Augenaufschlag die schlanke Blondine.

Jetzt wäre es fast zu einer stark unparlamentarischen Diskussion gekommen, wenn nicht zum Glück eine dritte, auffallend einfach gekleidete ältere Dame sich in die Unterhaltung gemischt hätte.

„Ich verstehe ja auch nicht viel von dieser eigenartigen Musik," versicherte sie treuherzig, „und ich kann mir eine Oper ohne richtige Melodien gar nicht recht denken. Da aber jetzt alle Welt vom Parsifal spricht, kam ich mit meinem Mann überein, er solle sich in der Oper einen Parkettplatz besorgen und den ersten Akt anhören, mir aber die beiden anderen Akte überlassen. Das Stück wäre für einen Menschen doch zu lang und unsere Börse sei nicht reich genug, um das Geld für zwei Plätze erschwingen zu können, fügte ich hinzu."

„Und das haben Sie wirklich fertig bekommen," fuhr die leicht in Wallung geratende Kommerzienrätin auf. „Wie man den Parsifal, die Lebensarbeit eines erst jetzt vollgewürdigten Genies, nur stückweise genießen kann, ist mir völlig unbegreiflich. Hier gehört doch geschichtlich, szenisch und musikalisch alles notwendig zusammen, und es bedeutet geradezu eine Entheiligung der religiösen

Kunst, des schnöden Mammons wegen ein derartiges Bühnenweihfestspiel gewissermaßen in Parzellen zu zerlegen."

Die so angehauchte alte Dame konnte zunächst vor Ärger kein Wort erwidern. Die kleine Pause benutzte jetzt die mir sehr sympathische, etwas urwüchsige Berlinerin, um ihre Ansicht zu äußern. „Mich interessiert bei der ganzen Angelegenheit," begann sie halb im Scherz, „ob es überhaupt gestattet ist, daß eine und dieselbe Eintrittskarte von zwei oder mehreren Personen benutzt werden darf und ob nicht der Generalintendant, ohne Rücksicht auf den durch Mitleid wissenden reinen Tor, gegen den zweiten Besucher von seinem Hausrecht Gebrauch machen kann."

Jetzt hatte die in ihrer altmodischen Toilette etwas eigenartig wirkende Frau endlich die Sprache wiedergefunden. Sie legte nicht schlecht los. „Erlauben Sie mal, Verehrteste," zischte sie den anderen ins Gesicht, „wir sind anständige Leute, und mein Mann weiß als Geheimer Rechnungsrat a. D. und als christlicher Steuerzahler (das christliche betonte sie ganz besonders der Kommerzienrätin gegenüber) durchaus, was sich schickt. Wir wissen, was gestattet und verboten ist. Und können wir schließlich dafür, daß unsere Pension nicht groß genug ist, um beide gleichzeitig ins Theater zu gehen? Auf der Galerie dürfen wir doch nicht sitzen, das wäre unter unserem Stand. Und der Königlichen Bühne kann es ganz egal sein," fuhr sie ohne Unterbrechung fort, „wer die Billetts benutzt und ob, wenn der erste Besucher mitten im Akt erkrankt oder als Arzt zu seiner einem frohen Familienereignis entgegensehenden Frau ganz plötzlich nach Hause gerufen wird, alsdann eine andere Person mit seiner Zustimmung den Platz einnimmt."

Die beiden Zuhörerinnen wandten sich nun an mich, der ich unglücklicherweise Jurist bin, und fragten, wie ich über den Fall denke.

Zufällig hatte ich einige Tage vorher die einschlägigen Vorschriften des B. G. B. durchgelesen und fühlte mich außerordentlich befriedigt, jetzt meine Weisheit an den Markt bringen zu können.

„Ja, meine Damen," begann ich, „auf Unfehlbarkeit mache ist am allerwenigsten Anspruch, und ich gestehe von vorneherein, daß andere Rechtsbeflissene vielleicht entgegengesetzter Ansicht sein können. Doch ich will Ihnen meine Auffassung nicht vorenthalten. Nur machen Sie sich auf einen etwas längeren Vortrag gefaßt. Unter Theaterbilletts verstehe ich im allgemeinen Privaturkunden, die das in ihnen verbriefte Recht, einer bestimmten Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen, in der Regel auf einem bestimmten Platz, beiwohnen zu dürfen, erst zur Entstehung bringen, ohne daß der Erwerb des Billetts gerade ein entgeltlicher zu sein braucht. Werden diese Eintrittskarten auf Namen ausgestellt, so ist es ja ohne weiteres klar, daß sie ohne Zustimmung des Ausstellers von keiner anderen Person benutzt werden dürfen als von jener, auf deren Namen sie lauten.

Zuwiderhandlungen können für alle Beteiligten nicht bloß vermögensrechtliche Nachteile, sondern sogar Anklagen wegen Betrugs zur Folge haben.

In ihrer Mehrzahl sind derartige Eintrittskarten aber einfache Inhaberzeichen. Sie können freilich nicht zur Kategorie der fast immer auf eine Geldleistung gerichteten Inhaberwertpapiere gerechnet werden, so wertvoll und kostspielig zuweilen auch ein Opern- oder Schauspielbillett sein mag. Es handelt sich hier eben um Kunstleistungen, die in kurzer Zeit erfüllt zu werden pflegen; die Urkunden hierüber sind keineswegs für den Umlauf bestimmt. Der Gegenstand der Darbietung ist ebenso wie der Aussteller selbst meist nur unvollkommen aus der Karte erkennbar. Ihr bloßer Inhaber gilt als verfügungsberechtigt, bis ihm der Mangel dieses Verfügungsrechts nachgewiesen wird. Also der Dieb, der dem Besitzer das Billett entwendet, die Person, die ein Parkettbillett zum Parsifal auf der Straße findet und an sich nimmt, der Dienstmann, der im Auftrage und für Rechnung eines Dritten an der Kasse das wichtige kleine Papier in Empfang nimmt und es unterschlägt, sie alle dürfen von dem sich ordnungsmäßig legitimierenden Berechtigten zur Herausgabe der Karte gezwungen und von der Benutzung des Platzes ausgeschlossen werden. Das gleiche Schicksal teilt der dritte Erwerber des Parsifalbilletts, wenn er bei dessen Erwerb nicht im guten Glauben ist, das heißt wenn ihm bei der Übergabe der Urkunde bekannt oder nur infolge grober Fahrlässigkeit unbekannt ist, daß sie nicht dem Veräußerer gehört. Der Berechtigte kann sich dabei polizeilicher, gerichtlicher (einstweilige Verfügung und Beschlagnahme), unter Umständen sogar der Selbsthilfe bedienen.

Wir kommen jetzt zu der Hauptfrage, ob, wenn nicht eine ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der die namenlosen Billetts ausstellenden Verwaltung vorliegt, der Inhaber durch bloße Übergabe sein in der Eintrittskarte verbrieftes Recht auf Dritte übertragen kann.

Vor Beginn der eigenen Benutzung scheint dies durchaus angängig zu sein, es sei denn, daß auf der Karte oder durch besondere jeden Zweifel ausschließende Mitteilung ein ausdrückliches Verbot ergangen und ausgesprochen ist.

Das Rechtsgeschäft der Übertragung, ob unentgeltlich (Schenkung) oder gegen Entgelt (Kauf, Tausch etc.), spielt dabei keine Rolle.

Ganz anders liegt die Sache nach Beginn der Erfüllung. — Ist der berechtigte Inhaber erschienen, hat er seinen Platz eingenommen und die ihm verheißene Leistung, hier das Vorspiel zum Parsifal, hat begonnen, so bleibt er der allein Berechtigte bis zum Schluß und ihm fehlt jede Befugnis, an seiner Stelle einen Nachfolger zuzulassen.

Es würde entschieden gegen die Verkehrssitte und gegen den Grundsatz von Treu und Glauben verstoßen, wenn nach der ersten oder zweiten Pause ein einmaliger oder mehrfacher Austausch der sagen wir mal „Kunstgenußgläubiger" stattfinden dürfte. Solch schon an sich unerwünschter und unvorhergesehener

Wechsel der Zuhörerschaft könnte zu den bedenklichsten Folgen nicht bloß in bezug auf etwaige Gesellschaftsfähigkeit, Verständnis und Anpassungsmöglichkeit der Neuerscheinenden führen. Er entspräche auch in keiner Weise den Zwecken und Zielen der Autoren und Darsteller, gar nicht zu reden von den schweren ökonomischen Nachteilen, die eine durch die Doppelbenutzung des einen Platzes herbeigeführte geringere Kasseneinnahme — kalkuliert doch jede solide Direktion mit dem möglichst zahlreichen Besuch von identischen Zuhörern und Zuschauern für die als eine Einheit anzusehende Vorführung — der finanziellen Grundlage eines Kunstinstituts und seiner Angehörigen bereiten würde.

Denn nur mit diesem natürlichen Lauf der Dinge, nicht mit der exzeptionellen Tatsache können wir rechnen, daß es manchen Theater- und Konzertleitungen daran liegt, unter allen Umständen ein volles Haus zu haben, wie dies durch Ausgabe von Freibilletts oder sonst auf irgend eine Weise, wie zum Beispiel durch mehrfache Benutzung derselben Karte, mühselig erreicht zu werden pflegt. Je gesuchter und begehrter ein künstlerisches oder geselliges Unternehmen sich in den Augen des Publikums darstellt, mag es sich um ein Drama oder eine Vorlesung, ein Ballett oder ein Wohltätigkeitsfest, eine Musikaufführung oder eine Oper handeln, umsomehr gewinnt das die Pforten des erwarteten Genusses öffnende Papier an Bedeutung und um so strenger muß verhütet werden, daß dieselbe Karte nicht durch verwerfliche Manipulationen von weiteren Personen als der bereits zugelassenen mißbraucht wird. Geschieht dies dennoch, so dürfen die Beteiligten sich nicht wundern, wenn ihre Handlungsweise die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann. Unberechtigte Besucher können hinausgewiesen werden, zivilrechtliche Ersatzansprüche sind durchaus nicht ausgeschlossen und schließlich kann je nach Lage der Sache sogar der Staatsanwalt für den Fall Interesse haben, wenn die Kriterien des Betrugs, des Hausfriedensbruchs oder sonstiger Paragraphen des Strafgesetzbuches vorliegen.

Also meine Damen, ich warne entschieden davor, im Parsifal —" Da blieben mir vor Entrüstung die Worte im Munde stecken: denn die Kommerzienrätin sowohl, wie die beiden anderen Beteiligten waren während meiner Ausführungen sanft eingeschlummert und erst ein kräftiges Aufhusten meinerseits führte sie in die Gegenwart und zur weiteren Erfüllung ihrer konventionellen Gesellschaftspflichten zurück.

Bettina Fries: Zum Mythengehalt des indischen Dramas.

Im indischen Drama häufen sich in überquellender Farbenpracht und Schönheit Bilder und Vergleiche, in denen sich die tropische Phantasie des indischen Volkes widerspiegelt. In einer überschwenglichen Sprache, die reich ist an rhetorischem Schmuck, werden heiße Mondnächte geschildert, in denen die Lotosblume und der Schwan die Stille der Palmengärten beleben. Hier wird der Mond nicht nur zu unzähligen Vergleichen herangezogen, er ist hier auch Beschützer der Tugend sowie Erzeuger der Heilkraft. Nach den jeweiligen Mondphasen berechnet man den etwaigen Fort- oder Rückgang seiner Unternehmungen; für unheilbringend gilt der Vollmondstag.

Unzählige abergläubische Vorstellungen knüpfen sich an die Mondverehrung und den ihm gewidmeten Opferdienst. Von Mondahnen ist die Rede, ja ein ganzes Geschlecht rühmt sich der Abstammung vom Monde. Jetzt haben eine Reihe von Gelehrten, besonders Ernst Siecke, die Bedeutung des Mondes für die Mythenerklärung nachgewiesen, und so ist es vielleicht angezeigt, das indische Drama einmal auf diese Mondererwähnungen hin von astralmythologischem Standpunkt aus zu betrachten. Grundlegend und erschöpfend kann ein solches Studium nur sein, wenn es auf umfassender Kenntnis der Sanskritterte beruht. Hier sei der vorläufige Versuch gewagt, aus modernen Übersetzungen einer Anzahl von indischen Dramen dem oben angedeuteten Ziele näher zu kommen.

In seinem Buch: „Götterattribute und sogenannte Symbole" (Jena 1909) p. 151, behauptet Siecke, daß Aphrodite, deren Sinnbild, der goldene Apfel am Weltenbaum, den Vollmond bedeutet, in zwei Formen abgebildet wurde, also das Kaninchen wie auch: die Blume, Granatblüte, Apfelzweig, Schale, Stephanos, Muschel, Gans, Taube, Schwan, Widder, Ziegenbock, Hase, Schildkröte nicht als beigegebene Symbole, sondern auch als Sinnbilder der Aphrodite anzusehen seien. Im Karpura-Maujari des Rajacekhava weist nun folgende Stelle auf das Kaninchen hin:

Ich kann den Mond herunterbringen
Und dir sein rundes Kaninchengesicht zeigen.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Der Hindu sieht nicht einen „Mann im Mond", sondern ein Kaninchen, oder eine schwarze Antilope. Vielleicht ist auch die Antilope heranzuziehen. Im Gita-Govinda des Jajadeva heißt es S. 25:

— — — gleich der Gestalt der schwarzen Antilope an dem Monde.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Die Inder wähnen in dem Vollmonde eine schwarze Antilope zu erblicken. Im Karpura-Maujari heißt es:

O gefleckte Antilope, warum wanderst du
sorglos, so nahe dieser Schönheit.

Zu dem oben angeführten Sinnbild des Schwanes läßt sich wohl folgende Stelle aus Çûdrakas Vasantasênâ anführen (p. 94):

Schwäne, die aussehen wie Mondstrahlen in Garbenform.

„Taygete" ist nach dem Sinn der Verwandlungsgeschichte die vom Sonnenjäger gefangene, goldgehörnte Hindin. Vergleiche Çiçupala, Magha's Tod:

Der Mond, der das Reh auf den Schoß nimmt, heißt rehbefleckt.

Ferner:

Die auf seinem Rücken Weilenden sehen von dem Monde, dessen Gestalt durch das auf seinem Schoße sitzende Reh entstellt wird, den abgewandten Teil, dessen Strahlennetz durch das Verschwinden der Flecken noch dichter ist.

Ebenda:

— — — brachte zum Aufblühen der Rehträger, wiederholt sie berührend mit seinem ersten Strahle.

Der Drache (d. h. die Schlange) ist recht eigentlich ein Mondtier. Der Drache, die Schlange und der Elefant spielen im Indischen auch eine Rolle in bezug auf den Mond. Gita-Govinda:

— — — und ihre Augen sind ähnlich verfinsterten Monden, die herabfallen lassen ihren gesammelten Göttertrank, verursacht durch den Zahn des wütenden Drachen.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Der unter die Sterne versetzte Riese Rahu hegt unversöhnlichen Haß und ewige Feindschaft gegen die Sonne und den Mond. Zuweilen nähert er sich, sie anzugreifen; dann saugt er die Strahlen ihres Lichtes auf und es entstehen die Finsternisse. — Es handelt sich auch im folgenden in der Hauptsache um den Zahn resp. Hauer der Tiere.

In Vasantasênâ sagt Tscharudatta:

— — — der Mond eilt, der Dunkelheit Platz zu machen, seinem Untergange zu. Kaum ragt noch die äußerste Spitze hervor, vergleichbar dem spitzigen Zahn, der einzig noch sichtbar ist, wenn der Waldelefant sich in die Fluten taucht.

Hierzu einiges aus dem Mudrarakschasa des Visakhadatta (oder des Kanzlers Siegelring).

— — — eine Zier,
Zwei aufgegangnen Mondesicheln gleich,
Sind ihm die Hauer, wie die Finsternis,
Die dichte, in der Nacht des Untergangs
Der Welt von zwei Mondsicheln wird geziert,
Die Rahu übrig läßt, wenn er die Monde
Verschlingt — — —

Hierzu folgende Bemerkung des Übersetzers: Ein bloß aus einem Kopf bestehender Dämon, der gelegentlich Sonne und Mond verschlingt und dadurch Sonnen- und Mondfinsternisse bewirkt.

Und: — — — und reißt
Ihm aus dem weit entsperrten Maul den Zahn,
Den funkelnden, der wie die Mondessichel
Zur Zeit der Dämm'rung von der Röte prangt
Des Elefantenbluts, das er genoß!

„Râhu wurde von Sonne und Mond dem Sonnengott Vishnu verraten, weil er von dem Unsterblichkeitstrank getrunken. Vishnu trennt ihm dafür das Haupt vom Rumpf, worauf beide Teile zum Himmel fliegen und dort fortleben. Der unsterblich gewordene Kopf rächt sich nun an Sonne und Mond, indem er sie zu Zeiten verschlingt, wodurch Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen" (Siecke). Für diese Annahme findet man in der indischen Literatur manche Bestätigung, so im Bhatti-Kâvya, 18. Gesang:

Svarbhânur speit die gepackte Sonne wieder aus, wenn er Nahrung bekommen: wer aber von Râma gepackt wurde, der gelangt nimmer zum Heil.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Svarbhânur wird gewöhnlich Râhu genannt.

Vasantasênâ:

Ach, dieser Mann, dieser Mond mit reinem Lichte, er wird vom Râhu verschlungen.

S. 89:

— — — will ihn befreien wie die Mondesscheibe aus dem Rachen des Râhu.

Maghas Tod des Çiçupala:

Daß bei gleicher Kränkung Svarbhânu die Sonne nach längerer Zeit, schnell aber den Kühlstrahler verschlingt, das ist offenbar die Frucht der Milde.

Madhava et Malati S. 61:

— —, daß sie ausgeliefert sei dem schrecklichen Gatten wie der glänzende zunehmende Mond dem schrecklichen Râhu.

Daselbst S. 245:

Du warst wie die Scheibe des Mondes, welche umgibt der Rauch des Wunderbaren.

Vasantasênâ (a. a. O.) S. 192:

Er gleicht dem Mond, der befreit aus der Gewalt Râhus, reiche Lichtgaben spendet.

In Urvasi findet man häufig Vergleiche mit Mondsteinen. Auch im Uttara Rama Cheritra heißt es S. 95:

Und schmelzt den Mondstein im Mondglanz.

Kopfabschneiden, Kopfabreißen ist nach Siecke ein notwendiger Teil des vollständigen Mondmythos. Der Fingernagel ist eine beliebte Waffe in Mondform. Der halbmondgezierte Gott Civa schneidet Brahma mit seinem Nagel dessen fünftes Haupt ab, weil er seine Oberherrschaft nicht anerkennen will. Hierzu vergl. in Prabodha-Chandrodaya (oder die Geburt des Begriffs) des Krishna-Micra, S. 71:

Der Götterfürst erschlug den Tvâshtra, der halbmondgezierte Gott schnitt Brahma ein Haupt ab.

„Thors Hammer ist ursprünglich nicht Blitzwaffe des erst später zum Donnergott entwickelten Thor, sondern die Urform des Gottes selbst" (Siecke). „Ein furcht-

bares Ungeheuer, der Typhon, schleuderte einst glühende Steine gegen die Götter. Zeus sandte vergebens seine Blitze. Endlich gelang es ihm mit einer stählernen Sichel das Ungeheuer so zu schrecken, daß es entfloh" (Hüsing). Hier ist wohl der Mond gemeint, während sehr oft, wie im folgenden, die Gegenstände die Gestalt des Mondes in seinen verschiedenen Stellungen bereits von Anfang an haben oder annehmen. Im Raghuvansa des Kalidasa heißt es:

Ein Geschoß in Halbmondform erhebend.

So findet man in Urvasi häufig Vergleiche mit den Mondformen, z. B. Vergleichung einer heiligen Schnur mit der Mondessichel, eines Zuckerkuchens mit der Mondscheibe. In Vasantasênâ spricht man vom Mund als Mondform, ferner vom Stirnschmuck Shivas, der einen Halbmond bildet. Vergl. auch Urvasi:

Wie ein Tropfen feuchten Sandels am Himmel sieht der Mond aus.

Sehr bekannt ist ja noch heute der Mond als Heilbringer. In Wuttkes „Deutscher Volksaberglauben" wird eine große Anzahl von abergläubischen Vorstellungen zusammengestellt, in denen der Mond eine große Rolle spielt. Hier, wie im indischen Drama, werden Bäder und Einreibungen bei Mondschein als heilkräftig bezeichnet, vor allem Heilkräuter, die bei Mondstrahlen gedeihen und die bei Mondschein gesammelt und benutzt besonders heilend wirken. Man spricht auch von Kühlung oder Erwärmen des Herzens oder der Seele durch Mondlicht. In Kalidasas Meghaduta heißt es S. 69:

— — den Frauen nehmen dort die Mattigkeit
— — Mondsteine fort,
Die aufgehängt an Fadennetzen schweben
Und deutlich Wassertropfen von sich geben,
Sobald der Schein des Monds zu ihnen dringt.

Dann hören wir in Urvasi (a. a. O. S. 39), daß der Mond in der Neumondnacht zur Sonne geht, damit die Opfer der Frommen gedeihen. Im Mudrarakschasa des Visakhadatta wird vom Bettelmönch der Vollmondstag als Unglückstag gedeutet. — Auf das Wasser hat der Mond großen Einfluß. „Die Wasserwellen der Tiefe werden von der Scheibe des Mondes bewegt." Vergl. Vasantasênâ S. 158:

Wie eine Sonnenfinsternis bei Sonnenaufgang bedeutet das den Untergang eines großen Mannes.

Vergl. Anmerkung des Übersetzers: Nämlich des Mondes, der dann unsichtbar wird.

Gab der Mond soviel Veranlassung zu Mythengebilden und zu Vergleichen, so war er andererseits in hervorragendem Maße Gegenstand der Bewunderung. In fast allen indischen Dramen wird die Schönheit der Frau mit der des Mondes verglichen, z. B. in Vasantasênâ S. 45:

Sie leuchtet wie die Mondessichel.

In vielen Vergleichen wird die poetische Stimmung durch Heranziehung der Lotosblumen erhöht, z. B. Vasantasênâ S. 187:

Wie der Lotos am Anblick des Mondes sich erfreut.

Kausikas Zorn S. 83:

— — da ist der Sonnenschirm,
Der spätherbstlichen Mondscheibe gleich;
Da ist das Wedelpaar mit goldnem Stiel,
So lauter wie der volle Mondenschein.

In Sakuntala läßt sich der König zu der Bemerkung hinreißen (S. 18):

Ob auch schmutzig, der Fleck im kühlstrahlenden Monde vergrößert dessen Schönheit.

Auch glaubte man, dem Mond entträufle der von ihm erzeugte Nektar. Urvasi (a. a. O.) S. 13:

Wie Nektar ist dein Wort. Doch kommt
Der Nektar nicht von dem Mond.

Vasantasênâ S. 30:

— — — das ist so lieblich, wie das Abnehmen des jungen Mondes, dessen Überreste ja auch von Göttern getrunken werden.

Vergl. Anmerkung des Übersetzers: „Der Mond ist der Behälter der Götterspeise (amrita, Ambrosia). Wenn er vierzehn Tage lang aus der Sonne Nahrung gesogen, d. h. zugenommen, so saugen die Götter die aufgespeicherte Ambrosia auf und bewirken so die Mondabnahme." — Siecke bemerkt (Götterattr. u. sogen. Symb. S. 67): Weit verbreitet ist die Auffassung, daß der Mond im engsten Zusammenhang mit Wasser, Tau, Regen stehe, z. B. Vasantasênâ S. 112:

— — — fallen die Regentropfen wie Tränenströme, die der Himmel vergießt über des Mondes Unglück.

Anmerkung des Übersetzers: „d. h. über die Abnahme des Mondes." Man spricht auch vom Kampf zwischen Sonne und Mond. Sollte wohl folgende Stelle im Maghas Tod des Ciçupala darauf deuten, S. 61:

Politik ist es, den Feind im Unglück anzugreifen, dessen schämt sich aber der Stolze, wie denn der Mond dem Mondquäler nur, wenn er voll ist, zum Feste dient.

Zu Kausikas Zorn des Kschemisvara:

— — — wie einst sie aus dem Innern des Meeres
Von den Göttern ward gewonnen,
Beim Quirlen mit dem Berge Mandara,

bemerkt L. Fritze: Um den Trank der Unsterblichkeit zu gewinnen, butterten die Götter das Milchmeer, indem sie den Berg Mandara als Butterstock und die Schlange Vasuki als Strick benutzten. Nach tausendjähriger Arbeit beginnen die Köpfe der Schlange das Gift Halakala auszuspeien und in das Gestein zu beißen. Dasselbe ist gewaltig stark und wie Feuer und imstande die ganze Welt nebst Göttern zu versengen, weshalb Siva auf Bitten der Götter es verschlingt. Doch nicht ganz hinab; er behielt es im Halse, der davon dunkel gefärbt wurde, so daß Siva auch als der dunkelhalsige Gott bezeichnet wird. Wenn durch das im Halse stecken gebliebene Gift die eine Hälfte des Halses des Gottes Siva dunkel gefärbt wurde, so erinnert

dies wohl an den im Halse stecken gebliebenen Speer und ist damit vielleicht abermals ein Hinweis auf des Mondes Doppelgestalt gegeben.

Zum Schluß sei von den Stammbäumen, die auf den Mond zurückgehen, noch folgendes angeführt, Maghas Tod S. 13 (75):

— — und der des Mondes Glanz an sich tragende Göttermuni.

Urvasi S. 10:

So ziemt's dem Manne, welcher dem Geschlecht des Monds entsprossen ist;
dazu bemerkt der Übersetzer: „Der Mond ist Pururavas Großvater." Ferner daselbst S. 13:

— — Ihr Schöpfer war der Mond,
Vielleicht der blütenreiche Frühlingsmond.

Der Übersetzer bemerkt hierzu: „Urvasi, die eigentlich aus der Hüfte Narayanas entsprungen sein sollte, hält der König für eine Geburt des Mondes wegen ihres Liebreizes." Ferner S. 14:

Mit Urvasi und Tschitralekha kommt dem heil'gen
Monde gleich, wenn er verweilt
Im Sternenbild Visakha, jetzt der König.

Anmerkung: Das aus zwei Sternen besteht, die als Gemahlinnen des Mondes galten.
Uttara Rama Cheritra (a. a. O.) S. 34:

Sieh in mir das Weib des Attri.

Anmerkung des Übersetzers: Einer der Söhne Brahmas und Erzeuger des Mondes.
Sakuntala S. 105:

Am Ende der Verfinsterung ist Rohinî nun wieder vereint mit dem Monde.
Anmerkung des Übersetzers: Rohinî, die „Rote", ist die vierte von den 27 Mondstellungen, der Stern Aldebaran im Stiere. Sie galt als Lieblingsgattin des Mondes.
Sakuntala S. 42:

— — — wenn das Sternbild der beiden Visâkhâ
der Mondscheibe sich willig anbequemt.

Anmerkung des Übersetzers: Visâkhâ, die vierzehnte, beziehentlich sechzehnte Mondkonstellation. Die Mondscheibe ist Sakuntala, die Visâkhâ die beiden Freundinnen.

Paul von Rechenberg-Linten: Die Bedeutung des einfachen Lebens.

I.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß wir leben, und für die meisten Menschen ist es auch eine unbestreitbare Tatsache, daß wir leben müssen.

Ferner ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß wir unser Leben nur durch den Genuß und zweckmäßigen Gebrauch der Erzeugnisse der Natur erhalten können und durch Arbeit, die darauf gerichtet ist, die Hervorbringung dieser Naturerzeugnisse zu erleichtern und zu vermehren und ihre zweckmäßige Anwendung zu ermöglichen. Also durch Körner-, Obst- und Gemüsebau, vielleicht auch Vieh- und Geflügelzucht und Umarbeitung der natürlichen Rohstoffe zu Bekleidung, Wohnung und Werkzeug. Es käme noch die Arbeit zur Ermöglichung des notwendigen Austausches und Verkehres der Menschen untereinander hinzu. Damit wäre in großen Zügen der Kreis des physischen Arbeits- und Daseinsgebietes des Menschen umrissen; in ihm ist gleichzeitig auch die reine Verstandestätigkeit mit eingeschlossen, mit welcher der Mensch alles das am zweckmäßigsten und seinen Bedürfnissen am entsprechendsten zu gestalten trachtet.

Es bliebe noch das rein geistige Gebiet: das Bedürfnis des Menschen, den Zweck und die Aufgabe seines irdischen Lebens zu erkennen, sich über sein irdisches Dasein zu erheben in der Sehnsucht und dem Suchen nach etwas Höherem und Vollkommenerem. Den höchsten und klarsten Ausdruck erreicht hier der Mensch in dem religiösen Empfinden und der inneren Gewißheit von dem Vorhandensein eines höchsten liebenden Wesens, welches alle Dinge geschaffen hat, und dessen in den Religionen geoffenbarte Gebote wir zu befolgen haben, um auch selbst zur Vollkommenheit zu gelangen.

Nun ist es eine weitere Erfahrungstatsache, die freilich noch nicht alle Menschen gemacht haben, daß je mehr der Mensch im Einklang mit diesen beiden Hauptgesetzen seines irdischen Daseins lebt — also in physischer Arbeit in und mit der Natur und allem, was damit notwendigerweise zusammenhängt, und der Erhebung seines Geistes zum Schöpfer — er ein desto größeres Gefühl des Glückes und der Befriedigung und der körperlichen Gesundheit genießt.

Ein gutes und also auch natürliches Leben führen, kann nichts anderes heißen, als suchen immer mehr im Einklang mit diesen beiden Grundbedingungen und Gesetzen unseres irdischen Daseins zu leben.

Bewußte Entwickelung wird dann nichts anderes bedeuten, als die Hemmungen und Hindernisse zu erkennen und zu überwinden suchen, die uns am

Leben im Einklang mit diesen beiden Grundgesetzen hindern. Und wenn wir überhaupt auf dem Standpunkte stehen, daß für uns und unser Leben eine Entwickelung oder Vervollkommnung notwendig sei, so werden wir vor allen Dingen nach den Hemmungen und Hindernissen suchen müssen, die dieser unserer Entwickelung im Wege stehen — vorausgesetzt, daß wir die beiden Grundbedingungen und Notwendigkeiten des Lebens begriffen und erfaßt haben.

Die Frage lautet also: Was hat einen Teil der Menschheit, vor allen Dingen uns Zivilisierte, an dem natürlichen Leben, an der physischen Arbeit mit und in der Natur gehindert und was hindert uns immer noch daran? Und ferner: Was hindert uns daran, so wie wir es möchten und wie es die in den Religionen geoffenbarten Gebote des Schöpfers uns vorschreiben, unser Leben nach den Geboten der Liebe einzurichten und so in Wahrheit immer vollkommener zu werden?

Da die Beantwortung dieser beiden Fragen im Grunde in eins zusammenfällt, so kann ich von ihrer getrennten Behandlung absehen. Ich werde mich darauf beschränken, die allgemeinen Ursachen darzulegen, die uns an beidem hindern, und die hauptsächlichsten, am meisten in die Augen fallenden äußeren Erscheinungen anzuführen, die die Folge dieser Ursachen waren und sind. So daß der Leser selbst imstande sein wird zu beurteilen, ob es sich mit uns und unserem Leben so verhält oder nicht. Wenn ich dabei mehr den äußeren Erscheinungen des Lebens folgen werde, als den rein geistigen inneren, so geschieht das deswegen, weil es im allgemeinen viel leichter ist, an der Hand äußerer für jedermann zutage liegender Erscheinungen eine Sache zu erläutern, als in Form rein abstrakter Ideengänge.

Darum will ich auch von der sogenannten rein religiösen Behandlung der Frage völlig absehen, da ich der Meinung bin, daß unser gesamtes äußeres Leben in immerwährender und untrennbarer Verknüpfung mit dem Geistigen — sei es nun dem guten oder bösen Prinzip — steht und überhaupt nur dessen Ausdruck ist, und daher diese Dinge gar nicht getrennt voneinander behandelt werden können.

Nun zur Beantwortung der Fragen.

Im primitiven Urzustande der Menschen, im primitiven Zustande der einzelnen Familien, Sippen und Stämme ist die erste Ursache, die den Menschen veranlaßt hat, sich von der Natur und der Arbeit mit und in ihr abzutrennen, wohl nichts anderes gewesen, als die einfache Genußsucht einzelner, die gewalttätiger und physisch stärker waren als die übrigen.

Wer genußsüchtig war und gleichzeitig gewalttätiger oder auch physisch stärker als die übrigen, der machte bald die Erfahrung, daß er nicht zu arbeiten brauchte, um der Natur seinen Lebensunterhalt abzuringen, sondern daß er durch einfache Anwendung von Drohung und Gewalt den Gutmütigeren oder auch Schwächeren die Früchte ihrer Arbeit entreißen konnte, um selbst desto mehr

genießen und verzehren zu können. Dazu gesellte sich noch für den Mann der Kampf um das „Weibchen", das für ihn offenbar nichts weiter war, als ein Gegenstand des Genusses. Im tiefsten Hintergrunde dieses Problemes steht die Schmuck- und Putzsucht des Weibes, welche Eigenschaft offenbar auf einer niederen Entwickelungsstufe des Weibes tief mit ihren innerlichsten und eigensten Instinkten verwoben ist. Wer dem Weibe mehr an Schmuck und Putz bot, den bevorzugte es und schenkte ihm seine Gunst. So daß der Mann, der sich die Gunst eines „Weibchens" erringen wollte, mehr Gold und Schmuck haben mußte als die anderen. Also hier wieder die Genußsucht, das ist in diesem Falle die Putzsucht des Weibes, Veranlassung für den Mann, dem das Weib wieder seinerseits Gegenstand des Genusses war, andere zu zwingen, ihm Putz und Geschmeide zu liefern — mit einem Worte, für ihn zu arbeiten, damit er seinen Genuß befriedigen konnte. Es ist klar, daß diese anderen dadurch wieder der natürlichen Arbeit in und mit der Natur entzogen wurden. Damit fiel aber die Möglichkeit für sie fort, sich selbst zu ernähren. Ernährt aber mußten sie werden. Dazu mußten wieder andere gezwungen werden, von den Früchten ihrer Arbeit abzugeben, so daß es verständlich wird, warum es schließlich Freie und Unfreie gab, Herren und Sklaven, immerwährende Eroberungszüge und Fehden, die den Zweck hatten, sich andere tribut- oder arbeitspflichtig zu machen. Mit der Zeit lernten ganze Sippen und Stämme, oder innerhalb eines Stammes die Genußsüchtigsten und Gewalttätigsten, daß es bequemer sei, andere für sich arbeiten zu lassen, und suchten sich diesen Zustand immer mehr durch ständige Einrichtungen zu sichern.

Gleichzeitig mit dieser auf Gewalttätigkeit beruhenden Entwickelung ging natürlich die Anbahnung eines freiwilligen Austausches der Bodenfrüchte gegen künstliche Produkte. Diejenigen, die durch natürliche Neigung oder Anlage sich eine besondere Kunstfertigkeit in der Herstellung von allerlei Gegenständen angeeignet hatten, tauschten ihre Arbeitsprodukte gegen Nahrungsmittel oder untereinander aus. Anfangs direkt, dann durch Händler, die die Produkte von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm brachten.

Auch die aus freier Wahl hervorgegangenen Gemeinschaftsordner, Richter, Gesetzgeber, Könige, sowie ihre Umgebung mußten als solche notwendigerweise den unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur verlieren.

Alle diese Menschen nun, die durch die eine oder andere Ursache aufgehört hatten in und mit der Natur zu arbeiten, sowie auch ihre Nachkommen, die meist in ihre Fußtapfen traten, verloren naturgemäß immer mehr die Fähigkeit, so wie ehedem sich durch eigene Arbeit in der Natur zu ernähren.

Als Folge von alledem sehen wir nun die ununterbrochenen geschichtlichen Kämpfe der Stämme und Nationen unter- und miteinander, die im Grunde keinen anderen Zweck hatten und haben, als die Sicherung der bequemsten und

ausgiebigsten Ernährungsmöglichkeiten. Selbstverständlich war die direkte Ursache sehr vieler dieser Kämpfe sehr oft auch die persönliche Machtgier einzelner Personen oder Gruppen, — der sogenannte „Wille zur Macht"; das Verlangen, um der Macht selbst willen die anderen zu unterwerfen und ihnen den eigenen Willen aufzuzwingen. Aber von den Fällen abgesehen, wo die Machthaber sich für ein von der Vorsehung ausersehenes Werkzeug hielten, die anderen nach ihrem Willen zu leiten, erkennt man ohne weiteres, daß diesem sogenannten „Willen zur Macht" gleichfalls nichts anderes zugrunde liegt als wieder die Genußsucht. Nur in etwas komplizierterer und versteckterer Form.

Daß all dieses Geschehen vielleicht notwendig war und ist, um die Menschheit auf gewisse Einsichten vorzubereiten und sie zu ihnen hinzuführen — nämlich zu der Einsicht, daß der auf Zwang und Gewalttätigkeit anderen gegenüber beruhende Lebensgenuß nicht im Sinne der menschlichen Bestimmung liegen könne, wie sie uns in den Religionen geoffenbart ist —, ist möglich und erscheint mir sogar wahrscheinlich. Ähnliches hat offenbar Lao-tse in seinem 17. Spruch gemeint:

„Die ersten Gemeinschaftsordner wurden geahnt;
Folgende wurden geliebt und gelobt;
Folgende wurden gefürchtet;
Folgende wurden verachtet:
Wechselseitigkeitsgefühl allein zeugt Gemeinschaft.
— — — — — — — —
— — — — — — — —"

Alles in allem: als Resultat sehen wir heute in den sogenannten Kulturländern eine Bevölkerung, die meist nicht mehr imstande ist sich selbst zu ernähren. Die nur leben kann, indem sie von den Ackerbauern aller Weltteile gefüttert wird. Eine Bevölkerung, die in Hunderttausend- und Millionenstädten in den unsinnigsten Bedingungen zusammengepfercht lebt, meist mit der Herstellung der schädlichsten, unnützesten und lächerlichsten Gegenstände beschäftigt ist und dabei den unnatürlichsten Genüssen nachjagt; während ihre Ernährer, die Ackerbau, Obstbau und Gemüsebau treibende Bevölkerung der Erde, wenn auch in der Natur, in elenden, mangelhaften und meist menschenunwürdigen Verhältnissen leben muß; muß, weil sie einen Teil ihrer Arbeitsfrüchte zur Ernährung der nicht ackerbautreibenden Bevölkerung hergeben muß.

Heute erscheinen diese Verhältnisse, die sich in Jahrtausenden so entwickelt haben, wie sie sind, heute erscheinen sie den meisten Menschen als ganz etwas Selbstverständliches, das immer so gewesen ist und immer so sein wird. Die nicht ackerbautreibende Bevölkerung, an äußeren Luxus und alle möglichen Genüsse als an etwas Selbstverständliches gewöhnt, gibt sich gar nicht mehr Rechenschaft darüber, womit das alles eigentlich erkauft wird. Sie ist einfach in diese Verhältnisse hineingewachsen, und es wäre ein Unrecht, sie der bewußten

Schlechtigkeit in dieser Beziehung zu bezichtigen. Die Ursache, warum heute die eine Hälfte der Menschheit den allein das Leben ermöglichenden Zusammenhang mit der Natur verloren hat und immer mehr verliert, beruht einfach auf der durch Gewohnheit hervorgerufenen Gedankenlosigkeit. Man genießt gedankenlos, was man bei seinem Erscheinen auf dieser Erde auf dem Tische des Lebens gerade vorfindet. Im Hintergrunde steht immer noch die Gewalttätigkeit, aber es ist nicht mehr die persönliche, und sie tritt auch nur ausnahmsweise in die Erscheinung, etwa bei Niederwerfung von Bauernaufständen oder Proletarierrevolten, oder in sogenannten Kolonialkriegen.

An Stelle des ursprünglichen, durch instinktive Genußsucht hervorgerufenen und durch persönliche Gewalttätigkeit aufrechterhaltenen Willkürzustandes ist im Laufe der Zeit der heutige Staat mit seinen unpersönlich wirkenden Machtmitteln getreten. Alle die Bedingungen nun, die zur Entwickelung des Staates geführt haben, sowie die in ihm zum Ausdruck gelangenden öffentlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände nennen wir heute stolz Zivilisation, zum Teil sogar Kultur. In der Hauptsache ist also die sogenannte Zivilisation nichts anderes, als der Gesamtkomplex der Einrichtungen, Institutionen und Maßregeln, die sich im Laufe der Jahrtausende bei einem Teil der Menschheit herausgebildet haben, um sich von dem anderen Teil ernähren zu lassen und dadurch möglichst viel Genuß der verschiedensten Art für sich zu erlangen. Ich will für die Richtigkeit dieser Behauptung ein Beispiel anführen. Die Chinesen, ein Volk von ca. 300 Millionen, ernähren sich im Gegensatz zum größten Teil der europäischen Bevölkerung, ohne irgendwelche Gewaltmittel gegen andere Staaten und Völkerschaften nötig zu haben, genügsam selbst. Die Landwirtschaft steht bei ihnen im höchsten Ansehen. In ihrem äußeren Leben fehlen daher fast alle Merkmale dessen, was wir unter europäischer Zivilisation verstehen, trotz ihrer anerkannt alten und hohen Kultur. Ich glaube, dieses Beispiel beweist in der Hauptsache ausgezeichnet die Richtigkeit meiner Behauptung, daß alle die Einrichtungen, welche wir unter dem Namen der sogenannten Zivilisation zusammenfassen, in der Hauptsache und im letzten Grunde nur dazu dienen, den übrigen „nicht zivilisierten" Teil der Menschheit zu veranlassen oder zu zwingen uns Zivilisierte zu ernähren. Damit ist aber auch genügend klar der Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur bezeichnet. Wahre Kultur und das, was wir unter der sogenannten Zivilisation verstehen, schließen sich gegenseitig aus. Als wahre Kultur werden wir also den sittlichen Reifezustand eines Volkes oder der Völker bezeichnen müssen, in welchem die Menschen imstande sind, sich ohne Anwendung von Gewalt oder Zwang anderen gegenüber zu ernähren; wo also der gewünschte oder notwendige Austausch der jeweiligen Arbeits- und Geistesprodukte auf dem Wege der freiwilligen Vereinbarung und nicht vermittelst Raubes oder Zwanges geschieht.

Wenn also schon die sogenannte Zivilisation als solche die Unterjochung

und Tributpflichtigmachung eines Teiles der Menschen durch den anderen zur notwendigen Voraussetzung hat, wobei sich natürlich der unterjochte Teil nicht in günstigen physischen Bedingungen befinden kann, weil er einen Teil seiner Arbeitsfrüchte zur Ernährung des anderen Teiles abzugeben gezwungen wird, so sind nichtsdestoweniger auch für den herrschenden „zivilisierten" Teil der Menschheit die Folgen dieses Systemes durchaus nicht glückliche oder auch nur zufriedenstellende zu nennen.

Es wird uns freilich immer wieder aufs neue von den Vertretern der Wissenschaft, von den Kunsttempeln und Akademien der Städte aus in hochfliegenden Worten versichert und verkündet, wie allgemein befriedigend der „kulturelle Fortschritt" sich auf allen Gebieten gestalte, und daß nicht lange noch, — so würden wir auf dem Gipfel sein, dank unserer modernen Zivilisation. Man kann es aber durchaus nicht als einen zufriedenstellenden Zustand bezeichnen, wenn gleichzeitig mit den sogenannten politischen Freiheiten, der allgemeinen Schulbildung, den so hoch, fast göttlich eingeschätzten Künsten und Wissenschaften überall bei uns grober Materialismus, Gedankenlosigkeit und jegliche Laster herrschen; die Gefängnisse, Krankenhäuser und Irrenanstalten ständig überfüllt sind, auf jeder Straßenecke ein Polizeisoldat mit geladenem Revolver steht, in den Theatern, Café-chantants und sonstigen Vergnügungslokalen offen die Unsittlichkeit verherrlicht und zu ihr angereizt wird; überall offene und geheime Prostitution herrscht, und die Bevölkerung sich im Gefühl der eigenen Würde und „Kulturhöhe" bei vollen Orchestern systematisch mit Alkohol vergiftet und vergiften läßt, dadurch immer mehr unfähig werdend, die eigene Lage und den eigenen Zustand klar zu beurteilen. Und dazu in allen Staaten die ständigen Millionenheere, bis an die Zähne bewaffnet, bereitgehalten und bereit, jeden Augenblick übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu zerfleischen.

Es ist ein beschämendes, tieftrauriges Bild, welches sich unseren Blicken darbietet, wenn wir in die Tiefen des Lebens hinabsteigen und sehen und begreifen, was eigentlich rund um uns vorgeht, mit was für unmenschlichen und unnatürlichen Leiden des einen Teiles der Menschheit die sogenannten „Kulturgenüsse" des anderen Teiles erkauft werden; und ferner, wie diese „Kulturgenüsse" sich selbst an denen, die sie genießen, früher oder später furchtbar rächen. Sei es an ihnen selbst oder an den folgenden Generationen.

So sind denn im Laufe der Zeit eine ganze Reihe ständiger Einrichtungen bei den zivilisierten Völkern geschaffen und notwendig geworden, um die Feinde eines solchen Systemes oder die, die infolge dieses Systemes völlig entartet oder entmenschlicht geworden sind und daher ebenfalls eine Gefahr für den noch intakt gebliebenen Teil der Bevölkerung bilden, unschädlich zu machen, oder die sonstigen Opfer dieses Systemes irgendwie notdürftig unterzubringen und aus den Augen zu schaffen. Unsere Polizeigewahrsame, Gefängnisse und Zuchthäuser einerseits, und die Spitäler, Armenhäuser, und wie die sonstigen Anstalten alle heißen,

andererseits. Also alle die Einrichtungen, deren Vorhandensein wir entweder in unserem tiefsten Innern dunkel als etwas nicht Rechtes, nicht der Menschlichkeit Entsprechendes empfinden, die wir aber doch nicht glauben entbehren zu können, und die wir daher als „notwendige Übel" bezeichnen; oder die Einrichtungen, auf die wir mit Stolz im Gefühl unserer „hohen Kultur" hinweisen.

Es kann und darf gewiß nicht geleugnet werden, daß viele dieser Einrichtungen aus menschenfreundlicher Initiative Einzelner hervorgegangen sind und ins Leben gerufen wurden, um der leidenden Menschheit zu helfen; daß ein großer Teil aller der in den Wohlfahrtseinrichtungen beschäftigten Menschen in gutem Glauben und in echt christlicher Nächstenliebe ihre besten Kräfte in den Dienst dieser Einrichtungen stellt.

Ich will hier nur darauf hinweisen, daß sie und wir alle, die wir glauben auf diesem Wege das Elend aus der Welt schaffen zu können, uns in einem circulus vitiosus befinden, da wir hierbei nichts anderes tun, als immer nur die Wunden verstopfen, die wir selbst durch unser Leben den anderen zugefügt haben und immer wieder zufügen. Daß wir also auf diesem Wege nichts anderes erreichen, als bestenfalls das, was wir mit der einen Hand genommen, mit der anderen zurückgeben; und daß wir auf diesem Wege überhaupt nicht vorwärts kommen, sondern uns immer im Kreise drehen.

Haben wir schon einmal darüber nachgedacht? Daß wir selbst und das von uns geführte sogenannte zivilisierte Leben die Hauptursache all des Jammers und Elendes ist, in welchem sich das „ungebildete", „rohe Volk" befindet, und welches in den Zucht- und Irrenhäusern, den Kranken- und Armenanstalten, der Prostitution, den Verführten, Verlassenen und Geschändeten, dem Jammer der geknechteten Menschheit zum Himmel schreit?

Nun bin ich weit davon entfernt zu behaupten, daß jeder von uns Zivilisierten und Gebildeten direkt an dem Elend und Untergang so und so vieler Mitmenschen schuld ist. Trotzdem das alles im einzelnen Falle zutreffen kann, wollte ich das gar nicht behaupten. Ich will nur zeigen und behaupte, daß jeder von uns, der in diesen „hochzivilisierten" Verhältnissen lebt, daß jeder, der nicht selbst entweder durch die Arbeit mit und in der Natur seinen Lebensunterhalt bestreitet, oder wenigstens möglichst angenähert so zu leben sucht — daß jeder von uns einen Teil der Schuld an dem Elend und Untergange derjenigen Menschen trägt, die durch dieses unser Leben oder durch unsere Genußsucht oder auch nur durch unser Beispiel der allein nützlichen und gesunden Arbeit in und mit der Natur entrissen worden sind. Und daß dieses — das Leben der zivilisierten Menschen in ihrer Gesamtheit, abgetrennt von der Natur — die Haupt-, wenn nicht alleinige Ursache des Elendes und Jammers ist, in welchem sich der andere Teil der Menschheit befindet. Und ferner, daß alle unsere Einrichtungen, Institutionen und Anstalten, die wir ins Leben rufen — in der besten Absicht —,

um dem Elend zu steuern, all das Geld, welches wir für diese Zwecke hergeben, all die Zeit und Arbeit, die wir diesen Zwecken opfern, im letzten Grunde doch nur wieder aus derselben Quelle stammen, aus welcher heraus unser zivilisiertes Leben überhaupt erst möglich ist: aus der mit der Natur um die tägliche Nahrung und Notdurft ringenden Arbeit des einfachen Volkes. Daß es also ein grundlegender Irrtum von uns ist, wenn wir glauben, wir hätten das alles zustande gebracht; wenn wir meinen, wir gäben das alles dem leidenden Teile der Menschheit. Nein, die Sache steht so: Nachdem wir uns im Laufe der vergangenen Zeit der Arbeit in und mit der Natur entfremdet und die anderen Menschen auf die eine oder andere Weise veranlaßt haben, für uns zu arbeiten und uns zu ernähren und uns einen Teil ihrer Arbeitskraft abzugeben, wodurch wir dann all unsere Bequemlichkeiten geschaffen haben — was alles zusammen wir dann Zivilisation nennen — opfern wir einen kleinen Teil unserer erst dadurch freigewordenen Zeit und geistigen Kraft und einen Teil der Arbeitskraft, die wir den für uns Arbeitenden entnommen haben, um für die Menschenopfer dieses Systemes notdürftig zu sorgen oder sie uns so rasch als möglich aus den Augen zu schaffen. Wir haben in Wirklichkeit also gar kein Recht, uns etwas darauf zugute zu tun. Wir haben im besten Falle nur einen Teil der materiellen Werte — den anderen haben wir für uns schon verbraucht — denen zurückgegeben, von denen wir sie genommen. Die Tränen aber und das Herzeleid, den Jammer und das vergossene Blut, welches wir verursacht, kann nichts mehr gut machen. Dieses ist es, was uns erst einmal zum Bewußtsein kommen muß.

Und das ist der Zweck dieser Zeilen: begreiflich zu machen, daß alle unsere Bestrebungen, die herrschenden Verhältnisse und Zustände durch sogenannte positive Handlungen und Taten, durch Ersinnen und Ausführen irgend welcher neuer Einrichtungen und Wohlfahrtsbetriebe zu verbessern, uns nie und nimmer zum Ziele führen werden, weil es zu ihrer Ausführung wieder eines Teiles der Arbeit, Zeit und Kraft und Gesundheit gerade der Menschen bedarf, für die sie bestimmt sind; und daß ja gerade dadurch wieder alles beim alten bleibt, mit der einen Hand bloß gegeben wird, was mit der anderen genommen wurde; nur in wechselnder Form. — Denn aus nichts können wir nichts schaffen. Wenn wir irgend etwas geben wollen, so müssen wir es irgendwoher nehmen; und woher haben wir, die wir nicht mit und in der Natur arbeiten, unsere Zeit, unser Geld und alles, was uns umgibt? Aus dem dem arbeitenden Volke abgenötigten Teil seiner Arbeitsfrüchte. Alles, was außer in Verbindung und Arbeit mit und in der Natur getan wird, kann nur zustande kommen auf Kosten der Arbeit anderer, d. h. im letzten Grunde immer der Menschen, die durch die Arbeit mit und in der Natur die Nahrungsmittel, die Notdurft des Lebens schaffen. Alles, was wir sind, sind wir auf Kosten der Arbeit dieser Menschen. Alles, was irgendwo und irgendwie geleistet wurde, war in der Hauptsache nur möglich durch diese Menschen.

Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich durchaus nicht die von uns bei allen diesen Bestrebungen geleistete geistige Arbeit leugne oder sie als solche für absolut wertlos erklären will. Nein; aber die zur Hervorbringung dieser geistigen Leistungen nötige Muße ist in den meisten Fällen doch nur erst durch die Arbeit anderer Menschen möglich geworden, — und was diese geistige Arbeit in gewissem Sinne völlig entwertet: das Ziel, die Beseitigung des menschlichen Elendes, kann auf diesem Wege gar nicht erreicht werden.

Soweit nun die Menschen freiwillig ihre Arbeitszeit und ihre Arbeitsprodukte untereinander austauschen, um die notwendigen Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung, Wohnung und alles, was damit zusammenhängt, zu befriedigen, so ist es ihre eigene Sache, wenn sie es in dem einen oder anderen Gebiete enger oder auch weiter haben — je nach Wunsch, Bedürfnis und Anlage.

Soweit aber der eine Teil der Menschen bewußt vermittelst Zwanges auf Kosten des anderen Teiles lebt und dadurch dieser andere Teil in Not, Krankheit und Elend gestürzt wird, wie wir es bei unseren heutigen Zuständen fast überall als Regel sehen, so kann das — wie mir scheint — nie und nimmer ein gerechter und guter Zustand genannt werden. Und beseitigt werden kann dieser Zustand auch nicht, wie ich gezeigt zu haben glaube, durch unsere Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen; durch die Gewaltmittel der Revolutionsmänner und Terroristen ebenfalls nicht, denn gerade durch die jahrtausendlange Ausübung und Gewöhnung an die Gewalttätigkeit sind diese Zustände in der Hauptsache hervorgerufen und werden durch sie aufrechterhalten. Dadurch können nur die jeweiligen äußeren Machtverhältnisse etwas verschoben werden, sonst aber bleibt alles beim alten.

Wir müssen eine andere Lösung der Frage finden. Und ich glaube, die Lösung ist — soweit sie den einzelnen Menschen betrifft — einfach und klar: Wir müssen aufhören das als falsch Erkannte weiter zu tun.

II.

Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, daß, wenn man der Menschheit erfolgreich dienen will, es darauf ankommt, „große Taten" zu vollführen. Und zwar im sogenannten positiven Sinne. Also eine große Entdeckung, Erfindung oder einen scheinbar groß und tief angelegten und durchdachten Plan zu einem womöglich durch den Staat zu verwirklichenden Wohlfahrtsbetrieb. Wenn man jedoch diese Frage etwas eingehender prüft, erkennt man, daß jede wahrhaft große und vor allen Dingen gute Tat, wie jede sittliche Handlung überhaupt, nicht das Entdecken, Finden oder Hervorbringen sogenannter „neuer Werte" ist, sondern das bewußte Aufgeben des als falsch, schlimm oder bös Erkannten; das Sichselbstbezwingen und -besiegen. Das scheint vielleicht auf

den ersten Blick nicht richtig, aber doch ist es so. Das einzige Gute und Wertvolle, was wir außer der Arbeit mit und in der Natur tun können, besteht darin.

Wir können nehmen, was wir wollen. Wahrhaft große und vor allen Dingen gute, der Menschheit nützliche Handlungen zeichnen sich immer dadurch aus, daß ihnen ein Verzicht zugrunde liegt. Auch der Idee der Hilfe liegt ein Verzicht zugrunde. Materiell helfen können wir doch nur dadurch, daß wir dem anderen etwas geben; das bedeutet aber, daß wir selbst auf das, was wir geben wollen, verzichten. Der innere Wert einer guten Handlung besteht eben darin, daß man etwas nicht getan hat, was man hätte tun können, was alle immer taten und tun. Der Held ist nicht deswegen Held, „weil er kühn vorandringt," sondern weil seinem Wesen der Verzicht auf irdische Güter, ja auf das Leben selbst, zugrunde liegt um einer höheren Idee willen. Und deswegen packt es uns auch alle im tiefsten Inneren, wenn wir solch einen freiwilligen Verzicht auf äußeren Glanz und Ruhm, ja auf das Leben selbst um einer Idee willen sehen.

Auch in der uralten Weisheit der zehn Gebote sehen wir dasselbe Prinzip zum Ausdruck kommen.

Sie sind zum größten Teil Verbote: Du sollst keine anderen Götter haben; Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen; Du sollst nicht töten; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst kein falsches Zeugnis reden; Du sollst nicht begehren. Die einzigen G e b o t e sind die Gebote der Feiertagsheiligung und der Achtung vor den Eltern, und auch diese haben nur einen Sinn und können nur so gegenständlich und ausführbar für uns sein, indem wir aufhören alles das zu tun, was uns hindert, diese ideellen Forderungen zu erfüllen. Alle übrigen „Gebote", die sich entweder auf unser Verhalten dem Schöpfer oder den Menschen gegenüber beziehen, beruhen in nichts anderem, als dem N i c h t t u n des Falschen ihnen gegenüber. Zugrunde liegt allen Geboten nichts anderes als die allgemeine Forderung der Liebe zu Gott und den Menschen. Worin aber besteht die Liebe, und zwar nicht die äußere sinnliche Liebe? Offenbar in einer guten Gesinnung anderen gegenüber. Eine solche Gesinnung ist aber eine ideelle Forderung. Und die Ausführung einer solchen ideellen Forderung an sich kann nur denkbar sein dadurch, daß wir alles das aufgeben und nicht tun, was sie hindert; also alles, was das Gegenteil von ihr bedeutet. Dazu gehören vor allem auch alle materiellen Dinge, Handlungen und Verhältnisse, die solch einer ideellen Forderung im Wege stehen. Als der Jüngling Jesus fragte, was er tun solle, um selig zu werden, antwortete ihm Jesus: „Halte die Gebote", und weiter „verkaufe alles, was Du hast, gib es den Armen und folge mir nach." Hier liegt derselbe Gedanke zugrunde. Gib alles Unnütze, Überflüssige auf — gib es den Armen — dann wirst Du selig sein.

Wenn wir also Gott und unsere Mitmenschen lieben sollen, so müssen wir all das aus unserem Leben beseitigen und ausschalten, was uns daran hindert;

oder wenn wir in Wahrheit unseren Mitmenschen helfen wollen, so können wir es am ehesten dadurch, daß wir aufhören, ihnen durch unser Leben zu schaden. Darin besteht die einfache, klare Lösung.

Die selbstverständliche Voraussetzung der Möglichkeit des menschlichen Lebens überhaupt bildet die Arbeit mit und in der Natur. Wenn wir also wahrhaft unsere Mitmenschen lieben und ihnen helfen wollen, so müssen wir vor allen Dingen suchen, ihnen in diesen notwendigsten Dingen nicht zur Last zu fallen, sondern, soweit es uns möglich ist, uns durch eigene Arbeit mit und in der Natur selbst zu erhalten. Haben wir von solch eigener Arbeit etwas übrig, so mögen wir es denen abgeben, die in Not sind. Aber wieviel haben wir Gebildete von solch eigener Arbeit übrig? Wir gebildeten und zivilisierten Menschen leben wohl fast alle von dem Überschuß der dem einfachen Volke abgenötigten Kraft und Arbeit, und das ist die Hauptursache, daß das Volk in Not und Elend lebt. Um diese Wahrheit kommen wir nicht herum. Daher ist der einzige und richtige Weg zur Verbesserung der Lage dieser Menschen vor allen Dingen der, daß wir, die wir von seinem Schweiß und Blut leben, aufhören dieses zu tun; das heißt, daß wir wieder, so weit es uns möglich ist, anfangen für uns selbst in und mit der Natur zu arbeiten, und so die Last von den Schultern des Volkes nehmen, die es zu Boden drückt; daß wir aufhören und aufräumen mit allen überflüssigen und unnatürlichen Genüssen, die nur auf Kosten der Entbehrungen und Leiden des arbeitenden Volkes möglich waren und sind, und daß wir wieder anfangen ein einfaches Leben auf dem Lande in Arbeit mit der Natur, die allein uns wahrhaft erhalten und ernähren kann.

Nun werden wir alle oder wenigstens die meisten von uns Gebildeten — wenn wir uns überhaupt auf diesen Standpunkt stellen — wohl gar nicht im Entferntesten imstande sein, auch nur einen ganz geringen Teil des zum Leben Notwendigen selbst zu erarbeiten, auch bei weitgehendster Arbeitsteilung. Wir müßten einfach verhungern, erfrieren und zugrunde gehen, wenn wir wieder, wie es im Anfang gewesen ist, auf unsere eigene Kraft angewiesen wären. Wir haben uns so der einzig das Leben ermöglichenden Arbeit mit und in der Natur entwöhnt und entfremdet, daß wir wohl völlig hilflos dastehen würden, wenn plötzlich all die Verhältnisse schwänden und zusammenbrächen, die uns unser jetziges komfortables und bequemes Leben möglich machen.

Da wir aber nun Menschen sind, die vielleicht ohne eigene Schuld in diese Verhältnisse hineingeboren und hineingewachsen sind, so haben wir vielleicht ein Anrecht auf eine mildere Beurteilung.

Ich glaube, es ist vor allen Dingen überhaupt erst nötig zu erkennen und zu begreifen, in was für schrecklichen, ungeheuerlichen, unnatürlichen und für einen Teil der Menschen zu Not und Elend führenden Zuständen wir leben. Und wenn wir das einmal erst erkannt und begriffen haben, damit zu beginnen,

so viel und so gut wir können, mit all dem aufzuhören, was eine unnütze Last für den anderen arbeitenden Teil der Menschen bildet. Auf all die Genüsse und Bequemlichkeiten, die nur durch das Leiden, die Not und Qual des anderen Teiles der Menschheit ermöglicht werden, zu verzichten und sich immer mehr dem einfachen natürlichen Leben in und mit der Natur anzunähern suchen. Jeder, so wie er es kann und wie er innerlich stark und mächtig ist es zu tun. Und indem wir das tun, nehmen wir Schritt vor Schritt eine Last nach der anderen — wenn es auch nur gering scheint — von den Schultern der Menschen, die sich im Schweiß und Blut Tag und Nacht abmühen müssen und mußten, das alles für uns zu schaffen, zu bereiten und herzustellen, was wir gedankenlos täglich zu unserem zivilisierten und „kultivierten" Dasein brauchten, und das doch nichts weiter war und ist als eine hohle Lüge, Schaum und Spreu, die morgen nicht mehr sein wird.

Ist es nicht wahr, daß auch wir noch glücklich werden können, wenn wir anfangen diesen Weg zu gehen? Ist es nicht wahr, daß dann der Haß und die Feindschaft aufhören müssen, die jetzt die Menschheit zerfleischen? Und ist es nicht wahr, daß wir, die wir uns für die Gebildeten und das Salz der Erde hielten und halten, daß wir durch unser Leben die Hauptschuld tragen und trugen am Elend der Menschheit? Und an unserem eigenen?

Von manchem wird nun eingewendet werden, daß, wenn er auch auf sein bequemes und gewohntes Leben verzichten würde, es doch die anderen nicht tun würden, ja er würde dann nur den anderen Platz machen, die umsomehr für sich an Genüssen nehmen würden, und es wäre im ganzen nichts geändert. Ich glaube dagegen, daß wir vor allen Dingen für unser eigenes Leben verantwortlich sind. Ob die anderen es auch tun werden, — das ist ihre Sache, wenn ich nur das Rechte tue! Und dann — woher wissen wir, daß unser Beispiel nicht auch die anderen zum Nachdenken, vielleicht auch zur Nachahmung veranlassen kann, wenn wir aus ehrlichem inneren Ringen unser Leben anfangen zu erneuern?

Es wird auch eingewendet werden, daß, wenn sich die menschliche Entwickelung nicht so vollzogen hätte, wie es tatsächlich geschehen ist, wenn die Menschheit nicht in ihrer „Spitze" den Weg der Zivilisation gegangen wäre, daß wir dann wahrscheinlich auch keinen Kolumbus, Newton, Kopernikus, Galilei, keinen Shakespeare, Goethe, Schiller und Kant gehabt hätten, von den Erfindern und Entdeckern auf technischem und chemischem Gebiete gar nicht zu reden.

Jedoch: Erstens können wir gar nicht wissen, was gewesen wäre, wenn ein Teil der Menschheit nicht den Weg der Zivilisation, abseits und entfernt von der Natur gegangen wäre, und zweitens begeht man einen großen Fehler, wenn man glaubt, daß unsere Erfindungen und Entdeckungen, besonders auf technisch-chemischem Gebiete unbedingt zum Wohle der Menschheit beigetragen haben oder noch beitragen. Im Gegenteil, der Wert aller dieser Dinge ist ein sehr zweifel-

hafter. Und ferner: Alle wahrhaft großen Intellekte, welche die Menschheit hervorgebracht hat, waren nicht groß, weil sie uns irgendwelche erstaunliche neue Wahrheiten gelehrt, sondern sie waren es, weil sie uns die ewige alte Wahrheit der Rückkehr zur einfachen Menschlichkeit, die Rückkehr zur Tugend als dem höchsten „Gottesgebot" lehrten und zum Bewußtsein brachten; und außerdem, sie waren aus dem einfachen Volke, oder sie kehrten zu ihm zurück; sie waren nicht ein Produkt der sogenannten Zivilisation, sondern sie entstanden abseits von ihr oder wendeten sich bewußt von ihr ab.

Wenn also auch die Entwickelung, die die Menschheit in der Zivilisation genommen hat — wie ich es schon an einer anderen Stelle gesagt habe — vielleicht notwendig war, weil wir ohne dieses weite Abkommen von der Natur vielleicht nicht zu der Erkenntnis der wahren Notwendigkeiten des Lebens gelangt wären, so liegt jetzt für uns gar kein Grund mehr vor, auf diesem Wege weiter zu gehen, nachdem wir begriffen und eingesehen haben, in was für Elend und Jammer es die Menschheit gebracht hat, und wir dadurch zur Einsicht der wahren Notwendigkeiten des Lebens gelangt sind.

Es fragt sich nun weiter, woran es liegt, daß diese einfache Wahrheit, — die Wahrheit nämlich, daß zur Beseitigung des Elendes, in welchem heute die Menschheit lebt, und zur Erreichung guter, gesunder und menschenwürdiger Zustände kein anderer Weg führt, als einfach das Nichttun des Schlechten, des Schädlichen, des Unnatürlichen, — so selten begriffen und so selten nach ihr gehandelt wird? Warum glauben die Menschen, daß es nötig ist, großartige, komplizierte und teure, womöglich durch den Staat zu verwirklichende Wohlfahrtseinrichtungen ausführen zu müssen, um dem Elend zu steuern, die doch, weil wieder aus denselben Mitteln und Kräften desselben Volkes geschöpft und zustande gebracht, für die sie angeblich bestimmt sind, in Wirklichkeit das darbende leidende Volk gar nicht entlasten, sondern nur eine neue Belastung und Komplizierung seines Lebens darstellen?

Eine der Ursachen liegt gewiß darin, daß wir selbst noch nicht stark genug sind, auf all den Luxus und die Bequemlichkeit der modernen Zivilisation zu verzichten, und daß wir, da wir wohl mehr oder weniger klar begreifen und sehen, daß gerade dieses es ist, was in der Hauptsache das uns umgebende Elend hervorruft, in uns die an sich gute Regung empfinden, irgendwie eine Abhilfe für dieses Elend zu schaffen.

Ferner gibt es durch die Entwickelung gewordene Verhältnisse, in denen es gar nicht möglich ist, ohne einen großen Teil aller dieser Einrichtungen zu existieren: die städtischen Verhältnisse. Diese sind dermaßen ungesund, mörderisch und entsittlichend, die Opfer dieser Verhältnisse so zahlreich, so unausbleiblich, daß dort gar nicht ohne alle möglichen Kranken-, Rettungs- und Armenanstalten für alle möglichen Verunglückten und Untergehenden gelebt werden könnte. Die

Stadt ist ein bei lebendigem Leibe verfaulender Organismus. Ob wir wollen oder nicht, dort müssen die Opfer irgendwie notdürftig beseitigt oder untergebracht werden. Und es ist daher selbstverständlich, daß dort alle diese Einrichtungen bestehen und funktionieren müssen. Sie sind die notwendigen Ausführungsgänge, in welchen alles untaugliche Material fort- und hinausgeschafft wird, sonst wäre das Leben auf die Dauer dort gar nicht möglich.

Als ich als junger Mensch zum erstenmal in Paris in der Morgue vor den unbekannten Opfern der Weltstadt stand, als ich hörte, daß mit „Naturnotwendigkeit" jährlich so und so viel Tausend Menschen dort umkämen, — nicht eines natürlichen Todes — sondern im Schmutz und Elend, im Laster, Selbstmord und Not, Überfahrene, Zerschmetterte, Zerfetzte; als ich hörte, daß es in London eine Straßenecke gäbe, an der jährlich durchschnittlich 50 Menschen überfahren würden; als ich begriff, wieviel Tausende und Hunderttausende in den äußerlich so glänzenden Städten ohne Sonne, Licht und Luft dahinsiechen mußten, wieviel Kinder dort unrettbar dem Laster entgegengingen und verkommen mußten, da stand ich lange unter dem drückenden Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung sein könne. Aber ich sah wie die meisten anderen Menschen nicht den Ausweg. Ich dachte, daß das eben ein unumgängliches Naturgesetz sei, welches mit Naturnotwendigkeit seine Opfer fordere. Die Städte mit ihrer sogenannten Zivilisation und Kultur müssen sein, dachte ich, — also müssen auch die Opfer sein; dabei ist nichts zu machen. Es ist traurig so, aber es ist so, und dabei ist nichts zu ändern. So dachte ich, und so hörte ich es von allen aussprechen. Ich fand mich mit dieser Tatsache ab, so gut es ging. Meine Genußsucht und mein Egoismus ließen mich nicht klar sehen. Und ich war ganz einverstanden mit all den Wohlfahrtseinrichtungen und Institutionen, die dazu dienten, das vorhandene Elend wenigstens äußerlich etwas zu bedecken und zu lindern. Wenn ich an all den Genüssen der Großstadt teilnahm, so beruhigte es doch etwas das Gewissen, daß irgendwo die Spitäler und Rettungshäuser und fliegenden Ambulanzen standen und warteten, die die unvermeidlichen Opfer eines solchen Lebens aufnahmen und aus den Augen schafften. Die 50 Überfahrenen an der berüchtigten Straßenecke Londons, die starren, entsetzlich traurigen, oft schauerlich verstümmelten Gesichter der Toten in der Morgue, die Hunderttausende in den engen lichtlosen Häusern, in der Prostitution, in Elend, Krankheit und Not dahinsiechenden lebenden Menschen ließen mich aber nicht in Ruhe. Und wie oft mußte ich mir die Frage stellen, warum es nicht auch mich treffen könne, das mit der Morgue, oder dem Überfahrenwerden, oder — dem Untergang im Elend und Laster der Großstadt; ja, ich geriet vielleicht selbst immer tiefer in dieses Elend und Laster hinein: das Trinken, die Verführungen und Verlockungen der Sinne, auf die die eine ganze Seite der Stadt angelegt ist. Und ich gelangte vielleicht gerade bis an den Rand des Abgrundes. Ein gütiges Geschick gab mir Kraft Halt zu machen, gab Kraft das Trinken als eine Hauptursache der

Haltlosigkeit abzulegen, gab Kraft wieder frei und klar die Augen zu öffnen und um mich zu schauen. Und da gewahrte ich mit Staunen, aber zugleich auch mit Entsetzen, daß alles das, was ich und wir alle für ein unerbittliches Naturgesetz gehalten, gar kein unerbittliches Naturgesetz war. Es war gar nicht natürlich, daß Hunderttausende jährlich in den Städten in den elendesten und entsetzlichsten Leiden, in Not, Tränen und Verzweiflung untergingen — es war gar kein ehernes, unerbittliches Naturgesetz — wir, unsere Genußsucht, unser Egoismus war daran schuld. Daher, daß wir Menschen uns in den Städten zusammenpferchten; daher, daß jeder von uns, der dorthin ging, auch seine Genußsucht dorthin mitbrachte, daher entstand dort das Übel, daher mußten dort jährlich so und so viel Menschen elend untergehen und verkommen. War das natürlich? Nein, es war gar nicht natürlich; und es war auch gar nicht nötig. Sobald wir nur aufhörten dort hinzugehen, dort zusammenzuströmen, so mußte auch der Untergang und die Qual so und so vieler Menschen aufhören, die dorthin gekommen waren, entweder von Genußsucht und falschen Vorstellungen über die wahren Notwendigkeiten des Lebens getrieben, oder um all das herzustellen, was wir und unseresgleichen zur Befriedigung unserer Lust brauchten. Und es fiel mir von den Augen wie Schuppen, und ich ward wieder sehend. Und ich begriff: Wenn auch nicht alle Menschen auf einmal aus den Städten wieder zurück aufs Land zur einfachen gesunden Arbeit mit und in der Natur zurückkehren konnten — das war gar nicht möglich und konnte nur allmählich geschehen —, so konnte ich wenigstens gleich hinaus, fort aufs Land und somit selbst nicht mehr zu dem Elend beitragen, das dort durch die Anhäufung der Menschen und ihrer genußsüchtigen Leidenschaften herrschte; und so den Teil der Schuld, den ich an all diesem Elend hatte und habe, so weit verringern, als es mir möglich war; immer mehr und mehr, je einfacher und anspruchsloser, je mehr der Natur angenäherter ich suchte zu leben.

Und es ward mir klar: Die Menschen, die glaubten in den Städten mit all ihren scheinbaren Erleichterungen und den Sinnen schmeichelnden „Kulturgenüssen" leben zu müssen, oder die sich von dort noch nicht frei machen konnten, weil sie innerlich noch nicht stark dazu waren, die mußten auch die Verantwortung und die Folgen für das dadurch hervorgerufene Elend übernehmen und tragen.

Die Frage aber, ob die Städte als solche notwendig waren und sind oder nicht, die Frage habe ich gar nicht zu entscheiden und kann sie auch gar nicht entscheiden. Nur das eine weiß ich, daß alles Übel und alle Not der Menschheit aus dem von der Natur abgetrennten Leben fließt, welches ein Teil der Menschen in den Städten oder ähnlichen „hochzivilisierten" Verhältnissen führt, und daß, wenn ich zur Verminderung dieses Übels beitragen will, ich vor allen Dingen wieder zum einfachen natürlichen Leben mit und in der Natur zurückkehren muß; und das kann ich nur fern und unabhängig von der Stadt, auf dem Lande.

Nun kann ich freilich gar nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, daß die Menschheit, als Ganzes genommen, notwendig eine solche Entwickelung nehmen müsse, das heißt also aus den Städten und städtischen „zivilisierten" Verhältnissen wieder zum einfachen Landleben in und mit der Natur zurückkehren müsse. — Es ist überhaupt eine Frage, ob die Menschheit als Ganzes sich in einer aufsteigenden Entwickelungslinie bewegt oder nicht. Wir können das, glaube ich, gar nicht entscheiden. Wenn wir, soweit unsere geschichtliche Kenntnis zurückreicht, den Kulturzustand der früheren Zeiten mit dem heutigen vergleichen, so ist es sehr fraglich, ob die Menschheit als Ganzes heute in Wirklichkeit weiter ist als vor 5000 Jahren. In technischer Beziehung zweifellos. Aber auf den anderen Gebieten? Sind die äußeren Formen unseres Gemeinschaftslebens wirklich besser als die früheren, bedeuten sie wirklich einen Fortschritt? Die Meinungen darüber können sehr geteilt sein.

Ich glaube, es kommt im Grunde auch gar nicht auf die Entscheidung dieser Frage an, sondern auf etwas anderes.

Wenn die Menschheit als Ganzes sich fortentwickeln oder höherentwickeln soll, so muß dieser Entwickelung jedenfalls und offenbar die Entwickelung des einzelnen Menschen zugrunde liegen. Darauf kommt es an. Zivilisation ist äußere Form. Die äußere Form des Lebens ist aber immer nur der Ausdruck für den jeweiligen inneren geistigen Zustand oder das geistige Niveau, auf dem ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen sich befindet. Nicht die äußeren Formen bedingen und schaffen den jeweiligen Kulturzustand eines Volkes, sondern umgekehrt die im Menschen vorhandenen und sich entwickelnden inneren geistigen Anschauungen und ethischen Forderungen schaffen sukzessive die äußeren in die Erscheinung tretenden Formen des Gemeinschaftslebens. Die äußeren schon vorhandenen Formen und Dinge, soweit sie nicht die natürlichen Bedingungen unseres Lebens in und mit der Natur betreffen, können nur insofern mitbildend und mitwirkend bei diesem inneren Entwickelungsprozesse sein, als sie abschreckend und hemmend auf uns wirken und uns die immerwährende Unvollkommenheit der uns umgebenden Zustände vor unser geistiges Auge rücken und zur Erkenntnis bringen. Nun ist aber die Entwickelungsmöglichkeit und Entwickelung des einzelnen Menschen von einem niederen zu einem höheren moralischen und intellektuellen Zustande eine von niemand geleugnete Tatsache — wenn viele sie vielleicht auch selbst noch nicht an sich erfahren haben. Und ich glaube, von dieser Tatsache müssen wir ausgehen.

Es kommt gar nicht darauf an, daß die herrschenden uns ungenügend und falsch erscheinenden Zustände und Lebensbedingungen der Gesamtheit durch äußere allgemein für alle verbindliche Maßnahmen sofort geändert werden; das ist gar nicht möglich. Aber darauf kommt es an, daß jeder Einzelne, der das Falsche in seinem Leben erkannt hat, sein Leben von Grund aus nach diesen neuen sitt-

lichen Gesichtspunkten umzugestalten sucht; das ist jedem mehr oder weniger möglich.

III.

Die Überwindung unserer als ungenügend erkannten menschlichen Verhältnisse kann also nicht durch Ersinnen neuer äußerer Lebensformen und Institutionen erreicht werden, da deren Einführung, wie ich versucht habe zu zeigen, das Gesamtleben der Menschheit nur noch mehr kompliziert und belastet.

Ebenfalls nicht durch die bewußte Anwendung von Gewalt.

Die mangelhafte Organisation unseres Lebens, die in Gesellschaft und Staat zutage tritt, ist eben nicht, wie manche glauben, ausschließlich das Werk der gerade am Ruder befindlichen Regierungen oder der jeweiligen Machthaber, die man nur zu beseitigen braucht, um das Reich Gottes auf Erden zu haben. Nein, diese Organisation ist in der Hauptsache das jahrtausendelange Entwickelungsprodukt der der menschlichen Rasse überhaupt anhaftenden genußsüchtigen und gewalttätigen Triebe und Instinkte. Die Besserung dieser Zustände kann daher unmöglich in der Richtung der erneuten Betätigung oder gar Verstärkung dieser Instinkte und Triebe liegen, sondern offenbar nur in ihrer bewußten Verminderung und Überwindung. Wenn wir die angestrebte Erneuerung und Verbesserung unserer Zustände mit der Anwendung von Zwang und Gewalt gegen die Andersdenkenden und -handelnden beginnen würden, so würden wir ja selbst gerade in den Fehler verfallen, den wir bei den anderen bekämpfen wollen, und der ja gerade eine der Hauptursachen der mangelhaften Zustände ist, unter denen die Menschheit leidet; so daß wir also dadurch diese Zustände nur immer neu erzeugen und aufrechterhalten würden.

Um wahrhaft zur Verbesserung des Lebens der Menschheit beizutragen, müssen wir vor allen Dingen die Instinkte und Triebe der Genußsucht und Gewalttätigkeit in uns selbst bekämpfen und zügeln. Nur so werden wir von innen heraus die Mängel unseres persönlichen, gesellschaftlichen, staatlichen und Menschheitslebens organisch überwinden. Und auch nur so können die anderen Menschen, die noch nicht auf diesem Standpunkt stehen, innerlich veranlaßt und gewonnen werden, das gleiche zu tun. Denn sich uns anschließen werden die anderen Menschen nur dann, wenn sie sehen und begreifen werden, daß wir wirklich ein höheres Kulturideal anstreben und besitzen. Wer wird uns das aber glauben, wenn wir selbst in Genußsucht und Gewalttätigkeit weiterleben?

Das höhere Kulturideal kann aber nur in der Richtung der größeren Liebe der Menschen untereinander liegen; die größere Liebe kann aber nur darin bestehen, daß wir bereit sind, auch das Ungemach und die Leiden geduldig auf uns zu nehmen und zu tragen, die uns aus dem Leben und Handeln der anderen Menschen entstehen, statt ihnen mit Unwillen und Gewalt zu begegnen; immer dessen eingedenk, daß wir den anderen dadurch notwendigerweise wieder Schmerzen und

Leiden bereiten würden, und daß wir dadurch die Summe des Elends der Menschheit, anstatt sie zu verringern, nur noch vermehren würden. Dagegen sollen wir suchen, die anderen mit guten Gründen von ihrem Irrtum oder Unrecht zu überzeugen. Ja, noch mehr: Wir sollen trachten, auch sie des Guten teilhaftig werden zu lassen, welches uns selbst aus einem niederen zu einem höheren besseren Zustande verholfen hat. Nur durch solch ein Verhalten werden wir die Andersdenkenden und -handelnden überzeugen, daß wir wahrhaft das Gute wollen, und auch nur dadurch können wir hoffen, sie für uns und unser Kulturideal zu gewinnen. Denn nur die in einer Idee enthaltene größere Liebe und Wahrheit wird imstande sein, sich die Herzen der Menschen zu erobern, ohne dazu Gewalt oder Zwang nötig zu haben.

Dr. Gustav Sommerfeldt: Kunstleben und Zunft.

Erinnerungen des aus Ungarn stammenden Malers Johann Friedrich Bayer (ca. 1680 bis 1710).

Zusammenhängendes Material über die alten Zünfte der Kunstmaler des 17. und 18. Jahrhunderts hat in Deutschland nur an wenigen Orten gefunden werden können. So boten sich auch in Königsberg, wo eine solche Zunft als Vorgängerin der heutigen Kunstakademie existierte, nur geringe Überbleibsel dar, in einem Faszikel, der sich betitelt „Akta, die Gewerksrollen der Maler betreffend, 1671 bis 1701".*) Und wenn auch in Briefwechseln und Biographien von Künstlern alter Generationen — erinnert sei an Kügelgens lehrreiche Memoiren — manch wertvolles Körnlein sich vorfindet, das die ersprießliche Frucht einer Darstellung der Geschichte der alten Malerzünfte zu treiben geeignet wäre, insbesondere auch den Matrikeln der alten Universität Frankfurt a. O., der Königsberger Universität und anderer etliche Eintragungen entlehnt werden können über Musensöhne, die als „artis pictoriae cultores" den Vorlesungen der betreffenden Universitäten beiwohnten, so ist doch weit davon entfernt, daß jemand den Versuch unternommen hätte, dieses Material für die in Betracht kommenden Orte zu sammeln, oder in größerem Rahmen einheitlich zu gestalten.

Auch der nachstehende Auszug aus einer Selbstbiographie des Kunstmalers Johann Friedrich Bayer, die von mir in der Handschrift S 127 Folio II, Blatt 630 ff. (Beilage in Quart, durchweg eigenhändige Aufzeichnung Bayers)

*) Stadtbibliothek zu Königsberg, alte Signatur A 77.

entdeckt wurde, vermag in besagter Hinsicht, zumal ihre Nachrichten sich auf den Zeitraum bis 1710 beschränken, nur Geringes beizubringen. Als Augenblicksprodukt entstanden, und an den ehemaligen Pfarrer Johann Michael (Michaelis) eingesandt, der 1710 in Lübeck hochbetagt lebte, und wohl ein Jugendbekannter Bayers war, bietet sie keine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes dar, immerhin wird die Wiedergabe der hier hervorgehobenen besonders markanten und für die Zeitanschauungen jener Epoche interessanten Stellen sich rechtfertigen. Nachdem Bayer, der in Ungarn als der Sohn eines Lutherischen Pastors (ursprünglich Rektor zu Neuhäusel) geboren ist, einleitend über Zweck der Aufzeichnung und über Beziehung zum Königsberger Hofprediger Bernhard Hahn († 9. Oktober 1712) gesprochen hat, fährt er fort:

„Mein Vater weylandt war ein Prediger in Oberungarn zu Kirchdorff (ohngefehr fünf Meilen von Eperies*), ein Marcktflecken. Sein Nahme war magister Johannes Bayer, in Ungarn wohlbekant. Mein Großvater hieß Johannes Sartorius, Superintendens in Eperies, welcher meiner Mutter Vater war. Da meine liebe und fromme Mutter aber starb, heurathete mein Vater eines Predigers Tochter, welcher letztens in Lübeck Superintendens ward, und schon bey Gott vor einigen Jahren. Sein Nahme hieß Doctor Samuel Pomarius; anderer unnöthigen weitleufftigen Nahmen und Herkommen anzuführen, mich zu begeben, und nur kurtz zu sagen, daß ich aus einer Predigerfamilie entsprossen. Da aber anno 1674 dieses Landt von Gott mit harten Straffen umb der Einwohner Sünde willen heimgesuchet, das exercitium religionis denen Lutheranern genommen, von dem Römischen Kayser versetzet, und die Prediger von Stadt, Gemeinen und Land verjaget wurden,**) so geschahe es, daß mein lieber Vater, welcher sich in seinem ledigen Stande, als Studiosus, beworben hatte umb den Ungarischen Adel, denselbigen durch ein festes Document unter Kayserlicher Handt und Siegel, vor sich und seine künftige Erben zu wege gebracht —, resolvirte, diesen Standt zu verfolgen, und da das Predigen und vor Gemeinen zu sorgen, ihme nebst anderen genommen, sich des weltlichen Standes zu bedienen. Er reisete hierauf zu einem vornehmen Fürsten, arrendirete von demselbigen eine weitläufftige Starostey umb ein schweres Geldt, setzte sich in viele Schulden, und vermochte doch nicht dahin zu kommen, daß er zu seinem Zweck dieses erhielte, daß er vielmehr plötzlich und unversehens, — und wie von einem meiner Freunde berichtet, durch List von denen Herren Jesuiten eines beygebrachten Trunckes — nach Hause kommend kranck, und seinen Abschiedt genommen. Dieser unverhoffte Fall setzte sein armes Hauß, mich aber insonderheit, in einen miserabelen Standt. Mein Großvater aber, von welchem im Anfang gemeldet,

*) Eperies, Stadt am Tarczafluß, im Komitat Saros. Notizen über Johann Bayer finden sich u. a. vor in Zedlers „Universallexikon", Band III, Spalte 796.

**) Über das „Blutgericht zu Eperies" vom Jahre 1687 siehe H. Dalton, Daniel Ernst Jablonski. Berlin 1903. S. 357—358.

war im Exilio nach Dantzig geraten, allda er durch göttliche Vorsorge von einem ehrbaren Rath beruffen wurde zu einem Prediger, ins Dantziger Werder, nach Trutenau und Hertzberg. Dieser schrieb sofort, als er meines Vaters Todt erfahren, umb mich an die Vormündere, welche mich gerne, aber fast nacket, die weite Reise mit einem auch flüchtigen Cantor aus Eperies, fortschoben, mit Hinterhaltung des meinigen, so sie zu verwahren hatten. Ich muß glauben, daß mir, als einem armen vater- und mutterlosen Weysen, genug Druckes in diesem Zustande wiederfahren sey, obschon wegen zarter Jugend, da ich etwan von vier Jahren und etwas drüber, mich davon nicht viel erinnern kann, nur daß mich däuchte, ich war wie ein verkaufftes Schaaff, und wurde sehr ängstlich. Nun, Gott sorgete für mich durch diesen meinen treuen und lieben Großvater, der — nebst meiner lieben Stieffgroßmutter — erzog mich, nebst anderen seinen aus Ungarn gebrachten Kindern, wie ein frommer Abraham, denn er war ein recht frommer Mann, und hatte insonderheit acht auf mich, und vermahnte mich hertzlich, und brachte zu wege, daß durch Gottes Gnade, nebst fleißiger Lesung der heiligen Schrifft, ich den gantzen Psalter auswendig lernete von Wort zu Wort, bis ich 14 Jahr alt wurde. Dazu kam die sehr scharffe Ruthe meiner lieben Stieffgroßmutter, und sonsten andere mir schwere, doch — jetzt bedenckende — sehr nützliche Zucht. Der große Gott sey ihr Vergelter davor in der seeligen Ewigkeit. Denn unter diesen allen gesegneten Führungen muß dennoch bekennen die Sünden meiner Jugendt, und daß durch böse Exempel und Reitzung von bösen Gesinde, auf viele Gottlosigkeit verleitet worden, doch heimlich meistentheils, daß meine liebe Großeltern nichts davon erfahren können. Insonderheit muß als etwas merckwürdiges berichten, daß eine böse Magdt, welche mich und alle Kinder des lieben Großvaters auf böse Wege verleitet, etliche Jahre nachdem durch einen Brunneneimer im Auffziehen erschlagen, und den Kopff zerspalten, da er von der Stange gefallen, und dieses Gericht Gottes mich sehr erschrecket hat, daß davon überzeiget worden: daferne ich in Sünden würde fortfahren, Gott mich zeitlich und ewig ebenfalß straffen werde. Auch jagte mir ein großes Schrecken ein der anno 1680, am Christabend auffgehende erschröckliche Comet, und dessen von vielen gemachte Deutungen. Dieses erweckte bey mir ein Verlangen nach Buße, und fürchte mich sehr vor der Hölle und Gottes Zorn, denn ich begunte im Gewissen zu fühlen, und suchte also den Herrn Christum, und hörete sehr gerne von seiner Menschwerdung, leben, leiden, sterben und Aufferstehung, sodaß ich offt in Hörung und Lesung der Bibel mich niemahls vieler Bewegung und Tränen enthalten konnte, darüber ich von anderen verlachet wurde. Dieses dauerte, bis ich zur Mahlerkunst, als zu einem sinnlichen und stillen Wesen, resolvirte, dazu mich mein seeliger Großvater auch gerne anbrachte in Dantzig bey einem bekannten Mahler, aber zu meinem großen Unglück, denn es war dabey ein öffentlich Wirtshauß, darinne nicht allein die Mahlergesellen, sondern auch Officirer und andere freche Leute teils logirten teils verkehrten. Da kam ich also baldt von allem Guten, wurde gantz gottloß, wildt und eitel, sogar daß auch, so viel ich auch im Gewissen bestrafft wurde, nicht einen

Gedancken zu Gott fassen, vielweniger zu ihm hertzlich beten kunte. Inzwischen hatte viel Zufälle an meinem Leibe durch Kranckheitschaden, und dabey einen wunderlichen Herren und Frauen, die nichts thaten als murren, fluchen und schelten. Insonderheit wurde die liebe Kirch und der Gottesdienst wenig besucht, keine Hauskirche gehalten, und außer der Mahlzeit vor — aber selten hernach —, wenig gebetet und gesungen, oder auf Gott gesehen, wurde also ein gantzer Heyde mit, obschon wenig gute Lage, und dabey einen siechen und gebrechlichen Leib hatte. Als nun meine fünf Lehrjahre zum Ende gebracht, da brachte ich noch umb auf der Gesellen Schmauß meine wenige Erbschaft, die ich dem lieben Großvater abschmeichelte, welcher numehro sehr alt, und sich bereden ließ. Ich lebete so etwas in die Welt hinein, nahm meinen Abschiedt, und ging nach Torn*), arbeitete doch noch ziemlich fleißig, so daß ich Gunst genug hatte. Aber das Leben ward in Hoffart und Wollust geführet, bis ich nach Warschau, zu dem königlichen Printz Jacobi'schen**) Beylager zu sehen, reisete, und wie damahls redete, meine Fortun suchete, aber Unglücks genug fand, sodaß, wann Gottes Barmhertzigkeit mich nicht errettet, ich längst durch gottlose Gesellschaft und Duelliren umbs Leben gekommen wäre. Demnach so wurde wieder genöthiget, nach Torn zurückzugehen, daselbst ich Zeitung erhielte, mein Großvater wäre gestorben, dessen Sohn, Herr Magister Johann Sartorius, jetziger Professor eloquentiae in Dantzig, damahliger Professor in Torn war, an Stelle Herrn Magistri jetzt Doctoris Schelwig in Dantzig. Dieser wolte mich mit haben nach Dantzig zum Begräbniß, reisete aber dennoch still fort. Darüber wurde ich zornig, nahm Abschiedt und reiset baldt nach, traf ihn aber an, da er eben auf die Rückreise sich begeben wolte. Vermeldete mir aber dabey, daß selige Vater ein Testament gemacht, und mir die Schulden meines lieben Vaters angerechnet, und vom großväterlichen Erbtheil abgeschlagen. Da ich dieses höret, wurde ich bald desperat, denn ich hörete, daß ich nichts mehr haben und erben solte. Da wolte ich mich in den Todt legen, und gedachte: nun ist alle Hoffnung in der Welt hin, und gedachte, ich würde numehro ein armer Mensch sein, der eines jedern Cujon, wie dazumahl redete, würde sein müssen, da sonsten mir vorgenommen, durch meine großväterliche Erbschafft einmahl, wann damit Hollandt oder Italien besucht, als ein fürtreflicher Künstler, eines vornehmen Potentaten Gnade zuwege bringen können, und glückseelig leben würde. Bey dieser Passion konnte nicht Tag oder Nacht ruhen, hatte wunderliche Gedancken, und konnte mir nicht helffen, wurde dabey denen Leuten wenig nütze, als der vor Melancholia nichts arbeiten kunte. Meine Freunde wolte nicht ersuchen, kurtz ich nahm eilends Abschiedt, ging zu Wasser nach Elbing, kam in eine wüste Werckstadt bey einer Wittwen; daselbst verzehrete noch eine Zeit lang, was ich hatte, in Hoffnung, es werde Arbeit vorfallen. So kam

---

*) Thorn.

**) Prinz Jakob Sobieski, ältester Sohn des Königs Johann Sobieski, ist gemeint. Das Beilager fand im März 1691 statt.

aber nichts, hie fing ich an Gott zu suchen, gedachte ein und andermahl meine Weege nach, überlegte, was zu thun, und obs gut sey, an Gottes Hülffe zu verzagen. Nun hatte ich kein Buch als allein Johan Arnds Paradießgärtlein, welches schon in Warschau etlichmahl angefangen zu lesen, daraus mir einen Trost schöpffete, aber nicht lang dabey verharrete, sondern baldt aufhörete. In diesem Büchlein fing ich an fleißiger zu lesen, und wurde mein Gemüth etwas stille, und fing an, sich nach einem ordentlichen sittlichen Leben zu sehnen, gedachte dabey: wenn mich gleich Vater und Mutter verlassen hätte, so lebete doch noch Gott. Wenn ich nur wieder an einem Ort wäre, so wolte ich in guter Zufriedenheit stehen, arbeiten, und mit göttlicher Führung — der ich so lange wiederstanden —, zufrieden sein.

Was geschieht! Es kombt ein Geselle von Königsberg und berichtet, es sey hier Arbeit genug, und Werckstellen offen. Ich resolvirte nach Königsberg, ob es gleich schon gegen Winter ginge. Ich nam ein Recommendationsschreiben an zwey, davon mir das eine, und mir am besten zu sein vorgestellet wurde, die Condition öffnete bey meinem annoch lebenden Schwiegervater, Paul Perrath*), ein Mahler und Bürger auffm Steindamm in der Monckengasse; der hatte drey wohl erzogene Töchter, ich arbeitete, und ward durch Gottes Gnade glücklich, daß mein Herr mit meiner Arbeit sehr wohl dran war. So war ich auch an einen Ort gekommen, da es erbar zuging, und was ich verlangte an Lohn und Verpflegung, mir richtig, und besser als anderswo wurde. Nun wurde ich wieder von böser Gesellschafft hin und hergezogen, wurde aber auch von meinem Herrn, Frauen und Töchtern bestrafft und abgebracht, sodaß ich anhub etwas stiller zu werden, zur Kirchen zu gehen, mit ihnen zu beten, und von andern Sachen zu reden. Darüber verlohr ich meine Compagnie. Doch gefiel es mir die Länge nicht, sondern wollte zu einem anderen Herrn, versprach mich dem Herrn (damahligen Rath) Lauwitz**) zu dienen vor ein gutes Lohn, und mit ihme, wann sein Hauß fertig, zu reisen, war abgemacht. Da aber die Zeit kam, daß ich sollte eingehen in den Dienst, da schickte mir Gott die Pocken, und ich mußte in der alten Herberg bleiben, aushalten und auf etwas anders warten. Da ich nun nach guter Pflege frisch und gesund war worden, fügte es Gottes Güte, daß ich mich verlobte mit meines bisherigen Brodherrn ältesten jungen Tochter, meiner noch lebenden Ehegattin, mit aller ihrer Consens. Wir machten mit Gottes Hülffe Hochzeit, und hielten uns wie geistliche Eheleute. Gott gab auch Arbeit und Kundschafft, und lebeten bey unseren lieben Schwiegereltern und Geschwistern in aller Stille und Frieden." . . . .

Bald mehrten sich die Sorgen, und obwohl ihm reichlich Aufträge zuteil wurden, z. B. 1705 die künstlerische Ausmalung der im Entstehen begriffenen Friederizianums-

---

*) Undeutlich. — Wenn im obigen richtig gelesen ist, könnte es sich wohl um eine der aus der Schweiz nach Ostpreußen eingewanderten Künstlerfamilien handeln.

**) Johann Philipp von Lauwitz, Tribunalsrat in Königsberg, starb 13. Januar 1727.

Kirche und -Schule*), später die entsprechenden Arbeiten an dem damals auf der Nordseite des Pregelufers befindlichen Gebäude der Börse**), so enthält die Aufzeichnung doch mancherlei Klagen nicht nur über die Mißgunst der Kollegen der Zunft, sondern auch wegen sonstiger Widerwärtigkeiten, unter denen Bayer nebst seiner Familie zu leiden hatte:

„So wurde meinen bösen Nachbarn dieses Werck (Religionsübungen) ein Dorn im Auge, ohne Zweifel, weil sie ihre Heuser voll Biergästen, die auch wohl sungen, aber mit meinen Gästen und unserm Singen nicht gleichen Zweck vor sich hatten, und einerley Gesang sungen. Da erregten sie allerley Böses wieder mich, beschimpffeten mein Haus, und spotteten deren Leute, die mich besuchten. Die Kunden, so aber Arbeit wegen nach mir fragten, und ihr Gesinde nach mir schickten, wiesen sie ab. Mein eigen Gesindt, als denen auch wenig um gottlich Leben zu thun war, und an meinem Vermahnen und Unterricht keinen großen Gefalle, und sich darüber beschwert funden, redeten diese erwehnte Nachbarn treulich ab, sodaß nicht allein die Alten weg, und der Lehrjung, welcher schon zwey Jahr gewesen, entlieff, sodaß wir gantz allein waren, — meine Frau insonderheit mit einem gantz kleinen seugenden Kinde, — sondern was wir wieder gemiethet hatten, kam entweder garnicht in den Dienst, oder aber blieben kaum zwey, drey, ja gar nur einen halben Tag, und liefen denn die meisten mit untreuer Handt fort. Auch kunten wir vor teure Bezahlung nicht von umbtreibenden alten Weibern, die im Hospital und sonst genug sitzen, und ehemahls vor Geldt gerne ein Ding bearbeiteten, numehr einen Dienst haben, sodaß wir recht bedrückte Leute waren, und wir unserer guten Freunde Gunst, die offtmahls auch wohl selbst das Glück mit denen ihrigen hatten, mußten leben. Hie geschahe es unter diesem Verlauf, daß wir eine Magd hatten, da Gott

---

*) G. Zippel, Geschichte des Königlichen Friedrichskollegiums zu Königsberg, Königsberg 1898, Seite 59; G. Sommerfeldt, Die Friederizianumskirche zu Königsberg, ihre Begründung durch den Professor der Theologie Heinrich Lysius, und ihre spätere Entwicklung bis zum Eingehen im Jahre 1853 (Altpreußische Monatsschrift 51, S. 36—57, besonders S. 45—46). — Frau Bayer, als zeitweise Ökonomin des Friederizianumpensionats, erwähnt Zippel S. 57. Die Beziehungen des Malers Bayer zum Professor Lysius († 16. Oktober 1731) haben auch später in dessen Leben eine wichtige Rolle gespielt, nicht am wenigstens im Pestjahre 1709. Damals geriet Lysius nicht nur mit den Behörden in Zwist wegen einer allzu freimütigen, die Pestmaßregeln besprechenden Predigt, sondern hatte auch mit dem Hofprediger am Schloß, Gottfried Wegner und anderen Kollegen seines Standes die ernstlichsten Zerwürfnisse, sodaß eine aus vier Mitgliedern bestehende Kommission zur Untersuchung der Lysius'schen Händel eingesetzt wurde. Hierüber Obermarschall Friedrich Wilhelm von Kanitz († 1719), der eines der Mitglieder der Kommission war, in dem Moment aus ihr aber austrat, als er zum Präses des wider die Pest gebildeten „Collegium sanitatis" ernannt wurde, d. d. Königsberg, 18. August 1709.

**) Nach G. C. Pisanski, Literärgeschichte, herausgegeben von R. Philippi, Königsberg 1886, Seite 700, wären „Küchenstücke" die hauptsächliche Force des Malers Bayer gewesen.

meine Ehfrau entbunden mit einer jungen Tochter, daß sie kurtz vor der Zeit ihr den Dienst auffagte außer der Zeit mit dem Bescheidt: im Fall wir sie durch Obrigkeit zwingen wollten, sie wollte sich ein Messer ins Hertz stechen. Denn sie wollte keine kleine Kinder helffen warten, und brachte dabey viele Lügen auf die Bahn, daß sie wolte aus dem Dienst sich practisiren. Zuletzt ließ sie einen Brief schreiben mit Vorgeben, es käme von ihrem Bruder von Schippenbeil, einem Artzt, der müßte sie bey sich haben, weil seine Frau gestorben. Da ich aber den Betrug und die Lügen innewurde, und sie dessen überführte, da sagte sie frey her: ich diene Ihnen nicht länger, solte auch der Büttel Arbeit kriegen; ich kann nicht Kinder warten. Da straffte ich sie, und sagte unter andern: Du gottloses unbarmhertziges Mensch, siehe, Du siehest unsere Noth, darinnen wir gerathen, und willst nicht Barmhertzigkeit üben, da wir dies doch alle wollen und können vergelten, Gott wird Dich heimsuchen. Und siehe, ich propeceye es Dir, Du wirst Dein eigen Kindt warten müssen, welches Du wie eine Hure wirst umbherschleppen. Das setze ich Dir zur Nachricht, denn Gottes Gericht wird zur schweren Straffe über Dir nicht ausbleiben. Gehe Du hin, wir wollen Dich jetzt nicht, Gott wird uns schon helffen. Wir lohneten sie ab, und ließen sie gehen. Die ging gleich in den Dienst in die Altstädtische Langgasse bey einem Zinngießer. Ehe aber noch das Jahr umb war, so geschahe dieses: und ward vom Lehrjungen*) geschwängert, und kriegt ein Hurenkindt, wie ichs ihr gesagt hatte.

Unter diesem geschah es, daß ich als Altermann der Mahlerzunfft auch sehr mit gequälet wurde. Weil ich eben das Jahr es am Halse hatte, so gingen mir hiebey auch die Augen auf, zu erkennen die greuliche Unordnungen unter uns, und die Sünden insonderheit des Schwelgens und Sauffens, Lästern und Joublens, wie auch Fluchen, Schweren, Zetern und greulichen Schlägereyen, und alle Graden der Gottlosigkeit. Darüber fing ich sie an zu ermahnen, zu unterrichten und zu bestraffen, betete indeß, wann sie sündigten, und soviel mir möglich, entzog ihnen den Überfluß, wiewohl ich wenig schaffen kunnte, weil sie aus der Bar zehreten und es von mir mit Gewalt erpochten. So wurde ich demnach immer wehmüthiger, dabey nicht wissende, was dabey zu thun, wolte sie die Länge auch nicht mehr straffen, ging aber zu, und schriebe unterschiedliche Sprüche aus Gottes Wort mit großen Buchstaben auf ein etliche Quartblätter, und klebete sie ringsumb die Stube, wo sie sollten zusammenkommen, sodaß sie weder sitzen noch stehen kunnten, daß nicht ein schwerer Spruch einen jeden, oder etliche derselben Sprüche, über und neben und vor sich stunden. Dieses verdroß ihnen hefftig, dorfften aber doch nicht dawieder groß reden, als über meiner guten Freiheit, in meinem Hause zu meiner Erbauung was einzurichten, wurden aber die letzt vom Lästerteuffel so erfüllet, daß sie anfingen zu toben, und beteierten noch hefftiger. Und obgleich einige wenige still waren, auch die andern bestrafften, und von Toben wieder mich und

*) Vorlage: Lehjungen.

mein Beginnen abriethen, als der ich ja es nicht böse meinete, sondern gerne sie fromm haben wollte, so halff es doch nicht, sondern quälten meine, wie jene des Loths Seele, von Tag zu Tag mit ihren ungerechten Wercken, bis nach etlichen Jahren mich Gott stärkete, bey anderen Älterleuten, ihnen in die Stirne und Fresse zu sagen, was ich erkannte, auch ihnen ein gantzes Buch schriebe, und es ihnen schrifftlich eingabe, was ich wieder sie hätte, und worüber ich keinesweges mit ihnen es halten würde, sehr hart und eufferig protestirte. Ehe ich diese Schrift aber vollbrachte, betete immer zu Gott; zuletzt da ich einmahl allein zu Hause war, und an dem war, ihrem Eltermann am Tag vor ihre Fastnacht dieses Buch und einen Brief zu übergeben, da betete ich zu Gott, und bate ihn, er möchte mir aus seinem Wort zeigen, ob dieses sein Werk und Wille, wie ichs so lange erkant und geglaubet, da stund ich auf in großer Gewißheit und Versicherung meines Gebets, schlug eilends die Bibel auf, und glaubte, auffm ersten Blatt, das ich ansähe, müßte ich die göttliche Antwort auf mein Gebeth finden, darauf ich mich gründen könte. Da ich die Bibel aufschlug, sobald lag vor mir das 43. Capitel Jesaiae, und zwar die herrlichen Anfangsworte: Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jacob, und dich gemacht hat, Israel: fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bey deinem Nahmen geruffen, du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehest, will ich bey dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäuffen, und so du durchs Feuer gehest, solst nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der heylige in Israel, dein Heylandt etc. Ich nam dieses Wort mit frölichem Muth und voller Glaubensfreydigkeit an, gewiß versichert, daß, so wahr*) dieses Wort, so wahr würde es auch Gott an mir machen, umb soviel mehr, weyl Christus spricht: alles was ihr bitten, glaubet nur, so wird es geschehen. Da ich dieses glaubete, indeme ich wußte, das Werck wäre von mir vorgenommen zur Ehre Gottes, so ging ich im Nahmen Gottes hin, und übergab dieses geschriebene Buch und Brieffe dem Eltermann, der es am folgenden Tage seinem Collegio überantwortete, welchem es insgesambt vorgelesen würde, davon die meisten aber dermaßen auffgebracht und entrüstet worden, daß sie sich hoch vermaßen, nicht Ruhe zu haben, bis sie mich in den höchsten Ruin gesetzt hätten, unterließen derhalben nichts, was dazu helffen möchte, wie sie denn mich beym Herrn Oberburggraffen angeklaget, das Buch ihme gezeiget, welcher es übersehen, ihnen aber geantwortet wie Pilatus den Jüden, da sie Jesum verklagten, nehmlich: ich finde keine Schuldt an diesem Mann; er strafft euch wegen eurer Sünden, davor sollet ihr ihm dancken, und was wollt ihr, jetzt in dieser Fastenzeit wollen wir die Comödia mit Christo spielen, ihr wollt die Juden und Phariseer, ich aber soll Caiphas oder Pilatus sein, gehet, ihr habt euren Abschiedt, bessert euer Thun und Wesen! Wollt ihr aber nicht, so gehet an das ehrwürdige Consistorium, denn dieses sind eigendlich nicht richterliche Sachen. Diese Sache wärete fast ein Jahr, bis sie mich endlich bey

*) Vorlage: war.

Abdanckung des Eltermanns letztens citiren ließen, da sie mich denn hart zu Rede stellten, und mich zur Satisfaction anhielten. Gott gab mir Muth, ihnen wie vor diesem alle ihre Dinge zu erweisen, mit dem Bescheiden, daß ich erwarten wollte alles das, welches ihnen gefiele wieder mich vorzunehmen. Ich wäre nicht gesonnen, die allergeringste Syllaba zu wiederruffen, könnte auch nicht, denn es wieder Gott und mein Gewissen. Sie deuten mir an, vors Hoffgericht mich zu fordern, ich sagte: ja, ich will gestehen*). Da sie nun hierüber gantz rasendt wurden, und einer auffuhr und sagte: Ihr Phariseer, ihr Scheinheiliger, hättet Ihr dieses unsern Vorfahren gethan, sie hätten Euch durchs oberste Fenster — die Stube war zwey Geschoß hoch — hinabgesegelt, daß Ihr hättet mögen den Hals brechen, und Ihr solltet uns hie auch wohl balt nicht viel krumme Sprünge machen, so sollt Ihr wohl zusehen, wie es Euch gehen soll. Ich stund unerschrocken auf, sagte ihnen: Höret lieben Freunde, hie haltet Ihr Gericht, und verurteilet mich und meine gerechten Sachen, thut, was Ihr verantworten könnet, glaubet vors erste: Gott ist gegenwerttig, der hört alle unsere Worte, und siehet auf all unser Thun. Glaubet, daß Ihr mir nicht ein Haar krümmen sollet, waget's, wo Ihr könnet, hie stehe ich, legt Handt an! Trotz Teufel und Euch! hat jemand ein Hertz, der vergreiffe sich an einem Knecht Gottes! Ich weiß aber, daß ich ein sicher Geleit habe, und könnet Ihr Euch von Angst nicht rühren, das weiß ich gewiß, Ihr tobet, wie Ihr wollet, und ich sage Euch noch einmahl im Nahmen des Herren, daß ich Euer Thun gottlos halte, und wo Ihr hie mein Zeugnüß nicht wollt annehmen, so sollt Ihr wissen, daß Ihr einmahl werdet mir, und ich Euch, in die Augen treten am jüngsten Gericht, da wollen wir dieser Sachen Ausschlag hören! Gott gebe Euch aber Raum zur Buße, und bekehre Euch in Gnaden! Hiebey schwiegen die Meisten stille, die Ältesten aber murrten noch, und wollten die Sache weiter überlegen. Darnach sollte ich warten. Ich, nachdeme ihnen noch ein und anders zu Gemüth geführet, nam meinen Abschiedt, und ging mit Freuden und Lieb Gottes vor die Schmach und Lästerungen, die ich seines Nahmens wegen erlitten, nach Hause, und blieb die Sache nachgehends unausgeführet, und ich ging mit Gottes Hülffe frey aus, obzwar sonst Hohn, Spott und Drucks genug bis dato erlitten, sowohl von denen Werckbrüdern selbst, als auch von ihren Gesellen, weil ich sie allesambt angepacket, und wieder ihre Gottlosigkeit geschrieben hatte. Die das auch nicht leiden wollten, und muß ich armer Mann ohne Gesinde und Gesellen kümmerlich mich nähren, weil sie mir nicht wollen Hülffe zulassen, und sich also verbunden haben, mich zu drücken. Das muß ich geschehen lassen, und es Gott befehlen. — Hiebey muß ich melden, was einsmahl sich zugetragen, da ich wenig Arbeit hatte, daß ich in die Zunfft verbottet wurde. Da kam ein Freymeister, und bote sich aus, daß er ein gut Stück Arbeit wüste, welches er sich nicht getrauete zu verfertigen; er wollte es jemanden, der ihm Gutes thun wollte, zuweisen. Da fielen sie alle zu, und ein jeder wollte fischen, einer begieriger

*) d. i.: Vor Gericht gehen.

wie der andere, sodaß der Mann nicht wußte, wem er es bringen sollte. Ich saß still, und wunderte mich, gedachte aber: Gott kann es von allein wenden, und so es sein Wille, mir bescheren. Nach etlichen Wochen geschahe dieses, daß mich der Herr derselbigen Arbeit zweymahl beschickte, zu sich bate, und nicht abließ, und die Arbeit umb einen billichen Preis, davon ich wohl leben könnte, sich mit mir einigte, da ich mir sonst es garnicht angelegen sein ließ. Dieses machte meinen Herren Collegen ein großes Verwundern, und examinirten mich scharff, wie ich denn wäre an Dienstarbeit gekommen, und da ich ihnen berichtet, mußten sie stille sein, und mir das gönnen, was mir Gott bescheret.

Nach diesem litte ich eine Zeitlang großen Anstoß wegen meiner Profession, wegen der Augenlust, und gerieth in eine schwere Anfechtung, daß ich sollte die Kunst aufgeben. Denn ich hielt alle meine Arbeit vor Sünde der Augenlist und Eitelkeit, und gestehe, daß ich viel Qual ausgestanden, und konnte mich aus Gottes Wort Niemandt tröſten, und in meinem Beruf bestärcken, bis ich ohngefehr durch eine Pfauenfeder aufgemuntert, und mir dieser Zweifel aufgehoben, und des allerkünstlichsten Werckmeisters Handt erkennen lernete, wie er vielmehr in der gantzen Natur gebildet und gemahlet, und darauf der heylige Christus auch uns zeiget, als auf die schönen Blumen, wie sie herrlicher sind als Salomonis Herrligkeit. Da ich also die Gesetze der Natur einsahe, so erkannte endlich, wie ich alle vorher gemahlte Wercke Gottes, ihme zu Ehren, und diese noch mehr zu betrachten, theils vor mich und vor andere Menschen, und ein trauriges Gemüthe zu ergetzen, voraus gute und nützliche Historien, oder andere ehrliche, zulässige Dinge, mit gutem Gewissen nachbilden könnte, zu Erhaltung meines Lebens auch Gott mir diesen Beruf vergönnet hätte, zumahln ich auch bey meiner Arbeit, wann ich eine hübsche Historia, entweder die Geburth oder das Leiden Christi, gemahlt, die allerbesten Bewegungen und Würkungen des heyligen Geistes an mir wahrgenommen, wenn entweder ein geistlich Lied dabey gesungen, oder sonsten meine göttliche Betrachtungen gehabt, bin wohl offtmahl auffgestanden von meinem Werck, dasselbe verantwortlich zu mahlen, die Bibel selbst nachgeschlagen, und bey Lesung derselben erst in reichliche Gedancken gerathen, die mich zu Gott und Christo geleitet haben. Auch ist mir dadurch, daß Gott die Bekehrung an mir am kräfftigsten befördert, und mich durch die Buße zur Freudigkeit des Glaubens gebracht, mitten in meiner Arbeit, da ich ein sehr großes jüngstes Gericht in der Betstuben des Hospitalklosters, der „Rehmter" genandt, vor die seelige Frau Mater Borckin mahlete, und ich in der Einsamkeit, außer gewissen Stunden des Tages, in welchen die Frau Mater mit denen Jungfrauen beten kamen, mein Beruf thuendt, sehr gewiß nachmahls versiegelt worden; weil ichs beständig davor halte: weil Gott meine Seele dabey offt mit himlischer Freude und Trost erfüllet, so müsse mein Werck und Beruf auch von ihme sein, und ihme in Christo Jesu wohlgefallen, wann ich mich vor allen Mißbräuchen ärgerlicher, abgöttischer und schädlicher Arbeit hüte, das übrige aber zu einem christlichen Zweck anwende, und dann mit meinen Händen etwas Gutes schaffe, auf daß ich habe

meinen Unterhalt, und auch zu geben den Dürfftigen. Habe aber diesen Nutzen davon, daß auch durch diese Anfechtung numehro zur Gewißheit, und Bestärkung meines Beruffs gekommen, woran ich am stärckesten gezweifelt, ob er auch von Gott wäre, weil ich mein Lebtag noch nie einen bekehrten frommen Mahler gekannt, sondern fast alle bös und gottlos gefunden, oder aufs höchste eine Heuchelfrömmigkeit, dabey sie dennoch die Abgötterey und unzüchtiges Wesen haben durch ihre Arbeit befördert mit dem Deckmantel ihres Beruffs, damit sie sich vor Menschen entschuldiget."

Fritz Alfred Zimmer:

Lied der alternden Mädchen.

O Schwestern, unsers Traumes schöner Garten
Liegt ganz nun ohne Lust und Licht!
Wir wollen auch nicht länger schau'n und warten;
Denn zu uns kommt das Märchen nicht.

Das ist still mit dem Sommer weggegangen,
Mit Nelkenduft und Sonnenschein.
Wir stehen abseits mit verblaßten Wangen,
Wenn Rosen trägt der tiefste Hain.

Uns wird kein Frühling wieder lächeln sehen,
Blüht er auch noch so schön am Zaun;
Nur in den Abend werden oft wir gehen
Und nach den fernsten Sternen schau'n.

Dann singt noch leise her von Rain und Ried
Ein altes halbvergeß'nes Liebeslied.

Deine Liebe —

Deine Liebe hob mich in Wunder hoch hinein.
Und meine Seele sang sich rein
Und frei von allen Härten.
Traumleise Glocken hingst du in ihr Lauschen
Und wiesest meinem Sehnen Gärten
Voll Schönheit und voll Sonne,
Daß ich um nichts auf Erden möchte tauschen,
Was du mir gabst: des Menschseins Wonne!

Traumleben.

Am Wasser blüht die Weide;
Ins Grüne lacht der Mai.
Im Jauchzeschritt
Geht frühlingsfroh die Freude
An mir vorbei —
Nimmt mich nicht mit.

Doch wenn die Tale dunkeln,
Im milden Abendhauch
Durchs weite Land
Die Himmelslichter funkeln,
Dann spür' ich auch
Mich dem verwandt,

Was dunkle Tiefe immer
Mit Trost der Nacht betreut.
Aus stillem Haus
Geht meiner Seele Schimmer
Dann sternerfreut
Und träumend aus.

Feierabend.

Die Nacht verfinstert ihr Gesicht —
Doch um mich friedet leises Licht.

Denn du füllst still mir Zeit und Raum.
Bist meine Welt und bist mein Traum.

Nur heimlich durch den Abend dann
Klingt unser Sehnsuchtsglöcklein an.

Neuer Frühling.

Märzensonne küßt schon erstes Grün
Und auch frühe Veilchen aus der Erde.
— Altes Herz, daß ganz es Frühling werde,
Fängst auch du nun wieder an zu glüh'n.

Trugest lange schon genug im Schwarm
Enger Werktagsgassen deine Bürde.
Brich die Fessel! Das sei deine Würde:
Weltalleins, doch wurzelfest und warm!

Bist ja auch so eine Frühlingsspur,
Eine Blüte in des Lebens Garten.
Blühe! Und der Wunder darfst du warten
In dem Wunderlenz der Gottnatur!

Frau Konsul Fritz Weiß in Chengtu: Reisebriefe aus China.

Chengtu—Jachou—Kiating—Chengtu.

Um 1 Uhr Abmarsch vom Konsulat. Das so zeitraubende Abwiegen der Lasten ist gestern schon geschehen, die Kulis hängen sich das wenige Gepäck am Tragholz über die Schulter und sind bereit. Ich reite mein braunes Pony, mein Mann den Schimmel, und das gelbe Pony bekommt zu seinem größten Leidwesen zwei lederne Packtaschen umgehängt. Nachdem der Schimmel ungefähr zwölfmal ausgekeilt hat und so seinen Unmut über die bevorstehende Reise geäußert, geht's in geordnetem Zuge in schnellem Schritt zum Südtor. Voran unsre Leute in neuem malerisch gewickelten Turban. Am Tor der erste Aufenthalt. Soldaten von der Wache reißen dem Mafu die Flinte weg, trotzdem wir kurz vor ihm reiten. Mein Mann macht dem Räuber (etwas Besseres ist er wohl kaum) in wenigen energischen Worten klar, daß wir kein chinesisches Volk wären, sondern „Weigojen", das wäre ein Unterschied. Die Umstehenden applaudieren, und der Soldat gibt das Gewehr beschämt zurück. Am Südtor kommen wir auf die große Straße, die nach Lhassa führt. Ein Teil ist mit langen Steinen gepflastert, auf die man sich bei Regenwetter rettet, wo der andre Teil sich in Schlamm verwandelt. Die Straße ist sehr belebt. Reisende in Sänften und andere auf der Schubkarre begegnen uns — letztere schlafen meistens, was uns immer unverständlich bleiben wird, denn bequem kann der Sitz nicht sein, und schütteln muß es nicht wenig —, Karawanen kleiner Ponys aus dem Chienchangtal, Lastenträger mit Medizinen etc. und natürlich wieder die großen schwarzen Schweine, die auf Karren verladen, jämmerlich quieken. Rechts an der Straße sehen wir einen Brand. Eine Ahnenhalle brennt ab. Einige Leute löschen, andre sitzen im angrenzenden Gehöft und essen seelenruhig ihren Reis. Um 6 Uhr sind wir in Shuang Liu. Hier war die ganze Vorstadt zur Revolutionszeit abgebrannt und wird jetzt zum Teil wieder neu aufgebaut. Wir finden ein ganz leidliches Unterkommen in einem Tempel und schlagen unsre Betten unter der dunklen Buddhastatue auf.

Sonntag um 7 Uhr Abmarsch von Shuang Liu. Das gelbe Pony muß heute schon wieder von den Packtaschen befreit werden, es hat sich zu sehr damit angestrengt und sich schließlich etwas durchgerieben. Ein Kuli trägt von nun an die beiden Taschen als halbe Last. Der Weg ist reizend. Erst passieren wir einen zierlichen roten Ehrenbogen, der sich wunderhübsch von den dunklen Zypressen abhebt, die hier überall stehen. Auch Tannen umgeben die Gehöfte,

und an dem kleinen Flußlauf, der uns zeitweise begleitet, ein Arm des Min, steht dichter Bambus, hohes Gras und blühen rosa und weiße, mir ganz unbekannte Blumen. Wir passieren viel bogenförmige Brücken aus rotem Sandstein, vor denen meistens Bettler kauern. Auf einer Wiese, weit von Chin Ching, unserm heutigen Quartier, stehen die Ruinen einiger großer Kasernen. Die sind zur Revolutionszeit von den Ligaleuten zerstört worden, nachdem die Soldaten, damals noch kaiserlich, sich wohlweislich vorher in die Stadt zurückgezogen hatten. Aber, und das ist wieder echt chinesisch, die Kasernen sind weder durch Schüsse noch durch Brand zerstört, sondern die braven Ligaleute haben die Steine einfach abgetragen, um ein kleines Geschäft damit zu machen.

Vor Chin Ching fließen zwei breite Arme des Min zusammen. Zum Wasser geht's über eine weite Wiese, dann setzt man in kleinen Booten auf eine Insel über, von da wieder über den Fluß zur Stadt. Die Insel im Fluß ist prachtvoll. Sie ist ganz von hohem Gras bestanden, das vielleicht drei Meter hoch ist.

In Chin Ching lassen wir die Pferde zurück und setzen selber über Nanho, um zu dem prachtvollen Tempel zu gelangen, der sich dort drüben auf schöner bewaldeter Bergkuppe erhebt. Eine Steintreppe führt herauf. Hier oben weht herrliche Luft. Der Tempel ist gut erhalten und sehr sauber, die Götter werden sogar neu bemalt, das erste Mal, daß ich solch eine Liebesmühe an den meist vernachlässigten Tempeln entdeckte. Hier bleiben wir die Nacht.

Am nächsten Tage geht's um 6 Uhr fort. Wir gehen erst eine kurze Strecke am Nanho entlang, und dann biegen wir links ins Land und benutzen einen kleinen, sehr wenig begangenen Weg. Die dunkelrote Erde wird hier an vielen Stellen gepflügt. Prachtvoll sieht es aus, wie die großen grauen Wasserbüffel langsam und bedächtig mit dem dreieckigen Pflug die schweren roten Schollen stürzen. Auf andern Feldern stehen Erdnüsse und Zuckerrohr, und überall leuchtet das frische Grün der Maulbeerbäume. Dörfer sind wenig hier, aber scheinbar sehr reiche Bauernhöfe mit schönen Gräberhainen dahinter. Hier überall lebt und webt der Bauer am selben Platz, wo er nachher begraben liegt. Die Bauern, denen wir begegnen, sind sehr gut angezogen, doch sind auch die meisten schon ohne Zopf. Sie gehen zum Markt, die Frauen und Kinder auch, mit Kiepen und Körben bewaffnet, zum Kaufen und Verkaufen. Wir kommen bald durch das Dorf, wo der Markt abgehalten wird. Eine Holzbrücke von 150 Meter Länge führt über den Fluß in das Dorf. Hier drängen sich in malerischem Gewimmel Käufer und Verkäufer mit ihrem Gemüse, süßen Kartoffeln, Hühnern, Strohsandalen und ähnlichem Kleinkram. Trotz des Gedränges geht es ruhig und ordentlich her. Den zweiten Teil unseres heutigen Weges geht's an grünblauem Fluß entlang. Oft ist die Erde am steilen Flußufer unter dem Weg fortgerutscht, aber man gewöhnt sich schnell an diese Art von Straßen, und die Ponys gehen so sicher, daß es am besten ist, man kümmert sich überhaupt nicht um den Weg.

Es ist schon dunkel, wie wir nach Pu chiang tan kommen; auch zu dieser Stadt führt eine lange gedeckte Holzbrücke. Wir finden hier Quartier in einem leerstehenden Hause.

Am 15., Dienstag, geht's erst durch Reisfelder, die unter dicker roter Brühe stehen. Dann treppauf, treppab über mehrere kleine Höhenzüge. Wir frühstücken in einem am Wege gelegenen Rasthaus, wo der alte, sehr mißtrauische Bauer uns bereden will weiter zu ziehen. Auch verweigert er uns heißes Wasser. Er hat noch nie fremde Teufel gesehen; als er aber von ihnen eine Zigarre bekommt, die er mit Andacht und Eifer hintereinander aufraucht, erhellen sich seine Züge. Das Wasser, das wir hier bekommen, ist so rot wie die ganze Gegend, wir trinken damit Kakao, damit man's nicht so sieht. Gegen drei Uhr kommen wir auf eine mit Kiefern bewachsene Höhe. Es sieht aus, wie bei uns an der Havel, bloß der Boden ist hier tiefrot. Von der Höhe geht's hinab in einen Talkessel, und hier sind alle Reisfelder von Fraxinusbäumen begrenzt. Die Bäume sehen aus wie Weiden, man züchtet darauf Insekten, von denen man das beila, Weißwachs, gewinnt. Im Mai werden die Eier dieses Insekts auf die Blätter gesetzt. Im Talkessel liegt Tanling. Die Stadt sieht wie ein Spielzeug aus. Rings die rote saubere Mauer mit den vier runden Toren. Mitten im Feld erhebt sie sich, ohne jede Vorstadt. Innen unterscheidet sie sich aber durch nichts von andern schmutzigen Chinesenstädten. Hier holt uns ein chinesischer Christ, der uns in den Straßen herumirren sieht, in das Haus der katholischen Mission, wo einige Christen ohne europäischen Priester wohnen. Wir bekommen ein sauberes Zimmer, und am Abend erfreut uns die kleine Gemeinde durch lautes Gebeteleiern. Am nächsten Tage führt uns der Weg gleich ins Gebirge. Bewaldete Berge, vielleicht an 100 Meter hoch, Wildbäche, über die hübsche, ganz flache Steinbrücken ohne Geländer führen. Wir klimmen die Treppen hinauf, auf dem Pony geht das sehr schnell, und erreichen eine Höhe, wo wir in einem kleinen Dorf den durchreisenden Magistrat treffen, der uns einige seiner Soldaten mitgibt, da es auf der nächsten Strecke viel Räuber geben soll. Die Soldaten blicken dann auch auf dem Wege nachher pflichtschuldigst auf die Berge und Schluchten, aber es kommt keiner. Doch einige Stunden vorher sind gerade einige chinesische Reisende überfallen worden. Wir hören von den Bauern, daß in letzter Zeit Kinder hier oft gestohlen werden, um für ein Lösegeld wiedergebracht zu werden. Es geht hier meistens durch schönen Wald, Tannen, niedrige Laubbäume, Tung und Pipabäume. Gegen Abend wird die Gegend flacher, und da es schon dunkel wird, bleiben wir die Nacht in einem kleinen Dorf. Hier schlafen wir im offenen Theaterboden eines Tempeltors, von wo hilfreiche Hände — die ganze Dorfmiliz hat sich versammelt — das Bohnenstroh wegzuschaffen helfen. Die Nacht ist kalt, aber wir frieren nicht, und vom Regen bleiben wir verschont.

Am nächsten Tag begleitet uns die Dorfmiliz mit Lanzen und Hellebarden bewaffnet ein Stück Weges. Der Weg ist schmal, sehr schlecht, und führt durch

überschwemmte Reisfelder. Ich muß immer daran denken, wenn mein Pferd ein bißchen scheut, und ab und zu tut es das, so liege ich im Schlamm. Aber man rechnet nie mit der Schlauheit der Ponys. Wo es eben absolut keinen Platz hat, scheut es auch nicht. Hier bereiten uns unsere Hunde die erste Unannehmlichkeit, indem sie eine Katze, welche dummerweise die Flucht ins Reisfeld nimmt, ebendaselbst ersäufen. Der Besitzer aber steckt sehr zufrieden den Silberdollar ein.

Ich weiß nicht, nach was für Gesichtspunkten die Wege hier gebaut werden. Andauernd im Zickzack, bergauf und bergab, wo sie ebensogut geradeaus und eben gehen konnten. Außerdem ist der Weg mit runden Flußsteinen gepflastert, was für die Pferde auch sehr beschwerlich ist. Wir essen Mittag in einem sehr schmutzigen Dorfe, wo die Leute, die auf diesem abgelegenen Wege alle noch keine Europäer gesehen haben, uns derartig umdrängen, daß unsre Polizisten, die Hunde, kaum Platz machen können. Wenn wir die nicht hätten, würde man nicht essen können, so groß wäre das Gedränge um uns. Überhaupt die drei gleichen Hunde sind stets eine Quelle der Freude, des Erstaunens, manchmal auch des Schreckens für die Bevölkerung. Unterwegs hört man immer bloß Rufe des Erstaunens über sie, und alle Augen richten sich nur auf die drei. Starr vor Bewunderung aber sind die Chinesen, wenn die Hunde von selbst ins Wasser gehen und sogar auf Befehl allerlei Gegenstände herausholen. Gegen 4 Uhr geht's eine kolossal steile Höhe hinauf, von deren spitzem Gipfel man eine herrliche Aussicht auf den Ya, die Ebene, und die sie umgebenden Berge hat. Dann geht es eben so steil herunter, natürlich bloß Stufen, und dann auf Wiesen am prächtigen Fluß entlang der Stadt Ya Chou zu. Um zur Stadt zu kommen, geht's über den Fluß per Boot. Es ist eine tolle Fahrerei, und oft sollen im Sommer bei Hochwasser die Boote umschlagen. Aber eine Brücke wird deshalb noch lange nicht gebaut. Erst fährt man ein Stück gegen den Strom, dann saust man mit dem Strom zurück, um vom Aufstrom ans gegenüberliegende Ufer gesetzt zu werden. Es ist bewundernswert, wie ruhig die Pferde sich in dem kleinen Boot dabei verhalten. In tiefer Nacht pochten wir an das schon geschlossene eiserne Tor der Stadt. Drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen, die uns versicherte, nicht mehr aufzumachen. Und erst nach langem Hin- und Herreden, nachdem wir versichert hatten, wir wären keine Räuber, öffnete man. Wir gingen zur französischen Mission und Père Gire nahm die sehr müden Wanderer freundlich auf.

Freitag, den 18. Oktober, regnet's am Morgen etwas, und wir bleiben hier in Ya Chou. Die Mission ist von Père Gire selbst erbaut worden und verdient wirklich Erwähnung. Es spricht aus dem Bau so recht der kriegerische Charakter der französischen Mission, Gottesstreiter im wahren Sinne des Wortes. An jeder Seite des Grundstücks ein fester Wachtturm mit Schießscharten, von wo man die einzigen Zugänge, eine enge Gasse und die nahe Stadtmauer, ganz übersehen kann. Gegen einen Angriff vom Plebs oder von Räubern lange zu halten, natürlich ohnmächtig gegenüber großen Geschossen. Die Kirche und eine rings

um den Hof laufende Wandelhalle ist in gotischem Stil gebaut. Die Kirche innen sehr geschmackvoll, ebenso das geräumige Wohnhaus, hinter dem sich ein großer Gemüsegarten erstreckt. Père Gire hat wunderbare Weine, die er uns anbot, zum ersten Frühstück gab es schon schweren südfranzösischen Weißwein, und aus dem Garten ganz frische Kresse. Nach dem Frühstück gingen wir in die Stadt, und weil es so ein reinlicher Regenmorgen war, und also noch keine Fliege vorhanden, kauften wir uns bei einem Waffelbäcker auf der Straße eine große knusprige Waffel, die gar nicht übel schmeckte, denn die Chinesen verstehen sich recht gut auf allerlei Gebäcke und Süßigkeiten. Überall in der Stadt sah man noch an den Häusern die Spuren, die die Kugel der Belagerer vorigen Winter zurückgelassen. Damals standen die Banden der Eisenbahnliga vor den Toren, selbst in die Mission fielen eine Anzahl Schüsse, und Père Gire hielt sich damals im Keller auf. Wir besuchten einen Kaufherrn, einen großen Teehändler, der uns freundlich empfing und uns erzählte, daß ihm bei der letzten Plünderung 20 000 Tls gestohlen worden sind. Jetzt baut er ein massives Steintor vor sein Haus. Hoffentlich nützt ihm das was. Es waren Truppen für Tibet, die hier vor zwei Monaten die arme Stadt ausgeplündert haben, worauf die Räuber sich auf Flöße geschifft und davon gemacht haben. An den Läden in den Straßen hängen fast überall Schilder, die verkünden, daß hier alles geraubt worden ist, manche Läden sind seitdem überhaupt zugeblieben. Im Hofe des Kaufherrn wird Tee für die Tibetaner sorgsam abgewogen, in Säcke gepackt und von kleinen schwächlich aussehenden Kulis auf dem Rücken mühsam fortgeschleppt. Bis nach Tachienlu trägt ein Mann die schwere Last. Was aber die Chinesen den armen Tibetanern als Tee verkaufen, ist unglaublich. Man würde es eher für trocknes Laub halten, wie es im Garten zusammengefegt wird. Und darin hat man auch nicht so unrecht. Richtiger Tee ist wohl nie dabei. Wir gehen von hier aus auf die Mauer, und hier entdecken wir etwas ganz Merkwürdiges. An den Bäumen hängen tote Katzen, die meisten in ein Stück Matte gewickelt, und schaukeln trübselig im Winde. Einen kleinen Jungen, der mit zwei Ziegen des Weges kommt, fragen wir nach der Ursache dieses merkwürdigen Verfahrens, die Bäume mit toten Katzen zu schmücken. Ernsthaft erklärt er uns folgendes: Stirbt eine Katze im Haus, muß sie an einem Baum im Wind aufgehängt werden, da sonst die Nachfolgerin nicht leben kann. Wahrscheinlich geht sonst der Katzengeist im Hause um.

Sonnabend, den 19., treten wir nun die Rückreise über Kiating an. Morgens werden erst noch von der Stadtmauer die im günstigen Sonnenlicht liegenden Berge photographiert. Ya Chou liegt in einem kleinen tiefen Kessel, rings von Bergen umgeben. Im Westen und im Osten stehen zwei hohe, ganz gleich geformte Berggipfel, wie zwei Wächter. Beide sind stark nach einer Seite gebogen, als blickten sie scharf ins Weite. Unsre Geographen nennen die von allen Seiten sich zusammendrängenden Berge die Bucht von Ya Chou.

Um 2 Uhr verlassen wir die Stadt durch das Nordtor und schiffen uns auf unserm Floß ein, um nach Kiating herunterzusausen. Flöße vermitteln hier den ganzen Warenverkehr, es sind die einzigen Fahrzeuge, die hier in dem flachen wilden Fluß mit Sicherheit fahren können. Sie sind aus Bambusstämmen gebaut, am Bug hoch geschweift, sehr schmal und lang, in der Mitte ein erhöhter Streifen, auf den man sich in den Stromschnellen rettet. Solche Flöße, erzählt uns der Besitzer, unser Kapitän, sind oft über zweihundert Jahre alt, natürlich sind verfaulte und zersprungene Balken immer wieder durch neue ersetzt worden. Ist es denn nun noch dasselbe? Die Fahrt ist wirklich herrlich. Mit den hüpfenden Wellen saust man den blauen Fluß herunter. Kommt ein Tan (Stromschnelle), so schießt das Floß biegsam hindurch, hoch spritzen die Wellen herüber, der ganze vordere Teil steht unter Wasser. Durch das Zischen und Tosen des Tans tönen die Rufe der beiden Steuerleute, von denen einer hinten steuert und einer am Bug auf hohem Dreifuß sitzend, von der Gischt umstobt, das Floß vorne durch eine lange Stange dirigiert. Die beiden Ruderer, die auf dem Floße stehen, strengen sich doppelt an, und es ist wunderbar, wie das Floß geschickt durch den Tan gebracht wird. In rasender Fahrt scheint das Ganze mit Sicherheit seitlich auf den nächsten Felsen zu schlagen, aber wir wissen nichts von dem Aufstrom, der das Fahrzeug, einen halben Meter bloß von der Steinwand entfernt, wieder in die Mitte treibt. Das Wetter ist klar geblieben. Hinter uns liegen in bläulichem Dunst die Yachouberge. Die Ufer hier sind erst flach, dann aber kommen wir durch kleine bewaldete Schluchten. Überall am Ufer und an den Spitzen der Geröllinseln sind große Scharen wilder Enten. Sie sind schwer zu schießen, da sie selten nahe herankommen. Und wenn sie getroffen sind, hält es noch schwerer sie aufzufischen, und es ist bloß bei ganz günstigen Stellen möglich. Von den neun Enten, die wir erlegten, gelang es uns bloß zwei zu bekommen. Auch schneeweiße Fischreiher, Kraniche und Kormorane gibt es hier in Mengen. Reiher und Kraniche sitzen am Ufer und fischen. Die Kormorane halten sich meist zu den Enten. In den Schluchten huschen allerliebste Vögel an den Felshängen, überall ertönt ihr Gesang, und große Adler und Falken kreisen hoch in der Luft.

Es wird Nacht. Silbern kommt der Mond heraus. Wir machen an einsamer Felswand fest, an deren Fuß wunderschöner weißer Flußsand sich erstreckt. Hier schlagen wir unser Zelt auf. Die Leute schlafen im Boot, das für die Nacht ganz mit Strohmatten überdeckt wird. Das kleine Zelt sieht reizend aus am Fuße dieses Felsens, im hellen Mondschein. Auch ist es sehr warm drin, und die kalte Herbstnacht kann uns nichts antun. Am Abend kommt lautlos ein Zug schneeweißer Reiher durch die dunkle Schlucht gestrichen, die früh am nächsten Morgen wieder zurückkommen, und später, beim Vorbeifahren, sehen wir sie alle gemeinsam am Ufer fischend wieder. Der frühe Morgen ist hier herrlich. Vom Bett aus im Zelt sehe ich draußen das Wasser, das Geröll am Ufer und den

fernen Morgenhimmel, alles in schwefelgelbes und schwefelblaues Licht getaucht. Darüber große silberne Sterne. Die Luft ist herb und schön, und es dauert nicht lange, so kommt die Sonne heraus.

Die Gegend ist flacher heute. Hinter schmalen Flußniederungen erheben sich sanfte Hügelreihen. Ab und zu steht noch dichter, aber niedriger Wald, meistens ist das Land aber abgerodet. Um 5 Uhr steigen wir an dem Felsen der 1000 Buddhas aus. Eine Sandsteinwand, die steil zum Fluß abfällt, davor ein schmaler Weg am Abgrund.

Eine Fülle der schönsten Skulpturen bietet sich hier unsern erstaunten Blicken. Wahrscheinlich sind die ersten dieser Skulpturen im 8. oder 9. Jahrhundert nach Christi entstanden, als die chinesische Kunst von der grecoindischen Kunst beeinflußt wurde. So nennt man die buddhistische Kunst, die zuerst in Ghandara in Nord-Indien geübt wurde, und zwar von bezahlten griechischen Handwerkern. Sie hat sich dann auf ihrem weiten Weg durch Indien über den Pamirpaß sehr verändert. Die im Sandstein ausgehauenen Figuren sind teilweise recht gut erhalten, einigen aber, besonders den kleineren, sind leider die Köpfe abgeschlagen. Die meisten sind sehr lebhaft in der Bewegung, dazwischen auch wieder die ruhigen sitzenden Buddhas. Unter den vielen verschiedenen Heiligen fällt besonders der Tamo auf, der mit reichem Schmuck behängt, auch unter anderem immer ein oder mehrere deutliche Kreuze trägt. Die Missionare behaupten, wenn sie irgendwo den Tamo entdecken, es wäre der heilige Thomas, der sich nach China verirrt hat. In andern Nischen sind Tempel und Pagoden ausgehauen, auch Elefanten, deutlicher indischer Einfluß, sind abgebildet. Dies alles ist so interessant, daß wir beschließen, in dem nahen Dorf zu übernachten und morgen früh ausführliche photographische Aufnahmen zu machen. Wir schlagen also unser Zelt auf einer Geröllhalde dem Dorf gegenüber auf. Die Seile werden mit den großen Steinen befestigt, da man die Pflöcke hier nicht einschlagen kann. Aber es hält gut, trotzdem sich schon gegen Abend ein heftiger Wind erhebt. Die Hunde werden auf Stroh an drei Seiten des Zeltes verteilt, und sie sind wirklich sehr angenehme Wächter. Taucht jemand auch nur ganz in der Ferne auf, so stimmen sie ein wütendes Gebell an, wie es richtigen Nomadenhunden zukommt.

Am 21. stehen wir früh auf, photographieren mit Muße den 1000 Buddhafelsen und schiffen uns dann wieder ein. Die Fahrt ist heute ruhig, wenig Tans, die Ufer sind flach, aber im Osten sehen wir den mächtigen Omi. Am Ufer sehen wir auffallend viel Hochzeitszüge, mit Tamtam, Horn und andern Instrumenten einen großen Lärm vollführend.

Es scheint, daß dieser Tag heute für die Chinesen in einem günstigen Zeichen steht. Gegen 1 Uhr sehen wir in niedriger roter Sandsteinwand die uns schon so bekannten und stets immer so interessanten Mantsehöhlen. Wie steigen aus und besuchen sie. Aber es sind hier schon Europäer gewesen, wie uns ein Bauer

erzählt, auch sind die Höhlen ganz leer, zwar der Boden ist nicht aufgebrochen, aber dazu haben wir keine Zeit. In einem nahen Seitental sind ringsherum eine Menge dieser Höhlen. Sie ähneln sich alle. Vorn eine Art Vorplatz oder Hof, dann ein langer Gang, oft mit Seitengängen, Nischen mit länglichen Steinblöcken, bankartig, man könnte sie sich als Schlafstelle, aber auch für einen Sarg bestimmt denken. An den Wänden oft eine Art Regal, im Fond ein viereckiger Steinblock wie ein Herd. Manche der Wohnungen sind aber so klein, daß höchstens ein Sarg drin Platz haben könnte, was eben viele Leute zu der Ansicht bestimmt, daß alle Höhlen bloß Grabkammern waren. Aber es könnten ja auch Vorratskammern gewesen sein, da sie meist dicht an die großen angrenzen. Aber wir müssen es andern überlassen, die wahre Bestimmung dieser Höhlen zu ergründen, wir müssen weiter. Um 2 Uhr kommen wir in Kiating an, wo der Tung, der Ya und der Min zusammenfließen. Die Stadt ist sehr schmutzig und übelriechend. Wir wohnen hier wieder in der katholischen Mission, wo uns die Väter sehr freundlich aufnehmen. Aber das Haus ist lange nicht so schön wie das in Ya Chou; außerdem ist hier ein Seminar, und bei Tisch wird sehr viel lateinisch gebetet. Auch ein chinesischer Priester sitzt mit bei Tisch. Wir machen einen Ruhetag in Kiating, sind aber dann ganz froh, wie wir weiter können, denn den ganzen Tag über wurden überall in der Mission laute Gebete geleiert. Man frägt sich, ob die Chinesen wirklich dadurch bessere Menschen würden, nötig hätten sie es ja.

Am Morgen des 23. brechen wir sehr früh auf und setzen, nachdem wir die Stadt verlassen haben, im dichten Nebel über den Fluß. Langsam rudern die kleinen Boote flußauf über den hier trägen, breiten Fluß. Alles schweigt im tiefen Nebel, nur hinter uns ertönt plötzlich, aus undurchdringlicher grauer Wand das helle Wiehern des Schimmels, der sogar im kleinen wackeligen Boot seiner Lebensfreude Ausdruck geben muß. Wir kommen heute durch richtigen Kiefernwald, und voller Freude zähle ich ganze 20 Minuten, in denen wir weder Menschen, Feldern oder Häusern begegnen. Denn trotzdem die Gegend hier dünn bevölkert ist, ist doch so viel wie nur möglich ausgenutzt und urbar gemacht. Aber der Boden ist hier steinig und bergig, und auch die benachbarten Höhen sind bewaldet. Doch bald schieben sich wieder die kleinen Reisfelder zwischen die Stämme, terrassenförmig angelegt, und von ferne sieht man ein stattliches Bauernhaus. Die ganze Gegend ist hier brennend rot. Rot die Erde in den Feldern, rot die Wände der wenigen ärmlichen Lehmhütten, von rotem Staub überzogen der Pflug, der Wasserbüffel davor, ja sogar unsre beiden hellen Pferde würde jeder Maler heute rosa wiedergeben. Auch der Bauernhof, dem wir uns jetzt nähern, ist auf fester roter Sandsteinunterlage gebaut. Rot ist seine Mauer und das Tor, rot der große sauber gefegte viereckige Hof. Wir wollen hier essen. Der erschreckte taube Bauer führt uns in die Ahnenhalle, die auch zugleich als Vorratskammer dient. Hier steht der Reis, der Mais, die dicken Bohnen, alles

in hohen Körben aufbewahrt. Im Hintergrunde steht der bunte Hausaltar. Der alte Bauer, der jetzt sinnend mit dem Kompaß meines Mannes herumgeht, scheint ein eifriger Jäger. An der Wand hängen hübsch nebeneinander zwei altertümliche Luntenflinten mit Pulverhorn, ein altes schönes Schwert, zwei lange Spieße und einige Dolche in Scheiden aus ungegerbtem Leder. Daneben ein langer Stock mit schön geschnitztem Griff, den er uns für wenig Geld überläßt. So wie uns sein Eigentum interessiert, staunt er über das unsre. Er hat noch nie fremde Teufel gesehen. Als wir zu Mittag essen, kommt er mit einer kleinen Schale an und holt sich von unserm Rotwein, läßt aber dann auch alle Familienmitglieder kosten. Am meisten regt ihn aber die zehnschüssige Mauserpistole auf, die ihm zu Ehren abgeschossen wird. Der Bauernhof liegt wirklich entzückend. Hoch über den Feldern, im Rücken dichter Wald, wo es auch unter anderm noch Panther gibt, die nachts bis an die Höfe schleichen und Beute suchen. Am Nachmittag passieren wir das erste Dorf. Es ist ganz merkwürdig gebaut. Scheint aus einer einzigen Straße zu bestehen, die ganz mit Matten bedeckt ist, so daß sie im Halbdunkel liegt. In der Mitte ist sie durch einen hohen Holzzaun getrennt, dafür scheinen die Häuser meistens keine Türen zu haben. Die Menschen sehen alle hier blaß und elend aus. Das Dorf weist einen ganz zerfallenen und verschmutzten Tempel auf. Da heute Mondschein ist, marschieren wir noch bis 8 Uhr abends und schlagen dann unser Zelt auf einem Bergrücken auf, in der Nähe eines kleinen Rasthauses, wo unsre Leute schlafen.

Am nächsten Tage brechen wir um 7 Uhr auf. Es ist ein herrlicher Morgen, kräftig und frisch weht die Luft über den Bergrücken. So am Morgen ist das Wandern doch immer am schönsten. Am Mittag, wenn man schon 5—6 Stunden hinter sich hat, hungrig und müde ist und wegen der Leute gezwungen ist, in schmutzigen fliegenreichen Dörfern zu essen (ißt man im Bauernhaus, muß man später doch auf die Leute warten, die dort nichts bekommen), ist das Wandern manchmal weniger angenehm. Essen tut man, was der Koch morgens lieblos in die Kochkiste geworfen hat, und was entweder angebrannt ist, das besorgt er beim Ankochen, oder steinhart. Ist das Dorf einigermaßen sauber und der Reis grade frisch bereitet, so ißt man einen Teller voll Reis mit Bovrill, was immer am besten schmeckt. Die sonst etwas eintönige Landschaft der überschwemmten Reisfelder wird überall von herrlichen Baumgruppen und einzelnen riesigen Banianenbäumen unterbrochen. Letztere sind hier die Könige unter den Bäumen, wirklich majestätisch und imposant in ihrem Aussehen. Einer hat so mächtige Wurzeln, daß er über einen Bach damit eine Brücke schlägt, breit und fest, die von jedermann benutzt wird. Überall, wo zwei oder drei Häuser sich zusammenfinden, ist ein Steinturm errichtet, einer kleinen Pagoda ähnlich, der zum Papierverbrennen dient, welches ein wichtiger religiöser Akt bei den Chinesen ist. Wir passieren heute wieder ein Dorf von derselben merkwürdigen Bauart wie gestern, ohne daß wir von den Leuten den Grund dafür erfahren können.

Wir kommen um 8 Uhr in Yen Shou an, einem kleinen Städtchen. Ein sehr großer gut erhaltener Tempel dient uns als Nachtquartier.

Der vorletzte Reisetag bietet uns noch eine schöne Überraschung. Nachdem wir einen langen Bergrücken heraufgeklettert sind, auf dem ich zu meiner größten Freude richtige Kiefernschonungen zum erstenmal in China entdeckte, geht's langsam hinab in die weite Chengtuebene. Die Erde ist hier nicht mehr so schreiend rot, spielt mehr ins schmutzig Gelbliche über. Rechts und links vom Wege in niedrigen Felsen sehen wir überall Mantsehöhlen und eigenartige Schnitte und Löcher. Gewiß ein lohnendes Feld zum Forschen und Ausgraben, aber wir haben keine Zeit, wir müssen weiter. Was ist aber das? Vor uns der Felsen sieht aus, als hätte er hundert Fenster und Fensterchen. Hier dürfen wir nicht vorbeieilen, und müßten wir die ganze Nacht marschieren. Wir steigen ab und eilen zu der Felswand. Was von weitem wie Fenster aussah, sind Nischen mit Skulpturen in der Art des 1000 Buddhafelsen. Aber die einzelnen scheinen mir viel schöner, ruhiger und edler in der Bewegung. Nur, welch ein Jammer, alle Köpfe sind von Bubenhand abgeschlagen. Wahrscheinlich während eines der zahlreichen Kriege und Aufstände, welche diese Provinz durchtobt haben. Dies ist sicher auch grecoindische von Gandhara beeinflußte Kunst aus einer Zeit, die nur ganz wenig Monumente in China zurückgelassen hat. In dieser Gegend hier, grade abseits vom großen Wege, scheint eine ganze Menge zu finden zu sein, auch Ollone erwähnt das in seinem Reisebericht, er hat auch nicht weit von Chiankou einen Buddhafelsen entdeckt, doch fehlte ihm die Zeit, noch mehr zu suchen. Diesen Gestalten hier fehlt jede Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Bewegung, wie sie die modernen Götterbilder aufweisen. Besonders schön ist eine lebensgroße Gruppe. Ein Buddha in der Mitte, mit übergeschlagenen Beinen sitzend, zu beiden Seiten seine Jünger, welche trotz der abgeschlagenen Gesichter einen ungemein hoheitsvollen Eindruck machen. Der Faltenwurf ist sehr schön ausgearbeitet, beinah stilisiert, hinter den Fragmenten der Köpfe sind als Relief im Felsen gearbeitet sehr schöne Gloriolen. Über eine Wiese hinüber gehen wir noch zu einem andern Felsen und finden hier, an einen Bauernhof anstoßend, eine Höhle mit einem ganz großen Buddha. Dieser ist restauriert und auch wieder angemalt. Auch scheint er bei den Bauern in Ehren zu sein, denn eine Unmenge Tonkrüglein (langes Leben und Reichtum bedeutend) sind ihm geopfert und liegen teils in Scherben, teils unversehrt vor seinen Füßen. Dieser Buddha ist überlebensgroß und auch in Stein ausgehauen. In einer andern großen Nische daneben, die leider ganz angefüllt ist mit allerlei Werkzeugen und Unrat der Bauern, bedecken eine Unmenge Inschriften und kleine Reliefs die Wände. Eine der Inschriften scheint aus dem 14. Jahrhundert zu sein. Am Fuß des Felsens windet sich ein langer scheußlicher Drachen, der wohl etwas neuer zu sein scheint. Natürlich wird es nun wieder spät, ehe wir Chi Tien Pu, unsere letzte Station, erreichen. Ein leiser Regen geht hernieder, als wir das letzte Stück durch Reis-

felder weiterhasten. Einen halben Meter breit ist der Weg höchstens, rechts und links blinkt Wasser und Schlamm. Eintönige Dämmerung, nur das Schnaufen der Wasserbüffel, die mit dem Pflug den tiefen Schlamm durchwühlen, und der antreibende Pfiff des watenden Treibers klingt an unser Ohr. Zwei Sänften begegnen uns, sie müssen zurückgehen, um auf einem noch kleineren Feldweg auszubiegen.

Die Stadt schläft schon. Als wir den Tempel finden und hereindringen, tönt uns wütendes Hundegebell entgegen, aber kein Mensch scheint da zu sein. Wir dringen in die Zimmer und Hallen, da endlich erscheint ein Mönch, und kaum sieht er uns, räumt er eilends alle Gegenstände ab, die dort auf einem Regal zum Schmucke standen. Als wir ihm dann beteuern, daß wir keine Räuber wären, holt er sie alle zurück und baut sie umständlich wieder auf.

Den letzten Tag nun, den 26. Oktober, machen wir im Eilmarsch. Am Vormittag schon gelangen wir an einen mit Booten belebten Flußlauf. Ein Arm des Min, der vom Osttor der Hauptstadt kommt. Auch hier sind wieder viel Mantsewohnungen in den Felsen. Die meisten sind geöffnet, denn überall sind hier Steinbrüche, aber die Arbeiter sagen uns, man fände hier noch viel ungeöffnete und zwar unter der Erde. Vom Fluß biegen wir dann rechts ab und sind wieder so recht in der Ebene. Endlos weit, aber doch bauen sich dem Blick immer wieder dichte Baumgruppen entgegen, darunter die kleinen von Lehmmauern umgrenzten Gehöfte liegen. Wir sind heute fünf Stunden gegangen, ohne daß wir durch ein Dorf gekommen sind, und doch soll Szetschuan so dicht bevölkert sein. Das erste Dorf, das wir dann antreffen, ist schmutzig und elend. Hier wird schnell zu Mittag gegessen, und dann geht's im Trab noch zwei Stunden nach Chengtu, damit wir noch vor Toresschluß in die Stadt kommen.

* * *

Um 6,10 Uhr war denn alles so weit fertig, und wir marschierten von Ling Ai Sze, dem Tempel der Geisterklippe, ab. Unsre fünf Träger voran, ein kleiner Koch und ein Knabe mit den photographischen Apparaten beladen hinterher, drei muntere Hunde zur Seite. So schritten wir die breiten Steintreppen herab, durchs hohe verschnörkelte Tor und bei den mächtigen Türhütern, den hohen feierlichen Ahornbäumen, vorbei. Dann all die unregelmäßigen kleinen Steinstufen herab, die durch die üppigen Maisfelder zum Min führen. Taufrisch war es, und hie und da hüpften lustig die dünnen Wasserbächlein über die Steinstufen, Kinder des gestrigen großen Regens. Vor uns ein prächtiges Panorama. Tief unten der Min, eingebettet zwischen steilen grünen Bergen mit runden Kuppen, und hinter diesen, alle überragend, der Chou Kung Shan, das Ziel unserer Wanderung. Um 8 Uhr kommen wir an die große Hängebrücke, die vor der Stadt Kuanhsien über den Min führt. Der reißende Gebirgsfluß ist hier durch einen Damm geteilt, und der abgeteilte Arm weiter unten wieder in viele einzelne

Kanäle und Gräben geteilt, speist im Sommer einen großen Teil des Landes. Im Winter, wenn der stets durstige Reis eingeholt ist, wird der Damm über diesen künstlichen Nebenfluß zugeschüttet und das in der Zeit zahme und niedrige Wasser im alten Flußbett zusammengedrängt. Diese segenbringende Anlage sowie die Sprengung eines Felsens, um dem neuen Fluß einen Weg zu bahnen, verdanken die Bauern einem vor 1500 Jahren hier lebenden Beamten. Diesem tatkräftigen Manne bewahren die Leute hier auch noch jetzt ein dankbares Gedenken, fanden wir ihn doch oben im Tempel als Halbgott verherrlicht.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, über den tobenden Min auf der stets schwankenden Brücke hinwegzuschreiten. Die Brücke besteht aus starken längslaufenden Bambusseilen und darüber querlaufende dünne und recht sparsam aufgelegte Holzbrettchen, so daß man stets unter seinen Füßen das reißende gischtspritzende Wasser dahinschießen sieht. In der Mitte schwankt die Brücke so stark, daß man sich ganz gern an dem Geländer von Bambusseilen festhält. Sehr komisch war es, wie einer unserer Hunde mitten auf der Brücke stehen blieb und ein lang anhaltendes Klagegeheul ausstieß. Bei dem Rauschen des Wassers verklang unser Pfeifen und Rufen, und einer mußte zurück gehen und ihn holen.

Das Wetter ist prachtvoll geworden. Der Min führt einen frischen Wind aus dem Hochland von Tibet mit sich, und es geht sich so schön auf der hohen sonnigen Straße, daß wir lange Zeit unsre in Kuanhsien genommenen Sänften leer hinterher gehen lassen. Die Straße klettert oft in steilen Stufen zum Fluß herab, um ihn bald darauf wieder zu verlassen und in luftige Höhe zu steigen. Boote sieht man hier nicht. Drüben am Ufer liegen nur einige Flöße, die gerade ihre tolle Flußabwärtsfahrt wieder beginnen wollen. Am Ufer auf den Steinen und auch vorne in noch flachem Wasser waten einige arme Leute mit Kiepen auf dem Rücken und langen Hakenstöcken bewaffnet und fischen sich das Treibholz aus dem Wasser. Vor den wenigen Häuschen, an denen wir vorbeikommen, liegt das blasse Treibholz ausgebreitet, allerlei merkwürdig geformte Knüppel und Wurzeln, und trocknet in der Sonne. Gewiß gibt das noch ein gutes Feuer, um den Reis zu kochen. Vielen Trägern begegnen wir. Manche kommen weit her, mit Fellen aus Tibet, und einer unter ihnen hat ein mächtiges Bärenfell mit in seiner Last. Halbnackt und dunkelbraun gebrannt, schleppen sie geduldig ihre schwere Last bergauf und bergab. Manchmal rasten sie in langen Reihen an der Wegseite, die Last auf den Stab gestützt, und kratzen sich den Schweiß mit einem Bambusstreifen von Gesicht und Brust. Viele schleppen Kohlen, die hier überall in den Bergen fast an der Oberfläche liegen, und selbst kleine magere Kinder sieht man schon gebeugt unter der schwarzen Last. An einer Wegbiegung begegnet uns eine kleine Frau mit mehreren Kindern. Freundlich erzählt sie uns, sie flüchte mit ihren Kindern nach Chengtu, da man in dem Bergtal, wo sie gewohnt, alle Mohammedaner niedergemacht hat, und sie nun genug von all den Greueln und den Unruhen hätte. In ihrem sauberen blauen Anzug, mit den langen Hosen

humpelt sie auf ihren winzigen Füßchen nun schon fünf Tage. Mit einer Hand stützt sie sich auf den kleinen Sohn, in der andern hält sie den langen Stock mit dem schön geschnitzten Kopf. Dabei schaut sie so vergnügt und wohlgemut drein, daß man sie eher auf einem kleinen Sonntagsspaziergang vermuten würde. Nach einer kleinen Frühstückspause in einem Rasthaus am Wege setzten wir uns in die Sänften, da die Sonne nun schon recht heiß herniederbrennt, und um 2 Uhr sind wir in Ma Chi, wo der Aufstieg beginnen sollte. Dieses kleine unter herrlichen Baumgruppen versteckte Dorf weist einen recht vernachlässigten Tempel auf, in dem wir uns eine Stunde lang ausruhen und uns von dem blöde lächelnden Mönch, der sich aber durch einen Spitzbart auszeichnet, Tee aufgießen lassen. Den armen Göttern ist es hier traurig ergangen. Da ist kaum einer, dem nicht ein Arm oder ein Bein fehlt. Viele sind kopflos, und der durchdringende Regen hat die Farbe ihrer Gewänder arg mitgenommen. Im hinteren Hof ist Musik von Pauken, Horn und Tamtam. Irgend etwas wird gefeiert. Aber der Lärm ist unerträglich; da sagen wir den Leuten, sie möchten doch die Feier noch etwas aufschieben, und gutmütig und willenlos, wie sie sind, schieben sie alsobald ab. Glühend heiß ist noch die Sonne, wie wir nun weiter wandern. Wir haben uns einen Mann mitgenommen, der uns den Weg zu einem Bauernhaus zeigen will, wo wir die Nacht bleiben können. Erst geht es über einen Wildbach herüber und dann wieder durch Maisfelder ziemlich steil bergan. Zwischen dem Mais wachsen aber Gurken, das haben unsre Leute bald entdeckt, und nun schmaust alles, so viel es während des Gehens zu ergattern gibt. Wir suchen uns auch welche, sie sind ganz erfrischend, wenn auch ziemlich fade. Nach zwei Stunden Marsch erreichen wir drei kleine Bauernhäuser. Im ersten steht ein Sarg mit einem Toten, der schon 7 Monate darin liegt. Im zweiten steht ein leerer Sarg, im dritten gar keiner, und hier wollen wir die Nacht bleiben. Ein altes Frauchen sitzt vor der Tür und sieht uns Eindringlinge verwundert an. Aber übermäßig aufregen tut weder sie noch der Bauer sich, trotzdem sie sagen, sie hätten noch nie Fremde hier gesehen. Unterm niedrigen Dach vor der Tür hängen drei Bienentonnen, das summt und brummt, und eifrig fliegen die Bienen ein und aus. Die Menschen, die mit den Köpfen fast an ihre Wohnungen heranreichen, scheinen den Tieren glücklicherweise ganz gleichgültig. Neben den Tonnen hing lebendig aufgespießt ein großer dunkler Totenkopf. Diese Nachtfalter gehen nämlich nachts zu den Bienen, um den Honig auszulecken, und bekommen Einlaß, da sie denselben Ton wie die Bienenkönigin dabei von sich geben. Aber dies grausame Beispiel, welches die andern abschrecken sollte, scheint nicht viel zu nützen. Ich sah noch in derselben Nacht, wie ein solch dunkler Räuber in eine der Tonnen schlüpfte. Das Bauernhaus ist auf einer hohen Feldsteinunterlage gebaut, über die das Dach herausreicht. Wir ziehen es vor, hier draußen unsre Betten aufzuschlagen, und überlassen den Trägern die gute Stube. Eine unerwartete Freude steht uns noch bevor. Ganz in der Nähe entdecken wir

einen versteckten Felsenquell, in dem wir ein herrlich erfrischendes Bad nehmen, dann essen wir die schmackhaften Pilze, die wir unterwegs einem Bauern abkauften, und gehen früh schlafen. Vor kurzem hat ein Panther hier den Haushund weggeholt, wir binden unsre Hunde dicht neben uns an. Ein paarmal knurren sie in der Nacht, aber es erschreckt sie wohl bloß das Rascheln und Knistern im Mais, der riesenhaft aussieht im geisterhaften Mondlicht.

Es ist noch dunkel, wie wir aufstehen, um weiter zu wandern. Eine mühselige Kletterei beginnt nun. Erst geht's zwischen Wiesen und niedrigem Gebüsch steil bergauf. Herrliche Blumen wachsen hier, und rings ertönen entzückende Vogelstimmen, die die Sonne begrüßen. Noch eine kleine Hütte, wo zwei Männer Gras verbrennen und Sodaasche destillieren, und nun treffen wir fürs erste keine Menschen mehr. Nach zwei Stunden erreichen wir einen kleinen Paß, von wo ein Weg scharf rechts abbiegt und direkt zum Gipfel des Chou Kung Shan führt. Ganz schmal ist der Weg, so daß zwei Menschen kaum aneinander vorbeikommen. Rechts und links, oft unter Gebüsch und dichtem Unterholz verborgen, direkt der Abgrund. So steil, daß man mit Händen und Füßen klettern muß und bald alle zehn Schritte sich ausruhen muß. Meistens sind Stufen aus dünnen Baumstämmen oder Ästen in den Weg gegraben, welche aber oft gelockert sind, oder bei denen der Regen alle Erde darunter herausgespült hat. Die Vegetation ist wunderbar üppig. Wir sind in der Region des Zwergbambus, aber auch eine reiche Fülle von Sträuchern, Rhododendren, langstieligen Blumen und kleinen, Beeren tragenden Bäumchen bedecken in buntem Gewirr den Berghang. Ein großer Adler kreuzt einen kurzen Augenblick über uns. Überall gewahrt man bunte Spechte und niedliche Singvögel, oft kleiner als die farbenprächtigen, stets wie im Traum befangen taumelnden Schmetterlinge.

Es ist im ganzen, wie gesagt, eine recht mühselige Kletterei, die durch die Blutegel, von denen es hier wimmelt, noch einen unangenehmen Beigeschmack bekommt. Da wir in chinesischen Strohsandalen klettern — sie sind unserm steifen glatten Schuhwerk auf solchen Wegen sehr vorzuziehen —, litten wir auch sehr darunter, denn obgleich die Tiere keine Spur von Schmerz verursachen, bluten die Stellen, wo sie gesessen haben, sehr. So waren wir recht froh, als wir einem Trupp Frauen begegneten, die uns sagten, wir wären nun gleich oben. Die kleinen Frauen hatten in dem Tempel geopfert, der auf dem Chou Kung Shan liegt; es ist mir unerklärlich, wie sie mit den unglücklichen Füßen da hinauf gelangt waren. Nun kletterten wir aber noch eine gute halbe Stunde, und um 10 Uhr gelangten wir denn endlich nach vierstündiger Arbeit oben an. Auf dem spitzen Gipfel ist grad Platz genug für einen kleinen Tempel mit einem winzigen Vorplatz. Der einzige Mönch ist grade gestorben, und sein frisches Grab liegt neben dem Tempel. Aber ein Mann wohnt noch hier, um dem armseligen Gott abends sein Räucherkerzchen anzustecken. Acht Monate im Jahr steht der Tempel übrigens leer, da dann Schnee alles bedeckt. Dichter Nebel hüllte alles ein, als

wir oben anlangten. Wir fürchteten schon, daß wir um die Aussicht kommen würden, für die wir hier heraufgepilgert waren. Von hier aus dachten wir nämlich einen großen Teil des Gebirgslandes zu übersehen, von dem es noch keine vernünftige Karte gibt. Den Nachmittag bringen wir zu, indem wir den Nebel mit den Blicken zu durchdringen versuchen, dabei stärken wir uns reichlich mit Brombeeren, die hier in verschwenderischer Fülle stehen und merkwürdigerweise von den Chinesen nicht gegessen werden. Dies bleibt auch unsre Hauptnahrung heute, da es mit dem Kochen hier schwierig ist, es gibt hier bloß etwas aufgefangenes Regenwasser. Aus dem Nebelmeer taucht nun ab und zu ein naher Berg oder ein Stückchen Ebene auf, aber sobald die schwarzen und grauen Wolken sehen, daß die Klarheit siegen will, ziehen sie eilends heran und stürzen sich gierig auf Baum, Berg und Tal. Aber am Abend sinkt ihre Kampfeslust. Überall will ein Stückchen Welt heraus, und wenn sie auch immer wieder neue Heerscharen dorthin senden, die breit und mächtig daherziehen, so fehlt es dann an andern Stellen, und dort drüben kommt jetzt wirklich eine lange Gebirgskette heraus. Mehr und mehr wird sichtbar. In nichts verschwindet die Nebelwand. Die Ebene erscheint unendlich weit, durchzogen von glitzernden Flüssen, und dann das Gebirgsland. Nicht farbenprächtig im hellen Sonnenlicht, nein, ruhig abgeklärt nach langem Kampf um das Licht, in gleichmäßigem Lilagrau. Die einzelnen Berge ohne alle Plastik und doch mit scharfen Konturen der schönen Formen gegen den helleren Himmel. Weit hinten, an den höchsten Bergen, recken noch einige dunkle Wolken sich empor, hinter denen eben die Sonne herabsinkt, ohne das Bergland noch einmal begrüßt zu haben. Nur noch ihre breiten roten Strahlen sendet sie hinter der Wolkenwand hervor, die im Dunst einen Augenblick verweilen.

Eine kalte Nacht steigt herauf. Man wird nicht warm heute im zugigen Tempel. Ein merkwürdiges Klappern und Rufen tönt verschwommen herauf. Das sind die Bauern am Hange der Berge, wo die Maisfelder sind. Sie verscheuchen das hungrige Schwarzwild. Wir sind froh, als der Morgen dämmert und wir herauskönnen, um uns zu erwärmen. Nach einer Stunde kommen die Berge und die ganze Ebene noch einmal wundervoll klar heraus. Weit mehr Bergformen wie gestern abend entdecken wir. Merkwürdige Formen, senkrechte Einschnitte, und im Westen werden jetzt die Schneeberge sichtbar. Eifrig wird nun photographiert und gezeichnet und mit dem Kompaß die Richtung sämtlicher Bergketten festgestellt. Wir fragen nach den Namen der Pässe und Berge, aber unsre Träger, Bauern aus dieser Gegend, wissen uns nicht einen bestimmt anzugeben.

Um 8 Uhr beginnen wir dann den Abstieg, der uns noch lange in den Knochen liegen sollte, und erreichen noch am selben Abend Ling Yi Sze, unser Ferienquartier.

Zum 70. Geburtstage

des

Verlagsbuchhändlers S. Schottlaender

Kgl. Griechischer Konsul, Amtsvorsteher und Rittergutsbesitzer

(19. Juni 1914.)

Wenn wir das Bildnis des Verlagsbuchhändlers S. Schottlaender in Breslau anläßlich seines 70. Geburtstages an die Spitze dieses Heftes gestellt haben und ihm hier einige Zeilen widmen, so wollen wir nicht etwa nur, einer lieben und angenehmen Ehrenpflicht nachkommend, in ihm den Verleger unserer Zeitschrift „Nord und Süd" feiern, sondern einen Mann, der mit der literarischen Entwickelung Deutschlands mehr denn ein Menschenalter aufs engste verknüpft ist. Im Jahre 1876 hat er seine Verleger-Tätigkeit begonnen, und auch nachdem später die Aktiengesellschaft der „Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender" sich daraus entwickelt hatte, ist er deren alleiniger und bestimmender Leiter bis heute geblieben, so daß auch ihm allein das Verdienst zuerkannt werden muß, das Unternehmen zu einem für die deutsche Literatur bedeutsamen und einflußreichen gestaltet und erhalten zu haben. Schon ein flüchtiger Blick in die Verlagskataloge zeigt, wie der Verlag es sich angelegen sein ließ, mit den hervorragendsten Autoren des gesamten Zeitraumes Verbindungen anzuknüpfen, sie an sich heranzuziehen und beachtenswerte Talente, wo er ihnen begegnete, zu fördern und auf den Weg zur Höhe zu geleiten. Namen wie Anzengruber, Bodenstedt, Felix Dahn, Fontane, Gutzkow, R. v. Gottschall, Wilhelm Jensen, Paul Lindau, Max Nordau, Otto Roquette, Richard Voß, Wilbrandt u. a. begegnen uns dort, Namen, aus denen sich die ganze glanzvolle Epoche nach der Erstehung des neuen Deutschen Reiches wieder vor unserem geistigen Auge erhebt*). Hierzu kommt das Unternehmen der „Deutschen Bücherei" (1882—88),

*) Noch umfassender spiegelt sich die Kultur des damaligen Deutschland in einem für den Sohn des Herrn Konsul Schottlaender angelegten Autographenalbum wider. Es enthält eigenhändige Widmungen der bedeutendsten deutschen Schriftsteller aus der Zeit von 1881—1900, ferner einer großen Anzahl der berühmtesten deutschen Künstler (meist eigenhändige Zeichnungen), Komponisten, Gelehrten, Staatsmänner und Fürstlichkeiten, so daß das Album ein kulturhistorisches und künstlerisches Dokument von unschätzbarem Werte darstellt.

das in zwanglosen Heften aus der Feder kompetentester Gelehrten und Fachmänner, wie Ebers, Wilhelm Lübke, Dietrich Schäfer, Karl Vogt, M. v. Pettenkofer, kleinere Abhandlungen über wichtige Themen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft brachte, während die Sammlung „Unterwegs und Daheim, Haus- und Reisebibliothek" (1895—1901) in 87 Bänden belletristische Werke anerkannt guter Autoren und von höherem literarischen Werte zu einem sehr mäßigen Preise bot. Auch die Zeitschriften, die der Verlag hat erscheinen lassen, sind meist belletristischer Natur: die Romanzeitung „Erholungsstunden", die Illustrierten Wochenschriften „Die Heimat", „Der Berliner", „Breslauer Sonntagsblatt", „Familienzeitung" und namentlich seit 1882 eine lange Reihe von Jahren hindurch der „Hausfreund". Der treueste Begleiter des Schottlaenderschen Verlages aber, fast von seinem Anbeginn an, ist unsere Monatsschrift „Nord und Süd", die bereits Anfang 1878, kurz nach ihrer eigenen Begründung durch Paul Lindau, an ihn überging. Schon die erste Nummer der Zeitschrift läßt ihr Programm klar erkennen: den Sammelpunkt zu bilden für die hervorragendsten Kräfte der deutschen Literatur. Und daß sie dieses Programm stets unentwegt vor Augen behalten, daß sie es in so hohem Maße erfüllt hat, ist neben den Herausgebern nicht zum wenigsten dem Verleger zu danken. Außer den bereits genannten Autoren des Verlages selbst erscheinen als Mitarbeiter von „Nord und Süd" literarische und wissenschaftliche Größen wie Ernst Curtius, R. v. Jhering, Wilhelm Roscher, Kuno Fischer, Ludwig Pietsch, Berthold Auerbach, Emanuel Geibel, Hans Hopfen und vor allem auch der erst kürzlich dahingegangene Altmeister Paul Heyse, dessen Mitarbeiterschaft sich „Nord und Süd" während seines ganzen Bestehens bis in die letzten Jahre hinein zu erfreuen hatte*).

Gewiß, das waren die „Alten"; die jüngste Zeit, die Moderne hat zum Teil ganz andere Richtungen, andere Maßstäbe gewonnen. Bereits im Geleitwort zum Jubiläumshefte des 25. Jahrganges von „Nord und Süd" (April 1902) weist Paul Lindau auf die starke Wandlung hin, die sich während jenes Zeitraumes in Literatur und Kunst vollzogen. „Die Künstler und Dichter, die im Bisherigen das Beste geleistet haben und als führende Geister gefeiert worden sind, sind auch den Jahren nach die Alten geworden — in vielen glücklichen Fällen nur den Jahren nach. — — Ein neues Geschlecht ist inzwischen unter anderen Bedingungen des Daseins herangewachsen. Es hat von einer anderen Zeit andere Einwirkungen

*) Die den einzelnen „Nord und Süd"-Heften beigegebenen Radierungen sind auch gesondert zu einer Sammlung von „Porträts berühmter Zeitgenossen in Kupfer-Radierungen von hervorragenden Künstlern" zusammengestellt; sie umfaßt Bilder der bedeutendsten deutschen und ausländischen Staatsmänner und Feldherren, Dichter, Gelehrten und Künstler.

erfahren, es winken ihm andere Freuden, es hat einen anderen Geschmack und fühlt sich von anderen Idealen angezogen. Es strebt also auch anderen Zielen nach und muß, um sich ihnen zu nähern, sie womöglich zu erreichen, eine andere Richtung einschlagen." Und es ist nur zu selbstverständlich, daß ein Verleger, der wie Schottlaender seinen Beruf nicht bloß kühl-geschäftsmäßig auffaßt, sondern, mit Herz und Seele ihm ergeben, dem Geiste der um ihn gescharten Schriftsteller auch innerlich nahe steht, sich nicht sofort mit einem neuen Geiste erfüllen konnte. Um so rühmenswerter ist das Verständnis, das er auch der „jungen" Richtung entgegenbringt, indem er sie soweit anerkennt, als sie die Grenzen des Vernunftgemäßen, menschlich und ästhetisch Vornehmen nicht überschreitet. Das gilt nicht nur für „Nord und Süd", wo „das Gebiet der geistigen Arbeit nicht engherzig eingeengt werden sollte, vielmehr neben den alten Freunden auch die jungen herzlich willkommen geheißen werden"; sondern der Verlag hat durch eine eigene Zeitschrift „Kritik der Kritik" (1905—1907) den neueren Strömungen Rechnung getragen und zur Klärung und Lösung der die Gemüter in der Gegenwart bewegenden künstlerisch-literarischen Fragen das Seine beigesteuert.

Das Bild der buchhändlerischen Tätigkeit Schottlaenders würde unvollständig sein, wenn wir nicht seines großen politischen Zeitungsunternehmens gedächten: der „Schlesischen Presse", an deren Gründung im Jahre 1873 er beteiligt war und die er 1876 in alleinigen Besitz übernahm. Es war ja damals die Zeit, wo die nationalliberale Partei in ihrer Blüte stand, wo sie die maßgebende Partei im jungen Deutschen Reiche war. Die Vertretung ihrer Interessen in Breslau sollte nun die „Schlesische Presse" übernehmen. Nicht lange darauf aber begann der Rückgang der Nationalliberalen, und damit zugleich gestaltete sich die Lage der nationalliberalen Zeitung in Breslau zu einer schwierigen. Pflicht der nationalliberalen Partei wäre es gewesen, ihrem Organ ausreichende Unterstützung angedeihen zu lassen. „Wir haben früher schon auf die eigentümlichen Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen ein neues Zeitungsunternehmen in Deutschland zu kämpfen hat. — — Die Ereignisse der letzten Monate haben wohl deutlich gezeigt, welchen Wert es für eine Partei hat, ein eigenes Organ zu besitzen, welches jederzeit bereit ist, die Partei zu verteidigen, einen Sammelpunkt für die Bestrebungen der Partei zu bilden. — — Eine Partei, die für ihre Presse nicht sorgt, schadet sich selbst," heißt es in der Schles. Presse vom 1. Dezember 1878, der ersten Nummer, die in Schottlaenders eigener Druckerei hergestellt wurde. Doch die nationalliberale Partei beging hier einen der mannigfachen Fehler, durch die sie ihren Niedergang verschuldet hat. Die „Schlesische Presse" stellte ihr Erscheinen ein, bezw. verschmolz mit dem freisinnigen Organ — und der nationalliberale Gedanke in Breslau ging bis auf einen Rest ohne Bedeutung und Einfluß zurück.

Erst in den letzten Jahren ist wieder der Politik in „Nord und Süd" durch den neuen Herausgeber Prof. Dr. Ludwig Stein eine beträchtlichere

Rolle zuerteilt worden. Es bedarf wohl nur eines Hinweises auf die beiden, einer „englisch-deutschen Verständigung“ gewidmeten Nummern (Juni und Juli 1912) und auf ihren großen, im Interesse des Weltfriedens hoch zu veranschlagenden Erfolg, um zu zeigen, welch beachtenswerte Stellung auch auf diesem Gebiete der Schottlaendersche Verlag sich zu erringen wußte.

Mit Bewunderung aber und mit inniger Freude sehen wir, wie der Leiter des Verlages, Herr Konsul Schottlaender selbst, mit einer jugendlichen Frische und Rüstigkeit, die in nichts an seine 70 Lebensjahre gemahnt, an seinem Lebenswerke weiterarbeitet, alle geistigen Regungen und Anregungen der Zeit aufmerksam und scharfen Blickes verfolgend. Möge es ihm noch lange Jahre vergönnt sein, in unverminderter Kraft zu wirken und reicher Früchte seines Wirkens sich zu erfreuen!

Die Redaktion von „Nord und Süd“.

Lotte Stadthagen-Puggé: Jennáh und Muschtschina.

Weit, weit von hier im fernen Osten lebte vor vielen Jahren ein junges Weib, namens Jennáh. Jennáh war liebreich und gut, ihre Seele kannte kein Falsch; aber das war es nicht, was sie Muschtschina wert machte, das wußte er gar nicht. Er liebte ihre schlanke, weiche Gestalt, die feine, rosige Haut, liebte die zierlichen Füße, die so leicht traten wie die des Rehs, die kleine Hand, so weich wie die Welle. Jennáh hatte die Gabe, Märchen zu erzählen, und Muschtschina hörte ihr gern zu. Er schaute ihr in die schimmernden Augen, bald hell wie der Frühlingshimmel, bald dunkel wie das Meer, wo es am tiefsten ist, lauschte dem süßen Klang ihrer Stimme und — fand die Märchen poetisch und reizend.

Gewaltig steigerte sich Muschtschinas Verlangen, Jennáh zu besitzen, als er entdeckte, daß auch andere sie begehrten. Und eines Tages riß er sie an sich, preßte sie heiß an seine Brust und drückte den eiskalten Mund auf ihre warmen Lippen.

Wie er mich liebt! dachte sie und lächelte, unter Tränen, denn die heftige Berührung hatte ihr weh getan.

„Du sollst mein sein, nur mein," sagte der Mann, „ich kann es nicht ertragen, daß dir jemand teuer ist außer mir," und er zog mit seinem jungen Weibe fort von der Heimat, von allem, was Jennáh lieb und vertraut gewesen war.

Wie er mich liebt! dachte sie und versuchte glücklich zu sein, ob sie gleich kümmerte wie eine Pflanze, die man aus dem warmen Mutterboden gerissen und in fremdes kaltes Erdreich verpflanzt hat. Bemerkte Muschtschina, daß sie heimlich geweint hatte, so tauschte er ein neues Mieder oder eine Kette aus bunten Perlen, um sie zu trösten, und wenn dann seine Freunde sie geschmückt sahen und ihre Schönheit bewunderten, glänzte sein Auge vor Stolz und Glück über ihren Besitz.

Muschtschina war Schiffer. Sein Schifflein fuhr auf dem großen Strom, an dessen Ufern die Hütte lag, die er mit Jennáh bewohnte.

„Lieber," sagte Jennáh eines Tages, „laß mich mit dir geh'n und dir dein Schifflein steuern helfen!"

Muschtschina lachte. „Du, ein Schiff steuern?! Wie solltest du das wohl können? Kennst du die trügerischen Wellen, die Nebel, die Felsenriffe? Hast du gelernt, dem Sturm zu trotzen?"

„Wenn du es mich lehrtest . . . .," wendete Jennáh schüchtern ein.

Muschtschina schüttelte den Kopf. „Ein Schiff zu steuern, dazu gehört Mut,

Tatkraft, Entschlossenheit; wo solltest du die hernehmen, ein schwaches Weib? Aber sieh, ringsumher verstreut liegen viel tausend kleine Steine, die sammle; sie tun uns not für die Mauern unseres Heims. Meine Arbeit ist für dich zu schwer."

Wie er mich liebt! dachte Jennáh, er will mich schonen. Und sie machte sich an die Arbeit, die Muschtschina ihr bestimmt hatte.

Aber die Steine waren gar klein und lagen weit verstreut, um jeden einzelnen mußte sie sich bücken, und wenn sie gleich beim Morgengrauen anfing zu sammeln und unverdrossen sich mühte den ganzen Tag über, so schien ihr doch meist bei Sonnenuntergang das Häuflein so klein, daß sie sich schämte aufzuhören und weitersuchte beim Sternenlicht, ob auch die Füße wund wurden und der Rücken schmerzte vom vielen Bücken.

Geschah es an solchen Tagen, daß Muschtschina abends beim Feuer ein Märchen zu hören verlangte, so vermochten Jennáhs müde Stimme, ihre halbgeschlossenen Augen nicht, schillernde, schimmernde Schleier um das Erzählte zu weben, blitzfunkelnde Steinchen darüber zu streuen, und Muschtschina fand das Märchen dumm und albern, suchte grollend seine Lagerstatt auf oder verbrachte den Abend mit Freunden beim kreisenden Becher und Würfelspiel.

Zuweilen war Jennáh glücklich im Sammeln gewesen und hatte viel schöne, brauchbare Steine gefunden; dann konnte sie in dem Gedanken, daß Muschtschina freudig überrascht sein und sie loben würde, kaum sein Kommen erwarten. Aber er sah weder die Steine noch Jennáhs erwartungsvolles Gesicht, und machte sie ihn auf ihren Fund aufmerksam, so hatte er nur ein zerstreutes Lächeln dafür. Dann stahl sich manch bittere Träne aus Jennáhs Augen, aber Muschtschina sah es nicht.

Einmal, als Muschtschina nach Hause kam, merkte Jennáh am Klang seiner Schritte, daß seinem Schifflein etwas zugestoßen war. Muschtschinas Stirn lag in Falten, seine Augen blickten trübe und starr; aber als die Nacht kam, fand sie ihn friedvoll schlummernd. Seine Hand in der ihren, saß an seinem Lager Jennáh, mit weit offenen Augen, gebeugt, als ruhte eine Last auf ihren Schultern, die zu schwer für sie war.

Ein Schimmer von Glück trat plötzlich in ihre Augen. „Wie er mich liebt!" flüsterten ihre Lippen, „er vertraut mir ganz."

Jennáh und Muschtschina lebten viele Jahre miteinander, da wurde Muschtschina krank. Es war eine böse Krankheit mit Fieberängsten und schweren Träumen. Er mußte das Schifflein lassen, und bald war im Hause kein Brot. Jennáh tauschte ihre Kleider und Perlen um Brot, aber es reichte nicht lange. Ich muß Brot schaffen an Muschtschinas Statt, dachte sie und wollte hinabgehen zum großen Strom; aber Muschtschina stöhnte: „Bleib bei mir, mir ist so bange ohne dich!"

Wie er mich liebt! er kann nicht sein ohne mich, dachte sie, nahm ihren Platz an seinem Lager wieder ein und hielt seine Hand, bis der Abend kam und er einschlief.

Dann schlich sie sich leise hinaus und ging zum großen Strom hinab, um Arbeit zu suchen. Jedoch man wies sie ab, hier und dort, überall. Breitschultrige Männer stießen sie beiseite und spotteten über ihre kleinen Hände und schwachen Schultern. Stromabwärts wies man sie, wo der große Strom breiter wird und seichter, von schlammigen Ufern gesäumt. Der Wind vermag nicht, die Fahrzeuge über die sandigen Untiefen zu treiben: Menschen bewegen sie vorwärts, wetterzerzauste Gestalten. Angespannt wie Zugtiere, mit Gurten und Stricken ziehen sie mit gekrümmten Rücken, mit schweren Schritten im Schlamm watend. Ihrem Munde entströmt ein Lied, immer dasselbe eintönige Lied, trostlos und atembeklemmend wie der gelbgraue Schneehimmel über der endlosen weißen Steppe. Jennáh graute vor ihrer Gesellschaft; aber sie dachte an Muschtschina und ließ sich einen Gurt umlegen. Jede Nacht, sobald Muschtschina schlief, lief sie zum Strom hinunter und zog mit den andern, und wenn der Tag graute, eilte sie zur Hütte zurück, damit Muschtschina sie beim Erwachen nicht vermißte. Auf dem Wege las sie Steine auf, die so nötig waren für die Mauern des Hauses.

Das Brot, das Jennáh für ihre Arbeit erhielt, war klein, so klein, daß es zuweilen nur hinreichte, um Muschtschinas Hunger zu stillen.

Einst sah Jennáh, als sie beim Abendschein zur Stätte ihrer mühseligen Arbeit eilte, ein schmuckes Boot am Strande liegen. In dem Boot stand ein Mann, der sehnsüchtig seine Arme nach ihr ausstreckte, und Jennáhs Herz pochte schneller, als sie in seine Augen sah. Aber sie dachte an Muschtschina, schüttelte das Haupt und senkte den Blick. Und der Mann im Boot beugte das Haupt und stieß vom Ufer ab. Leise zog das Schifflein hinaus in die Abendhelle. Und als es verschwunden war im goldenen Dunst, da schien es Jennáh, als wäre der Nachtwind nie so kalt, die Last nie so schwer gewesen, als hätten die Gurte nie so gedrückt und geschnitten wie an diesem Abend.

Muschtschinas Krankheit dauerte lange. Jennáhs Rücken krümmte sich, ihr Gang wurde schwer und schleppend vom Ziehen der schweren Last, ihre Wangen höhlte der Hunger, ihr Haar wurde weiß von den ungeteilten Sorgen. Aber ihre Kraft hielt stand, Muschtschina bedurfte ja ihrer.

Endlich besserte sich Muschtschinas Übel, langsam, allmählich; jedoch in dem Maße, wie er sich erholte, schwanden Jennáhs Kräfte dahin; es war, als würden sie von seinem gesundenden Körper aufgesogen.

„Erzähle mir ein Märchen!" bat Muschtschina eines Tages. Jennáh sann und sann: keines der Märchen, die sie einst erzählte, und auch kein neues wollte ihr einfallen; in ihren Ohren tönte immer nur das Lied, das sie unten am Strom mit den anderen sang, das eintönige Lied, so trostlos und atembeklemmend wie der

gelbgraue Schneehimmel über der endlosen, weißen Steppe, und sie sang es Muschtschina vor.

Muschtschinas Augen weiteten sich vor Entsetzen. „Nein, nein, nicht das grausige Lied!" wehrte er ab, „ich lechze nach Lust und Schönheit. Weißt du kein anderes? Dann laß uns hinausgehen unter fröhliche Menschen, lange genug war ich an die enge, dunkle Hütte gefesselt; jetzt fühle ich mich wieder stark, ich will leben! Leben und genießen!" Und er eilte zur Tür und stieß sie auf, daß das helle Sonnenlicht hineinflutete.

„Geh du allein, Lieber," bat Jennáh, „ich bin so müde heute." Ihre Stimme klang so seltsam. Muschtschina drehte sich um und sah sie an. Sie stand im grellen Sonnenlicht.

„Wie alt und häßlich du geworden bist!" sagte er, einen Schritt zurückweichend, „nein, so kannst du nicht mit mir gehen, ich müßte mich ja deiner schämen."

Er ging. Jennáh stand und starrte ihm nach. Allmählich erst faßte sie den Sinn seiner Worte, begriff sie, daß er nie zu ihr zurückkehren würde, und daß sie um ihr Leben betrogen war. Ein Zittern lief durch ihren Körper, sie schlug die Hände vors Gesicht und kroch in den dunkelsten Winkel der Hütte, daß die Sonne ihre Scham nicht sehen sollte. —

Das ist Jennáhs traurige Geschichte. Rührt sie euch, ihr Schwestern? Ach, werdet ihr sagen, es ist ja so lange her, daß sie sich zutrug und in einem so fernen Land, und am Ende ist es gar ein Märchen. Ja, am Ende . . . .

Schlußbemerkung: Die Namen Jennáh und Muschtschina sind russische Wörter: Jennáh heißt die Frau und Muschtschina der Mann.

Keppel Bennet:

An Aurora.

Übersetzt von Judith Peritz.

Den Fluß entlang, hinab zur Stadt,
Die dumpfer Schlaf bezwungen hat,
Das Haar vom Wind zurückgeweht,
Im Flatterkleid, das zart verrät
Der leichten Füße flücht'ge Spur —
So seh' ich, wie im Traum, dich nah'n,
So herrlich schwebt auf rascher Bahn
Ein Wesen göttlicher Natur.

Und wie im Traum, in holdem Zwang
Belausch' ich deiner Cymbel Klang,
Verstohlen durch die Gassen flieht
Im Dämmergrau dein zaubrisch Lied.
Maßliebchen sind vom Schlaf erwacht,
Es hat das Licht mit weißer Hand
Vom Strom den düstern Flor gebannt
Und gleitet über Gräser sacht.

Verwegen streift die Morgenluft
Süß singend deines Haares Duft,
Und mit entzücktem Lachen springt
Die Dämm'rung auf, die dich umringt.
Wo du auch gehst, dein Lächeln siegt;
Dir folgt der Tag, doch vor dir bleich
Der dürren Heide lichtlos Reich,
Ein traurig Land, verlassen liegt.

Könnt' ich mit dir zum Meere hin,
Zum blauen, uferlosen, zieh'n,
Dem Mond entbieten kecken Gruß,
Den Sternen nah'n in raschem Kuß,
Bis himmelhoch strahlt deine Macht,
Und dürft' erspäh'n, welch' hohes Glück!
Dankbarer Augen ersten Blick
Nach langer, sorgenschwerer Nacht!

Vergebens, ach, schon strebest du
Jenseits des Stroms der Lichtung zu,
Und jetzt berührt dein Scheitel gar
Der Berge Häupter wunderbar!
Die Cymbel tönt vom Himmelssaum
Noch einmal in die stille Welt.
Dein Bild umfaßt mein Augenzelt,
Bis du entschwunden wie ein Traum.

Alfred Austin:

Der Liebe Weisheit.

Übersetzt von Judith Peritz.

Auf höchstem Gipfel unsrer Leidenschaft
Laß scheiden uns nach einem letzten Kuß!
Denn besser Tod als jener bitt're Schluß,
Gebeugt zu seh'n, was jetzt noch stolze Kraft.
Wir lösten unsres Wesens enge Haft,
Erschöpften bis zum Grund der Seelen Fluß:
Wer wünscht, daß glühend Hochgefühl erschlafft
Dem Nachglanz der Gewöhnung weichen muß?!
In solchen Höh'n ist unsres Bleibens nicht;
Selbst heißen Seelen, wie die unsern sind,
Strahlt einmal nur dies wunderzarte Licht.
Nicht zögern, bis der Liebe Hauch zerrinnt!
Noch einen Kuß, der Erdenfesseln bricht,
Bevor getrennt der Weg ins Tal beginnt!

Else Höffer:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

Sie setzten sich, und Torbeck sagte:

„Es tut mir sehr leid, Herr Regierungspräsident, daß Sie sich und mir diese Unterredung nicht erspart haben. Ich habe gerade einen Brief an Ihren Herrn Sohn vollendet —" Er wies kurz nach dem Schreibtisch, auf dem das starke, weiße Kuvert leuchtete. „Marga weiß meinen unabänderlichen Entschluß."

Schwanstedt fühlte die geistige Überlegenheit des andern, aber er behielt seine Ruhe, er war sich bewußt, daß er Immos Glück verteidigen mußte.

„Herr Doktor Torbeck, ein Mann wie Sie, der sich freiwillig in den Kampf begibt, wird sich nicht wundern, daß die Jugend von ihrem Rechte auf Kampf Gebrauch macht. — Sie würden jedenfalls vor Ihrem eigenen Kinde und vor meinem Sohne wenig Achtung haben, wenn sie sich ohne weiteres fügten —"

Torbeck machte eine ungeduldige Bewegung, die hieß: „Das ist ja ganz gleichgültig, mich verlangt nicht nach Achtung —"

Schwanstedt ließ sich nicht beirren. „Es ist doch wohl selbstverständlich, daß die beiden ihr Glück nicht lassen, nur weil ein anderer Wille sie dazu zwingen will —"

Torbeck runzelte die Stirn. „Die Sache tut mir sehr leid, es ist hart für mich, von meinem Kinde ein derartiges Opfer verlangen zu müssen, aber es ist unvermeidlich. Sie weiß das."

„So sind Sie der Ansicht, daß Sie das Recht haben, um Ihrer Zwecke willen das Glück anderer zu vernichten? Zwei junge Menschen zukunftslos zu machen?"

Torbeck hob den Kopf und sah den Präsidenten sehr ernst an.

„Ja, das Recht habe ich."

Schwanstedt erhob sich, sein Gesicht rötete sich leise. „Und wie verträgt sich dies mit Ihren sogenannten humanen Ideen? Meine Ansicht ist, daß ein Mann zuerst im eigenen Kreise nach seinen Prinzipien wirken muß, wenn man seinen Worten glauben soll."

Torbeck stand schroff auf. „Das, Herr Präsident, habe ich vor mir selbst zu verantworten. Kein Mensch hat das Recht, Rechenschaft von mir zu verlangen!" Er beherrschte sich mühsam und trat an das Fenster.

Schwanstedt zwang sich zur Ruhe, er setzte sich nieder und wartete, dann sagte er: „Wenn Ihre Sache gut ist, wird sie siegen, trotz dieser Verlobung.

Das ist doch eine ganz interne Familienangelegenheit, die Sie nur als Privatmann angeht."

Torbeck wandte sich um: „Sie wissen selbst, daß von dem Augenblick, in dem wir in die Öffentlichkeit treten, unser Privatleben nicht mehr uns gehört. Meine politische Stellung ist noch nicht gefestigt, einen derartigen Stoß hält sie nicht aus. Diese Verlobung würde wie eine Massensuggestion wirken, man würde, ohne es vielleicht klar zu wollen, das Vertrauen zu mir verlieren, man würde mich für einen Mann halten, der auf beiden Schultern trägt — Ich habe mir alles reiflich überlegt, ich sehe alle Konsequenzen. Es tut mir leid, daß meine Tochter nicht die Größe hat, zu verzichten."

Schwanstedt zuckte die Achseln. „Wie wenig kennen Sie die Menschen und die Jugend! Der Kampf um das, was ihnen „Glück" und „Zukunft" ist, ist ihnen Lebenszweck. Für die Idee anderer sich opfern, ist doch unmöglich. Nur eine Idee, die aus dem eigenen Ich geboren ist, kann so Ungeheueres verlangen."

Torbeck setzte sich nieder. „Herr Präsident, ich gebe Ihnen zu bedenken, daß auch für Sie eine Verbindung mit meinem Hause Folgen haben kann."

Schwanstedt lächelte. „Wir beide sind alt, lieber Torbeck. Es ist nichts Besonderes, wenn wir dem jungen Nachwuchs weichen. Kinder können von Eltern Opfer verlangen, das Umgekehrte ist naturwidrig."

Torbeck biß sich auf die Unterlippe, seine Ungeduld wuchs. „Wir stehen auf verschiedenem Boden, wir werden uns wohl kaum verstehen. Ich muß verlangen, daß meine Kinder für das Lebensziel des Vaters Verständnis haben."

Da sagte Schwanstedt sehr ernst: „Dann hätten Sie sie ganz anders erziehen müssen. Sie haben sie zu Damen unseres Gesellschaftskreises erzogen, sie dürfen sich nicht wundern, wenn sie als solche fühlen. So viel mir bekannt ist, haben Ihre heutigen Ideen in der Erziehung Ihrer Töchter keine Rolle gespielt. Jetzt zu verlangen, daß sie sich Ihnen beugen, ist eine Gewaltsamkeit, die unmöglich ist. Das müssen Sie einsehen."

Torbeck schwieg. Er sah auf seine gefalteten Hände und dachte: „Darin hat er recht. Aber trotzdem —"

Schwanstedt fuhr fort: „Ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen, der so etwas wie ein Ausweg ist: Wir veröffentlichen die Verlobung erst nach den Wahlen. Wenn Sie gewählt sind und dann jahrelang Ihren Posten ausgefüllt haben werden, wird man sich an die Tatsache gewöhnen und sie vergessen."

Torbeck dachte nach. „Ein Ausweg", dachte er, „ein Schleichweg — nein."

Er richtete sich auf. „Ich will mit reinem Gewissen mein Amt antreten. Es soll nicht da etwas im Hinterhalt lauern und warten, bis ich im Sattel sitze, bevor es sich ans Licht wagt. Das ist unehrlich, ist der Schatten einer Lüge. Mein Panier muß blank sein, das verlangt meine Sache. Den Ausweg nehme ich nicht an."

Da stand Schwanstedt auf, er war nun ganz blaß geworden. „Sie gehen Ihren Weg — Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ein Bruch eintritt. Die andern haben auch Rechte. Hoffentlich reuen Sie die Opfer nie, die fallen."

„Nie", sagte Torbeck, und in seinen Augen war ein junges, gläubiges Aufleuchten.

Sie verbeugten sich, und Torbeck brachte seinen Gast bis zur Türe, er klingelte, damit das Mädchen dem Präsidenten den Pelz halte. Die Männer reichten sich nicht die Hand.

Torbeck trat in sein Zimmer zurück. Der Präsident überlegte einen Augenblick, ob er Frau Torbeck begrüßen sollte, aber er verwarf den Gedanken sofort, es war ihm unmöglich nach der Niederlage in dem Hause zu bleiben. Und dann erwartete er von der Frau auch nichts anderes, wie ratlose Hilflosigkeit. Er durfte sie nicht gegen den Mann beeinflussen, das erschien ihm unfair. Er sah sich in einem Wirrsal, in dem sein gerader nüchterner Geist sich nicht so rasch zurechtfand.

Er bestieg sein Kupee und fuhr nach Hause.

Frau Torbeck hatte klopfenden Herzens in ihrem Zimmer gewartet. „Du wirst sehen, Io, der Präsident erreicht alles!" In ihr war noch ein Rest alter Beamtendemut, ihr kam gar nicht der Gedanke, daß ihr Mann wagen würde, den Präsidenten abzuweisen.

Io schüttelte trübe den Kopf.

„Aber Kind, du denkst doch nicht, daß aus der Verlobung nichts wird, das wäre doch furchtbar", sagte die Mutter weinerlich, sie verlor nun doch ihre Fassung. „Um einer Marotte willen, die plötzlich im Kopfe eueres Vaters aufgetaucht ist! Sage, daß du das nicht glaubst, Io."

„Ich glaube, daß sie sich verloben, weil Immo energisch und Marga majorenn ist. Aber ich glaube nicht, daß der Vater seine Einwilligung gibt."

„Also ein Skandal!?"

„Wenn du es so nennen willst. — Sie werden gegen seinen Willen heiraten."

„Und alle Welt wird das wissen, alle Welt wird es bereden. Er muß nachgeben, seine Weigerung ist ja sinnlos! Er kann uns doch nicht schon wieder einem Skandal aussetzen —"

Sie preßte ihr feines Tuch gegen die Stirn. „Schwanstedt wird ihn umstimmen", sagte sie mit jähem Optimismus.

Da ging nebenan die Türe. „Jetzt sind sie fertig, nun wird Schwanstedt herkommen und mich begrüßen!" Sie trat rasch vor den Spiegel und ordnete Haar und Kleid. Dann blickte sie lauschend zur Türe, auf ihren Lippen haftete schon das liebenswürdige Begrüßungslächeln, sie wartete atemlos.

Da rollte drunten das Kupee davon.

Die Arme sanken ihr schwer am Körper nieder. Sie bewegte lautlos die Lippen. Sie fing an zu zittern. „Er ist fortgefahren —" sagte sie matt. Dann sank sie in einen Sessel und begann fassungslos zu weinen.

Es war das erste Mal, daß Jo sah, daß ihre Mutter zusammenbrach unter der Wucht eines Geschehnisses. Sie kniete neben ihr nieder und umschlang sie mit beiden Armen, aber es fielen ihr keine Trostworte ein, sie wußte ja, daß die Mutter anderes erwartete, als sie geben konnte. Sie dachte nur an all das Leid, durch das Marga hindurch mußte, bis sie zu ihrem Glücke kam. „Wenn sie ihn liebt — dann hat sie die Kraft. Liebt sie ihn nicht, wird sie jetzt zurückweichen. Dies ist die Feuerprobe."

Frau Torbeck beruhigte sich sehr rasch, ihre langgeübte Selbstzucht ließ sie nicht im Stich. „Ich gehe jetzt zu ihm", sagte sie entschlossen, und in ihren Augen war ein harter Glanz. Jo löste ihre Arme. Sie war unglücklich und kam sich überflüssig vor, sie stand tatlos in dem raschen Strom der Ereignisse und konnte nirgends eingreifen.

Frau Torbeck trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie nahm allen Mut zusammen.

Er stand neben dem Schreibtisch und schob Papiere und Akten in eine Ledertasche, drunten summte das Auto, er war anscheinend im Begriff, das Haus zu verlassen. Er wandte sich nach seiner Frau um. „Auch eine Hilfstruppe?" dachte er ärgerlich.

„Es ist heute bei mir wie ein Taubenschlag", sagte er ärgerlich. „Ich habe ein paar Stunden der Sammlung und Arbeit dringend nötig, ich fahre daher in mein Bureau hinunter. Entschuldige, wenn ich nicht zu den Mahlzeiten komme. Es kann heute abend spät werden, und morgen früh halb sechs muß ich nach Berlin, übermorgen komme ich zurück. Veranlasse, bitte, daß mein Koffer gerichtet wird." Er gab seine Anordnungen in kurzem, liebenswürdigem Tone.

Frau Torbeck stand hinter einem Sessel. „Franz," sagte sie, „ich muß mit dir sprechen!"

Seine Ungeduld war aufs höchste gesteigert, er ertrug es nicht mehr, daß sich immer wieder Neues zwischen ihn und seine Arbeit drängte, er fühlte, daß seine Nerven in fortwährender Erregung waren, und er brauchte Nervenruhe vor allem, er brauchte seine Kraft für andere Dinge. „Martha, ich bitte dich, verschone mich. Was du mir zu sagen hast, hat Zeit. Ich weiß es auch im voraus, und ich sage dir, was ich andern schon sagte: es bleibt bei meinem Entschluß. Ich kann dir nicht alle Gründe wiederholen, die für dich ja doch keine Gründe sind, also bitte: dränge mich jetzt nicht!"

Er trat an den schmalen Zigarrenschrank und füllte sich sein Etui. „Denkt euch eine nette Reise aus, es wäre mir lieb, ihr reistet bald."

Frau Torbeck rührte sich nicht, sie war ganz verstört. „Franz," sagte sie, „du hast mich früher doch lieb gehabt —" Sie wußte selbst nicht, warum ihr die Worte kamen. Der Mann antwortete nicht, es reizte ihn zu wissen, daß sie nun alle Register ihrer Frauengewalt aufziehen würde.

„Franz, du bist mir doch Dank schuldig —"

Da fuhr er herum: „Dank? Wofür?" Er sah sie flammend an. Sie fühlte, daß ihre Bemerkung taktlos gewesen, und das machte sie verlegener, wie sein Zornblick. „Gott, du weißt doch —, es war doch keine Kleinigkeit für mich —"

Er wurde wieder ruhig. „Ich habe nicht gedacht, daß wir jemals so abrechnen würden miteinander, Martha. Es ist sehr häßlich, besonders für einen Menschen, der wie du den großen Kultus mit den ästhetischen Lebensformen treibt. — Nun ich meine, daß wir quitt sind. Meine Dankesschuld euch gegenüber habe ich getilgt — in bar. Vielleicht gelüstet es dich, die schriftlichen Beweise zu sehen?"

Sie hob abwehrend die Hand, er lächelte verächtlich. „Ich wünsche nun nicht mehr an die Dankesschuld gemahnt zu werden, sonst müßte ich dir die Wahrheit schonungsloser sagen!"

Er schloß mit einem Schlüsselchen die Aktenmappe und ging. „Franz —" rief die Frau halblaut, aber er hörte sie gar nicht.

„Er läßt es auf einen Skandal ankommen", dachte sie bekümmert. Und sie überlegte, ob es klüger sei, die Verlobung zu lösen, oder den Skandal mit in den Kauf zu nehmen.

Dann gab sie das Telegramm an ihren Bruder, den Superintendenten Gerhard Janssen auf. Sie wußte nicht, warum sie das tat, es war eigentlich überflüssig, denn die beiden Männer verstanden sich gar nicht, und es war nicht anzunehmen, daß Janssen den mindesten Einfluß auf den Schwager hatte, aber sie hatte eine unklare Sehnsucht nach einem Menschen, der dachte wie sie.

5. Kapitel.

Als Torbeck in den Saal der Konkordia trat, fühlte er deutlich, daß seine Nerven immer noch vibrierten, die Erregungen des Tages hatten sich nicht so rasch abschütteln lassen, und nun strengte er seine ganze Willenskraft an, alle seine Gedanken loszulösen und auf seine Rede zu richten. Aber es war ein Flattern in seinen Gedanken, sie hatten keine Stabilität. Er ließ sich in der Garderobe ein Glas Selters geben, das kühlte ihm den Schlund, er atmete auf.

Für ihn durfte es nichts geben, wie diesen weiten, kahlen Saal mit all den Menschen, die seinen Worten lauschten. Nichts durfte ihn beirren, er mußte den Kontakt mit ihnen finden, dann beherrschte er sie wieder. Und dazu gehörte

die konzentrierte Kraft seines Geistes und die unverminderte Glut seines Temperamentes.

Der Saal war wieder gedrängt voll, wieder war die Unruhe über den Köpfen, und das gedämpfte Raunen und Summen unter dem weißen Licht der elektrischen Kronen. Bei seinem Erscheinen verstummte alles. Einen Augenblick war ein kleines Gedränge um ihn von Herren, die ihn begrüßten. Er drückte allen flüchtig die Hand und wechselte ein paar rasche Worte, dann löste er sich aus der Gruppe. Da scholl eine Stimme hinter ihm drein: „Gratuliere auch zur Verlobung Ihres Fräulein Tochter."

Sein Fuß stockte. Galt das ihm? Was bedeutete das?

Da sah er alle die Gesichter, die wartend ihm zugewandt waren, und er stand auf dem Rednerpult.

Er stand einen Augenblick schweigend und atmete tief. Die Stimme war noch in seinem Ohre: „Die Verlobung Ihres Fräulein Tochter."

Und er begann zu sprechen, seine Stimme war spröde. Ein qualvoller Druck war auf ihm, er rang mit harter Energie, er zwang seine Gedanken, er rang nach Wärme und Kraft.

Aber seine Seele war wie verdorrt. In seinen Gedanken war ein Unterstrom, der sich nicht bannen ließ, und während seine Worte durch den weiten Saal klangen, dachte er: „Es muß ein Gerede aufgekommen sein — irgend ein dummes Gerücht. Ich muß dem begegnen — nein, am besten ignorieren."

Und seine Worte rollten voll Wohlklang über die Hörer hin.

„Mein Gefühl ist Pathos, was ich sage, ist hohl. Ich zünde nicht. Ich fühle es — nicht ein einziger Mensch im Saale spürt einen Widerhall in sich."

Er kämpfte mit zäher Geduld, aber die Stimmung ließ sich nicht erzwingen, sein Gefühl gehorchte seinem Willen nicht, was er sagte, war kalt und nüchtern. Er zwang das Publikum nicht unter seinen Bann.

Köpfe bewegten sich, einige Gruppen flüsterten. Er sah es ganz deutlich. Das war das letzte Mal nicht gewesen, da hatten sie alle gesessen wie erstarrt. Da hatte er geherrscht, und heute redete er bloß.

Was war das nur, was die Leute so zerstreute? Wußten sie vielleicht auch? — Er stockte mitten im Satze. Dann riß er sich heftig zusammen. Das war natürlich Unsinn. Nur nicht grübeln! Nur nicht den Nerven nachgeben. Kein Mensch konnte etwas ahnen. Es war die Nervosität, die ihn alles nur aus einem Sehwinkel schauen ließ. Er mußte sein Ziel fest ins Auge fassen.

Er redete, redete. Und mit Verzweiflung fühlte er, daß er den rechten Augenblick verpaßt hatte, seine Hörer zu fesseln, ihre Gedanken waren nicht bei ihm. Und dies Bewußtsein machte ihn elend.

Er zog seine Rede in die Länge — einmal mußte der zündende Funke noch sprühen! Er konnte sich nicht abfinden, aber die Hoffnung sank bald zusammen. Ziemlich unvermittelt brach er die Rede ab.

Ein gewaltiges Stühlerücken und Füßescharren, ein betäubender Beifallslärm. —

„Warum lügen sie?" dachte Torbeck empört, „ich gab ihnen nichts." Er wandte sich gar nicht mehr nach der Versammlung um, ein dumpfer Zorn war in ihm, gegen alle, die ihn um die Ruhe seiner Seele gebracht hatten.

Er ging in die Garderobe, ohne sich um einen Menschen zu kümmern, er sehnte sich darnach, allein zu sein, seine Nerven mußten dann endlich ruhig werden.

Neben ihm zog ein unbekannter Herr seinen Mantel an. Er grüßte höflich. „Sie waren abgespannt heute, Herr Doktor? Kein Wunder nach der Fülle von Arbeit, die auf Ihnen lasten muß."

Torbeck biß die Zähne aufeinander. Teilnahme war in dem Ton des Fremden gewesen.

„He, Torbeck, warten Sie einen Augenblick, wir gehen in den Franziskaner!"

Torbeck schüttelte den Kopf. „Heute nicht." „Guten Abend, meine Herren." Er ging.

Die Herren sprachen gedämpft. „Wahrscheinlich ist Verlobungsfeier heute. Sehr unklug, die Sache gerade jetzt zu veröffentlichen, das wird ihm schaden! Er hat eben die Routine noch nicht. Schade, daß er das nicht vorher angedeutet hat, man hätte ihn gewarnt."

Draußen ging Torbeck an einer Gruppe Arbeiter vorbei, sie traten etwas zur Seite, es lag in der Bewegung mehr Kühle, wie Höflichkeit. Er fühlte es sofort.

Einer hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. „Hier steht es im Abendblatt. Jeder kann es lesen. Das paßt doch nicht für unsereins. Ich habe es gleich gesagt: fährt Auto und hat einen adeligen Schwiegersohn."

Torbeck ging zu Fuß den Weg zu seiner Villa hinauf. Die eisige Nachtluft tat ihm wohl, das Tosen in seinem Blute verstummte. Er kämpfte die bittere Enttäuschung nieder und bemühte sich aus der Erfahrung des Abends eine Lehre zu ziehen.

Seine Rede hatte nicht so eingeschlagen, wie die erste. Das war natürlich und nicht weiter schlimm. Seine Persönlichkeit kannte man ja jetzt, heute hatte er Positives gegeben, er hatte sein Programm entwickelt. Und wenn dies die große Menge auch nicht begeistert hatte, die intelligenten Köpfe hielten sich an das Positive.

Die Hauptsache war nun, daß er innerlich wieder zur Ruhe kam, er mußte sich alle Aufregungen fernhalten bis nach den Wahlen.

Als er vor seinem Hause ankam, lag es schon in tiefer Ruhe. Er ging in sein Zimmer und sah flüchtig die Post durch. Nichts von Bedeutung. Dann hielt er die Abendzeitung überlegend in der Hand. Sollte er noch lesen? Nein,

er wollte seine Nerven ganz ausschalten, er wollte schlafen. Die Abendzeitungen enthielten selten etwas Wichtiges.

Er schob sie zusammen und ging in sein Zimmer.

Marga hörte seinen Tritt auf der Treppe. „Ob er es gelesen hat?" dachte sie bang. „Wenn nicht, sage ich es ihm gleich morden früh." — —

Als sie morgens zum Frühstück kam, hörte sie, daß der Vater verreist sei. „Sicher weiß er es", dachte sie. „Gestern nach der Versammlung war sicher die Rede davon, die ganze Stadt wußte es schon."

Und sie sah auf den Stoß von Gratulationsbriefen und Karten, die schon eingelaufen waren. „Wie pünktlich die Menschen sind —" dachte sie und las gedankenlos die stereotype Formel der Glückwünsche.

Dann las sie einen langen Brief von Lina Markwein — er war herzlich und freundschaftlich. „Wer hätte das gedacht! Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich Dir schon vorgestern gratuliert! Aber ich sah Euch erst, als Ihr schon vorüberwaret."

Marga lächelte bitter und riß den Brief mitten durch. „Die kleinen Seelen — jetzt sind sie auf meiner Seite, jetzt habe ich erreicht, was ich gewollt, und nun — nun ekle ich mich vor ihnen."

Sie las die Briefe nicht weiter, es war ihr ganz gleichgültig, ob ihr die Leute „herzlich" oder „aufrichtig" gratulierten.

Die Mutter streckte die Hand aus. „Ich darf sie doch lesen, Marga? Es macht mir soviel Spaß!"

Marga schob ihr den Stoß hin, ihre Miene war unbewegt. Sie sehnte sich nach Immo.

„Ob je der Augenblick kommt, daß ich mir alles von der Seele reden kann, ihm beichten. — Er wird mich doch verstehen, er hat mich lieb."

Sein Diener brachte ihr einen großen Strauß Parmaveilchen, sie drückte ihr Gesicht tief in die kühle Fülle.

Frau Torbeck lächelte befriedigt. „Er ist doch sehr aufmerksam", sagte sie anerkennend. „Weißt du, Kind, ich finde es ja nicht sehr schick, eine Verlobung in der Zeitung zu veröffentlichen, aber es war in diesem Falle das einzig Richtige, nun ist Vater überrumpelt." Sie lächelte ein wenig schadenfroh. „Er wird sich jedenfalls wundern, wenn er wiederkommt!"

„Ich hoffe, er weiß es schon", sagte Marga rasch.

„Das kann auch sein," antwortete die Mutter, „jedenfalls ist sein Zorn nicht allzu groß, sonst hätte er heute früh etwas geäußert. Ich habe ihn gesprochen, bevor er gefahren ist."

Marga atmete auf. Vielleicht hatte der Vater sich wirklich abgefunden. —

Sie nahm die Zeitungen vor, und sie fand in jeder die Besprechung ihrer Verlobung, alle hatten das sensationelle Ereignis aufgegriffen: Das Regierungsblatt besprach es wie eine Hofnachricht, andere urteilten kühl, erstaunt alle.

Durch alle Zeilen klang: „Jetzt, gerade jetzt. Wie merkwürdig, wie interessant. Das mußte doch Aufsehen erregen, Folgen haben —"

Marga spürte das wohl, und der Zweifel packte sie: „Habe ich voreilig gehandelt? Hätte ich warten sollen?"

Sie ging zu der Schwester. „Was meinst du, Jo?"

Jo sah sie unsicher an.

„Ich habe das Gefühl, als ob es Vater sehr schaden wird in seinen Plänen, warum hätte er sich sonst so sehr dagegen gewehrt? Du mußt das auf dich nehmen. Du hast geglaubt, das Rechte zu tun, das muß dir genug sein."

„Ja", sagte Marga trotzig. „Es war das Rechte. Mein Schwiegervater hatte den Eindruck, daß er gutwillig nie nachgeben würde. Vielleicht weist er mich aus dem Hause —" Ihre Stimme bebte.

Jo nahm sie in den Arm und küßte sie. „Du weißt jetzt doch, wo deine Heimat ist, Marga. Das muß dir alles leicht machen."

Marga kämpfte mit den Tränen.

„Ja," sagte sie, „darin bin ich wie Vater, alles opferte ich dafür."

Und Jo dachte still: „Sie hat ihn wirklich lieb, gottlob!" —

Abends war der Ball im Hause Schwanstedts.

Der Präsident und Frau Torbeck hatten gemeinsam überlegt, daß es nun, nach Veröffentlichung der Verlobung unvermeidlich sei, daß die Damen an dem Feste teilnahmen. Es war ihm ein peinlicher Gedanke, in Abwesenheit des Vaters und sozusagen über seinen Kopf weg die Verlobung offiziell zu feiern, umsomehr, als er sich wunderte, daß Torbeck sich in keiner Weise zu diesem Schritt geäußert hatte. Vielleicht nahm er die Sache wirklich ruhiger.

Die Ballvorbereitungen zogen auch ihn in ihren Kreis, und es blieb ihm gar keine Zeit, alle Gedanken zu Ende zu denken. Zu Frau Torbeck sagte er nur: „Marga hat durch ihren energischen Entschluß bewiesen, daß sie ihres Vaters rechte Tochter ist. Es war vielleicht übereilt, vielleicht war es das Richtigste, jedenfalls erspart es uns allen eine qualvolle Zeit der Ungewißheit und des Kampfes. Ihr Gatte hätte doch nicht nachgegeben. Es ist das beste, wir nehmen heute abend die Gratulationen entgegen, und dann gehen Sie, gnädige Frau, mit den jungen Mädchen ein wenig auf Reisen. Vielleicht nehmen Sie sogar Maria mit? Immo kann dann später nachkommen."

Frau Torbeck stellte sich bedingungslos unter seinen Schutz und ließ sich von ihm leiten. Sie war in innerster Seele davon durchdrungen, daß alles, was er tat, tadellos, unbedingt richtig sei. Mit der Reise war sie nicht recht einverstanden, sie freute sich so sehr auf den Schwall von Gratulationsbesuchen, auf die Feste, die man dem jungen Brautpaar zu Ehren geben konnte, auf die neuen Toiletten und ein wenig auf den Neid der „andern". Aber sie widersprach dem Präsidenten nicht. Er mochte recht haben, bis man wiederkam, war alles Gerede verstummt und man sonnte sich im reinsten Glück. Bis dahin hatte

sich ihr Mann wohl auch beruhigt. Väter machen ja manchmal Schwierigkeiten bei Verlobungen, das war also nichts Besonderes.

Sie machte die Honneurs bei dem Balle, Fräulein Meringer in ihrem Schwarzseidenen trat bereitwilligst ein wenig in den Hintergrund.

Frau Torbeck strahlte diskret, als sie die Glückwünsche der Gäste entgegennahm; sie war auf dem Höhepunkt ihres Lebens angekommen, und sie vermißte es keinen Augenblick, daß ihr Mann nicht an ihrer Seite war.

Marga stand mit Immo etwas abseits, sie nahmen gleichmütig all die freudigen, überraschten, salbungsvollen Reden hin. Sie lächelten für jeden dasselbe gleichmütige Lächeln, drückten gleichmäßig kühl all die behandschuhten Hände. Marga dachte: „Wo ist der Triumph, den ich auskosten wollte? Ich bin so gleichgültig, daß ich nicht einmal hochmütig sein kann. Es ist doch ganz egal, was diese Menschen denken, ob sie sich ärgern, freuen oder neidisch sind. Ich habe nur einen Wunsch: Könnte ich mit Immo weit fort von hier sein!“

Immo sah ihr gequältes Gesicht. „Mut, Lieb, das ist auch bald überstanden!“

Sie lächelte ihm mit den Augen zu und hörte geduldig auf die Beteuerungen des Hauptmanns von Schäven, daß er noch nie in seinem Leben so überrascht gewesen sei —

Da trat Lina Markwein auf sie zu, ein schelmisches Lächeln auf dem grauen Gesicht, beide Hände streckte sie ihr entgegen. „Ich habe es dir ja schon geschrieben, Marga, wie ich mich freue. Aber es war doch schlecht von dir, deiner besten Freundin nichts zu verraten!“

Marga lächelte sehr hochmütig.

„Wirklich, Herr von Schwanstedt, das war nicht recht von Ihrer Braut, das müssen Sie selbst sagen.“

„Ich wußte gar nicht, daß Sie mit meiner Braut so nah befreundet sind“, sagte Immo nachlässig. Er wußte nicht, warum ihm dies nichtssagende Gesicht so unsympathisch war.

„O, wir kennen uns schon von der Schule, wir haben jetzt noch ein Kränzchen zusammen. Übrigens, Marga, du bist mir doch nicht böse, daß ich dich letzthin zu spät erkannte?“

Das kalte Gesicht Margas beunruhigte sie sehr. „Es war doch selbstverständlich nicht Absicht.“

Da sah Marga sie gerade an. „Nicht? Es sah aber so aus.“ Ihr Ton war ganz gleichgültig.

„O Marga!“ Die Tränen schossen ihr in die blassen Augen. „Wie du nur so etwas denken kannst.“

Marga beobachtete sie aufmerksam. „Die Tränen sehen fast echt aus“, dachte sie. „Wie meisterhaft die Menschen heucheln können. Und um dieser

Leute willen habe ich Immo so bitter unrecht getan. Könnte ich nur schon gutmachen."

Aus einem heißen Impuls heraus faßte sie seine Hand und drückte sie verstohlen, er sah ihr glücklich in die Augen.

Lina Markwein dachte: „Sie will mich ärgern, sie will mir zeigen, wie glücklich sie ist. Mich täuscht sie nicht. Sie hätte sicher lieber den kleinen Jessen genommen, aber durch diese glänzende Heirat will sie das Gerede mundtot machen! Ich durchschaue das schon. Aber schade ist es doch, daß ich nun nicht auf der Wasserburg verkehren werde. Sie wird mich fallen lassen, und ich hatte mich so gefreut auf den Landverkehr, sicher geben sie Gartenfeste und Picknicks, wenn in der Stadt nichts mehr los ist."

Der Abend war ihr gründlich verdorben.

Wenige nur fragten nach Doktor Torbeck, man vermied es, ihn zu erwähnen. „Er ist in Geschäften nach Berlin, es tat ihm leid, dieses Fest nicht mitmachen zu können!" sagte Frau Torbeck, ohne mit einer Wimper zu zucken. Und man glaubte ihr.

Das Fest verlief sehr heiter. Marias frohes Lachen und Jos freundliche Gleichmäßigkeit halfen über kleine Mißstimmungen hinweg. Marga blieb unberührt. Sie war der Mittelpunkt, sie wurde gefeiert, und alle huldigten ihr, aber sie stand kalt zwischen all den lachenden, tanzenden Menschen. Sie hatte das Gefühl, als sei das Band, das sie mit diesem Kreise verbunden, zerrissen, und sie hatte gar nicht den Wunsch, es wieder anzuknüpfen.

Sie stand mit Immo in einer hohen Fensternische und sah nachdenklich auf das bunte Getriebe des Festes. Sie empfand seine Nähe als das einzig Beglückende, und sie atmete leise und glücklich. Dann begegnete sie seinem ernstzärtlichen Blick. „Immo, heute fühle ich zum ersten Male, wie leicht ich all dies entbehren kann! Ich freue mich auf die Stille der Wasserburg, überhaupt — ich habe das Gefühl, als müßte ich dankbar sein, daß ich die letzten schweren Tage erleben durfte. Sie haben mich erst zum Menschen gemacht, und —", sie stockte und errötete.

Er stand dicht neben ihr und sah sie flehend an. „Und —? Marga!"

Sie war verwirrt. Sie wagte nicht zu sagen: „Und nun weiß ich erst, daß ich dich lieb habe." Das Mißtrauen war noch nicht erstickt. Er sehnte sich vielleicht nicht nach ihrer Liebe. — Er schien ja so zufrieden mit der ruhigen Harmonie ihrer Verlobung.

Die Mutter legte ihr die Hand auf den Arm. „Marga, du bist von einer auffallenden Unliebenswürdigkeit, du blamierst dich und deinen Verlobten durch dein verändertes Betragen!"

Da nahm Marga sich gewaltsam zusammen, die gute gesellschaftliche Zucht der Mutter bewährte sich wieder. Sie tanzte ununterbrochen und plauderte vergnügt, aber ihre Augen suchten immer wieder verstohlen Immos ruhiges

Gesicht. „Sie ist auf dem Wege zu mir", dachte er glücklich. „Daß sie sich von diesen Menschen löst, ist der erste Schritt."

Das Torbecksche Auto war das letzte Gefährt, das durch das breite gußeiserne Portal des Regierungsgebäudes fuhr. Die Damen saßen schweigend in den Kissen, sie waren alle abgespannt und erschöpft. Die ungewohnte Nervenanspannung der letzten Tage machte sich geltend.

Nur Frau Torbeck hatte noch das Bedürfnis zu sprechen.

„Nein, wie hat mir Frau Bellmann leid getan! Die Tränen sind ihr über das Gesicht gelaufen, als wir miteinander sprachen. Ich werde morgen gleich zu ihr gehen, damit sie sieht, daß ich nicht nachtrage. — Wißt ihr auch, daß der Präsident möchte, daß wir verreisen. Wir sollen Maria mitnehmen, und Immo soll nachkommen. Ich bin damit einverstanden, besonders, weil Vater Zeit hat, sich zu beruhigen."

Nun erst kam ihnen der Gedanke an den Vater wieder und mit verdoppelter Wucht. „Hoffentlich weiß er schon alles!" sagte Marga erregt.

„Morgen kommt er wieder", sagte die Mutter. „Aber du brauchst dich nicht zu ängstigen, es bleibt ihm ja nichts anderes übrig, als sich zu fügen."

Marga dachte an seine eiserne Stirn und an die leidenschaftlichen, leuchtenden Augen.

„Er fügt sich nicht", dachte sie angstvoll. „Wie habe ich nur einen Augenblick hoffen können —"

Auch Jo fühlte eine erstickende Angst. Sie faßte Margas Hand und drückte sie, und der Händedruck sagte ihr: „Meine Gedanken sind alle bei dir."

Ein unruhiger, fiebriger Schlaf quälte Marga in der Nacht. In ihre angstvollen Träume mischten sich die weichen Walzermelodien, und in ihre erregten Gedanken drangen die Rhythmen der Quadrillen. Ihre Gedanken waren so wirr und matt, nur zuweilen stand einer klar auf: „Was wird Vater tun?" Dann legte es sich ihr wie eine wuchtige Last auf die Brust. Sie lauschte, ob sie nicht durch die Nacht das Surren des Autos hörte, das den Heimkehrenden vom Bahnhof brachte, aber es blieb still in der Villenstraße.

Gegen Morgen schlief sie ein, und jäh erschreckte sie der Hupenruf dicht vor ihrem Fenster. Sie sprang taumelnd aus dem Bett und spähte in den Vorgarten hinab. Sie sah, wie der Vater ausstieg und mit schweren müden Schritten ins Haus ging. Sein Gesicht hatte sie nicht gesehen, er hatte den Kragen des Ulsters hochgeklappt und die Reisemütze tief über die Stirn gezogen.

Margas Herz klopfte betäubend. Irgend etwas in seinen Bewegungen zeigte ihr, er weiß alles. Sie hielt sich mühsam aufrecht. Sie legte sich nicht wieder zur Ruhe, sondern zog sich rasch an.

„Ich muß den Mut haben, ihm gleich zu begegnen!" dachte sie entschlossen.

Jo erwachte und besann sich einen Augenblick. „Ist Vater zurück?" fragte

sie leise. Marga nickte. Da stand auch Jo auf, und die Schwestern gingen gemeinsam hinab.

Im Eßzimmer saß die Mutter bereits am Frühstückstisch und strich mit ihren schönen, gleichmäßigen Bewegungen die Brötchen für den Gatten. Die Mädchen setzten sich schweigend. Frau Torbeck fragte nur obenhin: „Gut bekommen?"

Sie nickten gedankenlos. Alle drei horchten sie mit Anspannung aller Sinne auf den wuchtigen Schritt, der so ungewöhnlich schwer und unelastisch nebenan über den Teppich ging. Unaufhörlich. So, als sei er schon stundenlang so gleichmäßig und unaufhaltsam gegangen.

Sie horchten und es schien etwas Fremdes, Drohendes aus dem Schritt zu dröhnen, etwas Schicksalsschweres lag in diesem rastlosen Schreiten. Sie waren alle blaß und warteten.

Ganz jäh stockte der Schritt, sie erschraken tief.

Dann öffnete Torbeck hart die Türe und trat ein. Und in diesem Eintreten war etwas Gewaltsames, Lähmendes, so daß keine der Damen ihn begrüßte.

Sie warteten atemlos.

Torbecks Gesicht war aschgrau und verwüstet. Er sah alt und fahl aus und hatte tiefe zuckende Linien um seinen Mund. Der war höhnisch verzerrt, und in den Augen war ein böses Funkeln. Seine Stimme war heiser und fremd:

„Ich will es euch aus Gnade und Barmherzigkeit schenken, meine Meinung über euere Handlungsweise zu hören. Sie war feige und gemein. Ich habe nur eine Antwort für euch: ‚Ich schneide das Tischtuch entzwei zwischen euch und mir für alle Zeiten.'"

Er stand noch einen Augenblick unbeweglich und sah sie an, eine nach der andern, und er dachte: „Es kostet mich keinen Kampf sie aufzugeben. Sie sind mir nichts." Dann wandte er sich und ging.

Marga stand taumelnd auf. „Ich bin es gewesen, ich ganz allein."

Da machte er eine verächtliche Gebärde mit den Schultern. Die Türe fiel hart ins Schloß.

„Was heißt das", fragte Frau Torbeck verständnislos. Marga schwieg trotzig, über Jos Wangen liefen langsam Tränen.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Günstigere Anzeichen.

Die französischen Kammerwahlen haben ein Ergebnis gezeitigt, das allen Freunden einer friedlichen Verständigung zwischen den beiden Mächtegruppen, welche das Gleichgewicht Europas aufrechterhalten, nur willkommen sein kann. Der linke Flügel der Kammer, der für ein besseres Verhältnis zu Deutschland eintritt, hat eine solche Stärkung erfahren, daß die Kriegspartei kleinlaut geworden ist. Deutsche Opern können jetzt in Paris unter Leitung von Richard Strauß unbehelligt aufgeführt werden, und der französische Philosoph Emile Boutroux kann um dieselbe Zeit etwa im Auditorium maximum der Berliner Universität in französischer Sprache eine Vorlesung über die Beziehungen des französischen zum deutschen Geistesleben abhalten, ohne die nationalen Empfindlichkeiten hüben wie drüben irgendwie zu verletzen. Richard Strauß dirigiert in der großen Oper zu Paris die Uraufführung seiner jüngsten musikalischen Schöpfung. Tout Paris gibt sich ein Stelldichein; das diplomatische Korps mit Einschluß des russischen Botschafters Iswolsky nimmt an dieser Uraufführung des führenden deutschen Komponisten teil, ohne Protest des Boulevards. Die Elite Frankreichs jubelt Richard Strauß zu, und die französische Regierung ernennt ihn am gleichen Tage zum Offizier der Ehrenlegion.

Gewiß sind diese „günstigeren Anzeichen" einer Annäherung zwischen den beiden großen Kulturnationen nicht zu überschätzen. Die Internationalität von Kunst und Wissenschaft gehört gleichsam zum eisernen Bestand unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems. Und doch behaupte ich, daß vor einem Jahre etwa zwar Boutroux an der Berliner Universität hätte sprechen, nicht aber Richard Strauß an der großen Oper in Paris hätte dirigieren können, ohne die Politiker des Boulevards gegen sich aufzustacheln. Die überwältigende Mehrheit des französischen Volkes will Ruhe und Frieden haben, das ist der offenkundige Sinn der letzten Kammerwahl. Und die gegenwärtige Regierung, die sich auf die Linke stützt, konnte es ruhig wagen, den ersten deutschen Komponisten an der obersten Kunststätte

Frankreichs dirigieren zu lassen, ja ihn mit einer gewissen Geflissentlichkeit zu dekorieren, ohne den Mob der Camelots du Roy zu fürchten. Denn sie kennt die Stimmung des französischen Volkes, das der Regierung durch die Verschiebung des politischen Schwerpunktes nach links sein Vertrauen ausgedrückt hat. Im Unterbewußtsein des Wahlkampfes lautete nämlich das unausgesprochene Losungswort: für oder gegen die dreijährige Dienstzeit, anders ausgedrückt: für oder gegen eine friedliche Verständigung mit Deutschland. Wer politisch zwischen den Zeilen lesen kann, weiß heute, wie sich das französische Volk entschieden hat.

Ungeachtet aller inneren Krisen, die übrigens heute keiner Nation erspart bleiben, hat Frankreich allen Grund, sich seiner Erfolge zu freuen und auf die unblutige Wiedergewinnung seiner Weltstellung stolz zu sein. Frankreichs Stimme wird heute im Rate der Völker überall gehört und respektiert. Das englische und das dänische Königspaar huldigen der französischen Nation in einer nicht bloß höfischen, sondern herzlichen Form, die kaum zu überbieten ist. Das mächtige Rußland unternimmt keinen Schritt, ohne seinen Verbündeten zu befragen. Alle Balkanländer richten ihren fragenden Blick nach Paris. In der österreichisch-ungarischen Delegation wird mit unendlicher Genugtuung vermerkt, daß dem ehrwürdigen Monarchen, dessen geschwächter Gesundheitszustand die politische Welt mit schwerer Sorge erfüllt hat, von offizieller französischer Seite warme Huldigungsworte entgegengebracht wurden, die auch im Deutschen Reichstage angenehmen Widerhall gefunden haben. Im Deutschen Reiche selbst gibt es keine politische Partei, die sich nicht ausdrücklich und ganz offiziell auf den Boden einer friedlichen Verständigung mit Frankreich stellen möchte. Die professionellen Kriegshetzer sind hier wie dort unverantwortliche Antreiber, die im günstigsten Fall ein paar Winkelblätter, aber keine Partei hinter sich haben. Geachteter also und angesehener als heute Frankreich im Areopag der Völker auftritt, könnte es auch nach einem, selbst für es günstigen Kriege nicht dastehen. Zu welchem Ende also va banque spielen, wenn der Einsatz im umgekehrten Verhältnis zum Siegespreis steht? Gerade die Einsicht in die gegenwärtige politische Größe Frankreichs mag die Wähler davon überzeugt haben, daß nur verzweifelte Hazardeure, die nichts zu verlieren haben, alles auf e i n e Karte setzen. Frankreich hat heute zu viele Trümpfe in der Hand, als daß es für ein gefährliches Spiel um Sein oder Nichtsein zu haben wäre. Diese Überzeugung hat sich in Frankreich allgemach eingewurzelt, und darin sehe ich die „günstigeren Anzeichen" einer beginnenden glücklicheren Periode für die europäische Politik. Denn verhehlen wir uns nicht: Alles Um und auf in der Politik Europas ist das Verhältnis von Deutschland und Frankreich. Alles andere, selbst das Balkanproblem, ist, daneben gehalten, nur Beiwerk. Gelingt es der Diplomatie im Verbande mit den besten Männern beider Länder eine Herzens-Annäherung zwischen den zwei führenden Kulturstaaten herbeizuführen, dann ist für das Wohl und Heil Europas mehr getan, als alle Kriege es vermöchten. Als ein weiteres Symptom einer solchen Annäherung begrüßen wir daher die am 30. Mai in Basel tagende zweite deutsch-französische Verständigungssitzung, an welcher nicht bloß angesehene Parlamentarier der gesamten deutschen Linken, sondern auch ein halbes Dutzend Zentrumsabgeordneter und zwei Elsässer teilnehmen.

Weniger erfreulich ist das augenblickliche Verhältnis zu Rußland. Graf Berchthold hat freilich in den Delegationen beruhigende Erklärungen bezüglich der freundschaftlichen Beziehungen Österreich-Ungarns zu Ruß-

land abgegeben. Dagegen konnte Staatssekretär von Jagow, der in seiner maßvollen Weise Frankreich und England ehrlich gemeinte Freundlichkeiten sagte, die dort lebhaften Widerhall weckten, nicht umhin, der russischen nationalistischen Presse einen recht ernsten Wink zu geben. Diese ungewohnte Schärfe hat die gesamte europäische Presse lebhaft beschäftigt. Denn als Unterton der Rede von Jagow klang vernehmlich genug heraus, daß zwar die Presse genannt, aber ganz andere Instanzen gemeint waren. Der Prozeß gegen die harmlosen deutschen Luftschiffer in Perm hat allenthalben peinlich berührt. Solche Vorgänge schreien förmlich nach einer schleunigen Kodifizierung eines internationalen Luftrechts. Aber man erinnerte sich bei diesem Anlaß, wie solche Luft-Übergriffe, die bei der Abhängigkeit der Luftfahrzeuge von der Windgeschwindigkeit unvermeidlich sind, zwischen Deutschland und Frankreich wiederholt in weltmännisch-nobler Weise beigelegt worden sind, während Rußlands Verhalten als eine mittelalterliche Attitude angesprochen werden muß. Die Unnatürlichkeit des Bündnisses zwischen einer sozialen Republik und einem liberalen Ministerium in England mit einem autokratisch regierten Staat tritt immer offenkundiger zutage. Marseillaise, Habeaskorpusakte und Knutokratie können vorübergehende Interessengemeinschaften haben, aber niemals zu einem dauernden Bündnis zusammenwachsen. Deshalb müssen alle Bestrebungen, die Entente zu einer Allianz zu verfestigen, scheitern. Der einheitliche Kulturtypus, der die Dreibundmächte so eng miteinander verbindet, fehlt unter den Ententemächten. Ihrer Kultur nach stehen Frankreich und England den Dreibundmächten unendlich viel näher, als dem Slawentum, das einen besonderen Kulturtypus darstellt, dessen Sehnen rückwärts gerichtet ist.

Angesichts dieser Sachlage war es ein frevelhafter Einfall des „demokratischen" Grafen Michael Károlyi, seine Freunde zu einem politischen Kanossagang nach Petersburg veranlassen zu wollen. Zum Glück sind ihm Graf Apponyi und Graf Andrássy, die sich in den Delegationen rückhaltlos auf den Boden des Dreibundes stellten, rechtzeitig in die Zügel gefallen, so daß Graf Károlyi sein voreiliges und unbesonnenes Unterfangen vorerst aufgeben mußte. Aber die Gegner des Dreibundes im Lager der ungarischen Unabhängigkeitspartei haben in den Delegationen ihre Karten offen aufgedeckt. Und selbst Graf Albert Apponyi, der seine Dreibundtreue mit Nachdruck betonte, konnte in seiner vielbemerkten Rede sich nicht entbrechen, den wirtschaftlichen Druck hervorzuheben, der in manchen Kreisen der ungarischen Unabhängigkeitspartei zu einer Art von Dreibundsverdrossenheit führte. Die Stimme Apponyis ist um so beachtlicher, als sie aus dem Herzen eines unentwegten Dreibundfreundes dringt, der alles daran gesetzt hat, seine Parteifreunde von dem unglückseligen Gedanken einer Huldigungsfahrt nach Petersburg abzubringen. Auf solche Töne werden wir innerhalb des Dreibundes sorgsam zu lauschen haben, um Unterströmungen wirksam entgegenzuarbeiten, die verhängnisvoll wirken könnten, wenn man sie als quantité négligeable behandelte.

In Tat und Wahrheit handelt es sich in Rußland sowohl als auch in der kleinen Fronde gegen den Dreibund um kleine Vorpostengefechte für die neuen Handelsvertragsunterhandlungen. Die Russen sind vorangegangen. Sie fühlen sich stark. Ihre Presse, nach innen geknebelt, genießt schrankenlose Freiheit — nach außen. In Rußland sowohl, als auch in Österreich wird gegen das deutsche Einfuhrscheinsystem Front gemacht. Hier ist das punctum saliens der augenblicklichen politischen Lage. Nicht

von Frankreich her droht Gefahr, vollends nicht von England, das mit seinem Home-Rule-Problem schwer genug im Inneren zu ringen hat, sondern von Rußland aus, das bessere Bedingungen für den neuen Handelsvertrag herausschlagen will, und von unserem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, dessen Industrie, auf den Absatz im Orient zugeschnitten, infolge der deutschen Konkurrenz in arge Bedrängnis geraten ist.

Eine automatische Verlängerung der Handelsverträge wird weder von Rußland, noch von Österreich-Ungarn zu erreichen sein. In unserer raschlebigen Zeit verschieben sich im Zeitraum von zehn Jahren die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse der einzelnen Länder zuweilen so durchgreifend, daß sie einer starren Schablone trotzen. Eine solche Verschiebung weist beispielsweise für Ungarn der an leitender Stelle dieses Heftes erscheinende Aufsatz des früheren ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Alexander Wekerle auf. Diesen Wandlungen in der Volkswirtschaft muß in den neuen Verhandlungen mit den beiden Nachbarstaaten Rechnung getragen werden.

Die rein politischen Reibungsflächen treten heute in den Hintergrund, die wirtschaftlichen in den Vordergrund. Auch in Mexiko handelt es sich mehr um das wirtschaftliche denn um das politische Interesse der Vereinigten Staaten. Gerade darin aber sehe ich die günstigeren Anzeichen der augenblicklichen weltpolitischen Lage. Denn die politischen Gegensätze sind meist auf ein aut-aut gestellt, die wirtschaftlichen hingegen dulden, ja fordern ein ausgleichendes vel-vel. Leben und leben lassen, nach der volkswirtschaftlich bewährten Maxime: do, ut des. Politische Gegensätze sind leider meist erst durch einen Krieg, wirtschaftliche hingegen besser durch einen Vertrag aus der Welt zu schaffen.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Martin Buber gibt im Georg Müller Verlag, München 1914*), das National-Epos der Finnen „Kalewala" heraus. Die Anton Schiefnersche deutsche Übertragung ist neu von ihm bearbeitet und hat eine bedeutungsvolle Ergänzung in texterläuternden, weite Aussichten eröffnenden und tiefe Zusammenhänge gewährenden Anmerkungen und in einem Nachwort erfahren, das den schöpferischen Bildner dieser Einheit des „Kalewala" aus der im Volke von früh her tönenden Vielheit der Gesänge, den genialen Wähler aus der vorhandenen Fülle, Elias Lönnrot, dankerfüllt feiert. Ein Gleichnis auch drängt sich auf bei diesem Epilog: man ist gewiß, Herrlichkeiten durchwandert zu haben, und nun ist einer da, der so recht erst unser Auge sonnenhaft macht, um die Sonne des „Kalewala" zu begreifen. Und herrlicher wird uns das Epos zublühen, zuquellen. Ja, Blüte und Quelle ist es. Denn es kommt aus dem Herzen eines Volkes, dessen Herz am Herzen der Natur fähig ist zu jener wechselwirkenden Mitteilung von allen erdnahen und allen himmelssehnsüchtigen Rhythmen. Es ist eine allumfassende Ganzheit; denn von der Kreismitte des Menschenherzens und Menschengeistes spannt es die blühenden Fäden in die Kreisrunde des Kosmos. Allen Dingen ist aus seiner poetischen Macht eine Seele zugeflossen. Seine Poesie ist eine Theodicee. Denn das Leben ist uns mild und lieblich unter den Bäumen des Waldes, bei seinen lachenden Beeren, ist uns schön im Angesicht von Sonne, Mond und Stern; des Lebens Leid ist uns groß und heilig in seiner stillen, einfachen Tatsächlichkeit. Starke versöhnte Ruhe spendet das „Kalewala"; es labt den, welchen nach

*) Kalewala. Georg Müller, München.

Frische und Unmittelbarkeit der Empfindungen dürstet.

In vierfüßigen Trochäen kommen die fünfzig „Runen", Lieder, des „Kalewala" einher, nicht getragen wie ein stolzer Strom, eher wie ein munterer Fluß. Ganz gemäß ist das dem Sinne des Volkes, das gern die anspruchslose Form wählt, das auch gern schamvoll und keusch unter heiterer Verhüllung die Schwere und das Dunkel seiner Empfindungen birgt. Und dieser plaudernde Fluß nimmt in seinem Lauf oft die blutroten Blüten auf, findet eine Tiefe und auch einmal ein rauschend Gefälle. Soweit ihn die romanhafte Handlung ausmacht, wird er fast unwichtig dem Interesse; aber was an ihm steht und über ihm schwebt als vermenschlichende Beseelung der Dinge, als Vergeistigung der Erscheinungen: das ist es, was tief und unvergeßlich entzückt.

Während sich klein der Kreis der Ereignisse dehnt um die Söhne Kalewalas, d. h. des „Landes Kalewas", und um seine vornehmsten Helden Wäinämöinen und Ilmarinen, füllen sie ihn mit Bedeutung durch die Macht ihres schöpferischen Zaubers. Die eigentliche Seele sind die Zauberrunen im „Kalewala". Im Glauben an die Besiegung des Feindlichen durch Nennung seines „tiefen Ursprungs" und in der Zuversicht zur Magie des gesprochenen Wortes lebt es am stärksten.

Und sofern Schöpfung und Sieg des Geistes über den Stoff nur aus einer Volksseele geboren werden kann, welche die Notwendigkeit solcher Selbststeigerung, also die Not der Kunst erlitten hat, mag dieses Volksepos als Kunstepos bewundernd empfunden werden.

Wenn „Kalewala" wörtlich einmal an den einen der „Merseburger Zaubersprüche" heidnisch-germanischer Zeit erinnert und an anderer Stelle etwa das germanisch-mythologische Balder-Motiv wiedererkannt wird, so klingen anderenorts auch antike Vorstellungen an; so treibt in der letzten der Runen von weither die landgestaltende Woge eines zarten, erdferneren christlichen Urtraumes zum Ufer.

Die nationale Eigentümlichkeit lieben wir bald wie eine Trautheit, zumal uns fesselnd und ergreifend aus ihr trifft: der Hauch des Ewig-Menschlichen.

Es liegt viel Gnade in unserer Zeit bereit. Für Frederi Mistral und die echteste Echtheit seiner Poesie zeugt unser aufgewühltes Herz, wohl auch unser nasses Auge. Uns ergreift unnennbar Sehnen nach dem, was gut, was lieblich, was ein Lob, eine Tugend ist; ihm wollen wir nachjagen. Zu uns Entzückten steigt es wie der Atem aus frischem Wiesengrund, wie die Duftwoge, die von Rosenhecken kommt, klingt es wie der Klang des Waldrauschens und der sonnentrunkenen Luft. Wir tun alle Mühe und alle Nichtigkeit von uns ab und knien erlöst und den wahren Werten nahe. Jung und hoffend werden wir wieder wie vor dem Lächeln eines Kindes. Alles, die geringste Tat, das geringste Ding wird heilig und das Leben schön und gut.

Wenn kein größerer Heimatdichter war als Frederi Mistral, der das Idiom seines Landes zu Perlschnüren reihte, zu einer Leier Saiten spannte, dessen Singen und Sagen von der heißgeliebten Provence eine Andacht ist, so ist er doch vor allem Dichter des All-Menschlichen. Und als solcher ist er ein Zeitloser, ein Unsterblicher, weil seine hohe Reinheit und lichte Klarheit eins der Wahrzeichen des menschlichen Aufstieges ist, ein Pfeil zum Menschenziel, der vom Bogen des Herzens von Anbeginn schnellte und ewig. Uns Frauen füllt Frederi Mistral die Seele mit brennendem Verlangen; wie seine „Mirèio"*) möchten wir eine Inbrunst haben, wie seine „Nerto"*); wir wünschten uns

*) Frederi Mistral: Mirèio. Nerto. Goldinseln. Kindheitserinnerungen. Verlag Cotta Nachfg. Stuttgart—Berlin.

wohl so gekrönt durch unseren Sohn in seinen „Kindheitserinnerungen“, in seinen „Jugenderinnerungen“, wie Mistral hier seine Mutter und sein Elternhaus krönt.

„Goldinseln“ bedeuten uns Frederi Mistrals Schöpfungen; wenn er einer Reihe von lyrischen und epischen Gedichten diesen allgemeinen Namen gab, weil die Stunde künstlerischen Schaffens ihm wie ein heiliges, glückvolles Eiland war, so kommt er auf uns, und so bewahren wir ihn wie den feinsten Ausdruck unserer inneren Erhebung im künstlerischen Genuß. August Bertuch hat die beiden Bände der Cottaschen Ausgabe mit orientierendem Vorwort und mit Erläuterungen versehen; seine deutsche Übersetzung hat sich als ehrfürchtiges Instrument dem provençalischen Dichtergeiste geliehen; seine Wahl der Versmaße hat die Andacht geleitet vor den tiefsten Absichten des Dichters. Die glückliche deutsche Übertragung des bei Grethlein & Co. erscheinenden Werkes „Erinnerungen und Erzählungen“*), das ein sinnvoller Einband ziert, ist von E. von Kraatz. Hier in diesen „Erinnerungen“ ist es, wo neben Mistral auch andere Namen klingen, die unsere Seele auch zu Goldinseln finden lassen, ihr auch Silberblicke des Lebens schenken: Alphonse Daudet, Lamartine. Wenn Lamartine über Mistrals „Mireille“ schreibt: „.... Die Sonne weckt doch ganz besondere Tugenden ...“, so erleuchtet er das ganze Schaffen dieses Genius: es war Tugend.

Zu tief und froh hat uns diese Kraft der provençalischen Sonne überzeugt, als daß uns Olga Wohlbrücks Tendenz, die Sonne der Provence brüte alle Instinkte des Menschen aus, nicht doppelt schmerzlich, peinlich berühren und uns nicht doppelt abwehrend finden müßte. Und das umso mehr, als sie das Individuum zerstörende Naturtriebe zeigen will. Statt der Blüte des Menschenbewußtseins, wie die Tugend es ist, reicht sie die Dumpfheit des Triebes und die Häßlichkeit des der Natur entgegenhandelnden. Dazu erleidet der Held nicht zwingend sein Schicksal solcher „Sonnenbrut“*); sie, die wir schon unter dem allgemeinen poetischen Blickpunkt ablehnten, wird uns nun auch im besonderen nicht psychologische Wahrheit. Daneben vermittelt auch manche Freuden der Roman mit seiner geschickten Komposition, mit seiner Plastik der Gestalten, seiner Lebendigkeit der Handlung, seinen Reizen der Illustrierung Berliner gesellschaftlichen Lebens, seinen Farben und Gluten und Düften der Provence und der Languedoc, seiner idealistischen Beseelung einzelner Gestalten. Wenn der Baum der Erdichtung an manchen Stellen blüht, so tut er es doch nur über morschem Stamm. Aber ein anderer Baum steht da in untadeliger Frische, mit starker, gesunder Herzwurzel; immer wird er grünen: wie mit ihm, so verwächst das Starke, Klare, Gute in mir mit Alfred Knoblochs Roman „Gläserne Wände“**). Verwächst mit dem starken Erdenwillen, mit der lichtreinen Seelenklarheit, mit der gütigen Herzenswärme des Menschen Michael Lesser Eli. Verwächst aber auch mit des Juden Eli Wesensart, wie sie ihm aus der starken, reinen Quelle seiner Rassenangehörigkeit zufließt, weil diese Wesensart lichtvolle und zähe Energie ist, ein scharfer Sinn für die Schönheit und den Wert aller Realität, ein auf kulturelles Verdienst sich gründender Stolz, ein großzügiges Wohltun, eine innigste Liebe zu Familie und Stamm. Verwächst endlich mit allem äußeren und inneren Erleben, das Lesser Eli

---

*) Frederi Mistral: Erinnerungen und Erzählungen. Verlag Grethlein u. Co. Leipzig—Berlin—Paris.

*) Olga Wohlbrück: Sonnenbrut. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

**) Alfred Knobloch: Gläserne Wände. Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin.

als Juden innerhalb germanisch-christlicher Kreise trifft; weil diese Erlebnisse unsere Schätzung des Kämpfers vertiefen, in ihr mitzittern lassen ein Wehes, das Lesser Elis Entschließung fast begreift: „Ich war Deutscher und bin Jude geworden"; das uns hinschmilzt in die Summe menschlichen Erdenwehs. Zum allgemein Menschlichen, wie es der Dichter auch in anderen Gestalten seines Buches mit feinstem Verstehen darstellt, werden wir uns wohl am zwingendsten hingezogen fühlen, wie wir es auch in allem Speziellen gern suchen. Denn alles ist uns das Geistige, das vom Gegenständlichen abstrahiert, ohne es weniger zu lieben, und wir glauben an die Aufhebung aller Rassen- und Nationalunterschiede im Geistigen. Dank dem Dichter, der uns so machtvoll auf dieses Ziel weist. In Lesser Eli schuf er den Typus, den das Genie zur Erdbezwingung verwaltenden Typus, dem gegenüber das Wörtlein „dulden" sich verbergen müßte; er weitete diesen Typus in herrliche Menschlichkeit, die das Wort „lieben" aufküßt, wie die Sonne die Rose. Er läßt Elis Tochter, diese Blüte Israels, dem christlichen Künstler, den sie zur Höhe des Schaffens führt, sich vermählen, und so weckt er uns den Klang der Friedensglocken, weil wir in unserer Zeit so den Frieden verstehen. Gedankeninhalt und Kunstform erheben den Roman zu einer Erscheinung, die Erleben werden muß. Der dem ästhetischen Moment so gern sich zuwendende Verlag hat auch hier die sinnvolle Zeichnung des Einbandes Else Gericke übertragen.

Dr. Adolph Kohut gibt eine Schrift: „Gekrönte und ungekrönte Judenfreunde"*). Gern wird das Werk begrüßt, das in der Befolgung seiner Tendenz eine Reihe interessanter kulturgeschichtlicher Bilder bringt und mit ihnen reizvolle Bereicherung. Nur eine Hemmung ist da, sich rein daran zu freuen: daß die einen Brüder des Hauses Welt es nötig haben, sich den anderen Brüdern gegenüber auf Freunde zu berufen, damit sie mit dem Klang und der Bedeutung ihres Namens für sie zeugen.

Jüdischem Leben verwebt Gertrud Epstein im Buch „Im Kampf um Gott"*) ihre tiefen und auserwählten Probleme. Ihre Poesie findet zu den Bächen des Seins. Ihre Kunst zieht Blumen an den Bächen: Esther, die Zarte, Reizbare, der der Gott ihrer Väter zu dunkel und hart ist und die sich bis zu geistiger Umnachtung nach dem weißen, sanften Gottessohn sehnt, nach dem Bräutigam; Sara, deren Rasseempfinden das Weib-, ja das Mutterempfinden besiegt. In Sara ist der Dichterin die Heroine gelungen, die mit ihrem unausrottbaren Sinn für das Allgemeinere sich uns an die Seite der Spartanerin stellt und an die Seite Cornelias, der Mutter der Gracchen. Im Gegensatz hierzu zeigt sie in einer anderen der drei Erzählungen, die das Buch umschließt, den Schmerz, der sich nicht über die Grenzen des Individuums zu erheben vermag, der es endlich zerstört und als Wahnsinn sich an einem anderen Leben vergeht. Gertrud Epstein fühlt und sagt das Elementare, was seit langem das Außergewöhnliche geworden ist und deshalb vielleicht das, nach dem wir uns um so heißer sehnen. So begreift sie Menschensehnen, so erfüllt sie es, so ist sie Dichterin. (Der Künstlerin gegenüber bleibt nur ein kleiner Wunsch zu äußern: der nach einer etwas größeren Kultivierung des Stils.)

Auch Werner von der Schulenburg schafft seine Werke aus der Dichternot, menschliche Seelentiefen, die sonst Oberflächlichkeit zudeckt und Alltagslärm übertönt, zu erschließen.

*) Dr. Adolph Kohut: Gekrönte und ungekrönte Judenfreunde. Verlag Dr. Basch u. Co., Berlin.

*) Gertrud Epstein: Im Kampf um Gott. Verlag Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig.

Deshalb bereichert uns das, was er schreibt, das letzte Innere, das immer das Ethische ist. Hier übt er den stärksten und dauerndsten Eindruck, wenn er Fragen anregt, die — wir nehmen es plötzlich wahr — uns selbst nah am Herzen gelegen haben, wenn er seine Antwort gibt, die uns wohl etwas vom Guten zu sein dünkt. Er hat Offenbarungen bereit, die unser Besitz werden. Gern auch werden wir immer wieder nach dem Schauen verlangen, das uns dieser große Ästhet vermittelt; es ist ein auserwähltes Genießen, mit diesen Augen schöne und liebende Frauen zu sehen oder ein Stück anderer Natur, ein Meer, eine Stadt, Blumen, eine Kirche. Ein Genuß wird uns der künstlerische Eindruck des Aufbaus der Werke bleiben und ihre einzelnen Reichtümer. Da ist „Stechinelli"*), der Lebensroman eines Glücksritters von Venedig, der unter den Herzögen von Hannover die heiß erstrebte Größe, den heiß erstrittenen Reichtum erlangt — mit seinem erdnahen und erdsatten Atem der Renaissance, mit mancher ihrer Gnade, die für uns kulturelles Erbe wurde, mit der Glut des Katholizismus und der Inbrunst des Protestantismus, mit der Seele des Helden, die die Frauen ewig liebt. Da ist als erster Teil einer Romanreihe „Hamburg": „Don Juan im Frack"*) mit seinen Einblicken in Kontor und Salon von Hamburgs Großkaufherren, in überseeische wirtschaftliche Entwicklungen und ihre so oft katastrophalen Rückwirkungen, mit der Seele des Helden, die anfangs vermeint, eine ästhetische Weltanschauung könnte ihr genügen, die dann ihre aus Tiefe und Grund kommende Ganzheit bei dem auserwählten Weib retten will, und die endlich ihre Ruhe findet, als sie ruht in der Arbeit, im Ethos. Da ist der Romanreihe zweiter Teil „Antiquitäten"*) mit dem gewaltigen Hintergrund von Messinas Untergang und Messinas Trümmern, mit seinen Schlaglichtern auf modernen, von Amerika infizierten deutschen Handelsgeist, auf die Handelsusancen Italiens mit gefälschten alten Meistern, — mit dem Geist des Helden, der befangen ist in der Sucht nach Geldgewinn und in Beziehung zum überzarten, tausendfältigen Problem der Weibeshingabe befangen in brutaler, ahnungsloser Tradition. Werner von der Schulenburg schenkt uns Weltbilder; jedes von ihnen trägt inmitten den Punkt, der auch in unserem Herzen ist und deshalb in der Ganzheit der Welt; so haben wir auch, wenn wir seine Gabe aufnehmen, die Welt in uns.

Wie ein Weltausschnitt und damit die ganze Welt von einem außergewöhnlichen Menschengeist empfangen wird, wie er sie meistert nach seiner Eigenart, um diese Eigenart zu ihrer möglichen Vollendung zu bringen — dieses gewaltige und immer rührende Schauspiel gibt uns Walter von Molo*) in seinem „Schillerroman". Eine Tetralogie umschließt ein menschliches Ringen, das es Blut sich kosten ließ wie kaum ein zweites, das keinen roten Herztropfen sparte, um die geistige Leuchte aufzurichten den suchenden Zeitgenossen und Epigonen: „Ums Menschentum", „Im Titanenkampf", „Die Freiheit", „Den Sternen zu". (Des letzten Teiles Erscheinen wird demnächst erwartet.) Walter von Molo rechtfertigt die Kühnheit seiner Idee, in die Beschränkung eines konkreten Lebenskreises Einen zu bannen, den wir vor allem gewohnt sind, abstrakt und zeitlos als Geistesgut aufzufassen: er läßt uns die Freiheit des Blickes über die Dinge hinaus, läßt uns die Freiheit des Hörens über die Worte hinaus. Und so ist sein Werk eine reine Gabe. Nichts

*) Werner v. d. Schulenburg: „Stechinelli". „Don Juan im Frack". „Antiquitäten". Verlag Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

*) Walter von Molo: „Ums Menschentum". „Im Titanenkampf". „Die Freiheit". Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin u. Leipzig.

nimmt es uns von Schiller, und gibt uns dazu eine Fülle von menschlich Ergreifendem, das dieser Titane, immer gezerrt, aufgerieben, wund im Kampf mit den Pygmäen der niederen Lebenssorgen, an sich erfährt, eine Fülle von Ergreifendem, bei der uns das Herz groß und schwer wird; gibt uns einen Hauch vom Geist des großen Jahrhunderts, in dessen großem Sohn er intensiv, vertieft und erhöht lebte mit seinen Ideen von Freiheit, von Güte und von Schönheit. Zeigt uns, wie die Perlen wurden der Dichtungen, was ihnen den echten Schimmer lieh, gibt uns die Züge eines Einzelschicksals, das uns den Übergroßen in schöne menschliche Nähe und Trautheit bringt. „Ums Menschentum" webt in die Zeitspanne von Schillers Geburt bis zur Flucht aus Karl Eugens Machtgebiet Bilder von Vater und Mutter und Elternhaus, von Kriegs- und Friedensnot, von Despotismus, von Kameradschaft um das Motiv von eines außergewöhnlichen Kindes ach so harter Jugend und eines um sein Menschenheil bangenden Genius verzweifeltem Entschluß. „Im Titanenkampf" ist quellend von Hoffnung und Enttäuschung, von Liebe und Leid des Dichters und des Menschen, bebt schmerzhaft vom Riß zwischen der bürgerlichen Tugend des Menschen Schiller und dem Recht des Genies, ist unterwühlt vom Feuer des Ehrgeizes, der von den Augen eines Goethe Anerkennung finden will. „Die Freiheit" erschüttert, wie sie das Gebundensein des Riesengeistes zeigt an gemeine Not und furchtbares Körperleiden, rührt mit der kindlichen Gattin Lotte und dem treuen Freundeskreise; sie läßt das Grollen aus der Tiefe von Frankreich herübertönen, dessen reinigende Tat die besten Deutschen mit Jubel begrüßen, dessen blutiges Werk sie mit Entsetzen ablehnen; sie läßt uns am Ende aus der tiefsten Tiefe frohlocken: denn sie finden sich zu gemeinsamer geistiger Arbeit — Goethe und Schiller. Wir glauben, Walter von Molo habe seine gewaltige Aufgabe gemeistert: Schillers Leben nach der Wahrheit der Poesie nachzuleben. Sollte er aber wirklich einmal nicht ganz die Tiefe erforscht und die Höhe durchmessen haben — denn dieses wäre vielleicht nur dem g a n z kongenialen Geiste gegeben — so hat er für uns dennoch ein auserlesenes Ganzes geleistet mit den leuchtenden Vorzügen seiner Dichter-Künstlerschaft, die da sind: Eigenart der Empfindung, der Gedanken, ihres bildhaften Ausdruckes, dramatisch bewegte Epik, Architektur.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Fritz Hoeber.

Der Architektur-Wettbewerb um das Kaiser-Wilhelm-Volkshaus in Lübeck.

Ein hochherziger Träger althanseatischer Gesinnung, der Lübecker Senator E. P o s s e h l, stiftete eine beträchtliche Summe für einen Monumentalbau zum Gedächtnis der deutschen Einheitskämpfe 1813 und 1870: Den zeitgemäßen Typ einer „Volksuniversität," die Bibliothek und Leseräume, Vortragssäle und Gemächer für eine Kunstausstellung in sich vereinigt, soll das neue Kaiser-Wilhelm-Volkshaus darstellen. Als sein Standort ist der große Platz vor dem altberühmten Holstentor, westlich der Innenstadt, gewählt. — Ursprünglich wollte der Stifter, ein begeisterter Verehrer unserer modernen Nutzkunst, die Gestaltung des völlig neuartigen Baugedankens ohne weiters auch einem formal gleichgesinnten Künstler übertragen, nämlich dem Professor P e t e r B e h r e n s. Durch eine örtliche Mehrheit gedrängt, beschloß man jedoch später die Veranstaltung eines Preis-

ausschreibens, an dem sich u. a. die bedeutendsten deutschen Architekten, wie Theodor Fischer, M. Littmann, Herm. Billing und auch wieder Peter Behrens beteiligten. — Zu aller Erstaunen erhielt aber keiner dieser großen und schöpferischen Persönlichkeiten den Ausführungsauftrag, sondern der Regierungsrat Erich Blunck, ein Lübecker Kind. —

Die Architekturaufgabe ist folgende: Das Volkshaus soll auf den Platz zwischen Holstentor und ehemaligem Bahnhof zu stehen kommen. Das Holstentor erscheint heute, wie so viele alte Baudenkmäler, durch Bodenaufschüttung des übrigen Platzes in die Erde gesunken. Die West-Oststraße kann deshalb nicht mehr durch das Tor, sondern nur um es herum geführt werden, verliert also ihre raumästhetische Bedeutung als beherrschende Längsachse des Platzes. Weiterhin ist der Platz durch allerhand Baumgruppen, provisorische Nutzbauten, durch die in natürlicher Ungebundenheit vorbeifließenden Wasserarme der Trave und des Stadtgrabens so architektonisch ungeregelt und ordnungslos, wie immer nur denkbar, gestaltet. —

Von dem Gedanken einer strengen architektonischen und stadtbaulichen Einheit gehen die fünf Entwürfe aus, die Peter Behrens zu der Konkurrenz beisteuerte: beherrschende Tiefenachse und kubisch geschlossenen Baukörper zeigen sie sämtlich, am meisten aber der letzte Entwurf, mit Nr. 5 bezeichnet, der alle in den Vorentwürfen noch mehr oder minder losgelösten Seitenflügel in die große Hauptform einbezieht. Man gewinnt am ehesten von dieser endgültigen Fassung eine entsprechende Vorstellung, wenn man an K. F. Schinkels Berliner Altes Museum am Lustgarten denkt.

Der Bau zerfällt in ein Sockel- und ein Obergeschoß, jenes mit weit gestellten, breiten Fenstern, dieses mit eng aneinander gerückten Schlitzen, gleichsam den Trägern des ungebrochen herumlaufenden Kranzgesimses. Dem ganz flachen Dach sitzt eine rechteckige Laterne auf, eine kubische Wiederholung des Gesamtkörpers. Dieselbe proportionale Wiederholung stellt auch die in der Tiefenachse dem Volkshaus vorgesetzte Pfeilervorhalle dar. Die Achse wird monumental betont durch das hier angenommene Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I., ein bereits durch frühere Stiftung gesichertes Werk von Louis Tuaillon. — Die maßgebende Rechtwinkeligkeit des Baus prägt sich auch in Behrens' Platzgestaltung aus: ein reines Quadrat, um das sich in scharfem Knick niedrigere Gebäude, durch Flachpfeiler gegliedert, herumlegen. — Dem Außenbau entspricht das Innere, Schnitt wie Grundriß, in seiner großartigen Idealität: in die beherrschende Tiefenachse ist der weite Pfeilerlichthof gelegt mit symmetrischen Monumentaltreppen. Dahinter steigt amphitheatralisch der große Vortragssaal herab. Links sind die Bibliotheks- und Leseräume, rechts die in rhythmischem Wechsel aufeinanderfolgenden Gemächer der Kunstausstellung angenommen. — Das in jeder Beziehung ausgesprochene Gegenteil zu Behrens' klassischer Architektur bildet der preisgekrönte Entwurf von Erich Blunck: seine realistische „malerische" Bauweise gestaltet von innen nach außen, gibt den rohen Zweck als Kunstform aus, versteht es also nicht, praktisch Reales und ästhetisch Ideales synthetisch-schöpferisch zu vereinen. Bluncks Bau ist keine Einheit, sondern eine Dreiheit: Jede einzelne der drei Raumgruppen, Bibliothek, Vortragssaal, Kunstausstellung, ist durch feste, öffnungslose Scheidemauern voneinander getrennt. Drei besondere Eingänge akzentuieren diese Teilung auch nach außenhin. — Dieser Mangel eines eigentlichen Formideals verhäßlicht die Räume als einzelne und

in ihrer relativen Gesamtheit: Wo Behrens einen zentralen, durch alle Geschosse reichenden Lichthof annahm, gibt Blunck in einem Seitenflügel einen gedrückten, tonnenüberwölbten Tunnel, einen künstlerisch gleichgültigen Vor- oder Warteraum zu den beiderseitigen Garderoben. Bluncks Vortragssaal erscheint als ein beliebiger Rechteckraum ohne jegliches, doch ästhetisch wie praktisch so notwendige Bodengefälle, seine Kunstausstellung eine banale Hintereinanderreihung einzelner, ohne künstlerische Überlegung dimensionierter Räume, in der Oberlichtführung keineswegs genügend und mit vorläufigen Scherwänden als Seitenkabinetten. —

Diese innere Uneinheit des preisgekrönten Blunckschen Projekts soll nach außen hin ein malerisches Fassadengewand von gotisierendem Stil verdecken*): Der hackenförmige Grundriß besteht aus einem Längstrakt und zwei seitlichen Quertrakten; vor letztere sind große Spitzbogenarkaden gelegt, das eine Mal gar eine augenscheinliche Wiederholung der Florentiner Loggia de' Lanzi mit ihrem kolossalen Bogenmotiv von 11 Metern Höhe, das alles übrige, was sonst noch auf dem Holstentorplatz steht, totdrücken wird. Riesige Dachmassen von ungleicher Höhe, die sich gegenseitig durchdringen und anschneiden, schließen den Komplex nach oben ab. —

Man kann die Abwägung des Urteils von den Gesichtspunkten der Architekturform, des Städtebaus und der Denkmalpflege aus beginnen: Peter Behrens gibt sich streng architektonisch, persönlich modern. Er schafft einen ausgesprochenen Flachbau, der in absichtlichem Gegensatz zu aller Spitzbogenmittelalterlichkeit steht. Blunck sucht durch einen malerischen Gruppenbau zu wirken, er historisiert. Indem er mit vertikal gerichteten Massen arbeitet, sucht er sich auch in der Form an das bereits gegebene Holstentor anzuschließen.

Der Bluncksche Hackengrundriß besitzt in seiner individualisierenden Zersplitterung und Asymmetrie nicht die Kraft in sich, den weiten Platzraum vor dem Holstentor funktionell zu beherrschen. Seine gotischen Formen wirken als unpersönliche Nachahmung*) und bilden zugleich eine höchst fragwürdige Konkurrenz zu den viel bescheidenern Bogenmotiven des alten Holstentors.

Die moderne Denkmalspflege hat, vor allem auf die Initiative von Cornelius Gurlitt und Alfred Lichtwark hin, gelernt, daß man alte Baudenkmäler am klügsten durch modern selbständige Gestaltungen ergänzt, da es ja nur auf die raumästhetische Harmonie, nicht aber auf eine philologische Formengleichheit ankommen kann**). Das lehren uns die alten Denkmäler, gewiß auch die Lübecks, auf Schritt und Tritt. — In der Art würde auch Behrens' neuzeitlich geformtes Volkshaus dem alten Holstentor ein trefflicher Hintergrund sein

*) Bereits im Jahr 1906 hat sich Erich Blunck an einem Wettbewerb um die Bebauung des Holstentorgeländes beteiligt und den dritten Preis davongetragen. Sein Entwurf ist in der im Verlag von Ernst Wasmuth erscheinenden Monatsschrift „Der Städtebau." 4. Jahrg. Berlin 1907. S. 30/31 und Taf. 22/23 veröffentlicht: er zeigt bei einer in vielfachen Winkeln einspringenden Grundrißanlage sehr lustige Renaissanceformen im „Braustüblstil," allerlei Erkerchen, Schneckengiebel, wappenhaltende Löwen auf den Balkons usw.

*) Das tun die Formen des Entwurfs von Theodor Fischer keineswegs: denn obwohl dieser sich in einem persönlichen Renaissancestil hält, tritt hier alle äußere Formalität als etwas in der Wirkung Untergeordnetes vor seiner genial schöpferischen Raumgestaltung zurück.

**) Es erscheint bezeichnend, daß unter den Lübecker Anhängern des Blunck'schen Projekts der Gedanke erwogen wird, das „baufällige" Holstentor abzubrechen und es aus den alten Steinen auf dem Bodenniveau des heutigen Platzes neu wiederaufzubauen: als ob es in der Architektur eine „Form an sich," gäbe! —

können: sein glattflächiger Würfel läßt das stark bewegte Fassadenrelief des Holstentors wirkungsvoll hervortreten; sein flacher Gesimsabschluß, in der Höhe der Trauflinie der zwei Holstentürme, läßt deren Spitzkegel vertikal noch höher emporwachsen. — Bluncks Projekt vernichtet dagegen durch seinen allzu bewegten Grundriß, durch die Spitzbogenformen seines Aufrisses, durch die überhohen Dachmassen die Wirkung des kleinen Holstentors vollständig. Man kann folgerichtig behaupten, daß die historisierende, scheinbare und äußerliche Angleichung an die Formen des alten Denkmals, wie sie Blunck versucht, diesem gar nichts nützt, und daß vielmehr Behrens gerade dadurch, daß er sich unumwunden modern gibt, die alte architektonische und stadtbauliche Schönheit des Holstentors konserviert, ja noch steigert*). —

Auch der malerische, durch das einspringende Eck des Blunck'schen Grundrisses verunregelmäßigte Platz kann dem alten Denkmal nur schaden: A. E. Brinckmann**) und Walter Curt Behrendt†) haben dargetan, daß stadtbauliche Monumentalität sich stets regelmäßig, ganz symmetrisch gibt

*) Wenn in einer durch die ganze Presse gegangenen Erklärung der fünf dem Preisgericht angehörigen Architekten behauptet wurde, es wäre garnicht zu einer Gegenüberstellung der Projekte von Behrens und Blunck gekommen, sondern Behrens' Entwürfe seien bereits viel früher aus der engeren Konkurrenz ausgeschieden, so ist das lediglich ein Beweis für die künstlerisch reaktionäre Gesinnung der fünf Herren. Beweis auch für die alte Erfahrung, daß Künstler über Künstler nicht mit der nötigen Objektivität zu Gericht sitzen können, weshalb denn architektonische Preisgerichte stets am besten einerseits von ästhetisch indifferenten Technikern oder Ingenieuren, andererseits von ästhetisch differenzierenden Kunsthistorikern zu bilden wären.

**) Platz und Monument. Berlin 1909. Deutsche Stadtbaukunst der Vergangenheit. Frankfurt a. M. 1911.

†) Die einheitliche Blackfront als Raumelement im Stadtbau. Berlin 1912.

und gegeben hat. Auch das Eingangsforum der an den großartigsten historischen Architekturdenkmälern reichen Hansastadt Lübeck darf sich, aus inhaltlichen wie formalen Gründen, nicht in einer pseudomalerischen Romantik ergehen. Denn welche künstlerische Wirkung gerade auch die architektonisch strengste Form im Stadtbau zu erzielen vermag, beweist wieder dieses alte Lübeck selbst, das als deutsche Kolonialstadt des 12. Jahrhunderts einen genauen Schachbrettgrundriß aufweist*).

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. Erich Schairer.

Deutsche Werkbund-Ausstellung in Cöln 1914.

Zur Psychologie des Werkbunds.

Professor Sombart hat in seinem neuen hochinteressanten Buch „Der Bourgeois" die Seele des modernen Unternehmens unter die Lupe genommen und behauptet, gefunden zu haben, daß bei diesem Menschentyp, der unserer ganzen Zeit den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat, ein Rückfall in die Zustände der Kindesseele vorliege. Die Freude „an Millionen, Rekorden, Sensationen und Herrschaftsräuschen", wie Naumann sich ausdrückt, sei nichts anderes als die kindliche Lust am Großen, am Schnellen, am Neuen und an der Macht über andere.

So richtig in ihrer Einfachheit diese psychologische Erklärung ist: sie bedarf einer Einschränkung und eines Zusatzes. Es ist mißverständlich, die genannten

*) Lübeck entspricht damit den geklärten stadtarchitektonischen Forderungen A. E. Brinckmanns, die in einem bewußten Gegensatz zu dem winkligen, malerischen Stadtbau stehen, dem noch der Romantiker Camillo Sitte das Wort redet.

Erscheinungen nur als Zustände der kindlichen Seele zu bezeichnen, denn sie sind allgemein menschlich, ohne an das Lebensalter gebunden zu sein; und ihnen stehen gegenüber ebensoviele Tendenzen in entgegengesetzter Richtung, die wiederum bereits beim Kind vorhanden sind, wenn sie vielleicht von seinem, vorwiegend negativ tätigen, erwachsenen Durchschnittserzieher nicht so leicht beobachtet werden, wie jene Züge, die Sombart deshalb für recht kindlich halten möchte. Nämlich die Freude an der materiellen und formalen Qualität (im Gegensatz zum Quantitativen), am Ruhigen und Einfachen, am Dauernden und Alten und an der organisatorischen Einordnung in ein überragendes Ganzes.

Das Lebensideal des Menschen kann gesunderweise weder in der Ausschließlichkeit der einen noch dieser andern Seite seiner triebmäßigen Veranlagung liegen. Das Glück und die Harmonie des Daseins beruhen auf dem Gleichgewichtszustand der beiden polaren Extreme. Für ihn sorgt beim Kinde der weise väterliche Erzieher, beim Erwachsenen die ebenso weise Erziehung des Kampfes ums Dasein im weitesten (auch innerlichen) Sinne.

Zwischen beiden Lebensabschnitten aber pflegt bei den meisten Menschen die sogenannte Flegeljahrperiode zu liegen, wo überschüssiges Kraftgefühl zu einer vorübergehenden Gleichgewichtsstörung in der Richtung auf das Vorwiegen der von Sombart als spezifisch kindlich bezeichneten unsozialen und unsoliden Instinkte führen kann.

In der deutschen Wirtschaftsentwickelung stehen wir am Ende einer solchen Flegeljahrzeit. Dieses Ende kommt immer mit naturgemäßer Sicherheit ganz von selber, wenn es auch besorgte Gemüter oft nicht glauben wollen. Die Freude an der Massenerscheinung, an der gesteigerten Geschwindigkeit, am Sensationellen und an der im Kapitalbesitz verborgenen Macht über die Menschen beginnt infolge einer gewissen Übersättigung sich in normale Grenzen zurückzudämmen. Dafür treten andere Ideale wieder in den Vordergrund: Das soziale Ideal der Gemeinsamkeit und Ordnung und die Sehnsucht nach Qualitätsgütern, nach geruhigem innerlichen Leben, nach künstlerischer Durchgeistigung und Veredelung des gesamten Daseins, wie sie im „Deutschen Werkbund" verkörpert ist.

Es ist genau der gleiche Fall, wie wenn ein wüster Bruder Studio in seinen Kandidatensemestern in sich geht und die Rückkehr zu mehr bürgerlichen Lebensformen antritt. Er braucht deshalb noch kein Philister zu werden; aber er wird nur auf diese Weise seine innere Harmonie wieder gewinnen.

Und so wird unsere kulturelle Existenz nur auf dem Weg der Umkehr zur Qualitätsgesinnung genährt werden können. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät dazu. Hoffentlich ist die deutsche Produktion und Konsumtion noch nicht so „verbummelt", daß es nicht mehr reicht.

Die Deutsche Werkbund-Ausstellung in Cöln am Rhein, vom Mai bis Oktober dieses Jahres, wird über diese Frage vorläufig das entscheidende Wort sprechen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Seite

TecllcKte:

Itunälckcnl:

Lllclbelgabsn:

Schleiche Buchdruckern v. S. Schottlaender, Breslau.

Â«
Exz. vr v. Landmann (KÃ¶nigl. Bayer. Staatsminister a. D,)

Staatsminister a. D. Dr. von Land mann:

Der bayrische Partikularismus.

Noch ist's nicht lange her, daß man oft vom bayrischen Partikularismus reden hörte. Als ich vor Iahren in Berlin als bayrischer Bundesratsbevollmächtigter beschäftigt war, bekam ich zuweilen von meinen Kollegen diesen Vorwurf zu hören, worauf ich aber den verehrten Bundesbrüdern, insbesondere den preußischen, zu erwidern pflegte, daß sie nicht besser seien als wir Bayern. Ich hatte meine guten Gründe, dies zu behaupten, und im Laufe der Zeit sind wohl auch manche andere Leute zu der gleichen Ansicht gekommen. Namentlich der „Preußentag" im Ianuar l. I. hat in dieser Richtung aufklärend gewirkt. Während in Bayern schon seit Iahren von der früher so oft als Schreckbild an die Wand gemalten „Verpreußung" kaum mehr die Rede ist, sind im Norden konservative Mannen zusammengetreten, um feierlich gegen die drohende völlige Germanisierung und Demokratisierung Preußens Protest einzulegen. Der Preußentag hat mir die Worte bestätigt, die ich kurze Zeit vorher gelegentlich eines Nord und Süd vereinigenden Festes nach den Tischreden aus dem Munde eines stolzen Ostelbiers gehört hatte: „Merkwürdig, der Reichsgetxuike ist bei diesen Süddeutschen viel lebendiger als bei uns, w i r fühlen uns in erster Linie als Preußen."

In der Tat hat in Süddeutschland und insbesondere in Bayern der Reichsgedanke sehr starke Wurzeln geschlagen. Bayern, dessen Regierung namentlich wegen der in den Versailler Verträgen vorbehaltenen Reservatrechte in den Ruf des besonderen Partikularismus gekommen ist, hat seit 1871 an dem Ausbau aller das Reich im Innern wie nach außen befestigenden Einrichtungen aufs eifrigste mitgearbeitet. Ich erinnere beispielsweise an die Militär- und Flottengesetze, die Arbeiterschutzgesetze, die sozialpolitischen Versicherungsgesetze, das Bürgerliche Gesetzbuch, das Wettbewerbsgesetz, die Seuchengesetze, die Gesetze gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln, das Vereinsgesetz usw. Selbst die Ausübung seiner Reservatrechte hat Bayern teilweise aufgegeben, wie des Rechtes der besonderen Branntweinsteuergesetzgebung und der eigenen Gesetz-

gebung über die Heimats- und Niederlassungsverhältnisse. In Militärsachen war man ängstlich bemüht, die preußischen Einrichtungen möglichst zu kopieren, so zwar, daß, was manche immer noch bedauern, wir den Raupenhelm und den Küraß nicht einmal mehr als Paradestück einzelner Regimenter schauen dürfen. In jüngster Zeit nun hat man sich sogar auch noch einen Einbruch der Reichsgesetzgebung in das bisher den Einzelstaaten vorbehaltene Gebiet der direkten Steuern gefallen lassen. Dies ist der Punkt, der das träge Blut der Preußen zum Wallen gebracht, auf die Bayern aber merkwürdigerweise keinen besonderen Eindruck gemacht hat.

Es wäre nicht überraschend gewesen, wenn der Preußentag ein Echo in den anderen größeren Bundesstaaten gefunden hätte, denn das Wehrbeitragsgesetz und das Besitzsteuergesetz bedeuten einen gewaltigen Erfolg der demokratischen und unitarischen Strömungen, und die konservativ gesinnten Leute in Bayern hätten daher wohl Grund gehabt, ebenfalls gegen eine weitere Entwicklung der Reichsgesetzgebung in dieser Richtung Verwahrung einzulegen. Wenn dies nicht geschehen ist, so erklärt es sich zunächst aus den Parteiverhältnissen, da die bayrischen Konservativen in drei verschiedenen Parteilagen! zu finden sind, ferner dadurch, daß das öffentliche Interesse in Bayern im letzten Winter vorwiegend durch die Königsfrage in Anspruch genommen war, und endlich aus dem Umstande, daß die demokratischen Anschauungen in Bayern in neuerer Zeit außerordentlichen Einfluß gewonnen haben und den Partikularismus in den Hintergrund drängen. Bayerns innere Gesetzgebung hat als Errungenschaft der letzten zehn Iahre zu registrieren: eine demokratische Änderung des Landtagswahlrechtes, bei der sich die Staatsregierung überdies jedes Einflusses auf die Wahlkreiseinteilung begeben hat, ein Gemeindewahlgesetz mit dem Prinzip der Proportionalwahlen, das in wenigen Iahren nicht bloß die Gemeinde-, sondern auch die Polizeiverwaltung der größeren Städte in die Hände der Sozialdemokratie bringen wird, ein Beamtengesetz, das den Straßenwärter grundsätzlich als „Beamten" dem Minister gleichstellt, und endlich ein Einkommensteuergesetz, das einerseits das Progressiv-Steuersnstem in scharfer Weise durchführt und andererseits den unteren Steuerstufen noch alle möglichen Erleichterungen gewährt, von welchen in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht worden ist. Es kann daher nicht wundernehmen, daß der Wehrbeitrag in Bayern fast allgemein — nämlich von denjenigen, die ihn nicht zu bezahlen brauchen — als ein Zeichen patriotischer Opferwilligkeit begrüßt, und daß die erst in drei Iahren kommende Besttzsteuer von den bayrischen Politikern kaum beachtet worden ist. Während bei der Schlußabstimmung im Reichstag über das Besitzsteuergesetz die preußischen Konservativen geschlossen dagegen stimmten, mit der von Graf Westarp abgegebenen Motivierung, daß dieses Gesetz eine Vermögens-, eine Einkommens- und eine Erbschaftssteuer enthalte und damit materiell in das Finanzgebiet der Einzelstaaten eingreife, wodurch es den Einzelstaaten erschwert werte,

die ihnen obliegenden Kulturaufgaben zu erfüllen, stimmten die bayrischen Abgeordneten, insbesondere diejenigen vom Zentrum, für dieses Gesetz. Unser trefflicher Finanzminister sagte in der Rede, mit welcher er im Herbst darauf das Budget pro 1914/15 vorlegte, Einiges über das hinsichtlich der neuen Reichssteuern zustandegekommene, auch ihm aufgezwungene Kompromiß, und bezüglich der Besitzsteuer insbesondere bemerkte er, daß sie zwar in der Form eine direkte Steuer sei, aber doch keinen unmittelbaren Eingriff in das Gebiet der Einkommen- und Ertragssteuern bedeute, und daß ein einzelner Bundesstaat eine solche Steuer doch nicht hätte einführen können (warum?), und damit gab man sich im bayrischen Landtag zufrieden. Bei der Generaldebatte über den Etat besprach der erste Redner des Zentrums alles mögliche, nur nicht die neuen Reichssteuergesetze, und der zweite berührte dieselben nur nebenbei, der erste Redner der Liberalen stellte sich mit ein paar Worten auf den Standpunkt des Finanzministers und der zweite schwieg darüber. Ein Vertreter der Bauernbündler aber sagte naiv, wegen des Wehrbeitrags herrsche aus dem Grunde keine besondere Unzufriedenheit, weil nur Leute mit einem gewissen Vermögen darankommen.

Der bayrische politische Partikularismus ist demnach ziemlich zahm geworden — aber tot ist er noch lange nicht. Er überläßt zwar bereitwillig dem Reiche die Gesetzgebung auf den wichtigsten Gebieten, aber er will die Regierung behalten. Er will Herr im eigenen Hause bleiben. Dieser Grundsaß kommt in Bayern nicht nur in der Rechtspflege und inneren Verwaltung, ebenso wie in den übrigen Bundesstaaten, zur Geltung, sondern auch in den auf das Militärwesen, das Eisenbahnwesen und die Post- und Telegraphenverwaltung bezüglichen Reservatrechten, an welchen zähe festgehalten wird. Es würde zweifellos dem lebhaftesten Widerstande in der bayrischen Bevölkerung begegnen, wenn man daran gehen wollte, die bayrischen Offiziere, Eisenbahn- und Postbeamten in gleicher Weise hin und her zu versetzen, wie es sich die Angehörigen anderer Bundesstaaten gefallen lassen müssen, und noch weniger würde sich der Bayer dareinfinden, wenn in seinem Lande der „Preuß" befehlen würde. Die dem König von Bayern vorbehaltene Militärhoheit, die eigene Post- und Telegraphenverwaltung, das selbständig verwaltete Eisenbahnnetz sind zwar Reservatrechte, auf die man, wenn man sie lediglich vom finanziellen Standpunkte aus beurteilen wollte, vielleicht verzichten könnte, und in der bayrischen Presse und im Landtage ist denn auch schon zuweilen von diesem Gesichtspunkte aus Kritik an diesen Reservatrechten geübt worden; die weit überwiegende Mehrheit aber sieht zweifellos auf dem Standpunkte, daß diese Reservatrechte, auch wenn sie finanzielle Opfer kosten sollten, aufrechterhalten werden müssen. Sie bilden zusammen mit dem wichtigen Malzaufschlag-Reservat eine wesentliche Stütze unserer bayrischen Eigenart und Kultur. Sie bilden einen festen Kitt für die verschiedenen bayrischen Volksstämme, und sie verlangsamen wenigstens den Nivellie-

rungsprozeß, der sich infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse und der modernen Verkehrseinrichtungen unaufhaltsam im deutschen Volke vollzieht. Selbst die bayrische Briefmarke soll uns bleiben; der zweitgrößte deutsche Bundesstaat braucht auf dieses äußere Zeichen seiner Bedeutung nicht zu verzichten.

Zum Übrigen ist als weiteres Feld der Betätigung, wie den übrigen Bundesstaaten, so auch Bayern, bisher immer noch das Recht der selbständigen Förderung der kulturellen Interessen verblieben, von welchem Rechte in edlem Wetteifer Gebrauch gemacht wird. Man kann dies den kulturellen Partikularismus nennen.

Deutschland hat keine Hauptstadt, die ebenso alles geistige und politische Leben beherrscht, wie die französische Kultur und Politik von Paris beherrscht wird. Wer Berlin von Zeit zu Zeit besucht, wird sich gerne an der großartigen Entwicklung der Reichshauptstadt, an ihren bequemen Verkehrseinrichtungen, an ihren prunkvollen öffentlichen Bauten, an ihren reich ausgestatteten Sammlungen erfreuen, aber auch ein Berliner wird zugestehen, daß es an der Isar, an der Elbe und am Rhein doch manches gibt, was Berlin nicht zu bieten vermag, daß in München, Dresden, Hamburg, Frankfurt, Weimar usw. der Kunstsinn der Fürsten und die Opferwilligkeit des Bürgertums Monumente und Einrichtungen geschaffen haben, die dem deutschen Volke ebenso zur Ehre und zum Nutzen gereichen und ebenso zur Förderung der geistigen und materiellen Interessen des Nachwuchses dienen, wie die Institute und Monumente der Reick)shauptstadt.

Bei voller Anerkennung für das, was Preußen dem deutschen Volke durch seine systematisch ausgebildete Kriegsmacht politisch errungen hat, kommt man doch bei näherer Prüfung nicht weiter, als zu der Erkenntnis, daß Preußen der unausführbaren Trias-Idee den Garaus gemacht und den unglückseligen Dualismus zerschlagen hat, aber die siegreichen Schlachten in Frankreich sind auch von den süddeutschen Armee-Korps gewonnen und das Deutsche Reich ist nicht von den Ostelbiern, sondern von dem unwiderstehlichen Einheitsdrang des ganzen deutschen Volkes geschaffen worden. Auch der staunenswerte wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in den letzten 40 Iahren hätte sich ohne die in den verschiedenen Kulturzentren geleistete Vorarbeit nicht vollziehen können. Was der deutsche Partikularismus in seiner Gesamtheit für Erziehung und Bildung des Volkes geleistet hat und noch leistet, wird in keinem anderen Staate den Angehörigen in solchem Maße geboten. Ich denke dabei nicht bloß an die Hoch-, Mittel- und Volksschulen, die technischen und landwirtschaftlichen Lehranstalten und Fachschulen, sondern auch an den Aufwand für kirchliche Zwecke und an die anderen Vollsbildungsmittel wie Bibliotheken, Kunstsammlungen und Museen, Theater- und Konzertunternehmungen, Vereine und Zeitschriften, und die Förderung von Kunst und Wissenschaft durch die Unterstützung der aufstrebenden Talente und der führenden Geister. Weimar ist noch heute ein Zentrum literarischer Tätigkeit und München ist der reiche, warme Kulturgarten der Kunst, in dessen Boden der

künstlerische Nachwuchs üppig gedeiht und von dem aus ganz Deutschland mit jungen Kräften versorgt wird.

Aber — der Kulturpartikularismus kostet Geld und zwar viel Geld. Ein Beispiel: das bayrische Kultusbudget (Etat des Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten) betrug im Iahre 1893 noch 25 V« Millionen Mark und ist während meiner siebenjährigen Verwaltung des Ressorts auf 34V2 Millionen Mark gestiegen »nicht eingerechnet die Pensionen und 19'/< Millionen, die für Bauzwecke während dieser Zeit bewilligt worden sind); jetzt nach weiteren zwölf Iahren sind pro 1914/15 rund 58,8 Millionen (einschließlich der Pensionen) im ordentlichen Etat postuliert. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein fortwährendes weiteres Anwachsen dieses Bedarfs zu erwarten ist, schon wegen des Bevölkerungszuwachses. Mögen vielleicht in anderen Ressorts Vielregiererei und Kirchturminteressen zu einem Überfluß an nicht genügend beschäftigten Beamten geführt haben, am Aufwand für Erziehungs- und Unterrichtszwecke wird nicht gespart werden können, und zwar in Bayern ebensowenig wie in anderen Bundesstaaten. Wenn aber die Einzelstaaten dadurch, daß ihre Finanzquellen versiegen oder abgeleitet werden, gezwungen werden, auch hier zu knausern, und wenn dafür das Reich in immer steigendem Umfange auch die Förderung der Kulturinteressen an sick reißt, dann wird der Partikularismus mit dem Verlust seiner Bedeutung für die Kultur des deutschen Volkes auch den Rest seiner politischen Bedeutung eingebüßt haben.

Die Volksvertreter, sowohl die Reichsboten wie die Mitglieder der Einzellandtage, sollten sich aber bewußt bleiben, daß ein solches Ende um jeden Preis vermieden werden muß. Es darf sich daher eine solche Kompromißgesetzmacherei, wie im letzten Sommer, nicht nur nicht wiederholen, sondern sie sollte, wenn möglich, wenigstens teilweise wieder rückgängig gemacht werden, ähnlich wie die Reichswertzuwachssteuer teilweise rückgängig gemacht worden ist. Dem Reiche aber müssen, wenn nicht mit einer „Veredelung" der Matrikularbeiträge geholfen werden kann, wieder in erhöhtem Maße diejenigen Einnahmequellen erschlossen werden, auf welche die Verfassung in erster Linie verweist, die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchsabgaben.

Geheimrat Karl Theodor Heigel,
Präsident der Akademie der Wissenschaften in München:

Die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in Bayern.

Deutlicher und überzeugender als irgendwo tritt in der Entwicklung des geistigen Lebens in Bayern der Segen der Wechselwirkung von Nord undSüd zutage. Es wird heute von den Bayern selbst, wenigstens in gebildeten Kreisen, unumwunden anerkannt, daß sie die ehrenvolle Stellung, die ihr Land heute auf dem Gebiet wissenschaftlicher Arbeit einnimmt, nicht zum wenigsten der Befruchtung durch Elemente aus andern Bruderstämmen zu danken haben. Denn das bayrische Volk, das sich in der glänzendsten Periode des Mittelalters als ein Hauptträger deutscher Bildung bewährt, das noch im 16. Jahrhundert einen Turmaier, einen Nas aufzuweisen hatte, war in den nächsten Iahrhunderten fast auf allen Kulturgebieten hinter den Landsleuten im Norden und Süden zurückgeblieben. Während um die Mitte des 18. Iahrhunderts fast in allen Teilen Deutschlands, trotz der politischen Ohnmacht und Zersplitterung, Denker und Dichter aufstanden, die im Reich der Ideen segensreiche Umwälzungen ins Werk setzten, blieb das bayrische Volk von diesem Aufschwung völlig unberührt. Gegen das verächtliche Wort Friedrichs II. über Bayerns Bewohner ließe sich einwenden, daß der König von Land und Leuten südlich der Donau keine genauere Kenntnis hatte. Auch das abfällige Urteil des Allesambestenwissers Nieolai müßte nicht unter allen Umständen ernst genommen werden. Doch gerade von den Besten im Lande selbst wurde immer wieder beklagt, daß die Masse ihrer Landsleute wie „die Trägen in der Hölle Dantes in einem endlos schwarzen, sternenlosen Luftkreis lebten", daß „von den hohen wie den niederen Schulen nur mechanisches Lernen und totes Wissen geboten werde", daß „ein Wetteifer mit den Sachsen, Preußen und Österreichern als unmöglich" anzusehen sei. Andreas Buchner, ein Kleriker und ergebener Sohn seiner Kirche, schildert die Lage Bayerns unter Kurfürst Karl Theodor mit den Worten: „Selbst der Unschuldige (d. h. wer an der Illuminatenbewegung keinen Anteil hatte) lebte in einer ewigen Unsicherheit, wenn er nicht zu Pater Franks und Lipperts Kreaturen gehörte Wer nicht ganz dumm war, war keine Nacht in seinem Bette sicher!" Ebenso freimütig beklagt Westenrieder die grobe Sinnlichkeit seiner Stammesgenossen in Religion und Leben: „Werke des Nachdenkens, der Künste, der Ökonomie, mit einem Worte: Werke des Ernstes, worin ein Mann mit Männern redet, finden in Bayern keinen Absatz. Was soll auch aufmuntern, sich anzustrengen, wo kein Unterschied der Köpfe? Die allgemeine Sprache lautet: Ich lerne nichts, weil ich nichts brauche! Überall Mangel an Bürgersinn, überall

Teilnahmslosigkeit an dem, was ins Große, ins Zukünftige geht!" Es ist ein strenges, doch kein ungerechtes Urteil, das Häusier fällt: „Eine kulturgeschichtliche Schilderung Bayerns am Schluß des 18. Iahrhunderts erscheint den Ietztlebenden wie ein zur Karikatur verzerrtes Gemälde einer längst vergangenen Epoche!" Zwar hatte sich der wohlgesinnte, volksfreundliche Mar Ioseph III. ernstlich angelegen sein lassen, Landeskultur und Volksbildung zu fördern. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften (1759) war ein bedeutsamer Markstein in der Geschichte des geistigen Lebens im deutschen Süden. Fortan ging es aufwärts, aber nur langsam. Es bezeugt den Tiefstand Bayerns, daß es im achtzehnten Iahrhundert nur einen klassischen Schriftsteller hervorbrachte, den großen Satiriker Anton Bucher, der aber von Einseitigkeit nicht freizusprechen ist, da er fast ausschließlich — freilich mit köstlichem Humor! — den Iesuitismus in Bayern und die durch ihn hervorgerufenen Mißstände geißelte. Ebenso die stammverwandten Österreicher, wie die Norddeutschen blickten mit Geringschätzung auf die Bayern, und diese übten wunderliche Vergeltung, indem sie sich nur um so trutziger von der Gemeinschaft mit den deutschen Brüdern absonderten. Dieses Land auf eine der Bildung und dem Geist des neuen Iahrhunderts entsprechende Höhe zu heben, war eine schwere Aufgabe. Sie wurde dadurch erleichtert, daß infolge der überraschenden militärisch-politischen Erfolge, deren sich der Nachfolger Karl Theodors, der Zweibrücker Mar Ioseph als Bundesgenosse Frankreichs zu erfreuen hatte, der größere Teil von Franken und Schwaben mit ihren wohlkultivierten Städten, welche einst die Mittelpunkte für die Entwicklung des deutschen Kulturlebens gewesen waren, und mit ihrer noch immer regsamen und gebildeten Bevölkerung an Altbayern, das Land der selbstgenügsamen, starren Abgeschlossenheit, angegliedert wurde. Erst damit war die Möglichkeit geboten, durch gegenseitiges Einwirken und Ausgleichen einen neuen lebensfähigen Staat zu schaffen. Auf allen Gebieten des staatlichen, sozialen und intellektuellen Lebens setzte eine gründliche Reform ein; der „alte Iesuitenbodin" sollte gesäubert, den „kirchenstaatlichen" Verhältnissen sollte ein Ende gemacht werden. Freilich wurde nun durch die Hast, womit man mit der Vergangenheit aufzuräumen trachtete, und durch die fanatische Abneigung gegen alles Geschichtliche und Überlieferte nicht bloß häufig gegen Recht und Billigkeit verstoßen, sondern auch viel Gutes und Schönes vernichtet. Zur Hebuug von Forschung und Unterricht sollte vor allem die Akademie mitarbeiten, als „Ratgeberin, Richterin, Leiterin", „in beständiger Relation mit den praktischen Aufgaben des Staates". Zu ihrem Vorstand wurde zunächst ein Ausländer, der aber schon unter Karl Theodor als humanitärer Volkswirt dem bayrischen Staat schätzbare Dienste geleistet hatte, der sich auch als Physiker und Physiologe eines ehrenvollen Rufes erfreute, Benjamin Thompson, Graf von Rumford, ausersehen. Der Amerikaner machte zur Bedingung, daß das veraltete Institut durch Heranziehung ausgezeichneter Kräfte des Auslands verjüngt werde. Die Regierung stimmte zu,

mit dem Hinweis, daß sie schon den Anatomen Sömmering aus Frankfurt, den Chemiker Ritter aus Iena und den Mathematiker Seyffer aus Göttingen berufen habe, doch scheiterte der Plan, den weltmännischen Rumford mit dem Reformwerk zu betrauen, an Hindernissen persönlicher Natur. Der Mißerfolg ist kaum zu bedauern, denn unter Rumfords Leitung hätte die Münchener Akademie vermutlich französischen Charakter angenommen, wie die Berliner Akademie in den Tagen Friedrichs des Großen. Den „der Weltweisheit gebührenden" Vorsitz übernahm nun der Düsseldorfer Friedrich Heinrich Jacobi. Gleichzeitig wurde der treffliche Philologe Iaeobs nach München gezogen, um dem Kronprinzen Vorträge über griechische Geschichte und Literatur zu halten. Auch sonst waren es vorzugsweise nord- und mitteldeutsche und evangelische Gelehrte, Schlichtegroll, Thiersch, Niethammer u. a., die „zur Unterstützung der Regierung in allen szientivischen Dingen" und zur Ergänzung der Akademie Einladungen nach München erhielten. Dieses Eindringen eines starken fremdartigen Elements wurde von den Eingeborenen als kränkende Zurücksetzung empfunden; es kam zu ärgerlichen Reibungen und Streitigkeiten. Doch auch der Regierung selbst wurden, wie aus Montgelas' Memoiren erhellt, die Geister, die sie gerufen hatte, „fatal und unbequem", weil sich die Gelehrten gegen die französierende Politik des leitenden Ministers Widersetzlichkeit erlaubten oder doch als verdächtig galten. Überdies kam es innerhalb der Kolonie der „Ausländer" selbst zu einer Spaltung, seit Schilling, der „Philosoph der Romantik", 1807 als Mitglied der Akademie nach München berufen, gegen die Weltanschauung Jaeobis, wie sie in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" sich ausprägte, öffentlich zu Felde zog. Iede Partei warf der andern Sykophantentum und Atheismus vor; tief gekränkt verließ Jacobi 1812 die bayrische Hauptstadt. Gegenüber der häßlichen Klopffechterei im Lager der Geisteswissenschaften macht es einen wohlwenden Eindruck, auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik Berufene und Einheimische in rühmlichem Wetteifer zusammenwirken zu sehen. Hier wurde auch tatsächlich Großes geleistet. Sömmering war nicht bloß der bedeutendste deutsche Anatom seiner Zeit, sondern auch auf physikalischem Gebiet ein glücklicher Erfinder. In einer Akademiesitzung im Iahre 1809 zeigte er zum ersten Male seinen galvanischen Telegraphen. Als der Apparat dem Kaiser Napoleon vorgelegt wurde, äußerte der sonst so Scharfblickende nur: „O'est uue i64e ^ermanique!" Sömmerings schlichte und ideenreiche Briefe an den gleichfalls nach München berufenen Naturforscher Freiherrn von Moll sind eine reiche Fundgrube für die Geschichte des wissenschaftlichen Lebens jener Iahre. Ein erfolgreicher Entdecker als Anatom und Physiologe war auch Sömmerings Nachfolger, Ignaz Döllinger, der Vater des noch berühmteren Kirchenhistorikers. Die Leistungen Georg Reichenbachs, des Sohnes eines bayrischen Offiziers, insbesondere die Wassersäulenmaschine im Salinenwerk zu Ilsang, erregten als Meisterwerke der höheren Technik Aufsehen in ganz Europa. 1804

schaftlichen Lebens in Bayern K. Th. Heigel
gründete Reichenbach im Verein mit dem genialen Industriellen Utzschneider ein mathematisch-mechanisches Institut, das sich insbesondere seit dem Eintritt Ioseph Fraunhofers einen Weltruf eroberte. Nur durch Selbstunterricht und eigene Versuche gelangte der arme Glaserlehrling Fraunhofer zu Erfolgen, die in der beobachtenden Astronomie und in der Physiologie neue Bahnen eröffneten. Der Oberbergrat Ioseph von Baader, der Bruder des Vertreters der „Natur- und Sozietätsphilosophie", Franz v. Baader, den Döllinger mit gelindem Spott den „bayrischen Heraklit" nannte, kam schon 1808, da es noch in keinem Lande dem allgemeinen Verkehr dienende Eisenbahnen gab, auf den Gedanken eiserner Kunststraßen. Im Nymphenburger Schloßpark wurde auf Kosten des Kronprinzen Ludwig ein Modell ausgeführt; das Ergebnis der Prüfung war verhältnismäßig überraschend lohnend, denn von einem einzigen Pferde konnten auf den Schienen mittels der von Baader erfundenen Bergwinde und Kompensationsmaschine ungeheuere Lasten rasch auch über hügeliges Gelände fortbewegt werden. Dessenungeachtet geriet das Unternehmen in Vergesselcheit, wie auch die von Baader im Verein mit Friedrich List ausgearbeiteten großartigen Entwürfe zur Hebung des Verkehrs und des wirtschaftlichen Lebens durch Eisenbahnen und Kanäle bei den Zeitgenossen nur Spott ernteten.

Als Mittelpunkt des geistigen Lebens in Bayern konnte in diesen Iahren recht eigentlich Schilling gelten. Die Tatsache erklärt sich ebenso aus der prominenten Stellung, welche damals die spekulative Philosophie unter den wissenschaftlichen Disziplinen einnahm, wie aus den persönlichen Vorzügen des Gelehrten. In zwei Perioden, von 1806 bis zur Berufung nach Erlangen 1820, und von der Wiederberufung nach München 1826 bis zur Übersiedelung nach Berlin 1841, gehörte Schilling dem Münchener akademischen Kreise an. Sein „System" ließ ihn nicht den Einfluß auf die Naturwissenschaften gewinnen, den er gewünscht hätte, dagegen übte er eine starke Wirkung auf die Anfänge der neuen deutschen Kunst in München.

Die praktische Nutzbarmachung der Akademie, wie sie dem mit der Reform betrauten Staatsrat Zentner vorgeschwebt hatte, erwies sich als Utopie; bei der Lösung von Aufgaben des Verwaltungsdienstes durch den aus so heterogenen Bestandteilen zusammengesetzten „Staatsrat des Apollo" kam nichts Ersprießliches heraus. Dagegen gewann das Institut neue Lebenskraft durch eine der ersten Regentenhandlungen König Ludwigs I., von der man anfänglich befürchtete, daß sie zum Untergang der altehrwürdigen Genossenschaft führen werde, durch die Verlegung der Hochschule in die Landeshauptstadt. Schon unter Karl Theodors Regiment, und auch noch später, war sie ins Auge gefaßt worden, doch der Widerstand der Professoren, die für die Studierenden schädlichen Einfluß der Lockungen der größeren Stadt und für sich selbst eine Störung ihres bequemen Stillebens befürchteten, hatte immer davon absehen lassen. Als aber der impulsive, tatkräftige Ludwig I. zur Regierung gekommen war, wurde trotz erneuten Wider-

stands der gelehrten Kreise die Übersiedlung angeordnet. Zugleich sollte eine Verschmelzung von Universität und Akademie durchgeführt werden. Der König selbst leitete die Reform mit unermüdlichem Eifer. Um nicht bloß eine Neugestaltung, sondern eine Neubelebung der altbayrischen Hochschule zu erreichen, und um den Ehrgeiz der einheimischen Gelehrten aufzumuntern, wurden wieder, wie zu Montgelas' Zeiten, bewährte Kräfte aus allen deutschen Staaten nach München berufen. An Tieck, Luden, Raumer, Thibaut, Savigny, Mittermaier, Oken, Görres, Schubert u. a. erging die Einladung des Königs, die leider nur von den drei Letztgenannten angenommen wurde. Die aufgeführten Namen beweisen, daß damals keine Rücksicht auf Bekenntnis und Richtung maßgebend war. Die nächste Folge war freilich, daß über die neue Einwanderung ebenso in katholischen Blättern, wie in Organen der Aufklärung Klage erhoben wurde. Görres, der schon verschiedene, einander widersprechende Entwicklungsstadien durchgemacht hatte, war wegen seiner aufreizenden Schrift „Teutschland und die Revolution" in Preußen iu coutum»li»ni verurteilt worden. Die preußische Regierung legte auch gegen eine Berufung des turbulenten Politikers nach München Verwahrung ein; trotzdem wurde ihm das Lehramt der Geschichte übertragen. Der mit überquellender Phantasie und zündender Beredsamkeit begabte Historiker übte starke Wirkungen aus; seine Schule lebt heute noch in unverminderter Bedeutung fort. Geradezu ein Antipode des heißblütigen Rheinländers war der Naturforscher Oken, der als ausgesprochener Demokrat in der politischen Bewegung der dreißiger Iahre eine wichtige Rolle spielte. Mit Oken teilte sich in das Fach der Naturgeschichte Gotthilf Heinrich Schubert, der nicht durch Einzeluntersuchungen den Fortschritt seiner Wissenschaft zu fördern, sondern die höhere Gesetzmäßigkeit alles Lebenden in christlichem Sinn nachzuweisen trachtete. Mächtige Anziehungskraft übte der große Humanist Friedrich Thiersch, der wegen seiner Verdienste um die Hebung der klassischen Bildung als z>r»ecept<>!' ünvnrine gefeiert wurde. Eine glänzende Stellung nahm auch Schelling ein, den der König von Erlangen zurückgeholt hatte; es waren ihm neben dem Lehramt auch das Präsidium der Akademie und die Oberleitung aller wissenschaftlichen Sammlungen und Institute übertragen. Der Schelling des zweiten Münchener Aufenthaltes hatte eine wesentlich andere Physiognomie als in der früheren Periode. Während er früher mit geistreicher Dialektik sein System der Naturphilosophie verfochten hatte, forderte er jetzt, von Jakob Böhme und Franz von Baader beeinflußt, die Ergänzung durch eine „positive" Philosophie, durch die Lehre von der Gottheit als Grund alles Seins. Die Vorträge Schellings, inhaltlich bedeutend und zugleich stilistische Meisterwerke, wirkten weit über die Hörsäle hinaus. Um Pflege der Geschichte und der geschichtlichen Denkmäler erwarb sich Baron Hormayr, der nicht für ein Lehramt, nur zu „mittelbarer Hebung des bayrischen Volksgeistes" nach München eingeladen worden war, schätzbare Verdienste, während seine eigenen Arbeiten der Wahrhaftigkeit entbehren und

schaftlichen Lebens in Bayern K. Th. Heigel
durch pretiöse und überladene Schreibweise abstoßen. Eine hervorragende wissenschaftliche Kraft war der Oberpfälzer Iohann Andreas Schmeller, der die Dialektkunde erst zu einer Wissenschaft erhob und mit dem Bayerischen Wörterbuch seinem Vaterland einen unvergänglichen Schatz schenkte. Der Staatsrechtslehrer Gönner, der Vertreter schärfster juristischer Analyse, der junge Georg Ludwig Maurer, der soeben seine Geschichte des altgermanischen Gerichtsverfahrens veröffentlicht hatte, der Ästhetiker Schorn, der Botaniker Martins, der Mineraloge Fuchs, der Chemiker Vogel, der Sanskritist Frank und andere tüchtige Lehrer und Gelehrte vervollständigten den akademischen Kreis, dem die Aufgabe übertragen war, in der Kunststadt München auch Wissenschaft und Bildung heimisch zu machen.
Die revolutionäre Bewegung, die nach den Iulitagen von Frankreich nach Deutschland übergriff, führte auch in Bayern, wo Ludwig I. als Kronprinz und in den ersten Regierungsjahren gegen das System Metternichs unerschrockenen Widerstand geleistet hatte, nicht bloß zu strengem Einschreiten gegen die staatsfeindlichen Elemente, sondern auch zu argwöhnischer Überwachung der Freunde eines besonnenen Fortschritts. Unter diesem Mißtrauen hatten namentlich die Universitäten zu leiden. Auch die nach dem Kölner Kirchenstreit aufgewachsene kirchlich-politische Reaktion unter dem Ministerium Abel warf auf das eben erst frischer aufgeblühte geistige Leben einen Schatten. Insbesondere die Weigerung der Akademiker, Görres und Höfler in ihren Kreis aufzunehmen, machte den Unwillen des Königs rege, so daß er eine Reihe von Anordnungen traf, welche die Unabhängigkeit des Instituts gefährdeten, und auch sonst seiner Verstimmung über Unbotmäßigkeit und schädlichen Einfluß der gelehrten Herren Ausdruck gab.
Als Schelling von Friedrich Wilhelm IV. eingeladen wurde, nach Berlin überzusiedeln, überließ er dem König von Bayern die Entscheidung mit dem Bemerken, er wolle bleiben, wenn sein königlicher Gönner auch nur den leisesten Wunsch zu erkennen geben werde. König Ludwig konnte sich aber dazu nicht entschließen, sondern gab dem Manne, dessen Gewinn er ehedem einem erfochtenen Siege gleichgeachtet hatte, den „erbetenen" Abschied. Es ist also nicht unberechtigt, wenn Weber in seiner Geschichte der neuesten Literatur der Kunstära Ludwigs I. den Vorwurf macht, daß nicht mit gleicher Liebe die Wissenschaft gepflegt und geachtet wurde, doch ist gewiß nicht die Folgerung zu ziehen, daß Bayern überhaupt nicht imstande sei, geistig bedeutende Männer auf die Dauer zu fesseln. Gerade Schelling rühmte auch noch in Briefen aus späterer Zeit die frische Empfänglichkeit, die ihm in München entgegengetreten sei. Der gleichzeitig nach Berlin übergesiedelte Cornelius erklärte später in einem Schreiben an den Münchener Künstlerverein: „So oft ich an München denke, ist's mir, als ob Sonntag wäre und das schönste Wetter!" Der ebenfalls nach Berlin berufene Rückert schrieb an König Ludwig, die höchste Freude, die ihm in seinem neuen ehrenvollen Wirkungskreis geboten sei, bleibe doch die Erinnerung an seine bayrische Heimat.

Nach kurzem Herabsinken nahm das wissenschaftliche Leben in Bayern auch bald wieder neuen glänzenden Aufschwung, dank der Initiative eines Fürsten, dem die Aufklärung seines Volkes eine wahre Herzenssorge war. Aus allen deutschen Gauen rief König Marimilian II. nach seiner Thronbesteigung Dichter und Gelehrte zu sich, doch sein Hof sollte nur den Boden gewähren, die Frucht wollte er mit seinem Volke teilen. Durch Förderung der Wissenschaften hoffte er dem geistigen Leben der Eingeborenen rascheren Puls und neue Impulse zu geben. „Er wollte", sagt Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bayrische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzu oft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmählich verkümmern." Diese im besten Sinne des Wortes volksfreundliche Absicht wurde aber in weiten Kreisen mißverstanden; die Berufung der zahlreichen, meist protestantischen „Ausländer" wurde wieder als Mißachtung des Bayernvolkes und der Bayernart aufgefaßt. Es kam zwar nicht zu so ärgerlichen Szenen, wie zu Anfang des Iahrhunderts, aber eine feindselige Spannung zwischen Autochthonen und „Fremdenkolonie" blieb lange Zeit bestehen. König Mar ließ sich jedoch nicht abhalten, Männer von Verdienst und Bedeutung um sich zu sammeln, ohne nach Herkommen und Bekenntnis zu fragen. Abgesehen von dem Dichterkreis Geibel, Heyse, Schack, Bodenstedt wurden zahlreiche Gelehrte ersten Ranges für München gewonnen, der große Chemiker Liebig, der Physiker Iolly, der Physiologe Bischoff, der Kulturhistoriker Riehl, der Pandektist Windscheid, der Ästhetiker Carri^re, der Botaniker Nägeli, der Zoologe Siebold, der Etaatsrechtslehrer Bluntschli, die Philologen Ehrist und Bursian, der Archäologe Brunn, der Gynäkologe Hecker u. a. Doch blieb das einheimische Talent keineswegs unbeachtet. Dem Schöpfer der modernen Hygiene, Pettenkofer, wie dem größten katholischen Theologen der neuen Zeit, Döllinger, wurde jede Förderung zuteil; die Iuristen Pözl, Konrad Maurer, Brinz, Paul Roth, Ernst August Seuffert, Dahn, der Nationalökonom Hermann, die Mediziner Rothmund Vater und Sohn, Buhl, Pfeufer, Nußbaum, Solbrig, die Naturforscher Voit, Kobell, die Philosophen Prantl, Frohschammer, Iohannes Huber, die Philologen Mareus Müller, Konrad Hofmann, Spengel u. a. blieben an Verdiensten um Unterricht und Forschung hinter den Hilfstruppen des Königs nicht zurück. Allmählich wurde im Lande und am willigsten von den tüchtigsten einheimischen Kollegen dankbar anerkannt, welchen Gewinn der Unterricht und das Beispiel wirklicher Meister der Wissenschaft für Stadt und Land bedeute, und die Kluft zwischen den Eingeborenen und der Fremdenkolonie verschwand. „Nachdem über jene Entwicklungsperiode," sagt der Bayer Mar Haushofer in einem Essay über die Ludwig-Marimilians-Universität in München (1889), „dreißig Iahre dahingegangen sind, kann der vorurteilsfreie Erbe jener Zeit nur anerkennen, daß — dank

dem gesunden Geiste der Universität — auch jene Spannung nur günstige Folgen für das Ganze gehabt hat. Die Konkurrenz wurde zum belebenden Sporn frischer Tätigkeit, die neuberufenen Professoren fanden von Iahr zu Iahr mehr gute Seiten an dem Aufenthalt und an der Tätigkeit in München; die einheimischen Talente, namentlich die jüngeren Dozenten und Studenten lernten von den Berufenen nicht allein in wissenschaftlicher, sondern auch in gesellschaftlicher Hinsicht."
Das irenische Element der Geschichte war es, was dem König diese Wissenschaft vor allen teuer machte. Er selbst hatte sich während seiner Studienzeit in Göttingen eng an Dahlmann angeschlossen und hatte den geschichtlichen Vorlesungen nach des Lehrers eigenem Zeugnis rührenden Eifer gewidmet. „Die Geschichte", sagte Döllinger in seiner Trauerrede auf König Mar, „war der Geistesrichtung des Königs am meisten verwandt." Er gab sich alle Mühe, Ranke nach München zu ziehen; es wäre für ihn die Krönung seiner Bemühungen um Förderung der Wissenschaft gewesen. Ranke lehnte die Einladung aus Rücksicht auf seinen Gönner Friedrich Wilhelm IV. ab, setzte aber durch, daß sein bedeutendster Schüler, Sybel, den Lehrstuhl der Geschichte in München erhielt. Ranke war es auch, der dem König die Stiftung einer Akademie empfahl, in welcher die maßgebenden Vertreter historischer Studien von ganz Deutschland zur Hebung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung zusammenwirken sollten. Der König hatte schon an der Münchener Akademie eine naturwissenschaftlich-technische Kommission ins Leben gerufen, die dafür sorgen sollte, daß auf dem weiten Gebiet der Technik methodische Forschung und Kritik Platz greife.
Nun wurde nach Rankes Wünschen auch eine historische Kommission zusammengesetzt. Ranke selbst wurde Präsident; die geschäftliche Leitung übernahm Sybel und nach dessen Weggang sein Nachfolger Giesebrecht; Waitz, Pertz, Hegel, Häusser, Wattenbach, Wackernagel, Dropsen, Chmel, Arneth, Wyß u. a. traten alljährlich zur Beratung über die wichtigsten Bedürfnisse der deutschen Geschichtsforschung zusammen. Ihre Beschlüsse fanden am König selbst jederzeit einen unparteiischen Richter und einen opferwilligen Helfer. Die seither von der „Historischen Kommission" herausgegebenen Werke — es sei nur an die Geschichte der Wissenschaften, die deutschen Reichsakten, die Allgemeine deutsche Biographie etc. erinnert — liefern den Beweis, daß die Schöpfung des Bayernkönigs dem deutschen Nationalwerk der ^lonuiueut» tteiniiinilie ni»toris.i, ebenbürtig zur Seite steht. „Ia, es waren gute Tage," sagt Sybel in der nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit der Kommission erschienenen Festschrift, „in denen wir unter der Leitung unsres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften; gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der, ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug tat, jedes Wirken der durch ihn vereinten

Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte."
Mit diesem Dankeswort wollen auch wir die flüchtige Übersicht über den Entwicklungsprozeß des geistigen Lebens in Bayern beschließen, denn die spätere Zeit, aus welcher sich einzelne Vertreter noch heute des rosigen Lichts erfreuen, gehört noch nicht der Geschichte an. Die Frage, ob die Wissenschaft in Bayern sich auch noch in unseren Tagen auf der Höhe hält, die sie in verschiedenen Epochen einnahm, braucht also hier nicht beantwortet zu werden. Immerhin ist es erlaubt, zu versichern, daß niemals intensiver gearbeitet wurde, als heute. Ruhig und stetig wie von der Wassersäulenmaschine Reichenbachs! Die wissenschaftlichen Sammlungen und Institute des Staates behaupten nächst und neben Berlin den ersten Platz in Deutschland. Nie sich im modernen Leben alles erweitert und gesteigert hat, muß heute auch den Bedürfnissen der Wissenschaft und des Unterrichts in ganz anderem Maße Rechnung getragen werden, als früher. Die wissenschaftliche Arbeit, die den Geist befruchtet, den Willen kräftigt und die Elemente sich dienstbar macht, hat sich nach zahllosen Richtungen verästelt und verzweigt, die Untersuchungen haben sich verallgemeinert und vertieft, andere Wege werden eingeschlagen, bisher unbekannte Bedürfnisse machen sich geltend, neue Disziplinen tauchen auf und scheinen ins Ungemessene zu wachsen. Dieser zeitlich mit dem neuen Kurs der Weltpolitik zusammenfallende, von ihr beeinflußte und sie beeinflussende Großbetrieb der Wissenschaft ist in den letzten Jahrzehnten auch in die Entwicklung der Schulen und Institute in Bayern machtvoll eingedrungen. Die Arbeiten und Unternehmungen, alle darauf berechnet, in den Erscheinungen der Natur und des Geisteslebens die Evolution, den Ursprung und Werdeprozeß, nachzuweisen, wurden zahlreicher und komplizierter und mannigfaltiger, freilich auch kostspieliger. Die Staatslegierung und die Volksvertretung müssen immer namhaftere Opfer bringen, sind aber auch immer dieser idealen Pflicht getreulich nachgekommen. An Gegensätzen und feindlich sich gegenüberstehenden Richtungen fehlt es heute weniger denn je, doch die Kämpfe haben den persönlichen Charakter abgestreift. Für die Wissenschaft darf es in Deutschland keine Binneuschranken mehr geben: diese Lehre ist unzweifelhaft aus der Betrachtung des geistigen Entwicklungsprozesses in Bayern zu ziehen. Der Samen, den die Iaeobi und Thiersch, Liebig und Pettenkofer ausgestreut haben, hat ja tausendfältige Frucht getragen. Davon zeugt die Tatsache, daß heute, ebenso wie in München Lehrer und Gelehrte aus allen deutschen Staaten wirken, Bayern in großer Zahl an allen Hochschulen und Instituten Deutschlands in ehrenvollen Stellungen zu findeit sind. Alle im Dienst der Wissenschaft Stehenden, gleichviel, welchem engeren Vaterland und welchem Bekenntnis sie angehören, fühlen sich eins im redlichen Willen, die Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen zu fördern, um für ein höheres Menschentum die Bahn zu öffnen.

Austriacus:

Der Dreibund und die Uferstaaten des Schwarzen Meeres.

Die Verhältnisse, die der zweifache Balkankrieg im Südosten Europas geschaffen hat, sind so gründlich verschieden von den vorherigen, daß jede europäische Großmacht neu ihre Rechnung machen muß. So zerrüttet die Türkei auch schon seit langem war, so war sie doch immer noch der weitaus stärkste Faktor auf der Balkan-Halbinsel und der aktive, öfter noch passive Mittelpunkt, um den sich die Ereignisse bewegten. Nun aber ist ihr ganzer ehemaliger Besitz westlich von Adrianopel an die Balkanvolker übergegangen, und Mazedonien, Albanien, Alt-Serbien, diese Länder, für die sie sich verblutet hat, sind für sie nur noch entlegenes Ausland. Damit verschwindet aus der Politik der Balkanstaaten ein sehr wichtiges Element, die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Türken; dieses Band, das sie trotz aller ererbten und immer wachsenden Eifersucht und Feindseligkeit zusammenhielt, ist endgültig zerrissen. Aus der Politik der Türkei aber verschwinden Rücksichten, Pflichten und Kümmernisse, die früher dominierten, uud sie kann sich ganz der Pflege und Verteidigung der Provinzen widmen, die nicht, wie die jetzt eingebüßten, sich von ihr losreißen wollen. Sie entschließt sich zwar auch jetzt noch schwer, der Hoffnung auf eine wenigstens teilweise Wiedergewinnung des Verlorenen zu entsagen, und vielleicht noch schwerer, auf die Wiederherstelluug ihrer Waffenehre zu verzichten. Mit der Zeit dürften jedoch Sorgen, die ihr näher gehen, die begreiflichen Aufwallungen patriotischen Schmerzes in den Hintergrund drängen. Die Türkei wird sich, wenn sie ihren Vorteil nicht allzu schlecht versteht, mit ganz anderen Dingen beschäftigen, sie sieht eine Aufgabe vor sich, mit der Generationen reichlich zu tun haben werden. Von ihren Anfängen bis jetzt hat sie Raubbau getrieben; sie hat von den Überresten der teilweise von ihr selbst zerstörten Kultur ohne rechte Arbeit gelebt, hat zwischen Trümmern abgeweidet, was auf dem vertrockneten Boden noch wachsen wollte. Das wird jetzt anders werden müssen, und sie wird, da sie von den ewigen Kämpfen gegen die Balkanchristen erlöst ist, auch zur Arbeit freie Hand baben. Ihr Reich ist zwar auch jetzt nicht einheitlich, sie hat mit Arabern und Kurden, Armeniern und Griechen zu tun, aber es ist viel homogener, als es war. Das jetzt nichttürkische Südosteuropa dagegen ist gespaltener als vorher; von den sechs Staaten, ans denen es besteht, streben nur zwei, Serbien und Montenegro, unbedingt zueinander.

Es war und ist das Bemühen Rußlands, unter seiner Leitung den ganzen

südosteuropäisch-vorderasiatischen Kompler zusammenzufassen, um von da aus gegen die österreichisch-ungarische Monarchie als die vorgeschobenste der Dreibundmächte, zu operieren, den geltenden Zustand in den Meerengen zu seinem Vorteil zu ändern und die Vorherrschaft über Kleinasien zu gewinnen. Die Pläne zur Erreichung dieser Ziele wechselten, weil sich keiner der Staaten, die ihm dazu dienen sollten, ganz in der gewünschten Weise zur Verfügung stellte, und auch das Ergebnis ist, da sich Österreich-Ungarn nicht einschüchtern ließ, und die Verbündeten ihm zur Seite standen, recht unähnlich dem, das es gehofft hatte. Ob die Zurückwerfung der Türkei für Rußland ein Gewinn ist, muß sich erst zeigen. Iedenfalls stehen die Serben nicht an der Adria, und Albanien ist selbständig. Immerhin ist aber der russischen Arbeit gelungen, eine Annäherung Bulgariens an Rumänien zu verhindern und in Rumänien eine Abkühlung gegenüber Österreich-Ungarn herbeizuführen; Versuche, zwischen der Türkei und Bulgarien auch jetzt noch — mittelst der Pomakenfrage — Unfrieden zu stiften, scheinen unternommen worden und mißlungen zu sein.

Es ist ganz konsequent gehandelt, wenn die russische Diplomatie versucht, Rumänien, Bulgarien und die Türkei in Gegensatz zueinander und zum Dreibund zu bringen, den sie bekämpft. Diese Gegensätze brauchte sie jedoch nicht erst durch Anwendung von Theaterintriguen zu schaffen, wenn sie in der Natur der Sache begründet wären. Sie hätte es nicht nötig gehabt, der bulgarischen Regierung, als die rumänische von ihr Zugeständnisse in der Dobrudscha verlangte, eine direkte Verständigung mit ihr zu verbieten, dann aber, als Bulgarien mit Serbien und Griechenland in Krieg geraten war, den Rumänen ;um Einmarsch in Bulgarien zu raten, jenem Einmarsch, den zu verhindern anderthalb Iahre vorher ein bnlgarisch-serbisches Bündnis unter russischer Oberaufsicht geschlossen worden war. Sie hätte es auch nicht nötig gehabt, in Bukarest die Meinung zu verbreiten, daß Österreich-Ungarn, welches in Wahrheit die rumänischen Forderungen auf der Petersburger Konferenz mit aller Kraft gegen den Widerstand Rußlands unterstützt hatte, ein lauer Freund Rumäniens sei. Der Gegensatz zwischen der Türkei, Bulgarien und Rumänien ist eben ein unnatürlicher, und ebenso unnatürlich ist ein Gegensatz zwischen ihnen und dem Dreibund, und die Wirkung der russischen Einflüsterungen kann daher, wo sie überbauet eingetreten ist, nicht dauern; sie muß sich vielmehr, da die Absicht zu deutlick und die Taktik, mit der sie verfolgt wurde, so durchsichtig war, daß man sich durct, die Zumutung, ihr aufzusitzen, geradezu beleidigt fühlen könnte, in ihr Gegenteil verkehren.

Das Natürliche ist, daß Rumänien, Bulgarien und die Türkei ihr gemeinsames Interesse erkennen, das ihnen vorschreibt, sich gegen Rußland zu wahren. Alle Welt weiß, daß Rußland die Verfügung über die Meerengen in die Hand bekommen will. Gelingt ihm dies, so werden russische Kriegsschiffe jederzeit an Konstantinopel vorüberfahren und fremden Kriegsschiffen, die etwa zu Hilfe eilen wollten, den Weg versperren können; Rumänien wäre aber, wenn es mit

staaten des Schwarzen Meeres Austriacus
Rußland in Konflikt geriete, im Schwarzen Meere rettungslos eingeschlossen; mit anderen Worten, wenn Rußland die Durchfahrt zu beherrschen vermag, sind die Türkei, Bulgarien und Rumänien ihm ausgeliefert. Das Bestreben, den Russophilen in Sofia wieder in die Höhe zu helfen, und mit ihrer Hilfe Bulgarien, und zwar diesmal mehr als je, unter russisches Kommando zu bringen, ist gleichefalls dazu bestimmt, eine Stellung zu gewinnen, von der aus Rumänien und die Türkei bedroht werden kann, wie dies die Bündnisverträge vom 28. Februar 1912 gezeigt haben. Selbstverständlich würde heute, nachdem die Türkei bis Adrianopel zurückgedrängt ist, Bulgarien von ihr kaum noch etwas zu nehmen haben. Als König Ferdinand nach seinen Siegen einen Streifen am Marmara-Meer behalten wollte, wurde er von Rußland energisch zurechtgewiesen; solche Schätze sind für Bulgarien zu kostbar. Bulgarien wäre jedoch ein so ausgezeichneter Ausgangsplatz für einen russischen Angriff auf Konstantinopel, daß die Türkei sich von dem Tage an, an dem die Bulgaren den Russen neuerdings zu Diensten waren, nicht mehr sicher fühlen und wieder einmal in Petersburg, so rechnet man dort, Zuflucht suchen würde. Welche Hoffnungen Bulgarien als Gegenwert erhalten würde, kann man sich leicht vorstellen. Es würde entweder auf die Dobrudscha verwiesen werden oder auf Mazedonien, das, nach dem bekannten Vorschlag des russischen Gesandten Hartwig und mehrerer seiner Gesinnungsgenossen, in einem, an der Seite Serbiens gegen Österreich-Ungarn zu führenden Kriege als Belohnung zu holen wäre. Bulgarien, das einst glücklich der russischen Obergewalt entronnen ist, die den Battenberger vertrieben und den General Kaulbars als Zuchtmeister eingesetzt hatte, würde ihr, wenn Österreich-Ungarn entscheidend geschwächt wäre, für immer verfallen sein. Rußland ladet also Bulgarien und auch Rumänien ein, ihre einzige Rückendeckung selbst zu zerstören.
Den Dreibundmächten obliegt es, Rumänien, Bulgarien und der Türkei ihre Stütze zu gewähren und ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen ihnen zu erleichtern. In Bukarest weiß man ganz gut, daß man auf Österreich-Ungarn für den Fall der Gefahr unbedingt rechnen darf, und daß die Monarchie einen Angriff auf den gegenwärtigen Besitzstand des Königreiches, von wem immer er kommen mag, nicht dulden würde. Die Dobrudscha ist rumänischer Besitz geworden und muß es bleiben, und da Rumänien sich darüber vollständig sicher fühlen kann, so hat es keinen Grund, an Kombinationen teilzunehmen, die den Zweck haben, Bulgarien, sobald es sich zu regen wagt, niederzuschlagen.
Rumänien braucht auch russische Drohungen nicht zu fürchten. Das Verhältnis zu Österreich-Ungarn bietet ihm seit Iahrzehnten einen festen Rückhalt, der ihm gestattet, sich dem übermächtigen und anspruchsvollen russischen Nachbar gegenüber frei zu fühlen, und so lange es diesen Schutz genießt, braucht es auch nicht zu besorgen, daß es vielleicht wieder als Durchzugsland für russische Truppen werde dienen müssen, die etwa auf diesem Wege nach Bulgarien und

den Meerengen vordringen wollten. Die verläßliche und aufrichtige Freundschaft findet Rumänien nicht im Osten, sondern im Westen, bei Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reiche und Italien. Denn die Dreibundmächte haben selbst das größte Interesse daran, daß seine unbedingte Selbständigkeit erhalten bleibe, nnd daß es an Widerstandskraft zunehme und auch seine maritime Entwicklungsfähigkeit voll zur Geltung kommen könne. Das Deutsche Reich hat auch tatsächlich immer in diesem Sinne gehandelt, und die Beziehungen, die durch das Verwandtschaftsverhältnis König Karols zum deutschen Kaiserhaus gegeben sind, sehr sorgfältig gepflegt. Zwischen Rumänien und Italien aber schafft die sprachliche und nationale Verwandtschaft eine Brücke, auf der sich eine aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen wünschenswerte Begegnung um so leichter vollzieht.

Wir möchten die Aufgabe, zwischen Rumänien und Bulgarieu ein freundschaftliches Verhältnis zu schaffen, nicht als leichter darstellen, als sie in Wirklichkeit ist. Die Stimmung dafür muß sich erst herausbilden. Im rumänisch:!, Volke war während des Türkenkrieges eine starke Eifersucht gegen das siegreiche und anscheinend zur Höhe einer ersten Balkanmacht aufsteigende, für jedes Zugeständnis unzugängliche Bulgarien entstanden, eine Eifersucht, die dem russisch-französischen Täuschungsspiel sehr zustatten kam, die Vermittlungsbemühungen Österreich-Ungarns erschwerte und auch die Ursache des Ärgers über sein Revisionsverlangen war. Obwohl das Revisioneverlangen nicht ini geringsten den rumänischen Gewinnanteil, sondern den ungebührlich großen serbischen schmälern wollte, erschien es schon darum, weil es eine Schonung Bulgariens vorschlug, der öffentlichen Meinung Rumäniens, der vielleicht nnbekannt war, daß auch die eigene Regierung den Bulgaren ein so großes Opfer anfänglich gar nicht zugemutet hatte, wie ein Verlust für Rumänien selbst. Andererseits herrscht im bulgarischen Volke unzweifelhaft eine tiefe Bitterkeit gegen Rumänien, dessen Eingreifen allein die Serben und Griechen es verdankten, daß sie ganz Mazedonien für sich behalten konuteu. Das bulgarische Volk hatte nicht das Glück, im kritischen Moment einen Cavour zu besitzen, der, um Großes zu erreichen. Kleines hingab; es besaß einen Danew, der sich vom russischen Gesandten hinhalten und irreführen ließ, nnd daß Mazedonien hauptsächlich darum verloren wurde, ist den Bulgaren zwar schon zum Bewußtsein gekommen, noch eine Weile aber wird es dauern, bis diese Einsicht über den Groll gegen das triumphierende Rumänien hinweghebt.

Unter einer gewissen Voranssetznng ist bekanntlich auch die russische Diplomatie bemüht, Bulgarien mit Rumänien zn versöhnen: nnter der Voraussetzung, daß dadurch die Verwirklichung der großen Allianz gegen den Dreibund näherrückt, die ihr als Ideal vorschwebt. Wenn sich Bulgarien für den Fall des von den Panslawisten erträumten rumänisch-serbischen Angriffs auf Österreich-Ungarn auch nur zur Neutralität verpflichten wollte, so würde man dies in

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1914:2.

den Meerengen vordringen wollten. Die verläßliche und aufrichtige Freundschaft findet Rumänien nicht im Osten, sondern im Westen, bei Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reiche und Italien. Denn die Dreibundmächte haben selbst das größte Interesse daran, daß seine unbedingte Selbständigkeit erhalten bleibe, nnd daß es an Widerstandskraft zunehme und auch seine maritime Entwicklungsfähigkeit voll zur Geltung kommen könne. Das Deutsche Reich hat auch tatsächlich immer in diesem Sinne gehandelt, und die Beziehungen, die durch das Verwandtschaftsverhältnis König Karols zum deutschen Kaiserhaus gegeben sind, sehr sorgfältig gepflegt. Zwischen Rumänien und Italien aber schafft die sprachliche und nationale Verwandtschaft eine Brücke, auf der sich eine aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen wünschenswerte Begegnung um so leichter vollzieht.

Wir möchten die Aufgabe, zwischen Rumänien und Bulgarieu ein freundschaftliches Verhältnis zu schaffen, nicht als leichter darstellen, als sie in Wirklichkeit ist. Die Stimmung dafür muß sich erst herausbilden. Im rumänisch:!,

Volke war während des Türkenkrieges eine starke Eifersucht gegen das siegreiche und anscheinend zur Höhe einer ersten Balkanmacht aufsteigende, für jedes Zugeständnis unzugängliche Bulgarien entstanden, eine Eifersucht, die dem russisch-französischen Täuschungsspiel sehr zustatten kam, die Vermittlungsbemühungen Österreich-Ungarns erschwerte und auch die Ursache des Ärgers über sein Revisionsverlangen war. Obwohl das Revisioneverlangen nicht ini geringsten den rumänischen Gewinnanteil, sondern den ungebührlich großen serbischen schmälern wollte, erschien es schon darum, weil es eine Schonung Bulgariens vorschlug, der öffentlichen Meinung Rumäniens, der vielleicht nnbekannt war, daß auch die eigene Regierung den Bulgaren ein so großes Opfer anfänglich gar nicht zugemutet hatte, wie ein Verlust für Rumänien selbst. Andererseits herrscht im bulgarischen Volke unzweifelhaft eine tiefe Bitterkeit gegen Rumänien, dessen Eingreifen allein die Serben und Griechen es verdankten, daß sie ganz Mazedonien für sich behalten konuteu. Das bulgarische Volk hatte nicht das Glück, im kritischen Moment einen Cavour zu besitzen, der, um Großes zu erreichen. Kleines hingab; es besaß einen Danew, der sich vom russischen Gesandten hinhalten und irreführen ließ, nnd daß Mazedonien hauptsächlich darum verloren wurde, ist den Bulgaren zwar schon zum Bewußtsein gekommen, noch eine Weile aber wird es dauern, bis diese Einsicht über den Groll gegen das triumphierende Rumänien hinweghebt.

Unter einer gewissen Voranssetznng ist bekanntlich auch die russische Diplomatie bemüht, Bulgarien mit Rumänien zn versöhnen: nnter der Voraussetzung, daß dadurch die Verwirklichung der großen Allianz gegen den Dreibund näherrückt, die ihr als Ideal vorschwebt. Wenn sich Bulgarien für den Fall des von den Panslawisten erträumten rumänisch-serbischen Angriffs auf Österreich-Ungarn auch nur zur Neutralität verpflichten wollte, so würde man dies in

staaten des schwarzen Meeres Austriacus
Petersburg schon wenigstens für einen halben Gewinn halten; der ganze wäre die Bereitwilligkeit Bulgariens zur Teilnahme an einem gemeinsamen Kampfe. Daß sich Rumänien und Bulgarien, wenn sie in einem solchen Kampfe siegten, zu Tode siegen würden, braucht nicht erst nochmals bewiesen zu werden und wird einem nicht blind russophilen Bulgarien gewiß immer klar sein. Ob aber Bulgarien nach allem, was es erlebt hat, noch blind russophil werden kann, das darf man wohl trotz des großen russischen Geldaufwands für die bulgarischen Neuwahlen, von dem die Blätter in Sofia zu erzählen wissen, und trotz der Anhängerschaft, die sich Rußland alljährlich durch Erziehung jung.'r bulgarischer Leute in russischen Seminaren schafft, bezweifeln. So sehr der konfessionelle Zusammenhang, die Berufung auf die slawische Verwandtschaft und die Mahnung zur Dankbarkeit die unablässigen Anstrengungen unterstützen, so sprechen doch das eigene Interesse und die Erinnerung an das, was in den letzten Jahren grschehen ist, wenigstens für die nächste Zeit, zu deutlich und eindringlich. Rußland spielt jetzt allerdings, um die schlimmen Eindrücke rascher vergessen zu machen, immer höhere Karten aus. Nachdem es seinerzeit eine Revision des Bukarester Friedens nur nach der griechischen Seite hin verlangt und es Österreich-Ungarn überlassen hatte, eine Korrektur von Serbien zu verlangen, regt es jetzt offiziös genau dasselbe an, was damals Österreich-Ungarn beantragte: Rückerstattung von Ischtip und Kotschana an Bulgarien. Charakteristisch genug, daß diejenigen, die das Revisionssystem so streng kritisierten, als es von Österreich-Ungarn ausging, stumm bleiben, da Rußland es sich nachträglich zu eigen macht. Ietzt, nachdem die bulgarischen Wahlen vorüber sind, wird vermutlich die schöne Anregung, die in Serbien natürlich sehr übel aufgenommen worden ist, verschwinden; sie beweist aber wieder, wie es Rußland darum zu tun ist, Bulgarien umzustimmen, und wie nötig es ist, daß die Dreibundstaaten an ihrem festen Willen, Bulgarien bei jeder Gelegenheit nützlich zu sein, keinen Zweifel entstehen lassen. Daß der Dreibund schon durch seine bloße Eristenz einen Lebensschutz für Bulgarien bildet, leuchtet den führenden Politikern zwar ohne weiteres ein; das Volk jedoch, das überall uud zu allen Zeiten vom wahren Propheten ebensoviel Wunder und Zeichen sehen will wie vom falschen, würde das Vertrauen in uns verlieren, wenn es nicht immer wieder davon überzeugt würde, daß es allen Grund hat, sich auf uns zu verlassen. Die Berichte aus Bulgarien stimmen darin überein, daß dort jetzt jedermann den Frieden will und eine Erholungspause für unbedingt nötig hält. Wir müssen in dieser Ruhezeit die Aufrichtung Bulgariens kräftig fördern, und was nicht weniger wichtig ist: wir müssen Bulgarien überzeugen, daß das Dreibundlager nicht, wie von Petersburg her so oft erzählt wurde, das schwächere, sondern daß es, wie sich in der albanischen Frage gezeigt hat, das stärkere ist. Wir verlangen nicht, daß Bulgarien austrophile Politik treibe; uns genügt es, daß es nicht wieder in die ihm selbst verbänguisvolle blind russophile Politik verfalle, und daß es

eine rein bulgarische Politik verfolge. Wenn Bulgarien bulgarische und Rumänien rumänische Interessen wahrt, können »vir vollständig zufrieden sein. Wir sind dann sicher, daß die beiden Staaten einander, und daß sie den Dreibimdstaaten näherstehen werden als allen übrigen.
Über Richtung und Charakter der serbischen Politik ist sich jetzt wohl schon ganz Europa klar. Es ist fast überflüssig, als Dokumente etwa die neuesten Reden selbst solcher Politiker anzuführen, die schon dem Ministerium angehört haben; es sind die nämlichen Gedanken, die während des Krieges von Regierungsmitgliedern ausgesprochen wurden, und die bereits in der Annerionskrise förmlich das Programm bildeten, das man mit Rußlands Hilfe glaubte verwirklichen zu können: Krieg gegen Österreich-Ungarn, um Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien von ihm loszureißen. Gemäßigtere Männer suchen vergebens mit ihren Ansichten durchzudringen. Der Verlauf der beiden Balkankriege scheint den meisten mit Wort und Schrift in die Öffentlichkeit tretenden Serben vollständig den Maßstab für das Mögliche genommen zu haben, und sie glauben in allem Ernst, daß eine unabsehbare Reihe weiterer Eroberungen folgen müsse. Auch darauf kann man nur antworten: je stärker wir uns zeigen, desto sicherer sind wir. Die Selbstüberschätzung Serbiens drückt sich auch in seiner Nichtbeachtung der bulgarischen Beschwerden aus. Wenn die serbische Regierung klug wäre, und wenn es ihr erlaubt wäre, klug zu sein, könnte sie nichts Besseres tun, als in dem von ihr annektierten Teile von Mazedonien den Bulgaren, tie ja dort die überwältigende Mehrheit sind, eine Autonomie zu verleihen, die sie leidlich zufriedenstellen würde. Statt dessen schaffen sie sich eine Irredenta, deren Gefährlichkeit zu immer neuen Niederdrückungsmaßregeln führen wird, so daß die Verbitterung, zum Schaden der Ruhe auf dem Balkan, fortwährend noch gesteigert wird. Eben um diese bedenkliche Entwicklung zu verhüten, hatte Österreich-Ungarn vorgeschlagen, daß der Bukarester Friedensvertrag von den Großmächten überprüft und abgeändert werde, und wir sehen jetzt tatsächlich die Folgen der allzu ungleichen Verteilung, die Serbien bei den Bukarester Verhandlungen noch im letzten Augenblick durchzusetzen vermochte, weil die Nachrichten über die Ausbreitung der Cholera im rumänischen Feldlager einen raschen Abschluß wünschenswert machten. Übrigens fängt man auch in Griechenland an, die Erpansionslust Serbiens mit Besorgnis zn betrachten. Griechenland hat sich mit Serbien gegen befürchtete bulgarische Revancheversuche verbündet; ob aber Serbien nach einem gemeinsamen Siege nicht Ansprüche auf Saloniki erheben würde, ist nicht so sicher. Griechenland hat schwerlich sehr zweckmäßig gehandelt, als es auf der Besitznahme von Kawalla bestand und dadurch den ohnedies bestehenden Gegensatz zwischen sich und Bulgarien zu einer Kluft erweiterte, die ebenso unüberbrückbar zu sein scheint, wie die Kluft, die das hellenische Königreich von der Türkei trennt.
Griechenland lebt unter ganz anderen Bedingungen als die übrigen euro-

staaten des Schwarzen Meeres Austriacus
päischen Südoststaaten. Es ist auch nach seinen neuen Gebietserwerbungen, die ihm außer Epirus und einem Stück von Mazedonien die Inseln Kreta, Chios und Mytilene gebracht haben, hauptsächlich ein maritimer Staat und somit darauf angewiesen, die Rücksichten auf ein gutes Einvernehmen mit der stärksten aller Seemächte, mit England, allen anderen Erwägungen voranzustellen. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich sind traditionell, ohne an sich ein Ergebnis zwingender politischer oder militärischer Notwendigkeit zu sein; aber die Tradition ist in diesem Falle ein Gewicht, mit dem man rechnen muß, wie sich deutlich gezeigt hat, als Ministerpräsident Venizelos Ausdrücke des Königs, die in Paris als zu deutschfreundlich mit Unwillen aufgenommen wurden, öffentlich korrigierte. Die Korrektur mag zunächst den praktischen Zweck gehabt haben, die angestrebte Anleihe nicht zu gefährden; aber sie entsprang sichtlich auch der Sorge, sich die Gunst Frankreichs, das sich schon wiederholt für griechische Wünsche eingesetzt hat, nnd das Griechenland jetzt als einen vermuteten Rivalen Italiens mit besonderem Wohlwollen behandelt, überhaupt nicht zu verscherzen.
Das Verhältnis zu Rußland ist viel weniger vertrauensvoll; Rußland hat sich innerhalb der Orthodorie immer zu ausschließlich auf die slawische Seite gestellt und Griechenland zurückgedrängt, und überdies ist Rußland, wenn man in Zukunftsfernen vorausdenken will, der Konkurrent für den Fall, daß jemals das Schicksal Konstantinopels zuungunsten des Sultans entschieden würde. Mit der „großen griechischen Idee" stößt die große russische zusammen, wie sie ja in ferner Vergangenheit aus ihr hervorgewachsen ist. Alles in allem kann man Griechenland weder als dreibundfeindlich, noch ale zum Dreibunde gravitierend in Rechnung stellen. Speziell Österreich-Ungarn hat gar keinen Grund, ihm gegnerisch, und hat manchen triftigen Grund, ihm freundlich gesinnt zu sein, und die Verbindung mit ihm, die in Zeiten zurückreicht, in denen es noch kein griechisches Königreich gab, zu pflegen. Wir hoffen auch, daß sich Griechenland mit Albanien gut zu stellen wissen werde. Wir sehen überdies keine Ursache zu dauerndem Mißtrauen zwischen Griechenland und Italien. Die Bemühungen Deutschlands, sich in Athen Sympathien zu erwerben, werden gewiß dazu mitwirken, daß Griechenland eine Mittelstellung zu bewahren sucht, die es gegen Stürme sichert, welche bei seiner erponierten Lage von verschiedenen Seiten herankommen können.
Albanien verdankt sein selbständiges Dasein dem entschiedenen Willen Österreich-Ungarns und Italiens, am Adriatischen Meere keine Dependenz Rußlands entstehen zu lassen, und der alten Fürsorge Österreich-Ungarns für die albanische Nation. Albanien wird aber darauf bedacht sein, sich die Feindschaft keiner der Großmächte zuzuziehen, umsomehr, als es als neutraler Staat geschaffen wurde und sich daher nicht vollständig dem wachsamen Auge der Vertragsmächte entziehen kann. Es hat völkerrechtlich nicht das Recht, Angriffskriege zu führen, und sein Verhalten wird mehr als das eines anderen Lander

willkürlichen Interpretationen ausgesetzt sein. Es kann jedoch sicher sein, daß die Dreibundmächte nicht gestatten werden, daß ihm Unrecht geschehe. Serbien und Montenegro haben albanisches Gebiet zugeteilt erhalten; nur um den Frieden nicht zu gefährden, hat die österreichisch-ungarische Monarchie in der Abgrenzungsfrage nach langem Widerstand schließlich nachgegeben, mit der Klausel, daß die beiden annektierenden Regierungen ihren albanischen Untertanen ausreichende Rechte gewähren müssen. Es wird sich zeigen, wie sie sich dieser Pflicht entledigen. Bisher sind freilich keine Anzeichen zu bemerken, daß man in Belgrad eine Politik der Beschwichtigung führen wolle, und Streitigkeiten oder Reibungen zwischen Albanien und den beiden serbischen Königreichen könnten sich eines Tages sehr leicht einstellen. Keinesfalls kann mau Serbien und Montenegro jemals als Freunde Albaniens betrachten, und Albauieu gibt ihnen die Gesinnung reichlich zurück.

So sehen wir Serbien und Montenegro, die sich jetzt enger zusammenschließen wollen, von Staaten umgeben, deren Interessen entweder znm Dreibund hinweisen oder zum mindesten nicht diametral von ihm wegweisen. Serbien und Montenegro stützen sich auf Rußland, und ihre offiziellen Kundgebungen überfließen von Huldigungen für das Zarenreich und von Bewunderung für seine Macht. Da sie als Schützlinge Rußlands auftreten, stehen ihnen, stehen wenigstens Serbien, die Schalter der französischen Banken offen, und sie können sich nach den schweren Kriegszeiten restaurieren und ihre älteren und neueren Gebiete einigermaßen europäisch einrichten. Österreich-Ungarn hat nicht die Absicht, ihnen irgend etwas in den Weg zu legeu, wird gern mit ihnen Handel treiben und wird in Ruhe abwarten, ob sie einen Angriff wagen wollen. Österreich-Ungarn vergißt nicht, daß unter seinen Angehörigen beinahe zwei Millionen Serben sind, auf deren Gefühle es Rücksicht nimmt, und etwa vier Millionen Slowenen und Kroaten, die trotz der konfessionellen Verschiedenheit mit den serbischen Staaten soweit sympathisieren, daß ihnen deren Vernichtung als ein ebenso großes Unglück erschiene, wie jede Schädigung ihres eigenen Vaterlandes. Österreich-Ungarn hat Verständnis für südslawische Gedankengänge. Aber die beiden selbständigen südslawischen Staaten haben sich Rußland zur Verfügung gestellt, das sie gegen uns benützt, ihre Phantasien nährt, ihre Gegnerschaft zum Haß steigert und auf dem Balkan fieberhaft Verbündete für sie wirbt, die ihnen helfen sollen, unseren Bau zu unterwühlen und zu überfallen.

Es ist unwahrscheinlich, daß diese Werbungen jetzt noch Erfolg haben. Der Balkanbund hat durch seine Siege über die Türkei sich selbst überflüssig gemacht; noch mehr: er hat durch sie seine eigene Grundlage zerstört. Eine Gefühlsvcrbindung hätte sich vielleicht allmählich zwischen Serbien nnd Bulgarien berausbilden können, wenn es nicht zum Konflikt und Krieg um Mazedonien gekommen wäre; aber auch sie hätte es schwerlich dahin gebracht, daß sich Bulgarien den abenteuerlichen serbischen Plänen als Knüttelträger, als „dummer starker Kerl", wie

stauten des Schwarzen Meeres Austriacus
Bismarck einmal sagte, zu Diensten stelle. Wenn Rußland in eigener Person zu Felde zieht, wird die Situation natürlich schwieriger. Rußland wird Drohungen, Schmeicheleien und Versprechungen aufwenden, nm Bulgarien zum Mitgehen ;u bewegen, wird an alles appellieren, was dem Rechtgläubigen und dem Slawen heilig ist, und wird alles, was sich zwischen Rußland und Bulgarien seit dem Battenberger zugetragen hat, für ein großes Mißverständnis erklären. Die Widerstandskraft der Vernunft und des Selbsterhaltungstriebes der Bulgaren gegen solche Versuchungen wird jedoch gestärkt werden, wenn sie von der Macht des Dreibundes überzeugt sind und wenn sie wissen, daß in Rumänien nud in der Türkei die gleiche Überzeugung und die gleiche Einsicht herrschen wie bei ihnen. Der Dreibund darf in Bukarest und in Konstantinopel ebensowenig wie in Sofia aufhören, an das wahre Interesse der drei Staaten zu erinnern und die Beziehungen zu ihuen zu pflegen. Diese drei Schwarze Meer-Staaten hängen mit ihren Lebensbedingungen am Dreibunde; wenn der Dreibund niedergeworfen wird, sind auch sie es, mögen sie auch von Rußland und Frankreich scheinbar noch so reichliche Geschenke in irgendwelcher Form dafür empfangen. Dies kann nicht eindringlich genug klargelegt werden, um sie gegen Irreführungen und Lockungcn zu schützen, und das tägliche Verhalten der offiziellen Politik, der Finanzwelt und der Presse muß darauf gerichtet sein, Stimmungsumschläge, die diese Erkenntnis verdunkeln könnten, zu verhüten. Niemand erwartet, daß Bulgarien oder gar die Türkei an unserer Seite das Schwert ziehe; aber die Logik der Dinge bringt es mit sich, daß sie sich unserem Interessenkreise anschließen.
Die russische Regierung sucht jede Gelegenheit zu benutzen, um der Türkei mit französischer Hilfe nachzuweisen, daß der Dreibund und speziell Deutschland — denn hauptsächlich um dieses handelt es sich dort — schwächer als der Zweibund sei. Kleine Zugeständnisse, die sie in Berlin abschmeichelt, werden in Konstantinopel als ängstliches Zurückweichen vor der Gewalt Rußlands dargestellt, die Überlegenheit Frankreichs auf dem Anlehensmarkte wird politisch ausgebeutet. Daß Deutschland die türkischen Heere nicht vor Niederlagen im Kampfe gegen die vom Zaren beschützten Balkanstaaten bewahren konnte, wird als Beweis für die Zweckmäßigkeit eines Anschlusses an Rußland angeführt. Argumente, die in Europa auf den ersten Blick als falsche Münze erkannt würden, leisten oft im Orient die besten Dienste. Darum müssen wir deutlich und überzeugend sprechen und handeln, und es darf in der Türkei kein Zweifel darüber gelassen werden, daß es grundverfehlt wäre, sich von Rußland durch Hingabe eigener Machtmittel oder durch Befolgung von Ratschlägen, die dem Rat des Fallenstellers an die Mäuse gleichen, Schonung erkaufen zu wollen. Die drei Uferstaaten des Schwarzen Meeres haben allen Grund, gegen den großen vierten, der sie unter seine Botmäßigkeit bringen will, auf der Hut zu sein Die Erben der türkischen Herrschaft im Norden, Rumänien und Bulgarien, erben naturgemäß das wichtigste ihrer politischen Bedürfnisse, das Bedürfnis, Rußlands

beständigem Erpansionstrieb entgegenzutreten, und sind dadurch mit der heutigen Türkei innerlich verbunden. Stütze und Schutz aber finden sie in ihrer Defensive nur bei den Dreibundmächten, die den Balkan und Vorder-Asien nicht von Rußland überfluten lassen können, ohne sich selbst auf das schwerste zu schädigen. Die Dreibundmächte und die drei Uferstaaten des Schwarzen Meeres gehören politisch zusammen.

F. L. Graf von Voltolini:

Das südosteneichische Problem.

Es gibt Probleme, die jedermann gerne bespricht, die in berufenen und leider auch in unberufenen Kreisen eingehend erörtert werden, und andere, die ernsteren, welche durch ihren Dornenreichtum am liebsten übergangen werden, als ob durch Totschweigen das Problem als solches aus der Welt geschafft würde. Die Donaumonarchie weist Probleme der einen wie der anderen Art leider in gar üppiger Fülle auf, und zu den schwierigsten gehört unstreitig jenes der südösterreichischen Länder. So sehr wichtig für die innerösterreichische Politik andere Probleme, beispielsweise der böhmische Ausgleich, sein mögen, und so viel auch der Krone wie dem Ministerium an der Lösung dieser Probleme gelegen sein mag, so ist doch das südösterreichische Problem noch weit ernster als jene!

Vor dem Valkankriege glaubten einzelne österreichische politische Kreise, das üidösterreichische Problem durch den Trialismus lösen zu können, eine Idee, die in Ungarn mit Recht von Anfang an als verkehrt galt. Heute ist der Trialismus nicht nnr als eine politisch-uureife Idee anerkannt, sondern jeder weiß, daß dieselbe große Gefahren für den Bestand der Monarchie birgt. Die Gefahren liegen in der durch den Balkankrieg entstandenen groß-serbischen Idee. In der südslawischen Bevölkerung sind jene Chauvinisten, welche vor den Balkankriegen die Forderung des Trialismus aufstellten, d. h. die Schaffung eines südslawischen Staate?,, bestehend aus den österreichischen Kronländern Krain, Küstenland, Dalmatien, dem ungarischen Kronland Kroatien und dem Reichsland Bosnien-Herzegowina, welcher in der Monarchie eine gleiche Stellung wie Ungarn einzunehmen hätte, nicht bei diesem Ideal stehen geblieben, sondern sind zu einem mehr oder minder verhehlten südslawischen Irredentismns übergegangen, dessen Zukunftshoffnungen sich auf Belgrad stützen.

Der Historiker steht angesichts der kulturellen Entwicklung dieser Länder, welche einzig und allein auf der jahrhundertealten Fürsorge des Hauses Habeburg beruht, staunend vor dieser Wandlung der Dinge: Slowenen, Kroaten und

Serbo-Kroaten, welche ihre Eristenz, ihre Kultur, ihre ganze Entwicklung seit Jahrhunderten nur Wien und Budapest zu verdanken haben, blicken sehnsuchtsvoll über die Reichsgrenzen nach jenem bis gestern kleinen und zurückgebliebenen Lande, das nun durch sein Kriegsglück trunken, die Rolle eines Piemont für die südslawischen Völker spielen will.

Wie das kleine Piemont Camillo Cavours das mächtige einheitliche Italien bildete und Regierungen und Dynastien verschwinden ließ, so will das heutige Serbien der Kern eines großen künftigen südslawischen Reiches werden. In der serbischen Patriotenpartei, deren führendes Organ bezeichnenderweise sich „Piemont" nennt, wird aus diesen Absichten gar kein Hehl mehr gemacht. Den unruhigen Geist, die gewalttätige Art, die Rücksichtslosigkeit dieser Partei kennt niemand besser, als die gemäßigteren Staatsmänner Serbiens, denen jene Chauvinisten schon manchen bösen Streich gespielt haben. Wenn diese Ideale eines Groß-Serbiens, das bis zur Drau seine Nordgrenze vorschieben will, in Serbien selbst nur gepflegt würden, so läge für Österreich-Ungarn kein Grund zur Beunruhigung vor. Mögen immerhin diese Großserben erklären, daß sie nur einen Feind kennen und auf einen Krieg warten, derartigen Größenwahn würde niemand ernst nehmen, allein die Gefahr ist weit größer, weil dieser Chauvinismus schon während des Balkankrieges die Südmarken Österreich-Ungarns durchflutete und hier eine gefährliche Irredenta organisiert hat, welche von Belgrad ans genährt und geschürt wird.

Durch die österreichischen und uugarischen Behörden geschieht selbstredend alles, um diesem Treiben des südslawischen Irredentismus Einhalt zu tun. Gerade hierdurch ist aber die Bewegung auf den Weg der Geheimbündelei angewiesen, und man weiß, daß alles, was sich mit dem Mantel des Geheimnisses umgibt, doppelt anziehend auf die Massen des Volkes wirkt. Man braucht nur eine Reise durch jene Länder zu machen und die Gespräche des Volkes zu belauschen, so wird man sich überzeugen, daß diese Ideen, natürlich vielfach noch unklar oder verbildet, in den Köpfen der Bevölkerung allenthalben vorhanden sind.

Es wäre einer der schwersten politischen Fehler, dieser Bewegung die Bedeutung abzusprechen. Die nationalistischen Kämpfe der Südslawen gegen die Deutschen, Magyaren und Romanen sind eine denkbar günstige Basis für die Pläne dieses hochverräterischen Irredentismus. Jene Massen, die heute in provokatorischer Art für die Forderungen ihrer Rasse eintreten, können morgen in der Stunde der Gefahr sich blind in die Arme der großserbischen Idee werfen.

Wenn man aber bedenkt, daß dieses gärende Südslawentum wie ein mächtiger Wall zwischen den österreichischen und ungarischen Zentralgebieten und dem adriatischen Meere von der italienischen bis zur serbischen Grenze reicht, so gehört nicht viel Phantasie dazu, die Gefahr, welche in demselben für die habsburgische Monarchie liegt, zu erkennen!

Wie schon erwähnt, ist die Basis für die Aktion dieses großserbischen Irredentismus der nationale Kampf der Südslawen gegen Deutsche, Magyaren und Romanen.
Am wenigsten gefährlich ist dieser Kampf in Kroatien. Im ungarischen Staate ist das Prinzip des magyarischen Nationalstaates entschieden festgehalten, und wenn das kroatische Volk auch seine Sonderrechte im Reich der Stefanefrone besitzt, so wird doch auch in Agram der Gedanke der einheitlichen magyarischen Nation, der alle Völker Ungarns sich unterzuordnen haben, entschieden festgehalten. Dieses Festhalten aber erschwert den Losreißungsgedanken außerordentlich. In Österreich dagegen liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier hat das Deutschtum durchaus nicht jene Stellung, welche das Magyarentum in Ungarn hat. Österreich hat die völkische Gleichberechtigung anerkannt, ohne einer Sprache den Vorzug als Staatssprache zu geben. Hierdurch ist Österreich gezwungen, selbst wenn es nicht will, im Falle eine Nationalität oppositionell wird, diese gegen eine andere auszuspielen.
In Österreichs Südmark steht nun der slawischen Majorität nur eine Minorität gegenüber, die bisher sich am allerwenigsten der staatlichen Gunst erfreute — die Romanen, die Italiener!
Es bedarf hier einer näheren Auseinandersetzung über die vielfach irrig beurteilte Lage der italienischen Bevölkerung in Österreich. Dieselbe besteht aus zwei geographisch getrennten Gruppen, der südtiroler und der istrianisch-dalmatinischen Gruppe. Die erstere Gruppe ist von nationalen Kämpfen ziemlich verschont: die Linie des Sulzberg, Nonsberg und Fleimsertal schließt ein sprachlich und völkisch einheitliches Gebiet, das Trentino, gegen den Norden ab. Dagegen liegt die italienisch sprechende Bevölkerung im Küstenland, in Görz, Triest, Istrien und Dalmatien bis hinab an die Grenze des Königreichs der Schwarzen Berge in einem steten Kampf gegen das Slawentum. Bis zu dem Ausbruch des Balkankrieges war es hier das Slawentum, das die Sympathien der österreichischen Regierung ausschließlich genoß. Die Italiener wurden für Irredentisten gehalten, welche angeblich sehnsüchtig über die südwestliche Reichsgrenze blickten und nur von dort Hilfe erhofften, wo man allerdings bislang ihrem völkischen Ringen einzig das gebührende Interesse und Mitgefühl entgegengebracht hatte. Es gab unter ihnen und noch mehr in Italien selbst allerdings manche ausgesprochene Irredentisten. Allein je länger je mehr überzeugten sich sowohl die südtiroler wie die istrianischen Italiener, daß der Irredentismus für sie keinerlei Vorteile bringe, und daß insbesondere die Erfüllung seines Ideals ganz und gar nicht im wirtschaftlichen Interesse der Landesteile liege, während gleichzeitig im Königreich Italien der Irredentismus durch die allmähliche Popularisierung des Dreibundes und dnrch das innige politische Zusammengehen mit Österreicb-Ungarn fast allen Boden verlor!

Daß beispielsweise in Triest, der ersten Hafenstadt an der Adria nnd dem einzigen großen Seehafen eines mächtigen Reiches, heute auch der begeistertste Italiener Hsierreichs keine politische Vereinigung mit dem stammverwandten Königreich mehr herbeisehnt, wodurch die Bedeutung Triests als Hafenstadt etwa auf das Niveau von Aueona herabgedrückt würde, dessen kann man sicher sein. Ähnliche ökonomische Erwägnngen haben auch im Trentino den politischen Irredentismus lahmgelegt.

Trotzdem sind diese österreichischen Italiener auch heute noch keineswegs zufrieden mit ihrer Lage, und diese Unzufriedenheit liegt in dem Mangel der Unterstützung ihrer nationalen Bestrebungen und ihres Kampfes gegen den Einbruch des Slawentums in ihre Gebiete, ihre Städte und Dörfer.

Dieser letztere Kampf eristiert natürlich nur in der östlichen Gruppe des österreichischen Italienertums. Im Trentino besteht keine Gefahr für die italienische Sprache und Kultur, und wenn dort eine Minorität sich über einzelne Vorstöße des Alldeutschtums beklagt, so liegt hier ein gutes Teil Übertreibung zugrunde. Das Dantedenkmal in Trient und viele andere Anzeichen bezeugen, daß im Trentino das Italienertum sich seines nationalen und kulturellen Besitzes ungeschmälert und unangetastet erfreut.

Anders liegen die Verhältnisse in Görz, Triest, Istrien und Dalmatien, wo das Italienertum einen heroischen nnd vorläufig leider aller Voraussicht nach tragischen Kampf gegen das mächtig vordrängende Slawentum führt. Typisch ist das Beispiel von Görz, einer kleinen Landstadt, mit früher, abgesehen von einigen deutsch-österreichischen Familien, rein italienischer Bevölkerung. Der Einbruch des Slawentums begann still und unauffällig mit der Einwanderung von Arbeitern, Handlungsdienern, Handwerkern, Wirten und dergleichen Leuten, die bedeutungslos scheinen und in der Stille leben. Sie gewöhnen sich den italienisch-friauler Dialekt an, schicken ihre Kinder in die italienischen Stadtschulen, der Charakter der Stadt scheint in nichts verändert, bis plötzlich irgend ein Anlaß zu einer Demonstration gekommen ist und Tausende geschart um slawische Fahnen Görz zu einer Slawenstadt erklärten! Die Fahne aber ist immer die rot-blau-weiße Slawenflagge, die je nach der Deutnng auch die serbische ist!

Gegen diese Übergriffe des Slawentums haben die Italiener ihre I^e^n nl,xi„nii!e gebildet, für welche allein die Bürger von Triest im Iahre 1913 eine Viertelmillirn opferten. So anerkennenswert diese Verteidigung der alten Kultur der Romanen gegenüber dem Anprall der slawischen Volkswoge auch ist, so wurden dennoch auch hier manche Fehler begangen. Gerade jetzt, wo die Südslawen durch ihre Serbophilie und einen nur notdürftig verhehlten Irredentismus das staatsgefährliche Element in den südösterreichischen Landen geworden sind, rächen sich die Unterlassungssünden der Italiener in ganz besonders un-

günstiger Weise: wir meinen hier vor allem, daß die Italiener nicht genügend sich befleißigten, der österreichischen Regierung zu beweisen, daß ihre nationalen Bestrebungen lediglich völkische und kulturelle Zwecke verfolgen. Dieses hätte in erster Linie dadurch geschehen können, daß sie sich, trotz ihrer Liebe zu Stamm und Rasse, dennoch mehr als österreichische „Patrioten" bewiesen hätten, österreichischen Patriotismus zeigen aber von den Italienern Österreichs auffallenderweise nur die Klerikalen, während die Liberalen die Pflege desselben völlig außer acht gelassen haben. Daher ist es auch ihnen nicht möglich, die jetzige eigenartige Konstellation so auszunützen, wie sie dies andernfalls könnten, nämlich sich als die kaisertreue und staatserhaltende Partei der Regierung darzubieten, womit sie alle ihre Wünsche dann leicht hätten durchsetzen können, Wünsche, die an sich recht bescheiden sind, die aber in Wien beargwohnt werden, weil man befürchtet, durch ihre Bewilligung dem italienischen Irredentismns Vorschub zu leisten. Welche Vorteile würden sich für die Regierungen der beiden Staaten der Monarchie ergeben, wenn unter der gegenwärtigen Lage sich diese vertrauensvoll auf die italienische Bevölkerung stützen zu können in der Lage wären. Die ausgezeichneten Beziehungen zwischen Wien und Rom würden durch ein solches Verhältnis der österreichischen Italiener zu ihrer Regierung noch mehr gefestigt werden. Leider aber ist die Lage nun so, daß die Regierung im adriatischen Küstenland zwischen zwei Völkern steht, welche sie heute beide mit Mißtrauen ansieht, trotzdem die Italiener, die man als Prototyp des Irredentismns in Österreich ansah, den Irredentismns nunmehr völlig llä nctn gelegt haben, während unter den bis vor kurzem als Stütze der Monarchie angesehenen Südslawen der großserbische Irredentismns täglich Gebiet erobert.

Unter dieser heute sich so darstellenden Lage tritt die ganze Unhaltbarkeit einer Lösung des Problems durch den Trialismus klar zutage. Man bedenke nur die Folgen seiner Realisierung, welche die österreichischen Kronländer Krain, Triest, Görz und Gradisea, Istrien, Dalmatien (30 801 Quadratkilometer mit 2 067 044 Einwohnern), das ungarische Kronland Kroatien (42 534 Quadratkilometer mit 2 619 291 Einwohnern) und das Reichsland Bosnien-Herzegowina (51199 Quadratkilometer mit 1900 000 Einwohnern) zu einem südslawischen Staat vereinigen will, der 124 534 Quadratkilometer und 6 586 335 Einwohner zählen würde. Dieser südslawische Staat würde also genau dieselben Gebiete umfassen, welche der großserbische Irredentismns für sich beansprucht! Man bedenke ferner, daß ein solcher südslawischer Staat, der natürlich keine völkische Gleichberechtigung mehr anerkennen würde, die völlige Zermalmung der alten italienischen Kultur durch das Slawentum zur Folge haben würde! Man bedenke endlich, daß diese trialistische Schöpfung den verkleinerten Staaten Österreich und Ungarn den Zugang zum Meere abschneiden würde!

Ist so die Lösung des Problems auf trialistischer Basis ane politischen, ethnischen wie wirtschaftlichen Gründen absolut ausgeschlossen, so gibt es heute

nur einen Weg, den, welcher sich der Monarchie nnd speziell der Regierung in den Kronländern Österreichs empfiehlt: die Stütze auf das Italienertum gegenüber dem Slawentum.

Bereits hat die kleine Gruppe der Deutschen in diesen Landesteilen die Schwenkung vollzogen und sich in dem großen Rassenkampf auf die Seite der Italiener gestellt, um mit vereinten Kräften dem Vordringen des Slawentums Einhalt zu tun!

Damit aber die Regierung sich auf die Italiener im Küstenland und in Dalmatien stützen kann, ist es nötig, diesen ihre Forderungen völkischer Art zu bewilligen, vor allem die seit Iahren umstrittene Rechtsfakultät in Triest. Würde doch diese in jeder Beziehung eine kulturelle Hochburg gegen das Slawentum sein können! Warum soll dasselbe Österreich, das neben den deutschen Hochschulen auch polnische und tschechische besitzt, nicht auch eine italienische Hochschule haben und damit der alten hohen italienischen Kultur eine Stätte in seinem Reiche geben, das nahezu eine Million Einwohner italienischen Stammes aufweist.

Österreich aber würde durch eine solche Politik einerseits seiner Herrschaft in jenen Ländern eine sichere Basis geben, anderseits aber wird sein Entgegenkommen gegenüber der eigenen italienischen Bevölkerung im benachbarten Königreiche den trefflichsten Eindruck hervorrufen. Wenn auch Österreich-Ungarn mit dem verbündeten Italien in einem bisher nie erreichten Verhältnis der Intimität steht, so ist doch die Beurteilung, welche die Art der Behandlung der österreichischen Italiener durch ihre Regierung im Königreich Italien findet, immer noch ein dunkler Punkt in dem Verhältnis, der hierdurch beseitigt werden könnte.

Die südslawische Gefahr pocht gewaltig an die Pforten der Monarchie. Sie zu leugnen, wäre ein Verbrechen, vielmehr gilt es jetzt, mit allem Eifer die Mittel zu prüfen, die zur Lösung dieses schwierigsten aller Probleme Österreichs führen können, zumal das alte „Vivi6e et impers." hier völlig versagt und nur dazu gedient hat, die Völker zu erbittern und einen schier nnerträglichen Zustand zu zeitigen.

.N

Dl. pdil. lio. Hugo Lehmann:
Stizze der kulturellen Werte in dem Geistesleben der Gegenwart (in Hinsicht auf deren religiöse Beziehung).

1. Der Wert und sein Erlebnis im allgemeinen*).

An der Linie des Erlebens geistiger Inhalte liegen religiös, ethisch, ästhetisch, wissenschaftlich, psychologisch zu charakterisierende Werte. Diesen Werten ist eigentümlich, daß sie nur dann zur charakteristischen Entfaltung kommen, wenn sie im Einzelfall individuell erlebt werden.

Ich gebrauche zur Kennzeichnung eines solchen Erlebens ein mathematisches Gleichnis. Schleiermacher spricht in der Betrachtung seiner „Monologe" von einem Pnnkt, der nicht ein Teil der Linie ist, der sich auf das Unendliche ebenso eigentlich und unmittelbarer als auf die Linie bezieht. Solchem Punkte vergleichbar ist dae erfenntnisbildende Moment, in welchem der Mensch die Bahn des Lebens bewertet. Es ist selbst kein Teil des zeitlichen und räumlichen Leben?, es ist ein unmittelbares Bewußtsein von Beziehungen zu dem Unendlichen. — Bei einem Erlebnis mit diesem Moment von Geistigkeit handelt es sich nun jedesmal um eine Erweiterung unseres punktuellen Bewußtseins.

Ich vergleiche diese Erweiterung mit einer Kreislinie. Im Zentrum liegt das ^ priori, d. i. die Voraussetzung aller Geistesbildung als das erkenntnieformende Moment, aus welchem unendlich viele Radien-Strahlen nach der Kreislinie unseres Erlebens gezogen werden können.

Im Bewegungsmittelpunkt ist, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Möglichkeit von Verneinung (Negation) mythisch-naiver Sinnendinglichkeit als die absolute Position jenes Momentes von Geistesbildung.

2. Religiöse Bewertung in der Andacht.

Bei religiöser Beziehung nun bleibt dae Erleben geistiger Inhalte ein in sich geschlossenes, auf deren Mittelpunkt ausschließlich gerichtetes.

Ungegenständlich wird in religiöser Beziehung ein geistiger Inhalt erlebt vermittelst der Andacht. Andacht nämlich mag von mannigfaltiger Gegenständlichkeit wohl angeregt sein; doch ist Eigentümlichkeit jeglicher Andacht, daß sie sich (auf etwas anderes, Tieferes oder Wertvolleres oder Höheres, d. h. über die Gegenständlichkeit grundsätzlich) hinauslenkt. Nicht auf Erscheinungsformen gebt

») Einige Sähe sind dem' Schluß meine« Dissertation: „Das Apriori der Geistesbildung und dessen Betonung als Andacht" (Verlag Ioh. Ambwsius Barth, Leipzig, 1912; abgedruckt in der Zeitschrift für Religionsvsychologie Januar—März 1913) entnommen.

Andacht aus, sondern auf das zentrale Bewußtsein von Geistigkeit, auf Ganzheit, Allheit, Einheit, Unendlichkeit usw., worin die Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit liegt. Die Geistesbildung behauptet sich in religiöser Beziehung als Wert in sich (Znstandswert).

3. Ästhetische Bewertung in der Anschauung.

In ästhetischer Beziehung ist das Erleben geistiger Inhalte zwar auch ein irgendwie in sich geschlossenes, und im Zentrum liegt, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit. Doch aber nicht völlig ungegenständlich wird in ästhetischer Beziehung ein geistiger Inhalt erlebt vermittelst der Anschauung (Intuition). Anschauung wird von mannigfaltiger Gegenständlichkeit nicht angeregt bloß, um sich alsbald darüber hinaus zur All-einheit zu erheben. Anschauung schließt ihren Kreis nicht bloß in der Betrachtung des geistigen Lebensmittelpunktes, sondern geht aus dem geistigen Lebenszentrum wiederum hinaus und gestaltet ihre Formen in die Erscheinungen hinein. Zwar auch als Distanzwert von den Erscheinungen wird ästhetischer Wert erlebt, aber doch als Gegenstandswert in der Anschauung. Ästhetischer Wert behauptet sich nicht rein in sich als bloßer Zustandswert.

In ästhetischer Beziehung kann jeder Punkt der Kreislinie des Erlebens kultureller Werte gewissermaßen zur Spitze eines Kegels oder einer vielseitigen Pyramide werden und damit in der Räumlichkeit sich breit machen. Ästhetische Beziehung erstreckt in die Sphäre der Sinnlichkeit und Dinglichkeit ihre Seiten und ihre Basis. Ästhetische Werte halten in der geschlossenen Linie des Erlebens inne und formieren die Gegenständlichkeit. Die ästhetische Betrachtung bildet die Geistigkeit in die Sinnlichkeit hinein und gewinnt ihr Boden.

4. Gegensätzlichkeit religiöser Betrachtung zur ästhetischen.

Religiöse Betrachtung gewinnt keinen Boden und erstreckt keine Seiten in die Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Religiöse Beziehung trägt in sich die ständige Möglichkeit einer Umkehrung jeder Sinnlichkeit und Dinglichkeit, sogar der sinnlichen Anschauung. Eine Umwertung aller Werte ist ihr möglich durch die ausschließliche Beziehung auf das Zentrum der Erkenntnisformung.

Viele Teilnehmer geistiger Werte können die Bodenlosigkeit religiöser Beziebung nicht verstehen; sie wollen auch religiöser Beziehung in der gegenständlichen Wirklichkeit einen Boden aufweisen, sei es auch nur einen geistigen Boden in irgend einem Dogma, oder einer Norm, oder einem Ritus; sie wollen religiöser Beziehung Seiten abgewinnen, welche sie nicht hat; sie wollen die Beziehungen religiöser Andacht räumlich-zeitlich fassen, obwohl sie nur unräumlich und unzeitlich zu begreifen sind. Es gibt keine gegenständliche religiöse Anschauung. Auch das Universum, das Symbol einer übertheistischen Stimmung, kann wohl in ästhetischer Beziehung sich dem Auge aufweisen, in religiöser Beziehung ist es nur eine nnräumliche und außerzeitliche Zentralbetrachtung. In die Er-

scheinungswelt hinein gibt es nicht eine äquivalente Darstellung des Religiösen. Es gibt keine Darstellung einer Erscheinung, die als solche religiösen Wert hätte.

5. Ethische Bewertung in Achtung vor dem Moralgesetz.

Auch ethische Beziehung der Achtung vor dem Moralgesetz versucht wenigstens, sich im ethischen Handeln auf die Sinnlichkeit umzusetzen und der Dinglichkeit Boden abzugewinnen. Allerdings ist sie sorgfältig darauf bedacht, sich nach diesen Seiten nicht selbst zu verlieren, sondern den innerlichen Mittelpunkt der Geistigkeit im steten Bewußtsein zu erhalten. Ethische Beziehung stellt Lebensgebiete aus sich heraus als Sitte, Gesetz und Recht und behauptet doch solchen Tatsachen gegenüber ihre Selbständigkeit nicht als reiner Zustandswert, aber auch nicht als bloßer Gegenstandswert.

6. Gegensätzlichkeit des religiösen Wertes gegenüber dem ethischen.

In religiöser Beziehung aber gibt es keine gegenständliche Leistung. Darum bedarf sie nicht so, wie die ethische Beziehung, des Gegengewichte eines steten aktiven Bewußtseins von dem Mittelpunkte der Geistigkeit, weil sie selbstverständlich und ausschließlich auf dieses Zentrum gerichtet ist.

7. Wissenschaftlicher Erfahrungswert.

Wissenschaftliches Urteil versetzt sich gar in die Natur der Dinge selbst, gewinnt ihr eine Gesetzlichkeit oder zum mindesten eine Kontinuität ab und geht somit aus dem Zentrum der Geistigkeit heraus und voll in die Gegenständlichkeit ein. In dieser Gegenständlichkeit wird wissenschaftliche Beziehung zur Erfahrungswelt. Darum verliert sich wissenschaftliche Betrachtung am leichtesten aus dem Zentrum der Geistigkeit*).

3, Religiöse Unbegrenztheit im Gegensatz zu wissenschaftlicher llrteilefertigkeit.

Dagegen ist in das Wesen religiöser Andacht beständiger Widerspruch gegen jede gegenständliche Versinnlichung und gegen jede Erscheinungsform auf-

») Eine Erörterung des Gegensatzes zwischen Natur und Geisteswissenschaften würde abseitt dieses Aufrisses formaler Geistesbildung aus den unterschiedlichen Betonungen des Indifferenzpunktes liegen. Nur so viel ist zu sagen, daß die wissenschaftliche Urteilsfertigkeit bei den Naturwissenschaften eine größere ist. Bei den Geisteswissenschaften kontrastiert der wissenschaftliche Erfahrungswelt mit dem psychologischen Beobachtungswert zu beobachtendem Urteilen.
Die Kausalität ruht bei den Geisteswissenschaften in der Kontinuität, die Substanz in der Individualität, die Wechselwirkung beruht auf einem mannigfachen Herüber und Hinüber, Bei der Auseinandersetzung würde die Klarsteklung der Prinzipien größere Fortschritte machen, wenn man nicht auf beiden Seiten, in Nachwirkung der mythischen Kulturstufe, eine gewisse sinnendingliche Auffassung der betreffenden Formulierungen mitsprechen ließe, mit anderen Worten aus dem Zentrum der Geistigkeit, nämlich dem Indifferenzpunkt im Gemüt, sich verlöre; ein Beweis für die Wichtigkeit einer Betonung der Transzenbentalität als solcher!

genommen. Keine Verwirklichungsform des Geistes genügt der unersättlichen Erhebung in der Andacht.
Religiöse Beziehung kann deshalb auf kein allgemeingültiges Urteil gebracht werden, höchstens ein Begriff von dieser Beziehung vermag eine zu allen anderen Beziehungen negative und gegensätzliche Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit von Religion festzulegen. Gerade damit wird aber die Unerseylichkeit von Religion in Kontrastierung der Geistigkeit zur ersten Wirklichkeit, in Motivierung und Sollizitierung der entgegengesetztesten Beweggründe bezeichnet. Es ist die Majestät religiöser Beziehung, daß sie sich zu allem, was mit ihr zugleich bewegt und angeregt wird, in Widerspruch setzt. In der Andacht zum Mittelpunkt der Geistigkeit liegt eine ständige Revolntionierungsmöglichkeit jedes anderen. Sobald sich dieses andere festsetzen und konsolidieren will, widerspricht es in dem Falle, daß es sich als „religiöser" Wert in Kultur, Sitte oder Gedankenwelt behaupten will, sich selbst. In diesem Widerspruch gegen jede feste Darstellung spricht sich der ausschließende Zug religiöser Andacht zu dem einen und einzigen ungegenständlichen Lebenszentrum aus.
9. Psychologischer Beobachtungswert.
Psychologische Beobachtung versetzt sich zwar nicht in die Natur der Dinge, aber doch in den seelischen Prozeß des gesamten Werdens von Sinnlichkeit und Geistigkeit. Sie geht ganz in die individuelle Einzelheit ein und gewinnt ihr ein Eremplarisches ab. Ein korrespondierendes und einfühlendes Verständnis ist Begleitakzent.
Die Schwierigkeit, dieses seelische Verständnis durch Beobachtung — auf eine allgemeingültige Gesetzlichkeit zu bringen, liegt darin begründet, daß die Beobachtungsgabe stets ein unerklärtes X noch zu umfassen vermag und also der Allgemeingültigkeit ausweicht. Demgemäß ist es sachentsprechend, sich über die Methode psychologischer Beobachtung von Fall zu Fall auseinanderzusetzen. Denn psychologische Beobachtung geht nicht nur aus dem Zentrum der Geistigkeit aus und in die Gegenständlichkeit ein, wie im wissenschaftlichen Urteil, sondern wird sich zur Gegenständlichkeit und geht über die Gegenständlichkeit hinaus auf das seelische Erperiment. Selbst das Zentrum der Geistigkeit wird zum erperimentellen Erlebnis und zur individuellsten und zugleich universellsten inneren Erfahrung. Selbst- und Menschenbeobachtung begrenzt sich nicht anders, als in dem Indifferenzpunkt (im Gemüt), in dem seelische Beobachtung sich schließt, als bei dem Nichts (en» iin»Finnrium).
10. Der (sich vom Zentrum aus erschließenden) psychologischen gegensätzlich ist die (sich zentral richtende) religiöse Bewertung des Indifferenzpunktes.
Der religiösen Beziehung verbleibt aus der seelischen Beobachtung nichts anderes mehr für einen Ausgang ihres Formungsprinzipes, als eben dieser In-

differenzpunkt aller Differenzierungen. Derselbe ist letzte Unanfechtbarkeit für alle geistige Formung. Religiöse Andacht gibt sich diesem letzten Unanfechtbaren, diesem Nichts, hin als dem setzenden Etwas. Die absolute Negation jeder Sinnenfälligkeit bekommt als solche durch die Andacht den Wert des Absoluten. Der Widerspruch der Andacht gegen jede Versinnlichung und jede Erscheinungsform gründet sich aber nicht auf Beobachtung und Erfahrung, sondern wird zum zentralen Ausgangspunkt des Geisteslebens. Der Indifferenzpunkt wird zum positiven Urgrund alles Lebens. Die absolute Negation wird zur absoluten Position.

It. Andachts-beobachtnng, Andachts-gesinnung, Andachts-anschauung, Andachte-urteil in ihrem Verhältnis zur formalen Andacht bei Auflösung der sinnlich-geistigen Ungeklärtheit mythischer Kulturstufe.

Mit der Beobachtung kontrastiert Andacht am schärfsten. Der Kontrast der Andacht mit der Beobachtung umfaßt den ganzen Kreis des Geschehens „in Bewußtsein und Tat der Menschheit". Auch das Unbewußte und Unterbewußte wird der Andachtsbeobachtung bewußt. Die Andachtsbeobachtung vermittelt auch den Übergang von der mythischen Kulturstufe zum selbst- und menschheitsbewußten Geistesleben am radikalsten. Bei dem Ein- und Ausgehen der Andacht in andere Beziehungen der Geistigkeit spricht immer etwas Andachtsbeobachtung mit, wenn auch bei Filierung dieses Überganges ethische Beziehung Führerin ist.

So meinen wir mit unserem transzendentalen Schematismus keine Überschwenglichkeit der Ideenwelt. Den Schematismus der transzendentalen Erkenntnisformung stellten wir in dem Sinne fest, daß jede Überschwenglichkeit der alten Metaphysik durch denselben ausgeschieden wird und das, die mythisierende Sinnenfälligkeit beherrschende, überpsychische, wie überphysische Moment der Geistesbildung genau inne gehalten ist. Die Denksphäre eines Umkreises von Wertbetonungen liegt transzendental der Erprobung in raumzeitlichen Anschauungsformen und gleichfalls transzendental einer Anwendung der Kategorien in die sinnliche Erfahrung hinein.

Es ist Kant, welcher den transzendentalen Ort für die Denkmöglichkeit eines Schematismus der unterschiedenen Erkenntnisformen bereits angegeben bat. Man lese Kritik der reinen Vernunft I, Teil 2, Abt. i, Buch 2, besonders auch den Anhang, und man findet dort die, von mir für die Darstellung des ^ priori der Erkenntnisformung aufgegriffene, Analogie der Null. Auf der anderen Seite enthält die Kritik der praktischen Vernunft Teil 1, Buch 1, Hauptstück 3 bereits das universale Schema für die ethische Erkenntnisform als Achtung. Nur ist bei Kant das ^ priori der Erkenntnisformung überhaupt noch nicht als solches geklärt und in seiner unterschiedenen Betonungsmöglichkeit erfaßt.

Meine Aufdeckung der Beziehung von Schematen unterschiedener Erkenntnis-

formen a»if den transzendentalen Ort jeder Geistesbildung wird noch einer späteren ausführlicheren Darlegung bedürfen. Das Schema der Beobachtung ;. B. hat die bisherige Philosophie noch nicht als Schema für eine Formungs«eise der Erkenntnis gewürdigt. Deshalb ist der erkenntnistheoretische Wert der Psychologie bis heute ein schwankender geblieben. Ebensowenig ist bisher die Andacht als maßgebendes Schema für die religiöse Beziehung an das Licht gestellt worden.

n) Vorgeistige mythische Kulturstufe.

Auf der mythischen Stufe tritt es leicht ein, daß die beobachtende Vorstellung und der reagierende Wille, ebenso wie die Anschauung und Beurteilung mit ihrer Impulsivität, besonders aber in ihrer phantasiemäßigen Gestaltung, in sich widerspruchsvoll, an Formationen in der Andacht gebunden bleiben. Alle Institutionen, bezugsweise Vorstellungen und Anschauungen, sowie Seelenstimmungen eines Volkstums behalten solange diesen mythischen Charakter, bis sich die Andacht auf ihren innerlichen Quell besonnen hat und führend ethische, sodann ästhetische Ideen und endlich wissenschaftliche Prinzipien als selbständige Lebensgebiete sich absondern. Diese Lebensgebiete regeln sich erst nach ihrer Absonderung selbst, positivistisch, nach immanenter Gesetzgebung, ohne mythisch-religiösen Beisatz. Von den positivierten Lebensgebieten ergeht dann die Forderung an die Andacht, sich der mythischen Elemente zu entäußern und rein innerlich religiös zu werden, um den speziellen Lebensgebieten Zeit und Raum zu überlassen. Eine wirklich religiöse Andacht vermag das auch jederzeit über sich. Darin beruht für die Gegenwart der Wert religiöser Beziehung, daß sie, in sich klar und formal begriffen, die Richtigkeit des Urteils und Überzeugungstreue des Handelns, sowie bestimmte Komplere des Vorstellens und Nollens sachgemäßen Institutionen anvertraut und auf die völkererziehende Vorstufe des Mythus zugunsten sachlichgetrennter Selbstverantwortlichkeit verzichtet. Demgegenüber ist es die Tragik jeder mythischen Lebensform, gerade weil sie noch nicht religiöse Beziehung im eigentlichsten Sinne kennt, sondern ihre erscheinende Andacht sich in die Sinnlichkeit und Dinglichkeit hineinprojiziert, — es ist die Tragik wie jeder mythischen Lebensform, so auch nnsrer derzeitigen Kirchenanstalt*), wenn sie das nicht hat,

») Zu v«gl. Eucken: „Thomas von Uquino und Kant", Berlin 1901, S. 9—11: „Iene Bindung des Geistigen an das Sinnliche, jenes Unvermögen, geistige Größen ohne eine sinnliche Verkörperung als wirklich anzuerkennen, kennt keine innere Gemeinschaft ohne eine sichtbare Organisation; so kennt sie auch keine Bindung in der reinen Innerlichkeit des Gemütes und Gewissens, vielmehr muß alles, was die Willkür und Selbstsucht bändigen soll, aus einer mit sichtbaren Kräften ausgerüsteten Autorität stammen," „Diese Denkweife entspricht einer früheren Cntwickelungsstufe und steckt uns schon deswegen tief im Bkute." Zu vergleichen auch die Ausführungen Wundts in seiner Völkerpsychologie 2. Aufl. Band 3 I über ..Mythus und Neligion".

was sie braucht: nämlich Macht, und darauf beschränkt ist, was sie nicht hat, sondern höchstens als Sehnsucht, als Ewigkeits- und Unendlichkeitsziel darstellt, Religion. Scheu, nicht eigentlich Andacht entspricht der mythischen Form. Die ideale Symbolik genügt nur der reinen Geistesschöpfung. Gar andächtig in die bloße Möglichkeit von Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit ist nur die reinste religiöse Beziehung. — Eine jede mythische Form dagegen bedarf Sinnlichkeit und Dinglichkeit als Nachweis ihrer Kraft. Physische und psychische Beziehungen sind in ihr noch mit wissenschaftlichen, ästhetischen, ethischen und religiösen Beziehungen in eins.

b) Die Bedeutung kirchlich-staatlicher Suprematie.

Auch unsere Kirchenanstalten sind noch entstanden als Ausfluß der mythischen Vorstufe der Geistigkeit. Es handelt sich auch hier nicht um wirkliche Innigkeit eigentlich religiöser Andacht und geistig zentraler Betrachtung, sondern um die Scheu Außenstehender vor der religiösen Beziehung. Zur Klarstellung dieser kultischen Beziehung erinnere ich nur an den von dem Volke abgetrennten oberherrschaftlichen Altarraum mit seinem Allerheiligsten auf dem Sakramentstisch in den Kirchen beider Konfessionen. Unter der Herrschaft politischer und sonstiger, z. B. ästhetischer Gesichtspunkte wird These, Antithese und Synthese mythisch-mysteriöser Stimmung erzeugt. Dies ist ein Beweis, daß es sich hier um eine Stellungnahme, sei es welcher Art auch immer, zur religiösen Beziehung, nicht um diese selbst handelt. Von der Gesamtheit oder einzelnen Verfassung des Lebens heraus nimmt man Stellung zur Andacht im Abstand von dem Mittelpunkt der Geistigkeit wie vor einem Mysterium. Gottesfurcht und die Kultivierung derselben ist völkerpsychologisch-genetisch aller Weisheit Anfang. Die Scheu verwandelt sich leicht in Ehrfurcht und Ehrfurcht in Autorität. Autorität tritt aber stellvertretend da ein, wo Andacht, Anschauung, Achtung, Urteil in der eignen Brust noch nicht intakt ist, die Persönlichkeit noch nicht ausgebildet ist und von einer Innerlichkeit, einem Bei-sich-selbst-sein in Religion und Sittlichkeit noch nicht die Rede sein kann. Wo die Unbedingtheit der Innerlichkeit fehlt, da muß sich die Geistigkeit als absolute Notwendigkeit äußerlich darstellen in kirchlich-staatlicher Suprematie.

<:) Kirchliche Erziehung.

Von einer kirchlichen Darbietung wird man ebenso wenig und ebenso viel sagen können, daß sie Religion sei, wie man von einem Kunstrichter-Kollegium sagen kann, daß es Kunst sei. Die kirchliche Darbietung hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn durch sie auf Andacht hingewiesen wird, wie auch das Kunstrichter-Kollegium, wenn durch dasselbe auf das Kunstwerk und dessen Anschauung aufmerksam gemacht wird.

Die Kirche ist ebenso wenig und ebenso viel wie die Schule ein Ideal für

sich selbst, sondern ein Weg zur Erreichung eines Ideals. Sobald in irgend einer Beziehung das Ideal erreicht ist, ist der Weg vollendet. Hier das pädagogische, dort das religiöse Ideal! Religiöse Gemeinschaft ist etwas, abgesehen von Kirche und kirchlichen Dingen. Kirchliche Beziehung hört da auf, wo religiöse anfängt. Kirchliche Beziehung hebt sich beständig in der religiösen selbst auf. Wenn ich in der Schule etwas lerne, so ist das zuerst meinem Fleiße, dann dem Geschick des Lehrers und endlich dem Gehalt des Lernstoffes zuzuschreiben. Der Begriff der Schule hat da nichts auf sich, ebenso in der Kirche. Hier wie dort muß eine Persönlichkeit hinter allem stehen nnd sich des inneren Gehalts bemächtigen. Es ist eine Verkehrung, wenn Kultus meint, etwas Innerliches schlechthin in sich zu haben. Wie! wenn die Schule glaubte als solche Erziehung schlechthin zu bedeuten und nicht vielmehr wollte Erziehung ins Leben mitgeben. To muß auch Kirche religiöse Beziehung ins Leben mitgeben.

6) Es gibt keine"konkrete inhaltliche Bestimmtheit der religiösen Beziehung als solcher.

Das, was als konkreter Inhalt der religiösen Beziehung erscheint, ist jedesmal auch schon ein Heraustreten religiöser Geltung aus ihrer zentralen Beziehung in andere Beziehungen hinein, eine Transformation der Andacht, sei es in ethische Gesinnungswerte, oder ästhetische Anschauungen, oder wissenschaftliche Urteile, oder gesteigerte psychische Beziehungen, oder in sonst etwas hinein. Man könnte solche Transformationen vielleicht charakterisieren als Andachtsgesinnungen, Andachtsanschauungen, Andachtsurteile, Andachtsseelenstimmungen usf. Andachtsgesinnungen wären z. B. Liebe, Allmacht, Nirwana, Atman, die sich dann entweder personifizieren, z. B. als Christus, Gott, Buddha, Brama, oder ethifizieren in innerlicher Überwindung des Egoismus, in die Persönlichkeit, Familie, Gesellschaft und Menschheit hinein. Andachtsanschauungen wären z. B. die Symbole. Andachtsurteile wären z. B. die sozusagen religiösen Vorschriften und Glaubenssätze. Andachtsseelenstimmungen wären z. B. Fatalismus, Gebet, Buße usw.

12. Transzendentalität.

Religiöse Beziehung in ihrer Reinheit bestimmt sich durch das bloße Bei-sich-selbst-sein des Lebens-Innern und empfindet alles Außersichgeraten wie eine Umbildung der Andacht in die Sphäre der Unvollkommenheit. Das Unaussprechbare läßt sich nicht gleichwertig ausdrücken. In der Andacht bemächtigt man sich wohl sämtlicher Lebensbeziehungen, aber empfindet dennoch alle diese Lebensbeziehungen als ein Anderssein, als eine Fremdheit. Hier liegt die Genesis der Objektsvorstellung. Religion ist entweder eine Beziehung schlechthinniger Transzendentalität über alles andere, auch über sogenannte religiöse Einrichtungen

^
<
^
und mythische Bedingtheiten hinaus, oder sie ist nichts, was nicht auch anders wie begrifflich zu fassen wäre.

Es sei hier eine Tafel aufgestellt:

In der Tafel bezeichnet:
^ — Indiffereuzpunkt: Das ^ priori der Geistesbildung,
Kreislinie -- Formale Geistesbildung; wild in 5 verschiedenen Beziehungen bewertet,
li - Religiöse Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Andacht.
I» - Psychologische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Beobachtung.
N — Ethische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Achtung.
X - Ästhetische Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als An-
« ,5 schauung.
"^"" I. --- Logisch-wissenschaftliche Beziehung mit dem Schema der Erkenntnis als Urteil.

In der Parallelität der Kreislinie kommt die Parallelität sämtlicher geistiger Wertungen zum Ausdruck.

Der punktiert angegebene Radius bezeichnet den ständigen Kontakt der betreffenden Beziehung mit dem zentralen Indifferenzpunkt.

Pfeilrichtung nach und von dem Zentrum charakterisiert die erkenntnisgemäße Richtung der unterschiedenen Beziehungen nach und von dem Indifferenzpunkt aus.

Die Winkelung der Radien im Zentrum weist auf die Möglichkeit steter Kontrastwirkung der unterschiedenen Beziehungen gegen einander bei der Erfassung ihrer selbst und der umgebenden Wirklichkeit hin.

Der verschiedene Grad der Entgegensetzung bezeichnet den verschiedenen Grad der Kontrastwirkung der Beziehungen gegen einander bei der Erfassung ihrer selbst und der umgebenden Wirklichkeit.

Ein Pfeil außerhalb des Umkreises mit der Richtung auf die Umgebung deutet bei N, X, 1^ auf die Möglichkeit einer direkten Bildung von ethischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Gegenständlichkeiten in die durch „Mythus" bezeichnete allumgebende psychophysiscl'e Wirklichkeit hinein.

Das Fehlen eines Pfeiles außerhalb des Umkreises deutet darauf hin, daß li und p nur indirekt mit Hilfe ihrer Kontrastierung in andere Beziehungen an einer, lediglich reflektierten, Gegenständlichkeit Anteil gewinnen.

Gegenüber der Umgebung behauptet li, und ? die Möglichkeit einer Universalität unmittelbarer innerer Erfahrung.

Die den Umkreis formaler Geistesbildung und ihrer Beziehungen umgebende Sphäre — Mythus: deutet auf das psychophysische Material, das durch formale Geistesbildung und ihr« verschiedenen Beziehungen mit Hilfe eines Schematismus zur Erkenntnis geformt wird.

13. Religiöse Beziehung ist wie die anderen Beziehungen der Geistigkeit immer wieder neu und in jedem Fall wieder ursprünglich.
„Religion" ist also z. B. nicht in dem Sinne „Gefühlssache", daß sie bloß eine Seite menschlicher Seelenäußerungen in Anspruch nähme. Wenn aber Gefühl als diejenige Seite bezeichnet wird, die nicht bloß nachzuerleben vermag auf gegebene Anregung hin, sondern in allen Beziehungen immer neu und immer wieder selbst erleben muß, um einer Sache gerecht zu werden, dann ist religiöse Beziehung wie jede Geistigkeit eine ursprüngliche Gefühlsbetonung. Dann liegt auch in der Möglichkeit einer bewußten Gefühlsbetonung beim vernunftbegabten Wesen die Möglichkeit der Negation naiver Dinglichkeit begründet: Der Mensch gibt sich nicht mehr bloß dem Ablauf der Sinnlichkeit hin, sondern fühlt etwas Eigenes, Spontanes, eine Übersinnlichkeit, eine Übernatürlichkeit, eine Geistigkeit, einen Charakter, eine Gegenständlichkeit in den Ablauf der Sinnlichkeit hinein. Ein Refler dieser Übersinnlichkeit, welche der Mensch hineinfühlt, ist dann seine Anschauung, sein Urteil, seine Gesinnung. Insonderheit bei der religiösen Beziehung beruht jedenfalls ihre Wahrhaftigkeit darin, daß sie immer wieder neu und ursprünglich in der Andacht erlebt wird. Solches „Gefühl" entspricht dem „Gemüt" in der deutschen Dichtung und Denkung, oder dem „Sinn" Friedrich Heinrich Iakobi's.
14. Allgefühl.
Es ist hier die Stelle, die eigentümliche religiöse Geltung der Neuzeit mil ästhetischer Einfühlung auseinanderzusetzen. Seit der Zeit der Renaissanee ist nämlich die uns gegenwärtige Andachtsanschauung jenes ursprünglich paneutheistisch motivierte Allgefühl, das die Tendenz auslöst, in die Endlichkeit eingefühlt zu werden, und z. B. durch Schleiermachers Anschauung des Universums in individuellster Aneignung seine kräftig religiöse Bewertung erhalten hat. Es ist Erlebnis der Alleinheit und verliert sich in der Entzweiung.
15. Kultur-Entzweiung.
2) Abkehr von der ästhetischen Religionsgestaltung.
Den Griechen war ««iHlivcas'«« und eüseMv uligetrennt auf jede Einzelheit des Lebens bezogen. Ehrfürchtige Gesinnung war nicht ein All-einheits-gefühl, sondern wuchs sich von selbst und ungebrochen in jede Einzelheit des Lebens hinein und zu ästhetischer Anschauung aus, ohne daß religiöse Beziehung ihre Ausschließlichkeit in sich rein behauptete. Religiöse Beziehung war noch nicht rein in das Zentrum der Geistigkeit eingegangen!. Darum konnte auch die ästhetische Einfühlung noch nicht für sich ohne Gebärde und Handlung der Ehrfurcht geschehen.

b) Alleinsgefühl sondert eine religiöse Seite aus.
Erst mußte die mythische Lebensform in symbolische Deutung (Plato) übergehen. Erst daun trennt sich die Idee von ihrer Darstellung. Ästhetisches Nachfühlen und Zufühlen separieren sich und werden unzulänglich, das, nunmehr auf christlichem Lebensgebiet, sich ausbildende All-eins-gefühl mit zu begreifen.
Die Gottesvorstellung ging hinter das Bild zurück und über das Bild hinaue.
Die Linienführung der Gotik verliert sich ins Unendliche, und will sich der Universalität bemächtigen. Als Nachklang der Mystik kam das All-eins-gefühl zum Siege in der Renaissanee. Es hatte sich des Universums bemächtigt.
c) Rein ästhetisches Formgefühl.
Man wollte sich in die Endlichkeit neu einführen. Man ahmte die Antike «ach, aber ohne nunmehr die ästhetische Beziehung an einzelne Werke und Gestaltungen binden zu können. Es entstand, unter dem Pinsel der Maler, das im geometrischen Aufbau des Bildes sich ausdrückende rein ästhetische Formgefühl.
Die Andachtsanschauuug ging auf das, was hinter und über den einzelnen Kunstwerken zu suchen ist, auf das Ganze, auf die Alleinheit. Es löste sich die ästhetische Anschauung von der Andacht.
6) Der Kampf um die Lebenseinheit.
Michelangelo*) z. B. ringt damit, dieses All-ein-fühlen in den Stoff seiner Plastik hinein zu bilden: der Stoff tut seinem Durst nach Erhebung über den Stoff nicht genug. Obwohl ihm alles andere zurücktritt und nur die edelste Schöpfung der Natur, der Menschenleib selbst, ihm genügen soll, vermag doch leine noch so herrliche Schöpfung dieses größten Meisters aller Zeiten seine Andacht zu befriedigen. Sein unersättliches Allgefühl geht auch über die beste Schöpfung ln'naus. Er zaubert sich alle Gestalten des antiken und christlichen Mythenschatzes vor die Seele. Er bildet immer wieder neu und immer wieder anders. Viele seiner Kunstwerke bleiben unvollendet. Es ist seiner Andachtsanschauung unmöglich, sich noch mit der mythischen und symbolischen Einbildung in die Sinnlichkeit zusammenzufinden**). Seine Andachtsanschauung vermochte nur vor dem Universum stille zu halten uud dieses eben läßt sich nicht einbilden.
Sein Ringen und Kämpfen gilt einem übermenschlichen Ziel. So leidet er trotz rastlosen Schaffens das All-einheits-gefühl im Schmerz über die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung. Dem Schmerz über die Unvollkommenheit der Darstellung des All-einen gibt er in seiner Dichtung Ausdruck:

*) Zu v«gleicl,en die Ausführungen G, Simmels im „Logos" Bd, l.

") Die Satire liegt ihm nahe auf die Begrenztheit ber Gestaltungsmöglichkei», z. B. i» seinem Baechus: Die Völlerei kann ich darstellen, die Erhebung in die Unendlichkeit findet nicht ihr Genüge.

dem Geistesleben der Gegenwart Hugo Lehmann

„Nicht Malen und nicht Meißeln stillt die Seele;
Sie sucht die Liebe Gottes, die am Kreuze
Die Arme breitet, um darein zu schließen,"

„Dem, der da lebet, kann das, was sterben wird, die Sehnsucht nicht befriedigen/'

„Was ich in deiner Schönheit lese, Liebe,
Bleibt einer Crdenseele fern und fremd:
Wer es erschauen will, der muß erst sterben."

e) Der Kontrast.

Diesen Menschen der neuen Zeit ist es unendlich schwer, die Harmonie, die ihnen vorschwebt, zu haben. Ihre Geistesgeschichte ist Gegenwirkung, nicht Bezeichnung dessen, was da ist, sondern Kontrast gegen das Sichtbare. Man sagt sich innerlich vom Stoffe los, um Möglichkeiten zu haben, allumfassend den Stoff zu meistern, wie man doch begehrt. Bilden ist meistern. Man will sich gegenüber dem All rein hingebend verhalten. Man läßt dann auch die Einfühlung in die Körperlichkeit rein für sich funktionieren. So in den fast seelenlosen Typen des Savanarola-Verehrers, der diesem unersättlichen Empörer wider jede Bildlichkeit sein halbes Lebenswerk opferte.

t) Formlosigkeit des Alleinheitsgefllhls.

Schließlich verhüllt sich diesen neuen Menschen wieder die der Antike entnommene sinnliche Anschauung, der gestaltenfrohe, menschliche Leib. Er erweist sich als unzureichend, die unerschöpfliche Seele der neuen Zeit zu bilden. Die ilberladenheit und Überfülle in den Gestaltungen der dinglichen Anschauung ;nr Zeit des Barock und Rokoko artete sogar in kleinliche Einzelheit aus und konnte so noch weniger dem all-einheitlichen Gefühl genügen, bis sich dann immer mel'r Kunstanschauung von dem All-einheits-gefühl ganz lostrennt. Die Andacht gewinnt keinen Körper mehr. Die ästhetische Formung konnte nicht mehr der Andacht genügen; Zerreißung von Idee und Wirklichkeit war ja dem christlichen Lebensgebiet von Anfang an mitgegeben.

«) Losreißung auch vom Theismus und seinen ethischen Institutionen politischer Universalität.

Die Andacht des All-eins-gefühls ließ aber im weiteren Verlauf auch noch die moralischen Institutionen hinter sich, welche die theistische Gottesvorstellung bisher, im Gegensatz zu der ästhetischen Formung der Antike, kultiviert hatte; diese stellten nicht mehr das dar, was die Seele erfüllte.

I>) Dichtuug und Musik liefern keine Andachtsanschauuug.

Im All-einheits-gefühl unsrer Dichter und Denker findet zwar das, was die Seele erfüllt, neue Gestaltungskraft. In der Dichtung und namentlich in der Musik vollzieht sich noch einmal eine gewagte Verbindung von Andacht und ästhetischer Stimmung. Zur wirklichen Andachtsanschauung kommt es nicht mehr.

Es bleibt nur der Andacht der Zug in die reinste Innerlichkeit und der Anschauung die bloße Formgebung der Sinnlichkeit.

i) Universale Andachtsanschauung ohne gültigen Ausdruck.

Die Andachtsanschauung des Universums steht zwar den antik-polytheistischen wie den kirchlich-theistischen Andachtsansck^auungen entgegen, hat aber selbst einen gültigen Ausdruck nicht gefunden. Schleiermachers Reden über die Religion machten wohl den Versuch, die neuzeitliche Andachtsanschauung zum Ausdruck zu bringen, und werden allgemein als klassisch empfunden, aber nur wenige verarbeiten in sich den sittlichen Kontrast der Kultur-Entzweiung zu solcher allfühlenden Frömmigkeitsgestaltung. Man sucht mit Kant die Andachtsgesinnung zu wahren, und setzt damit die moralisch-theistische Tradition der Porzeit fort. Nur eine bloße Möglichkeit universaler Audachtsanschauung will man konstatieren.

K) Möglichkeit allfühlender Andacht.

Der moderne Mensch hat die Möglichkeit, mit seiner Andacht ohne Position vor dem Übersinnlichen, Unerklärlichen, Unendlichen stille zu halten, in der Negation jeder Besonderheit. Ihm kann eine jede Lebensbeziehung ein Alllebensgefühl auslösen. Es vermag sich ihm ohne Bild und Gesetz Subjekt und Objekt zu vereinigen. Es besteht die Möglichkeit für uns Moderne, daß Du und Ich noch nicht oder nicht mehr auseinandertreten, sondern zu einer Schauung der Lebensgemeinschaft in sich, sich verbinden. Es muß festgestellt werden, daß diese intelligible Schauung in der modernen Menschheit nicht bloß auf Reflerion oder auf Metaphysik beruht, sondern daß sie durchaus innerlich unmittelbar gewiß sein kann bei unseren Erlebnissen, wenn es auch schwierig ist, sie für die wissenschaftliche Analyse festzuhalten; für die Begriffsbestimmung ist sie nicht zn brauchen, sie bedeutet lediglich eine Akzentuierung des Lebens und quillt aus reiner Ursprünglichkeit hervor; die Begriffswelt wird dem einzelwissenschaftlichen Denken überlassen. Die universale Andachtsschauung bleibt eine Innerlichkeit und Geistigkeit. Der kausal-mechanischen Wissenschaft liegt an dieser Innerlichkeit nichts. Der Innerlichkeit als solcher scheint auch nicht damit gedient, daß man sie als (religiöse) Beziehung diskursiv herausstellt. Es scheint für die Verständignng besser, es schwindet (religiöse) Beziehung aus der Diskussion, zumal keine Einkleidnng und keine Formulierung sie befriedigen kann. Man will nicht den Anschein erwecken, daß religiöse Beziehung für sich allein wirklich zu sein vermag. Man läßt das, was als eine Erhebung des Lebens aus dem Ganzen, dem All, heraus unerklärlich und ungewußt zustande kommt, in einem bloßen Allgefühl verbleiben. Ohne Anschaulichkeit und Symbolik bleibt religiöser Beziehung nichts anderes, als ihre Wahrhaftigkeit darin zu offenbaren, daß sie immer wieder neu und immer wieder ursprünglich innerlich und auf das Zentrum der Geistigkeit hin gerichtet erlebt wird.

16. Analogie des Allgefühls mit mystischer Versenkung.
Ein solches Allgefühl hat seine Analogien in der Mystik. Es kennzeichnet sich durch Andacht zum schöpferischen Seelengrunde als Intuition des Unbegreiflichen als „überwesende Nichtheit" (Eckehart). Zur Voraussetzung hat sie eine Möglichkeit der Verneinung naiver Sinnlichkeit und Dinglichkeit, wie jede Geistigkeit sie voraussetzt. In der Abgeschiedenheit der Seele wird geboren: Gottheit — oder vielmehr (da das moderne All-einheits-gefühl eines transzendenten Gottes zu seiner Auslegung nicht bedarf und darin sich von der ethischen Kontrastwirkung, mit der sich Mensch und Gott, trotz christlicher Gottmenschheitsidee, seit den ersten Iahrhunderten unsrer Zeitrechnung bis über das Mittelalter hinaus gegenübertrat, unterscheidet) — der apriorische Mensch, entsprechend zunächst dem Nichts, d. h. der absoluten Abstraktion von jeder Dinglichkeit, aus dem erst das „Icht" des spezifischen Seelenlebens in Sprache, Mythus, Dichtung, künstlerischer Phantasie und Phantasie sittlicher Gemeinsamkeit hervorgeht. Zu allem ist als Korrelat: intelligible Freiheit, in religiöser Beziehung Unbedingtheit nötig, aus der Verneinung naiver Dinglichkeit möglich wird, so, daß durch Andacht zum schöpferischen Seelengrunde, wie auch durch Achtung vor dem Gesetz des Geistes das edle Nichts im Bewußtsein gefestigt heraustritt.
17. Fehlende intelligible Anschauung.
Eine über bloß innere Schauung hinausgehende intelligible Anschauung bleibt vorläufig noch ein frommer Wunsch.
18. Dem Kontrast trotzt die Einheitlichkeit der Geisteswirkung in der Andacht.
Immerhin messen wir die Beziehung des Andächtigseins mit künstlerischer und sittlicher Beziehung. Ich wiederhole: Andacht kennzeichnet sich durch ein In-sich-gekehrt-sein, wobei das in-sich-gekehrte Individuum oder Universum, Mensch, Gott oder Welt ungeschieden ist. Die entgegengesetzten Lebensmomente treten in der Andacht innerlich zusammen zu einer Geisteswirkung. Demgegenüber kennzeichnet sich die künstlerische Anschauung dadurch, daß Werk und Künstler energischer auseinandertreten in Anschaulichkeit und Gestaltung. Es vollzieht sich ein von innen Heraustreten in die Dinglichkeit. Vollends die ethische Achtung stellt ihr Gesetz aus sich heraus in die Zweiheit von Ideal und Wirklichkeit. Es bildet sich die Tatsächlichkeit. Messen wir nun aber religiöses Andächtigsein mit ethischem Achtunghaben, so handelt es sich in der religiösen Lebensbeziehung nun nicht bloß darum, aus der natürlichen oder sittlichen Kontrastwirkung All-einheit hervorgehen zu lassen. Noch weniger handelt es sich in der ethischen Lebensbeziehung etwa bloß darum, das All-eine dualistisch zu kontrastieren in die Gegensätze von Sittengesetz und dessen Befolgung, von gutem und bösem Willen, von Du und Ich. Vielmehr behaupten religiöse und sittliche Beziehung gegeneinander eine Selbständigkeit. Denn All-einheit tritt wie ein ursprüngliches Er-

lebnis in das Seelenleben als Andacht, der Kontrast als Achtung, wobei anzumerken ist, daß erst da schöpferischer Seelengrund in der Vorstellung als Sittengesetz, als Menschheit, Gottheit usw. der reinen Innerlichkeit gegenüber tritt, wo die Kontraste angesichts des Handelns heraustreten und in der Vorstellung, bezw. im Willen sich tatsächlich aufweisen; dann erst entsteht die von ursprünglicher Andacht zu unterscheidende Aufgabe, aus dem Kontraste zur All-einheit auf dem Wege der Achtung wieder zurückzufinden.

Die Färbung des ursprünglichen Lebensmomentes jeder Geistigkeit als Achtung vor dem Moralgesetz setzt einen gewissen Kulturstand voraus, und erst auf höherer Kulturstufe gewinnt jene ethische Färbung des All-einen einen Klang von Andachtsgesinnung, um begeistern zu können, wie die Ansprache Kants an die Pflicht in seiner Kritik der praktischen Vernunft beweist: hier spricht nicht allein die Gesinnung der Achtung, sondern auch wieder Andacht zum Urgrunde des Lebens.

19. Religiöse Beziehung als bewegender Pol stärkt die gegensätzliche Agilität jeder anderen Lebensbeziehung.

Aber gerade weil sich religiöse Beziehung, ihrem spezifischen Kerne nach, von Kontrasten abseits, einzig stets auf das Zentrum der Geistigkeit bezieht, deshalb ist sie auch diejenige Beziehung, welche alle Geistigkeit stets in Agilität erhält. Alle Geistigkeit — und nun nicht etwa bloß die Befähigung zu ethischer Achtung, oder ästhetischer Anschauung, oder gehobener Seelenstimmung, sondern auch wissenschaftliche Urteilsfähigkeit — funktioniert nicht ohne dje Befähigung zur Negation erster Sinnlichkeit, und diese wieder wird als ausschließendes Erlebnis überraschend in der Andacht kultiviert, und dadurch jede seelische Möglichkeit in geistige Sphäre gerückt. Ohne solche Gehobenheit seelischer Möglichkeiten, ohne solche Potenz von Verneinung bloßer Gegebenheiten der Mannigfaltigkeit gibt es keine der charakteristischen Kombinationsmöglichkfiten im Geistesleben. Ohne einen Moment andächtigen Bei-sich-selbst-seins ist nichts zn begreifen und nichts zu beherrschen. Ohne das Bei-sich-selbst-sein durch Andacht gegenwärtig zu erhalten, ist man hingegeben in den Strom der Mannigfaltigkeit, ohne Einheitlichkeit, kann man von keiner Gegebenheit einen überlegenen und selbständigen Gebrauch machen.

20. Unersetzlichkeit religiöser Beziehung beim Durchbruch.

Dadurch, daß einzig nun bei der religiösen Beziehung vollkommener Innerlichkeit die Negation der Sinnlichkeit intelligibel geschaut wird, als All-einheit, während alle anderen Beziehungen auch als solche noch etwas außerdem wollen, oder anschauen, oder wahrnehmen, oder urteilen, ist religiöse Andacht für das Präsenthalten des geistigen Mittels jeder Kultur durch nichts anderes zu ersetzen.

Keine andre Beziehung ist in dieser Weise einseitig auf den geistigen Mittelpunkt aller Lebenswerte gerichtet. Hier ruht die Stärke, aber auch die Schwäche religiöser Beziehung. Ich meine also nicht, daß sich die Geistigkeit in der religiösen Beziehung vollendet; nur dies meine ich, daß jede Geistigkeit nicht ohne religiöse Beziehung hervorbricht aus der Sinnlichkeit heraus. Religiöse Beziehung quillt in jeder Geistigkeit.
Zwar wird stets der absolute Geist, von dem Hegel redet, in dem höchsten Wissen denkend sich selbst setzen. Alle Intellektualität ist durch alle (gemäß Hegels „Phänomenologie des Geistes" in der Negation zu begreifende) Knotenpunkte hindurch doch schließlich auf geradlinige Fortsetzung und Vollendung gerichtet. Die religiöse Beziehung wird aber durch keine Linienführung oder geradlinige Entwickelung versinnbildlicht, sondern durchschneidet stets die Linienführung und hat den Mittelpunkt des Lebenskreises geistiger Werte im Auge, als ein beständiger Neuansatz, als eine stetige Erneuerung oder Umkehrung aller Lebensverhältnisse. Charakteristisch ist sie darin, das Feuer der Geistigkeit zu schüren und doch sich allen bloßen Erscheinungen entgegenzustellen. Sie will nicht selbst das Höchste sein, wohl aber stets auf das Absolute hinweisen. Erfüllung der Geistigkeit überläßt sie anderen Beziehungen als Ideal geistiger Vorstellung oder Bestrebung.
21. Das Ziel ist bei der Andacht verborgen.
Religiöse Beziehung wagt nicht einen absoluten Geist festzulegen, ein logisch Letztes festzusetzen, weil immer zu befürchten ist, darin sich zu überheben, oder mit zu Geringem sich zu begnügen und mit Idolen sich zu beruhigen: So hoch steht religiöser Beziehung das Universum, so tief oder erhaben die ewige Harmonie, göttliche Heiligkeit und höchste Erkenntnis, daß man nie sie erreichen, nur ahnend zu ihr andächtig sein kann. Dogmatischen oder organisatorischen Zwang auszuüben, liegt ihr fern. Sie ist vielmehr das Stillehalten des Geistes vor sich selbst. Der schöpferische Genius ist bei religiöser Beziehung in seiner zwar noch nicht erkannten und erreichten, aber doch geahnten Totalität. In der Andacht liegen verborgen alle das psychische Leben übermögenden Möglichkeiten einer jeden geistigen Schöpfung von Naturanlagen und eines jeden Hervortretens von, dem gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten noch unterbewußten, geistigen Anregungen.

Gustave Colline:
Ist Henrik Ibsen ein Dichter?
Trotz der großen Verschiedenheit in der Art, wie sich Welt und Leben in den einzelnen Individuen spiegelt, kann man im allgemeinen zwei heterogene Richtungen unterscheiden, die dem menschlichen Geiste eigentümlich sind. Der eine lebt nur in der Erscheinung; er sieht nur die Äußerlichkeiten des Lebens. Die Dinge, die sich ihm darbieten, nimmt er als Realitäten. Ihm kommt es allein auf die Schönheit der Form an und kein Bedürfnis treibt ihn, einmal die Schale zu zertrümmern, um den Kern zu ergründen. — Der andere dagegen ist mit einem tiefen Blick in das Wesen der Dinge begabt. Ihm gilt der Schein nichts, das Sein alles. Nicht nach Schönheit dürstet seine Seele, sondern nach Wahrheit, und sei sie auch so entsetzlich, wie das entschleierte Bildnis zu Sals.
Diese polaren Gegensätze finden ihren höchsten Ausdruck im Dichter und im Philosophen. Nicht der philosophische Aufsatz macht den Denker, nicht das Gedicht den Poeten, sondern der Geist, aus dem heraus er geboren ist. Ob Wahrheit oder Schönheit die Feder führten, darauf kommt es an. Nur die krasseste Oberflächlichkeit kann in Schönheit und Wahrheit identische Begriffe sehen. — So sehr sich Poesie und Philosophie auch nähern mögen, niemals werden sie restlos miteinander verschmelzen. Beide können sich wohl mischen, aber keine Verbindung eingehen (im chemischen Sinne). Ein gutes Beispiel dafür sind die Religionen. Bei ihnen ist die Idee mit dem Mantel der Poesie umgeben. Daß man bei jeder Religion den philosophischen Kern unbeschadet des Ganzen herausschälen kann, beweist, daß wir es hier mit keiner Verbindung zu tun haben.
Iede Schöpfung des Menschengeistes wird eine Mischung von Schönheit und Wahrheit sein, aber stets so, daß eins dem andern untergeordnet ist. Nach dem Dominierenden werden wir den Urheber unter die Dichter oder die Denker einzureihen haben. So ist es z. B. falsch, in Nietzsche einen Dichter zu sehen; denn das Poetische war ihm nur Mittel zum Zweck. Dadurch nähert sich seine Philosphie der Religion und macht die Wirkung begreiflich, die sie auf alle diejenigen hat, die von unserer Staatsreligion abgefallen sind und Ersatz dafür suchen. — Auch Lessing war kein Poet im strengen Sinne des Wortes. Seine Hauptwerke: die „Hamburgische Dramaturgie", der „Laokoon" und „Die Erziehung des Menschengeschlechts" stempeln ihn zum Kritiker, zum Denker. Der kritische Geist und der philosophische ist aber das nämliche. Nichts als selbstverständlich betrachten, in allem eine Frage, ein Problem sehen, omnia «Hmirai-i. das ist sein Kennzeichen! Und das ist Lessings Charakter. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß er etliche Dramen geschrieben hat. Dem tieferen Blicke offenbart sich sofort die Nüchternheit, das Fehlen der poetischen Begeisterung.

Sie scheinen uns nicht geschaffen, sondern konstruiert. Ihr Wert liegt lediglich darin, daß sie dem deutschen Drama eine neue Entwicklungsmöglichkeit gaben, als erste ihrer Art, daß sie es vom französischen Geiste erlösten.

Eine der am meisten umstrittenen Personen der Literatur ist Henrik Ibsen. Man preist ihn als Dichter, als Schöpser des psychologischen Dramas, und muß andererseits zugeben, daß er seine Kulturbedeutung weniger durch die Form seiner Werke, als durch ihren sozialphilosophischen Inhalt erlangt hat. Wer ein maßgebendes Urteil über eine bedeutende Persönlichkeit abgeben will, muß sich hauptsächlich auf die im reiferen Mannesalter geschaffenen Werke beschränken. Iugendwerke können leicht zu schiefen Urteilen verleiten, da sich der Verfasser zur Zeit ihrer Entstehung meist noch über seine eigentliche Sendung im unklaren gewesen ist. Wenn man Schiller nach den „Räubern" oder „Kabale und Liebe" beurteilen wollte, würde man wahrscheinlich zu einem ganz absurden Resultat gelangen. — Alle literarischen Genies haben eine Entwicklung durchgemacht derart, daß ihr erstes Werk nicht im entferntesten mehr ihrem letzten gleicht. Von den „Räubern" zum „Demetrius", von der „Familie Schroffenstein" zum „Robert Guiskard", vom „Catilina" bis zu „Wenn wir Toten erwachen" — welch' ungeheuere Strecke!

In Ibsens Schaffen können wir ganz deutlich zwei Perioden unterscheiden: einmal die Iugendarbeiten, das andere Mal die Gesellschaftsdramen. Wenn wir die Werke der ersten Periode gesondert betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir es hier mit einem jungen Dichter zu tun haben. Aber ebenso sicher ist, daß ihnen das Gepräge Ibsenscher Eigenart fehlt. Und Originalität ist eines der Hauptkennzeichen genialen Geistes. So scheinen uns Ibsens erste Dramen, für sich betrachtet, ganz seines Geistes bar zu sein. Ziehen wir aber auch die späteren Werke in den Kreis unserer Betrachtung, so erscheinen sie uns in einem anderen Lichte. Da erkennen wir schon frühzeitig Andentungen der großen Gedanken, die später den Hauptinhalt seiner Schauspiele ausmachten. „So mancherlei, wovon meine spätere Dichtung gehandelt hat — der Widerspruch zwischen Kraft und Streben, die Tragödie und zugleich Komödie der Menschheit und des Individuums — tritt schon hier in nebelhaften Andeutungen hervor", schreibt Ibsen selbst in der Vorrede zu „Catilina" 1875. Merkwürdig — also gerade in etwas Unpoetischem, in dem philosophischen Inhalt, nicht in der Form oder Behandlung der Gedanken offenbart sich hier die Persönlichkeit eines Dichters. Noch opfert er nicht die Schönheit der Form der Wahrheit der Idee. Und doch macht sich auch jetzt schon ein Mangel an poetischer Erfindung bemerkbar. Björnson hatte vielleicht nicht so unrecht, wenn er behauptete, daß Ibsen die nordische Heldensage imitiert und sich mit ihrer fertigen Poesie behängt habe. Björnson ist überhaupt der erste, der an seines Freundes poetischer Sendung zu zweifeln beginnt. Der Drontheimer Gesellschaft befürwortet er Ibsens Gesuch um ein Reisestipendium mit dem Hinweise: „Seine Dichtung ist mit der Wissen-

schaft verwandter als meine; er hat größere Begabung für abstraktes Denken". Auch Ibsen plagten damals Zweifel, die in der erschütternden Frage des Kronprätendenten Gipfeln: „Glaubst du jederzeit so sicher, daß du Skalde bist?" — Mit dem Brand weiht er sich mit wahrem Fanatismus dem Dienst der Wahrheit: „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken". Der dänische Kritiker Petersen sieht in der Dichtung nur das Werk des Denkers Ibsen und rät ihm, philosophische Studien zu treiben, da er der erste sei, der die Philosophie bei ihnen nationalisiert habe. Und ähnlich urteilt Björnson. Er nennt das Ganze ein abstraktes Erperiment: „Es ist keine Dichtung, und Ibsen ist kaum ein Dichter". Als Petersen, nach dem Erscheinen „Peer Gynts", über dieses Werk, das trotz seiner Allegorie das poetischste von allem ist, ein ähnliches Urteil ausspricht, ist es mit Ibsens Geduld zu Ende: „Bin ich kein Dichter, so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln Mann für Mann vornehmen. — Bin ich nicht der Mann, aufzubauen, so werde ich doch der Mann sein, um alles um mich her niederzureißen." Und von nnn an läßt er alle poetischen Hüllen fallen und zeigt uns das entschleierte Bild der Wahrheit.

Angesichts dieser Tatsache beklagt Herr Iulius Bab, daß Ibsen durch den Unverstand seiner Zeitgenossen seiner eigentlichen Bestimmung, der Poesie, entzogen wurde. Sein Element sei die Dichtkunst gewesen, wie er sie in der ersten Epoche gepflegt habe; erst später, empört über die Halsstarrigkeit seiner Mitbürger, die ihn nicht verstanden oder verstehen wollten, habe er sich genötigt gesehen, diesen die nackte Wahrheit ins Gesicht zu schleudern. Die Gesellschaftsdramen seien schon heute teilweise veraltet, die Unsterblichkeit sichern ihm allein die Erstlingswerke. — Diese Ansicht deckt sich mit einem Ausspruch Nietzsches in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", wo er behauptet, Lessing habe seine poetische Kraft in einem nutzlosen Kampfe gegen die Philister erschöpfen müssen. — Das heißt denn doch die Dinge auf den Kopf stellen. Es kann wohl vorkommen, daß einer lange Zeit in der Irre geht, ehe er sich selbst findet. Aber wir glauben nimmermehr, daß änßere Eindrücke eine solche Macht über den Genius erlangen könnten, daß er seine wahre Mission vergißt. Eher können wir uns denken, daß Angriffe von außen imstande sind, ihn aufzurütteln und seinem eigentlichen Berufe zuzuführen. Solange die Erde steht, hat es negative und positive Geister gegeben, solche, die niederreißen, und solche, die aufbauen. Beide arbeiten am Fortschritt der Menschheit, denn n»r dadurch, daß man das Morsche stürzt, wird Platz für das Neue, Starke. Ibsen war ein Geist, der stets verneint, ein Pessimist und ein Umstürzler, und er erscheint uns deshalb nicht kleiner. Es kommt nicht darauf an, was man tut, sondern daß man es mit ganzer Seele tut.

Wir treten nun in die zweite Periode Ibsenschen Schaffens ein. Er hat sich selbst gefunden, er ist ein Philosoph, ein Wahrheitssncher geworden, wie Iulian, dessen heroischer Lebenslauf ihn zu einem monumentalen Werke begeistert.

„Kaiser und Galiläer" ist ein Drama von tiefem philosophischen Gehalt. Ein Dichter hätte sich begnügt, den Kampf zweier Religionen zu schildern. Bei Ibsen ist es mehr. Es ist das Ringen des Individuums gegen die Ansichten der Mehrheit, es ist der Sieg der neuen Wahrheit gegen die alte, abgelebte. Das ganze Werk durchzieht ein fatalistischer Pessimismus. Es ist viel Selbstbekenntnis darin, gewissermaßen eine Programmrede für diesen neuen Abschnitt seines Lebens — und eine Entschuldigung: Wollen heißt wollen müssen.
Eines fällt uns an dem welthistorischen Schauspiel „Kaiser und Galiläer" auf: es ist in Prosa geschrieben. Hätte ein Dichter wohl bei einem Stoffe, der schon durch die zeitliche und räumliche Entfernung zur poetischen Behandlung auffordert, auf den Vers verzichtet? Ibsen, der das Drama gleich nach Erscheinen an Edmund Gosse zur Beurteilung übersandt hatte, verteidigt sich in einem Briefe an denselben: „Sie meinen, daß mein Schauspiel in Versen geschrieben sein müßte, und daß es dadurch gewonnen hätte. Darin muß ich Ihnen widersprechen, denn das Stück ist, wie Sie bemerkt haben werden, in einer Form angelegt, so realistisch wie möglich: die Illusion der Wirklichkeit war es, was ich erzengen wollte. Ich wollte im Leser den Eindruck hervorrufen, daß das, was er lese, ein wirkliches Geschehnis wäre. Würde ich den Vers angewandt haben, so hätte ich damit meiner eigenen Absicht und der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, entgegengearbeitet. Die vielen alltäglichen und unbedeutenden Charaktere, die ich vorsätzlich in das Stück gebracht habe, wären verwischt und ineinandergemengt worden, wenn ich sie allesamt in rhythmischem Takt hätte reden lassen. Wir leben nicht mehr in Shakespeares Zeit, und in den Kreisen der Bildhauer redet man nachgerade schon davon, die Statuen mit natürlichen Farben zu bemalen. In dieser Frage läßt sich vieles pro und kontra sagen. Ich möchte die Venus von Milo nicht bemalt haben, aber einen Negerkopf möchte ich lieber in schwarzem, als in weißem Marmor ausgeführt sehen. Im großen ganzen muß die sprachliche Form sich nach dem Grad von Idealität richten, der über der Darstellung ruht. Mein neues Schauspiel ist keine Tragödie im Sinne der älteren Zeit; was ich habe schildern wollen, das sind Menschen, und gerade deshalb habe ich sie nicht mit „Götterzungen" reden lassen." (Dresden, 15. Ianuar 1874.)
Damit hat Ibsen sich offen zum Naturalismus bekannt. Naturalismus bedeutet Entartung der Kunst und ist oft nichts weiter, als verkappte Politik oder Philosophie. Ein Mensch, dem es noch eine Frage ist, ob man Skulpturen bemalen dürfe, beweist ein sehr geringes ästhetisches Empfinden. Die Kunst hat sich zu allen Zeiten in einen bewußten Gegensatz zur Wirklichkeit gestellt. In der Poesie ist es vor allem der Rhythmus, der in uns jene hehre Stimmung erzeugt, von der das Leben nichts weiß. Was der Takt für die Musik, das ist der Rhythmus für die Dichtkunst. Der Dichter wird die Beherrschung der Verssprache als seine vornehmste Aufgabe betrachten, oder er ist keiner. Ibsen aber

hat sich auf seine „Wirklichkeitssprache" viel zugute getan, wie folgende Stelle aus einem Briefe an Lucie Wolf beweist: „Die Versform hat der Schauspielkunst außerordentlich vielen Schaden zugefügt. Ein Bühnenkünstler, der sein Repertoire aus der Schauspieldichtung der Gegenwart holt, sollte ungern auch nur einen Vers in den Mund nehmen. Die versifizierte Form wird im Drama der nächsten Zukunft kaum eine nennenswerte Verwertung finden, denn die dichterischen Intentionen der Zukunft werden sich damit sicherlich nicht vertragen können. Sie wird deshalb zugrunde gehen. Die Kunstformen sterben jetzt ebensogut aus, wie die fabelhaften Tierformen der Vorzeit ausstarben, da ihre Zeit um war. Eine Tragödie in fünffüßigen Iamben ist heutzutage schon eine ebenso seltene Erscheinung, wie der Vogel Dodo, wovon nur einige ganz wenige Erem-plare unten auf einer afrikanischen Insel leben.
Ich selbst habe in den letzten sieben, acht Iahren kaum einen einzigen Vers geschrieben, vielmehr ausschließlich die ungleich schwierigere Kunst gepflegt, in schlichter, wahrer Wirklichkeitssprache zu dichten." (Rom, 25. Mai 1883.)
Das Horoskop, das Ibsen hier der Poesie stellt, ist bisher noch nicht ein-getroffen. Die Versform lebt weiter dank unseren echten Poeten, wie Eulen-berg, Hoffmannsthal, Stucken. Der Dichter denkt nur in gebundener Sprache. Die Form, in die er den Gedanken kleidet, ist die Hauptsache, nicht die Idee selbst. „Die Form des Gedankens muß dem Dichter schon vorschweben, ehe der Gedanke selbst erscheint", bemerkt Lichtenberg sehr richtig. Originelle Gedanken sind überhaupt eine Seltenheit bei Dichtern; sie sind eben keine Philosophen. Aus dem Marmorblock des Lebens hauen sie ein Kunstwerk heraus. Anders der Philosoph, in dem das revolutionäre Element vorherrscht. Er zertrümmert den Stein, sucht ihn in seine Atome zu zerlegen. Er übt Kritik an dem Bestehenden. Ein solcher unablässiger Frager, Kritiker, ein Revolutionär im geistigen Sinne war Henrik Ibsen. Mit der Sonde des Arztes untersuchte er den Körper der Menschheit und entdeckte manche kranke Stelle; rücksichtslos stellte er seine Fragen. Wie Rousseau hat er mehr als andere an den Krankheiten der Gesell-schaft gelitten. Nun forscht er: Was ist die Ursache des Leidens? Wie kann man es kurieren? Nicht wie der Dichter kann er sich mittels der Phantasie ins Reich der Träume versetzen und auf Stunden alle Schmerzen des Irdischen ver-gessen. Dem Seher und dem Denker hat die Natur den klaren Blick für die Wirklichkeit gegeben. Dieser durchdringende Blick, der nicht am Schein haften bleibt, hatte Ibsen schon als Iüngling ausgezeichnet. Aber welch' ein Unter-schied! Damals war er ein Kämpfer für politische Ideale, jetzt stellt er sich über die Parteien, er kämpft um die heiligsten Güter der Menschheit! „Die Be-griffe verlangen nach einem neuen Inhalt und nach einer neuen Erklärung. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen. — Aber das sind lauter Lappalien. Worauf es ankommt, das ist die Revolntionierung des Menschengeistes", schreibt er am 20. Dezember 1870 an Brandes.

Ist Henrik Ibsen ein Dichter? Gustave Colline

Ein Revolutionär war Ibsen wie Iesus von Nazareth, einer, der eine Umwälzung im geistigen Leben hervorbringen wollte und hervorgebracht hat. — Und noch eine andere, rein äußerliche Ähnlichkeit besteht zwischen dem Nazarener und dem Norweger: beide predigen in Gleichnissen. Iener hat das Gleichnis in die Religion, dieser in die Philosophie eingeführt. Die Dialogform erklärt sich aus dem Wesen der Philosophie selbst, das in einem beständigen Wechsel von Frage und Antwort besteht. So haben die Griechen in ihren Hallen philosophiert, und seit Plato haben gar manche Denker die Form des Gespräches auch in ihren Schriften angewandt. Indem Ibsen das dialogisierte Gleichnis mit dem Technischen des Dramas verband, ist er der Schöpfer einer neuen Ausdrucksmöglichkeit der Philosophie geworden, die von einer Wirkung auf die Massen ist, wie sie bisher nur den Religionen beschieden war. —

Es war einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Zeit, daß man in Ibsen den Begründer moderner Dramatik, also eines Zweiges der Poesie, erblickte. Als die „Gespenster" erschienen, tobte ein Sturm der Entrüstung durch die ganze zivilisierte Welt. Die Kritiker, die damals das Stück vom ästhetischen Standpunkt aus ablehnten, hatten nicht unrecht. Bald gewöhnte man sich jedoch, Ibsens Werke nach ihrem ethischen Werte zu beurteilen — wenn auch teilweise nur unbewußt —, und nun erschien alles in einem anderen Lichte. Selbst heute gibt es noch Kritiker, die die „Gespenster", auch künstlerisch, für Ibsens bestes Drama halten. Diese verwechseln offenbar eine tiefe, nachhaltige Wirkung mit einer ästhetischen. Das Entsetzen, das Grauen, das uns gepackt hält, und das durch die vollendetste Vortäuschung der Wirklichkeit noch erhöht wird, schließt jeden künstlerischen Genuß vollständig ans. Diese Wirkung ist das Werk des Naturalisten und Technikers Ibsen, und bei dem letzteren — aber auch nur bei diesem — könnten auch heute noch unsere Dichter in die Schule gehen.

Als man Ibsen ästhetisch wertete, erfand man das Märchen vom modernen, naturalistischen Drama. In dieser Epoche der Theatergeschichte entstanden Stücke, die zwar keinen großen Gehalt an Gedanken hatten, sich dafür aber rühmen konnten, das Gemeine auch gemein behandelt zu haben. Das klassische Stück dieser Art ist „Die Familie Selicke". Sie haben, Gott sei Dank, nicht viel Schaden angerichtet. Aber tief betrübend ist es, daß ein echter Künstler, wie Gerhart Hauptmann, den Einfluß Ibsens wie ein andauerndes Siechtum mit sich herumschleppt und an ihm zugrunde geht. Erst wenn die Zeit gekommen sein wird, wo man nicht mehr von dem Dichter, sondern nur noch von dem Sozialphilosophen Ibsen redet, erst dann wird die Sonne seines Genins uns erquickend und labend scheinen, ohne versengend zu wirken.

Dl. I. Mühlethaler:

Goethes wissenschaftliche Methode und ihre Bedeutung für die heutige Forschung.

Arthur Trebitsch, der Verfasser des gehaltvollen Buches „Antaios", macht einmal die geistreiche Unterscheidung zwischen einer primären uud einer sekundären Denkweise und dementsprechend zwischen primären undsekundärenDenkernaturen*). Diese Unterscheidung halte ich für einen glücklichen, vielsagenden Griff, besonders für denjenigen, der nicht auf bestimmte Persönlichkeiten und Geistesrichtungen a priori eingeschworen ist. Der jugendliche, für Neuartiges leicht begeisterungefähige Wissenschaftler ist für eine solche Unterscheidung vielleicht weniger eingenommen als der erfahrene Forscher mit seinem gesetzteren kritischen Denken. Der letztere hat sich eben nach und nach einen gewissen zuverlässigen Spürsinn dafür angeeignet, welche Werke uud Schriften nur relativen Wert haben und welches unvergängliche Güter sind, bei denen sich ihm immer neue Ausblicke eröffnen, je intensiver er sich damit beschäftigt. Aus solchen Werken spricht Persönlichkeit, ins Unbegrenzte weisende schöpferische Ichheit, während dort gleichsam nur eine endliche Individualität kluge Gedanken geschickt zu einem Ganzen ordnet. Der Laie vermag diese beiden Arten von Schöpfungen oft kaum voneinander zu unterscheiden. Goethe ist nach Trebitsch ein typischer Vertreter der primären Denkweise, während z. B. K a n t entschieden den sekundären Denkernaturen zuzurechnen wäre. Mit diesen zwei Persönlichkeiten hätten wir gleich die beiden bedeutendsten geistigen Instanzen an der Wende des 18. in das 19. Iahrhundert.

Anknüpfend an Goethes Wort, daß die Idealisten gar nicht zur Materie, die Materialisten aber nicht zum Geiste kämen, erklärt Trebitsch, dieser Ausspruch habe mehr für die Wahrheit getan als die meisten spekulativen Philosopheme. Sein Ideal ist, aus der Proportion: Schiller zu Goethe, wie Kant zu 3, dieses unbekannte 3 wirklich werden zu lassen, und das meint er, wäre dann möglich, wenn jenes unbewußt hinter Goethe ruhende Crkenntnismaterial, das die ewige, unerschütterliche Wahrheit impliziere, wahrhaft philosophisch durchdrungen und verarbeitet würde. So nur könnte der Zwiespalt zwischen Erfahrung und Idee, zwischen Natur und Geist:c. ausgeglichen werden. An der Verwirklichung dieses Zieles zu arbeiten, betrachtet er als seine Lebensaufgabe. Genau zu dieser Auffassung und Problemstellung ist auch der Verfasser dieses Aufsatzes durch seine

') Vgl. Arthur Trebitsch: „Die Sinne und das Dcnken", Arch. f, syst, «philos., Bd. XIX. Heft 1; ferner Antaios, 2, Buch: „Von der Erfahrung", „Produzierende und konsumierende Naturen", „Schiller und Goethe", „Dichter und Schriftsteller" ete.

Studien gedrängt worden. Diese Skizze, der ein seinerzeit im Lehrerverein zu Basel gehaltener Vortrag zugrunde liegt, möge aufgefaßt werden als ein bescheidener Beitrag zu diesem Unternehmen.

Kant und Goethe, zwei geistige Antipoden, lebten ungefähr zur selben Zeit und gingen aus der gleichen Nation hervor. Beide vereinigten, gleichsam wie zwei Brennpunkte, die Strahlen zweier Hauptrichtungen des menschlichen Geisteslebens in sich, jener zurück nach der Vergangenheit, dieser vorwärts nach der Zukunft hin. Kant untersuchte in einer Art und Weise, der man, was Gründlichkeit und Schärfe anbetrifft, bloß noch die besten Werke der Scholastik an die Seite stellen könnte, die intellektuellen wie die moralischen Funktionen der Menschenseele und suchte logisch die Tragweite des menschlichen Erkenntnisvermögens und der menschlichen Handlungen zu ergründen, um so einen sichern und allezeit zuverlässigen Boden für künftige Wissenschaft vorzubereiten. Es würde mich zu weit führen, hier genauer auf das Kantische System einzugehen, so sehr dies zum richtigen Verständnis der Goetheschen Weltanschauung auch wünschenswert wäre. Ich muß daher eine gewisse Kenntnis Kants beim Leser vora»»ssetzen.

Während Kant eine bedeutende philosophische Entwicklungsrichtung, ich möchte sagen, die auf das Immanente gehende, in ihrer Kulmination zu einem grandiosen Abschluß gebracht hat, so hebt mit Goethe, wenn zunächst auch noch ohne viel Aufsehen, eine neue, dem Wesen nach viel umfassendere philosophische Epoche an, die vielleicht berufen ist, den Menschengeist über die Kantischen Schranken hinweg in vorläufig noch kaum geahnte Höhen zu heben. Obzwar Kant Schule gemacht hat und Goethe als Denker sozusagen gar nicht, so liegt trotzdem in der Vernunftkritik der Keim zu einer unheilbaren Krankheit, der sie als Weltanschauung in absehbarer Zeit erliegen dürfte, während Goethes Lehren im Gegenteil einen Lebenskeim bergen, der erst in der Zukunft recht zur Entfaltung kommen kann, wenn einmal die materialistisch-subjektivistischen Ansichten mehr abgewirtschaftet haben. Der künstlerisch gestimmte Seher Goethe hat zwar nicht wie der Königsberger Denker ein philosophisches System in strengem Sinne geliefert, solch starre Abstraktion lag ihm nicht, aber er hat, mehr oder weniger bewußt, nach einem System geschaffen. Seinen Dichtungen und Abhandlungen liegt eine großzügige Philosophie zugrunde, eine wahre Weltweisheit, deren Fruchtbarkeit kommende Geschlechter sich nutzbar machen mögen. Vielleicht ersetzt sie dann die Kantische Lehre, deren Überzeugungskraft bis auf den heutigen Tag das menschliche Denken fasziniert hat. Gerade weil die beiden Denker zwei entgegengesetzte Geistesrichtungen vertreten haben, so blieben sie einander wohl auch im Leben fremd. Sie suchten zwar gegenseitig Anknüpfungspunkte, fanden aber keine, die eine dauernde Beziehung hätten ergeben können. Wenn man sich diesen Gegensatz recht klar machen will, so stelle man sich auf der einen Seite Kants „Kritik der reinen Vernunft" und auf der anderen Goethes Prosahymnus an „die Natur" vor. Beide,Werke sind fast zur selben Zeit publiziert worden. Dort

die ungeheuerlichste Schärfe und Breite im diskursiven Denken, hier die prägnante, fast aphoristische Kürze und Tiefe des Schauens.
Goethe gesteht selber: „Kants Kritik der reinen Vernunft... lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage? Ich habe beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit unbewußter Naivität und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen." Trotzdem hat Goethe nie abschätzend über Kant geurteilt, im Gegenteil hätte er es gerne gesehen, wenn er mit den Philosophen im Einklang gewesen wäre. Die Kritik der Urteilskraft zeigte dann eher eine Übereinstimmung mit seinen Ansichten, was ihm große Freude bereitete. Freilich sind es sonst gerade die prinzipiellsten Theoreme Kants, die Goethe ablehnen mußte, nämlich:
t. Die Subjektivierung der Naturgesetze, womit Kant aller dogmatischen Philosophie den Garaus zu machen hoffte. Dogmatisch gilt ihm dabei die Lehre, daß die uns sinnlich zugänglichen Dinge Dinge an sich d. h. absolute Wirklichkeitselemente seien.
2. Die scharfe Trennung zwischen dem erkennenden und dem handelnden Menschen konnte Goethe niemals billigen. Nach Kant sind ja die höchsten moralischen Werte keine Erkenntniswahrheiten wissenschaftlichen Charakters, sondern bloß praktische Postulate, deren Dasein aus dem kategorischen Imperativ der Pflicht, d. h. aus dem Gewissen, abgeleitet wird. Auf alle wissenschaftliche Einsicht in eine höhere als die sinnliche Sphäre muß der Mensch somit verzichten. —
Mehr Gefallen als an solchen demütigenden Lehren fand Goethe an der Ethik Spinozas, wo er die ihm angeborene Anschauungsweise in bezug auf die höchsten Dinge gleichsam philosophisch bestätigt fand, nämlich Gott in der Natur und die Natur in Gott zu sehen, welche Vorstellungsart den Grund seiner ganzen Eristenz ausmache.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe! '
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihn, lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Des weitern schaltet Kant aus der Natur eine höhere Weltordnung aus, wenigsten soweit sie unserer Erkenntnis zugänglich ist. Naturwissenschaft und Metaphysik vertragen sich wissenschaftlich nicht zusammen. Auch innerhalb der Natur selber macht er eine scharfe Trennung, indem er im Reiche des Anorganischen alles nach streng notwendigen und allgemeingültigen mechanischen Ge-

setzen erklärt wissen will, man denke an seine „Naturgeschichte und Theorie des Himmels", während im Reich des Organischen letztlich nur nach zweckvollen Ideen begriffen werden kann. Doch sind dabei diese Erklärungsgesetze nicht aus der Natur selber entnommen, sondern es sind Formen unserer subjektiven physisch-geistigen Organisation. Bei Kant ist die Natur ganz Geist, bei Goethe der Geist ganz Natur, um es ertrem auszudrücken. Letzterer wollte eben letzten Endes die gesamte Natur als eine Einheit in umfassenden Gesetzen begreifen und anerkannte zu diesem Zwecke keinen strengen Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt, oder Geist und Materie, auch nicht zwischen Organisch und Anorganisch.

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt "

Goethes Erkenntnistheorie: Wir wollen versuchen, Goethes Stellung zur Erkenntnistheorie in kurzen Zügen zu charakterisieren. Als Fichte dem Dichter seine „Wissenschaftslehre" übersendet hatte, antwortete ihm dieser zurück, daß er ihm den größten Dank schulde, wenn er ihn endlich mit den Philosophen aussöhnen könne, die er nie hätte entbehren, aber mit denen er sich auch nie hätte vereinigen können. — Goethe hatte seinerzeit schon darauf hingewiesen, was heute besonders von französischen Geistesforschern so nachdrücklich betont wird, daß es eine irrtümliche und einseitige Auffassung sei zu glauben, eine Wissenschaft könne nur insofern unser Erkenntnisbedürfnis endgültig befriedigen, als sie die Methode der Mathematik zulasse. Mathematik und erakte Naturwissenschaft galten bekanntlich auch Kant als allein vorbildliche, streng allgemein gültige Wissenschaften. Daß bei ihnen synthetische Urteile n prioi-i eristieren, glaubte er auch gar nicht mehr beweisen zu müssen, sondern baute schlechthin auf dieser Annahme weiter. Noch heute laboriert man an jenem Irrtum herum, und warum? Weil wir auch heute noch an einem typischen Mangel an Vertrauen auf das Denken leiden. Man sammelt nur und rubriziert und theoretisiert; aber man schwingt sich in der strengen Wissenschaft nicht zu umfassenden Synthesen auf. Wiv arbeiten mehr mit dem analysierenden Verstande statt mit der die wirklichen Zusammenhänge ergreifenden Vernunft.

Eins möchte ich vor allen Dingen hier noch betonen, nämlich, daß es in Goethes Schaffen und Forschen auf rein wissenschaftlichem Gebiete weniger auf die Resultate ankommt, als auf die Art und Weise, wie er zu diesen Resultaten gelangt ist. Wie man an die Natur Fragen zu stellen hat, das können auch wir fortgeschrittene Moderne noch von Goethe lernen. Es ist sicherlich nicht bloß eine zufällige Neigung gewesen, daß er sich während langer Iahre von den dichterischen Gefilden ferngehalten hat, um in mehr praktischen Fragen und wissenschaftlichen Problemen aufzugehen. Diese Tatsache versteht man nur, wenn man sich darüber klar ist, daß seine Wissenschaft wie seine Kunst aus denselben Urtiefen des Welt-

geistes stammen. Goethe betrachtete es als seine Aufgabe, einer und derselben Wahrheit von mehreren Seiten beizukommen, ihr mindestens zwei verschiedene Interpretationen geben zu können, eine künstlerische und eine wissenschaftliche. Wäre er sich nicht bewußt gewesen, daß seine wissenschaftlichen Forschungen ihm neue und tiefe Aufschlüsse über die Rätsel der Welt bringen und er durch sie hohen geistigen Gewinn davontragen würde, er müßte ein seltsamer Tor gewesen sein, seine besten Mannesjahre so unfruchtbar eiteln Dingen zu opfern. —

Was ist Erkennen? wird wohl die erste Frage der Erkenntnistheorie sein. An sie schließt sich die zweite an: Wie kommt Erkenntnis zu-stande? Die Verneinung der ersten, d. h. der Beweis der Unmöglichkeit wirk-licker Erkenntnis, macht die zweite überflüssig.

Goethe vertritt den Standpunkt des R e a l i s m n s, war sich jedoch darüber klar, daß die unmittelbare Sinneserfahrung noch keine Erkenntnis ist, sondern nichts weiter darstellt, als eine Folge zusammeuhangloser Wahrnehmungsakte, die in unserer Seele ein unübersichtliches Chaos bilden würden, wenn nicht das Denken als ordnendes Prinzip hinzukäme. Was das Denken als solches ist, soll nachher noch genauer erörtert werden. Es ist für uns zunächst auch eine bloße Erfahrungstatsache, wie irgend ein anderes Erlebnis. Unsere Sinne betrügen uns nach Goethe normalerweise nicht; sie liefern uns die Wirklichkeit in ihrer wahren Gestalt. Freilich ist diese so gegebene Form der Wirklichkeit erst dann fertig, wenn die Wahrnehmungen denkerisch durchdrungen sind, wenn zum sinn-lichen Bild hinzu noch der den Zweck und Sinn des Dinges offenbarende Begriff gekommen ist. Ein solcher Realismus, wie ihn etwa Goethe vertreten hat, gilt zwar heute vielfach als unwissenschaftlich und durch Physik, Physiologie :e. zwingend widerlegt. Ia, es haben seltsamerweise Philosophie wie Naturwissen-schaft den denkbar größten Scharfsinn aufgewendet, um eine Ansicht totzuschlagen, die naiverweise jeder Mensch für das allein Vernünftige hält, nämlich, daß unsere Sinne uns die Dinge so zeigen, wie sie wirklich sind. Die Dinge sind dem ge-sunden Menschenverstand zugleich die Dinge an sich!

In E. v. Hartmanns Schrift: „Grundprobleme der Erkenntnistheorie" kann man sich ziemlich erschöpfend über das Für uud Wider des Realismus orientieren. Hartmann selber vertritt den „transzendentalen Realismus".

Wenn es nicht über den Rahmen unseres Aufsatzes hinausginge, so ließe sich zeigen, daß sich für den Realismus noch andere logisch zwingende Gründe anführen lassen, die freilich bei dem großen Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit unserer Sinnesfunktionen leicht übersehen werden. Auch fällt es dem vom Kanti-schen Kritizismus mehr oder weniger besessenen modernen Erkenntnistheoretiker oft schwer, sich auf völlig neutralen Boden zu begeben und gar nichts als das faktisch Gegebene vorauszusetzen. Wenn eine Erkenntnislehre, wie zum Beispiel die Schopenhauersche, gleich mit der apodiktischen Behauptung beginnt: „Die Welt ist meine Vorstellung", so hat sie dann in der Folge leichtes Spiel, ihren

Parteistandpunkt logisch herauszuarbeiten. Der Goethesche Standpunkt soll nur durch einige Andeutungen kreditiert werden, da es, wie gesagt, nicht möglich ist, seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit hier in exteu»o zu beweisen.

Offenbar kommt es bei der Entstehung einer Wahrnehmung nicht so sehr auf die Form ihres Auftretens als auf ihren wesentlichen Inhalt an. Dabei muß wohl ein bestimmter Wahrnehmungsinhalt unseres Bewußtseins mit dem Inhalt der nach außen an das Ding projizierten Wahrnehmung übereinstimmen, wenn anders die ganze Sinnesapparatur einen Sinn haben soll. Und diese Zweckursachlichkeit dürfte ihr zuteil geworden sein durch die Iahrtausende lange kontinuierliche Anpassung. Die ganze Einrichtung unserer Sinne läßt sich in gewisser Weise vergleichen mit dem Telegraph, der vor allen Dingen den Zweck hat, den Geistesinhalt der anfgegebenen Depesche wahrheitsgetreu in die Ferne zu schicken, um am passenden Ort wieder aufgenommen zu werden. Wäre es zum vornherein unmöglich, den Inhalt einer Depesche sinngetreu zu übermitteln, so würde der Telegraph schwerlich eristieren. Daß die Sinnesorgane uns die Dinge nicht mit ihren wirklichen Eigenschaften und Verhältnissen überliefern sollen, um sie unserem Bewußtsein zuzuführen, wäre unsinnig anzunehmen. Zu einer solchen Lüge hätte sich die Natur wahrlich nicht so viel Mühe zu geben brauchen, um die betreffenden Organe zum Teil bis zu so erstaunlicher Vollkommenheit zu entwickeln. Das Auge ist am Licht und durch das Licht, das Ohr am Ton und durch den Ton geschaffen worden, nicht umgekehrt ist das Auge das Primäre und erzeugt das Licht :c. In jener Art faßte es Goethe, in dieser z. B. Schopenhauer auf.

Unsere Sinne repräsentieren nur die eine Reihe der Offenbarungsmöglichkeiten der Dinge, aber das sind nicht alle. Das Denken stellt eine zweite Art derselben dar. Schon Lessing hatte seinerzeit darauf hingewiesen, daß es vielleicht noch weitere Möglichkeiten gibt, die Dinge zu erfassen. Warum sich z. B. die Farben physikalisch als Ätherschwingungen oder dergleichen manifestieren, beruht darauf, daß man sie eben gerade nur von dieser physikalischen Seite her betrachtet und daß sie innerhalb des Mediums vom Ding zum Auge gar keine andere Möglichkeit des Auslebens haben als die der elastischen Beschaffenheit des Äthers gemäßen transversalen Schwingungen. Auge, Nerven, Gehirn, menschliches Bewußtsein sind ganz andere Medien, daher hier auch ganz andere Reaktionsmöglichkeiten. Ähnlich verhält es sich bei den übrigen Sinnen. Über die eigentliche wesenhafte Stofflichkeit der Dinge läßt sich auf diese Weise nicht das Geringste ausmachen. Ob sie in Atomen, Elektronen, Kraftzentren, Monaden oder etwas rein Geisiartigem besteht, können uns die Sinne nicht offenbaren.

Nun fordert aber die Anschauung überall, wo Erkenntnis zustande kommen soll, den Begriff als notwendige Ergänzung, so daß die wahrhafte Erkenntnis nur in einer Synthese von Anschauung und Begriff liegen kann. Weder dieser noch jene allein können definitiv nnserm Erkenntnisbedürfnis genügen. Weil ferner der Inhalt des Begriffs meist einen mehr allgemeinen Charakter hat, so kann

dieser Inhalt nicht wohl bloß aus der Erfahrung abgeleitet sein; denn deren Wesen ist ja die absolute Besonderheit. Der Begriff gibt sich seinen Inhalt selber; er ist nicht eine bloße Abstraktion aus der sinnlichen Erfahrung, sondern repräsentiert das selbständige Produkt einer besondern Aktivität, nämlich des Denkens. Ohne Denken wäre all unser Wissen bloße Chronik, nie aber systematisch gegliederte Wissenschaft. Das Denken muß innerhalb der subjektiven Erfahrungstatsachen zwar zunächst auch als solche angesprochen werden; nur ist beim Denken dasjenige, was man bei der sinnlichen Erfahrung noch außerdem sucht, schon mit gegeben. Hier braucht man zu dem Gegebenen, das ist dem Gedachten, nicht noch eine weitere innere Gesetzmäßigkeit hinzuzufügen. Das Denken ist eine letzte, nicht weiter rektifizierbare Funktion unseres Geistes. Nur im Denken sind uns die Gegenstände unmittelbar in der Form gegeben, die wir als die allein zureichende und befriedigende betrachten, nämlich der wissenschaftlichen. Merkwürdig ist, daß das Denken als solches selber wieder zum Objekt des Denkens gemacht werden kann. Dieses Denken des Denkens hat schon Aristoteles als die vornehmste, ja höchste Tätigkeit überhaupt bezeichnet und sie als die dauernde Beschäftigung Gottes gepriesen. Nur vermittelst solcher Tätigkeit kann Erkenntnistheorie zustandekommen. Goethe freilich hatte eine Abneigung gegen derartig abgezogene Denktätigkeit, brachte es deshalb auch zu keiner förmlichen Erkenntnislehre; aber er hat doch die Wege dazu geebnet.

Die Wahrnehmung gibt uns über sich selber keinen Aufschluß; sie provoziert im Gegenteil noch Rätsel, welche allein das Denken zu lösen berufen ist. Während alle sinnliche Wahrnehmung für mich als ein schlechthin Gegebenes dasteht, so habe ich in den Produkten des Denkens etwas, von dem ich wissen kann, wie es zustande kommt, weil ich es eben im Denken ins Bewußtsein schaffe, und zwar kenne ich es als Ganzes und in allen seinen Teilen. Wenn ich einmal ein Ding so durchschaue, wie ich meine eigenen Gedanken, meine Begriffe zu durchschauen vermag, so daß ich gleichsam in jedem Stadium ihres Werdens mit dabei bin, s» erkenne ich das Ding ganz. „Das Wesen eines Dinges erforschen", sagt einmal Rudolf Steiner in einer Schrift über Goethe, „heißt also, im Zentrum der Gedankenwelt einsetzen und aus diesem herausarbeiten, bis uns ein solches Gedankengebilde vor die Seele tritt, das uns mit dem erfahrenen Ding identisch erscheint." Zwischen Denken und Sein eristiert somit nicht jene unüberbrückbare Kluft, die manche Philosophen anzunehmen geneigt sind. Dabei käme dann den Produkten des Denkens, den Begriffen, nicht bloß jene subjektive Bedeutung zu, wie sie Kant und seine Anhänger lehren. Goethe vertritt entschieden die Meinung, daß der Begriff zwar subjektiv in die Erscheinung, ins Bewußtsein gebracht werde, daß er aber inhaltlich und wesenhaft ein Objektives darstelle, so gut wie die Wahrnehmung; nur ist dieses begrifflich Objektive viel subtilerer Natur als die Wahrnehmung. Goethe verwischt durch seine eigenartige Begabung geradezu den Unterschied zwischen Denken und Wahrnehmen. Wir kommen

später noch darauf zurück. Den Gedankeninhalt produzieren wir nicht so, daß wir bestimmen, welche Verbindungen unsere Gedankenelemente eingehen müssen; wir geben nur die Gelegenheitsursachen, daß sich der Gedankeninchalt seiner eigenen Natur gemäß offenbaren kann. Wir sind gleichsam die aktiven Gefäße, den Ideenfond der Welt aufzunehmen, ihn mit dem Wahrnehmungsinhalt zu einer Einheit zu verknüpfen und so Erkenntnis zu erzeugen. Unser Bewußtsein ist also nicht der primäre Erzeuger der Begriffe, sondern repräsentiert bloß eine Möglichkeit, sie aus ihrer Verzauberung in den Dingen gleichsam zu erlösen und zu begreifen. Der Mensch kann somit nicht nur da sein, um sich aus der fertig gegebenen Welt ein überflüssiges Bild zu machen, sondern er unterstützt selber den Offenbarungs- und Selbsterkenntnisprozeß der Welt und ist an deren Vollendung aktiv beteiligt. Der Sinn aller Kreatur, so sagt schon der Mystiker Iakob Böhme, liegt schließlich darin, daß sie zur Selbsterkenntnis und Offenbarung gelange.

So ist allerdings die Wahrheit nach Maßgabe ihres Zustandekommens zunächst subjektiv und gestaltet sich dementsprechend bei verschiedenen Menschen verschieden. Sie hat also sozusagen Grade je nach der geistigen Größe des Erkennenden. Nur der in bezug auf gewisse Dinge vollendete Geist, oder wie Goethe sagt, der umfassende Mensch, hat absolute Wahrheitserkenntnisse. Bei den übrigen Menschen passen sich die Erkenntnisse immer der persönlichen Eigenart an. Ie trivialer eine Wahrheit ist, desto mehr Menschen gelangen in ihren vollständigen Besitz. Bei den höchsten Wahrheiten hingegen herrscht selbst unter den gelehrtesten Menschen Meinungsverschiedenheit. „Die Wahrheit spricht daher im Innern der einzelnen Menschen verschiedene Sprachen und Dialekte"; in jedem wahrhaft großen Menschen spricht sie ihre eigene Sprache, die nur dieser Persönlichkeit zukommt. Wenn es aber einmal umfassenden, sich selbst erkennenden Persönlichkeiten gelungen ist, all das subjektive Beiwerk von sich abzustreifen, das ihnen die volle Wahrheit verdunkelt, so werden sie dann nach Maßgabe des wesenhaften Inhalts eine und dieselbe Wahrheit erkennen. Daher Goethes Wort: „Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige."

Ins Innere der Natur zu dringen gelingt somit nur dem umfassenden Menschengeist; aber diesem gelingt es wirklich, was immer auch Gegenteiliges gesagt werden mag. Erkenntnisgrenzen gibt es für ihn nicht. Die Natur liegt wie ein offenes Buch vor ihm ausgebreitet; es kommt nur darauf an, wie weit er buchstabieren und lesen gelernt hat. Darüber klärt uns folgendes Zitat auf, worin sich Goethe gegen Haller wendet:

„Ins Innere de« Natur —"
O, du Philister! —
„Dringt kein erschaffener Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an sokches Wort

Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weist"
Das hör ich sechzig Iahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist."

Das Naturerkennen.

1. Die anorganische Natur: Auf Grund dieser eben entwickelten erkenntnistheoretischen ilberzeugung, die man freilich in seinen Werken nirgends in systematischer Form ausgebaut findet, die sich aber aus einzelnen Äußerungen und besonders aus seinen Problemstellungen aü Koe konstruieren läßt, hat Goethe nun künstlerisch wie wissenschaftlich gearbeitet. In diesen Leitsätzen, die ihrem Inhalte nach ihm vielleicht mehr gefühlsmäßig als abstrakt bewußt waren, haben wir den geheimen Kompaß zu suchen, der diesem großen Geiste eine so eminente Lebenssicherheit und Zielbewußtheit verschaffte.

Wir wollen nun untersuchen, wie weit jene allgemeinen Grundsätze auch auf spezielleren Gebieten des Wissens Anwendung und Bestätigung gefunden haben. Daraus können wir vielleicht dann Nutzanwendungen für unsere modernen Forschungsmethoden ziehen. Zunächst die anorganische Natur.

Der berühmte französische Philosoph Bergsonhat in seinen bahnbrechenden Werken überzeugend nachgewiesen, daß unsere Verstandeserkenntnis vorwiegend praktisch orientiert ist, d. h. daß das menschliche Denken und Erkennen in innigstem Zusammenhange steht mit unsern Lebensäußerungen. Wir treffen hinsichtlich unseres Erkennens aus den uns umgebenden Naturobjekten und Vorgängen gleichsam eine Auslese gemäß unserer Lebensbedürfnisse. Wir vergewaltigen die Welt, indem wir sie zergliedern in solche Teile, die sich unserer Verstandeserkenntnis leicht fügen, während wir die andern, bei denen das nicht der Fall ist, auf der Seite lassen. Vermittelst mathematischer und logischer Prinzipien suchen wir dann in den fügsameren Teil der Wirklichkeit Ordnung zu bringen. Die Materie hat nach Bergsons Ansicht gleichsam einen geometrisel'en Koeffizienten bekommen.

Nun ist aber dieses mechanisch-mathematische Moment bloß das eine Ordnungsprinzip der Welt, das andere ist ein mehr dem Zweckprinzip analoges.

Die Wissenschaft der letzten Iahrhunderte zeigt die ausgesprochene Tendenz, das erstere Ordnungsprinzip so viel als möglich auf alle Naturvorgänge auszudehnen,

obgleich so manchen Prozessen und Erscheinungen Gewalt angetan werden muß. Erst in neuester Zeit — es mag das vielleicht zusammenhängen mit dem Aufblühen der Biologie — beginnt man wieder mehr das Funktionale an Stelle des Statischen zu setzen. Daß in bezug auf viele Naturerscheinungen die statisch-diskursive Methode unzulänglich ist und einem mehr dynamisch-intuitiven Erkennen Platz machen muß, hat Bergson nachdrücklich betont. Die letztere Erkenntnismethode sucht sich mehr in die Ganzheit eines Dinges oder Vorganges „e i n - zufühle n". Das versteht Bergson unter Intuition. Sie überbrückt den Abgrund, welchen die Jahrhnnderte alte Mechanisierungstendenz allmählich in die Welt unseres Bewußtseins gewühlt hat.

Denselben Standpunkt nahm schon Goethe ein und vertrat ihn speziell in seinen naturwissenschaftlichen Schriften mit großer Entschiedenheit. Bei ihm eristiert hinsichtlich der Erkenntnismethode ein großer Unterschied zwischen dem Anorganischen und dem Organischen. Die zünftige Wissenschaft freilich kennt einen solchen nicht, im Gegenteil, sie sucht nach Möglichkeit dem Lebenbegabten mit denselben mechanisch-physikalisch-chemischen Grundsätzen beizukommen, mit denen sie die leblose Welt erklärt. Und das kann man als den fundamentalen Irrtum der modernen Naturwissenschaft bezeichnen! Es schwebt auch dem heutigen Naturforscher immer noch so ein wenig die Laplaeesche Weltformel vor. Goethe hingegen meint: „Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: Redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald etwas anderes." In alter Reminiszenz an Kant hält man wissenschaftlich dafür, daß wir schlechterdings nur konstruiert sind, um mechanisch-physikalisch-chemische Verhältnisse wissend zu erfassen. Das Organische hingegen kann nicht restlos in unsere Erkenntnis eingehen. Goethes Kausalitätsbedürfnis und Erkenntnisdrang waren in keiner Weise damit schon befriedigt, sämtliche Naturvorgänge auf eine durchsichtige Mechanik der Atome oder dergleichen zurückgeführt zu haben. Diese Tendenz erscheint ihm als der Ausdruck menschlicher Bequemlichkeit, ähnlich wie Bergson. Zwar gibt auch z. B. Wilhelm Ostwald zu, daß mittelst des Prinzips der Energetik man nicht allen Naturerscheinungen gerecht zu werden vermag, daß es noch ein umfassenderes Prinzip geben müsse, von dem jenes nur ein Spezialfall sei. Er hat jedoch ein solches nicht geliefert. Wohl aber hat vor hnndert Iahren Goethe eines aufgestellt, und damit glaubte er ein Programm entworfen zu haben für die Aufgaben der Naturwissenschaft der Zukunft. Nach Goethe geht dem Menschen eine der Art nach höhere Erkenntnis durchaus nicht ab, nur braucht er zu deren Entwicklung eine gehörige Schulung. Goethe hält es für unsinnig, die Dinge der Sinnenwelt in eine Gruppe von Eigenschaften aufzulösen und diese dann allen übrigen Sinnendingen gleichsam unterschieben zu wollen. Worauf es ankommt, ist, die notwendigen und objektiven Zusammenhänge der Erscheinungen als solcher zu untersuchen. Die dazu erforderlichen Erklärungsprinzipien müssen dem Erkenntnisobjekt selbst angemessen sein und sich ans ihm

ergeben. Sie zum vornherein den Objekten aufzunötigen, ist unstatthaft. Ein paar „Sprüche in Prosa" mögen die Richtigkeit unserer Interpretation belegen. Goethe sagt z. B.:

„Der eingeborenste Begriff, der notwendigste, von Ursache und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrtümern."

„Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten; weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist."

„Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter."

„Ein großes Übel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Tuns und Handelns. Tätig wird er selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache."

In der wahren Wissenschaft soll nach Goethe untersucht werden, welche Phänomene zu bestimmten andern Phänomenen in notwendiger, und welche in mehr oder weniger zufälliger Beziehung stehen. Kenne ich alle notwendigen Umstände, die eine Erscheinung zustande bringen, als Erperiment oder Naturvorgang, so verstehe ich das betreffende Phänomen. Solche Erscheinungen aber, zu deren Entstehung man alle notwendigen Bedingungen kennt, heißt Goethe Urphänomene oder, wenn sie in begriffliche Form gekleidet sind, Naturgesetze. Urphänomene sind also dem Wesen nach einfache, keiner weitern Erklärung mehr bedürftige Erscheinungen. Im reinen Phänomen offenbart sich uns aus einer Summe sinnlicher Wahrnehmungen heraus ein ganz bestimmter ideeller Zusammenhang. Die Urphänomene lassen sich gewissermaßen vergleichen den Ariomen in der Mathematik. Kompliziertere Erscheinungen suchte Goethe immer in Urphänomene zu zerlegen, um sie so dem Verständnis zugänglich zu machen. Licht und Farben sind für ihn Urphänomene. In bezug auf letztere will er von allem Räumlich-Zeitlichen abstrahieren, weil nach seiner erkenntnistheoretischen Überzeugung die Farben sich als unmittelbar wahre Entitäten in unserm Bewußtsein ausleben. Ihr Wesen in räumlich-zeitlichen Schwingungszuständen zu suchen, ist mindestens so einseitig, als sie bloß in ihren sinnlich-sittlichen Gefühlsreaktionen gelten zu lassen.

„Auf die primären, die Urversuche kommt alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es gibt auch sekundäre, tertiäre usw.

Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so venvirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war." Allerdings sagt Goethe an anderer Stelle auch wieder: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums." —

Der Naturforscher sollte also danach trachten, innerhalb der unorganischen Natur möglichst vollständig die Urphänomene aufzudecken, an denen er in durchsichtig klarer Weise das Hervorgehen der Wirkung aus dem Bewirkten durchschaut. <3s wäre höchst taktlos, wollte man aus dem Naturganzen nur ein paar Erscheinungen herausgreifen und daraus dann eine Theorie oder Hypothese aufbauen, um aus ihr alle übrigen Erscheinungen abzuleiten. Wenn man aber zu den notwendigen Bedingungen des Urphänomens noch die mehr zufälligen neuen Bedingungen hinzufüge, so kann man auch die abgeleiteten Phänomene verstehen. Bei jenen hat man im Einzelfall ein Allgemeines zu sehen, das tausend Sonderfälle aufwiegt. Für Newton war seinerzeit der fallende Apfel ein Urphänomen, das ihm das Gesetz der Gravitation offenbarte, für Galilei waren es die schwingenden Leuchter im Dome zu Pisa. Die Erscheinungen der Welt treten uns freilich nur in den seltensten Fällen in dieser Form entgegen. Aufgabe des wissenschaftlichen Denkens ist es daher, die uns vorläufig noch unverständlichen abgeleiteten Phänomene in Grundtatsachen umzuwandeln, die wir ohne weiteres zu erkennen vermögen. Hinter den Erscheinungen noch irgendein Verborgenes, ein Ding an sich zu suchen, ist nach Goethe ein höchst unsinniges Gebaren. „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre."

Aus diesen Perspektiven heraus wird uns nun Goethes Farbenlehre verständlich. Die Erscheinungen der Optik hat er mit unsäglicher Mühe jahrzehntelang eifrig beobachtet und untersucht. Von der Überzeugung ausgehend, daß das Licht als „das einfachste, unzerlegteste und homogenste Wesen" zu betrachten sei, stellt er sich in den schroffsten Gegensatz zu Newton, der es bekanntlich aus verschiedenen Farben zusammengesetzt sein läßt und von dieser Voraussetzung aus-auch erperimentierte und mathematisch spekulierte, während Goethe streng gegenständlich zu bleiben vermeinte. Ohne durch tiefere philosophische Überzeugungen gedeckt zu sein, wäre es von einem Nicht-Mathematiker wie Goethe ein ganz wahnwitziges Unterfangen gewesen, eine scheinbar absolut feststehende Wissenschaft gleichsam von vorue anfangen und auf ganz neue Grundlagen stellen zu wollen. Goethe ging ursprünglich aus vom Studium des malerischen Kolorits, das ihn in Italien zu interessieren begann und ihn dann zu seinen optischen Forschungen anregte. Allein alle diesbezüglichen Veröffentlichungen blieben schon von seinen Zeitgenossen ganz unberücksichtigt. Trotzdem ließ sich Goethe nicht entmutigen und gab sogar 18tO seine „Allgemeine Farbenlehre" heraus. Er baute eben auf das Verständnis kommender Geschlechter, wieso sollte ein sonst

so objektiver Geist anders in dieser hartnäckigen Art an irrigen Überzeugungen festgehalten haben?

Die Hauptpunkte seiner Farbenlehre sind kurz die:

Das durchaus unzusammengesetzte Licht kann nur dann Farben erzeugen, wenn es mit einem Dunklen in Konflikt kommt. Farben sind also Wirkungen von hell und dunkel. Das Prisma dient nicht zur innern Zerlegung des Lichtes, sondern zur geeigneten Übereinanderschiebung von Hellem und Dunklem. Als die beiden einzigen reinen Farben sind anzusehen gelb und blau. Alle übrigen Farben entstehen durch Mischungen sowohl der Grund- wie der abgeleiteten Farben. Goethe vergleicht trefflich Newtons Farbentheorie mit der Hallerschen Einschachtelungslehre. Newton hätte nach Goethe in der Lehre vom Licht und den Farben eine bloß ideelle Beziehung zu einer reellen gemacht.

Auf eine gründliche Diskussion dieser Materie können wir uns hier nicht einlassen; aber sie wäre sicherlich keine undankbare Aufgabe für einen berufenen Gelehrten und würde auch auf andere wichtige Probleme bedeutsame Schlaglichter werfen.

2. Die organische Natur: Nicht speziell das, was Goethe als Forscher auf dem Gebiet des Organischen Neues zutage gefördert hat an Einzeltatsachen, soll uns hier interessieren, sondern auch wieder wie im Frühern mehr die Art und Weise, wie er die lebendige Natur nach ihren Geheimnissen zu befragen und nach ihren Eigentümlichkeiten und Gesetzmäßigkeiten zu beobachten unternommen hat. Seine zum Teil bedeutenden Einzelentdeckungen sind ihm willkommene Belohnungen gewesen, die sich aber mehr beiläufig aus seinem großartig angelegten Forschungsplan ergeben haben.

Wer ausschließlich auf die Kantischen Lehren eingeschworen ist, der muß zum vornherein Goethes Methode auf diesem Gebiete ablehnen, besonders deshalb, weil sie zur Erkenntnis des Organischen ein wesentlich anderes Organ beansprucht, als das ist, was die Kantianer für die Naturerkenntnis überhaupt als allein geeignet erklären. Goethe wollte nämlich für die organische Welt eine Erkenntnismethode schaffen, die in jeder Beziehung ebenso Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit machen kann, wie die in der Anorganik gebräuchliche. Er sah ein, daß man die anorganischen Methoden nicht schlechthin auf jenes organische Weltreich anwenden dürfe. In das organische Gebiet spielt nämlich ein Faktor hinein, den man nicht einfach übersehen darf, wie das leider oft geschieht, sondern der geradezu den Kern dieser Sache ausmacht. Wir meinen das Prinzip desLebens. In jedem Organismus herrscht im Gegensatz zum Nicht-Organismus eine Einheit, die man in allen Metamorphosen der äußern Gestalt immer wieder findet. Auch zeigt die Kette der Umwandlungen einen Sinn; man kann darin ein erstes und ein letztes Glied unterscheiden, was bei anorganischen Gebilden nicht der Fall zu sein braucht und auch selten der Fall ist. Hier kann.

die Reihe der Umgestaltungen nach einer beliebigen Richtung weiter gehen; es kommt nur auf die jeweiligen neu auftretenden Faktoren an. Im Anorganischen haben wir eben unumschränkte Wechselwirkung, im Organischen dagegen wirkt in jeder Art, ja sogar in jedem Individuum eine Entelechie, d. i. eine das Lebewesen zu möglichst vollkommener sinnlicher Erscheinungsform drängende Kraft. Diese entelechische Tendenz läßt sich in jedem Organismus beobachten, selbst im primitivsten. Dieser ist also letztlich nur in seinem Werden, in seiner Entwicklung restlos zu begreifen. Das Erkenntnisvermögen aber, mit dem wir ein fortwährendes Geschehen, eine Entwicklung begreifen können, ist nicht der Verstand, der ausschließlich auf das Stabile geeicht ist und nur zum Sezieren und Analysieren sich eignet. Hier bedarf es jener höhern Funktion des Geistes, die Vernunft genannt wird. Sie fragt nach dem „Woher" der Dinge und ist imstande, eine Vielheit zu einer Einheit zu verknüpfen. Mit bloßer Sinnenbeobachtung ist der Pflanze oder dem Tier niemals ganz beizukommen. Sie kann nur Tatsachenmaterial liefern, das der Verstand sichtet; aber die eigentlichen Zusammenhänge sieht erst die Vernunft ein. Bezüglich einer streng wissenschaftlichen Erfassung des Lebendigen stehen wir noch in den ersten Anfängen. Wir wären in der Biologie vielleicht erheblich weiter voran, wenn Goethes diesbezügliche methodische Winke mehr berücksichtigt worden wären und dafür jenes verderbliche Bestreben, die gesamte Welt in physikalische Schablonen zu zwängen, zurückgetreten wäre. Für Goethe ist eben der Organismus nicht bloß eine kompliziertere Art des Mechanismus, sondern etwas von Grund auf Verschiedenes. Daß er dabei nicht bloß ein Dilettant, sondern ein ernsthafter Forscher war, beweisen seine gründlichen Studien in Botanik und Zoologie. In der wunderbaren Naturfülle Italiens ist ihm nach angestrengtem Bemühen endlich das geistige Licht aufgegangen, mit dem er die Gesetzmäßigkeit organischen Entstehens und Geschehens ergründen zu können glaubte. Was ihm da klar wurde, drückte er z. B. ans in den Versen:

„So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiftlein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag welfen kann."

Im Typus, dem wahren Urorganismus, glaubte er den Schlüssel entdeckt zu haben, um die ganze Fülle organischen Lebens in einen gesetzmäßigen, wahrhaft wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen. Nur der Typus, resp. seine beiden Ausgestaltungen als Urpflanze und Urtier, ist imstande, in die

Ableitung der verschiedenen Pflanzen- und Tierformen auseinander Sinn zu bringen. Die Typuslehre, so erklärt ein Goetheforscher, ist ein eminent tieferer Gedanke, als ihn Darwin in seiner Entwicklungstheorie ausgesprochen hat. Denn in dieser letzteren wird ohne logische Stringenz einfach das Spätere aus dem Frühern abgeleitet. Darwins zeitlich Erstes braucht aber noch kein prinzipiell Erstes zu sein.

Der Typus als solcher ist freilich nicht ein irgendwo in der Natur sinnlich Realisiertes. Er ist eher so etwas wie die I d e e, das schöpferische Bildungsgesetz der Pflanze oder des Tiers. Um aber eine Idee zu erfassen, bedarf es einer höhern Art des Anschauens, zu der sich der Forscher meist erst hinaufarbeiten muß. Wer das nicht tut oder nicht imstande ist, dem bleibt der Organismus immer ein Rätsel. Der Typus spielt im Reich des Organischen dieselbe Rolle wie das Naturgesetz im Reich des Anorganischen; nur läßt er sich im Unterschied zum Urphänomen nicht verstandesbegrifflich firieren. Er hat etwas Proteusartiges an sich und kann mehr nur als Ganzes erschaut, denn begrifflich deduziert werden. Wer also nach Goethe auf dem Gebiete der Botanik nicht bloßer Tatsachensammler sein will, sondern das geheimnisvolle Füreinander und Auseinander der verschiedenen Formen ergründen möchte, der muß die Urpflanze schauen können, oder auf dem Gebiet der Zoologie das Urtier. Auf Einzelheiten näher einzugehen, erlaubt uns der Rahmen dieses Aufsatzes nicht; ich möchte andern nur die Anregung geben, einmal die Fruchtbarkeit dieser Gesichtspunkte ohne Vorurteil zu prüfen. —

Wie ist es nun möglich, die geforderte Fähigkeit, Ideen zu erschauen, sich anzueignen? Goethe behauptet, selber die Urpflanze wirklich erlebt zu haben; in bezug auf das Urtier kann nicht das gleiche gesagt werden. Dies bleibt einem Späteren vorbehalten. —

Nun wären wir in unserer Untersuchung wieder an der Grenze desPhilo - sophischen angelangt, und auf diesem Boden dürfen wir nun in gewisser Weise dort fortfahren, wo wir früher bei der erkenntnistheoretischen Auseinandersetzung stehen geblieben sind.

Wer sich gründlicher über diese Zusammenhänge zu orientieren wünscht, als sie in der Kürze hier gegeben werden konnten, der lese die herrlichen Aufsätze Goethes in seinen naturwissenschaftlichen Werken und vielleicht auch die sehr bedeutenden Einleitungen, die Nr. Rudolf Steiner zur Kürschnerschen Ausgabe jener Werke geschrieben hat. Vor allem wichtig für unsere momentane Frage ist die Skizze, betitelt: „Verfolg: Glückliches Ereignis", worin jenes denkwürdige Gespräch zwischen Goethe und Schiller über die Idee wiedergegeben ist. Eine seltene Fähigkeit ist Goethe in hohem Maße zugute gekommen, nämlich sein gegenständliches Denken, resp. sein sinnlich-geistiges Anschauen. Das ist aber gerade die Fähigkeit, welche nötig ist zum Schauen

der Ideen. Es ist tatsächlich ein glückliches Ereignis, daß jene beiden in bezug auf Weltanschauung einander diametral entgegengesetzten Geistestypen sich gefunden haben, die repräsentiert sind in Goethe und dem Kantianer Schiller. Beide zusammen haben die Idee als etwas erkannt, was weder nur aus dem Subjekt, noch allein aus dem Objekt, d. h. aus der sinnlichen Erfahrung, zu gewinnen ist, sondern nur durch das Zusammenwirken beider erlangt wird. Die Freundschaft Goethes zu Schiller symbolisiert diesen Erkenntnisprozeß. Wir können, in Anlehnung an Bergson, jene Fähigkeit, das schöpferische Gesetz in den Dingen, speziell in den Organismen zu erkennen, als Intuition bezeichnen und dürfen dann den Satz aufstellen, daß eben deshalb Goethe für die künftige Wissenschaft so eminent vorbildlich ist, weil sein ganzes Wesen auf Intuition angelegt war. Intuitiv werden, sollte die Losung des ernsthaften Forschers der Zukunft sein! Durch solche Innenanschauung allein schmiegt er sich dem sehr subtilen Lebendigen so an, wie es zur restlosen Erkenntnis desselben notwendig ist. Der diskursive Forscher muß sich dem intuitiven gegenüber ausnehmen wie ein Uhrmacher in groben Zwilchhandschuhen. Auch Kant gibt in seiner „Kritik der Urteilskraft" die Möglichkeit eines intuitiven Erkennens für das Gebiet der Kunst zu. Es wäre das dann ein iutelleotn» areliet^pu» im Gegensat z zum iutellketu» eetvpus. Goethe könnte demnach auch zu jenen umfassenden Intelligenzen gezählt werden, die das „Abenteuer der Vernunft" bestanden haben, wie der alte Königsberger die intuitive Erkenntnis nennt, und zwar nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft.

Unsere Sinne allein, das dürfte aus dem Gesagten klar geworden sein, vermögen das wahre Wesen der Dinge nicht zu erkennen; aber es kommt dem Sinnlichen gleichsam aus unserm Innern heraus ein Geistiges entgegen, und in der Vereinigung der beiden entsteht dann die absolute Erkenntnis.

Was Goethe als Künstler unbewußt vollführte, nämlich das Erschauen der Idee, das suchte er sich als Wissenschaftler in der nunmehr dargestellten Weise klar zu machen. Daher darf es niemals als eine bloß dilettantische Neigung bezeichnet werden, daß er sich so lange und so intim mit der strengen Wissenschaft abgegeben hat. Er erlauschte in ihr den wunderbar tiefen Sinn der orphischen Urworte.

Aus der Manifestation geheimer Naturgesetze glaubte er schließlich auch das ethische und ästhetische Problem lösen zu können. Im Sittlichen ist nämlich das sinnliche Korrelat der Idee nicht von außen gegeben, sondern es wird im menschlichen Handeln erst geschaffen, und so verhilft der sittlich handelnde Mensch der Idee gleichsam zu ihrer Realisierung. Da ihr nicht a priori ein Inhalt zukommt, so drängt diese sittliche Idee, die zuerst im Bewußtsein des umfassenden Geistes in ihrer wesenhaften geistigen Reinheit auftritt, zur Erschaffung eines angemessenen Inhalts und veranlaßt die Verwirklichung einer sittlichen Weltordnung überhaupt.

Auch das Schöne ist für Goethe schließlich nur eine höhere, vollkommenere Art des Natürlichen, so daß er sagen darf: „Die hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist Notwendigkeit, da ist Gott."

Paul Friedrich:

Alexandre Mercereau.

Ein neuer Name! Ein Name, der in Frankreich bereits seit einiger Zeit einen guten Klang hat, und der, wenn mich nicht alles trügt, auch bald bei uns zu denen zählen wird, die für die moderne europäische Kultur bedeutungsvoll sind.

Alerandre Mereereau ist Vollblutpariser. Aber er hat neben den feinen Nerven und Sensorien des Großstadtkindes, dem alle Geräusche und Wellenschläge des hastenden und wühlenden Treibens der Weltstadt zu wesenhaften Bildern und Gefühlskompleren werden, dem die Problematik und Relativität der Erscheinungen kein Geheimnis ist, und dessen latente Gefahr die Skepsis heißt, die sich in blassem Zweifel auflöst und selbst im Dauernden nur Ephemeres sieht, neben all diesen Vorzügen und gefahrvollen Anlagen »des Großstädters, des zeitgenössischen Menschen noch eine „zweite Seele" in sich, wahrscheinlich Vatererbe (sein Vater ist Mathematiker und »»vaut), die nach dem Grund der Dinge fragt, die sich mit Fühlen und mit Schauen niclft zufrieden gibt, sondern nur glaubt, wo sie erkannte.

Diese Doppelanlage von Dichter und Forscher, scharfsichtigem Beobachter und bohrendem Grübler hat ihn zu einer Sondererscheinung im Chaos und Vielerlei der modernen französischen Literatur gemacht. Kälteste Logik und ein festes Fuße» auf den Errungenschaften der Naturwissenschaft und der modernen Psychologie und ständige Hinneigung zu Mystik und okkulter Phänomenologie sind eng in ihm gepaart. Daraus resultiert, daß Mercereau eine Mischnatur von Dichter und Philosoph, Kritiker und Mystiker geworden ist. Der eben Dreißigjährige hat bereits eine längere Entwicklung als Dichter hinter sich. Er debutierte vor zehn Iahren (1904) unter dem Pseudonym Eshmer-Valdor, mit Iugendgedichten „I^es ^buribuluin» »ttin»^»", die nicht mehr im Handel sind.

Drei Iahre nach diesem ersten Flügelschlag des Dichters zeigte er sich von einer andern Seite seines Wesens, als reiner, liebevoller Beobachter von allerhand kleinen und tragikomischen Menschenschicksalen. In diesem Buch „Heu» äe I:V et ä'ailleui-»" (1907, 2. Auflage 1913) lebt etwas von Balzac, Dickens und

Raabe. Mereereaus Humor ist leichtsatirisch, aber doch so voller Menschlichkeit
und Freude auch am Kleinsten, daß er nie den heiterscherzenden Ton eines Fabu-
listen verfehlt, der mit dieser wunderlichen Welt trotz allem zufrieden ist, weil
man über sie lachen kann.

Wieder schwieg Mereereau drei Iahre. In diesen Zeitraum fällt die für
seinen weiteren Entwicklungsgang entscheidende Krise, eine ähnliche, wie sie
Emile Verhaeren Ende der achtziger Iahre durchmachte und deren
schauerlich-große Epitaphe die Gedichtbände: „I.es »oir»", „I^p» c!6d»ole»",
„I^e8 tlambelvux uoir»" sind.

Den Kleinstadtgestalten mit ihren verschnörkelten Lebensläufen gegenüber
konnte Mercereau der über den Dingen stehende gelassene Zuschauer und Ge-
stalter sein. Ietzt aber wurde ihm wohl unter dem Einfluß Poes, Wildes,
Villiers de l'Isle Adams und Barbey d'Aurevillys sowie philosophischer und
okkultistischer Studien sein eignes Dasein, die Enstenz des modernen Cerebral-
und Impressionsmenschen zum schmerzhaften Problem. Und mit ihm das Milieu,
aus dem er wurde, wie Homunkel in der Retorte. Hier war Natur in tausend
Formen Gewalt angetan. Gesundheit in Nervenschwäche, Energie in Verworren-
heit, Gradlinigkeit in lauter Anpassungsversuche umgebogen. Dieser neue Welt-
stadtmensch mit dem rastlos sinnenden Hirn und den fieberhaft angespannten
Nerven war ein Bastard von Natur und Kunst, von tausend Leidenschaften zu-
gleich zerrissen. Dieser t,omme tutuik war augenscheinlich auf dem Weg einer
grandiosen Kraftausstrahlung in vielen Dingen Meister der Natur und Herr
der Elemente geworden, aber im tiefsten Innern mußte er sich doch seine Ohn-
macht in dem riesigen Konflur sozialer Strebungen und vor den ewigen Mysterien
der Natur gestehn.

Auf der einen Seite also der „Komme l!»olitcllcmo", der sich wie Wede-
kinds „Fritz Schwigerling" allen Eventualitäten anpaßt und sich so elegant und
flott durchs Leben schlängelt, der Mann mit der weiten Moral und dem unver-
wüstlichen Lebensinstinkt, und andererseits dann wieder der Mann, den ein ein-
facher aber mörderischer Nebel auf der Niaoadhavohiebrücke erbarmungslos er-
stickt, obgleich die Stadt Iplomb im Lande Irgendwo großartige Nebelspalt-
maschinen erfunden hat.

In diesen „Oonte» <1e» ^nedro»" (1910, jetzt in 3. Auflage, deutsch von
Dr. Goyert im tenien-Verlag, Leipzig 1913) schlägt eine satanische, ungeheuere
Phantastik tolle Purzelbäume: Ekstasen, Haschischräusche, grausige Szenen von
Lykanthropie nnd Weltangst wogen in mehr oder minder verschwommenen
Bildern am Auge des Lesers vorbei — aber hinter allem sitzt die metaphysische
Angst, der terror univeit,llli», der dorroi» v»cui, der hinter allem Seienden und
Wesenden das Nichts aufgähnen sieht. Zu den gewaltigsten dieser in ihrer abso-
luten inneren Spukhaftigkeit von all den andern „unheimlichen Büchern" von
Hoffmann bis Hanns Heinz Ewers grundverschiedenen „Geschichten ohne Ge-

schichte" zählen „Der Höllenschlitten", „Asllo", „Der Nebel", „Das Gespensterheer" und „Mein Bruder". Mit diesem Buch, das hart an Pathologie und Wahnsinn streift und das ein einzigartiges Dokument menschlicher Schreckphantomvisionen ist, hatte Mercereau den Skeptiker, den Zweifler, der schon zum „Verzweifler" an der Realität zu werden drohte, in sich völlig überwunden. Solche grauenvolle Katakombenwege durch die Tiefen der Seele geht ein Mensch nur einmal unversehrt. Nun tagte nach der Nebelnacht der Ungewißheit über ihn und alles dem jungen Dichter die Erkenntnis, daß das ganze tausendfache Leben auf wenigen unerschütterlichen Grundgesetzen beruht. Dies Dauernde in allem Wechsel, dies Fundamentale in allem Relativen war es, was ihn nun gefangen nahm. Klärend auf dem Wege zu diesem Ziel wirkte sein 1912 erschienener Band kritischer Studien, der die Lage des modernen Schriftstellers, den Okkultismus, den Panlatinismus, Futurismus etc. prägnant und reif und selbstbewußt behandelt auf Grund einer gewaltigen Gelehrsamkeit und der den Titel „l>» I^itt^rature et le» Ick^e» Xonvelles" trägt.
Nun war die Bahn frei, um mit gesammelter dichterischer und denkerischer Kraft ins Herz des Kosmos zu stoßen und „das Leben", „die Liebe", „den Tod" und „den Dichter" als den Seher und Erschauer aller eleusinischen Mysterien zu umreißen. Dies tat er in den stilistisch oft an Pindar erinnernden „I^iow» «lev»ut I» Vie" (bereits in vier Auflagen), die demnächst in meiner Verdeutschung mit Vorwort von Stefan Zweig im Insel-Verlag erscheinen.
Sie sind ein trunkenes Konfiteor zum Dasein in allen seinen Formen und Stufen. Mereereaus Pantheismus ist kein leeres und phrasenhaftes Wortgepränge. Er ruht auf biologischen, medizinischen und naturphilosophischen Erkenntnissen. Er ist von allen anthropomorphen Anwandlungen frei.
Für ihn — und als Dichter hat er das gute Recht dazu — ist Fechners Allbeseelung Tatsache. Alles, auch die Materie, ja die Artefakte, ist voll Leben. Trotz dem bellum onmium contra omue», dem wilden Kampf ums Dasein aller Lebewesen vom kleinsten Infusor bis zu den höchsten Intelligenzen, erhält sich in dieser gigantischen Biomachie das Leben als Ganzes im Gleichgewicht. Was hier verloren geht, erseht sich dort, und so wird „Tod nur Name". Das Kapitel über den „Schlächter ohne Gnade" ist wohl das Schönste und Tiefste, was bisher über den Tod geschrieben wurde. Es erkennt in ihm nur die Umformungserscheinung, aber es erkennt doch auch, daß bei der Umformung Vieles verloren geht, was nicht mehr so vom sinnenden Gedächtnis voll rückgeschaffen werden kann, wie es war, und weshalb auch die Trauer bei dem Tod durchaus berechtigt ist. In solchen und ähnlichen Ideengängen zirkt Mercereau das Lebenszentrum ein wie das Herdfeuer, an dem sich alles entzündet.
In wenig Büchern hat dieser junge Franzose eine staunenswerte Höhenwanderung vollbracht. Ietzt steht er klar und helläugig im Besitze des kämpfend Errungenen auf einer für seine Iugend ausnahmehohen Warte und

Alexandre Mercereau Paul Friedrich
sieht auf Vieles lächelnd zurück, was seine Zeitgenossen noch nebelnd umhüllt. Das Zeitgewölk ist licht vor ihm geworden, und ich glaube, daß wir uns noch viel von seiner Kraft versprechen dürfen. Auch im engeren Sinne, als seine nächste Schrift einer von Vielen heißersehnten „deutsch-französischen Verständigung" gewidmet ist. Eine Probe aus den „Worten vor dem Leben" spreche für ihn:

» « »

Worte vor der Mutter:

So «mahne ich Euch, daß Ihr wandelt,
wie sich's gebühret, Eurem Beruf, dar-
innen Ihr berufen seid. (Eph- 4.)
k'ortßL orsantur koetibus et boni«.
Noral.

Nun hast Du Dich wie eine Knospe geöffnet, aber wenn er lächelt in der Freude des Sonnenkusses, dann lächelst Du im Schmerz und sendest abwechselnd flehende Bitten und murmelnde Danksagungen zum Himmel.

Ein Zweig ist aus Dir entsprossen, und Knospe des Leidens und schon der Freude, bist Du ganz anders geworden . . ., niemand erkennt Dich wieder.

Durch den supremen Akt, den Du vollführt hast, durch die breite Wunde Deines Leibes bist Du nun zur Würde der Frau erhoben: Es ist recht, daß jeder den Kopf entblößt und in Dir das neue Wesen grüßt.

Und damit Du vor allem der Dankbarkeit des Mannes versichert seist, sind die verehrungswürdigen Wundmale der Mütterlichkeit Deinem Fleisch eingegraben, das nun müde ist wie das gemähte Gras.

Eine Müdigkeit ist in Dir, unter jedem Deiner Glieder lauernd, jede Deiner Mienen erspähend, aber Deine Augen mit lebendigerem Glanze schmückend. Eine tiefe Zärtlichkeit belebt Dein verwundetes Antlitz, und Deine leuchtende Liebe durchdringt mit Achtung auch die kältesten Seelen.

Bald wird jedes äußere Zeichen aus Deinem Gesicht geschwunden sein.

Wir werden an Deiner Seite sorglos oder ernst vorübergehen, aber fern von Dir, als verdientest Du keine Achtung mehr von den Menschen.

Und doch beginnt nun, da sie vollendet ist, erst Deine Aufgabe. Was hast Du bis jetzt getan, als die Niederkunft Deiner Frucht vorzubereiten?

An allen Enden des Erdballs öffnen Bäume im Herbst Früchte; Blumen vertrocknen auf ihrer Wurzel. Rings ist eine reiche Ernte von Samenkörnern verstreut. Betrachte sie einen Augenblick lang. Man könnte an Tränen denken, die am Rand der Wimpern hängen. Sie zögern einen Moment, dann fallen sie rasch oder sie wiegen sich nach Laune des Windes, lösen sich vom Zweig und fliehen. Sie werden irgendwo Halt machen und sich niederlassen.

Die Mutter hat schon die Erinnerung an sie verloren und schläft fröstelnd ein, um nicht die schreckliche Kälte des Winters zu spüren.
Sie macht keine Miene, das, was ihre Nachkommenschaft sein wird, zurückzuhalten und um sich zu sammeln, und sie wird nicht mehr an die unter ihren Söhnen denken, die zu ihren Füßen erblühen, als an jene, die durch die Brise bis zu den Enden der Welt getragen sind.
Der Frühling wird sie anmutsvoll und zu neuen Liebkosungen geschmückt finden. Sie wird sich mit jungen Blättern bedecken und herrliche Blumen befruchten, aus Freude, dem Lebensgesetz im reichsten und gefälligsten Schmuck zu gehorchen.
Wenn sich die Pflanze nicht um das Samenkorn kümmert, das der Wind entführt, ganz gewiß, daß nichts Schlechtes aus ihm sprießen mag, so bist Du, Menschenpflanze, Frucht unter den schönsten Früchten, viel höher im Rang der Abstufung der Kräfte, aber weit weniger begünstigt als das unbedeutendste Gras.
Mit Würde und Achtung trugst Du mehrere Monate im Innern Deines Leibes eine schwere, lebende Last.
Du mußtest einen viel schmerzensreicheren Kreuzesweg hinanklimmen, als der eines anderen Wesens. Vom Sturm getroffenes Fahrzeug, ein Gewoge feindlicher Gefühle rüttelte Dich. Tausend entgegengesetzte Gedanken griffen Dich von allen Seiten an, reizten Dich, führten einen Scheinkrieg mit Dir und hoben Dich manchmal nur auf einen glänzenden Gipfel dionysischer Freude, um Dich darauf viel tiefer in den Abgrund des Zweifels und der Verzweiflung stürzen zu lassen.
Du lerntest das Glück empfinden, daß etwas, das Dich hermetisch erfüllte, Deinen Busen mit Blut und Leben sättigte, und fast gleich danach die Angst vor der Leere, die grausame Wahrnehmung, daß in Dir nichts als eine unbesiegliche Erstarrung war.
Du hieltest Dich abwechselnd für geweiht und verflucht, für teuflisch und göttlich, für riesig und winzig, für bewundernswert und unwürdig.
Du zweifeltest, ob es besser sei, das Leben oder den Tod zu gebären, und mehr als einmal nagte an Dir in dem wahnsinnig-machenden Schweigen Deiner gemarterten Seele das Verlangen nach völliger Vernichtung.
Du kämpftest und warst edel, Du warst heldenhaft und erhaben. Die Niedrigkeit und die Entsagung beherrschten Dich. Da lebtest Du nur für diesen kleinen Unbekannten, von dem Du noch nichts wußtest außer seiner böswilligen Tätigkeit.
Endlich brachtest Du Dein Kind in Schmerzen zur Welt!
Während die Pflanze, nachdem sie ohne Unruhe nach dem Gesetz ihrer Natur empfangen hat, fortfährt in Glück und Heiterkeit zu leben, ist vielleicht der Dank für Dein mutiges Brüten der gewesen, die Ahne eines Knäuels von Vipern geworden zu sein.

Alexandre Mercereau Paul Friedrich
Was für eine schauerliche und eisige Vision!
Die Söhne Deiner Söhne werden sich über die Erde verbreiten wie ein sich rasch vermehrendes Gewimmel bösartiger Tiere.
Bedeckt mit Krankheit oder mit Sünde, wie mit eklem Schimmel, werden sie der Stein des Anstoßes, die Höhle der Schande, der Fluß der Schmach und der Verzweiflung sein.
Welch schauerliche, eisige Vision! Wer hat den gemeinen Mangel in den Schoß jener gesenkt, von der die Rasse der bösen Menschen abstammt? Welcher abstoßende Vorfahre, selber welch abscheulicher Mutter Sohn, lebt so in den fernen Körpern seiner späten Abstammung auf?
Schöpferin oder einfache Sklavin des Bösen, Kains Geschlecht bellt in Deinem Busen und über Dich werden seine Sünden kommen.
Die Sünde Deiner Kinder wird sich hoch über Dein Haupt erheben wie eine Krone von Dornen, die Deine Stirn blutig reißen und Dir bis ins Herz dringe« werden.
Du trägst die Bürde ihrer Verantwortung bis unter den Stein des Grabes, es sei denn, daß einer von ihnen so sehr sich um Menschen verdient gemacht hat, daß für immer die Flecken seiner Abstammung ausgelöscht seien.
Die Erde wird Deinem in den gestörten Frieden des Grabes gefesselten Herzen schwer sein, wie sie in Deinem Leben Deiner beweglichen Ferse schwer anhängt. Du wirst den Fluch der Menschen mit Dir hinabgenommen haben, und Deine gebleichten Knochen werden darum vor Schmerz erzittern.
Und wie soll ich selbst Dich anders nennen als Rabenmutter, Du, die ich hier vor mir erblicke, wenn Du nicht Deine Behausung bereitet hast, um, wie im reinsten und prächtigsten Sanktuar, den Wirt der Menschen zu empfangen.
Mit welch schleichendem Tier soll ich Dich vergleichen, Dich, die keine Voraussicht gewarnt hat? Welchen von all den Namen der verfluchtesten Wesen wähle ich für Dich, die Du die feierliche Pflicht, die Du erfülltest, nicht verstandst, die feierliche, geheimnisvolle, aber selige Pflicht ....
Ah! Hüte Dich, hab Acht auf dies Kind, das Dein ist durch lockere Wurzeln, aber der Welt durch etwas viel Geheimeres und Größeres gehört, die es plötzlich von Dir losreißen wird. Wenn Du es nicht zu führen verstandest, dann wehe über Dich, unkluge Frau, die ein elendes Kupfer aus dem ihr anvertrauten Golde gemacht hat.
Wenn Du nichts vorbedacht hast, so spute Dich, vielleicht ist's noch Zeit, Deinen schweren Fehler gutzumachen.
Reinige Deinen Leib von jedem schädlichen Instinkt. Reinige Dich von jedem Laster und sei so rein von Schmutz und Unbilligkeit, daß nicht einmal eine Blume Dir gleiche.
Die Gerechten werden Kinder erzeugen, die wert sind, Gottes Kinder zu heißen.

Ein junges Mädchen muß bei Dir unversehens eintreten können, ohne Gefahr, eingeschüchtert zu werden.
Deine Seele besitze die Reinheit der Vögel, sei leuchtend wie die Sonne, glücklich wie das Himmelsblau, voll von grundlosem, tiefem und strahlendem Glück.
Nur so wirst Du wert sein, Dich der großen Aufgabe zu weihen, die viel größer selbst als jene ist: empfangen zu haben: Deine Frucht zum Guten zu leiten.
Nur so wirst Du wert sein, mit dem heiligen Ehrenwort Mutter begnadet zu werden, das da heißt: Gefäß der Erwählung, Arche des Zeichens, Land Kanaan, Grundstein des Menschheitsgebäudes.
Aus der Nebelhöhle stieg er herauf ans Licht.
Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, nun sei Dir alles verziehen.
Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, so sei ihm schon viel verziehen.
Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, nun durchdringe ein schöner Ernst Deinen Leib.
Du hast mit Schmerzen ein Kind geboren, so durchdringe schon schöner Ernst seinen Leib.
Seid beide eins und das andere in der gleichen Unschuld, und möge er während seines ganzen Lebens neben der Stärke des Löwen und der Klugheit des Mannes die Reinheit des Kindes bewahren.
Du selbst hülle Dich in seine Unwissenheit der Dinge. Möge er gleich dem guten auf den vom Übel benagten Baum gepfropften Steckreis sein, und möge er Dich erneuern.
Dringe bis zum Grunde seines Geistes. Möchtest Du die dunkelsten und undurchdringlichsten Höhlen seines Bewußtseins am häufigsten aufsuchen. Möge kein Winkel, kein Schlupfwinkel seines inneren Sinnes unbelichtet vor Deinen Blicken sein. Möge er für Dich ein Palast aus Kristall sein. Wandle in ihm, wie in einem Blumenbeet, indem Du mit Liebe die Blumen gezüchtet, nachdem Du es vor den Unbilden der Witterung und vor Unkraut geschützt hast.
Ihn aber führe Du in die dichteste Einsamkeit Deiner Seele und rede ihm lange in sein Herz.
Trachte vor allem danach, daß sein Wesen voll sei von Liebe bis zum Überströmen über die Welt.
Daß er so nichts mit Gleichgültigkeit aufuehme, weder die Klarheit des Tages, noch das Dunkel der Nacht, weder die Nähe der Menschen, noch das, was ihm von der Erdscholle und vom Himmel kommt, noch, was ihm von dem Geheimnis der Natur nahe, noch, was sich seinem Munde nähert, noch, was sich von seinen Händen entfernt. Nur die Leidenschaft kann die Worte des Lebens im Fleische Fuß fassen lassen und im Grunde der Seele den lebenden Keim aller

Dinge legen. Durch sie tritt der Mensch in Gemeinschaft mit dem Großen Wesen, erfaßt er die Bedeutung der Welt und vermag er sich bis zur Hymne des Alls zu erheben.
Möge Dein Kind nur die Worte vernehmen, die Musik sind und in ihm nicht den Sinn für eine innere Sprache verbilden, die Du ihm nicht lehren könntest. Eine heilige Eingebung keime in seinem Gehirn, ein zartes und zerbrechliches Kraut, durch die er geheime Befehle empfangen wird, die Du nicht mehr hören kannst.
Aus dem Licht, dem Dunkel, dem Lied der Sterne oder der Luft, dem Lärm und der Stille, der Zeit und dem Raum soll er seine besten Offenbarungen schöpfen. Mische Dich nur mit der ehrerbietigsten Klugheit dazwischen, suche ihn nur über das aufzuklären, worüber Du selbst aufgeklärt bist. Störe nicht ein tiefes Urteilsvermögen, das sicherer als Deine Erfahrung ist. Wisse in ihm den guten Samen vom Unkraut zu scheiden. Vergiß nicht, daß jedes Land einer Bebauung und einer Ernte bedarf, daß kein Erdreich gleichgültig ist gegen das, was man in seine Furchen sät.
Besitze Deinen Sohn von einem Ende seines Wesens bis znm andern, verstehe seinen Sinn und erwecke ihn in seiner und nicht nach Deiner Natur. Iede Pore seiner Haut führt etwas hinzu, was sich schon unbewußt seiner bemächtigt, wache darum, daß er nur die Strahlen der reinen Schönheit empfange. Aber mißtraue Deinem eigenen Geschmack: Er kann Dich täuschen und in Irrtum verstricken. Denke daran, daß über viele Dinge ein Insekt mehr weiß als Du.
Stelle seinen Geist vor edle Dinge; lenke wohl seinen Gang, damit er nicht auf krummen Wegen irre, doch laß ihn die Erscheinungen der Welt erfassen, gemäß dem gebieterischen Willen, der sich von uns ihm nicht aufzwingt.
Möge er von Dir die Kenntnis des Guten empfangen, aber er selbst suche den Weg, der ihn am schnellsten zum Ziel nach seinen Kräften und seiner Bestimmung führe.
Wenn Dein Schoß ihn dem materiellen Leben bewahrt, so wurde er mächtig von der Natur selbst gestützt. Nun wird ihn Dein Herz dem geistigen Leben gebären, lasse sein eigen Herz ihm helfen in dem Maß, in dem es einem innersten Antrieb gehorcht.
Neun Monde trugst Du ihn in der Nacht Deines Leibes, aber mehrere hundert Iahre sollst Du nun streben, ihn im Lichte des Tages zu tragen. Die schwerste Aufgabe ist noch zu erfüllen. Zweifellos soll er später wie Sankt Augustin von seiner Mutter sagen: „Sie hat mehr gelitten, mich der Wahrheit und der Tugend zu erzeugen, als mich zur Welt zu bringen."
Ein Wesen im Lichte des erhabenen Lebens zu erzeugen, das ist die vornehmste Anfgabe, die es gibt, und Dir wurde sie anvertraut.
Richte Dein Auge zur Sonne und strebe nur zu himmlischen Höhen. Möge

er Dich finden in durchsichtiger und reiner Klarheit gebadet, um von ihr selber durchdrungen zu werden.

Weib, in Dir ist alles Deiner Rasse zugeordnet, der unseren, und der Sohn Deines Fleisches gehört dem All, dessen Mark er in sich saugen wird. Du geleitest ihn Schritt für Schritt uns entgegen und bald wird er zu den Männern zählen, zu deren Licht auch er etwas beitragen wird.

Führe ihn auf den Pfad seiner Brüder, auf daß er dadurch die große Rolle begreifen lerne, mit der ihn das Schicksal in dem majestätischen Drama der Welt betraut hat.

Er suche sich bis zu der höchsten Sprosse unserer Leiter zu erheben, denn er wird eine Rede besitzen, auf die man hören wird, und er wird Geister leiten.

Siehe zu, daß Dein Sohn nur in unsrer Schönheit daure, daß er besser sei als wir, und daß er es sei mit solcher Kraft und solchem Willen, daß niemals die verabscheuungswürdigen Beispiele, von denen er umringt sein wird, die seinen Füßen gelegten Angeln, die jammernswerten Untaten, deren Zeuge oder selbst Opfer er sein wird, seinen Glauben erschüttern und seinen Mut zerbrechen.

Ist denn noch nicht die Zeit herbeigekommen, wo ein Geschlecht, das aus den moralischen Mühen von zwanzig Iahrtausenden Vorteil zieht, nur in dem fortlebt, was die Besten geschaffen haben?

Ist es drum so schwer, unsere bescheidenen Erdentage zuzubringen in der Wollust, vollkommen zu sein. Werden wir nicht bald etwas anderes sein als stumpfsinnige und niedrige Tiere, viel reißender als der Wurm, hinterlistiger als die Schlange, wilder als der Tiger, stärker als der Bär, abstoßender als die Hyäne, listiger als der Fuchs, kriegerischer als der verhungerte Wolf, giftiger als der Skorpion?

D Menschen, meine Brüder! Was für ein schönes Schauspiel böten wir dar, wenn wir, in jedem von uns, einen Strauß aus all dem, was wir an herrlichen und duftenden Blumen besitzen, binden wollten. Welch erhebendes Schauspiel würden wir sein, wenn wir die wundersamen Klänge, von denen wir erzittern, zu einer Weltenharmonie vereinen würden.

Welch olympisches Glück würde uns an jenem Tag überkommen, wo wir unsern Ehrgeiz darein setzen würden, eines den andern an sittlichem Wert zu übertreffen, in dem Willen, unsern Nächsten durch Edelmut und Güte zu besiegen; an dem wir unseren Kampfinstinkt gegen die unter unseren Gefühlen richten würden, die einen andern in seinem Stolz und seinem Genie verletzen könnten, an dem wir nur reich sein möchten, um überall Leben zu schaffen, nnr herrschen möchten, um zu befreien.

Weib, überzeuge Deinen Sohn bis in die letzten Fibern seines Fleisches, daß sich die Menschheit nur in ihren Genies, ihren Aposteln, ibren Helden und

Heiligen verherrlichen kann. Daß er keine anderen Vorbilder habe und nicht seinen Blick von ihnen wegwende, ehe er nicht alles, was sie ihn lehren können, angenommen hat. Er lerne auch den unbedeutendsten Helden die Verehrung zu wahren, die wir den Göttern schulden. Er bewundere die Menschen und liebe sie nach ihrem Wert und lerne sie, wie groß auch ihr Ansehen sei, hassen und verachten nach ihrer Unwürdigkeit.

Ein tapferes Herz soll jene fliehen lernen, die niemand je davon zu überzeugen vermag, daß sie Brüder sind. Der Schelm soll mit dem Schelme reden und der Gerechte mit dem Gerechten.

Nur, weil sie den Rat der Wahlverwandtschaft verschmäht, watet die Menschheit noch immer seit zwanzigtausend Iahren im Schmutz und ist der Gute die Beute des Bösen.

Aber Dir, Mutter, kommt es zu, ein schönes, gesundes, starkes, ausgeglichenes Geschlecht hervorzubringen, das würdig sei, ein Menschenantlitz zum Himmel zu wenden.

Dr. Ernst Barthel:

Die Gestalt der Erde. Ewe ««,,«

Für unbezweifelbar gilt uns die Behauptung: Die Erde ist eine Kugel. Ist dieser Satz nicht durch viele einleuchtenden Gründe klar bewiesen? Wir können, so oft wir wünschen, um die Erde reisen. Ein Blick übers weite Meer mit nahenden Schiffen scheint die Krümmung der Erdoberfläche augenfällig darzutun. Der kreisförmige „Schatten der Erde" bei Mondfinsternissen scheint in anderer Weise dieselbe These zu unterstützen. Daher geht die astronomische Weltansicht seit langen Iahrhunderten von der Kugelhypothese aus.

Wenn auch Kopernikus und Tncho um das astronomische Weltbild widereinander kämpfen: bezüglich der Lehre von der Kugelgestalt der Erde sind sie Verbündete. Ist nicht die moderne Zeit durch Gradmessungen dazu gelangt, sogar die „Abplattung" der „Erdkugel" zu bestimmen? Kennt sie nicht die Größe des „Erdradius" ? Glauben wir nicht ein Wissen vom spezifischen Gewicht des „Erdballs" zu besitzen? Unser „Planet" scheint uns nachgerade sehr vertraut und bekannt geworden zu sein. Über die Fehltheorien alter Völker glauben wir lächeln zu können. Denn in der Tat: so viele einfachen und scheinbar zureichenden Gründe sind noch niemals zugunsten einer terrestrischen Theorie gefunden worden wie für die Lehre von der Kugelgestalt.

Und doch dürfte diese Annahme wissenschaftlich unmöglich sein. Was so

klar und einfach aussieht, ist das Werk eines instinkthaft begründeten Vorstellungsstrebens, das jedoch hier nicht berechtigt ist; und alle oben genannten „Beweise" für die Kugelgestalt der Erde entbehren des dauerhaften Fundaments. Das habe ich zu zeigen versucht in dem kleinen Buch „Die Erde als Total-
eben e", welches soeben in Leipzig erschienen ist. Besonders betonen mochte ich, daß es sich bei meiner Theorie nicht bloß um Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten handelt, sondern daß der Satz „Die Erdoberfläche ist die Totalebene" so sicher ist wie 2 X 2 — 4.

Die Schrift ist aus wissenschaftlichen Studien über den Raum und die geometrischen Grundbegriffe erwachsen. Ich bespreche zunächst die Funktion i ^- ^ — » und andere ebenso unscheinbaren Gleichungen. Von diesen komme ich durch die analytische Geometrie zu Kegelschnitten, wobei die neue Methode mir mehrere Erkenntnisse verschafft, die man bisher übersah. Nachdem ich im Vorübergehen dargetan habe, daß das optische Himmelsgewölbe nicht ein modifiziertes Kugelsegment, sondern die Kuppe eines Paraboloids ist, werde ich von mathematischen und raumtheoretischen Gründen zugleich bedrängt, welche zu der Festsetzung führen: Die Erde ist keine Kugeloberfläche, sondern die Totalebene.

Eine Ebene? wird der Leser fragen. Da müßte sie ja überall ins „Unendliche" laufen. Wenn die Frage der Erörterung fähig schiene, so hätte man das Nötige darüber gewiß schon längst ausgemacht. Aber eine Ebene, glaubt man, unterscheidet sich von einer Kugeloberfläche gerade dadurch, daß sie nichts Geschlossenes ist, sondern sich nach allen Seiten end- und grenzenlos in den Weltraum hinein erstreckt.

Wenn dem so wäre, hätten wir allerdings unrecht. Aber es gibt keinen einzigen Rechtfertigungsgrund für diese der Vorstellung so angenehme Auffassung; im Gegenteil eristieren mehrere Argumente dafür, daß die Vorstellung, die wir uns von einer Ebene bilden, nur eine beschränkte Gültigkeit hat, und daß im Denken die Ebene etwas Geschlossenes, Totales darstellt. Ein Stück einer Ebene können wir uus vorstellen. Aber die Ebene im ganzen durchaus nicht. Es ist daher übereilt, wenn wir nach Aussage unserer Vorstellung dem Ganzen der Ebene seine Eigenschaften vorschreiben.

Vom naiven Standpunkt ist man geneigt zu sagen: Kugeln können allein umfahren werden; die Ebene, als Grenzwert einer Kugeloberfläche, kann nicht umfahren werden. Wir müssen dagegen sagen: Kugeln können umfahren werden, und zwar in einer vorstellbaren Weise. Die Ebene kann auch umfahren werden. Aber man kann sich die letztere „Rundreise" im Ganzen nicht vorstellen, sondern nur denken.

So fremdartig diese Behauptung vielleicht erscheinen mag — besonders wen» man glaubt, alles Denkbare müsse als Inhalt auch vorstellbar sein —, so sicher trifft sie den Kern der Frage. Farben sind nicht zum Hören geschaffen, Töne

nicht zum Sehen. Ebenso enthält die Erdoberfläche nicht die Möglichkeit, betrachtet zu werden, sondern ist die allgemeine Vorbedingung aller Betrachtung, und als Ganzes nicht anschaulich. Sie ist das Objekt der Beine, aber nicht des Kopfes. Dieser Unterschied ist wesentlich.

Weiter fragen wir nun: Ist die mathematische Ebene bloß Denkebene, oder eristiert sie auch irgendwo in der Natur? Die Wahrscheinlichkeit läßt von vornherein das letztere vermuten. Dem Subjektiven entspricht stets auch ein Objektives, was besonders Goethe auf Grund seiner Naturkenntnis oft betont. Dem Auge entspricht die Sonne, dem Ohr eine Welt des Schalles, dem Streben seine Erfüllung. Und so können wir schon hoffen, was dann auch bewiesen wird, nämlich daß dem für unser ganzes Denken so unerläßlichen Begriff des Geraden, Flachen, Ebenen in der Wirklichkeit eine ähnlich bedeutsame ebene Fläche entspricht: nämlich die Erdoberfläche selbst.

Bisher setzte man den Vorstellungsraum, ein leeres Nichts, an den Anfang alles Wirklichen, und in das Nichts hinein das Weltall. Wir setzen an den Anfang die Gesetze der Realität, die Mutter Erde, und wissen, daß der nichtige Raum bloß praktische Lebensbedeutung, aber keine Erkenntnisberechtigung hat. Die Erde befindet sich nicht in einem Nichts, sondern sie ist das große, am Anfang stehende Etwas, auf welchem sich kleine Menschlein befinden, die sich schon so manches Nichts eingebildet haben. Daß wir einen Anschauungsraum bei uns tragen, ist unsere Privatsache und muß für das Wesen der Erde ganz belanglos sein. Wer schließt aus der Wahrheit, daß wir Beine haben, darauf, daß die Erde auch Beine hat? Ein ähnlicher Analogieschluß ist unsere ganze Weltanschauung. Sie schließt aus dem Faktum, daß wir transportable und bewegliche Körper sind, darauf, daß auch die Erde ein solcher Körper ist. Daß dieser Schluß so unnötig wie unmöglich ist, habe ich ausführlich gezeigt.

Indem wir dem Anschauungsraum einen hyperbolisch genannten festen Denkraum als Ergänzung beifügen, stellen wir die Astronomie, die bisher auf dem Kopf gegangen ist und daher alles auf den Kopf stellte, wieder auf die Beine. Ob sie sich diesen Angriff auf ihr vermeintliches Kopfrecht wohl wird gefallen lassen?

Die Mondfinsternis entsteht sicher nicht durch den Schatten einer „Erdkugel", sondern sehr wahrscheinlich durch eine Dunkelsonne, welche eristiert. Das wird, außer durch die Mondfinsternis selbst, durch das Gesetz der Korrelation erfordert. Der Mond ist sein eigener Gegensatz, weil an ihm Helle und Finsternis abnxchseln; die Sonne aber, welche leuchtet, wäre ein hinkender Begriff, wie sie in der ganzen Natur nicht vorkommen, wenn ihr nicht eine Sonne, welche finster ist, real entspräche. Schon die alten Germanen kannten wohl die Dunkelsonne. Ich schließe das daraus, daß sie den Sonnengott Wotan mit einem hellen und einem ausgeschlagenen Auge darstellten. Nord und Süd, Ost und West,

Oben und Unten sind für den Weltraum keine gleichgültigen Richtungen, sondern seine objektiven Dimensionen (vgl. meine Schrift: „Vertikaldimension und Weltraum" 1914). Wir kommen zu der neuen und doch so alten, griechisch-germanischen Ansicht, daß die Erde nicht ein Gestirn, ein Planet, sondern einzigartig ist: die Wohnstätte des erscheinenden Geistes. Daß sie nicht in einem vernunftlosen „Weltraum" schwebt, welcher bloß subjektiver Anschauungsraum ist, sondern selbst die Grundlage und Folie des objektiven Raumes darstellt. Und daß sie unsere weite, ehrwürdige, feste Heimat (des Diesseits) ist und nicht ein beliebiger Vagabund im Weltall.

Therese Lehmann-Haupt:

Griechische Reisebriefe.

Von Liverpool bis Kreta,

I.

Wie ferner lockender Vogelsang hatte uns durch den kalten neblichten Winter Englands das Wort geklungen: „Im Frühling ziehen wir nach Griechenland!" Und da trotz allerlei drohender politischer Zwischenfälle der Orientalisten-Kongreß in Athen wirklich zustande kam und gleichzeitig das 75jährige Iubiläum der Universität Athen damit gefeiert werden sollte, schifften wir uns am kalendermäßigen Frühlingsanfang im tobenden Schneesturme mit Kindern und Begleitung über den Kanal von Dover nach Ostende ein. Der größte Teil der Passagiere wurde trotz nur dreistündiger Fahrt in hingebendster Weise seekrank, und da dieses an sich gesunde Leiden bekanntermaßen momentan auch dunkle Schatten auf das Gemüt wirft, trennten wir uns von unseren kleinen Lieblingen mit fast unberechtigt-großen Herzschmerzen, um sie in treue Schwesternhut ins hebe Deutschland zu senden, — und als der Zug sie uns um 3 Uhr in kalter Morgenfrühe in Ostende entführte, war ich in meinem Abschiedsweh nahe daran, meinen Mann allein das Land der Griechen mit Seele und Leib „suchen" zu lassen.

Wie gut, daß ich auf seinen beruhigenden Zuspruch hörte! —

Unter strömenden Tränen und Regengüssen watete ich an seiner Seite in fast völliger Dunkelheit zum anderen Bahnhof, indes vier nächtliche Gepäckträger sich um unser Handgepäck zankten. Dort warteten wir zwei Stunden lang in einem eiskalten Raum ohne Kaffee oder irgend eine Bequemlichkeit auf den Zug nach Paris. Auch das ging vorüber und wir trafen dort, mittags 12 Uhr, im Hotel du L . . . . ein, einem alten Palast, mit einzelnen Kostbarkeiten und vielem Plunder, wo es, wenn man vom Schmutz absah, ganz behaglich war.

Der alte erprobte Zauber von Paris schlug auch uns wieder in seinen Bann, doch durften wir uns ihm nur fünf kurze Frühlingstage hingeben. Wie rasch flogen sie dahin. Drei Vormittage im Louvre sind nur wenig Akkorde einer großen Symphonie. Und mit dem Nu»se äu Louxeuidour^ allein, mit seiner Fülle von Rodins, von denen mir immer jeder einzelne zum Erlebnis wird, ist es nicht viel anders.
Mich dünkte der lachende Frühlingstag über Versailles mit seinen erschütternden Erinnerungen ergreifender als der Herbsttag, der, wie man sagt, eigentlich dazu gehört. Goldene Primeln und holdduftende Veilchen auf den Wegen, die Marie Antoinette einst wandelte. Iunges rankendes Grün um die grau morschen, halbzerfallenen Liebesgötter — lachende Sonnenreflere auf den verschlissenen Sammetpolstern der goldenen Staatskarossen. Tagelang verfolgte mich das fürchterliche wundervoll gemalte Bild: I^e äeruier Kppel öe» victime» äe In Involution. Immer regte mich ein Gang über die ?Iace äe I» tüolleorüe mit ihren furchtbaren Erinnerungen bis ins Tiefste auf. Überwältigend und erhebend war dagegen der Eindruck, den mir Napoleons Grab im äülue 6e» Invaliäe» machte. Hier hat die Verehrung des französischen Volkes für seinen großen Toten den denkbar größten und schlichtesten Ausdruck gefunden. Das russische Ballett „die Russalka" in der Oranä'Opsra enttäuschte uns, ebenso ein Pariser Nachtlokal, wo sich nur bleiche, anwidernde Dekadenz bemerkbar machte. Verblüffend wirkte das abendliche „Sich-Ausleben" auf den Boulevards. Im Roi» äe Louloßue erreichte das Restaurant mit 1,50 Franks für ein Täßchen Kaffee den Rekord in den Reisepreisen.
Amüsant war ein Abend im tlis»tre 8n,?an üeruukrä, wo sie zum — wer kann sagen wievielten — Male die „Kameliendame" gab. Nach endlosen Pausen wurde immer erst dann weitergespielt, wenn das sonst so rührend geduldige Publikum allgemein zu trampeln begann. Dieses Stück ist für die fast Siebzigjährige insofern günstig, als sie sich in der Rolle der schwindsüchtigen Heldin immer stützen und helfen lassen darf. In der zweiten Pause wurde verkündet, sie selbst, die „göttliche Sarah" würde für einen Aeroplan sammeln gehen. Und wirklich schritt sie im Parkett Reihe für Reihe ab, jedes Goldstück, aber auch jeden Frank zum wenigsten mit einem anmutigen „merei" belohnend. Da es offenbar gegen Deutschland ging, konnten wir natürlich nichts geben, und mein Mann, dem ein Refns der Künstlerin und Dame gegenüber peinlich war, zog sich zurück, aber als sie an mich kam, sagte ich, ihren schweifenden Blick festhaltend, halblaut: „vontio I'^II^mn^n^?", worauf ich sofort zu Luft bei ihr wurde. Unglaublich war ihr Toilettenreichtum, aber ich sah fortan doch nicht mehr das Bühnengesicht, sondern das unter all der Bemalung erschreckend gealterte Greisenantlitz vor mir. Am nächsten Abend trat sie in der Hosenrolle des 18jährigen Aiglon auf, welche Leistung ich noch bewundernswerter fand. Im

Volke wird sie abgöttisch verehrt. Will sie über die Straße, so halten alle Kutscher sofort ihre Wagen an, bis sie hinüber ist.
Im I'»lni» 6u I^Olixcüudou! x?, im jetzigen Senatsgebände, fanden wir noch die schönen Deckenmalereien unseres Heinrich Lehmann; aber sonst erinnert, trotzdem er als Präsident der Akademie der Künste in Paris war, wenig an ihn. Das mit seinen Fresken geschmückte Hütol äe ViUe fiel der Kommune zum Opfer, und die schönen Porträts, die er, der Deutsche von Geburt, dem Louvre vermacht hatte, sind größtenteils in die Provinzialmuseen gegangen. Sein palaisartiges prächtiges Haus in der iue Italic steht noch, und sein Stiefenkel zeigte es uns. Unter der großen Anzahl guter Gemälde verschiedener Meister interessierte uns besonders eine vorzügliche ältere Kopie der Mona Lisa. Von ihr hatte Ingres einmal gesagt: „Sollte die Mona Lisa mal aus dem Louvre gestohlen werden, so könnte man diese sehr gut für das Original ausgeben". Sehr rührte uns das Bild, von dem wir eine Kopie besitzen, — die beiden zart kindlichen Mädchengestalten, die eng verschlungen — auf blauem Grunde — aufwärts schweben: die beiden einzigen Kinder des Künstlers, die in ganz jungen Iahren ihm kurz hintereinander durch den Tod entrissen wurden.
Unser gütiger Führer geleitete uns zum Friedhof auf dem Montmartre, wo unweit von Heinrich Heine der Künstler mit den anderen Familienmitgliedern unter einer mächtigen Steinplatte ruht. Ohne Namen oder irgend eine Bezeichnung.
Am sechsten Abend — nach einem allerliebsten kleinen Diner zu Zweien — gings südwärts, und wir erreichten in köstlicher Morgenfrühe Montreur. Alles blühte, wir machten wonnige Fahrten auf dem Genfer See, stiegen nach Chillon und Caur hinauf — unser mitgebrachtes Frühstück auf blumigen Wiesen verzehrend — pflückten wilde Ionquillen und Narzissen und in den Weinbergen Perlhyazinthen, — sahen zu Füßen den kornblumblauen Genfer See und zu Häupten die Schneekronen des Dent du midi, und an die ärmlichen grauen Steinhütten schmiegten sich rosablühende Fruchtbäume.

„über den See Schaut in der Wässer
Von den Bergen herab Bläulichem Schild
Wiegt sich der Lenz Lächelnd sein sonniges
Mit dem Blütenstab. Ebenbild,"

Eine köstliche Fahrt durch die Schweiz und die schönsten Teile Norditaliens folgte. Das Rhonetal mit den Burgen und dem Ausblick auf die Wallis« Alpen mit dem Matterhorn glitt an uns vorbei. Dann ging's am Lago Maggiore entlang: die I»oIa m»äre und I»o!» bell» grüßten uns — ein Farbenrausch —, die Kamelien und Rhododendren blühten in üppiger Fülle, und ich erhielt einen vollblühenden Zweig von einem ritterlichen Fremden. Duftwogen und weiche Lenzluft zogen zu uns wintermüden Nordmenschen. Und weiter durch blühende Gefilde in goldener Südsonne sausten wir bis Bologna, der ältesten mittelalter-

lichen Universität der Welt, an deren reichem schönem Gebäude mit prachtvollem Schnitzwerk wir große Freude hatten. In den prächtigen Kolonnaden, die die ganze Stadt durchziehen und für Bologna charakteristisch sind, wogte südlich freudiges, bewegtes Leben. Wie ein Gruß aus dem ersehnten Athen des Perikles herübergesandt, wirkte auf uns im Museum die ^tdeua I^muia des Phidias, — indes das Original der heil. Cäeilia von Raffael auch unsere höchsten Erwartungen noch übertraf.

Weiter dann, die Nacht durch, in schlechten überfüllten Kupees, schon mit Kongreßgefährten zusammen; die Fahrt durch die langweilige flache Landschaft mit Kaktus, Aloe und Feigenbäumen nach Brindisi verkürzte uns ein feiner junger Inder, der aus den Linien meiner Hand erstaunlich richtige Schlüsse zu ziehen wußte.

Ach, welche herrlichen Vorstellungen verknüpfte ich immer mit dem Namen Brindisi — aber es ist das elendste, schmutzigste, unsympathischste Nest, das man sich denken kann.

Sehr hübsch war es, als wir plötzlich einem sehr nahen Iugendfreunde meines Mannes begegneten, der uns nun zum guten Führer wurde. Als wir nachmittags am Hafen mit ihm umherschlenderten, entdeckten wir ein von Italienern gekapertes türkisches Schiff. Lustig wehte die italienische Flagge über den türkischen Zeichen; ich eilte schnell ins Hotel, meinen Apparat zu holen, um das interessante Bild festzuhalten. Aber wehe — sofort nahten sich zwei Wachthabende, die mir den Apparat kurzerhand abnahmen. Dann abends, als wir von einem Bootsausflug, mit Zweigen voll Orangenblüten und Früchten beladen, zurückkehrten, wurde ich einem scharfen Verhör unterzogen. Eine ganz stattliche lustige Volksmenge hatte sich um uns versammelt, und als die Beamten schließlich, augenscheinlich nicht wissend, daß man die Aufnahmen erst entwickeln müsse, den Apparat öffnen wollten, um die Bilder zu sehen, erhob mein Mann energische Einwendungen, was einigen Eindruck machte. Ich mußte versichern, daß ich auf italienischem Boden noch keine Aufnahmen gemacht hätte, wozu ich zufälligerweise imstande war — ferner, daß ich auch keine machen würde, und erhielt nun meinen unschuldigen Kodak endlich wieder. Doch merkte ich wohl, daß wir bis zur Abfahrt des Schiffes scharf beobachtet wurden.

Leider setzte am späteren Abend ein Sturm ein, der uns Schlimmes befürchten ließ. Endlich, nach 12 Uhr, kam die stolze „Salzburg" und das Iagen nach den Kajüten begann. Wir hatten unsere ja vier Wochen vorher, gleich den meisten, bestellt, aber es waren viele unangemeldete Gäste dazugekommen, darunter einige Russen, die von vdessa über Konstantinopel nach Athen hatten leisen wollen und nun diesen ungeheueren Umweg machten, nachdem es bekannt geworden war, daß die Türken in die Dardanellen Minen gelegt hatten.

Ich wurde trotz erster Kajüte mit noch drei anderen Damen zusammen-

gebracht — von denen zwei schon im Bette lagen, eine sogar in meinem —, und die vierte kam nach mir.

Als ich wohlgeborgen in meiner Koje lag, ging das Toben auch bald los. Es war ein unheimlicher Sturm und von verschiedenen Personen, die den Weg alljährlich machen, wurde behauptet, daß sie noch nie solchen Sturm dort erlebt hatten. Aber ich habe beobachtet, daß diese Bemerkung bei jeder stürmischen Seefahrt gemacht wird. Endlich, kurz vor Korfu, wurde es ruhiger und wir konnten etwas Tee nehmen. Und das war ein lustiges Leben: Mit rasender Geschwindigkeit ruderten die Boote vom Land aus zu uns, gefüllt mit Leuten, die alle etwas verdienen wollten, und die Händler überschwemmten bald das Schiff. Die „Hohenzollern" lag stolz vor Anker, daneben ein begleitendes Kriegsschiff. Leider entzieht uns der Kaiser Professor Dörpfeld, er muß den ganzen April durch mit ihm arbeiten, und so wird er, trotz angekündigter Vorträge, dem Kongreß fernbleiben. Gegen Abend setzten wir die Fahrt fort. Schon um 5 Uhr früh mußten wir heraus, denn das Schiff lag vor Patras, und nun ging's mit der Bahn weiter.

Von der Schönheit, von der Fülle des Interessanten dieser Fahrt nur einen schwachen Begriff zu geben, will ich nun versuchen. Wir saßen mit gleichgestimmten Kongreßgenossen in einem Abteil, und das ist wirklich das Schöne auf solchem Kongreß, daß man Entgegenkommen und freundlichste Berücksichtigung findet, und immer wieder trafen wir Hörer und Schüler meines Mannes, die wetteiferten, uns in jeder Weise zu helfen.

Die Fahrt ging immer unmittelbar am Strande des Golfs von Patras oder Korinth entlang. Das Wasser war von fabelhafter Bläue und wechselte ganz merkwürdig die Farbe bis ins hellste Grün. Alles blühte, und besonders wundervoll hoben sich all die rotblühenden Mandel- und Pfirsichbäume und die dunklen Zypressen von der tiefen Bläue ab. Und nun wurde lange Geträumtes zur Wirklichkeit: Ienseits des Wassers erschienen nacheinander die Gebirgszüge des Parnaß, des Helikon und des Kithäron — auf den Häuptern noch leichten Schnee tragend:

„Licht strahlte des Helikon Spitze".

Die grauen Steinhalden waren von frischem Grün und Frühlingsblüten überwuchert, auf denen Herden von Ziegen und Schafen weideten, geführt von griechischen Hirten in der faltigen Fustanella, Felle um die Schultern gebunden. In der Nähe der Dörfer Ölpflanzungen, blütenwuchernde Gärten und Weinberge. Nur in diesem Landstrich gedeihen die Korinthen, wie der König von Griechenland später meinem Manne mitteilte; alle Versuche, sie anderswo anzupflanzen, sind mißglückt. An den Orangen- und Zitronenbäumen Knospen und reife Früchte, während die Feigen noch klein waren und erst anfingen sich zu färben. Von den antiken Stätten, an denen wir vorübereilten, war besonders

interessant Sikyon, wo neben dem heutigen Dorfe, das genau an der Stelle der alten durch ihre Malerschule berühmten Stadt liegt, noch das antike Theater aus der Ferne sichtbar war.

Und nun winkte vom hohen Bergesrücken
Akrokorinth des Wanderers Blicken.

Dann sahen wir das alte Korinth, kenntlich durch die Säulen des alten Tempels, der jetzt durch die Ausgrabungen der Amerikaner in seiner Anlage bekannter wird. Als wir uns dem Isthmus näherten, wurde „Poseidons Fichtenhain" abgelöst durch weite, wilde blühende Rosenfelder.

In Korinth aßen wir unser erstes griechisches Mittag: Dünne rötliche Maeearoni und Lammfleisch. Kaffee gab's nur türkischen, sehr stark, grundig und süß, an den man sich erst gewöhnen muß. Aber auf jeder kleinen Station kauften wir saftreiche, aromatische Orangen, die wir in Menge verzehrten. Teilweise leuchteten die Ufer golden von all dem Ginster, und nun tat sich auch rechts vor unseren Blicken das tiefblaue Meer auf — die Bucht von Aegina, wo wir Aegina, Salamis und die Küste von Argos in wundervollen, immer wechselnden Linien und Formen anstaunen konnten. Und dann — Athen!

Ilse Reicke:

Im Nebel.

Des Nebels Riesenleib bricht auf und schwillt
Und senkt sich in das buchengrüne Tal,
Die Wälder taumeln windverwirrt und fahl,
Durch die sein giftig weißer Odem quillt.
Die Gärten beben unter seinem Fluch
Und werfen ihre Blütenkleider ab,
Der Nebel kriecht an jedem Hang hinab
Und schnürt das Licht in kaltes Leichentuch.
Und alle Sehnsucht, die ich dir geweiht,
Und dir mit heil'ger Hand gehütet, lischt,
Des Regens grauer Gleisenfinger wischt
Den letzten Schmelz von meiner Einsamkeit.
Den Tropfen fühle ich, der kalt und schwer
In bebend aufgeschloss'ne Blüten sinkt
Und ihres Duftes heißen Odem trinkt,
Und weiß es heut: ich liebe dich nicht mehr!

Adalbert Meinhardt
(Marie Hirsch):
Ein Genußmensch.
Die meisten Leute finden, das Leben sei eine schwierige ernsthafte Sache. Wenigen nur behagt es so, gerade so, wie sie's führen müssen. Daß einer aber gar sich selber zu entbehrungsvollem Dasein verurteilt, nur um sein Dasein so recht aus dem Vollen genießen zu können, das geschieht wohl nicht oft. Ia, wäre nicht ein junger Bekannter ganz durch Zufall ihm hinter sein Geheimnis gekommen, es hätte keine Seele geahnt, wie bitter schwer der Herr von Meyregg, von dem ich hier erzählen möchte, sich's werden ließ, so ganz und gar ein Genußmensch zu sein.
Alle Welt in Wien kannte ihn. Den Eckplatz links in der fünften Reihe im Opernhausparkett hatte er seit ungezählten Iahren schon Winter für Winter innegehabt, und gehörte daher gewissermaßen zu dem Gesamtbilde dessen, was man die Gesellschaft nennt. Wie er seine lange Gestalt gerade aufrecht trug, wie fehlerlos ihm seine Röcke saßen, daran konnten die jüngsten Stutzer sich immer ein Erempel nehmen. Und eine so schlohweißstrahlende Weste und so duftend frische Veilchen im Knopfloch sah man nicht leicht. Mit seinem glattrasierten, lächelnden, schmalen Gesicht, in dem freilich der Falten genug sich allmählich eingezeichnet hatten, hätte man ihn um die Fünfzig tarieren mögen, wären nicht in den pechschwarzen Haaren ein paar so etwas unwahrscheinlich rötlich schimmernde Lichter gewesen, die über die Natur dieses Hauptschmucks und zugleich seiner Iahre berechtigte Zweifel aufsteigen ließen. Übrigens störte das keine Seele. Er selber sprach von seinem Alter so wenig wie von seinem Vermögensstande. Demnach konnte ein jeder nach dem Maßstab eigener Veranlagung sich in seiner Phantasie die beiden ungemein hoch oder niedrig, wie er eben wollte, denken. Aber es blieb nicht viel Zeit zum Grübeln. Denn der Herr von Meyregg plauderte und man mußte ihm Antwort geben. Er hatte das Talent, alle Menschen zum Plaudern und Erzählen zu bringen, daß ihm jeder von seinem „Ich" viel mehr enthüllte, als er selber dem andern hergab. Vor allen Dingen aber disputierte er gern über Kunst, über die Musik insbesondere. Es hieß, er verbringe seine Tage in Museen, bei den Handzeichnungen der Albertina oder in den Ateliers junger Maler so regelmäßig wie seine Abende in der Oper. Im Burgtheater sah man ihn nur bei Premieren, wo es zum guten Ton gehörte, mit dabei gewesen zu sein. Dem Schauspiel, dem realistischen von heute vermöge er keinen rechten Geschmack abzugewinnen, erklärte er oft, trübe Familienzwistigkeiten, Armut und Elend, von denen man sein Leben lang schon genug zu hören bekomme, sich herzzerreißend als Unterhaltung vortragieren zu lassen, daran finde er kein

Vergnügen. Ia, wenn die Musik dazukäme, ließe sich allenfalls auch so ein bäurischer Sizilianer, der seinen Nebenbuhler rasch totsticht, ließe sich am Ende sogar ein armer, brustkranker, sterbender Straßensänger und Evangelimann ertragen. Aber mit verdoppelter Wonne kehrte er zurück zu dem, was nicht wahr und wirklich ist, zu dem, was über dem Tage schwebt und ihn selber mit hinaushob in eine märchenhaftere Welt, zu Mozart und Wagner. Einer Susanne oder Zerline, einer Senta, einem Evchen, die ihn durch ihre Grazie begeistert hatten und wohlverstanden auch durch die Reinheit ihrer Töne — denn unrein gesungen wirkten die allerschönsten Arien, sagte er oft, wie Gift auf ihn, daß er davon das Fieber bekäme — einer echten Künstlerin also, deren musikalisches Feingefühl über jedem Zweifel stand, pflegte er nach einer besonders gelungenen Aufführung am Morgen feierlich seine Visite zu machen. Er brachte ihr ein Sträußchen mit, um ihr zu danken. Große und kostbare Blumengaben waren es nie, die er verschenkte, nur eben Veilchen oder Flieder, wie man sie an den Straßenecken kaufen kann und sie leicht in der Hand trägt. Aber er unterhielt sich nach seiner Art mit der Sängerin, über musikalische Fragen, gab ihr einen Rat, wie sie die eine lange Kadenz zarter, feiner herausbringen könne, oder wie sie jenen anderen hohen Triller noch wirkungsvoller schmettern müßte. Und nebenher ließ er Fragen nach ihrem Leben, ihren Plänen einfließen, bot sich an, der Dame zu nützen. Da hatte er denn — so lief die Kunde — die eine von alten drückenden Schulden zu befreien gewußt, einer anderen die Versöhnung mit ihrem eifersüchtigen Geliebten, einer dritten besseres Engagement oder einen ehrenvollen Gastspielurlaub vermittelt. Dank begehrte er kaum, mindestens nicht, wie sonst alte Lebemänner ihn wünschen. Nur das Eine bat er sich aus — die Betreffende möchte bei der nächsten Vorstellung wieder gerade ebenso schön, ebenso rein vor allem singen. Allmählich hatte sich dann auch so eine Ar t von Gewohnheit herausgebildet, als ob er für alle Künstler da oben auf den Brettern, auch die ihn kaum kannten, der Richter und ihr Hauptzuhörer sei. Die schönsten Passagen, die sangen sie nicht dem Publikum, nicht dem Dirigenten, nicht einmal ihren unterschiedlichen guten Freunden zuliebe, die in Logen, Parkett und Rängen mit großen Operngucker bewaffnet nach einem zärtlichen Blicke bangten. Ia, selbst dem Kaiser, wenn er, was selten genug geschieht, einmal in sein Opernhaus kam, galten solche feinsten aller Feinheiten nicht. Sondern nur eben dem alten Herrn, Sperrsitz links, fünfte Reihe, an der Ecke, dem mit der langen weißen Weste, den frischen Veilchen, den lichtgelben Handschuhen in der Hand und dem strahlend glatt gebürsteten Zylinder auf seinen Knien. Er saß da, den schmalen Kopf auf dem mageren Halse ein wenig hintenübergeneigt, und aus seinen grauen Augen strahlte ein Licht, das ganze hagere Gesicht verklärend, als ob die glückselige Verzückung ihn in dieser Stunde wie in einer Glorie über alle Erdenschwere hoch hinwegtragen konne.

Nun machte es sich, daß eine ganze Theatersaison lang, vom Ianuar bis

Ende Mai, des Herrn von Menregg Nachbar zufällig einer war, den man füglich in allem und jedem seinen Gegenpart nennen konnte. Doktor Fritz Fischuer nämlich war jung, gänzlich unmusikalisch, gab nichts auf sein Äußeres, saß da, kaute an seinen Nägeln und ärgerte sich. Er ärgerte sich, daß sein Freund, der Theater-arzt, ihn während der langen Erholungsreise hier zu seinem Vertreter bestellt und gar noch geglaubt hatte, ihm mit dem Posten und mit dem Parkettplatz eine besondere Gunst zu erweisen. Er ärgerte sich, daß er den Abend mit Nichts-tun verbrachte, anstatt zu Hause ernst zu studieren, ärgerte sich, daß ihm der Kopf noch immer nach dem Studium stand und nur nach dem Studium, obwohl er seit des Vaters Tode sich mir mehr ernstlich mit Geldverdienen befassen durfte, ärgerte sich, weil er ganz unmöglich für die Heiserkeit der Altistin so tiefe Teil-nahme empfinden und das Magendrücken des Tenors so fürchterlich ernsthaft nehmen konnte, wie diese Herrschaften es von ihm verlangten. Und so gab es denn auf dieser bösen, dummen, miserabel ungerecht regierten Welt gar nichts, worüber sich der gute Fritz Fischner nicht hätte täglich von ganzem Herzen ärgern müssen. Er war einmal kein so oberflächlich vergnüglicher Wiener, wie es vor ihm sein eigener Herr Papa gewesen war, der denn auch richtig das ererbte große Vermögen leichthin an der Börse verspielt hatte. Er war ein moderner Mensch, er, von aller Qual des Daseins wissend, das Leben kennend, bis in seine Abgrundtiefen, und zu jedem kindischen Sich-darüber-forttäuschen-Wollen, durch Spiel oder Liebe, viel, viel zu weise, viel zu erfahren. Und also mußte ihn am meisten das strahlende Gesicht neben ihm ärgern, mit dem Herr von Meyregg sich zu ihm wandte:
Wie schön das war! wie bezaubernd sie sang! Nicht wahr, Sie haben mich beneidet, um den Blick, den sie mir dabei zuwarf?
Beneidet, ich! — Der Doktor zuckte förmlich zusammen, vor solcher Zu-mutung. Verachtet hatte er den Nachbarn, verachtet, ja wohl. Aber freilich, das konnte er ihm nicht so gradezu sagen. Er murmelte etwas, eine Phrase, wie jeder sie am Ende lernt. Und ärgerte sich zugleich, daß er sie sagte. Warum immer lügen? Wär's nicht viel besser, wir Menschen gestünden einander die Wahrheit?
Aber der Nachbar legte ihm die Hand auf den Arm, eine sehr weiße, sehr gepflegte weiche Greisenhand:
Wissen Sie, beneiden, verachten — im Grunde ist es vielleicht ganz dasselbe.
Ia, sprach ich denn ein Wort von Verachtung? stotterte Fischner.
Nein — jener sah ihn mit seinem feinen gutmütigen Lächeln an — nein, nicht eine Silbe. Aber ich, ich konnte es mir denken. Ich verachte Sie nämlich auch, ein wenig, ein ganz klein wenig nur, weil Sie an dieser himmlischen Musik keine Freude haben. Und ich beneide Sie, — nein, nicht wenig, sondern sehr — daß Sie jung sind, daß Sie streng sind, ernsthaft sind, im Leben etwas leisten

werden. Und weil Sie noch Ideale besitzen, die Sie niemals verwirklichen können. Oh, wie ich Sie darum beneide!
Aber, fragte wieder der junge Doktor, woher wissen Sie denn, Herr von Meyregg — erlaube mir, mich vorzustellen, mein Name ist Fischner, Fritz Fischner, voctor ilieäl^in»l». Sie kannten wahrscheinlich meinen Vater? Ia, das dachte ich mir. Es ist dieselbe Zeit, ist die gleiche Schule. Nun und ich, ich kenne Sie schon längst, vom Sehen natürlich. Sie muß man ja kennen. — Aber woher wissen Sie denn, wie ich bin und daß ich etwas leisten möchte?
Eben deshalb. Weil ich alt bin, aus einer ganz anderen Zeitrichtung stamme, versetzte jener mit feinem Lächeln, weil ich solche Menschen, wie Sie sind, schon häufig sah, sie verachtet und sie beneidet habe und ihnen zum Trotz doch mein Dasein beglückt genieße.
Da Fischner ihm hierauf seine Ansicht vom Leben recht gründlich auseinander setzen wollte, ging der Vorhang eben wieder in die Höhe. Und wieder hatte der Herr von Meyregg nur Augen für das, was vor ihm auf der Bühne geschah, im Wonnestrom der Melodien schien er mit allen seinen Gedanken sich aufzulösen. Hätte der Doktor Fritz Fischner am Ende sich nicht ärgern sollen, daß so ein oberflächlicher leerer Sinnengenußmensch ihn kennen und verstehen, vielleicht gar ihn übersehen wollte?
Trotz dieses fundamentalen Widerspruches zwischen ihnen, trotzdem der Doktor eigensinnig in dem, was jenen als sein Glück begeisternd erfüllte, ganz und gar kein Glück sehen konnte, und obwohl Herr von Meyregg die allermeisten der humanitären Volks- und Menschenbeglückungspläne, mit denen sich der Doktor trug, als ein wenig unpraktisch belächelte oder sich gar die Ohren zuhielt, wenn er ihm Fälle aus seiner Armenpraris erzählte, wurden die beiden nach und nach zu recht guten Freunden. Das heißt bis zu dem Tage, an dem sie bei einer kranken jungen Sängerin, die in bittere Not geraten war, sich zufällig getroffen hatten.
Ich beneide Sie doch, sagte da der junge Mensch, es war am Mittag und sie schlenderten zusammen im Sonnenschein über die Ringstraße dem Hotel zu, in dem Herr von Meyregg jeden Winter, seit zwanzig Iahren oder mehr, dieselben lururiös eingerichteten Zimmer bewohnte, — nämlich darum, daß Sie Geld besitzen, es ausgeben können, wie Sie wollen, und anderen helfen. Geld ist doch das Allerschönste. Eigentlich sollte man nur danach streben, das zu erwerben: Geld, immer Geld!
Das sagen Sie, so ein Idealist?
Ia, rief der Doktor, was gilt denn alles andere auf Erden, Wissen und Ruhm . . . was hat man davon ohne Reichtum, den man sorglos mit weitgeöffneten, helfenden Händen nach allen Seiten ausstreuen kann!
Hm, meinte der alte Herr, Reichtum, ja freilich. Ia, wenn ich den hätte!
Was? brauste der junge auf, wollen Sie noch mehr? nennen Sie sich nicht

reich? Sie auch nicht? Nein, ich sag's doch, zufrieden ist keiner hier. Sie nicht reich! Mit der Eckwohnung da im Imperial und Ihrem Fiaker, der so überflüssig jetzt den ganzen Weg, indes wir zu Fuß gehen, Sie ihn gar nicht gebrauchen, hinter uns hertrotteln muß; Sie mit Ihren Röcken und Ihren Stöcken, samt den goldenen und silbernen Knöpfen drauf. Und den Sommer verbringen Sie in Ischl, nicht wahr? und den Herbst, wer weiß wo, auf Ihrem Iagdschloß. Und dem armen Weiberl da oben drückten Sie einen Fünfhundert-Kronenschein in die Hand — ich sah's, leugnen Sie's nicht. Und Sie sind nicht reich!
Wie man's nimmt. Ich versteh eben mich einzurichten. — Der Herr von Meyregg hatte aber einen so wunderlich geheimnisvollen Zug um die Lippen und sah den Begleiter mit einem so verschmitzt lächelnden, doch halb melancholischem Augenzwinkern von der Seite her dazu an, daß der unwillkürlich mitten auf der Ringstraße stehen blieb in seinem überkochenden Ärger:
Sich einzurichten! Das nennen diese alten Wiener sich einrichten, was! Und glauben wohl gar noch eine besonders hochherzige Selbstbeherrschung zu üben, wenn sie nicht spielen, nicht an der Börse spekulieren, nicht ganz einfach ihr Geld zum Fenster hinauswerfen! Ia, was versagen denn Sie sich jemals, mein Herr von Meyregg, was tun denn Sie sich nicht zugute, das Sie gerne möchten? Und wofür, um welchen hohen Genusses willen geben Sie, Sie! einen andern Genuß auf?
Hm, machte Herr von Meyregg wieder ein paarmal, hm, hm . . . Ich versage mir, um des Ganzen willen — so mancherlei. Sie . . . nein, Sie würden das wahrscheinlich nicht tun. Oder doch so nicht. Das Ganze nämlich, das wie ich lebe, leben muß, ist... ist eben dies hier! — Und mit einer Handbewegung deutete er auf seinen Fiaker nebst den zwei schön geschirrten Iuckern, der jetzt hart am Bürgersteig hielt, auf dem Bock der Kutscher, im grauen Iackett, steifem Rundhut, rotbraunen Lederhandschuhen und mit der hochgehobenen Peitsche. Und deutete auf die weite Ringstraße, auf die Paläste, die hier im Schatten, die im Sonnenschein drüben standen, auf die Spaziergänger, Herren und Damen, fesche Offiziere, liebe Madeln mit wunderschlanken raschen Gestalten, mit blonden und braunen gewellten Haaren und blauen und braunen weichstrahlenden Augen, auf die Blumenhändlerinnen an allen Ecken mit den weißen Kopftüchern um ihre dicken roten Gesichter und den großen Körben und Büschen leuchtend lila Flieders, die sie jedem Vorübergehenden s« bittend nahe entgegenhielten, daß der süße Duft ihn ganz umhüllte. Und da eben vom Burgtor her die Musik kam und nun ein Strom von Nichtstuern und Buben halb tanzend, halb laufend zum Takte des Radetzkymarsches vor der Militärkapelle einherzog, da umfaßte des alten Mannes Handbewegung auch die Musik mit, wie den Sonnenschein, wie das Opernhaus drüben, wie im Volksgarten die junggrünen Bäume und wie die Prachtbauten der Museen mitsamt all ihrem Inhalt.

Aber der junge Doktor zuckte höchlich geärgert mit den Achseln: Ia freilich, wenn Sie dafür leben, wenn Ihnen das zum Leben genügt — die Burgmusik!... Und alles, was darunter liegt, alle Schmerzen und Zweifel, die tausend Fragen, alles Forschen nach dem Zweck, dem Inhalt, dem Ziel dieses ziellosen Menschenlebens, das sehen Sie gar nicht . . .?
Nein, sagte der Alte, das will ich nicht sehen. — Er winkte dem Fiakerkutscher, reichte dem Doktor zwei Finger zum Abschied, nickte: Versuchen Sie mir's nachzumachen. — Grüß Gott! Adieu! stieg in seinen Wagen und fuhr davon.
Doktor Fritz Fischner ging hastigen Schrittes quer über die Straße. So etwas war denn doch zu arg. Ein Mensch, ein alter Mensch noch dazu, der sich einfach die Augen zuhielt, um nur obenauf und vergnüglich zu leben! Und er nahm sich vor, diesem frivolen Genußmenschen, der zu ihm so gar nicht paßte, von Stund' an aus dem Wege zu gehn. Es wurde ihm dies um so leichter, als sein Platznachbar bald darauf, wie jedes Iahr zu Anfang Iuni, von Wien abreiste.
— Ungefähr einen Monat später geschah's, daß eines schönen Morgens dem Doktor Fischner mit der Post dreitausend Gulden zugeschickt wurden. Er kannte die Hand nicht, sie schien verstellt. Unter der Adresse standen auf dem Postabschnitt folgende Worte: Um sich selber oder einem Freund, einer Freundin einmal einen guten Tag zu machen.
Doktor Fischner war nicht sonderlich erfreut. Geld freilich kann man immer brauchen. Aber war es nicht beinah eine Beleidigung, daß ihm ein unbekannter Iemand so eine Summe ohne zu fragen ins Haus schickte? Er studierte die zitterig kleinkritzelige Schrift und zerbrach sich den Kopf vergebens, von wem die Gabe stammen könne, hütete sich auch wohl, die Summe, wie der Absender es ihm vorschrieb, an einem Tage auszugeben, sondern legte sie hübsch auf Zinsen, um abzuwarten, bis ihm etwas wichtig genug sein werde, von dem unerwarteten Reichtum sich zu trennen. Der Gedanke, die Sendung könne von dem Herrn von Meyregg stammen, der war ihm durch den Kopf geschossen. Aber erstens wußte er nicht, warum der alte Lebensgenießer grade ihm ein so großes Geschenk machen sollte. Und zweitens kam die Postzustellung aus Wien. Da er aber zufällig ein paar Tage später nach Ischl fahren mußte, seinen Freund, den er so lange vertreten hatte und der sich in der Genesung befand, wiederzusehen, da sagte man ihm im Hotel Elisabeth, als er nach dem Herrn von Meyregg fragte, dieser habe hier in der Sommerfrische sein in der Stadt gewohntes Leben mit allabendlichen Theaterbesuchen so wie jedes Iahr geführt, — bis vor einer Woche. Ietzt aber sei er — und zwar um volle vierzehn Tage früher als sonst — auf seine Güter abgereist. Die Adresse des alten Sonderlings aber wußte merkwürdigerweise kein Mensch zu sagen, und wo dessen ungarische Jagdgründe lagen, vermochte Fischner so wenig hier in Ischl wie nachher in Wien zu erkunden. Briefe

für den Herrn von Meyregg ließ man eben liegen, bis dieser Anfang Ianuar seine Zimmer im Imperial wieder bezog. So hatte er es angeordnet, so war es immer gehalten worden.
Also mußte Doktor Fischner sich drein ergeben, einstweilen nichts mehr von ihm zu hören. Daß dieser Herr von Meyregg grade ihm die dreitausend Gulden zugewendet haben sollte, schien ihm schließlich doch wenig wahrscheinlich, — wer wußte denn auch, ob nicht irgendein reicher einstiger guter Freund seines Vaters ihm das Geld geschickt hatte? Übrigens war die ganze kurze Episode jener Bekanntschaft, jenes Disputs über Lebenszweck und Menschenbestimmung ihm sehr bald von wichtigeren Dingen in den Hintergrund gedrängt worden, so daß er sie beinah vergaß.
Doktor Fritz Fischner hatte nämlich seinen Lebenszweck plötzlich gefunden. Und der war — die junge Schwester seines wiedergenesenen Freundes glücklich zu machen! — Sie in Ischl zum erstenmal sehen, dann näher kennen lernen und lieben, — das ging sehr rasch. Sich mit ihr verloben, sie heiraten, in einer kleinen netten Wohnung sich mit ihr häuslich einrichten und zwar mit Hilfe der bewußten, noch immer geheimnisvollen Spende, das folgte auch gar bald darauf. Und so saß er znm Winter als wohlbestallter Armenarzt im Bezirk Margarethen, hatte so viel zu tun von früh bis spät, daß er gar nicht dazu kam, über die Schmerzen des Menschendaseins nachzudenken, hatte mit seiner glückseligen verliebten reizenden Frau so viel zu reden und zu lachen, daß ihm die alte Gewohnheit des Argerns darüber fast verloren ging.
Manchmal aber ärgerte er sich denn doch wieder desto gründlicher, und zwar dann, wenn er gehetzt und verspätet von seinen Krankenbesuchen zu ihr nach Haus kam, müde, durchkältet, und wenn nnn grade so ein armer Kranker ihn wieder in Nacht und Kälte hinansrufen mußte. So geschah's ihm auch einmal gegen Mitte Dezember, bei einem rechten Hundewetter.
Eine dicke Schustersfrau: Ihr Einmieter, dem sei so schlecht. Wer weiß denn, ob er's die Nacht noch dermacht! Schnappt so nach Luft und schaut aus, wie . . . ja wie denn? — das arme Hascherl, das alte — wie der leibhaftige Tod und der Gottseibeiuns in einer Person. Man möcht' gleich weinen, wenn man ihn nur anschaut.
Meistens, brummte der Doktor, fehlt solchen Leuten nichts als ein Schnupfen, oder sie haben sich den Magen verdorben.
Aber wenn es diesmal ernster wäre? Und, indem sie ihrem Manne einen selbstgestrickten Schal wärmend um den Hals knotete, flüsterte die junge Frau — daß du helfen kannst, daß du so ein armes, beinah erlöschendes Menschenleben vielleicht durch deine Kunst, deine Pflege wieder zum Leben zu retten vermagst... wie herrlich ist das!
Doktor Fritz Fischner hätte sich ja schämen müssen, danach auch nur eine Minute zu zögern. Er küßte die kleine begeisterungsvolle Menschenfreundin und

in heroischer Selbstaufopferung stapfte er, ohne nur noch einmal zu seufzen, mit der guten Schusterin davon durch die Nacht, den Wind und den knochenfröstelnden Schlackenregen. Ein Durchhaus, ein Hof, ein niedriger ebenerdiger Eingang zu einer ärmlichen, düsteren Werkstatt:
Endlich sind's da! Ich hab' schon g'meint, jetzt ist's aus, wie der so schwer röchelt!
Der geängstete Schuster führte den Arzt in ein geräumiges Hinterzimmer. Das Atmen klang stoßweise und keuchend aus dem mit hellen Gardinen ver« hängten Alkoven her.
Licht, sagte Fischner.
Sie brachten ihm die Schusterlampe mit der großen weißen Kugel. Von der Umgebung konnte er nicht viel unterscheiden, sah nur eben den Kranken im Bett. Der brauchte ihn freilich. Rasch brachte er ihn in eine bessere Lage, der Kopf war ganz in die Kissen gerutscht, — ein Kahlkopf mit spärlichem weißem Haar an Schläfen und Nacken, mit kurzstruppigem, weißgrauem Bart. — In solchen Iahren, der Kranke mochte hoch in den Siebzigern sein, kann ein derartiger Anfall in einer Sekunde das Ende bringen. Aber er kann auch vorübergehen und der Patient sich vollkommen erholen.
Da der Doktor erkannte, daß er hier wirklich etwas auszurichten vermöge, griff er sehr energisch zu, und die Schusterleute waren ebenso eifrig bemüht, sich ihm hilfreich zu zeigen, wie beglückt von der Möglichkeit, ihren langjährigen Mietsmann noch eine Weile behalten zu dürfen.
Ein so herzensguter Kerl, der alte Meyer, sagte die Frau, sich die Tränen abtrocknend, mit allem und mit jedem zufrieden, und so fleißig — er ist nämlich Notenabschreiber — geht nie aus dem Haus, nie in ein Vergnügen, steht da am Pult und schreibt ab, bis er nmfällt. Und dann jedes Iahr so pünktlich mit der Zahlung am 2. Iänner. Nein, so einen kriegt man net wieder.
Doktor Fischner, der auf die Lobeserhebungen über den Leidenden wenig hinhörte, schickte die Frau hinaus, ihm etwas von der Apotheke zu holen. Er saß am Bett, die Finger am Handgelenk des Kranken, auf seine schwachen Pulsschläge horchend. Wie merkwürdig weiß und weich die Haut für einen so armen Mann. Freilich, kein Arbeiter, ein Schreiber. Er beugte den Kopf vor und legte das Ohr ihm auf die Brust. Vorsichtig schob er die Falten des Hemdes auseinander. Feinste Leinwand. Der Doktor verstand sich darauf, hatte er doch vor zwei Monaten erst sich selber eine kleine Aussteuer angeschafft. Und sich seiner damaligen Besorgungen erinnernd, trat ihm unwillkürlich der ins Gedächtnis, der ihm dazu geholfen hatte, sein Heim, sein Glück sich zu erbauen. Er war nicht undankbar, der Fritz Fischner. Oft genug mußte er des geheimnisvollen Spenders gedenken. Ob es doch der Herr von Meyregg war? Der alte Mann da, der sah ihm ähnlich. Nein, er sah ihm gar nicht ähnlich, war ja um ein

Dutzend Iahr älter, kahlköpfig und bärtig. Aber doch — er hatte so etwas... etwas Undefinierbares, das an jenen denken ließ.
Als die Schustersfrau aus der Apotheke zurückkam, mischte der Doktor die Tropfen im Glase und suchte sie dem Kranken sorgfältig einzuflößen. Dieser atmete schon etwas leichter, hatte auch ein paarmal die Augen auf Sekunden zu öffnen versucht, schien nur noch nicht so recht bei Bewußtsein. Er lag wieder still, hob nur den Arm und wischte mit der Hand übers Gesicht, als ob er einen bösen Traum fortscheuchen müßte. Vorsichtig schlug er die schweren vielrunzeligen Lider wieder auf, — der Schuster selbst hielt die Lampe hoch, daß er den Patienten und seinen Arzt zugleich beleuchtete. Über das wachsblasse alte Gesicht zuckte etwas, ein Schreck, ein Entsetzen:
Nicht, nein nicht! kam es ächzend aus den zuckenden Lippen unter den dünnen Bartstoppeln hervor. Und mit einer Heftigkeit, die man dem noch Schwachen gar nicht zugetraut hätte, stieß er die helfende Hand zurück, riß die weiße, feine Decke in die Höhe bis halb übers Gesicht und kehrte seinen Kopf der Wand zu.
Die Lampe blendet ihn, sagte der Doktor. Er trug sie selber fort vom Bett bis zu einem Tischchen am Fenster, auf dem allerhand Bücher lagen und in einem kleinen zierlichen Glase ein Veilchenstrauß stand. Das schien alles so viel netter, besser gehalten, als er es bei seiner Armenpraris sonst jemals fand.
Notenschreiber ist er? fragte er die Frau, die ihm dienstbereit nachkam.
Ia, halten zu Gnaden. Der Herr in dem Musikgeschäft am Ring, von dem ich ihm jede Woch' seine Arbeit holen muß, der sagt immer, der Meyer, sagt er, der schreibt wie g'stochen. Andere Abschreiber, wie der, kriegt man net, net fürs doppelte Geld. Na, viel ist's grad net, was er verdient, justament g'nug zum Leben, wie der lebt, so brav und so sparsam.
Und er wohnt schon lange bei Ihnen?
Oh, an die zehn Iahr. Das heißt ja, natürlich nur immer bis Neujahr.
Was? bis Neujahr? Was treibt er denn dann?
Na, da hat er halt wohl andere Arbeit. Den zweiten Iänner, gleich in der Früh, packt er seine Siebensachen zusammen, so die feine Wäsch' und die Leintücher und da die Bücher, ich muß ihm an Komfortabel bestellen und heidi, fort geht's, zum Westbahnhof. Am Abend bekommen wir dann's Mietsgeld mit der Post zug'schickt, immer pünktlich, auf die Minuten.
Und wo lebt er sonst? und wann kommt er wieder?
Ia, wo er lebt, das kann ich halt net sagen. Irgendwo hinten in Ungarn drin, scheint mir. So um halben Iuli, da kommt er dann wieder. Dies Iahr is er schon früher eing'rückt, um a ganze vierzehn Täg früher als sonst je. Und er sagt . . .
Frau Schusterm, die Stimme des Kranken klang auf einmal sehr unerwartet

und sehr deutlich vom Bette her, Sie wissen, ich kann das Schwätzen nicht leiden . . .
Ia, lachte die Frau, i weiß scho, i weiß scho! Herrgott, da redt er ja wieder, der Meyer. Nein, die Freud'! — Sie lief zu ihm hin unter Tränen und Lachen, ihm die Hand zu küssen. Er wehrte ihr.
Der Doktor hatte sich dem Bett langsam wieder genähert. Er bog sich vor, — viel von dem Gesicht konnte man bei dieser Beleuchtung ja nicht erkennen. Sie heißen Meyer? fragte er zögernd.
Der alte Mann richtete sich mit plötzlichem Ruck in den Betten auf. Er schien weder schwach noch leidend mehr. Nur sein Mund zuckte noch etwas, und die Worte kamen stoßweise heraus, als ob ein jedes sich ihm nur schwer aus der Brust loslösen wollte:
Was schauen Sie mich so mißtrauisch an? Ich bin ganz gesund und ganz bei Verstand. Und einen Arzt hätte ich nicht gebraucht. Wenn die Schusterin nicht so ein Hasenherz hätte . . . und gleich zum Doktor laufen müßt'. Und daß sie grade Sie hat holen müssen!
Beruhigen Sie sich nur, sagte der Doktor und wollte ihn in seine Kissen zurückbetten, regen Sie sich jetzt nicht auf. Ich werde morgen wiederkommen. Wir unterhalten uns dann weiter und Sie beichten mir, was Sie wollen.
Wer denkt denn auch gleich, daß der junge Doktor Fischner jetzt Armenarzt in Margarethen ist, seufzte der Alte. Aber da Sie nun einmal hier sind . . . Sie, Frau Schusterin, ich hab' mit dem Herrn Doktor zu reden, ich bitt' schön, lassen Sie uns allein.
Sie sind . . . also wirklich? — Fritz Fischner konnte sich so schnell nicht fassen. Die Frau war gegangen, er stand und bog sich vor und starrte den kahlköpfigen fremden Greis mit dem Stoppelbart an und begriff nicht, wie er vorhin doch gemeint, etwas von dem korrekten Herrn im kohlschwarzen Haupthaar mit den glattrasierten Wangen in seinen Zügen zu erkennen. — Sie sind . . . Ia, wer sind Sie denn eigentlich nun, — Herr Meyer?
Ferdinand Victor von Meyregg heiß ich, sagte der Alte. Er setzte sich mit einem Ruck im Bett in Positur und hob das Kinn in einer energischen Nackenbewegung in die Höhe, wie es jener, sein eleganter Namensvetter im Opernhausparkett wohl tat, wenn bei einem Disput über musikalische Fragen er seinen Standpunkt behaupten wollte. Was schauen Sie mich so ungläubig an? Es nützt nichts, länger Verstecken zu spielen. Meinen Sie wohl, daß ich nnter falschem Namen herumgehe? Den Meyer, ja freilich, den leg' ich mir als Inkognito zu, so wie eine Art von Faschingsmaske. Aber als Meyregg bin ich geboren und denk' ich zu sterben. Das heißt, — wenn der Herr von Klapperbein so höflich ist, mich in der ersten Hälfte des Iahres fortzuholen. Weiter nämlich als für ein Halbjahr reichen meine Zinsen nicht, und sobald ich sie aufgebraucht habe, dann verschwinde ich eben. Mein guter Vater, der hielt mich leider für einen

Verschwender. Sein Vermögen wollte er lieber unbekannten armen Waisen als dem eigenen Sohn hinterlassen. Ich — ein Verschwender! Was sagen Sie dazu? — Kann einer mit so bescheidenen Mitteln praktischer umgehen, als ich es tue?
Praktisch? Herr von Meyregg, sagte der Doktor und streckte ihm die dankende Hand hin, Sie haben mir dreitausend Gulden geschenkt, mir, den Sie kaum kannten!
Hab' ich? Ich entsinn' mich nicht. Ich hab' Sie wahrscheinlich veranlassen wollen, sich auch einmal einen guten Tag zu machen. Es ist mein Recht, mit meinem Geld zu tun, was ich will. Ich leb', wies mich freut, und bin nicht St. Franziskus, der vom Verschwender auf einmal zum Büßer und Bettelmönch wird und sein letztes Brot den Armen reicht. Warum muß denn grad' ich so ein Heiliger sein? Ich bin gar nicht heilig. Ich liebe die Grazie, das Wohlleben, Musik und Nichtstun und Heiterkeit. Und bis dies Dasein einmal aufhört, will ich's aus dem Vollen leben, ganz aus dem Vollen!
Aber Sie leben ja kaum sechs Monate aus dem Vollen, rief der Doktor.
Die übrigen darben Sie, arbeiten und hungern beinah. Und dies Iahr, mein Gott, mein Gott, wenn ich das bedenke! — Dies Iahr sind Sie zwei Wochen früher von Ischl fort und hierher in die Verbannung gezogen. Und das für mich! wie ich es jetzt sehe, um mich zu beschenken!
Wenn ich nicht schenken könnt', ja, dann möcht' ich mich lieber gleich begraben lassen. Das gehört mit dazu.
Und der Fiaker, fragte der Doktor in heller Verzweiflung, gehört der auch zum Glück? und der Opernhaussperrsit z und die Lackschuh und die strohgelben Handschuhe nnd die Veilchen?
Ia, lachte der Alte, Veilchen sind doch die billigsten Blumen. Wenn's noch Orchideen wären!
Herr von Meyregg, als Ihr Arzt, als Ihr Freund, bitte ich Sie, — Sie sind nicht so jung mehr, — geben Sie dies Leben auf. — Die Arbeit, Notenschreiben, Entbehrungen, wirklich, es ist zu anstrengend; so beschwor ihn der Doktor.
Iener schüttelte eigensinnig den harten Kopf. Wenn's mich so freut, wi'nn's mir gefällt! Meinen Sie, das Essen im Imperial sei so gar viel besser und gesünder, als was mir hier die Schusterin kocht? Hübscher serviert ,'si's, v,»iIK tout. Aber mehr als bis zum Sattwerden ess' ich dort auch nicht und weniger hier nicht.
Das weiß ich freilich, sagte der Doktor, daß Sie immer, also auch in dem vornehmen Halbjahr, sehr mäßig leben. Aber doch . . . Wenn Sie sich nur um ein weniges einschränken wollten. Ich bin überzeugt, Ihre Einnahme reicht dann fürs ganze Iahr.
Mich einschränken, ich! Mein Lieber, dann verstehen Sie mich gar nicht.
Ich muß so leben, wie ich's gewohnt bin, wie ich es lernte. Und wenn's dann

nur für ein halbes Iahr langt, tausendmal besser für sechs Monate Noten ab-
schreiben in der Hinterstub' beim Schuster, als zwölf Monate lang sich besinnen,
rechnen und sparen!
Also ist es ganz vergebens, Ihnen ein wenig Vernunft beizubringen? Das
eine aber, bat der Doktor, das werden Sie mir doch erlauben müssen, daß ich
Ihnen Ihr Geschenk, sobald ich es kann . . .
Sie wollen wagen, mir's wiederzuzahlen! — Der alte Mann packte in
zitternder Erregung seines Arztes beide Hände: So halt' ich Sie, so! Wenn Sie
mir nun nicht im Augenblick geloben, daß Sie das Geld niemals mehr erwähnen
und auch zu keiner Menschenseele — Sie hören, zu keiner! — davon reden,
daß Sie's wissen, wo dem Meyregg seine ungarischen Iagdgründe liegen, dann ...
dann bekomme ich gleich so einen Herzkrampf wieder, gleich auf der Stell'...
Und diesmal kann ich leicht dran sterben! —
Was sollte der arme Doktor machen? Der Kranke hielt ihm beide Hände
wie in einem Schraubsteck fest. Er sah zum Erschrecken aus dabei, die Augen
traten ihm fast aus den Höhlen, die magere Brust arbeitete und keuchte, ein
erneuter Anfall schien wahrhaftig nahe zu sein.
Ich gelobe, was Sie wollen. Ich sage es keiner Menschenseele.
Da breitete sich ein zufriedenes Lächeln über das schmale Runzelgesicht.
Und sich in die Kissen zurücksinken lassend, gab er des Doktors Hände frei.
Also gut. — Er atmete ruhiger. — Ein Mann, ein Wort. Ich zähl' auf
Sie. Sie werden schweigen, auch mir gegenüber, wohl verstanden, auch mir
gegenüber! Solang' ich da bin. Nachher . . . Was Sie nachher reden, zu
wem Sie reden, geht mich nir an. — Und nun gehen Sie nur, Doktor, nun will
ich schlafen.
Im Ianuar hatte der Doktor Fritz Fischner von seinem Freunde und jetzigen
Schwager zwei Parkettbillets für das Gastspiel einer berühmten fremden Sängerin
geschickt bekommen. Als er mit seiner jungen Frau das Haus betrat, fanden
sie den Eckplatz besetzt. Der Herr von Meyregg erhob sich höflich. Dem Gala-
abend zu Ehren war er heute im Frack und mit tadelloser weißer Krawatte. Der
Veilchenstrauß an seiner linken Brust, sein kohlschwarzes Hanpthaar, die Frische
des fehlerlos glattrasierten Gesichtes — es war alles wie sonst. Und das Lächeln,
mit dem er der kleinen Doktorin die Hand küßte, als Fischner ihm seine Frau
vorstellte, machte diese gleich zu seiner Freundin.
Wissen Sie, flüsterte sie, da die Ouvertüre eben einsetzte, ich kenne Sie ja,
mein Mann, der hat mir so oft von Ihnen erzählt.
So? fragte der alte Herr etwas kühl.
Ia, natürlich, von Ihrer Musikfreude, Ihrer schönen Wohnung, Ihrem
feinen Geschmack. Und ganz besonders — von Ihrer großen Güte für ihn. Mein
Mann hat es mir freilich verboten, Ihnen heute dafür zu danken. Er sagte,

ein echter Grandseigneur, so wie Sie einer sind, der streut seine Wohltaten freigebig aus, und wir kleinen Leut', wir danken ihm am besten nur damit, — daß wir sie hinnehmen und uns dran freuen! Aber Sie ein bißchen lieb haben dafür, — nicht wahr, das darf ich doch?

Wieder trat das gewinnende Lächeln in das schmale Gesicht. — Herr von Meyregg bog sich an der jungen Frau vorüber zu dem Doktor hin: Ein Mann — ein Wort. Ich seh', daß Sie's gehalten haben, sagte er leise und gab ihm die Hand.

Und dann zu ihr: Ihr Mann ist ein Ehrenmann, ein vortrefflicher Mensch. Sie werden sehr glücklich mit ihm leben. Ach, das Leben ist schön, nicht wahr? Man muß nur verstehen, es ganz zu fassen, ganz zu genießen. Still, jetzt still, die Sängerin fängt an! —

Und den Kopf etwas zurückgebogen, saß er und schlürfte leuchtenden Auges die reinen Töne der Primadonna in sich hinein. —

Seitdem ist der Herr von Meyregg gestorben, sonst hätte ich die Geschichte ja nicht erfahren. Und zwar starb er ganz plötzlich, wie er sich's gewünscht hatte, im März, in der ersten Hälfte des Iahres in seinem schönen sonnigen Zimmer, im Hotel Imperial.

Eduard August Schroeder:

Wahrheit und Dichtung.

Der beschränkte Geist, der zwischen Wahrheit und Dichtung
Einen Zwiespalt ersann, war erblindet vor Gott.
Wahrheit und Dichtung sind ein und dasselbe Kind der Gedanken,
Wahrheit ist kalt und streng, wonnig schön das Gedicht.
Ernste Kleider umhüllen die nackte Gestalt der Wahrheit,
Warmes Licht umfließt glastig der Dichtung Sinn;
Aber Eins sind sie beide: der Gottheit heilige Boten,
Fortschritt und Freude als Ziel, fördern sie Glück und Kultur.
Ernste Forschung und nüchterner Geist erschließen die Wahrheit,
Mehren des Wissens Schatz, schreiben das kalte Recht;
Innige Wahrheit, verklärt von begeisterter Seele und Wärme,
Iubelt in Lied und Gedicht der begnadete Drang.
Tastend ins Kleine und Kleinste führen die Wege der Forschung
Mühsam zur Wahrheit herab; aber zum Höchsten empor,
Zur beglückenden Rundschau, zur weiten Wahrheit der Welten,
Wahrheit in Mensch und Natur, fliegt nur beschwingt das Gedicht.
Niemals vermag die Lüge und Trug zur Wahrheit zu werden,
Trug nicht Erkenntnis zu sein, Lüge niemals Gedicht.

Beskidentau E. A. Schroeder
VestldeNtaU. Ein Bergtraum.
Geflügelt zieht, wie dichte Schleier,
Der Nebel an den Wäldern hin,
Und herrlich malt in seine Schwaden
Die Morgensonne Karmesin.
Und licht und lichter in den Bergen!
Die Schatten weichen auch im Tal,
Ein frischer Hauch zerstreut die Nebel,
Der Sonne Kuß, ihr warmer Strahl.
Wie still und hell wird's in den Lüften,
Wie sonnig auf des Wandrers Spur!
Es ist erwacht in tausend Leben,
In wonn'gen Pulsen die Natur.
Da glitzern, gleißen Millionen
Im herrlichsten Kristallenlicht,
Die Perlen vom Beskidentaue,
In allen Farben es sich bricht.
Und horch! wer schleicht dort durch die Gräser,
Wer sammelt so emsig den Blumentau?
Es ist die Schar der Waldeszwerge,
Geführt von einer hohen Frau!
In einen Krug aus hellem Glase
Die Perlen tuen sie hinein,
Und kniend reichen sie die Gabe
Der hohen Frau im Sonnenschein.
Das Lichtbild strahlt, es blendet blitzend
Der Widerschein im hellen Krug! —
Die Lichtflut führte ihn von hinnen
Wie auch die Huldin, die ihn trug. —
Es war die Königin der Berge,
Die Heilkraft war die hehre Frau,
Sie nahm in ihre nächt'gen Hallen
Den kostlichen Beskidentau.
Doch wißt Ihr all', wie Frauenminne
Den Dichter für und für beglückt!
So hat auch mir die hohe Huldin
Den Krug voll Bergessaft geschickt. —
Geflügelt zieht, wie dichte Schleier,
Der Nebel an den Wäldern hin,
Und herrlich malt in seine Schwaden
Die Abendsonne Karmesin. —

Else Hösser Sieger

Else Hosser.

Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

Er wollte seine Gedanken loslösen, aber das alte Gesicht Hubers, in dem die energischen Fältchen so schmerzvoll gezuckt hatten, ließ ihn nicht los. Was würde der Alte nun anfangen? Familie hatte er nicht, er konnte doch unmöglich in den engen Zimmern leben, so ohne Lebensinhalt und Beschäftigung. Er war viel zu lebhaft, viel zu rege und tätig, er konnte ja niemals die Hände müßig ruhen lassen. Er mußte ja verkümmern, zugrunde gehen in der Untätigkeit.

Der Gedanke begann ihn zu quälen. „Ich wollte doch helfen, und nun vernichte ich", dachte er beklommen. Aber er erkannte sofort die Gefahr in diesem Gedanken. „Ich darf vor einem Opfer nicht zurückschrecken, ich darf mein Ziel nicht verlieren." Gewaltsam zwang er seine Gedanken auf gewollte Wege, aber die Stimmung war erloschen, es schien ihm, als sei die Beleuchtung im Zimmer grauer geworden.

Im Nebenzimmer hörte er Ios gedämpfte Stimme, das hellere Organ der Mutter antwortete ihr. In seiner unruhigen Stimmung quälte ihn das Gespräch, von dem er nichts verstand. Er dachte sofort: „Ob sie über die Ereignisse reden oder über die veränderte Lebenslage. Sie sind auch meine Opfer — nicht nur der alte Huber." Seine Stirne faltete sich scharf. „Ich habe sie aus einem sonnigen Frieden gerissen, mit hinein in meinen Kampf. Ich habe das nicht gewollt, nicht bedacht. Was sie verlieren, ist ja so eitel —". Er lächelte spöttisch, „aber sie sehen es nicht mit meinen Augen! In ihren Augen ist es unendlich viel —".

Er begann wieder seine Wanderung über den weichen Teppich. „Ich muß ihnen helfen, es darf nicht sein, daß das, was mir Glück bedeutet, ihnen Wunden schlägt." Er sah das weiße Gesicht Margas, wie es sich zu jähem Schrecken entstellte, als er gestern abend die Rosen aus ihrer Hand gerissen hatte. Er hatte ein peinliches Gefühl, er sagte sich, daß er unbeherrscht und schonungslos seinen Kindern die bittere Nachricht mitgeteilt hatte, aber er war schwer gereizt gewesen. Daß in den großen Kampf sich tückische Nadelstiche mischen würden, die auch die Wehrlosen mit verwundeten, hatte ihn empört, daß ein so unbedeutender und ängstlicher Mensch wie Bellmann es gewagt hatte, ihm die Türe zu weisen, hatte seinen Stolz verletzt und hatte ihm gezeigt, daß er in den Augen

der engen Sklavenseelen von nun an ein Geächteter war, weil er den Mut hatte, einen andern Weg zu gehen, als den, den die „Spitzen" gingen.
Er hatte wohl gewußt, daß die Angriffe auf ihn einstürmen würden, aber daß seine Familie in Mitleidenschaft gezogen wurde, hatte er nicht gedacht, und nun traf gerade sie der erste Hieb, den er ihnen nicht abwehren konnte. „Ich muß ihnen helfen", dachte er entschlossen. „Sie sollen reifen. Nach dem Süden, oder wohin es sie treibt. Io sprach letzthin so entzückt von einem Wintersport-platz."
Damit war für ihn die Sache erledigt; er hielt es für selbstverständlich, daß die Damen sich dieser Bestimmung fügten.
Er bestellte telephonisch den Chauffeur, und nach 10 Minuten surrte das Auto hügelab, der inneren Stadt zu. —
Marga stand am Telephon, ihr Gesicht sah grau und übernächtig aus, und ihre Hand war unsicher, als sie den Hörer hob.
Sie hörte Marias Stimme. „Io, Marga, ist's eine von euch?"
„Ia", sagte Marga mit trockener Stimme.
„Guten Morgen! Es war ein scheußlich langweiliger Ball gestern bei Bellmanns. Immo und ich sind mit als erste aufgebrochen. Ihr habt nichts versäumt, freut euch. Aber ich habe mich schwer erkältet, sollte eigentlich liegen bleiben, aber ich habe mich heimlich hierher gestohlen, um euch zu bitten, mich ein bißchen zu pflegen. Nicht wahr, ihr kommt gleich?"
„Ach, Maria", sagte Marga mit ganz erstickter Stimme. Sie fühlte plötzlich eine heiße Zärtlichkeit für die kleine, übermütige Freundin, die sich trotz ihrer Oberflächlichkeit keinen Augenblick in ihren Gefühlen beirren ließ. Maria über-hörte den kläglichen Einwand.
„Also kommt nur gleich, ich erzähle euch alle die albernen Kurmachereien von gestern. Schluß. Ich fange an zu frieren."
Als Marga den Hörer aufhängte, liefen ihr zwei Tränen rasch und ver-stohlen über das Gesicht, es waren die ersten, und es waren Tränen der Scham.
Sie hatte während der schlaflosen Nacht so viele bittere und verächtliche Gedanken gedacht, daß sich ihr Blick getrübt hatte.
Sie sah die Menschen in den häßlichen Verzerrungen, in denen ihr ver-wundeter Stolz sie ihr zeigte. Sie hatte gedacht: „Maria Schwanstedt wird sich leichtherzig von uns wenden und lachend andere Freundinnen suchen. Die ist ja gar nicht gewöhnt, mit traurigen gedrückten Menschen zu verkehren. Wenn sie nicht lachen kann, langweilt sie sich. Mit solchen Menschen können wir jetzt nicht mehr zusammen sein."
Sie hatte nicht an die warme Kinderfreundschaft gedacht, die sich durch viele Iahre hinzog. Sie hatte Maria trotzigen Herzens auf dieselbe Stufe mit den „andern" gestellt, von denen sie Kränkungen und Verachtung erwartete.
Und nnn bekannte Maria sich zu ihnen mit einer Selbstverständlichkeit, die

sie tief beschämte, sie wußte nun deutlich, es war der Freundin niemals der Gedanke an eine Schwankung gekommen.
„Ich werde es ihr sagen," dachte sie, „ich will sie um Verzeihung bitten.
Wie häßlich ist Mißtrauen gegen Menschen, deren Seele rein ist. Es verwundet den, der den bösen Gedanken gedacht hat."
Sie fühlte, wie ihr Atem leichter ging. „Immo denkt wie sie —." Es war ein Aufjubeln in ihr. „Nun ist alles gut!"
Sie suchte Io. Die saß mit der Mutter im Wintergarten und ordnete Seidenfäden in ihrem Schoß.
„Io", sagte Marga ein wenig atemlos. „Maria telephonierte eben: Sie ist erkältet, wir sollen gleich zu ihr kommen, sie war so lieb."
Io sah der Schwester in die Augen und lächelte, auch ihr Gesicht war blasser, aber der Blick war ganz klar. Frau Torbeck ließ einen Augenblick die Arbeit sinken.
„Seht ihr, ich sagte es euch gleich, wir haben alles zu schwarz gesehen.
Wenn Schwanstedts zu uns halten, so ist das ja die Hauptsache!"
Dann arbeitete sie ruhevoll weiter und zog mit schönen gleichmäßigen Bewegungen die bunte Wolle durch den groben Stoff.
„Wir wollen gleich gehen." Marga drängte, ihr Unrecht brannte ihr auf der Seele, sie sehnte sich darnach, Marias keckes Gesichtchen zu sehen mit den sorglosen braunen Augen, sie fühlte, daß aller Kummer schwinden mußte, wenn Maria sie anlachte. Vielleicht war auch Immo da
Ihr Herz tat einen hastigen Schlag.
„Wenn er mich fragt, — sage ich „ja" "
Aber ihr Wille war nicht mehr so klar, wie gestern abend, sie fühlte eine Beklemmung bei dem Gedanken an eine rasche Entscheidung. „Vielleicht hat er noch Geduld", dachte sie zaghaft.
Aber als sie aus dem Hause traten, griff das tückische Mißtrauen wieder nach ihr. Sie sah scheu in Ios stilles Gesicht, in dem nicht ein Zucken war. Sie schien der Schwester reifer und stolzer, mit der klaren Stirn und den festgeschlossenen Lippen. Marga fühlte um so schmerzlicher ihre eigene Unsicherheit und Ziellosigkeit. Sie wollte Io beneiden, und doch wehrte sich etwas in ihr gegen diese energische Ruhe, die ihr unjugendlich und reizlos erschien.
Sie fühlte, daß ihre eigene Natur sie immer wieder zu Konflikten treiben würde, über die Io glatt und unbeirrt hinwegglitt. Aber sie fürchtete sich nicht mehr vor den Kämpfen, leise regte sich ein Verlangen wie Kampfeslust in ihr.
Sie hatte die Empfindung, als sprängen Quellen auf in ihrer Seele, und sie dachte staunend: „das erste, schwere Ereignis unseres Lebens ist wie der Schlüssel zu einer verborgenen Kammer in meiner Seele, in der tausend Gedanken schlafen.
So viel und intensiv, wie in den letzten Tagen, habe ich bisher nie gedacht."
Sie gingen durch die Lindenallee zur Stadt hinab, die Dienstwohnung

Schwanstedts lag im Zentrum. Die Zweige der Linden reckten sich kahl und kummervoll zum grauen Himmel auf, frierende Spatzen hockten apathisch auf den Ästen und flohen nicht vor den herannahenden Schritten. Die Gärten, die an die Straße stießen, sahen trostlos aus mit ihren gedeckten Beeten und umwickelten Rosenstöcken, selbst die hellen Villen hatten in dem grauen Tag ihr festliches Aussehen verloren, sie sahen kahl und nüchtern aus, die Farben waren aufdringlich hart.
Io sah um sich. „Es kommt doch alles auf die Beleuchtung an", sagte sie.
„Und auf die Augen, die es sehen", antwortete Marga, denn sie fühlte, daß ein grauer Schleier vor ihren Blicken lag.
Es war eine feuchte Kälte, die an die Körper herankroch und durch die Kleider schlüpfte, wie etwas Fühlbares. Die jungen Mädchen schritten rasch aus, um warm zu bleiben.
Sie waren beide sehr groß, und schlank und kraftvoll gebaut, sie hatten die schönen Bewegungen der Mutter, nur jugendlicher, temperamentvoller. Die dunkelblauen Iacken schmiegten sich in tadellosem Sitz an die Figuren, und die langen Marderstolen mit den gleichartigen Muffen und Pelzhüten gaben den Erscheinungen eine sehr distinguierte Eleganz, die, ohne aufzufallen, wohltuend und vornehm wirkte. Die Damen Torbeck waren ihres Geschmackes wegen bekannt und vorbildlich für viele andere.
„Da kommt Hauptmann v. Schöwen", sagte Marga plötzlich mit dunkler Stimme.
Sie sagte es, als sei eine besondere Wichtigkeit bei dieser Begegnung, und Io merkte, daß sie nach Bekannten ausgespäht hatte, gewiß fiebernd vor Erregung und Mißtrauen.
Io sah gleichmütig der kurzen stämmigen Gestalt entgegen. Was war ihr Hauptmann v. Schöwen? Eine flüchtige Ballbekanntschaft, sonst nichts; ein Mensch, über den sie noch niemals nachgedacht hatte. Aber Marga zitterte vor seinem Gruß, wie vor einer bedeutenden Entscheidung.
Hauptmann v. Schöwen sah den beiden schönen Gestalten wohlwollend entgegen und freute sich ihrer rhythmischen Bewegungen.
„Das kommt vom Sport", dachte er tarierend, „die schnüren sich nicht!"
Er bemühte sich ein Lächeln auf seinem behaglichen Lebemannsgesicht zu unterdrücken. Dann tauchte ihm blitzschnell der Gedanke auf: „Schade, daß der Alte den beiden netten Mädels alle Heiratschaneen verdirbt."
Dann war er drei Schritte vor ihnen und grüßte sehr liebenswürdig wie stets. Sein rasches Kennerauge sah im Vorübergehen, daß Marga bleicher war als sonst.
Die Schwestern schwiegen und Marga dachte: „Wieder muß ich mich schämen, das ist ja wie ein Verfolgungswahn in mir."

Sie bogen in eine lebhaftere Straße, ein rasches Vorüberfluten von Passanten ging an ihnen vorbei. Margas Augen suchten argwöhnisch.
Da kam der Regierungsreferendar Matissen.
Sie grub die Zähne in die Unterlippe und sah ihn kühl an.
Er grüßte steif, als bewegte er seine Arme in Scharnieren, sein Gesicht war undurchdringlich, völlig ausdruckslos. Marga fühlte die Komik dieser bewußten Beherrschtheit, aber sie dachte: „Sein Gruß war doch kälter als sonst, ich fühle es —"
Dann ging rasch und grüßend der Amtsrichter Scheuern vorbei, sein Blick streifte sie nur flüchtig. „Mitleid war in seinem Blick, ganz bestimmt: Mitleid —"
Margas Gesicht wurde immer blasser, aber sie trug den Kopf sehr frei, und um ihren Mund lag ein hochmütiger Zug, der ihr Gesicht kalt und älter machte. Sie wappnete sich für eine Kränkung, sie wartete darauf, suchte sie.
Da kam ja Lina Markwein auf demselben Trottoir ihnen entgegen.
Sofort sagte sich Marga: „Was die tut, ist ganz gleichgültig, das kann mich niemals berühren, die ist ja so unendlich beschränkt, das ist die kleinste Seele, die ich kenne — Sie wird tun, was die Seelisch-niedrigsten tun werden —"
Und Lina Markwein sah die Schwestern mit dem raschen neugierigen Blick der innerlich Unbeschäftigten, wandte sich hastig zu einem Schaufenster und betrachtete voll Interesse die Sämereien, bis die Schwestern an ihr vorüber waren. Dann blinzelte sie verstohlen hinter ihnen her und wunderte sich, daß sie so gar nicht geduckt aussahen, sondern daß sie die Köpfe noch höher trugen als sonst, obwohl sie, Lina Markwein sie so eklatant geschnitten hatte, was doch in ihren» Leben einen Wendepunkt bedeuten mußte.
Ihr war sogar, als hörte sie Ios leises, klingendes Lachen.
Io lachte wirklich und es lag so viel Befreiung in dem Lachen.
„Gottlob," sagte sie, „daß man einmal Gelegenheit hat, das Pack zu erkennen und die Spreu vom Weizen zu sondern. Wer weiß, wie lange wir sonst noch mit diesem Geschöpf verkehrt hätten, ohne eine Ahnung der niedrigen Gesinnung, ja ohne je über die inneren Qualitäten nachzudenken. Mir scheint, als ob diese Ereignisse wie eine Zugluft über uns hinwehten und gründlich reinigten. Wir fangen jetzt allmählich an, denkende Menschen zu werden, und es ist sonderbar, wie viele Leute verlieren, wenn man anfängt über sie nachzudenken. Sieh mal, da kommt Frau Bellmann. Sie leidet bei der Begegnung mehr wie wir, sie ist in höchster Verlegenheit. Ich werde sie sehr nett grüßen, die arme Frau, und lächeln, denn heute bin ich über die Kränkung hinweg. Was verlieren wir auch an ihr? Eine gutmütige Frau, die nur zuhören und „ja" sagen konnte."
Marga neigte ihren Kopf nur wenig, Frau Bellmann war so verlegen, daß sie über den Trottoirrand stolperte.
Die Schwestern gingen weiter durch eine stille Seitenstraße.

Marga dachte: „Wenn ich nur erst so weit wäre wie Io und lächeln könnte, ich komme ja auch auf den Standpunkt, aber mein Weg ist noch weit und mühsam. Ich kann mich nicht so rasch frei machen, ich bin zu sehr an die Unfreiheit gewöhnt. So wie Lina Markwein denken alle kleinen Seelen, und die meisten sind doch kleine Seelen, — die alle, die Masse wird über uns tuscheln, uns bemitleiden, uns höhnen — und wir müssen es tragen, und meine stolze Miene ist doch nur Maske, mein wahres Gesicht ist blaß, vor Scham und Empörung. Aber eine Genugtuung werde ich haben — Wie werden alle diese kriechen und lächeln, und gratulieren, wenn ich „ja" gesagt habe, wenn Immo an meiner Seite steht."

Und Immo v. Schwanstedt erschien ihr wieder als Retter und Held, sie sehnte sich mehr nach seinem Schutz, als nach seiner Liebe.

Der große Vorgarten vor dem roten Sandsteinbau des Regierungsgebäudes lag ausgestorben. An den hohen Parterrefenstern tauchte zuweilen das blasse Gesicht eines Schreibers auf, um rasch wieder im dunklen Hintergrunde des Bureaus zu verschwinden. Im ersten Stock lag die Wohnung des Präsidenten. Es war eine lange Flucht hoher, festlicher Räume, die sehr ernst und vornehm, aber niemals behaglich wirkten. Das lag an dem pomphaften Stuckschmuck der Plafonds, an der schweren Vergoldung, die sich prunkend und überladen überall breit machte, und an den hohen Barockspiegeln, die in jedem Zimmer von der Decke bis zu den Kaminsimsen reichten.

Das lag vielleicht auch daran, daß die weiche Hand der Hausfrau fehlte. Frau v. Schwanstedt war schon lange Zeit tot, und Fräulein Meringer, die Marias Erziehung geleitet hatte und noch jetzt dem Hause vorstand, war eine durchaus trockene, prosaische Natur, außerdem war sie zu unselbständig und zu wenig individuell, um Änderungen vorzunehmen. Es war ihr gleichgültig, in welcher Umgebung sie saß und stickte, sie sah unverwandt auf ihre potit» point» hinab, darüber hinaus ging kein Wunsch und keine Sehnsucht, die Grenzen ihres Horizontes waren sehr eng.

Maria fühlte das Unbehagen ihres Heims wohl, in ihrer raschen und leichten Art versuchte sie zuweilen eine Umgestaltung, aber dann sah alles bizarr und unordentlich aus, die schweren Möbel und steifen Portieren ließen sich ein graziöses Hin- und Herschieben nicht gefallen.

Maria hatte auch nicht die Ausdauer und den Geschmack, eine gründliche Änderung vorzunehmen.

„Bei euch ist es millionenmal traulicher. Ich laufe durch das scheußlichste Wetter, nur um in eurem süßen Biedermeierstübchen Tee zu trinken", sagte sie oft zu Marga und Io, und daher kam es wohl, daß Maria viel häufiger in der weißen Villa war, als die Schwestern bei ihr drunten in dem roten Palastbau.

Der Präsident v. Schwanstedt empfand den schwerfälligen Prunk seiner Wohnung nicht als störend. Die Einrichtung war ein Stück seines Lebens ge-

worden und entsprach durchaus seinem Geschmack und seiner Persönlichkeit, die das Prunkvolle, das eine Tradition umkleidete, der modernen, vergangenheitslosen Einrichtung vorzog. Seine hohe, hagere Gestalt und sein schmales, kühles Diplomatengesicht paßten unbedingt in diese Umgebung.
Und Immo lebte meist draußen auf dem Gute des Onkels, das er übernehmen wollte. Er hatte noch wenig Sinn für ein geschmackvolles Heim, nur eine Sehnsucht war in ihm nach hellen Räumen, durch die die Sonne flutet, und nach weit geöffneten Fenstern, durch die all das Duften des Landes strömt. Diese Sehnsucht war unauflöslich mit der Gestalt Marga Torbecks verknüpft, und die lichten Zimmer waren im Schloß Wasserburg und warteten auf die junge Herrin, über deren braunem Haar die Sonne glitzern sollte.
Maria lag auf der Chaiselongue dicht am Fenster, als die Schwestern eintraten. Sie hatte eine rostbraune Pelzdecke bis ans Kinn emporgezogen und sah sehr blaß aus. Sie lächelte vergnügt und ihre Schelmenaugen funkelten.
„Gottlob, daß ihr da seid, ich wollte mich gerade totlangweilen, denn Fräulein Meringer zählt nicht in punkto Unterhaltung!"
Sie zog beide Freundinnen neben sich auf die Chaiselongue. Margas Hand zitterte ein wenig, während Io unbefangen Marias Haar streichelte. „Du bist sehr blaß", sagte Marga mühsam. Sie dachte gequält: „Vielleicht hat sie nachts nicht geschlafen, vielleicht hat sie doch gekämpft!"
Maria verzog den Mund: „Kein Wunder, diese scheußliche Decke steht mir nicht zu Gesicht, die macht mich so blaß!"
Sie schob sie etwas zurück. Einen Augenblick war eine tiefe Stille zwischen ihnen. Iede scheute vor dem ersten Wort zurück, keine wollte verwunden, und doch sehnten sie sich danach, den Bann zu brechen.
Da sprach Marga, und ihre Stimme schwankte ein wenig: „Maria, ich danke dir, daß du zu uns hältst. Und ich bitte dich um Verzeihung, ich habe dir sehr unrecht getan, ich habe heute nacht gedacht, du würdest dich von uns wenden." Sie saß mit gesenkten Augen und atmete beklommen.
Maria lachte leise auf, es war ihr ganz unmöglich, irgend eine Sache ernst zu besprechen, sie sah immer gleich die komischen Seiten. „Und hast natürlich gedacht, ich würde als Herzensfreundin Lina Markwein wählen! O Marga, ich gratuliere dir zu dieser würdigen Nachfolgerin!"
Sie schüttelte Margas Arm und die lächelte schon zaghaft. „Das ist natürlich alles Quatsch! Io, du hast mir das selbstverständlich ->'^. zugetraut, du bist eben vernünftig und Marga will mit dem Kopfe gegen die Wand." Sie richtete sich auf und wurde nun doch einen Augenblick ernst. „Gerade du, Marga — du hättest am wenigsten Grund "
Marga errötete heiß und es war wieder ganz still.
Maria zuckte die Achseln. „Die Geschichte mit Bellmanns — Na, die werten schon wieder einschwenken. Ich verstehe ja von den Sachen nichts, aber

eines weiß ich, mich berührt von alledem nichts, und euch doch auch nicht. Selbst wenn unsere Väter sich zanken sollten —" Der Gedanke wirkte ungemein lächerlich auf sie. „Immo ist ganz derselben Ansicht."
Da trat Fräulein Meringer ein. Ihr Erscheinen war schattenhaft und rief keinerlei Eindruck hervor, störte nur flüchtig, weil die jungen Mädchen sich erhoben, um sie zu begrüßen. Sie fragte irgend etwas Nichtssagendes, und man antwortete etwas Gleichgültiges. Dann war sie verschwunden, und kein Gedanke folgte ihr. Sie beanspruchte weder Raum noch Resonanz im Leben.
Maria fing an zu erzählen. „Ich habe mich gar nicht amüsiert gestern, und Immo hat überhaupt nicht getanzt. Alles Zureden half nichts. Es war gar kein Schwung in dem Fest, ich glaube, es lag an Frau Bellmann, die den ganzen Abend ein geniertes Gesicht machte. Es geschieht ihr ganz recht. Sie hat sich sicher nach euerer Mutter gesehnt, unter deren Direktion sie sich am wohlsten fühlt. Hoffentlich wird unser Hausball nächsten Sonnabend netter!"
Marga hob kaum merklich die Hand, sie wollte etwas einwenden, aber Maria ließ sie gar nicht zum Denken kommen.
„Ich habe mir reizende Kotillontouren ausgedacht. Ihr müßt mir helfen!"
Und sie begannen lebhaft und interessiert den Ball und die kleinen Überraschungen zu besprechen, und sie waren ganz erfüllt davon und vergaßen alle trüben Gedanken. Io dachte flüchtig: „Ietzt ist es fast wieder wie früher, nur daß man jetzt weiß, daß es nur ein Vergnügen ist, das man bespricht, und nicht ein Lebenszweck."
Marga war vergnügt und erfinderisch, sie hatte viel Phantasie und originelle Einfälle. Ihre Natur war im Grunde elastisch und schnellte kraftvoll aus der Mißstimmung empor. Manchmal kam ihr ein rascher Gedanke:
„Ob er wohl heute kommt?"
Aber die lebhaften, lachenden Stimmen übertäubten ihn schnell, sie gab sich fröhlich dem Augenblick hin, Maria hatte ein wahrhaftes Geschick, nichts Trübes neben sich aufkommen zu lassen.
Auf einmal stand Immo v. Schwanstedt auf der Schwelle. Er war geräuschlos durch das Nebenzimmer gegangen. Der dicke Smyrnateppich hatte seinen Schritt gedämpft. Er stand unter der dunklen Portiere und sah auf die Gruppe, und in seine stillen braunen Augen kam ein intensiver Glanz. Sein Blick hing selbstvergessen an Margas lebhaftem wechselnden Gesicht. Er fand sie wunderschön in diesem Augenblick, und eine Blutwelle stieg ihm zu Kopfe, und seine scheue Liebe wuchs zum leidenschaftlichen Begehren.
Er stand regungslos und horchte auf die heißen Regungen in seinem Innern, und er war tief ergriffen, von der Gewalt dieses Gefühls, das bisher nur still und stet gewachsen und zielbewußt seiner Erfüllung zugestrebt war.
Er hatte Marga Torbeck schon lange gern, eigentlich hatte er schon für sie geschwärmt, als sie noch einen Hängezopf trug und errötete, wenn der schlanke

Ulanen-Einjährige sie auf dem Schulwege grüßte. Er war allmählich in den Gedanken hineingewachsen, daß sie seine Frau werden würde, und er hatte sich den Lebensplan bedächtig zurechtgelegt. „Sie muß ein paar Iahre ausgehen, bis sie einsieht, daß hinter der ganzen Tanzerei und Courmaä)erei nichts ist, bis sie die Sache und die Leute satt hat. Dann kommt sie gern zu mir hinaus nach Wasserburg und alles ist in Ordnung."
Er hatte sich das ganz klar und einfach gedacht, aber als Marga ihren ersten Ball mitmachte, wurde sie von vornherein so umschwärmt und umworben, daß seine ruhige Zuversicht ins Wanken kam.
Und Marga nahm die Huldigungen bewußt mit stolzer Freude entgegen, sie ließ sich den Hof machen, sie amüsierte sich, sie war überall der Mittelpunkt, und sie war weit davon entfernt, das gesellige Leben leer und hohl zu finden, wie Immo gehofft hatte. Er sah mit Schrecken, daß sie ernste Bewunderer hatte, und so entschloß er sich, immer an ihrer Seite zu bleiben und sie zu überwachen, „damit sie keine Dummheiten macht".
Er machte ihr nicht den Hof, er huldigte ihr nicht, und ihrer Eitelkeit schmeichelte er nie. Aber er rang um sie mit den andern, die um sie warben, und allmählich litt er um sie, denn er sah, daß sie unklar und verworren, noch keinen festen Weg vor sich sah. Und mit diesem stillen Leiden wuchs seine Liebe, und an der Angst um sie und der Eifersucht entzündete sich seine Leidenschaft.
Früher hatte er von einem sonnigen, traulichen Glück geträumt, jetzt sehnte er sich verzehrend nach einer seligen, heißen Stunde, in der Marga mit zärtlichen Händen nahm, was er ihr gab.
Er stand auf der Schwelle, seine feste Hand war in den rauhen Stoff der Portiere gekrampft, denn seine Herzstöße gingen so stark, daß er meinte, sein ganzer Körper schwanke. Sein kräftig geschnittenes Gesicht hatte nichts von der stillen Energie, die ihm sonst eigen war, ein hilfloser, banger Ausdruck irrte darüber hin. -
Marga saß leicht vorgebeugt und horchte auf Marias Erklärung einer Kotillontour. Zuweilen bewegte sie den Oberkörper, und diese Bewegung voll kraftvoller Anmut erregte ihn tief. Er fühlte sich ganz verwirrt.
Auf einmal hob sie unmittelbar den Blick und sah ihn an. „2h —" sagte sie leise, und zugleich wurde sie sich bewußt, daß sie innerlich immer auf diesen Augenblick gewartet hatte.
Ihre Hände sanken in den Schoß und blieben still liegen wie in Erwartung.
Immo kam näher, er hatte sehr elegante, beherrschte Bewegungen. Er lächelte, er hatte seine Züge wieder in seiner Gewalt.
„Es war ein nettes Bild, eine ganze Weile habe ich schon dort gestanden —"
Er reichte allen die Hand.
„Gehorcht?" fragte Io lächelnd. „Es war aber nicht interessant, was Sie zu hören bekommen haben."

„Ich habe auch gar nicht gehört, ich habe nur gesehen", sagte er und sah Marga an.
Maria überfiel ihn mit einer Flut von Fragen, er sollte seine Meinung sagen über ihre Ballpläne.
„Es ist mir alles ganz gleichgültig, Kleinchen. Ich mache mir nichts daraus. Ich wollte, ich säße erst auf meiner Wasserburg und brauchte den Rummel nicht mehr mitzumachen."
„Aber Immo, zwinge dich doch nicht! Es hält dich keiner; du mußt ja gar nicht ausgehen, wenn du nicht willst!" Maria sah ihn übermütig an und schüttelte sich lachend. „Warum tust du es denn?"
Auf Immos Stirn zuckte es. Marias Neckerei reizte ihn, er war immer noch befangen von der seelischen Erschütterung, und Marga saß da so still und stolz. — Er nahm sich gewaltsam zusammen. „Es ist der letzte Winter!" sagte er bestimmt.
Der Diener brachte ein Tablett mit Brötchen und Bouillontassen. Es war Fräulein Meringers Walten, das im rechten Moment einsetzte, ihre Person wirkte am sichersten aus dem Hintergrunde.
Sie frühstückten schweigend, auf allen lastete etwas Unausgesprochenes.
Immo dachte leidenschaftlich: „Heute — heute noch sage ich es ihr! Diese Wirrnis ertrage ich nicht."
Ihm war, als laste ein Alp auf seiner Brust.
Und Marga dachte bang: „Wenn er nur noch Geduld haben wollte, ich bin noch so unklar —"
Aber sie spürte den heißen Strom, der von ihm zu ihr kam, und ihre Hände bebten, leise klingelte der Löffel gegen die Tasse. Zum ersten Male erregte es sie, daß ein Mann um sie warb, zum ersten Male antwortete eine seltsame, unerklärliche Unruhe in ihrem Blute.
„Wenn ich nur zur Ruhe käme, wenn ich mit mir allein sein könnte in ganz klaren Gedanken, wenn er Geduld hätte —"
Aber mit dem feinsten Seeleninstinkt ahnte sie, daß sein Gefühl sich mit jedem Augenblick steigerte, daß seine Sehnsucht nicht mehr suchend irrte, sondern sich zum Wunsch, zum starken Willen kristallisierte.
„Er will nicht mehr warten!" Sie fühlte es klar, und neben der Angst regte sich eine scheue Freude, sich so stark, so allmächtig geliebt zu wissen. Sie wuchs zu einem raschen, heißen Hochgefühl, dann sank sie wieder zusammen.
Der Diener trat leise ein. „Die Schneiderin ist da, ob das gnädige Fräulein anprobieren könnte?"
„Du mußt dich schonen", sagte Marga rasch, aus einem dunklen ängstlichen Gedanken heraus.
Maria erhob sich schon. „Ich bitte dich, es ist doch mein Ballkleid! Natürlich gehe ich. Entschuldigt mich, bitte." Auf der Schwelle drehte sie sich um. „Du

könntest eigentlich mitgehen, Io, mein Geschmack ist doch traurig! Du kannst mir raten!"
Io folgte ihr, und Marga saß wie erstarrt. Sie wollte ganz laut rufen: „Bleibt!", sie wollte ihnen nacheilen und sagen: „Ich will mit euch gehen, es interessiert mich sehr!" Aber ihre Glieder waren schwer. Sie saß regungslos in ihren Sessel gedrückt und dachte halb betäubt: „Ietzt, jetzt —"
Und Immo stand sofort auf aus seinem heißen, drängenden Gefühl heraus, er sehnte sich nach Befreiung. Das Komödienspiel war ihm unerträglich.
Einen Augenblick umfaßte er ihre ganze Gestalt mit den Blicken, dann beugte er sich über den Sessel und sah sie an. Und sie begegnete seinem Blick bezwungen von seinem leidenschaftlichen Willen, und sie dachte verloren:
„Was für gute zärtliche Augen er hat —"
„Marga", sagte er erstickt. „Sie wissen es doch, daß ich Sie lieb habe. Wie sehr, das wissen Sie ja nicht, ich selbst weiß es nicht einmal genau —"
Er stockte, wieder stieg ihm das betäubende Gefühl vom Herzen zum Kopfe. Ihre unmittelbare Nähe berauschte ihn. Er begriff sich selbst nicht und all die wilden starken Gefühle, die sich in ihm auslösten.
Er legte den Arm auf die Lehne des Sessels. Ihr Haar lag bauschend auf seiner Hand.
„Marga, nicht wahr, Sie werden meine Frau —"
Marga sah ihn an. Er sah, ihre Augen blieben kühl, und er erschrak in tiefster Seele.
Da senkte sie den Blick und über ihre Lippen lief ein Zittern. Sie hob die Hand und legte sie vorsichtig auf seine Rechte, die geballt auf dem Tische lag und leise bebte.
Sie wollte sagen: „Warten Sie —", da sah sie auf einmal Lina Markweins dummhochmütiges Gesicht. Und sie sagte ganz leise und fest: „ja".
Und im gleichen Augenblick fühlte sie: „Das war nicht recht. So nicht —"
Immo tat einen raschen, starken Atemzug. „Ia?" sagte er warm. „O Marga! Gottlob!"
Und seine Augen leuchteten froh. Er nahm ihren Kopf leise in die Hände und küßte sie auf den Mund. Ihre Lippen waren kühl und unbeweglich.
Da wurde es in ihm still, der tolle Aufruhr legte sich, nur eine tiefe zuversichtliche Freude blieb. „Ich muß ihr Zeit lassen", dachte er und aller Egoismus erlosch in ihm, er war sofort hilfsbereit.
„Sieh mich an, mein Liebling", bat er.
Da hob sie die Lider und ihre Augen waren schwer von Tränen. Das ergriff ihn tief.
„Marga —" er legte den Arm um ihre Schulter. „Was ist dir? Sag' es mir, daß ich dir helfen kann!"

Da legte sie ihren Kopf an seine Brust mit einer müden, hilflosen Gebärde.
„Ich tue unrecht an ihm", dachte sie angstvoll. Und aus ihrer Hilflosigkeit heraus sagte sie: „Es ist wegen der Aufregungen der letzten Tage. Ich weiß nicht aus noch ein. Ich dachte, alle Menschen würden sich von uns wenden!"
Er hob ihr Gesicht zu sich auf und sah ihr in die Augen. „Auch von mir hast du das gedacht."
Sie nickte und wollte seinem ernsten Blick ausweichen. „Wenn du nicht an mich geglaubt hast, hast du mich auch nicht lieb gehabt, Marga", sagte er schwer, und sie fühlte, daß seine Hand zuckte.
Er sah, daß ihre Tränen rascher flossen, er sehnte sich darnach, die feuchten Wangen zu küssen, aber er nahm sich zusammen, er fühlte, daß sie vor seiner Zärtlichkeit zitterte.
Und da wurde ihm bewußt, daß der rechte Kampf um die Geliebte jetzt erst begann, jetzt erst sah er, daß da in Margas Wesen Hindernisse waren, die er bisher nicht geahnt. Er erschrak nicht, eine stolze Kampfesfreudigkeit reckte sich in ihm auf, er sah den wundervollen Preis dicht vor sich, und all sein Wille spannte sich an.
„Ich werde sie ganz erobern", dachte er froh, und er begriff, daß der Sieg um so köstlicher sein mußte nach hartem Strauß. Auf einmal kam ihm das früher ersehnte stille Glück so schal und philiströs vor —, jetzt erst fühlte er die stolze Schönheit Margas ganz, da es ihm schwer wurde, sie zu besitzen.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
d s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Prof. I>r. Ludwig Stein.

Völker-Neurasthenie.

Die Märzstürme in Südamerika, die in Meriko und Brasilien wahre Verheerungen angerichtet haben, erweisen sich auch in Europa als Vorboten eines politischen April-Wetters. Stimmungen und Verstimmungen bedenklichster Art beunruhigen die öffentliche Meinung der alten Welt nicht minder, als die der neuen. Präsident Wilson hat mit der merikanischen Frage nicht geringere Sorgen, als Sir Edward Gren mit Home Rule, Suffragetten-Wahn und revolutionären Regungen in Indien. Die Völker-Neurasthenie hat nach und nach das ganze zivilisierte Erdenrund wie eine politische Epidemie ergriffen.

Das neue Iahr setzte glücklich und verheißungsvoll ein. Die vulkanischen Ausbrüche auf dem Balkan schienen nachzulassen. Der Prinz von Wied zog unter Zustimmung der sechs Großmächte als Fürst Wilhelm I. in Durazzo ein. Der noch nicht liquidierte Rest des Friedens von Bukarest sollte allem Anschein nach schiedlich-friedlich aufgeteilt werden. Der Geldmarkt begann sich zu beruhigen. Die Diskontosätze aller Staatsbanken sanken auf jenen normalen Zinsfuß, den wir seit dem Ausbruch der Balkanwirren nicht mehr gekannt haben. Handel und Industrie atmeten wieder auf. Da schlug plötzlich der Blitz aus Petersburg ein. Kokowzow erhielt den seit dem Sturze Wittes verdächtig gewordenen Grafentitel als „seidene Schnur" — er mußte gehen. Kurz zuvor war er in Paris und Berlin als ein politischer Matador gefeiert worden, und jetzt verschwindet er völlig unmotiviert in der Versenkung, als handelte es sich um einen einfachen Statisten oder Kulissenschieber der Weltbühne. Mit Ernst und Würde nach außen, aber mit Groll und Verbitterung nach innen zog sich Kokowzow zurück. Seinem Erzgegner, Graf Witte, der im Staatsrat den Theatereoup inszeniert hatte, weil er im stillen hoffte, der Nachfolger seines ehemaligen „Gehilfen" und Nachfolgers

zu werden, zeigte Kokowzow bei seinem Abgang die Gebärde der Verachtung, die das falsche Pathos im Reichsrat verdiente.

Seit Kokowzows Rücktritt leiden wir an einem akuten Anfall von Völker-Neurasthenie, der das Gleichgewicht Europas wieder einmal bedenklich zu erschüttern droht. Kokowzow war ein ebenso ehrlicher wie überzeugter Vertreter jener Gleichgewichtstheorie, welche in den parallelen Erklärungen von Baltisch-Port und anläßlich des Besuches von Poinears in Petersburg vom Bord des „c?«iicls" aus feierlich

verkündet worden ist. Das sichtbare Ergebnis dieser Gleichgewichtstheorie war die Botschafterkonferenz in London, der wir die Erhaltung des europäischen Friedens durch die Schaffung eines selbständigen Albanien zu danken haben. In der Dezembernummer 1912 von „Nord und Süd" hat Kokowzow in seinem offenen Brief an mich die Grundlinien seiner Politik klar und scharf umrissen. Iener Brief schloß mit den denkwürdigen Worten Kokowzows: Wenn der Frieden nach außen und im Inlande sichergestellt ist, wenn der Bevölkerung die Möglichkeit gewährt wird, ruhig und selbständig ihre Arbeitskraft zu verwerten, wenn ihr dabei Kenntnisse und eine gute Verwaltung zu Hilfe kommen, so wird man gewiß meine Ansicht teilen, daß jeder, der Rußland liebt und an seine Zukunft glaubt, gleich mir ein überzeugter Verfechter des wirtschaftlichen Optimismus sein muß. Damals teilte auch Graf Witte diesen optimistischen Glauben Kokowszows. Im gleichen Hefte von „Nord und Süd" habe ich das Gespräch veröffentlicht, das ich mit dem Grafen Witte am 23. Mai/ 5. Iuni 1912 hatte, und dessen Tert Witte vor der Veröffentlichung persönlich überprüft hatte. Dort äußerte sich Graf Witte wie folgt: Rußland braucht gerade in der jetzigen Übergangszeit zur Konsolidierung und zum Ausbau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen. Ich bin der Meinung, daß die allgemeine Lage Europas augenblicklich eine derartige ist, daß der Frieden noch für viele Iahre als gesichert betrachtet werden kann. Ein Krieg in Europa würde sich in unserer Zeit ohne Zweifel in einen solchen verwandeln, im Vergleich zu welchem alle vorangegangenen Kriege sich als Kinderspiel ausnehmen würden. So dachten und schrieben die beiden führenden Staatsmänner Rußlands kurz vor dem Ausbruch der Balkankriege. Witte sah damals für den nahen Osten noch keine Kriegsgefahr, sondern allenfalls für den fernen Osten, wie überhaupt für jene Länder, die außerhalb unseres europäisch-amerikanischen Kultursystems stehen. Seine Motivierung für die Unwahrscheinlichkeit eines großen europäischen Krieges lautet: Kein einziger Staat in Europa kann prinzipiell den Krieg an-

streben, ohne die schrecklichen Folgen eines jeden Krieges in Betracht zu ziehen. Ein jeder Krieg stellt ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher ist. Ein lehr« reiches Beispiel dafür ist Bulgarien, dessen Siegessicherheit sein Schicksal geworden ist.

Die Beweggründe gegen einen europäischen Krieg, welche Kokowzow ebenso wie Witte ins Treffen geführt hat, gelten nach den Balkankriegen mit doppelter Wucht. Was wir während der Balkanwirren an Greuelszenen schaudernd miterlebt haben, ist wahrlich nicht dazu angetan, die beiden großen Mächtegruppen zur Nachahmung anzuspornen. Und doch mehren sich die Anzeichen, daß die kriegerische Stimmung, in Rußland zumal, unheimlich wächst. Der Sturz Kokowzows hat zum Ausbruch dieser politischen Neurasthenie nicht wenig beigetragen. Denn in Kokowzow war das versöhnende, vermittelnde, ausgleichende Element der hohen internationalen Politik verkörpert. Seine rückhaltlose Bewunderung vor der deutschen Kultur war im Verbande mit einem warmpersönlichen Verhältnis zum deutschen Reichskanzler eine Gewähr dafür, daß von dieser Seite keine Gefahr droht, zumal zwischen Deutschland und Rußland politische Reibungsflächen nicht vorhanden sind. Die bevorstehenden Verhandlungen über die Verlängerung der deutsch-russischen Handelsverträge werden sicherlich wirtschaftliche Gegensätze zum Vorschein bringen, die

sich in den letzten zehn Iahren herausgebildet haben. Vor zehn Iahren war die russische Industrie noch nicht flügge geworden. Inzwischen hat sie ihre Flügel mächtig geregt und sie steht jetzt kampfgerüstet den neuen Handelsvertragsunterhandlungen mit Deutschland gegenüber. Die obersten Vertreter der russischen Industrie tagten jüngst in Kiew und erklärten sich mit wachsender Schärfe gegen die deutschen Industrie-Produkte. Die russische Presse aller Parteischattierungen sekundierte in bedenklicher Einmütigkeit. Und wenn im letzten Augenblick die gegen die deutsche Industrie gerichteten Resolutionen dieses Kongresses nicht zur Abstimmung gelangten, so waren für dieses Unterbleiben vorwiegend politische Gründe der Regierung maßgebend, die im entscheidenden Momente abwinkte, um Deutschland nicht noch mehr zu verletzen und dadurch die bevorstehenden Verhandlungen noch zu verschärfen. Aber man geht kaum in der Annahme fehl, daß die augenblickliche Völker-Neurasthenie mit ihrem überlauten Echoklang: „Gewehr bei Fuß" mehr in der wirtschaftlichen, als in der politischen Lage begründet ist. Man rüstet nach außen für den Krieg, aber nach innen für die Handelsverträge, deren Verlängerung das wichtigste wirtschaftliche Problem der nächsten Zeit darstellt. Man wird es nicht zu einer Kündigung kommen lassen, sondern man wird rechtzeitig Vorsorge treffen, daß ein Modus der automatischen Verlängerung der Handelsverträge gefunden wird. Die politische Neurasthenie, welche der bekannte Artikel der „Kölnischen Zeitung" zwar nicht hervorgerufen, wohl aber aus dem Latenzzustande geweckt und in den Vordergrund der Debatte gerückt hat, ist vielleicht nur der Ausfluß jener wirtschaftlichen Verstimmung der russischen gegen die deutsche Industrie, die in jener Konferenz von Kiew überlaut und allzuvernehmlich zutage trat. Daß die Dreibundmächte von sich aus keinen Präventiv-, Angriffs- oder gar Eroberungskrieg unternehmen werden, ist nachgerade politische Binsenwahrheit geworden, die auch von den meisten Politikern der Entente-Gruppe nicht mehr bezweifelt wird. Aber auch von seiten der Entente-Gruppe ist an einen Angriffskrieg, von welchem in politi-

schen Hinterstuben gemunkelt wird, weder für dieses Frühjahr, noch für absehbare Zeit etwas zu befürchten. Die Machthaber hüben und drüben wissen sehr wohl, daß bei einem paneuropäischen Kriege für sie vergleichsweise wenig zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren ist. Und deshalb wird auch die augenblickliche Völker-Neurasthenie mit den Aprilstürmen dahinschwinden. Mit der Maiensonne bekommt die Natur ein neues Gesicht und die Geschichte einen heiteren Aspekt. Wir werden um die Handelsverträge ehrlich kämpfen, aber nicht wegen der Karte Europas, wie politische Hysteriker voraussagen, im Frühjahr in den Krieg ziehen.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Fritz Hoeber.

Alfred ?ichtwark.

(14. Nov. 1852 — 13. Ian. 1914.)

Zum 70. Geburtstag seines Freundes und nächsten Kollegen, des Direktors des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, IustusBrinckmann, schrieb Alfred Lichtwark als Einleitung zu einer literarischen Festgabe einen geistvollen Essay über den Typ des modernen Museumsdirektors, in welchem er das Ideal dieses modernen Tatmenschen, der zugleich praktischer Organisator und intuitiver Prophet ist,

mit den Entdecker- und Kondottierigestalten vergangener Iahrhunderte vergleichend zeichnet: Iene kühneren und phantastischen Naturen stellt er in einen Gegensatz zu dem Publikum des mit der greifbaren Rentabilität rechnenden Philisters, mit dem das neue und ungeahnte Dinge schaffende Genie notwendigerweise in Widerspruch geraten muß. Das Leben des intuitiven Menschen, so etwa schreibt Lichtwark, verlauft keineswegs in gerader Linie, sondern beginnt im Zickzack, gleichsam Kräfte sammelnd zu seiner höheren Zielstrebigkeit: Der Entdecker neuer Werte und Möglichkeiten ist meistens ein schlechter Schüler und muß sich erst durch eine Reihe beruflicher Widerwärtigkeiten hindurchschlagen, bis er das Gebiet seiner selbstgewählten, durch keinen äußern Zwang ihm aufgenötigten, schöpferischen Tätigkeit erlangt. — Die dieser Einleitung nun folgende Biographie Brinckmanns begann ungefähr mit den Worten: Brinckmann ist in Hamburg geboren; er besuchte die und die Schule; sein Abiturientenzeugnis ist noch erhalten, — das dann mitgeteilt wird und nur aus ersten Noten besteht. — Als man Lichtwark auf den Widerspruch zwischen den allgemeinen Behauptungen seiner Einleitung und diesem individuellen Fall der Biographie aufmerksam machte, sagte er, er habe hier absichtlich eine kleine Neckerei riskiert. — Das Geschichtchen erscheint nach Form und Inhalt für den verstorbenen Alfred Lichtwark höchst charakteristisch. Er war alles andere als bloßer Fachgelehrter, universeller Kulturmensch von souveräner Heiterkeit etwa im Sinn der italienischen Renaissanee, den nur Schicksal und Begabung auf das Gebiet der Kunst und der musealen Sammlertätigkeit geführt hatte: dem weltmännischen Kopf der eleganten forschen Erseheinung mit dem energisch kurz gehaltenen Haar und Schnurrbart sah man genau so wenig wie sein Alter die Beschäftigung mit gelehrten oder historischen Dingen an, und ebenso konnte man sich stundenlang mit dem auf allen Gebieten des menschlichen Geistes und Wollens Interessierten unterhalten, ohne daß das eigentlich Berufliche in den Vordergrund trat.

Solche persönliche Eigenschaften bestimmen auch Art und Umfang

seiner literarischen Tätigkeit. Lichtwark war nur in den seltensten Fällen Kunsthistoriker von fachwissenschaftlichem Habitus: seine Dissertation über den Ornamentstich der deutschen Renaissanee und die Untersuchungen über die durch ihn in die Kunstgeschichte eingeführten Althamburger Maler aus der Zeit um die Wende des 14. zum 15. Iahrhundert, Meister Bertram und Meister Francke, stehen in seinem schriftstellerischen Gesamtwerk vereinzelt. In der Regel wendet er sich vielmehr als ästhetischer Propagandist, in der Art des Engländers Iohn Ruskin, an die weitesten Kreise des Publikums, sei es nun, daß er über Gartengestaltung, über die Kultur einfach sachgemäßen Wohnens — in seiner epochemachenden Schrift „Palastfenster und Flügeltür" — oder über allgemeine Fragen der künstlerischen Erziehung und der Anleitung zur Betrachtung von Kunstwerken spricht. Immer kommt es ihm auf die Wirkung in die Breite an, und daraus ergab sich auch die Art seiner neuzeitlich genialen Leitung der Hamburger „Kunsthalle", seiner eigentlichen Lebensschöpfung. — Als Lichtwark in den achtziger Iahren die Kunsthalle übernahm, war sie ein geistig untergeordnetes Institut, wie alle damaligen Museen der indifferente Stapelplatz einer talentlosen Lokalschule und künstlerisch minderwertiger Anekdotenmalereien. Da war eine ästhetisch ausgesprochene und organisatorisch kraftvolle Persönlichkeit wie Lichtwark an ihrem Platz: er vcr-

tiefte sich in die heimatliche Kunstgeschichte und stellte mit intuitivem Blick zwei Perioden als besonders wertvoll heraus, das beginnende 15. und das beginnende 19. Iahrhundert; dort wirkten die frommen Gotiker Meister Francke und Bertram, jener in seiner epischen Größe eine niederdeutsche Parallelerscheinung zu dem schwäbischen Lueas Moser von Tiefenbronn darstellend, dieser, der etwas ältere, von kleinerem persönlichen Volumen, den Altkölner Meistern nahestehend. — Die durch die Berliner Jahrhundertausstellung allgemein bekannt gewordenen Hamburger Maler des Klassizismus und der Romantik, wie die geistvollen Portraitisten I. Oldach und Otto und Erwin Speckt er, der von Goethe hoch geschätzte, mit monumentalem Linien- und Farbensinn begabte Philipp Otto Runge und der etwas jüngere Landschafter F. Wasmann, ein Däne von Geburt, haben dargetan, welch eine hohe malerische Kultur die Hansestadt in jener Zeit barg. Gerade die wesentlich durch Lichtwarks persönliche Initiative ins Leben gerufene Iahrhundertausstellung im Winter 1905 auf 1906 in der Berliner Nationalgalerie hat, wie so viele andere Kapitel unserer deutschen Kunstgeschichte, uns auch dieses wiedergeschenkt. Lichtwarks Gefühl für spezifisch malerische Werte veranlaßt ihn natürlich auch, gleich Hugo von Tschudi, als Schriftsteller wie als Museumsleiter für die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts einzutreten und ihnen Bahn im Verständnis des deutschen Publikums zu bereiten. Lichtwark war der erste, der Mar Liebermanns Bedeutung in vollem Maße anerkannte und sich so für ihn einsetzte — er kaufte mehr als dreißig Bilder Liebermanns für das Museum und beauftragte den Künstler, Hamburger und andere Berühmtheiten der Gegenwart, wie den Baron v. Berger, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann und Peter Behrens zu portraitieren —, daß man nirgends besser als in der Hamburger Kunsthalle Werk und Entwicklung des großen Berliner Impressionisten studieren kann. Auf diese Weise häufte Lichtwark einen reichen Schatz an alten und neuzeitlichen Werken in der „Kunsthalle' auf. Er hatte ihr, kraft seiner Persön-

lichkeit, eine individuelle Note verliehen, die sie von allen andern Galerien unterschied: nicht wie diese sammelte er die Kunst aller Zeiten und Länder, sondern er beschied sich mit dem der lokalen Stammesart, dem Niederdeutsch-Hamburgischen Angemessenen. Von der großen alten Malerei kultivierte er vor allem die Niederländer der Rembrandtzeit, während er die fremdgearteten Italiener mit Absicht weniger berücksichtigte. Trotzdem war der Bilderbestand im Lauf der Iahre so gewachsen, daß er nur immer einen Teil in wechselnden Ausstellungen dem Publikum vorführen konnte. Je länger je mehr stellte sich deshalb die Notwendigkeit eines Erweiterungsbaus der Kunsthalle heraus, und dieser, doppelt so groß wie der alte Bau, war im Rohbau fertig, als sein Bauherr starb. Lichtwark hat die Krönung seines Lebenswerks, die richtige Aufstellung der von ihm gesammelten Kunstschätze in dem modernen, schöneren, weiträumigen Gebäude, nicht mehr erlebt. —

Alfred Lichtwark ist nach längerm Kranksein nun auch seinem Freund und Kampfgenossen Hugo von Tschudi gefolgt. Sie waren beide ehrliche Propagandisten für die gemeinsame gute Sache der Durchdringung der neuzeitlichen materiellen Zivilisation mit dem Gedanken der künstlerischen Kultur. In diesem ihrem Beruf standen sie ganz auf sich, hatten weder Vorbilder, nach denen sie sich richten, noch Vorläufer, denen sie fol-

gen konnten. Sie waren, wie das Lichtwark selbst in dem einleitungsweise erwähnten Essay ausdrückte, beruflich „neue Typen". Hatten sie aber keine Vorgänger, so fanden sie doch bald Mitstreiter und später Iünger und Nachfolger: Gustav Pauli in Bremen, Karl Koetschau in Düsseldorf, Alfred Hagelstange in Köln, Georg Swarzenski in Frankfurt a. M., Fritz Wichert in Mannheim, Walter Riezler in Stettin — um nur einige wenige hervorragende Namen anzuführen. Das Vermächtnis, das uns die beiden ersten in einem wahrhaftigen Sinn modernen Museums-Direktoreu hinterlassen haben, befindet sich, Gott sei Dank, in guten Händen.

Nach Vollendung dieser Gedenkzeilen erhielt ich die Kunde von der Berufung Gustav Paulis auf den Hamburger Direktorposten. Man kann sich mit dieser Wahl durchaus zufriedengeben, umsomehr, als sie ganz im Sinne Lichtwarks selbst geschehen ist: nicht nur, daß Pauli von Bremen her das hanseatische Kaufmannsmilieu, mit dem Lichtwark so produktiv zu arbeiten verstand, gut kennt, auch in den Zielen, der historischen wie der modernen Kunstsammlung, stimmten die beiden Freunde durchaus überein. Pauli hat sich für die kunstgeschichtliche Vergangenheit seines Bremen genau so lebhaft interessiert wie Lichtwark für die Hamburgs, und wie dieser setzte auch er sich für die neuzeitliche Malerei, die von Frankreich ihren Ausgang nimmt, ein. — Auch für die Hauptaufgabe, die es jetzt in der Hamburger Kunsthalle zu lösen gilt, die richtige raumkünstlerische Einordnung der bisher aufgestapelten Bilderschätze in den nun ausreichenden, großzügigen Erweiterungsbau, bringt Pauli alles architektonische Verständnis mit: er bekannte stets seine ganze Sympathie für die Bestrebungen in den modernen deutschen Nutzkünsten; so war er einer der Hauptleiter der Oldenburger Kunstausstellung von 1905, auf der ein Peter Behrens seine in ihrem ästhetischen Radikalismus hochinteressanten Erperimente wagen durfte. Hoffentlich wird also Pauli die Neueinrichtung der Hamburger Kunsthalle nicht als bloße „museale Aufgabe" auffassen, die sich mit Wandbespannung und Rahmenauswahl halb dilettantisch

begnügt. Denn hier handelt es sich um eine großzügige Möglichkeit, den ide - alenArchitekturgedanken in vorbildlicher Weise auszuwirken, großen Kunstwerken den ihrem hohen Geist gleichgestimmten äußeren Rahmen zu schaffen. Und dafür erscheinen mir nur die größten Baukünstler unserer Zeit fähig! —

Dramatische Rundschau.

Von Martin Feuchtwanger.

Karl Schönherrs Komödie „Die Trenkwalde r". Zur Erst- aufführung im Alten Theater zu Leipzig.

„Die Trenkwalder", die in den einzelnen Szenen mit äußerlich viel gewuchtigeren und unmittelbarer packenden dramatischen Effekten aufwarten, als „Glaube und Heimat", haben in Wien nicht den Erfolg gehabt, den sich Karl Schönherr und seine Freunde von ihnen versprochen hatten. Schönherr war der Ansicht, an der verhältnismäßig lauen Aufnahme sei die Ausspinnung einzelner Gedanken schuld, das, was zwischen den einzelnen Knalleffekten liegt. Er hat sein Stück darum noch einmal überarbeitet und es in der neuen Fassung durch das Leipziger Stadttheater zum ersten Mal aufführen lassen.

Die Aufführung hat man mit dem größten Interesse verfolgt. Keiner hat gegähnt und sich gelangweilt. Keiner hat während der Aufführung Zeit gehabt, an was anderes zu denken. Wenn aber einer von den vielfach verschlungenen, rohen Vorfällen und den unverarbeiteten Konsequenzen in tiefster Seele erschüttert war, dann muß er schon ein ganz, ganz leichtgläubiger Thomas sein und ein butterweiches Gemüte haben. Schönherr setzt uns eine gottergebene Tiroler Mutter vor, die neben der Liebe zu ihren drei Söhnen nur Gebet, Kirche und Wallfahrt kennt. Ihr Ältester ist ein braver, ungemein arbeitsamer, kraftstrotzender, durch und durch ehrlicher Mann geworden. Den zweiten haben die Weiber so zugerichtet, daß er mit einem Fuß schon im Grab steht. Er geht mit hohlen Augen und mit zerfressenem Gesicht umher, ein übertriebener Armer Heinrich, der sich auf der Bühne übel ausnimmt. Den dritten hat die Mutter der Kirche verschrieben. Er hat Theologie studiert und soll demnächst fertig sein. Den größten Teil ihres Gutes hat die Patscheiderin darauf verwandt, ihrem Lieblingssohn, dem Hans, auf dem Berge ein Kirchlein aufzubauen und es fein einzurichten. Fast der ganze Grund und Boden und fast der gesamte Viehbestand ist dabei draufgegangen; die Mutter gereut es nicht; Hans ist ganz so, wie sie ihn haben will. Sie räumt ihm jedes Steinchen aus dem Weg. Als sie sieht, daß der junge Theologe die blutjunge Annemarie gern sieht, tut sie ihren Ältesten, den Martin, mit dem Mädel zusammen, damit dem Hans die Gelüste vergehen. In der Nacht des Sonnwendtags aber, als halb Trenkwald vor dem Muttergottesbild vor dem Bergkirchlein auf den Knien liegt, fährt ein Windstoß in die Bravheit all dieser guten Leute hinein und im Nu türmen sich erkleckliche Schmutzhaufen vor den Türen auf. Franz, der zweite Sohn, dem die Weiber so bös mitgespielt haben, sieht den Feuerbrand der Sonnwendnacht herüberleuchten, der dazu berufen ist, alles Gift in den Menschen auszubrennen. Der arme Kerl gerät in Ekstase und deutet an, wer ihn ins Verderben gestürzt. Er war ein kleiner Bub noch, da hat er zu Hause im Garten zwei Menschen sich kosen gesehen, und die Frau, das war

die eigene Mutter. Da ist in ihm der Himmel eingestürzt. Damit die Mutter nicht schlechter dastehe als alle anderen, hat er alle Weiber, deren er habhaft werden konnte, verunehrt, und sie haben ihn so zugerichtet. Der Mann, der mit der Mutter im Garten scherzte, war Wendl, einer der Frömmsten und Besten im Dorfe. Als eine von den Dorfkindern verspottete und von den Großen verachtete Verbrecherin sitzt die Patscheiderin in ihrem Stübchen. Martin will ihr die Selbstvorwürfe und das Trübsalblasen ausreden. Für ihn steht sie noch gerade so groß da wie zuvor und keiner hat ein Recht, einen Stein auf sie zu werfen. Die Mutter bereut, daß sie nicht früher schon gestanden habe, und auch Martin meint, es sei das Beste, immer möglichst bald zu bekennen; denn keiner auf Erden sei so geartet, daß er von dem anderen schlecht reden könne. Da gestehen auch Hans und Annemarie. Das Kind, das Annemarie unter dem Herzen trägt, ist von Hans. Hans reißt seinen schwarzen Rock vom Leib. Schwindel, seine ganze Frömmigkeit! Er kann sie nicht mehr ertragen. Der Mutter zuliebe hat er das alles mitgemacht. Die Patscheiderin, die es so gut mit ihren drei Buben meinte, hat dem Ältesten die Geliebte des Iüngsten zur Frau gegeben, den zweiten zu einem Luderleben verführt und ihn an den Rand des Grabes gebracht und dem Iüngsten einen Schwindel aufgezwungen, den er eine ganze Iugend mit sich schleppt. Martin weist Annemarie die Tür und

stürzt dann selbst in die Nacht, sich an dem Nagel an der Kirchenmauer zu erhängen, an dem der Esel angebunden werden sollte, der Hans zur ersten Messe auf den Berg zu tragen hatte. Die Mitglieder des Iungfernbundes schneiden Annemarie die Haare ab und setzen ihr den schändenden Strohkranz auf. So findet sie Martin, der in seiner Gesundheit und Kraft seinen Vorsatz nicht ausgeführt hat, bei Tagesgrauen vor dem Kirchlein. Er putzt sie zusammen und schlägt sie zuerst und handelt dann nach seinen eigenen Worten: Er nimmt sie in die Arme und führt sie wieder nach Hause.

Abgesehen von den Unnatürlichkeiten und Unmöglichkeiten der Handlung hat Schönherr den Hauptfehler begangen, in die fünf Akte seines Stückes so viele Überraschungen hineinzupressen, daß nirgends Ruhe und Rast Platz haben. Ein Vorfall hetzt den anderen; in einen gewaltsamen Dialog platzt schon wieder der nächste hinein. Ein Zurandekommen mit dieser vielgestaltigen Handlung war ein Ding der Unmöglichkeit. In der Tat bleibt uns der Dichter die Lösung seiner Probleme und die Vollendung fast aller Handlungen schuldig. Erhebt man den Einwand, daß es Schönherr weniger um die Lösung von Problemen zu tun war, als um die Schilderung von urwüchsigen Dorfzuständen, so muß dem gegenübergehalten werden, daß er dies mit einer einfacheren und vor allem wahrheitsgetreueren Handlung besser hätte bewerkstelligen können. Nein, es kam ihm vor allem auf Spannung und auf Effekte an. Die hat er auch gegeben. Dabei hat er die Seele verloren, und wenn er auch in Einzelheiten seine dichterische Gestaltungskunst hochhält, so ist das Stück in der Gesamtheit doch kein künstlerisches Gebilde. Weihe und Größe sind in den Details und in den Überraschungen untergegangen. Schönherr hat sich das Ganze schließlich selber nicht geglaubt und nennt es darum eine Komödie. Sein Stoff ist jedoch bitter ernst. Schnurrpfeifereien, mit denen er die derben Vorgänge und schmucklosen Dialoge würzt, wirken nicht erheiternd, sondern störend; sie sind aus schlechtem Zucker hergestellt. In den Trenkwaldern ist Schöuherr auch nicht mehr der geschickte Techniker, als den wir ihn in „Glaube und

Heimat" und in „Erde" liebten. Er bereitet die Handlung nicht gut vor und läßt unmotivierte Dinge aufmarschieren im Drang, unaufhaltsam vorwärts zu dringen. Daß er ein guter Beobachter und ein geschickter Charakterdarsteller ist, hat er längst bewiesen. Das zeigt er auch in den Trenkwaldern an den Personen, die gerade und natürlich dahinleben. Wo aber die Effekthaschereien im Spiel sind, da kommt es dem Dichter leider nicht auf die konsequente Durchführung der Personen an. So stehen groteske Bösewichter neben Engelsgestalten, und vereinzelte Rückzüge machen die Tatsache nicht wett, daß es sich um Theaterspiel handelt. Niemals hat Schönherr so deutlich gezeigt, daß er nicht der kraftvolle Dramatiker ist wie Anzengruber und der liebende Bauernmaler wie Ludwig Thoma.
Thomas „Magdalena" schlägt viel heiklere Themata an, aber Thoma wird ihnen viel künstlerischer und ungezwungener gerecht als Schönherr.
Martersteigs Theater hat sich mit der Darstellung viel Mühe gegeben. Man sah auf der Bühne wenig Pappe und wenig Theaterputz, dafür in allen Szenen durch die Kunst verschönte natürliche Einzelheiten. Die Darsteller waren fast ausnahmslos gute Durchschnittsschauspieler, die ohne Übertreibung ihre kahlen Dialoge sprachen.
Turmhoch ragte Karl Stiel er über alle hervor. Sein Martin war ein so lebendiger, arbeitsamer, gesunder Mensch, daß man über der Beobachtung seiner Bewegungen, seines

Ganges und seiner Worte alle Sünden des Stückes vergessen konnte. In der Verlegenheit nach der Hochzeit, im äußerlich rauhen Trösten der Mutter, in seiner Wut, in seinem versteckten Mitleid und in seiner Sentimentalität war er so natürlich und bedeutend, daß man mitunter aufs lebhafteste an Kainz erinnert wurde. Auch Gisa Stein, die die betrogene, kaum erwachte Annemarie spielte, ist mehr als eine Durchschnittsschauspielerin. Glich sie im ersten Akt noch einer wohlerzogenen Dame auf einem Alpenball, so lachte aus ihren Augen am Schluß doch die naive Freude über die Leichtigkeit, mit der man ihr über das Unglück hinweghalf, warm und mit Mitgefühl hervor. Daß dagegen eine der wesentlichsten Charakterisierungsgestalten, das Wallfahrtsweibel, von einer Dame gespielt wurde, die im Gehabe und in der Sprache einer komischen Alten aus einer modernen Operette glich, macht dem Theater wenig Ehre; in bezug auf den Dialekt haperte es übrigens in Nebenrollen recht bedenklich. Normalerweise hätte man das Stück wohl mit Interesse, aber ohne sonderlichen Beifall aufgenommen. Da in Leipzig jedoch einige Theaterbesucher ihrem Unwillen über die Mache des Dramas deutlich Ausdruck gaben, so wuchs sich das Gegenklatschen zum Schluß zu demonstrativem Beifall ans. Es hätte wenig gefehlt, und die Theaterangestellten und einige anwesende naive Schauspieler wären tätlich gegen die Zischer vorgegangen.

Ethnographische Rundschau.

Deutsches aus Tripolitanien.

Das deutsche Element hat von jeher einen großen Anteil an der wissenschaftlichen Erschließung Afrikas genommen; das gilt auch vom vielgenannten Tripolitanien und seinem weiten Hinterland: unter den 105 internationalen Afrikaforschern, die Tripolis zum Ausgangspunkt ihrer Reisen machten, befinden sich 23 Engländer, je 18 Franzosen und Italiener, 7 Nordamerikaner, 2 Schweizer, je 1 Schwede und Russe, 1 Holländerin und 26 Deutsche sowie 8 Österreicher.

Namen wie Hornemann, Barth, Overweg, Vogel, Beurmann, Rohlfs, Nachtigal, von Bary sind für alle Zeiten mit Tripolitanien verbunden. Nur drei von dieser deutschen hel-

denmütigen Schar sind noch am Leben: der achtzigjährige Dagobert Schönfeld verlebt seinen Lebensabend in seiner Villa Blanche in Tunis; Schweinfurth, der vor kurzem auf eine nunmehr fünfzigjährige ruhmvolle Afrikazeit zurückblicken kann, setzt gegenwärtig seine Forschungen in Ägypten fort; Gottlob Adolf Krause, der vor 45 Iahren in Tripolis zum ersten Male afrikanischen Boden betrat, hat seit Iahresfrist eine neue Forschungsreise in Zentralafrika in Angriff genommen.

Nachdem nun endlich die Hindernisse beseitigt sind, die der letzte Krieg notwendigerweise mit sich gebracht hatte, sind es in erster Linie wiederum Deutsche, die sich anschicken, diese bisher fast unzugänglichen Gebiete wissenschaftlich zu erschließen. Ewald Banse, der bereits Tripolis in Wort und Bild beschrieb, dringt gegenwärtig von Osten her gegen den Sudan vor; 1>i'. Pesarge und Dr. Meinardns erforschen die libysche Wüste; ein anderer deutscher naturwissenschaftlicher Sammler arbeitet in der Inner-Sahara, und der Berliner Zoologe Spatz befindet sich auf dem Wege von Uargla nach Alhaggar.

Anfang April endlich, diesmal unter den Auspizien Schweinfurths sowie anderer hervorragender Afrikakenner, wird

ein Deutscher, der seit mehr als zwei Iahren in Tripolis weilt, Dr. von Bilguer, sich ins Innere begeben, und zwar in Begleitung des naturwissenschaftlichen Sammlers und Präparators Cajetan Boari, während der Professor William F. Wallis von der Carnegie-Institution in Washington sich der Erpedition anschließen wird, um seine in der Cyrenaika begonnenen meteorologischen Studien fortzusetzen.

So wird also ein Deutscher der Erste sein, der nach fast 35jähriger Pause (nach von Bary und Rohlfs war kein Deutscher mehr dort) diese in geographischer und ethnographischer wie in naturwissenschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht so wichtigen Länder bereisen wird.

Wir behalten nns vor, auf dies interessante und zeitgemäße deutsche Unternehmen zurückzukommen. —

Literarische Rundschau.

Von Dr. Aurelia Horovitz.

Sehnsucht und Tatendrang in der Literatur.

„Die Predigt der Tat" sollte Iane Adams Buch*) mit dem von ihr selbst für das Wirken Tolstois geprägten Ausdruck heißen. Denn sie lebt, um zu wirken, und entfaltet eine über alle bis nun geltenden Grenzen hinausragende Wirksamkeit, um so ihr Leben bereichert, vervielfacht, ins Höchstmaß gesteigert — zu leben. Von dem psychologisch begründeten Grundsatz ausgehend, daß jedes echte Gefühl in uns schon mit Kindheitseindrücken zusammenhänge, beginnt sie ihre Erinnerungen mit den frühesten Eindrücken ihres ebenso empfindungs- wie arbeitsreichen Lebens. Und wie ein festes und doch feines, faltenloses Band entrollt sich dieses Leben vor uns in seiner Vielseitigkeit und Harmonie. Die Reinheit und Schlichtheit der Verfasserin und ihres Wirkens haben etwas Klassisches, was sich dem Buche mitteilt, das, gleich dem geschmackvollen Kleide einer schönen Gestalt, an Farbe, Ton, Schnitt und Linie dem Träger so angepaßt ist, daß es dessen Körper und Beweguugs» formen harmonisch zur Geltung bringt, ohne selbst irgendwie aufzufallen. Es ist alles darin klar und einheitlich, wie die zielbewußte Ausgeglichenheit dieser bedeutenden Frau. Wohl hat sie Kämpfe gekämpft, innerliche und äußerliche Widerstände zu überwinden ge-

habt; doch ist ihr jene innere Zerrissenheit erspart geblieben, die das Gleichgewicht der Seele erschüttert und die Ziele des edelsten Wollens und Strebens in Dumpfheit und Nebel hüllt. — Daher diese wohltuende Harmonie, die von ihrer Seele ausströmt und die unsere in Schwingung setzt.

Das menschliche Elend ist das, was schon sehr früh Iane Adams Herz bewegt, was ihren Geist beschäftigt und ihren Tatendrang anregt. Wie fast jedes Kind hält sie Leid für eine Ungerechtigkeit, und ihre erste Empörung richtet sich gegen das, was Walter Pater „das unerklärliche Versäumnis" oder „Unrecht des Lebens selbst" nennt. Doch mit diesem ersten „Warum?", das sie mit der ganzen Wärme und Ursprünglichkeit des Kindergemüts empfindet, erwacht zugleich der Drang, dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge nachzugehen. Und früh genug lösen diese Empfindungen die Tatkraft aus. Vom ersten halb unbewußten Opfer selbstloser Liebe, die sich in den Beziehungen vom Kinde zum Vater*)

») „Zwanzig Iahre sozialer Frauenarbeit in Chieago" von Jane Adams, deutsch von Else Münsterberg. Verlag Oskar Beek, München.

*) Wie sie dem Vater fern bleibt, damit man nicht erfahre, daß dies verwachsene Kind zu diesem schonen Manne gehöre.

kundgibt, bis hinauf zu jener Reihe von Opfern, aus denen Iane Adams Lebenswerk besteht: Eine Tat der Menschenliebe. Und diese Menschenliebe wird nie zur blutleeren Philanthropie. Überall ist ein konkretes Moment die vibrierende Pulsader einer lebendigen Regung. Diese wird Empfindung, Wille, Tat. Und über allem thront die große konkrete Liebe zum Menschen, wie er sich ihr offenbart im Vater: Edel, tröstend, unpersönlich-international, uneigennützig. Diese verehrungsvolle Liebe zum Vater ist der Boden, auf dem der edelste Glaube erblüht: der Glaube an die Menschen. Darum ist Iane Adams wie Carlnle überzeugt, daß sich „das ärmste unter Adams Kindern nicht Süßigkeiten zu kosten, sondern Rechtes und Gutes zu leisten" dunkel sehne. Die verehrungsvolle Liebe zu einem lebendigen edlen Menschen, verbunden mit der „dunklen Sehnsucht" wird in einem tiefen Gemüt zur Religiosität, die die Brücke bildet zu allem außer und über ihm. So etwa haben die Apostel empfunden, als sie im Namen Iesu die Welt zu erlösen unternahmen. Es ist die Religion der Liebe, wie sie Lessing im „Testament Iohannis" predigt: „Kinderchen, liebet euch!" Eine Liebe, durchgeistigt vom Hauche Gottes und der starken Wirkung einer kraftvollen Persönlichkeit. Und ist diese Religion weniger Glücklicher denn nicht die Sehnsucht aller Menschen? Die Sehnsucht! Der warme Atem, der durch die kalte Natur geht. Denken, Wollen, Gefühl und Empfindung hat auch das Tier in gewissem Maße; Sehnsucht kennt der Mensch allein. Und was wäre die kleine Erdenwelt ohne den sehnsüchtigen Menschen? Alles würde seinen natürlichen Gang gehen ohne Schlüsse, ohne Postulate und Zugeständnisse, ohne Begriffe und Begriffsverwirrungen, ohne Widersprüche und deren Erklärungen. — Die Sonne würde auf und untergehen, der Mond seine Phasen durchlaufen, die Sterne würden glänzen, Meteore auftauchen und verschwinden; die Vögel würden fliegen und zwitschern, die Fische schwimmen und schweigen, die Tiere weiden oder sich zerreißen — alles wi« bisher. Aber wer würde der Sonne Hymnen, dem Monde Lieder dichten? Wer würde zu den Sternen bewundernd aufblicken, die Tiere lieben und

zähmen, wer würde diese kleine Erdenwelt zu erforschen, sie tausendfach nachzubilden und nach allen Dimensionen zu erweitern, in ihren kleinsten Teilchen und in ihrer größten Einheit zu empfinden und zu denken versuchen: sich sehnen? Mit dem Menschen kam die Sehnsucht, in der er sich über seine Mitwelt, und mit der er die Mitwelt erhob. Die Sehnsucht, die als Religion zwischen dem armen Erdenbewohner und der höchsten Einheit, die er Vollkommenheit nennt, das verknüpfende Band bildet. Durch alle Zeiten geht dieser Sehnsuchtsdrang. Und doch hat es Perioden gegeben, in denen seine Spuren kaum wahrnehmbar sind, so schwer wurde er unter dem Drucke von Prinzipien, Theorien und Dogmen niedergehalten. Wie entgeistert erscheinen uns diese Zeiten, trotzdem es auch in ihnen keine Minderzahl an den Rittern gegeben haben mag, die „der heilige Geist erwählt, seinen Willen zu erfüllen". Allein nur wenige dieser Ritter sind wie der erste, der diesen Adelstitel schuf'), so voll des Geistes, daß sie zeitlos oder allen Zeiten gegenwärtig bleiben. Die andern, wie z. B. „die Ritter vom Geiste" Gutzkows") sind weniger dem „heiligen Geiste" als ihrem Zeitgeiste Untertan und können von dem unsern darum keine vollen Bürgerrechte beanspruchen. Sie haben

*) Heine.

") „Die Ritter vom Geiste". Roman in 3 Teilen, herausgegeb. von Reinhold Gensel. Deutsches Verlagshaus Bong K Co., Berlin-Leipzig - Wien - Stuttgart.

für uns außer einem gewissen historischen noch den ästhetischen Wert eines elegant eingebundenen, dreibändigen Werkes, das seines hübschen Formats und der geschmackvollen Ausstattung wegen gewiß zur Zierde jeder Bibliothek beiträgt. Unsere Zeit hat sich wieder dem Geist vertiefter Sehnsucht hingegeben. Und dieser Zug ist jetzt heißer, verzehrender, weil bewußter als je zuvor. Es ist nicht die Romantik, da man sich in den Himmel hineinsehnte — hineinträumte. Unsere Sehnsucht ist gepaart mit ungestümem Tatendrang; nicht bloß unsere Seele, auch unser Leib hat Flügel bekommen. Unsere Sehnsucht träumt nicht bloß; sie schafft. So zieht „die Sehnsucht nach Erkenntnis-Offenbarung aus den psychischen Vibrationen im Weltraum und erschafft neue Sinne mit Hilfe der psychischen Kraftstrahlen — sie erhöht das Ich, die Rasse, die Menschheit". Solche und ähnliche Gedanken Ormuds-Echultzkys*) zeigen uns wieder einmal, in welchem Fahrwasser wir treiben. Doch auch hier ist die einseitige Sehnsüchtelei überwunden. Denn jetzt liegt „das Himmelreich der Menschheit auf der Erde; die Menschen müssen es konsolidieren und schmücken, sich auf dem Wege zur Ewigkeit hinein erlösen". — Die Sehnsucht nach dem Geistplasma treibt uns diesem zu; mit der Nächstenliebe beseelen wir es. — Und „die Religion des Geistplasmas — wird — den Weg zur Wahrheit offenkundig strahlen". — Ein seltsames Buch. Ist auch Ormud — der Zarathusira-Iünger — etwas zu geziert parador, so kann man es dem „Modernismus" nicht verdenken. Der Überdruß an dem anmaßlichen technischen Alleskönnen macht uns solche Kehrseiten der Medaille, selbst wenn das Rot und Gelb der Färbung zu dick aufgetragen erscheint, doch noch zu einem erfreulichen Anblick, besonders aber, weil wir auch hier das erhebende Sehnen nach göttlicher Harmonie als Grundelement erkennen. Wohl dem, der den Durst seines Sehnens noch an den uralten Quellen zu stillen vermag! Der wird in den „Worten Mosis"*) ein Buch finden, in dem durch verständiges Ordnen und einfühlendes Gemüt der erhabene Gehalt dieser Worte klarer gemacht und näher gebracht wird. Mose selber, seine grandiose

Bedeutung für uns, könnten zwar eingehender behandelt worden sein, erscheinen aber auch so — wenn auch nur kurz und flüchtig — in gegenwärtiger Beleuchtung; aus der Geschichte in das Geschehen gerückt. Bergmann tut dies mit den wenigen Worten: Er hat „wahrhaft gewirkt und deshalb in einem mehr als gewöhnlichen Sinne wahrhaft gelebt".

Fast mit denselben Worten trennt H. von Hippel**) Religion von Theologie: „Der historische Iesus braucht uns nicht nachgewiesen zu werden. Der historische Shakespeare ist es auch nicht. Wirken seine Werke darum weniger?" Der alte Widerstreit, von Wahrheit und Wirklichkeit.

Einen ebenbürtigen Kampf- und Leidensgenossen findet Hippels Romanheld : Nr. Iulius Rupp in dem „Pastor Götz"***). Der eine wie der andere ist beamteter Geistlicher, welcher der zum unfruchtbaren Dogma erstarrten christlichen Lehre die lebendige Lehre Christi entgegensetzt. Beide werden deswegen des Amtes entsetzt, verfolgt, und beide

») O. Sckultzky: „Modernismus". II. Nd. Die Selbsterlösung. A. Stein, Potsdam 1913.

*) „Worte Mosis", herausgegeb. von Vü .Hugo Bergmann, I. C. C. Bruns Verlag, Minden in W.'

") „Der unbekannte Gott," Roman von H. von Hippel. Vita, deutsches Verlagshaus, Bellin - Charlottenburg.

***) „Pastor Götz", Schauspiel in vier Akten von F. N. Belger. Rechts-, Staats-und Sozialwissenschaftlicher Verlag GmbH. Hannover 1913 — vom „Deutschen Theater" Hannover erworben.

nehmen mutig das Martyrium der Wahrheitsverkunder auf sich. Während uns jedoch Dr. Rupp in seiner Unfehlbarkeit und übermenschlichen Stärke höchstens Bewunderung abnötigt — wie ein Corneillescher Held — wird uns Walther Götz zu einem der Unseren, mit menschlichen Schwächen und Gebrechen, der dennoch über uns hinauswächst — im Kampfe für wahre Liebe und hehre Wahrheit. Wir glauben an seinen Sieg, weil wir ihn wünschen.

Ia, wir wollen mit ihm — „für Liebe zeugen, bis erblaßten die liebeleereu lebensarmen Normen, die mehr des Bals und der Astarte Ruhme sich beugten als — lebend'gem — Christentume". Da ist sie wieder, die Sehnsucht unserer Zeit: nach lebendigem Leben! Dr. Rupp wie Pastor Götz fühlen sich beide nnr als Vorläufer einer größeren Zeit der Gotterkenntnis, und ihr Verdienst besteht hauptsächlich darin: „groß ist ihre Sehnsucht, groß ihr Suchen".

So gehen sie hin und leiden — nnd dienen der Zukunft. Und das Land der Verheißung wird nie zum Land der Erfüllung werden, denn das Menschenherz ist ein seltsam Ding; jede erfüllte Sehnsucht weckt neue Sehnsucht in ihm.

Berichtigung.

Im Märzheft von „Nord und Süd" muß es in dem Aufsatz: „Friedrich der Große als Ehestifter" von Iustizrat E. B. Auerbach auf Seite 324, Zeile 9 von unten heißen: „daß nämlich diese Kaiserin (nicht: Prinzessin) die eigene Tochter des Königs gewesen sei." —

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Mllckporto beiliegt.

ß««u»««!!« »n» <N»«f«d«»»«ul: Vr»!, vi°. L»d»l« L»«ln w »«llln ^V 10, Llchonxiftl z». lliliftn Nml NülM1lNl.«3<«).—V«nm«»»r!I!ch»l R«lxl«nil: Dr. eyl»!u» »ru<l! w «n»l»!. — In Rußland flll ««Rtdaww« «nant»x!r»l!ch: Dr, «dllan Voll,, Vi. P«t«»bur«, «»lanplatz l. — «ll«!n»V«n«»im« fül Unaai«: »lllllch« ,. », holbuchhcmowng <ü. V«nil), Vud»P«I! V, v»l»«y«-iütza 2, — FUr »«n Inl«a»«n<«ll »«l«nn»»l<l!ch: ß«lnlich MIttmann !n Vn»lau III. — V«ll«» un« Dn«l! d«l Lchl«ftlch«» Vuchdlnck««!
». «. SH»ttl»««d«l, «.,«.. »l»l»» M.

^cNoi5
ln3«r»ten ^nnakme
V«rlag Lr«Iau lll; ksm«r 6uroll 6i« ?irma: NuÄolt Äo»s un6 6is
lu»«rtlon»pr«l»: pro 46 mm d«it« 2«il« <Nuäolk U«m«'» Norn»aI.

Ehemaliger rumÃ¤nischer Minister des AuswÃ¤rtigen
Michael Kogalnieeano.

ln^ltz^ «A<
Begründet vc« llsnl klndau
^!
der: Pwftssor Dr. Ludwig Stein
- «-. i, Kunst- und Verlagsanstatt
-e^der, A.-G., Breslau.
V„daptst Kopenhagen
Konstantinopel
." Ii,l«i«»t.»i!chh<»»l.0U»««!l.
. . ^ »».^. „»»^»»»» »»» «,y», H«««, »ultnch«k»l.
»» t»chh«»»ln!lch« V«vü«b flll «l»ßl»»d b«» »« ««««Mchaft »». «. »»M. «»siuchhaüdlun,«» w
V'l»»»«»:
38. Jahrgang. Band 149. Heft 476. Mai 1914

Michael Kogalnieeane,

EmeeeuOeMvnlltWch
Begründet von Paul Lindnu
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstatt
v. S. Schonlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Christian« London Konstantinopel
«.», zflitz«, IiIKi»Ill« IK»7»>«. ÄOl»b D,b»»d Vuchhdl«. WMIam, H «Ol«»»«, Intel»»«, «uchh«»l!l. ou» <«n.
Ml dl« Proolül«» i» Sch»«l»«n u«d In D«n«m»ll!: »«»»« <l>». N«ft«O M«ch<»I«««. <l»l»«»H«<«».
stl «« Sch»»!,: «l«»»«. «»«v>. u. «»chl»««»l»»« v. »»« »e»«»n, I»»lch l.
t3«»«l»ll<ltl»tun9fi!l b«N«md: «.V. »«»«w«l»« »«» «»«,«, ««««. »ultnchHS«.
»» »uchhandlerllch« V«lt»!«b flll «utzl<r»d t«l der ««l«U1ch«ft M. v. W»lN, H»lbuchli»»»Iung«» l» O»!»,»»»»»:
vozUimil v»»r 18 u. !»«»»« rro«pett 13, M»«t«»: Schm!«d«brll<»« 12 u. 85m:!»,,»!» «2.
38. Jahrgang. Band 149. Heft 476. Mai 1914

Professor Dr. Ludwig Stein:

Politische Genies.

In der Wissenschaft entscheiden die großen Talente, in der Kunst die Genies. Politik ist ihrem innersten Wesen nach Staatskunst. Voraussage des Kommenden oder richtige Witterung für das sich Vorbereitende fordert man freilich vom Wissenschaftler ebensogut wie vom Staatskünstler. Das Modell aller Wissenschaft war von jeher die Astronomie, weil es ihr und nur ihr vergönnt ist, wahrhaft erakt zu sein, d. h. Sonnen- und Mondfinsternisse mit unfehlbarer Sicherheit auf Iahrtausende hinaus vorauszuberechnen. Diese astronomisch« Sicherheit ist dem politischen Genie einmal und für immer versagt. Der Astronom oder Astrophysiker hat es mit Himmelskörpern zu tun, deren Bewegungsrhythmus mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit sich vollzieht. Deshalb läßt sich der Ablauf dieses Prozesses nach strengen mathematischen Methoden genau errechnen. Nicht so der geniale Politiker, der es nicht mit Himmelskörpern zu tun hat, die von Ewigkeit zu Ewigkeit mit mechanischer Kausalität ihren gesetzmäßigen Bewegungsrhythmus innehalten, sondern mit lebenden Menschen, die nach Willensimpulsen handeln, welche wechselnden Motiven entspringen. Der geniale Politiker hat es entweder mit der Psychologie einzelner Individuen (Monarchen oder Staatsmänner) oder mit der Massenpsychologie von Parlamenten oder endlich mit Gruppenhandlungen ganzer Völker, Nationen, Rassen, Stände und Klassen zu tun. Das voir, pour prsvoir Comtes gilt für den Astrophysiker so gut wie für den genialen Politiker. Nur vermag der Wissenschaftler zu messen, während sich der Politiker dabei bescheiden muß, richtig zu schätzen.

Die Streitfrage nach Wesen, Zweck und Aufgabe der Politik, so führte ich jüngst in den „Hamburger Monatsblattern" aus, beschäftigt die besten soziologischen Köpfe seit Iahrzehnten. Der österreichische Feldmarschall-Leutnant Gustav Ratzenhofer hat dem Wesen der Politik ein namhaftes Werk und eine Reihe tiefgründiger Untersuchungen gewidmet. Sein Kerngedanke ist die Formel vom „anbaftenden Interesse". Iede Erscheinungsform, sagt Ratzenhofer, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist ein Teil der Urkraft mit einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwicklung. Politik ist demnach nichts anderes, als Interessen-Ausgleich oder Herstellung einer sozialen

Gleichgewichtslage. Was bei Schopenhauer „Wille zum Leben", bei Nietzsche „Wille zur Macht" heißt, das bezeichnet Ratzenhofer, der in das Wesen der Politik theoretisch am tiefsten eingedrungen ist, als die „Zielstrebigkeit" in Natur und Geschichte, d. h.: das unablässige „Streben der Urkraft", einen Gleichgewichtszustand herzustellen.

Die Befriedigung der unentbehrlichen materiellen Bedürfnisse des Meni,ch«,n ist das Hauptthema der Weltgeschichte im allgemeinen und der Politik im besonderen. Der Inhalt des Kämpfens jeder Persönlichkeit ist deren Streben nach Erhaltung. Dieser Selbsterhaltung widerstreben aber die entgegenstehenden Interessen anderer Individuen, die ebenfalls für ihre Selbstbehauptung ringen. Daher rührt der ewige Kampf Aller gegen Alle, jenes „»tiu^Ie tor lite^ dem Darwin nur eine biologische Fassung geliehen hat. Die absolute Feindseligkeit, sagt daher Ratzenhofer, ist die Urkraft in der Politik. Ihr Wesen besteht darin, Gegensätze auszugleichen, Niderstände zu beseitigen, kollidierende Interessen wettzumachen, endlich und besonders die Selbsterhaltung der Arterhaltung unterzuordnen.

Die Politik war früher eine Kunst, die man ohne akademische Schulung und theoretische Vorbereitung, aus Intuition und nachtwandlerisch-sicherem Instinkt heraus betrieb. Man hatte diese Kunst ale angeborene Fähigkeit des genialen Überblicks über alle Denkbarkeiten und Wahrscheinlichkeiten in der politischen Konstellation entweder in den Fingerspitzen — oder man erlernte sie nie. Männer wie Richelieu, Talleyrand, Metternich, Palmerston und unzählige andere waren Künstler in der Monarchenbehandlung, Völkerbehandlung und individuellen Menschenbehandlung. Das Handwerkzeug der Diplomaten dieser alten und,ver? alteten Schule waren ?ist und Intrige in Kabinetten und Boudoirs, und nicht Studium oder Forschung in Bibliotheken oder Archiven. Damals konnten noch,, nach einem witzigen Worte Kants, „Staaten einander heiraten". Politik war damals wesentlich eine Kunst der Selbstbehauptung der Dynastien oder bestimmter Regierungsformen auf Kosten der Völker.

Seit der Vollendung der Nationalstaaten bekommt die Politik ein völlig, neues Gesicht. Die nationalen Interessen treten iu den Vordergrund. Volkswirtschaftliche Kräfte werden entfesselt und fordern gebieterisch politische Orientierung. Republiken, wie Amerika, Frankreich und die Schweiz, gliedern sich nach streng nationalen Gesichtspunkten. Stadtstaaten, wie die drei Hansastädte, ordnen sich willig und restlos in den deutschen Reichsgedanken ein, ohne ibre kulturliche Sonderart aufzugeben. Nicht Heiraten unter den einzelnen Dynastien stehen heute im Mittelpunkt des politischen Interesses, wenn sie auch immer noch eine gewisse Bedeutung behaupten mögen, sondern weit eher Handelsvertragsverhandlungen.

Bismarck war deshalb der erste moderne Staatsmann weltgeschichtlichen

Formates, weil er den Nationalstaat auch in seiner wirtschaftlichen Struktur begriffen und den Übergang von der Politik als Kunst zur Politik als Wissenschaft vermittelt hat. Die praktische Politik ist zwar auch heute noch eine Staatskunst, die nicht erlernbar ist, sondern ein Gnadengeschenk einer besonderen Begabung bleibt, wie es nur wenigen Auserlesenen zuteil wird. Aber ein Naturburschentum der Politik, wie es zuletzt noch der Präsident der Burenrepublik Krüger vertrat, ist heute nur noch an der Peripherie, nicht mehr im Zentrum der Kultur möglich. Denn heute muß jeder ernst zu nehmende Staatsmann über eine erkleckliche Summe von volkswirtschaftlichen, finanztechnischen, geographischen und geschichtlichen Kenntnissen verfügen, die er ständig präsent haben muß, zumal er im Parlament Rede zu stehen und auf Anfragen, Anwürfe oder Anzapfungen seinen Mann zu stellen hat. Wehe ihm, wenn er sich vergaloppiert, theoretisch-wissenschaftliche Bloßen gibt oder gar krasse Unkenntnis in den elementaren Fragen seines Ressorts verrät. Ein Metternich konnte sich noch den Lurus der Unorientiertheit oder des volkswirtschaftlichen Analphabetentums erlauben — ein heutiger Staatsmann großen Stils ist ohne ein reiches Ausmaß politisch-wissenschaftlicher Kenntnisse undenkbar.

Schließlich verhält sich, wie ich anderwärts schon betont habe, die theoretische Politik zur praktischen Staatskunst nicht anders, als die Kriegswissenschaft zur Kriegskunst. Geniale Haudegen würde man heute nicht mehr an die Spitze größer Armeen stellen, es sei denn, sie hätten sich mit den Grundzügen der Kriegswissenschaft im Generalstab vertraut gemacht. Gewiß m a ch t die Kriegsakademie noch nicht den geborenen Feldherrn, so wenig die Kunstakademie gottbegnadete Künstler schafft; aber wo Talente stecken, da treiben die Akademien sie heraus und bringen sie zu höchster Entfaltung. Ebenso wenig wird die theoretische Politik einen von Hause aus intellektuell wie charakterlich stiefmütterlich Bedachten jemals zum praktischen Politiker umstempeln. Die Schulung wird die Begabung niemals ersetzen. Aber ohne Schulung bleibt heute auch die höchste Begabung lahmgelegt. Bülows Stärke als Reichskanzler beruhte nicht auf seiner diplomatischen Begabung allein, sondern wesentlich und vorzüglich auf seinem umfassenden, stets präsenten Wissen und der entsprechenden Schulung unter Bismarck. Und Bülow selbst hat Schule gemacht. Fürst Lichnowskv in London, v. Schoen in Paris, v. Flotow in Rom, v. Tschirschky in Wien sind durch das Medium des Fürsten Bülow gleichsam Enkelschüler Bismarcks.

Bismarck selbst hat Fachkundige (Busch, Lothar Bucher) in seine engste Umgebung gezogen, weil er mit der Instinktsicherheit des politischen Genies begriffen hatte, daß die Politik unserer Tage nicht bloß Kunst, sondern zu einem guten Teile auch Wissenschaft ist. Ohne den Unterbau von Wissenschaft vermag sich der Oberbau der Politik als Kunst jetzt nicht mehr zu behaupten. Denn Handelsverträge, die den Lebensnerv der heutigen Politik ausmachen, schließt man nicht durch überragende Schlauheit und Verschlagenheit, List und Verschmitztheit,

wie zu Zeiten des „luieiSu rs^imS", sondern durch Beherrschung des volkswirtschaftlichen Materials und Bewältigung der einschlägigen Einzelkenntnisse. Freilich ist damit Politik selbst noch lange keine besondere Wissenschaft, wohl aber eine besondere Staatskunst, die sich heute der wissenschaftlichen Ergebnisse bedienen muß, wenn sie anders ihre Aufgaben in höchster Vollendung erfüllen soll. Ich gab daher der heutigen Politik im Gegensatz zur Diplomatenkunst der alten Schule die Begriffsbestimmung: die Politik ist eine auf wissenschaftlichen Erfahrungen und Kenntnissen beruhende Regierungskunst. Ein Künstler ist und bleibt der Politiker großen Stils immer und unter allen Umständen. Er arbeitet wie jeder Künstler mit der schöpferischen Einbildungskraft. Haben wir Sinn und Zweck aller Politik in der Herstellung eines Gleichgewichts unter Völkern, Rassen, Nationen, Ständen und Klassen gesehen, so sind Rhythmus und Symmetrie das Lebenselement der großen Politiker genau so wie aller Künstler. Ob der Dichter sein Ebenmaß in Wort und Gedanke, der Maler in Farben, der Komponist in Töne, der Bildhauer ins Gestein hineinbildet — gleichviel: Harmonie ist das treibende und belebende Element aller Kunst, also auch der Staatskunst. Das Material des Staatskünstlers sind die Menschen. Das Ideal aller Staatskunst wird daher auf eine Harmonisierung der kollidierenden Interessen zwischen Nationen und Völkern nach außen, zwischen Ständen und Klassen nach innen gerichtet sein. Um sich diesem Ideale der Herstellung eines Interessen - gleichgewichts schrittweise zu nähern, wird sich der heutige Staatsmann die wichtigsten Ergebnisse der Kulturwissenschaften aneignen und sich zu einer Weltanschauung durchringen müssen. Iede Staatskunst führt in die Irre, wenn sie nicht wissenschaftlich fundiert ist. Ohne eine Weltanschauung, sagt einmal Taine, ist der Gelehrte nur ein Handwerker und der Künstler nur ein Spaßmacher. Das politische Genie muß die Kunst der richtigen Einschätzung aller wirksamen Kräfte, die zur Erreichung seiner letzten Zwecke erforderlich sind, in hohem Grade besitzen. Zum Grundwesen des Genies gehört jene Intuition, die schon bei Schopenhauer eine große Rolle in seiner philosophischen Systembildung gespielt hat, und die jetzt durch Bergson geradezu in den Mittelpunkt der um die Vorherrschaft kämpfenden neuromantischen Weltanschauung gerückt worden ist. Genies sind vermöge ihrer Intuition, die mit überschauendem Götterauge das Ganze vor seinen Teilen sieht, vorschaffend, die Talente, die das Ganze erst mühsam aus seinen Teilen auferbauen müssen, nur nachschaffend. Das politische Genie sieht gleichsam alles zugleich, das politische Talent nur alles nacheinander. Das politische Genie geht von einer leitenden, beherrschenden Idee aus, der alle Einzelpläne und politischen Aktionen untergeordnet sind, das politische Talent steigt umgekehrt von den Einzelplänen und Sonderbestrebungen allgemach zu einer zusammenfassenden politischen Idee empor. So war die „i6se uitzre" des politischen Genies Bismarck die deutsche, sowie die Mazzinis oder Cavours die italienische Nationalidee. Alle politischen Pläne, Handlungen, Bestrebungen,

Spannungen, Kriege, Bündnisse usw. gingen von diesem einen Zentralgedanken aus und mündeten immer wieder in ihn ein.

Den Anspruch auf Unfehlbarkeit seiner Kombinationen wird freilich auch das politische Genie nicht erheben dürfen. In seinen „Prinzipien der Politik" hat v. Holtzendorff an einer Reihe berühmt gewordener Beispiele gezeigt, daß auch politische Genies von der Artung Napoleons, Pitts oder Bismarcks falsche politische Prognosen aufgestellt haben. Sie können auf Grund ihrer unter-bewußten Ahnungen, politischen Instinkte und intuitiven Deutungen mit hoher Wahrscheinlichkeit die künftige Konstellation der nationalen oder internationalen Politik vorauswittern, nicht aber mit apodiktischer Sicherheit vorausberechnen. Diese Instinktsicherheit des politischen Genies reicht nicht weiter, als die hypo-thetische Gewißheit von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, wie sie etwa Wetter-prognosen zukommt. Der Kalkül des politischen Genies baut sich allenfalls auf Regeln auf, wie etwa die Grammatik sie bietet, aber nicht auf historischen Gesetzen, die unabänderlich feststehen. Irgend eine unvorhergesehene politische Erschütte-rung oder tellurische Katastrophe kann das beste Konzept des größten politischen Genies umstoßen. Der Mathematik der Natur läuft zwar eine Logik, aber nicht eine Physik der Geschichte parallel. Nur Mathematik und Physik gestatten apodiktische Aussagen über das Kommende, nicht aber der Prozeß der Geschichte, der zwar offenkundige Tendenzen aufweist, also einem bestimmten Rhythmus unterworfen ist, der jedoch keine Erwartungsgefühle mit 100 Prozent Sicherheit der Voraus-sage zu erwecken vermag.

Ist aber die Zukunft unberechenbar, vielmehr nur vermittelst der genialen Intuition deutbar, so ist es klar, welchen Glücksfall es für eine Nation bedeutet, ein politisches Genie aus ihrer Mitte hervorzubringen. Was die Wissenschaft dem politischen Genie bietet, ist nur Rohmaterial und unentbehrliches Hand-werkszeug. Das Genie erst formt den ihm von den Kulturwissenschaften, vorab der Geschichte, dargebotenen Stoff zu einem künstlerischen Ganzen. Und mag auch das politische Genie vielfach in die Irre gehen, so befinden sich die Völker unter der Leitung eines wahrhaft begnadeten Staatskünstlers oder politischen Genies am besten aufgehoben, weil sie nicht mehr im Dunklen tasten, sondern durch das Medium ihres Führers erfahren, was sie im letzten Wesens-grunde politisch eigentlich wollen oder sollen. Das wahrhafte Genie ist Gesetz-geber in der Kunst so gut wie in der Politik. Der große Staatsmann formt politische Imperative.

Königlich rumänischer Generalkonsul Constantin Kogalniceano:

Der Berliner Ausenthalt des ehemaligen rumänischen Ministers Michael Kogalniceano in den Jahren 1835—38.

Aus den Aufzeichnungen des verstorbenen rumänischen Staatsmannes. Mitgeteilt von seinem Sohne.

Mein Vater, Michael Kogalniceano, stammt aus einer alten moldauischen Bojarenfamilie, deren Ahnen bis in die Zeiten des moldauischen Nationalhelden, des Wojewoden Stefan des Großen (1456—1504), zurückreichen. Er wurde am 6. September 1817 zu Iassy geboren, in der Hauptstadt des damaligen moldauischen Fürstentums. Er war Geschichtsschreiber, dabei einer der glänzendsten Redner und einer der Schöpfer des modernen Rumäniens, dae er durch die Vereinigung der beiden rumänischen Fürstentümer, der Moldau und der Walachei, ins Leben rief.

Obgleich selbst Bojar, brach er, dank seiner Erziehung und Bildung, in Frankreich nnd namentlich in Berlin, gänzlich mit den veralteten orientalischen Ideen seiner Kaste und schuf ein neues Rumänien mit westlicher Kultur.

Er schaffte die damalige Zigeunersklaverei in der Moldau ab, hob die Privilegien der Bojaren, seiner Standesgenossen, auf, säkularisierte die Güter der griechischen Klöster, die mit der Zeit durch falsche Auslegung der Schenkungsurkunden der Fürsten und Bojaren mehr als die Hälfte des Grund und Bodens Rumäniens unrechtmäßigerweise an sich gerissen hatten. Er führte endlich nach harten Kämpfen gegen seine Standesgenossen, durch den Staatsstreich vom 2. Mai 1864, die größte und heilbringendste Reform ein: die Aufhebung der Bauernleibeigenschaft und Verleihung von Grund und Boden an die Bauern.

Die erste Anregung zu dieser Reform hatten ihm, wie er es selbst in seinen Aufzeichnungen mitteilt, sein Aufenthalt und seine Studien in Berlin gegeben. Nachdem er sich nämlich eine Zeitlang in Luneville in Frankreich, zusammen mit den beiden Söhnen des damals regierenden Fürsten der Moldau, Michael Sturdza, zwecks Studiums aufgehalten hatte, wurde er mit denselben, auf Veranlassung des russischen Kaisers Nieolaus I., dem die französische Erziehung ;u revolutionär schien, von dort für weitere Ausbildung nach Berlin geschickt.

So kam er Ende 1835 nach Berlin.

„Das damalige Berlin — schreibt er — hatte sich den Namen „Athen Deutschlands" erworben. Durch den patriotischen Geist, die große National-

rumän. Ministers Mick. Kogalniceano C. Kogalniceano
bewegung, welche in allen adeligen und bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt Preußens herrschte, konnte man schon im voraus die große Rolle wahrnehmen, die Preußen 35 Iahre später in der Weltgeschichte spielen würde und die zur Vorherrschaft über ganz Deutschland führen sollte.

Wir jungen Rumänen kamen in eine Privatfamilie, zum Pastor Souchon, dem Pfarrer der Kirche der französischen Kolonie, die sich, nach Widerruf des Ediktes von Nantes, dank dem Schutze des Großen Kurfürsten Friedlich Wilhelm (1640—1688), Großvaters Friedrichs des Großen, nach Berlin geflüchtet hatte. Diese Kolonie hat bis auf den heutigen Tag die ihr von dem Großen Kurfürsten eingeräumten Freiheiten bewahrt. Sie besitzt ihre Kirche, ihr Spital, ihr Gymnasium, ihre Bibliothek; überall herrscht die französische Sprache vor. Ihre jetzigen Mitglieder sind alle gute Deutsche geworden, und viele unter ihnen, die ihre französischen Namen beibehalten haben, sind bedeutende Männer geworden, die sich in der Geschichte Deutschlands auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Kunst, in der Armee, in der Diplomatie einen Namen erworben haben, ohne je ihre französische Abstammung zu vergessen. Einmal im Iahre versammeln sie sich zu einem brüderlichen Tischgelage, bei dem sie ihre Erinnerungen an Frankreich auffrischen und der ihrem Glauben vom König Ludwig XIV. und der alten de Maintenon zugefügten Verfolgungen gedenken, die ihre Vorfahren gezwungen hatten, ihre Heimat zu verlassen. Gleichzeitig bringen sie mit vollen Gläsern und gehobenem Herzen Toaste dem Gedächtnisse des Großen Kurfürsten dar, welcher der Freiheit ihres Glaubens eine großmütige Zufluchtsstätte und ihnen ein neues Vaterland gab. Als Iüngling von 18 Iahren habe ich an diesen Zusammenkünften teilgenommen, und mein Herz schlug höher beim Anblicke dieser edlen Männer, die für ihr altes Vaterland eine unvergeßliche Erinnerung zum Ausdrucke brachten, dabei aber vom Bewußtsein durchdrungen waren, was sie ihrer neuen Heimat schuldig sind."

Nachdem mein Vater in dem Hause des Pastors Souchon ein Iahr lang verkehrt hatte, kam er mit seinen beiden Kameraden, den Prinzen Sturdza, zum Pastor Ionas in Pension. „Dieser war," wie mein Vater weiter in seinen Aufzeichnungen mitteilt, „ein hervorragender Mann, ein Lieblingsschüler des großen Theologen Schleiermacher und Herausgeber der Werke dieses erlesenen Geistes der protestantischen Kirche. Er war mit Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik, verschwägert und mit der Familie des Grafen Schwerin, des Nachkommens des Feldmarschalls Friedrichs des Großen, verwandt. In seinem Hause versammelte sich die ausgesuchteste Gesellschaft, sowohl aus dem Adel, wie aus dem Bürgerstande, der schon zu dieser Zeit einen hervorragenden Platz in Preußen eingenommen hat, weil er sich an die Spitze der nationalen Ideen und sozialen Reformen in Deutschland stellte. Seine Fahne hieß: die Vereinigung des deutschen Vaterlandes.

Der Staatsrat Alerander Sturdza, ein Kollege von Capodistria, mit dem er in Petersburg viel für die Befreiung von Hellas gearbeitet hatte, ein Ver-

wandter des Michael Sturdza, auf dessen Empfehlung wir dem Pastor Ionas anvertraut worden waren, war während seines Aufenhaltes in Berlin einer der eifrigsten Besucher des Hauses des Pastors Ionas. Er überwachte unsere Studien und wurde sogar unser Religionslehrer. Unter seinem Diktat schrieb ich in französischer Sprache „Ntu6e» di»toriyue», ekrstienue» et mortle»", die ich später in Jassy veröffentlichte, und die dann ins Rumänische, Griechische und Russische übersetzt wurden.
Dieser Gesellschaft verdanke ich die Entwickelung meines jungen Geistes und die Liebe für alles Schöne und Große im Menschenleben.
Dann kam ich auf die Universität Berlin, wo ich als Lehrer den Professor des Naturrechtes Gans hatte, der eine so große Rednergabe besaß und so freisinnige Ideen hatte, daß aus allen Teilen Deutschlands und aus anderen Ländern die Studenten zu Tausenden hinströmten, um seinen Vortrag zu hören, so daß die Wände zweier Säle niedergerissen werden mußten, um den Saal, in welchem er die Wissenschaft der jungen deutschen Generation vortrug, zu vergrößern.
Ich habe als weiteren Lehrer Leopold von Ranke, den großen Geschichtsschreiber, gehabt, dem ich aus Anlaß seines sechzigjährigen Professorenjubiläums am 20. Februar 1877, meine Glückwünsche, die Glückwünsche „seines ersten rumänischen Studenten an der Berliner Universität", zu senden in die Lage kam.
Ferner hatte ich das Glück, auch Schüler des großen Savigny zu sein, des berühmten Professors des römischen Rechtes, des berühmten Iustizministers und eines der hervorragendsten Söhne der französischen Kolonie Berlins. In dem Salon des Herrn von Savigny wurde ich auch Alerander von Humboldt vorgestellt, der ein ganz besonderes Interesse für die rumänischen Länder bekundete, die damals so wenig bekannt waren, daß sogar der Name Rumänien noch im Dunkeln blieb. Darüber muß man sich nicht wundern, da selbst in der Moldau und Walachei der Name Rumäne nicht üblich war, sondern durch Moldauer und Walache ersetzt wurde. In Berlin selbst war aber weder der Name „Moldauer" noch „Walache" bekannt. Mich nannte man „der schwarze Grieche", weil ich schwarze Haare hatte. Berlin war zu der Zeit noch eine echt norddeutsche Stadt, wo ausschließlich der blonde Typus vorherrschte.
Alerander von Humboldt sprach mir gegenüber den besonderen Wunsch aus, zu erfahren, worin eigentlich unsere Literatur bestünde, und er frug mich auch über das Schicksal und dje Eigentümlichkeiten unserer Zigeuner aus. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, schrieb ich in deutscher Sprache eine kurze Übersicht über unsere damalige unbedeutende Literatur, die ich in Lehmanns „Magazin für die Literatur des Auslandes" veröffentlichte.
Für Humboldt veröffentlichte ich ebenfalls eine Broschüre in französischer Sprache „N8<zui88e »ur 1'lii»toii'e. le» moeur» et I» l»u^ue äe» (Ä^»iu»" (Berlin,

rumän. Ministers Mich. Kogalniceano C.' Kogalniceano
Behr, 1837), in deren Vorrede ich ganz besonders die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf die Sklaverei der Zigeuner in der Moldau lenkte.
Die Ferien verbrachte ich gewöhnlich in Pommern, in Swinemünde — damals noch ein kleines Städtchen, oder in Heringsdorf — zu der Zeit ein kleines Dorf, das mir von W i llib ald A l er i s, dem berühmten Romandichter, empfohlen worden war. Obgleich ich nur zwanzig Iahre alt war, beehrte mich Aleris mit seiner engsten Freundschaft. Mit ihm habe ich zu Fuß die Insel Rügen besucht, das Schloß Putbus sowie die mysteriösen Wälder der alten wendischen Göttin Hertha und die Erdfestung Arkona, den nördlichsten Punkt Deutschlands.
Willibald Aleris war es, der mich zuerst auf unseren Spaziergängen in die Einzelheiten der großen Reform einweihte, die in Preußen in der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. von seinen großen Ministern Stein und Hardenberg durchgeführt worden war, und die dazu beitrug, das preußische Volk zu entflammen, um sich aufzuraffen und das französische Ioch abzuschütteln. Durch diese Reform wurde die Leibeigenschaft in Preußen abgeschafft, und die Bauern bekamen eigenen Grund und Boden. Pastor Ionas machte mich mit der berühmten Denkschrift bekannt, die Hardenberg 1812 in Riga seinem König überreicht hatte, in welcher er die Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung der damaligen Verfassung des preußischen Staates nachwies, um diesem durch Heranziehung neuer Kräfte ein neues Leben zu geben.
Während meiner Sommerferien gewährte mir Graf Schwerin seine Gastfreundschaft in Schwerinsburg, dem alten Schloß seines Ahnen, des großen Feldmarschalls. Dort nahm ich mit eigenen Augen die Folgen der vor 25 Iahren durchgeführten Agrarreform wahr. Ich habe sowohl die im Besitze ihrer alten Grundherren verbliebenen Gründe gesehen, als auch die in den Besitz der alten Hörigen übergegangenen, die nunmehr selbst Grundbesitzer geworden waren. Ich habe das alte Dorf der geborenen Leibeigenen, Alt-Schwerin, gesehen, wie auch das neue nach der Aufhebung der Leibeigenschaft entstandene Dorf Neu-Schwerin.
Das den Grund- und Bodenbesitz in Preußen regelnde Reformgesetz hatte große Ähnlichkeit mit den Bedingungen des Landbesitzes in den rumänischen Ländern. Das Prinzip unserer alten Gesetzgebung, wonach den Bauern zwei Drittel der gesamten Grundfläche zum Anbauen überlassen werden mußten und nur ein Drittel dem Grundherrn reserviert blieb, hatte auch im alten preußischen Rechte Geltung.
Während meines Aufenthaltes in Berlin wurde ich durch meinen Studienkameraden, den Sohn des bekannten Geschichtsschreibers Kohlrauch, der Herzogin vonCumberland,der Schwester und Ratgeberin des Königs Friedrich Wilhelm III. vorgestellt, und bald kam ich in die Intimität des Fürsten Georg, des nachmaligen Königs von Hannover.

Dank meinen Bemühungen, mit so vielen hervorragenden Männern Deutschlands und den politischen Kreisen in Berührung zu kommen, habe ich die glückliche Gelegenheit und die Möglichkeit gehabt, meinen Geist mit den großen reformatorischen Ideen, die damals die hervorragenden Männer Deutschlands beseelten, zu sättigen. Ia, der Berliner Universität, meiner zweiten Nährmutter, und dem Beispiele, das mir die Liebe für das deutsche Vaterland gab, die ich in allen Schichten der deutschen Gesellschaft vorfand, verdanke ich die Liebe zu meiner rumänischen Heimat und den freisinnigen Geist, von dem alle Handlungen meines Lebens getragen waren.

In meinen langen Kämpfen und Arbeiten, in den hartnäckigen Verfolgungen, die mehr als einmal mich zu vernichten drohten, hatte ich stets die schönen Worte des Fürsten Hardenberg in seiner an den König erwähnten Denkschrift vor Augen: „Eine monarchische Regierung mit demokratischen Prinzip i e n." Meine Landsleute dürfen nicht glauben, daß dies nur Worte eines Höflings seien, und zwar gegenüber einem Hohenzollern, der heute König von Rumänien ist. Mein ganzes Leben lang, sowohl in meinen jungen, als auch in meinen vorgeschrittenen Iahren, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten anerkannt, daß ich der deutschen Kultur, der Berliner Universität, der deutschen Gesellschaft, den bedeutenden Männern und großen Patrioten, die die Größe und Einigung Deutschlands geschaffen haben, zum großen Teile alles, was ich in meinem Lande geworden bin, verdanke, und daß die Fackel meines rumänischen Patriotismus am Feuer des deutschen sich entzündet hat. Im Iahre 1862, als die Rumänen noch weit davon entfernt waren, an die Berufung des jungen deutschen Prinzen Karl von Hohenzollern auf den Thron Rumäniens zu denken, mitten in unseren Kämpfen für die politischen und sozialen Reformen, die damals im Gange waren, damals, als Rumänien durch die schwierige Agrarfrage zerrüttet schien, da habe ich in der Kammersitzung vom 1. Iuni 1862 einen Teil der erwähnten preußischen Reformen mir zu eigen gemacht. Auf diese Daten habe ich mich gestützt, um den damaligen Ministerpräsidenten des vereinigten Rumänien, der sich mit einem einer gerechteren Sache würdigen Talente dem Projekt der Liberalen bezüglich der Befreiung der Bauern und ihrer Belehnung mit Grund und Boden widersetzte, mit aller Macht und Kraft zu bekämpfen.

Stets der Worte des großen Hardenberg eingedenk, kehrte ich von Berlin 1838 in meine Heimat mit dem Gelöbnis zurück — und ich habe dieses mit unbeirrbarer Treue gehalten —, aus meinem Lande eine auf demokratische Grundlage gestützte Monarchie zu schaffen. Und der gütige Gott hat mich lange genug am Leben erhalten, um mich an der Verwirklichung der drei großen Reformen, der Abschaffung der Sklaverei, der Aufhebung der Bojarenprivilegien sowie der Leibeigenschaft der Bauern und ihrer Belehnung mit Grund und Boden mitarbeiten zu lasten. In meinem Greisenalter erfreue ich mich der Frucht des von uns in unserer Iugend in den Boden der Mutter Heimat gelegten Samens."

So weit die Iugenderinnerungen meines Vaters aus der Zeit seiner Studien in Berlin.

Außer den drei oben erwähnten großen Reformen, die mein Vater vor der Regierung der Hohenzollern durchgesetzt, hat er auch unter der glorreichen Regierung des Fürsten, des jetzigen Königs Carol von Rumänien, den größten Anteil an der Unabhängigkeit und Ausgestaltung des Königreichs Rumänien genommen. Er starb in Paris am 22. Iuni 1891 im Alter von 74 Iahren und ist in seiner Vaterstadt Jassy in der Familiengruft begraben.

Im Iahre 1911 wurde ihm in Jassy eine Statue vor der von ihm gegründeten Universität errichtet, bei deren Einweihung Seine Majestät König Carol mir folgendes allerhöchstes Handschreiben zu senden geruhte:

„Es ist für Mich eine große Genugtuung, daß ich der Familie Michael Kogalnieeanos, gelegentlich der Enthüllung seines Jassyer Denkmals, die Gefühle tiefer Erkenntlichkeit zeigen kann, die ich für diesen hervorragenden uud unvergeßlichen Staatsmann empfinde. Die bedeutenden Dienste, die er unter zwei Herrschern dem Lande geleistet hat, die Belehnung der Bauern mit Grund und Boden, die Einziehung der Kirchengüter, und die während des Krieges geleisteten Dienste als Minister des Äußern, werden niemals in Vergessenheit geraten. lu. p. Carol."

Professor Dr. Alfred Loebl:

Wirtschaftliche Erfolge des Donaureiches nach dem Balkankriege.

In Wien und in Paris haben in den letzten Wochen Verhandlungen über die Orientbahnen und über das Geschäft des Zwischendeckverkehrs Erfolge gezeitigt, deren Wirkungen der Monarchie dauernde Vorteile verheißen. Trotz aller Gegensätze im Innern gelang es, die Sicherung der Wegfreiheit für österreichische Waren nach Saloniki und den Anschluß der serbischen Linien an das bosnische Bahnnetz in den Grundzügen fertigzustellen, und andererseits soll der Ausbeutung an den Grenzen durch den „Pool" (die Schiffahrtsgesellschaften, die im kontinentalen Pool vereinigt sind) Halt gemacht werden.

In ähnlicher Weise wie England die Suez-Kanal-Aktien erworben hat, gelang es am 26. April 1913 dem Wiener Bankverein, 51 000 Stück Aktien der Orientbahnen von der Züricher Orientbank und von der Deutschen Reichsbank zu erwerben. Und in den Februartagen 1914 verstand es das Wiener Handels-

Ministerium, durch die geschickte Geschäftsführung des Sektionschefs Riedl, die stolze Hamburg-Amerika-Linie dem Diktat der Monarchie zu unterwerfen. Der Erfolg war auch hier dadurch vorbereitet worden, daß es der Wiener Bankverein erreicht hatte, den Aktienbesitz der Austro-Amerikana so zu vereinigen, daß die Hapag einsah, mit dem in i h r e m Besitze befindlichen Aktienkapital die Statutenänderung und die Erhöhung des Aktienkapitals der Austro-Amerikana nicht mehr vereiteln zu können. Alle Kniffe dieser hochmütig auf die Monarchie herabsehenden Gesellschaft waren vergeblich gewesen. Triest wird seinen Anteil an dem Welthandel von 4 auf 10 Prozent der Poolquote erhöht erhalten.
Die Vorfälle aber, welche diesen wichtigen Erfolgen voraufgegangen sind, sollten zur Erkenntnis führen, daß nur durch Ausdehnung der Staatshoheit über alle Bahnlinien der Monarchie, durch schleunigen Ausbau der kroatischen Likabahnen und der bosnischen Bahnen Österreichs Tarifhoheit und wirtschaftliche Machtstellung auf dem Balkan gewährleistet werde. Und im Schiffsverkehr wird die Monarchie darangehen müssen, einen österreichischen Pool für den Ervort zu gründen, mit ähnlichen Zielen, wie sie den Handelskompagnien im Merkantilzeitalter vorschwebten: Rohstoffeinfuhren, Warenausfuhren vornehmlich nach den neuerschlossenen asiatischen Verkehrsgebieten und nach der Levante. Verstaatlichung des Überseeverkehrs, Verstaatlichung der Südbahn, Normalisierung und Anschlüsse der bosnischen Bahnlinien, das müssen Losungsrufe für das wirtschaftliche Programm der Zukunft werden.
Bekanntlich hat die serbische Regierung auf dem größten Teile des neueroberten Gebietes den Staatsbahnbetrieb eingeführt, Rollmaterial und Betriebseinnahmen zurückbehalten, die Wiedereinsetzung der Orientbahngesellschaft in den Betrieb verweigert, und die Verstaatlichung durch Enteignung vor Ablauf der Konzession (sie endet 1957) versucht. Statt der Konventionstarife, die auf Grund des Vertrages vom 9. Mai 1883 für Waren der vertragschließenden Teile „sowohl hinsichtlich der Beförderungszeit, öffentlicher Abgaben, der Zeit und Art der Abfertigung und der direkten Tarifsätze", die Gleichmäßigkeit bedingen, statt der lokalisierten Vertragspflichten, die im Berliner Vertrage erklärt werden, hat Serbien in den eroberten Bahngebieten die seit 1910 wesentlich erhöhten lokalen Tarife zugeschlagen, wodurch die Beförderung der Güter verteuert wurde. Die Betriebsgesellschaft hat ihre Schadenersatzansprüche bei der serbischen Regierung angemeldet, zugleich auch die Forderung bei der Pariser Finanzkommission geltend gemacht.
Schon drohte der handelspolitische Kriegszustand zuneuen scharfen Noten der auswärtigen Stellen zu führen — da gelang es, einen Ausweg zu finden. Die Linien in den neueroberten Gebieten — so beschloß eine französisch-öster-

reichische Kommission — sollen von nationalen Privatgesellschaften betrieben werden, deren Sitze in Athen und in Belgrad errichtet sein werden. Diese neuen Gesellschaften werden später auch die Verstaatlichung der Linien anbahnen. Anfangs verlangten die Serben, daß jede Aktie der Betriebsgesellschaft gegen solche der drei neuzugründenden Gesellschaften (türkische, griechische, serbische) umgetauscht würde. In eine solche Dreiteilung konnte sich die Monarchie schon deshalb nicht einlassen, weil sie dann leicht von den verbündeten Gruppen überstimmt worden wäre. Parität in der Kapitalsbeteiligung und in der Verwaltung war Österreich-Ungarns Losung. Und dieser Grundsatz siegte in den Pariser und Wiener Verhandlungen. Die Aktien der neuen Gesellschaften werden in einen Trust gelegt, dessen Verwaltung zu gleichen Teilen von den beiden Großmächten besorgt wird. Der Trust soll die Rente übernehmen, auf Grund derselben Obligationen ausgeben, die auf dem Pariser Markte feilgehalten werden, und das Geld für den Kauf und die Ausgestaltung der neuen Bahnlinien beschaffen. Die Aktien der Finanzgesellschaft des Trusts werden auf Namen lauten, ohne Zustimmung der Verwaltung nicht übertragbar, die Beteiligung ausländischen anderen Finanzgruppen nur bis zur Höhe von 5 Prozent gestattet sein und zur Sicherung der österreichisch-französischen Parität zur Hälfte bei jeder Gruppe gesperrt bleiben. Bis zum 30. Iuni 1915 soll das ganze Programm samt den Industrielieferungen (die beiden Teilen gesichert werden) durchgeführt werden. Noch schweben die letzten Verhandlungen; allein die Überlegenheit der Monarchie in d»,r Verteilung der Aktienanteile sichert sie vor unangenehmen Überraschungen. Der Ausweg des Grafen Vitali — in den letzten Tagen ist es wohl bekannt geworden, daß seine Gesellschaft (Ils^ie (isnsr»le) mit der 5c»«'i6t<5 äe» Va ti^nolle» kartelliert ist — wird wohl Anerkennung erlangen.

Österreich ist das bedeutendste Auswanderungsgebiet in Europa. Iahre hindurch hatte die Regierung ohnmächtig zusehen müssen, wie die Agenten des Pool Tausende anwarben, sie nach den Riesengebäuden der Mißler, Falck, Freudberg und Canon in Bremen, Hamburg und Antwerpen transportierten, und wie konzessionierte Reisebureaus diese Agenten unterstützten und allen Paßbescheinigungen Vorschub leisteten. Da wurde das Geschäft des Pool durch die aus dem Kartell ausgetretene Canadian aufs schwerste geschädigt. Dazu gerade in einer Zeit steigender Notlage, wachsender Wanderbewegung. Alle Geldmittel, Erhöhung der Provisionen, unentgeltliche Vermittlung von Auslandpässen waren wirkungslos — die Canadian machte das Hauptgeschäft. Endlich gelang ein Hauptschlag gegen den Kartellsprenger. Das Verbrechen, das der Pool seit Iahr und Tag ganz u ngescheut betrieb, dessen klagte er jetzt seinen Geschäftsgegner an. Die Direktoren, der Generalpräsentant und zahlreiche Agenten der Canadian wurden deshalb ver-

haftet, weil sie gegen den Wortlaut der Konzession die Beförderung stellungspflichtiger Staatsbürger betrieben hätten. Die Geschäftsstellen der Gesellschaft wurden gesperrt, die Konzession (sie war erst am 31. Ianuar 1913 erweitert) entzogen. Allein gerade infolge dieser anscheinend so geschickt geführten Kampagne wurde die breite Öffentlichkeit auf die wahren Zusammenhänge und auf die geringe Seegeltung der Monarchie und ihre Abhängigkeit vom Pool aufmerksam. Die österreichische Regierung verlangte Bürgschaften für die Beobachtung der Vorschriften auch vom Pool. Darauf erklärte der Generaldirektor der „Hapag": „ein Verzicht auf die Beförderung von Wehrpflichtigen sei nicht möglich, solange diese Vorschrift nicht von allen konzessionierten Gesellschaften befolgt würde". Und um das Auswanderungsgeschäft noch unumschränkter zu beherrschen, trat die Hapag aus dem Pool aus, ermäßigte die Zwischendeckrate um 40, ja um 50 Mark, errichtete neue Linien und gab für 30 Mill. Mark neue Aktien aus. So entspann sich ein neuer Kartellkrieg im Pool, wie er eben mit der Canadian geführt war. Dieser Kampf um Tonnageumfang und Poolanteile wurde vornehmlich mit der im Pool verbliebenen Norddeutschen Lloydlinie geführt, hinter der natürlich sämtliche im Kontinentalpool vereinigt'n Schiffahrtsgesellschaften standen. Vergeblich war in Paris — in Berlin unterhandelt worden. Inzwischen überließ der N.-D.-Lloyd die Aktien und Optionsrechte, die er von der Austro-Amerikana besaß, einer österreichischen Bankengruppe, verständigte sich mit der österreichischen Regierung in der Auswanderungsfrage, stimmte der Buchungszentrale bei dieser Triester Schiffahrtsgesellschaft zu; den anderen im Pool vereinigten Gesellschaften wurde der Beitritt zu diesem Abkommen offengelassen. Sie schlossen ab. Die Holland-Amerika, die Compagnie Generale Transatlantique, die Red Star und die Cunard-Linie, selbst die Canadian hatten den Anschluß an diese Zentrale erreicht. — So blieb für die „Hapag" nichts anderes übrig, wollte sie nicht das gesamte österreichische Auswanderungsgeschäft verlieren, als in Wien mit dem Lloyd und der österreichischen Regierung zu verhandeln. Hier in Wien kam in den ersten Februartagen der Gewinnausgleich zwischen den beiden Hauptrivalen zustande. Fortan soll auch auf dem Hauptschiffahrtsgebiete eine Gemeinsamkeit des Dienstes und eine Gewinnteilung bei vollständiger Selbständigkeit der Vertragslinien bestehen; die nordatlantische Schiffahrtskonferenz ist auf fünf Iahre verlängert, das Abkommen mit der österreichischen Regierung auf fünfzehn Iahre abgeschlossen worden. Die „Hapag" also tritt der Buchungszentrale bei. Unter österreichischer Aufsicht wird fortan der Schiffskartenverkauf und die Quotenverteilung der über Triest Auswandernden stehen, die Kontrolle vom österreichisch-ungarischen Konsul in den deutschen Häfen genau durchgeführt werden. Ein Großteil der Aktien der Austro-Amerikana bleibt gesperrt, der österreichische Charakter dieser Gesellschaft gewahrt. Die Canadian wird ihre Niederlassungen in den Hauptstädten wiedereröffnen, die

österreichischen Geschäfte in Canada weiterführen können. Triest aber, dessen Anteil am Auswandererverkehr von 4 auf 10 v. H. gesteigert wird, wird einen erheblichen Aufschwung seiner Hafengeltung erfahren.

Die Auswanderung freilich ist eine bedenkliche, volkswirtschaftliche schädliche Erscheinung — wenn auch die nach der Heimat gesendeten Ersparnisse der Auswanderer die passive Handelsbilanz der Monarchie mildern helfen. Sie wird erst dann abnehmen, wenn man darangehen wird, eine Landreform durchzuführen, Arbeitsvermittlungen von Staats wegen zu organisieren und Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Mit derartigen Gesetzentwürfen, wie sie die Ler Friedman» vorsieht, ist nichts oder nur Schädigendes getan.

Wie aber kann man im Zeitalter der Eröffnung des Panamakanales, der Gründung des Weltwirtschaftsbundes auch die Seegeltung der Donaumonarchie erhöhen? Wie wirtschaftlich unternehmende Kräfte bewegen, mit all ihren Vermögenswerten den großen Gläubigerstaaten der Welt nachzuahmen in Machtentfaltung und Absatzmöglichkeit? Wie kann man andrerseits diese Kräfte zielbewußt in Organisationen fassen) welche nach bestimmten Ordnungen den Verkehr, das Warenangebot, das Geschäft nach außen regeln, nach innen aber die Verfügungsfreiheit des Einzelnen nicht beeinträchtigen?

Das sind die großen Fragen, die sich dem aufdrängen, der die rücksichtslose Inanspruchnahme ganzer Völker für ein rücksichtsloses Streben nach Teilnahme an der Weltwirtschaft in der Gegenwart verfolgt. Das gewerbliche Leben des Inlandes darf nicht von einem Steuersystem erdrückt werden, das Verkehr, Umsatz, Verbrauch der Erzeugnisse wahllos und gierig nacheinander ergreift und damit Landwirtschaft und Gewerbe bloß oder vorzugsweise als Steuerobjekte bewertet — rein nur geleitet vom militärischen Machtzweck. Viel schonender müssen im Reiche der Kompromisse die ständischen Gegensätze steuertechnisch ausgeglichen, an der Gemeinschaft der Interessen an dem Erzeugungsvorgang vom Großgrundbesitzer bis zum Kaufmann muß viel intensiver und zielweiser gearbeitet werden. Zugleich muß auch daran geschritten werden, den Urgrund unserer passiven Handelsbilanz zu beseitigen: die große Verschuldung von Ländern und Gemeinden und die allzugroßen Beamtenheere und Offiziersarmeen.

Alle diese Fragen samt der Verstaatlichung des Überseeverkehrs erfordern aber eine starke Hand — nicht bloß nach unten — auch feudale Vorrechte müssen beseitigt, selbst gewaltsame Eingriffe müssen gewagt werden, wo es das Wohl aller gilt und dem Stern einer glücklichen Zukunft des Donaureiches.

Hans Passarge:

Das Wesen der Schwerkraft.

Alle Theorieen über die Entstehung des Sonnensystems haben zum gemeinsamen Ausgangspunkt die Annahme, daß die Schwerkraft oder gegenseitige Anziehungskraft der Massen von vornherein jedem Stoffteilchen und also auch jeder Stoffanhäufung innewohnt. Die klassische Kosmogonie von Kant, die von Laplace später aufgenommen wurde, ohne daß der Franzose um das Werk des deutschen Philosophen wußte, geht sofort mit der Annahme in das kosmogoniscl'e Problem hinein, daß überall da, wo Stoff ist, auch Anziehungskraft wirkt; mit Hilfe dieser Anziehungskraft läßt dann Kam das Sonnensystem sich aus dem Urball entwickeln, der „im Anbeginn aller Dinge" den ganzen Raum bis über die Grenze der äußersten Planetenbahn hinaus einheitlich und gleichmäßig erfüllte. Aus irgendwelcher Ursache geriet dieser Urball in Rotation, und im Lauf von Epochen, deren Frist zu ermessen über das menschliche Vermögen hinausgebt, lösten sich Teile ab, formten sich zu Ringen und ballten sich weiterhin zu Planeten und Monden, bis das ganze System schließlich die Verfassung annahm, in der wir es heute kennen. Auch alle andern Kosmogonien setzen die gegenseitige Anziehungskraft der Massen als ^ priori vorhanden voraus, wenn schon sie bei der Schilderung des Weltentstehens im übrigen andere Wege einschlagen als Kaut und Laplace. Nun kann aber nicht ohne weiteres zugegeben werden, daß jeder „Masse", jedem einen gewissen Raum ausfüllenden Stoff von irgendwelcher Dichte nur deshalb Anziehungskraft innewohne, weil er zum Unterschied vom absolut leeren Raum einen Teil des Raumes in einer gewissen Dichte erfüllt; denn nichts anderes besagt die Theorie von der gegenseitigen Anziehungskraft der Massen. Etwas, das vorhanden ist, kann nicht allein deshalb irgendeine Wirkung ausüben, weil es vorhanden ist. Das Kausalitätsgesetz, ohne dessen Geltung ein Weltzusammenhang überhaupt nicht faßbar wäre, ohne das vielmehr alle unseren sinnlichen Eindrücke sich als isolierte Empfindungsstöße, also als Einzelvorgänge in unserm Bewußtsein widerspiegeln würden — das Kausalitätsgesetz also bedingt einen innerlichen Zusammenhang auch des äußeren Geschehens, es bedingt eine nachweisbare Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung, und wo diese Verknüpfung bisher nicht nachgewiesen ist, sind wir genötigt anzunehmen, daß irgendwo ein Fehler in unsern Grundvorstellungen vorhanden ist. Bei dem Gegenstand, der hier in Frage ist, kommt der Fehler in der Verlegenheit zum Ausdruck, den Begriff „Masse" eindeutig zu bestimmen. Rein mathematisch ist eine solche Bestimmung bald gegeben, sie lautet: Masse ist das Produkt von Dichtigkeit und Volumen: m — vö, sobald wir aber daran gehen, der so definierten Masse die allgemeine Anziehungskraft beizulegen, ist die Verlegenheit von neuem da,

denn auch unter der Definition in — vä können wir nichts anderes begreifen, als einen Raumteil, der mit irgendeinem Stoff von bekannter Dichte angefüllt ist. Auch die Physiker sind über die Verlegenheit, den Begriff Masse eindeutig zu bestimmen, bis auf den heutigen Tag nicht hinweggekommen, sie nehmen diesen Begriff daher ohne weiteres hin und definieren: Masse ist etwas, was einen Bewegungszustand ändert. Tatsächlich verhält es sich ja auch sv, aber eine Definition ist es darum doch nicht, sondern nur eine Umschreibung, deren Inhaltlosigkeit auf der Hand liegt. Die Unmöglichkeit, mit dem Massenbegriff eine Vorstellung zu verbinden, die unserm Kausalitätsbedürfnis genügt, hat den verstorbenen Physiker Heinrich Hertz, dessen Name weiteren Kreisen aus der Theorie der elektrischen Wellen (Hertzsche Wellen) am bekanntesten ist, dahin geführt, eine Theorie der Mechanik aufzustellen und mit unvergleichlichem Scharfsinn zu begründen, in der der Massenbegriff nur als eine Hilfsvorstellung auftritt. Demgemäß legt Hertz den Prinzipien der Mechanik nur die Begriffe Zeit und Raum und das Trägheitsgesetz zugrunde und verwendet zwar den Begriff Masse weiter, aber ohne ihm eine Kraft n piioii. also auch ohne ihm eine Anziehungskraft beizugeben. Statt dessen nimmt er das Vorhandensein verborgener Massen und verborgener Bewegungen an und leitet die „Kräfte" ab als Resultierende aus sichtbaren und verborgenen Bewegungen von Massen, denen selbst aber an und für sich Kräfte nicht eigen sind.

In dieser Theorie ist enthalten, was allerdings bei Hertz nicht besonders zum Ausdruck kommt, daß alle Erscheinungen, hinter denen wir die Wirkung von „Kräften" vermuten, im Grunde auf Massen beruhen, die sich im Zustande irgendwelcher Bewegung befinden: nur von einer sich bewegenden Masse können Kräfte ausgehen. Wenden wir diese Erkenntnis auf das kosmogonische Problem an, so müssen wir annehmen, daß der vorhandene Weltenstoff — welcher Art er auch zur Zeit des „Anbeginns aller Dinge" gewesen sein mag — zu keiner Zeit ohne Bewegung gewesen sein kann: Masse und Bewegung der Masse sind immer und von Ewigkeit her vorhanden gewesen. Aber Verschiedenheit der Bewegung hat auch Verschiedenheit der Kraft zur Folge, oder ganz allgemein: die Bewegnng ist das Maß der Kraft. Nim verlangt das Newtonsche Reaktionsprinzip ganz im Einklang mit der Hertzschen Theorie, daß überall, wo eine Kraft sich äußert, eine Gegenkraft vorhanden sei; wir dürften uns also auf richtigem Wege befinden, wenn wir auf Grund des Reaktionsprinzips annehmen, daß auch die Schwerkraft, so wie wir deren kosmische Äußerungen innerhalb des Sonnensystems und innerhalb des Bereichs unserer täglichen Erfahrung auf der Erde kennen, nicht eine „Urkraft" sei, die von Anbeginn jedem Stoffteilchen eigen war, daß sie vielmehr in gleichem Schritt mit dem Weltentstehungsprozeß selbst entstanden ist und sich entwickelt hat. Würde es nun also gelingen, ein glaubwürdiges Bild davon zu entwerfen, was ihrem innersten Wesen nach heute in der scheinbar fertig vor uns liegenden Welt die

Schwerkraft ist, und wie sie geworden ist, so können wir gewiß sein, damit auch den Schlüssel für andere kosmische Zusammenhänge gefunden zu haben, die vorerst noch als unerklärbar gelten.
Hier soll dieser Versuch unternommen und gezeigt werden, daß es sehr wohl möglich ist, eine Theorie der Schwerkraft aufzustellen, die bis auf ein Geringes mit der mathematischen Form des Newtonschen Gesetzes übereinstimmt und dennoch die Sache in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. Darin verfehlen nämlich die meisten Theorien, die bisher über das Wesen der Schwerkraft geliefert wurden, ihr Ziel, daß sie in der Erkenntnis der physikalischen Unzulänglichkeit des Anziehungsgesetzes auch dessen mathematische Form anzweifeln. Nur eine Theorie, die der Newtonschen Form des Gesetzes gerecht wird, kann also Anspruch auf Beachtung erheben. Dieser Form einen physikalischen Inhalt zu geben, nur das kommt in Frage.
Ist eine Kraft immer an eine Masse gebunden, der an und für sich diese Kraft nur innewohnt, weil sie im Zustande der Bewegung sich befindet, so sollte die erste Frage lauten: wo gibt es, zunächst auf der Erde, eine so allgemeine und konstante Bewegung, daß aus ihr eine so allgemeine und konstante Kraft wie die Schwerkraft resultieren kann? Die Antwort kann nur lauten: es ist die Rotation unseres Planeten, infolge deren für uns im Ablauf von 24 Stunden die Gestirne im Osten auf- und im Westen untergehen. Aber diese Rotation allein würde eher das Gegenteil dessen hervorrufen, was wir bei den Erscheinungen beobachten, die unter dem Einfluß der Schwere verlaufen: wäre die Rotation allein wirksam — von dem Vorhandensein dessen, was wir als Schwererscheinungen kennen, muß bei solcher Betrachtungsweise natürlich einstweilen abstrahiert werden —, so würden feste Körper von der Erde vielmehr fortgeschleudert als, wie es doch der Augenschein lehrt, zu ihr hingezogen werden. Wollen wir also an der Tagesrotation als einer die Anziehung bewirkenden Ursache festhalten, so müssen wir das Vorhandensein einer zweiten Bewegung vermuten, die eben so allgemeiner und konstanter Art ist, wie die Tagesrotation. Hier leitet das Newtonsche Reaktionsprinzip und die Hertzsche Mechanik zu der Hypothese: die Tagesrotation der Erde ist selbst eine Reaktionsbewegung,
die der Erde gar nicht ursprünglich eigen ist, sondern erst im Laufe einer unabsehbar zurückliegenden Entwicklung als posthumer Vorgang entstanden ist, die ursprüngliche Drehung der Erde verlief und verläuft noch heute als Drehung des gesamten Erdinnern entgegengerichtet der westöstlichen Tagesrotation, also von Osten nach Westen, und nur die Schale, die äußere, nicht sehr mächtige, Lithosphäre genannte Schicht unserer Erde, die das ganze Menschengeschlecht samt seiner Hände Werk und alles trägt, was unserer sinnlichen Wahrnehmung zugänglich und erreichbar ist, einbegriffen die Lufthülle der Atmosphäre, also die Gesamtheit dessen, was wir unter dem Wort Natur zusammenzufassen pflegen, vollzieht im Ablauf von 24 Stunden eine Umdrehung von Westen nach Osten.

Die erste und dringendste Schlußfolgerung, die wir an eine solche auf den ersten Vlick etwas verwegene Hypothese knüpfen müssen, ist die, daß auch die anderen Planeten und Nebenplaneten, aber auch die Sonne selbst eine zwiefache Umdrehung haben, eine innere und eine äußere, denn von ihnen allen geht ja Anziehungskraft aus, zu deren Erklärung eben diese Hypothese helfen soll. Das ist in' der Tat der Fall, und es läßt sich auch durch ganz elementare mathematische Berechnungen beweisen.
Eine zweite Annahme ist aber zur Stützung der Hypothese notwendig: die Are der inneren und die der äußeren Rotation fallen nicht zusammen, sondern schneiden sich unter einem Winkel, der für die Erde etwa 14'/-" beträgt. Bei solcher Voraussetzung vollzieht sich die Erscheinungsform der allgemeinen Schwere auf der Erde, d. h. der freie Fall auf der Resultierenden und als Resultierende eines Kräfteparallelogramms, dessen Komponenten in den Tangenten liegen, die man sich an die beiden Kugeloberflächen gezogen denken muß. Der freie Fall ist hiernach eine zusammengesetzte Bewegung, die ihren Anfang am Nullpunkt hat und ihren Abschluß an der Grenze zwischen innerer und äußerer Rotation haben würde, wenn sie an der vollständigen Zurücklegung dieses Weges nicht durch den Widerstand unserer Erdoberfläche gehindert würde. So wie die Fallbewegung für uns wahrnehmbar ist, vollzieht sie sich also als Teil eines Bewegungsvorgangs, dessen Anfangslage, unter Vernachlässigung der kurzen Fallstrecke über unserer Erdoberfläche, eben durch diese Erdoberfläche selbst, und dessen Endlage durch die Oberfläche der entgegengesetzt rotierenden inneren Erdkugel gegeben ist. Unter dieser Voraussetzung gehorcht die Fallbewegung dem Maupertuis-Eulerschen Prinzip der kleinsten Wirkung, demzufolge eine Bewegung mit gegebener Anfangs- und Endlage auf dem kürzesten Wege (der geradesten Bahn) erfolgt, sie ist mithin auf den Mittelpunkt der Erde gerichtet, ohne diesen aber zu erreichen, auch wenn man die Annahme setzen wollte, der Widerstand der Erdoberfläche wäre nicht vorhanden. Die mathematischen Beweise können aus dem Wert der Fallbeschleunigung leicht beigebracht, sollen unten nur angedeutet, und nur eine Auswahl der Ergebnisse und Schlußfolgerungen aus dieser Dirotationstheorie soll hier zusammengestellt werden*).
') Es ist 1° — 86164,09 Sekunden die Frist eines Sterntages, 3 — 9,81930 Meter die empirisch gefundene Scbwerbeschleunigung für die Breite 45» -> 2 v, wobei 2 v den Winkel bedeutet, unter dem sich die Are der inneren Rotation mit der Are der äußeren Rotation schneidet, (5 — 9,76575 Meter der auf eine Sternzeitsekunde reduzierte Wert für 8 (ü — 8 t ': worin t ^ 0,99726957 — 86164,09 : 86400), r — 6367385 Meter der Radius des Erdellipsoids für die Breite 45li, p der Radius des inneren Erdellipsoids, 1^ — , die Länge des auf eine Sternzeitsekunde reduzierten Sekundenpendels und v ^ r — p die Mättigkeit (Dicke) der Lithosvhäre; nimmt man nun an, die Bewegung des frei fallenden Kiirpers erfolge gleichförmig (ohne Beschleunigung), dann stellt 1/2 ü eine in einer Sternzeits'kunde zurückgelegte reine Wegstrecke dar, und es ist unter den Voraussetzungen der Birotationstheorie

1 Die Mächtigkeit (Dicke) der «ithosphäre, d. i. der festen Erdschale, unterhalb deren das Erdinnere sich im Zustande der Glutflüssigkeit befinden mag,
— — oder
2 l'
1 tt,
4 n
Fern« ,nuß nach den Voraussetzungen der Birotationstheori« sein
^ - -^ oder
r l
2> p ^ i- ^
Setzt ,nan in 1) Q -- i' L, s° erhält man
D ^ oder da v — r — p:
4
3) "l i I. — 4 r (1 — l.).
Die Ausrechnung ergibt genügende Übereinstimmung und damit die Richtigkeit der Birotationstheorie. Cs ist nämlich mit den angesetzten Werten
I_,o8 ^4 r <1 — ^s — 5,43058.
Volumen (V), Masse (m) und Dichtigkeit (ä), «eil für die Erde ^ 1, konnten bei tieser Berechnung der llber,ichtlichkeit wegen außer Ansatz bleiben; für irgend nnen anderen Himnielstorper aber nimmt Gleichung 1) die Form an:
worin ä' die Dichtigkeit in, Verhältnis zur Erde bedeutet, während ß'^ 7 « ist, wenn v die Scbwere i», Verhältnis zur Schwerkraft der Erde ist.
Weiter folgt aus den Voraussetzungen der Birotationstheone, wenn 2 v' der Winkel ist, unter dem die inneren und die äußeren Aren sich schneiden, und m' die Massen im Verhältnis zur Masse der Erde (m ^ 1): , . .
.«^' - -r m' (.' 4- l-') 5M ^ ^^
^2) ^ 1
16 n m' (r' ^ ?') »in v<.
i) «' ^ ^"^ '
Dividiert man Gleichung 4) durch 1), so erhält man
4 V" (s'->- ?') «in v' . ,„ m
5) 62 ^ !- ^^ , worin V —-^ gesetzt„1 und
v' die Mäcktigteit entsprechend dem Werte v für die Erde bedeutet.
Au^ 1) bestimmt sich v für die Erde zu 66 961 Meter, aus 4) oder 5) der Winkel 2 v für die Erde zu !4° 28' 40" (I.o3 «in v ^ 9,1003937 - 10). Dann ist für die anderen Himmelskörper

berechnet sich aus der Birotationstheorie zu rund 67 000 Meter, was vollkommen mit den Berechnungen auf Grund der normalen geothermischen Tiefenstufe übereinstimmt.

2. Aus der Birotationstheorie ergibt sich der Wert für die Abplattung der Erde zu 1 : 294,5, was mit den besten Ergebnissen rein geodätischer Messungen (Clarke 1880) übereinstimmt, während die Berechnungen auf Grund von Pendelmessungen einen niedrigeren Applattungswert, nämlich 1 : 298,6 ergeben (Helmert).

3. Die südliche Abweichung des freien Falls, für die es bisher an einer Ursprungserklärung überhaupt gebrach, läßt sich auf die zwiefache Rotation des Erdkörpers zurückführen.

4. Für das ganze Gebiet des Erdmagnetismus, dessen letzte Ursachen bisher noch ein ebenso großes Rätsel waren, wie die der Schwere, eröffnet sich die Aussicht auf eine neue theoretische Grundlage, da die normalen erdmagnetischen Erscheinungen, die regelmäßige Tages- und Jahresvariation der erdmagnetischen Elemente jedenfalls aufs innigste mit der Innenrotation der Erde im Zusammenhang stehen.

Was aber der Birotationstheorie die beste Stütze gibt, ist folgendes. Durch sehr sorgfältige Berechnungen des vor vier Iahren verstorbenen amerikanischen Astronomen Neweomb ist ermittelt, daß im Ablauf von rund hundert Iahren die inneren Planeten Merkur, Venus und Mars, und auch der Mond um ein geringes am Himmel vorrücken. Man bezeichnet dieses Vorrücken als die säkulare Beschleunigung des Perihels der Planeten und als säkulare Akzeleration des Mondes: diese Himmelskörper stehen nach Ablauf von rund hundert Iahren nicht ganz genau da, wo sie bei strenger Gültigkeit des Newtonschen Gesetzes beobachtet werden sollten. Am bedeutendsten ist der Betrag der säkularen Perihelbeschleunigung für den sonnennächsten Planeten, für Merkur, sie beträgt nach Neweomb 41",25. Nun ergibt sich aus der Birotationstheorie die Notwendigkeit, das Massenverhältnis der Erde zur Sonne um einen gewissen Betrag zu verringern, nämlich um den Betrag, um den sich die dritte Potenz des Radius der Innenerde von der dritten Potenz des Radius der ganzen Erde unterscheidet. Führt man diese Rechnung aus, so erhält man eine Vergrößerung der sogenannten Sonnenkonstante, d. i. des Wertes für die Anziehungskraft der Sonne, wie er durch Gauß in die Astronomie eingeführt worden ist, und dieser Vergrößerung entspricht in der Tat das, was als säkulare Beschleunigung beobachtet wird. Für die Erde selbst nämlich berechnet sich die säkulare Beschleunigung aus der Birotationstheorie unmittelbar zu etwa 14" nach Ablauf eines Iahrhunderte, d. h. um den Betrag, der den Astronomen als säkulare Akzeleration des Mondes bekannt ist. Da der Mond in bezug auf die Sonne dieselbe Bahn zurücklegt wie die Erde, so fallen eben auch die säkularen Beschleunigungen für beide

Himmelskörper zusammen. Da ferner ein Umlauf des Planeten Merkur um die Sonne sich in rund viermal so kurzer Frist vollzieht, als ein Umlauf der Erde um die Sonne, so ergibt sich durch einfache Multiplikation eine säkulare Beschleunigung für Merkur von rund 44", ein Resultat, das sich von dem aus visuellen Beobachtungen gewonnenen (41",25) nur wenig unterscheidet, wobei zu berücksichtigen ist, daß Merkur zu der Zeit, wo es möglich ist ihn zu beobachten, sehr tief am Himmel steht, woraus sich sehr schwierige Beobachtungsbedingungen und demgemäß Fehlerquellen für die ganz genaue Bestimmung seiner Position ergeben.
Vom Standpunkt der Kant-Laplaceschen Kosmogonie aus erschien es bisher als ein unerklärbarer Widerspruch, daß einige Monde der großen Planeten eine rückläufige Bahn haben, daß sie also ihren Lauf um den Hauptplaneten nicht in der Richtung von dessen Rotation vollziehen, sondern im umgekehrten Sinne; nimmt man eine doppelte Rotation des Hauptplaneten an, so behebt sich dieser Widerspruch ohne weiteres: die äußeren Monde (denn nur bei diesen wird der rückläufige Umlauf beobachtet) wurden von der Masse des Hauptplaneten zuerst abgeschleudert, und zwar zu einer Zeit, da der Hauptplanet nur erst die ursprüngliche, der äußeren, jetzt beobachteten Rotation entgegengesetzt gerichtete Umdrehung hatte.
Überaus fruchtbar erweist sich die Birotationstheorie für die Erkenntnis der Konstitution der Sonne. Schon heute ist ja durch spektrographische Untersuchungen festgestellt, daß der Sonnenkörper nicht homogen ist, sondern daß er sich aus einer Folge von Schichten verschiedener Mächtigkeit und verschiedener Dichte zusammensetzt, und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir die sogenannte Chromosphäre mit der umkehrenden Schicht zusammen als das ansprechen, was bei den anderen Mitgliedern des Sonnensystems der äußeren rechtläufig rotierenden Schale entspricht, während die unter gewöhnlichen Umständen allein sichtbare Photosphäre der Sonne, der glühende Sonnenball selbst, den eigentlichen inneren Sonnenkern darstellt. Dann hat man auch ohne weiteres eine Erklärung für die viel zu wenig bei allen spekulativen Betrachtungen über die Natur der Sonne beachtete Tatsache des scharfen Sonnenrandes, Was aber mehr ist als alles dieses zusammengenommen: aus der Anwendung der Birotationstheorie auf die Sonne ergibt sich eine Erklärung für das alte und so viel erörterte Problem: wo denn die eigentliche Quelle für die Konstanz der Sonnenenergie zu suchen ist. Diese Quelle ist hiernach die konstante Rotation der Photosphäre, welche sich in einer der Bewegung der Sonnenflecke entgegengesetzten Richtung vollzieht. Daraus würde folgen, daß die Sonnenflecke selbst nicht der Photosphäre angehören.
Dies ist also die Birotationstheorie im großen Umriß. Sie leistet das, was man mit Recht als das Kriterium einer Grundwahrheit fordert: sie liefert mit einem Schlage eine dem Kausalgesetz genügende Erklärung, nicht für eine

einzeln stehende Tatsache, sondern für einen ganzen Schwarm von solchen, denen man bisher als unlösbaren Problemen gegenüberstand.

Das allgemeine Bild verlassend, kehren wir zur tellurischen Erscheinungsform der allgemeinen Schwere zurück, um zu prüfen, wie weit sich die Birotationstheorie mit uns vertrauten Vorgängen auf der Erdoberfläche vereinigen läßt. An und für sich und auf erstes Zusehen hin wirkt ja die Behauptung, die Erde habe eine zwiefache Rotation, auf jeden Menschen, der gewohnt ist, nur den unmittelbaren Augenschein sprechen zu lassen, wie ein unerwarteter Sturz, wie etwas, das der Engländer mit dem Namen Bluff zu belegen pflegt; aber schon die einfache Überlegung, daß viele Iahrhunderte vergehen mußten, ehe die Erkenntnis von der Richtigkeit dessen Gemeingut wurde, was wir heute unter der Tagesrotation unseres Planeten verstehen, von der Richtigkeit also jener durch Kopernikus wieder neugefundenen und zum System einer neuen Welterkenntnis ausgebildeten Tatsache, daß nicht der Himmel samt allen Gestirnen über uns sich um die Erde dreht, sondern daß die scheinbare tägliche Bewegung des Himmels aus der täglichen Umdrehung der Erde zu erklären ist, die Überlegung also, wie unendlich schwer es für den Menschen ist, die objektive Wahrheit und den subjektiven Augenschein auseinanderzuhalten und beide nicht ohne weiteres zu identifizieren, sollte auch der Beurteilung der Birotationstheorie gegenüber Platz greifen: auch heute noch widerstreitet die Kopernikanische Rotation der Erde so sehr dem unmittelbaren Augenschein, daß der Sprachgebrauch sich ihr überhaupt noch nicht gefügt hat und wohl auch niemals fügen wird. Unmittelbar sinnfällig wird die Kopernikanische Rotation erst beim Anschauen des Foueaultschen Pendelversuchs, während alle übrigen Beweise ihrer Richtigkeit von der Art sind, daß wir nur sagen können: wir schließen daraus auf das Vorhandensein der Tagesrotation unseres Planeten.

Inzwischen ist auch das Vorhandensein der inneren Rotation der Erde der erperimentellen Prüfung nicht unzugänglich, und zwar ist das Erperiment bereits vor mehr als 200 Iahren von keinem Geringeren als Christian Huyghens angestellt worden, allerdings ohne daß der große Niederländer die letzte und richtige Schlußfolgerung gezogen hätte.

Huyghens beschreibt den Versuch wie folgt: In ein mit Wasser gefülltes zylinderisches Gefäß von etwa 8—10 Zoll Durchmesser werden Siegellackbrocken geschüttet, die niedersinken, weil Siegellack spezifisch schwerer ist als Wasser. Über die Siegellackbrocken wird ein Wasserglas gestülpt, das ringsherum mit Zement befestigt wird, damit nichts aus dem Glase herausgeschleudert werden kann. Das ganze Gefäß wird mitten auf einen runden Tisch gestellt und der Tisch gedreht; man beobachtet dann, wie die Siegellackbrocken, die der Bewegung des ganzen Gefäßes besser folgen als das Wasser, sich am Rande sammeln, weil sie kräftiger vom Zentrum fortstreben als das Wasser. Dann wird der Tisch plötzlich angehalten: sofort sammelt sich die ganze Siegellackmasse im Zentrum.

In einem zweiten Versuch werden in einem zylindrischen Gefäß längs des Durchmessers drei Fäden so ausgespannt, daß sie eine Rinne bilden, innerhalb derer eine kleine Kugel auf der ganzen Länge des Durchmessers hin- und herrollen kann. Sobald man den in schnelle Umdrehung versetzten Tisch, worauf das Gefäß steht, anhält, bewegt sich die Kugel nach dem Zentrum. Bei diesem Versuch kommt es nicht darauf an, ob der Gegenstand ein vom Wasser verschiedenes spezifisches Gewicht hat: lediglich die Bewegung ruft diese Wirkung hervor.
Huyghens sah in diesem Versuch eine getreue Wiedergabe der Fallerscheinung. Man braucht das Huyghenssche Erperiment nur in Gedanken zu erweitern, so wird man genau das haben, was hier als Wirkung der doppelten Rotation der Erde hingestellt wird: man setze in Gedanken statt des momentanen Impulses, der in dem plötzlichen Anhalten des rotierenden Gefäßes besteht, eine unendliche Reihe von Impulsen, also dauernde Gegenbewegung gegen die Rotation des Gefäßes, so wird die bei Huyghens nur als Anstoß zur Erscheinung kommende Kraft eine konstante Kraft sein, d. h. man wird ein wirkliches Abbild dessen haben, was nach der Birotationstheorie unter dem Fallvorgang zu verstehen ist. Man kann aber noch weiter gehen und einen Apparat wie folgt konstruieren: zwei Holzscheiben, jede von etwa einem halben Meter Durchmesser und etwa 2 Zentimeter Stärke, rotieren derart jede um ihre vertikal gerichtete Are, daß die Scheiben einander bis auf etwa 20 Zentimeter nahe sind. In der oberen Scheibe befindet sich nahe dem Rande eine runde Öffnung mit glattem Innenrand, in die eine kleine silberne Hohlkngel so hineinpaßt, daß sie in erwärmtem Zustande, d. h. wenn ihr Volnmen vergrößert ist, nicht auf die untere Scheibe hindurchfällt, wohl aber, wenn sie sich wieder abgekühlt hat. Beide Scheiben werden in entgegengerichtete Rotation versetzt. Sobald die Kugel sich genügend abgekühlt hat, fällt sie durch die Öffnung nnd unterliegt von dem Augenblicke an, da sie die untere Scheibe berührt, zwei Kräften, oder besser zwei Bewegunasbestrebungen: infolge der Trägheit strebt sie, die Rotationsbewegung der oberen Scheibe fortzusetzen, sie wird aber zugleich von der entgegengesetzt gerichteten Rotation der unteren Scheibe ergriffen, und die Wirkung ist, daß sie nach dem Mittelpunkt der unteren Scheibe hinschießt. Sie wird also scheinbar von dem Mittelpunkt „angezogen". Voraussetzung für das Gelingen des Erperiments ist, daß die beiden Scheiben nicht genau parallel, sondern um einen geringen Winkel gegeneinander geneigt sind; man ordnet also zweckmäßig die Achse der unteren Scheibe genan senkrecht, die der oberen etwas geneigt an. Dieselbe Wirkung tritt aber auch ein, wenn man die Geschwindigkeit zweier paralleler und entgegengerichtet rotierender Scheiben verschieden anordnet, also entweder die obere etwas schneller als die untere, oder umgekehrt rotieren läßt. In jedem Falle erfolgt die Bewegung der durch das Loch der oberen Scheibe gefallenen Kugel auf der Diagonale eines Kräfteparallelogramms.
Für die Entstehungsgeschichte der Erde gibt die Birotationstheorie folgendes

nach Maßgabe der Kant-Laplaceschen Theorie an die Hand. Zu jener unendlich fern zurückliegenden Zeit, da die oberen Planeten von Neptun bis einschließlich Mars sich von dem rotierenden Urball schon abgelöst hatten, rotierte die ganze Masse des Stoffes, aus der später die Erde sich formte, als Ring um die Sonne. Der Ring ballte sich im Ablauf weiterer unabsehbarer Fristen zu einer Kugel mit einheitlicher von Osten nach Westen gerichteter Rotation, deren Achse senkrecht auf der Äquatorebene des verbleibenden Restes des Urballs stand. Auf jener Ur-erde von denkbar höchster Temperatur bildeten sich infolge von Abkühlung im Laufe von Epochen, deren Dauer zu erfassen über das menschliche Vorstellungsvermögen hinausgeht, die ersten Anfänge einer festen Rinde, die zu Beginn ihrer Entstehung zwar noch der ursprünglich einzigen von Ost nach West gerichteten Rotation folgten, im Laufe weiterer Entwickelung aber sich verzögerten und für einen außerhalb der Erdsphäre befindlichen Beobachter das Bild einer Eigenbewegung angenommen hätten. Mit zunehmender Abkühlung nahm auch die Verzögerung dieser festgewordenen Teile der Kugeloberfläche immer mehr zu, und es muß in der Entwickelungsgeschichte unserer Erde einen Zeitpunkt gegeben haben, wo eine Bewegung der erkaltenden Rinde überhaupt nicht stattfand. Von diesem Zeit-punkt ab jedoch schlug die Eigenbewegung der Erdoberfläche nach und nach in eine der Urrotation entgegengerichtete Bewegung über: es entstand das, was wir heute als die Tagesrotation unseres Planeten, als Kopernikanische Rotation kennen, oder vielmehr: diese Tagesrotation begann zu entstehen, denn eine weitere Frist von unermeßlich langer Dauer war erforderlich, bis alle diese Vorgänge sich entwickeln konnten.

Beachtet man, welch gewaltiges Maß von Vorstellungskraft dazu gehört, um die Entwicklungsepochen des animalischen und Planzenlebens auf der Erde im Sinne der Darwinschen Theorie auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen mit den uns geläufigen Maßstäben eigenen zeitlichen Erlebens, so kann man ungefähr ermessen, mit welch gewaltigeren Zeitfristen zu rechnen wäre, wollte man sich unterfangen, ein Bild der Erdentstehung zu entwerfen, das auch nur an-nähernd der Wahrheit nahe käme. Nun bedeutet aber zweifellos die Zeit, die die Entstehung und Entwicklung des animalischen und pflanzlichen Lebens auf der Erde umfaßt, im Rahmen der Gesamtentwicklung unseres Planeten nur eine verschwindend kleine Spanne; wievielmehr sehen wir uns von jeder Möglichkeit verlassen, für das Begreifen der kosmischen Erdentstehung, für jene Millionen von Iahrtausenden überspannenden Epochen einen richtigen, oder auch nur an-nähernd richtigen Maßstab anzulegen! Immerhin ist es möglich, sich nach Ana-logien umzusehen, zu prüfen, ob es nicht im Rahmen kleinerer Verhältnisse Vor-, gänge gibt, die dem einigermaßen entsprechen, was hier über die Entstehung der Tagesrotation als einer Reakricnsbewegung gegen die Rotation des Erdinnern vermutet wird. Die Bildung der Passatwinde und der äquatorialen Meeres-strömungen an der Erdoberfläche scheint in der Tat eine solche Analogie zu sein.

Die Passatwinde und die äquatorialen Meeresströmungen sind nach der übereinstimmenden Ansicht der Geophysiker Vorgänge, die unmittelbar als Reaktionsbewegung gegen die Tagesrotation der Erde zu verstehen sind. Sie würden vollkommen regelmäßig und konstant verlaufen und somit eine noch treffendere Analogie bieten, wenn nicht sekundäre Umstände, wie die Beeinflussung durch die Küstenbildung, das Zuströmen kühlerer Luftschichten von den Polen her und anderes, Störungen des konstanten Verlaufes verursachten.

Noch auf lange Zeit hinaus, nachdem die äußere Rinde der Erde und mit ihr die Kopernikanische Rotation schon fertig war, vollzog diese Rotation sich um eine Achse, die mit der Achse der inneren und ursprünglichen Rotation zusammenfiel. Es bedurfte einer unabsehbaren weiteren Entwicklung, und es bedurfte erst der Abschleuderung der Masse, woraus sich der Mond gebildet hat, bis sich die Achse der äußern Rotation zu verlegen begann und bis sie schließlich die Lage zur Ekliptik einnahm, die ihr heute eigentümlich ist. Bei den Himmelskörpern, die infolge ihrer größeren Abmessungen in noch viel größeren Zeitepochen ihre Entwickelung vollziehen als die Erde, also bei den Planeten von Iupiter an bis Neptun, und auch bei der Sonne, werden wir somit von vornherein vermuten müssen, daß der von den beiden Achsen eingeschlossene Winkel heute noch ein sehr viel geringerer ist als bei der Erde und den anderen sonnennahen Planeten.

Berechnungen auf Grund der Birotationstheorie haben in der Tat dieses Ergebnis; es beträgt nämlich der Achsenwinkel bei Iupiter nur 3'34", bei Saturn 1'21", bei Uranus 1'8", bei Neptun 7', beim Zentralgestirn selbst nur 36". (1^3 »in — 5,8655829 —10.) Bei den sonnennahen Planeten dagegen ist dieser Winkel: für Mars 13' 26' 16", Erde 14° 25' 20", Venus 11° 10' 40", Merkur 13° 28' 40", beim Monde 19° 25' 8". Durch den amerikanischen Astronomen Hale von der kalifornischen Sternwarte auf dem Mount Wilson ist nun soeben ermittelt worden, daß der magnetische Pol der Sonne dicht beim heliographischen Pol liegt; es ist also die Vermutung begründet, daß der magnetische Pol der Sonne mit dem Pol der Photosphäre zusammenfällt, ebenso wie die Entfernung 14° 25' 20" vom geographischen Pol der Erde der Lage des erdmagnetischen Nordpols entsprechen würde. Indessen sind das alles Bettachtungen, die im Rahmen der Birotationstheorie verlockend, aber keineswegs beweiskräftig sind, sie sollen hier auch nur als Andeutungen mit allem Vorbehalt späterer Korrektur vorgebracht sein.

Was am meisten zugunsten der Birotationstheorie einnehmen muß, ist der Umstand, daß zufolge dieser Theorie die mathematische Form des Gravitationsgesetzes, wie sie der unsterbliche Newton aufstellte, sich nur um ein geringes ändert. Schreibt man nämlich das Gesetz, wie es Newton aufstellte in der Form
- - cou»t. und bezieht es auf die Schwerkraft der Erde, so nimmt es unter der Birotationstheorie die Form an: ^ -- coust., wenn p der Radius

der inneren Erdkugel ist. Für die Erde aber unterscheidet sich der Wert von p unter 45° Breite von dem für r nur um rund 1/93, d. i. um das Maß der Mächtigkeit der festen Lithosphäre oder Erdrinde. Es ist nun leicht nachzuweisen, daß auch die Gleichung gilt -— — eon»t., worin I> die Mächtigkeit (Dicke) der äußeren Hülle allgemein jedes Planeten, des Mondes und der Sonne bedeutet; dann ist auch — — eon»t., und es ergeben sich folgende Werte für in Metern:

Merkur
Venus
Erde
Mars Iupiter Saturn
25 077
«5 335
«6 872
35 791 694 893 545 269
Uranus
Neptun
Sonne Mond
270 390
284 212
7 409 478*) 17 764

Den Berechnungen sind die Elemente der Planeten nach Newcomb, bei Merkur die Angabe Sees zugrunde gelegt.

Am Schluß wäre noch die Frage zu erörtern, wie es im Rahmen der Birotationstheorie zu erklären sei, daß ein der Bewegung des freien Falls unterliegender Körper nicht von der äußeren Rotation allein, sondern von beiden Rotationen ergriffen wird und demzufolge den Weg einschlägt, der uns aus der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung des täglichen Lebens vertraut ist. An die Beantwortung dieser Frage könnten wir nicht herantreten, ohne in die Abgründe der Metaphysik zu geraten. Die letzten Zusammenhänge (vielleicht nicht einmal die letzten!) im Kosmos müssen wir in der Welt der Atome suchen, und wir mögen dann annehmen, daß in jedem Atom vom Anbeginn der Weltentstehung an oder, wenn wir uns lediglich an die Erscheinungen der uns unmittelbar gegebenen Sinnenwelt im Bereiche des Planeten Erde halten, vom Anbeginn der Erdentstehung an, jener Trieb der ostwestlichen Rotation für ewige Dauer sich erhalten habe. Eine solche Annahme würde dem physikalischen Grundgesetz der Erhaltung der Energie genügen; ebenso aber müßte auch postuliert werden, daß jedem Atom vom Anbeginn der Entstehung der Erdrinde an der Trieb zur westöstlichen Rotation immanent sei. Indem dann die Körper als Komplere von Atomen beiden Triebrichtungen unterliegen, erfolgt ihre Bewegung, sobald sie freigelassen werden, unter den Bedingungen des Kräfteparallelogramms. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben müssen, auch in diesem Punkte volle Klarheit zu schaffen.

') Die Mächtigkeit oder Dicke der Chromosphlire berechnet Pringsheim (Physik der Sonne p. 172) in Übereinstimmung hiermit auf 7<XX) bis 11 <XX) Kilometer.

Bernhard Rawitz:

Religionsphilosophische Betrachtungen.

Der bekannte französische Staatsmann Guizot hat in seinem an Geist und Irrtum reichen Werke: „51<Wtatioll8 8,ir lil reli^ion elir6tienue" (Paris 1868) die Behauptung aufgestellt, daß Buddhismus und Mohammedanismus verfallende Religionen seien, während davon beim Christentum im Hinblick auf seine historische Entwicklung nicht gesprochen werden könne. Hiergegen ist zu bemerken, daß Buchreligionen wie die genannten — um den treffenden Ausdruck von Karl Beth (Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig 1913) zu gebrauchen —, überhaupt nicht „verfallen" können. D. h. sie können niemals vollständig zugrunde gehen, wohl aber können sie Zeiten der Schwäche, der mangelnden Wirkung, des schwindenden Einflusses zeigen. Als eine Zeit der Schwäche einer Religion ist eine solche zu betrachten, in welcher ihr Glaubensinhalt dem gesamten Denken uud Anschauen ihrer Bekenner nicht mehr konform ist, sodaß infolge davon die Religion ihre Anziehungskraft auf die sie bekennenden Menschen verloren, ihre Werbekraft auf solche, die ihr noch nicht anhängen, eingebüßt hat. Es wird sich dieser sinkende Einfluß einer Religion nach außen hin dadurch bemerkbar machen, daß allgemein Klagen über zunehmende Religionslosigkeit ertönen und daß die Hierarchie zur Aufrechterhaltung ihrer eigenen Herrschaft sowie der der Religion gewaltige Anstrengungen macht. Ist derartig der Begriff „Schwäche einer Religion" aufzufassen, dann trifft Guizots Bemerkung sicherlich nicht auf den Mohammedanismus zu. (Den Buddhismus, der jenseits des Bereiches der europäischen Kulturgemeinschaft gelegen ist, lasse ich außer Betracht.) Denn niemals, weder zu Guizots Zeit noch in der Gegenwart, zeigte und zeigt sich bei den Anhängern des Islam ein Nachlassen der Gläubigkeit und der religiösen Begeisterung, immer und allenthalben hat der Islam bei den Völkern des Orients seine Anziehnngskraft behalten. Man muß den Guizotschen Satz geradezu umkehren, wenn man die Wahrheit haben will. Das Christentum, die Religion der großen Kulturvölker, vielmehr zeigte und zeigt dem Betrachter, welcher die Dinge so sieht, wie sie sind, vielfach, im Sinne obiger Definition, die Spuren der Schwäche. Denn die Klagen über vorhandene und zunehmende Religionslosigkeit sind schon vor Iahrhunderten erschollen und werden immer wieder von neuem erhoben. Und die Werbekraft des christlichen Gedankens — es wäre Vogel-Strauß-Politik sich dies zu verhehlen — hat nachgelassen. Mit Fug und Recht hat einmal im Deutschen Reichstage ein geistreicher Parlamentarier darauf hingewiesen, daß bei den Eingeborenen der Tropenländer der Islam fünf sichere Konvertiten macht, wo das Christentum kaum eiuen unsicheren erwirbt.

Religionsphilosophische Betrachtungen Bernhard Rawitz

Es hat nicht bloß historisches, sondern mehr noch religionsphilosophischrs und politisches Interesse, die christlichen Klagen über zunehmende Religionslosigkeit, wie sie in verschiedenen Epochen der Entwicklung der europäischen Menschheit erhoben wurden, sich näher anzusehen. Denn es dürfte eine solche Betrachtung der richtige Ausgangspunkt für den Versuch, eine Besserung herbeizuführen, und für das Gelingen eines solchen Versuches sein.

Der hochbedeutende Kulturhistoriker der Renaissanee, Burckhardt, zeigt, wie geradezu verhaßt den führenden Persönlichkeiten der Renaissanee die christliche Kirche geworden war. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, dieser integrierende Bestandteil der christlichen Religion — der nebenbei bemerkt den Glauben an ein jüngstes Gericht zum Korrelat hat —, welcher so viele Menschen in dem Iammer und der Not des Lebens zu trösten vermag, wurde absichtlich fallen gelassen, weil die Menschen jener Zeit innerlich nichts mehr der Kirche verdanken wollten. Das subjektive und darum stets schwankende Verhältnis des Einzelnen zum Religionsinhalt war von einer grenzenlosen Verachtung der Religionsträger begleitet. Die gebildeten Italiener der Renaissanee, also die Führer des Volkes, empfanden den dauernden Widerspruch zwischen dem christlichen Prinzip und dessen äußerer Darstellung als eine unerträgliche Last und hatten daher in Zorn und Verachtung der Kirche den Rücken gekehrt.

In seiner trefflichen Geschichte der Universität Berlin führt Mar Lenz die Tatsache an, daß am Anfange des 19. Iahrhunderts allgemein über zunehmende Religionslosigkeit geklagt wurde. Und in der Gegenwart, in den ersten Dezennien des 20. Iahrhunderts, ertönt dieselbe Klage von neuem. Nicht nur die Evangelischen stimmen sie an, sondern, was von größter Bedeutung ist, auch aus dem katholischen Lager, wo die religiösen Machtmittel viel ausgedehnter sind als in dem der Evangelischen, schallt es vernehmlich: die Religionslosigkeit, die religiöse Gleichgültigkeit nehmen in erschreckender Weise zu. Und zwar handelt es sich hierbei nicht allein um Klagen darüber, daß die Menschen in immer wachsender Zahl sich von der Religionsform, d. h. von der Kirche, abwenden, sondern daß in demselben Maße der Religionsinhalt geleugnet, verspottet, verachtet wird.

Aber welch ein Unterschied zeigt sich in der Areligiosität, wenn man die drei als Beispiele angeführten Epochen miteinander vergleicht.

Im Zeitalter der italienischen Renaissance waren es, wie bemerkt, die Gebildeten und Vornehmen, welche von der Kirche sich abgewandt hatten. Die grenzenlose Unsittlichkeit des niederen und höheren Klerus, die weltlichen, mit den geistlichen Pflichten in unlösbarem Widerspruche stehenden Aspirationen der Päpste, die von diesen ausgehende und begünstigte Schand- und Mißwirtschaft ihrer Nepoten: kurz, die völlige sittliche Verlotterung derjenigen Persönlichkeiten und Einrichtungen, welche die Träger und Verkünder der religiösen Heilswahrheilen waren, der schreiende Widerspruch zwischen Würde des Amtes und Un-

würdigkeit des Beamteten — man lese gerade hierfür Burckhardts „Kultur der Renaissance" —, das alles hatte die Kirche, d. h. die Religions form oder, wenn man lieber will, die Religionsausübung bei denen in Mißkredit gebracht, welche beobachten und urteilen konnten. Aber freilich nur die Religionsausübung, nicht den Religions inhalt. Denn auch die größten Verächter der Kirche waren innerlich gläubige Menschen geblieben, welche festhielten an dem, was damals das Wesen des Christentums ausmachte. Und — das ist das Charakteristische — nur die führenden Persönlichkeiten waren antikirchlich ge-. sinnt. Die große Masse der Menschen, alle die Mühseligen und Beladenen, hielten fest am Glauben und an der Glaubensform, nahmen an der sittlichen Unwürdigkeil der Glaubensverkünder kaum Anstoß.

Anders sah die beklagte Religionslosigkeit am Anfange des 19. Iahrhunderts aus. Von einer Abneigung gegen die Verkünder des Glaubensinhalts, gegen den Klerus, war weder bei Evangelischen noch bei Katholischen die Rede. Abgesehen von jenen allgemein menschlichen Schwächen, denen wir alle mehr oder weniger unterliegen und welche dem geistlichen Stande als Ganzem als besonders schweres Verbrechen anzurechnen widerlicher Pharisäismus wäre, ließ sich gegen die persönliche Würdigkeit der mit dem geistlichen Amte Bekleideten nichts einwenden. Die Reformation hatte auch hier gründlich reformiert. Wohl aber zeigte sich eine sehr erhebliche Lässigkeit und Gleichgültigkeit gegen den Religionsinhalt. Aufklärung und Rationalismus hatten in ganz beträchtlichem Grade an jenen Grunddogmen gerüttelt, auf welchen christliche Religion und Kirche beruhen. Mit dem Lächeln der Auguren betrachtete man die einzelnen religiösen Lehren, sah man auf die Formen der Religionsübung herab. Von der Wahrheit des Religionsinhalts waren gewisse Kreise der Bevölkerung ebensowenig überzeugt, wie von der Notwendigkeit der einzelnen kirchlichen Institutionen. Und nicht bloß sogenannte Liberale — denn einen Liberalismus im Sinne der Gegenwart gab es damals noch nicht — sondern auch „Erzreaktionäre", und diese vielleicht am meisten (vergl. hierzu: Lenz, Geschichte der Universität Berlin), waren von Aufklärungsideen und rationalistischen Zweifeln erfüllt.

Das ist ein großer Unterschied gegenüber dem Zeitalter der Renaissanee. Damals Glaube an den Inhalt der Religion und Haß gegen die Verkünder dieses Inhalts; dieses Mal Achtung vor den Verkündern und wenn auch kein Haß, so doch großer Zweifel an der Wahrheit des Inhalts. Und hinwiederum gemeinsam ist beiden Epochen, daß die Areligiosität nur bei den Gebildeten, den Führenden sich zeigte. Denn die Masse des Volkes war am Anfang des 19. Iahrhunderts genau so religiös und kirchengläubig wie im Quattroeento und im Cinquecento. Ia vielleicht war diese Gläubigfeit in der Neuzeit eine vertiefte«, innigere, als im Mittelalter.

Sehen wir uns die Gegenwart an, so dürfen wir nicht verkennen, daß am Beginn des 20. Iahrhunderts das Bild ein wesentlich anderes, zugleich

viel ernsteres ist, als während der beiden vorher erwähnten Epochen. Denn nicht die Führenden sind jetzt die Zweifler und Ungläubigen. Sie halten fest an Inhalt und Form oder zeigen eine, ich möchte sagen, stille Indifferenz. D. h. sie beobachten die kirchlichen Formalitäten, ohne sich um deren Notwendigkeit und Berechtigung sowie um die Wahrheit des Glaubens viel zu kümmern. Sie sind religiös und kirchlich, weil sie durch Tradition und staatliche Zugehörigkeit Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft sind. Oder sie machen sich persönlich ihre Religion zurecht, die weder mit der Vibel noch mit der Tradition übereinstimmt. Ungläubig dagegen ist die große Masse der Mühseligen und Beladenen, zweifelsüchtig ist ein Teil der Gebildeten, d. h. jener Persönlichkeiten, welche die geistigen Errungenschaften der eigenen und der vergangenen Zeiten sich zu eigen gemacht haben und die nicht zu den stillen Indifferenten gehören. Diese suchen Mittel und Wege, aus dem Zweifel herauszukommen. Sie wenden sich an fossilisierte Philosopheme, wie z. B. das des trefflichen Giordano Bruno, um in einem naturwissenschaftlich modifizierten Pantheismus ihr Heil zu suchen und vielleicht auch zu finden. Oder sie bekennen sich zu einem Monismus, der restlos diese Welt des Seins erklären soll. Dieser Monismus, nur scheinbar atheistisch, enthält unausgesprochen jedoch deutlich in sich die Sehnsucht nach einer metaphysischen, d. h. religiösen Erklärung der Welt. Iene, die Mühseligen und Beladenen, machen dagegen radikale Arbeit. Sie verwerfen Form und Inhalt der Religion, verspotten und verachten jedes nur irgendwie religiös aussehende Motiv und bekennen sich zu einem Materialismus und Atheismus, der nichts mit einer mechanistischen Weltanschauung zu tun hat, wie sie auf naturwissenschaftlicher Grundlage sich gewinnen läßt. Es ist der Materialismus und Atheismus der geistigen Roheit, welcher die Massen erfüllt. Und nicht nur der Städter ist heutzutage trotz eucharistischer Kongresse, trotz Iünglings- und Iungfrauenvereinen, trotz christlicher Arbeitergenossenschaften, trotz Bet- und Singstunden usw., völlig areligiös. Auch in den Köpfen der Landleute — gerade die Einsichtigsten heben dies hervor -— beginnen sich Zweifel und Unglauben zu regen: Zweifel, ob die Kirche wirklich das hält, was sie ihnen täglich verspricht; Unglauben, ob in der Tat ein gütiger Gott ihr hartes, entbehrungsreiches Dasein gewollt hat.

So zeigt uns diese kurze Betrachtung eine ganz gewaltige Steigerung hinsichtlich der Religionslosigkeit. Der im Mittelalter auf kleine Kreise beschränkte Widerwille gegen die Träger der Religionsform steigerte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem ebenfalls nur auf kleine Kreise beschränkten Zweifel an den Religionswahrheiten, um endlich in der Gegenwart in einer Leugnung des Religionsinhaltes durch die großen Massen zu kulminieren.

Woher kommt das? Warum hat die Religion heutigen Tages ihre Anziehungskraft gerade auf die Ärmsten der Armen verloren? Ist wirklich, wie vielfach behauptet wird, die Naturwissenschaft mit ihren Ionen, mit Deszendenz,

mit geologischen Epochen von ungeheuerer Dauer allein schuld? Hat nur sie die Welt entgöttert? Oder gibt es noch andere Motive, durch welche den Menschen die Religion entfremdet wird?

Es ist ein durchaus richtiger Gedanke, den ein preußischer Soldat, Oberst Graf Jork von Wartenburg, in seinem interessanten Buche „Weltgeschichte in Umrissen" ausspricht: „. . . . so gewaltig auch die geschichtliche Wirkung des Christentums für die Menschheit geworden ist, die menschliche Natur selber hat es zu ändern nicht vermocht". Denn alles, was Religion und Kultur geschaffen haben, es ist nur ein dünner Firnis, der sehr leicht abfällt; die selbstsüchtige Bestie „Mensch" kommt dann in aller Ursprünglichkeit zum Vorschein. Man lasse, so hat schon Iohannes Scherr gesagt, Strafjustiz und Polizei aus unserem Leben, in welchem wir es ja so herrlich weit gebracht, verschwinden und mit Schaudern wird man trotz Religion und Kirche die Orgien der Bestialität sich entfalten sehen. Es ist kein Zweifel: für die große Masse der Kulturmenschen besitzt die herrschende Religion keine Anziehungskraft mehr; sie hat ihre Werbekraft eingebüßt, da sie die Verlorenen nicht wiedergewinnen kann. Die Menschen haben, um mit F e u erb a ch zu reden, den Geschmack an der Religion verloren, und es scheint kaum eine Möglichkeit zu geben, sie ihnen wieder schmackhaft zu machen.

Zum Teil rührt diese Tatsache daher, daß Glaubensinhalt und Glaubensform sich nicht mehr decken mit dem allgemeinen und speziellen Wissen der Gegenwart. Die wissenschaftliche Einsicht in die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit alles natürlichen Geschehens, welche Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit jede ertra- und supranaturale Einwirkung ausschließen, hat eine anscheinend unüberbrückbare Kluft zwischen Wissen und Bibellehre dargetan. Und es ist wirklich ein logischer Salto mortale nötig, wenn bedeutende Naturforscher sich als streng Bibelgläubige bekennen, d. h. als Leute, welche die Worte der Bibel wörtlich glauben. Diesen Salto mortale machen die Gebildeten der Gegenwart und die stillen Indifferenten nicht mit. Die große Masse der Menschen jedoch, die nur eine sehr geringe oder gar keine naturwissenschaftliche Einsicht besitzt, sie ist durch ein anderes Motiv der Religion gründlich entfremdet worden. Die grenzenlose Überschätzung der Bedeutung des Wirtschaftslebens ist schuld nicht nur an dem Schwinden der Religiosität, sondern, und dies ist eine untrennbar damit verbundene Tatsache, an dem sichtlichen Niedergange unserer gesamten Kultur.

In einem interessanten Essay „Das geographische Bild der Menschheit" hat bereits vor vielen Iahren Ratzel einen ähnlichen Gedanken folgendermaßen ausgesprochen: „So einflußreich also auch der wirtschaftliche Zustand der Völker in ihrem gesamten Kulturwesen sich zeigt, so wenig ist doch das Übergewicht zu billigen, welches demselben in der Ziehung der Grenzlinien zwischen den Kultur-

stufen eingeräumt wird." Ich habe den ganzen Gedanken des genialen Geographen und Ethnologen hierher gesetzt. Ratzel weist mit einwandfreier Deutlichkeit die Albernheit der üblichen Einteilung der Kulturstufen in Iäyer, Hirten usw. nach und zeigt damit, wie töricht es ist, lediglich die Formen des Nahrungserwerbs als historische Grenzen zu betrachten. Es lehrt aber dieser Gedanke zugleich implizite, wie falsch es überhaupt ist, lediglich wirtschaftliche Gesichtspunkte, sogenannte „materialistische Geschichtsauffassungen" ü, I», Marr und Konsorten, im Nölkerleben als bestimmende zu betrachten. Und als bestimmend für das Leben der Gegenwart ist das wirtschaftliche Problem anzusehen, dessen Vorherrschaft, wie vorhin behauptet wurde, das Schwinden der religiösen Stimmung in den großen Massen bedingt. Das aber ist darum bedauerlich, weil nicht verkannt werden darf, daß die Menschheit stets ein metaphysisches Bedürfnis haben wird, um mit sich und der umgebenden Welt ins reine zu kommen. Und die Religion ist nach Schopenhauer eine Form der Befriedigung dieses Bedürfnisses.

Aber wenn immer und allenthalben — in Parlamenten und in Zeitungen, in Romanen und in den bildenden Künsten — die Befriedigung der eingebildeten oder wirklichen wirtschaftlichen Bedürfnisse als das politische und sittliche Ideal der Gegenwart hingestellt, wenn das bißchen Nahrungserwerb als das Wesentliche des Kampfes ums Dasein betrachtet wird (vergl. mein Buch: „Urgeschichte, Geschichte und Politik"), wenn die blöde Redensart vom Ausleben der eigenen Persönlichkeit, wenn also, wie ich es an anderer Stelle genannt habe (vergl. meine Abhandlung: „Der Mensch". In: „Bibliothek für Philosophie" Nr. III. Herausgegeben von Ludwig Stein), das autozentrische Prinzip als die Quintessenz unseres Wollens und Müssens, als der wahre, eigentliche und einzige Lebenszweck ausposaunt wird, dann ist es kein Wunder, wenn in der Masse, welcher logisches Denken heute genau so fern liegt wie zu jeder früheren Zeit, keine anderen Ideen mehr vorhanden sind als gut Essen und Trinken und möglichst wenig Arbeiten. Die in der modernen Arbeiterbewegung nach Befreiung ringenden sittlichen Kräfte sind durch die maßlose Überschätzung des Wirtschaftslebens in eine falsche Bahn gelenkt worden. Daher die grauenhafte Genußsucht, die sich allenthalben breit macht und die nichts zu tun hat mit wahrer Behaglichkeit und wahrem Lebensgenuß, daher die vollkommene Ideenlosigkeit unserer Zeit in allen Künsten und Gewerben, daher die zunehmende Verrohung unserer Sitten, daher mit einem Worte der Niedergang unserer gesamten Kultur und daher auch bei der großen Masse der Menschen der Niedergang der Religiosität.

Und wie die materielle Richtung unseres öffentlichen Lebens schuld ist an den unerfreulichen Zuständen, die jeder beklagt und für welche doch keiner das Heilmittel weiß, so ist am geistigen Niedergang und am sittlichen Defekte unserer Zeit schuld der transzendentale Idealismus mit seinen Konsequenzen, dem Pessi-

mismus und Quietismus (vergl. meine zitierte Abhandlung: „Der Mensch").
Tief bedauerlich ist dieser Zustand, weil das Leben allen inneren Halt verloren hat. Die alten Ideale sind geschwunden und neue noch nicht an ihre Stelle getreten. Wohl ertönt von allen Seiten der Ruf: dem Volke muß die Religion erhalten werden, das Volk muß zur Religion zurückkehren. Aber wie die Rückkehr ermöglicht werden soll, wie die Religion zu erhalten, wie sie dem modernen Menschen bezw. seinem Wissen und Können anzupassen sei, darüber gehen die Meinungen beträchtlich auseinander. Die, welche für sich mit der Religion abgeschlossen haben, welche, gleichgültig von welcher Basis aus, allen Religionsinhalt für töricht oder falsch erklären, sie denken hierin vielleicht wie Montesquieu: „es <zui pkralt rickicule aux »aße», e»t u6ce»slür« pour le» sots" und wünschen die Massen der unveränderten Kirche wieder zuzuführen. Andere suchen, wie gesagt, in einem naturwissenschaftlich angehauchten Pantheismus Befriedigung ihres metaphysischen Bedürfnisses. Aber sie bedenken und erkennen nicht, daß für die Masse der Menschen der Pantheismus stets eine Unverständlichkeit war und auch immer bleiben wird. Ia daß er sehr leicht in einen Polytheismus und Totemismus ausarten kann. Die Monisten suchen den Religionsinhalt in Beziehungen zu bringen zu den Tatsachen des natürlichen Geschehens, wie sie von der Wissenschaft einwandfrei festgestellt sind. Sie kommen so zu einer naturwissenschaftlichen Ethik, vergessen dabei aber zweierlei. Erstens ist durch Moralpredigen noch niemals ein Mensch, geschweige denn die Menschheit gebessert oder religiös gemacht worden. Und zweitens vergessen oder verkennen sie, wie wohl auch die meisten Menschen, daß Religion und Sittlichkeit nicht ursprünglich miteinander zusammenhängen, daß auch nicht die Sittlichkeit auf der Religion beruht oder aus ihr entstanden ist. Beide Motivationen des Menschendaseins haben vielmehr verschiedenen Ursprung und ihre Vereinigung ist eine erst spät erfolgte. Soll es doch Religionen geben, wie die des Confutse, welche keine Ethik enthalten. So müssen die Bestrebungen der Monisten, dem menschlichen Dasein wieder einen religiösen Inhalt zu geben, so ehrlich sie gemeint sind, fruchtlos bleiben, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, das Wesen des alten Glaubens mit dem Kern des neuen Wissens zu versöhnen. Und daß die Klerisei aller Bekenntnisse, welche starr am Überlieferten festhält und darum alle Abweichung davon, also alles, was die moderne Wissenschaft geleistet hat, in Grund und Boden verdammt, daß die Klerisei, sage ich, nur durch die Rechtsanschauungen der Zeit gehindert wird, mit Feuer und Schwert die Ungläubigen zu vertilgen, um so die Massen der Religion wieder zuzuführen, bedarf keines Beweises. Ebenso wie es keines Beweises bedarf, daß dieses Verdammen, diese starrköpfige Orthodorie die Massen der Religion und der Kirche nur noch mehr entfremdet, als dies ohnehin schon der Fall.
Es ist nicht meine Absicht, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, ob und eventuell wie aus diesem Dilemma herauszukommen ist. Was ich wollte, war, das Problem,

welches die Areligiosität der Gegenwart dem Denker und Politiker darbietet, in einer neuen Beleuchtung zu zeigen. Darauf aufmerksam machen wollte ich, daß diejenigen Bestrebungen, auf welche sich unsere Zeit so außerordentlich viel einbildet, derenwegen sie sich in Selbstlob gar nicht genug tun kann, die soziologischen nämlich, bereits zu einer recht bedenklichen — ich will es milde ausdrücken — geistigen Verarmung der Menschheit geführt haben und zu einem allgemeinen kulturellen Niedergange führen müssen, wenn es nicht gelingen sollte, neue geistige Ideale den praktischen Bestrebungen entgegenzustellen.

H. Prehn-v. Dewitz:

Wahrheit und Dichtung in Schillers „Don Carlos".

Die Liebe des jungen Don Carlos zu seiner liebreizenden Mutter Elisabeth v. Valois ist das vornehmste treibende Moment des Schillerschen Dramas. Ihr entspringt die Handlung, durch sie und in ihrer Folge entstehen die Verwickelungen und sie auch führt endlich zur Lösung, zum tragischen Schluß. Das Motiv ist nicht dem schöpferischen Geist des Dichters entsprungen — wir wissen es. Brantüme, Aubign^, Turquet und zuletzt St.-Rsal, der sich geschichtsschreibend gebärdende savoyardische Erzähler, haben dieser Liebe bereits Erwähnung getan, und noch vor Schiller hat der Marquis von Ximenes sie in einer Tragödie „Don Carlos" verherrlicht. Aus Memoiren zeitgenössischer Chronisten über Romanschreiber und Dichter ist das Thema ins Schillersche Drama gekommen. Fast vier Iahrhunderte lang hat es in der historischen, in der schöngeistigen Weltliteratur einen hervorragenden Platz eingenommen und wir fragen uns noch jetzt, ist das Liebesverhältnis zwischen Don Carlos und Elisabeth, wie Schiller es uns zuletzt gezeigt hat, geschichtlich? In den Einzelzügen, wie der Dichter sie uns nach St.-Rsals Werk gibt, darf man wohl sagen — keinesfalls. Doch im Ganzen wiederum hat Schiller einen Standpunkt innezuhalten gewußt, der die Liebe des Prinzen, die aus Sinnlichkeit geboren, zu edeln vermag und schließlich zur Sohnesliebe führt.

In II, 9 läßt der Dichter die Prinzessin Eboli im Selbstgespräch ausrufen:

„ . . . Sie hatten
Sich lang geliebt, eh' der Monarch sie wählte."

Diese Auffassung stimmt so ganz mit der rührseligen des Historiographen aus Philipp II. Zeit überein, daß man sich hätte wundern müssen, wenn der dramatische Dichter dieses hervorragende Moment hätte unberücksichtigt lassen wollen. Der

geschichtliche Hintergrund bietet allerdings dieser Sache die scheinbar festesten Unterlagen. Philipp II. hatte nach den siegreichen Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen mit Frankreich den Frieden von Cateau-Cambrt'sis abgeschlossen. Um das neue Band zwischen Frankreichs und Österreichs Häusern noch fester zu knüpfen, waren beide Mächte übereingekommen, Heinrich II. junge Tochter Elisabeth dem gleichaltrigen Don Carlos zu verloben. König Philipp, dessen erste Gemahlin Marie Tudor bei der Geburt Carls gestorben war, hoffte Elisabeth von England heimzuführen. Aber dieses Projekt zerschlug sich an dem emanzipierten Geist der englischen Königin, die keinen Herrn über sich dulden mochte, und so führte Philipp II. denn, um seinen Mißerfolg zu verbergen, in Eile eben dieselbe Prinzessin heim, die er kurz zuvor seinem Sohne angelobt hatte.

III, 3 Alba zum Könige:

„Dem Prinzen
Starb eine Braut in seiner jungen Mutter."

Der König war damals 33, Elisabeth v. Valois 15 Iahre und Prinz Carlos hatte sein 14. Iahr vollendet. Von einer bereits entflammten Liebe kann einmal aus Altersrücksichten (Don Carlos war noch ein Knabe, den eine mißgünstige Natur sowohl physisch, wie moralisch tief unter das Niveau seines Alters hinabdrückte), zum andern aber auch, weil der Infant und die Tochter der medieeischen Königin sich nie vorher gesehen hatten, kaum die Rede sein. Am Hochzeitstage seines Vaters sah der Infant zum ersten Male seine junge Mutter. „Diese, welche begreiflicherweise Interesse an dem Prinzen nahm, kam ihm mit einer Güte entgegen, daß der Infant von Anfang an für sie von Gefühlen der Ehrfurcht und Achtung erfüllt wurde, die er sein ganzes Leben lang nie verleugnete')." Der Prinz, welcher die Liebe einer eigenen Mutter nie gekannt hatte, wurde durch die Güte einer Frau gewonnen, die mit dem Range einer Mutter, an Alter und Iugendmut einer Schwester glich. So entwickelte sich dann allmählich zwischen Mutter und Sohn ein Verhältnis keuscher, innigster Liebe, wie man es sich erhabener kaum vorstellen kann. Gar manche Beispiele dieser gegenseitigen Hinneigung weist uns die Geschichte. Als Don Carlos im Iahre 1562 auf der Universität Alkala, infolge eines unglücklichen Sturzes, todkrank darniederlag, da waren es vor allen die Königin Elisabeth und die Fürstin DoNa Iuana**), die ihren Schmerz nicht zurückhielten. Die beiden hohen Frauen nahmen nicht nur als schlichte Bittende an den Prozessionen teil, die in der Hauptstadt stattfanden, sie verbrachten auch eine ganze lange Nacht mit Beten und Weinen vor dem Bild der Gebenedeiten, das sie in feierlichem Aufzuge in das Palais hatten tragen lassen*").

') Brief des Bischofs von Limoges an Franz II. vom 23. Februar 1560.

") Philipps II. Schwester.^

"') Brief des Gesandten von England Sir Thomas Chaloner an den Ttaatssekretär Sir William Ceeyll vom 12. Mai 1562 (Gachard. Äppend U.)

Schiller spricht bei dieser Gelegenheit, wie auch sein Gewährsmann Saint-Rsal von einem Brief Elisabeths an den Kronprinzen;
Carlos zum Marquis Posa IV, 5:

„Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen."

doch weiß die Forschung von einem solchen Schreiben, namentlich, wenn es mehr enthalten haben soll, als reinen mütterlichen Zuspruch, nichts. Bei Saint-Rsal heißt es, daß Marquis Posa, der ja auch im Schillerschen Drama als „postillou <!'A.mour" fungierende Niederländer (nebenbei, wie wir später sehen werden, eine sagenhafte Figur), diesen Brief überbracht habe.

Vier Iahre später. — Don Carlos ist von seinem schweren Leiden genesen und lebt am spanischen Hofe. Die Königin hat ihrer ersten Tochter, der Infantin Clara Eugenia, das Leben geschenkt*). Es ist die Zeit, in die uns das Schillersche Drama eingangs führt. Der Prinz ist 21 Iahre alt. Die strafbare Liebe, die der Sohn für seine Mutter empfindet, tritt eigentlich erst jetzt deutlich hervor.
Carlos zu Posa I, 2:

„Acht höllenlange Monde, Roderich,
Daß dieses Feu'r in meinem Busen wütet." . . .

Der Prinz sucht sich der Königin zu nähern. Marquis Posa verschafft die Gelegenheit für eine Begegnung. Die Zusammenkunft zwischen Elisabeth und Don Carlos im Garten von Aranjuez ist nicht ganz ohne geschichtlichen Hintergrund, wenngleich sie auch in der Form, wie manche Chronisten und nach ihnen Schiller sie bringt, gänzlich unverbürgt ist. In den „^ßoeiatiou», lettre» et pieee8 giver»e» rellltive» au rv^ue <ie ^raueoi» II." finden wir den Brief einer Hofdame Elisabeths an Katharina von Medicis, in dem es heißt: „Die Königin und die Fürstin (DoLa Iuana) essen häufig in einem Garten zur Nacht, der in der Nähe des Schlosses liegt, und der Prinz mit ihnen, der die Königin einzig und derartig liebt, daß er es nicht gut aussprechen kann." Auch sonst suchte der Prinz die Nähe seiner Stiefmutter. Wenn uns die Geschichte auch nicht über diese, ihrem Zuge unwichtigen Tatsachen immer klare Rechenschaft gibt, so können wir das nahe Verhältnis zwischen beiden doch sehr wohl aus kleinen uns erhalten gebliebenen Einzelheiten schließen. Der Prinz liebte es, an den Spielen der Königin teilzunehmen und seine Sympathie für sie durch reichliche Geschenke zu bezeugen. In seinen Ausgabebüchern finden wir dafür die Belege. Bald ist es ein Rubinring, bald gold- und seidengewirkte Teppia>, bald ein Kästchen und Bild, bald ein mit Goldband geschmückter Strohhut, an dem in Form einer

*) I, 1 . . . .Tie gab ihm eine Tochter" (Carlos zu Domingo).

Medaille ein diamantener Iesus angebracht war, den Engel trugen, und den Smaragde und Rubinen umgaben, den er der Königin als Zeichen seiner Achtung verehrt*). Natürlich mochte dieses Verhältnis die jugendliche Schönheit und der Liebr»z Elisabeths befestigen. Als „schönste Frau auf dieser Welt", wie Domingo I, 1 sie nennt, kannte wirklich Elisabeth v. Valois gelten. Daß sie aber dem Könige untreu geworden sei, davon tönt selbst kein Raunen durch die Geschichte.

„Wer sagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Los beweinenswürdig sei?"

fragt die Königin in edler Selbstbeherrschung I, 5 den Prinzen. Mochte die Heirat zwischen Philipp und Elisabeth auch keine Liebesheirat sein — mochten ihre Veranlassung in hohem Maße politische Machtfragen bilden, so hat sich doch die Königin während ihrer kurzen Ehe niemals über ihren Gemahl zu beklagen gehabt. Als liebevoller Vater seiner Kinder, als treusorgender Gatte tritt uns Philipp II. in seiner Familie entgegen. Nur allzu deutlich sollte Elisabeth davon vor ihrem Tode, der am 3. Oktober 1388 eintrat, Zeugnis ablegen. „Kurz vor ihrem Hinscheiden, es war vor Tagesanbruch," so berichtet der französische Gesandte, „besuchte der König seine leidende Gemahlin." Noch klaren Geistes empfahl ihm die dem Tode Geweihte seine beiden Töchter, Freundschaft und Frieden mit dem königlichen französischen Hause und nahm in Zärtlichkeit Abschied von ihrem guten Gemahl und Herrn, dessen Herz sie soeben gerührt hatte**)." Natürlich sind auch die Aufzeichnungen über einen ehebrecherischen Verkehr Elisabeths mit Don Carlos oder Marquis Posa, wie St.-Mal und seine erzählungslustigen Vorgänger sie wiedergeben, reine Geschichtslügen. Der König soll die Entdeckung des verwerflichen Lebenswandels seiner Gemahlin nach einer langen fiebrigen Krankheit gemacht haben.

III, 4 Domingo zum Könige:

„Das Volk denkt an den Monat noch zurücke,
Der Eure königliche Majestät
Dem Tode nahe brachte — dreißig Wochen
Nach diesem liest es von der glücklichen
Entbindung —"

Von einer solchen Krankheit Philipps ist uns nun weder vor der Geburt der Infantin Clara Eugenia, wie Schiller durchblicken läßt (IV, 7), noch vor der dritten Schwangerschaft Elisabeths, die mit dem Tode der Königin endete, wie St.-Rsal annimmt, etwas bekannt geworden. Wir wissen nur, daß die Nachrichten vom Bildersturm in Flandern, die Philipp im September 1366 trafen, den König auf ein langes Krankenbett warfen. Dies war aber kaum sechs Wochen

') dolecoion <l« cioeulusntos inHlitos para la Kistoria 6e Nspsma XXVII.
") vspscb«s M2llusor. 6« ?orqusvaulx, 3. Okt. 1588.

nach der Geburt der Infantin Clara Eugenia. Die Szene IV, 7 müssen wir somit als dichterische Erfindung Schillers ansprechen. Der König war nicht berechtigt und auch nicht veranlaßt, Argwohn in den Umgang seiner Gemahlin zu setzen. Wohl war es etwas anderes, das Elisabeth v. Valois dem Könige zu verbergen trachtete. Ein schleichendes Gift sollte die Erbschaft ihrer Ahnen in ihren Körper verpflanzt haben. Die medieeische Mutter wies sie darauf in einem ihrer gestrengen Briefe vom 10. November 1560 besonders hin: „Gib acht auf das, was ich Dir beim Abschied sagte; denn Du weißt, was es für Dich zu bedeuten hätte, wenn man das bemerkte, was Du hast; denn wenn Dein Gatte es wüßte, sei überzeugt, daß er Dich niemals wiedersehen würde*)",. Die Sorge um dieses vielleicht eingebildete Übel war es auch, die, wie Büdinger sagt**), „die moralisch tadellose, schöne, fromme, von jedermann hochgeschätzte, junge Frau dazu getrieben hat, sich von allen Seiten Heilmittel zu verschaffen, die ihr wiederholt schwere Krankheiten und am 3. Oktober 1568 den Tod gebracht haben." Elisabeths plötzlicher Tod ließ die Historiographen auf die Vermutung kommen, Philipp sei an ihrem Ende, infolge der Entdeckungen über ihre Untreue, nicht schuldlos gewesen. Auch diese Vermutungen fallen nach dem Vorstehenden in sich zusammen.

Doch gehen wir nunmehr zur Geschichte des Prinzen Carl selbst über, neben Elisabeth der sympathischsten Gestalt des Schillerschen Dramas. Die Historie kennt nur ein „Monstrum Carlos", nur ein erblich belastetes, physisch, psychisch und moralisch gleich minderwertiges Wesen. Mit liebenswürdigen Tugenden, einer hochragenden Figur, edlen Zügen und Augen voller Feuer sieht ihn die Romantik. Sein Bild im Besitze des Herzogs d'Ouate zerstört diese Illusion. Zeitgenossen schildern ihn uns als von unansehnlichem Bau, bleicher Gesichtsfarbe, gebeugtem Rücken und Beinen von ungleicher Länge***). Seinen Charakter beschreibt der venezianische Gesandtes) 1565 wie folgt: „Der Prinz hört auf niemanden und sieht niemanden an, selbst seinen Vater achtet er kaum. Er ist von ausgeprägt grausamer Natur. In seinen Antworten zeigt er wenig Wohlwollen und Höflichkeit. Er haßt, die ihm dienen. Alle Minister fürchten ihn, denn wenn sie ihm Widerstand leisten, beschimpft er sie." Und Fourquevaulr setzt hinzu: „Er ist von häßlicher Figur und hat üble Sittenff)." Ein solcher Charakter war zu allem fähig (uns sind hinreichend Schändlichkeiten überliefert, die er am Hofe seines Vaters beging), aber niemals zu einer edlen Freundschaft, wie der Chronist sie uns zwischen Carl und dem Marquis Posa schildert. — Über-

*) dts. 6« la ?«rrisrs, lettre 6s l^ttisrius «!« HlsäioiZ.

") Prof. M. Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie.

"') Brief des venezianischen Gesandten Tiepolo 1563.

f) 8osHlll(>.

ff) DspecKo« m«m. äs ?orqusv2ulx, 8 ksvr. 1566.

haupt Posa. — Die Figur ist gänzlich unhistorisch. Zwar gab es ein Geschlecht der Marquis von Posa zu Philipp II. Zeit in Spanien, davon zeugen ihre Namen auf der Liste der Hingerichteten bei den Autodafes vom 21. Mai und 8. Oktober 1559*). Einen Marquis Roderich Posa (oder Poza richtiger) erwähnt aber auch keines der auf uns überkommenen Dokumente. Vor allem hätte sein Name dann doch wohl auf dem Verzeichnis derjenigen stehen müssen, die Don Carl seine Freunde nannte, und das er eigenhändig mit dem Namen seiner Mutter begann**). Die Freundschaft mit Posa ist es nun, die Carlos im Drama in einen zweiten Konflikt der Pflichten treibt. Der Marquis sucht den liebenden Träumer Carl zur Tätigkeit, zur Befreiung der niederländischen Provinzen von Inquisition und Philipps Ioch zu treiben.

I V, 21 Marquis zur Königin:

„Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war."

Unzweifelhaft steht hinter dieser Gestalt des Marquis eine historische Persönlichkeit und zwar die des Marquis v. Montigny. Montigny war 1566 nach Spanien gekommen, um den König zur Milderung der Inquisition in Flandern zu veranlassen. Bei einer Unterredung, die er am Abend mit dem Könige allein hatte, sprach er mit solcher Freiheit, daß Philipp die Farbe wechselte***). Ihm eignete dasselbe freie und offene Wesen, wie wir es in Schillers Don Carlos beim Marquis Posa finden.

V, 9 König:

„ Ein Geist,
Ein freier Mann stand auf in diesem ganzen
Iahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt."

Mit Don Carlos hatte Montigny wahrscheinlich mehrere heimliche Zusammenkünfte hinsichtlich der flandrischen Angelegenheiten. Ein Brief von Fourquevaulr an den französischen Hof: „Man sagt, der Prinz verständigte sich mit den flandrischen Abgesandten, namentlich mit Montigny," scheint diese Auffassung zu bestätigen. Montigny wird dem Prinzen die Flucht nach Flandern und dort Führung des Aufstandes angeraten haben. Zur Ausführung der Flucht selbst kam es nicht, da Philipp von den Plänen Kenntnis erlangt hatte und den Infanten scharf bewachen ließ. Seiner Rache an Montigny genügte Philipp da-

*) ^. 6« (Ästro: Niztona 6s los Protestant«s «LpÄnol««.

'*) Brief des Bischofs v. Rossano vom 30. März 1568 <Gachard II. 486>.

"*) Brief Alonso de Galoo's vom 3. August 1566 <m dm Grafen Hernes) sMontissnv'» Ißvsn «n liooli), ^

durch, daß er den unglücklichen Edelmann im Gefängnis erdrosseln ließ. Hatte der Infant bisher vielleicht noch gehofft, auch ohne direkten Widerstand gegen Philipps Befehle, auf seinen Wunsch vom Könige nach Flandern geschickt zu werden, so sah er sich jetzt getäuscht. Der König hatte bereits einen andern für dies Amt ausersehen. Herzog Alba war zur Zuchtrute für die Niederlande bestimmt. Prinz Carlos verweilte gerade in Aranjuez, als Alba mit dieser Nachricht und dem Wunsche, Abschied zu nehmen, ihm entgegentrat. Mag sein, daß der plötzliche Anblick des Herzogs Carls jähzorniges Gemüt in höchste Erregung brachte, mag sein, daß, wie einige vermuten, Alba dem Prinzen Antwort auf eine Frage nach den Plänen des Königs verweigerte — der Infant zog in plötzlicher Aufwallung seinen Dolch und drohte den Herzog zu durchstechen. Dieser aber, bei weitem dem schmächtigen Carl an Kraft überlegen, fiel ihm in die Arme und hinderte ihn so an der Ausführung seiner Absicht. Endlich zwang der Eintritt eines Kammerherrn den Prinzen, sich zurückzuziehen. Die Glaubwürdigkeit dieser Episode haben die neuesten Forschungen bestätigt*). Schiller bringt sie in seinem Drama (II, 5) in etwas abgeänderter Form, indem er Carl und Alba miteinander fechten läßt. Der Gewährsmann des Dichters Saint-Rsal weiß überhaupt von einem solchen Kampf nichts. Er sagt nur M3. 114, 115: „Don Carlos aber nahm den Herzog sehr übel auf". In dieser Hinsicht beruht die Szene II, 3 entweder auf freier Erfindung des Dichters, oder aber sie ist der Form nach der Erzählung Cabreras Nb. VII, eapt. XIII, p»ßi. 442 entlehnt, somit den Schluß zulassend, daß Schiller auch die wirklich historischen Wert besitzenden Werke Cabreras für seinen Don Carlos benutzt hat.

Was der Herrscher dem Infanten weigerte, suchte Don Carl nunmehr im Geheimen auszuführen. Seinem kleinen und beschränkten Geiste zufolge betrieb er die Fluchtpläne mehr als unvorsichtig. Seine Kammerjunker sandte er aus, um Geld aufzutreiben, und er selbst schrieb zu eben demselben Zwecke an mehrere Granden. Zum Überfluß gar zog er noch seinen Onkel Don Iuan d'Austria ins Vertrauen**). Dieser von Natur ehrgeizig auf Auszeichnungen im Dienste der Majestät bedacht, verriet dem Könige die Pläne, und da der kurzsichtige und vertrauende Infant fortfuhr, seinem Onkel auch Tag und Stunde des Aufbruchs genau zu bezeichnen, und ihn zur Teilnahme aufforderte, so gab es bald kein Geheimnis mehr, in das der König nicht schon eingeweiht gewesen wäre. Als endlich noch der Generalpostmeister Don Ranmond de Taris sich im Escurial einfand und die Nachricht überbrachte, daß der Infant am Vorabend Pferde für die Nacht bestellt habe, da schien Philipp die letzte Masche des Netzes gelöst***).

') Brief des Barons v. Tietrichstem an Maximilian II. vom 2. u. 8. Januar 1567 und 21. Januar 1568 (Koch: Quellen ete.) (Ädi-sla 4l l. VII. capt. XIII.

"> DspßobsL man. 6u nouc«, 30. Apr. 1568.

*"> Berichte bei Straba, Ferrerlls, Van den Hammm, Cobrera etc.

Schon vorher hatte er, wahrscheinlich im Einvernehmen mit den Mitgliedern seines „geheimen Rats" beschlossen, den Kronprinzen aus Gründen der Staatssicherheit einkerkern zu lassen*). Diesen Entschluß führte er jetzt aus und am 18. Ianuar 1568, abends 11 Uhr, trat der König mit fünf Mitgliedern des Staatsrates in das Zimmer des Infanten, um ihn gefangen zu nehmen**). Soweit die Geschichte. Schiller weicht hier sogar erheblich von Saint-Rsals Erzählung, der doch immerhin ein gewisser historischer Zug nicht genommen werden kann, ab. Die herrliche, dramatisch bewegte Szene IV, 1, da Philipp mit seinen Granden im Gefängnis erscheint, um dem Infanten die Freiheit anzukünden, mag allerdings ihr Vorbild in dem gleich dramatischen geschichtlichen Vorgang gefunden haben, als der König mit den Großen seines Reiches in das Zimmer des Prinzen tritt, um diesen als Staatsgefangenen einzuschließen. Auch die letzte Szene im fünften Akt: Philipp übergibt seinen Sohn der Inquisition, ist unhistorisch. Uns wenigstens will es scheinen, als ob von einem Glaubensdelikt des Infanten, denn nur ein solches zu ahnden war die Inquisition berechtigt, überhaupt nicht die Rede sein kann. Der Prinz hatte wiederholt Autodafes beigewohnt und schon bei dem ersten vom 21. Mai 1559 vor dem Inquisitor von Valladolid geschworen, die Ketzer dem geistlichen Gericht auszuliefern und den wahren Glauben hochzuhalten***). Auch seine Absicht, nach Flandern zu gehen, war wohl eher dem Plane, die Niederlande für sich zu gewinnen und dem Ioch seines Vaters zu entziehen, entsprungen, als dem Gedanken der Ausbreitung der „Irrlehren" Vorschub zu leisten. In jeder Hinsicht jedoch wird man oen historischen Carlos als einen beschränkten Menschen beurteilen müssen, den andere leiteten, und dessen Handlungen nur zu oft in geistigen Störungen ihren Urheber fanden. Die Vermutung endlich, die Königin habe um den Plan Carls gewußt (Schiller V, letzter Auftritt), kann vor der Forschung ebenfalls nicht bestehen. Kein Dokument liefert uns dafür auch nur den leisesten Beweis. Die Sympathie, welche sie dem unglücklichen Prinzen entgegenbrachte, mag dieses Gerücht begünstigt haben. Nach seiner Gefangennahme schrieb sie an den französischen Gesandten: ‚Ich versichere Sie, daß ich nicht weniger sein Unglück mitfühle, als wäre es mein eigener Sohn, was ich in Anerkennung seiner Freundschaft für mich wohl wünschen möchte. Gott hat gewollt, daß er das geworden ist, was er zu meinem großen Kummer jetzt ist!')." Zwei Tage lang beweinte Elisabeth das Schicksal ihres Stiefsohnes, bis der König ihr die Tränen verbotl-s-). Von den noch übrig bleibenden Personen des Dramas erscheint zum Schluß

*> Brief Fourquevaulx an den König von Frankreich vom 5. Febr. 1568.

"> Ferreras, Colmenares, Vrief des Barons von Metrichstein an den Kaiser vom 21. Januar.

'") ^. 6« Bistro: Historie 6« loz Protestant«» y5panc>I«s.

f) ^rcbivW cls Ia maison 6s ttramont.

-ff) Fourquevaulx an Catharina von Medieis unter dem 8. Febr. 1568.

nur noch eine Würdigung der Fürstin Eboli angebracht. Prinzessin Eboli, Ehrendame der Königin (man weiß nicht, weshalb sie unverheiratet bereits den Namen ihres zukünftigen Gemahls Run Gomez, Prinzen von Eboli trägt. Ihr Mädchenname ist Anne Mendoza de la Cerda) wird von Run Gomez de Silva, dem Vertrauten Philipps, zum Weibe begehrt. Dieser will sie nur an sich halten, um sie im Interesse seines Ehrgeizes dem Könige, dessen Leidenschaft für die Fürstin er kennt, zu opfern.

II, 8 Prinzessin:

„Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Run Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man handelseinig.
Ich bin der Kreatur verkauft."

In dieser Situation sucht sie sich dem Infanten zu nähern, dessen Liebe zu gewinnen ihr erhabener dünkt, als die Maitresse Philipps zu werden. Carlos stößt sie zurück. Von einem Manne so tief gedemütigt, verrät sie dem Könige die Beziehungen, welche zwischen dem Prinzen und seiner Mutter bestehen. Die Figur des Schillerschen Dramas ist, man kann wohl sagen, ein aus dem Hofklatsch des Philippschen Zeitalters entstandenes Wesen. Hier können wir am deutlichsten sehen, wie ausgiebig Schiller die Chronisten der Zeit für seinen „Don Carlos" benutzt hat. Über Anne Mendoza de la Cerdas Leben sind uns die folgenden Daten erhalten. Mit 12 Iahren, im April 1553 wurde sie Ruy Gomez, Fürsten v. Eboli, Herzog v. Estremera und Pastrana, angelobt*). 1559 heiratete sie ihren Verlobten, zu dem sie mit Liebe und Ehrfurcht aufschaute und dem sie bis zu seinem Tode (1573) 10 Kinder schenkte. Eines dieser Kinder, der 1562 geborene Herzog v. Pastrana, soll nun, so weiß die Fama zu berichten, Philipps Sohn gewesen sein. Wenigstens berichtet es der sensationslüsterne Brantüme. Dem Forscher bietet sich für diese Behauptung kein anderer Anhaltspunkt als ein unter Nr. 1234 toi. 250 auf der Bibl. Nat. fungierendes ungezeichnetes Mskr., welches angibt, daß sich am Hofe Philipps II. einige Herren befanden, die für seine Söhne galten, so der Herzog von P . . . Geschichte und Hofklatsch stoßen hier eng zusammen. Wir wagen in bezug auf die Prinzessin Eboli kein strenges historisches Urteil zu fällen.

') Rily Gomez war damals 86 Jahre.

vi-. Ludwig Coellen:
Greco und die moderne Malerei.
C 6 zanne hat unzweifelhaft in manchen seiner Bilder, wahrscheinlich mit Bewußtsein, an die Stilmittel Grecos angeknüpft, um dadurch seinem romantischen Willen nach Vergeistigung Gestalt zu geben. Er benutzt die Kompositionsschemata der Renaissanee, wie das große Dreieck und die parallelen Vertikalen, in jener Ausprägung, welche ihnen Greeo verliehen hat: als die Mittel zur Darstellung mystischer Verinnerlichung und visionärer Erhabenheit. Er benutzt sie insbesondere, wie der spanische Meister, in Unterordnung unter die Farben, nicht eigentlich als lineare Werte für die Raumkonstruktion, sondern zur Organisierung der Farbenwerte, welche die Grundmaterie des Bildes ausmachen. Die „Versuchung des heiligen Antonius", die „badenden Frauen vor einem Zelt" und die „badenden Männer im Wald" sind charakteristische Beispiele dafür; und wenn man in Cszannes Bild einer „Frau mit Kopftuch und Boa" die Übereinstimmung mit Grecoschen Portraits erkannt hat, wie sie sich in der ganzen fließend-rhythmischen Zusammenfügung der Farbenflächen und in der Verhaltenheit des Menschlich-Geistigen des Gesichtes äußert, so läßt sich kaum noch an der Absichtlichkeit der Anknüpfung zweifeln, mag man auch keine weiteren Belege dafür haben.
Selbstverständlich weisen die beiden Künstler entscheidende Unterschiede auf, entscheidend, insofern sie dadurch als Menschen verschiedener Iahrhunderte erscheinen, mit der ganzen typischen Differenz der Persönlichkeit und ihres künstlerischen Stilwillens, welche die Menschen zweier Epochen notwendig trennt. Zunächst freilich drängt sich, gerade in den genannten Bildern, bei C^zanne die Gemeinsamkeit mit dem alten Meister vor: die Übernahme seiner Stilmittel wirkt bei dem Neueren trotz seiner hohen Künstlerschaft unorganisch; der naturalistischen Anschauungsweise des Impressionismus sind diese heterogenen Mittel aufgepfropft. C<?zanne wollte über den Impressionismus hinaus, vermöge seines eigenen Temperamentes, vermöge seines Strebens nach der romantisch-mystischen Vision, und er fand dabei Greeo. Aber die bloße Übernahme fremder Formen bleibt für Cszanne nur ein Durchgangspnnkt; sie bedeutet ihm in Wahrheit nur die Klärung seiner künstlerischen Absichten: der Spanier hat ihm nur die Forderungen gezeigt, welche an die moderne Malerei zu stellen waren, damit ihre Stilfunktion erfüllt werde. Und so gewinnt in den spateren Werken Cszanne wieder den Boden der spezifisch modernen Anschauungsweise, und innerhalb ihrer Sphäre gelangt er da zu einem organischen Ausdruck seines Willens zur Vergeistigung; auf die bloße Übernahme der fremden Formen folgt ihre wahrhaft künstlerische Synthese mit dem Objektivismus, der vor Cszanne

die Grundlage der neuen Malerei war, und der jetzt durch ihn seine erhöhende Vergeistigung erfährt. Bilder wie die „Proveneer Landschaft" (um 1885) oder das „Landhaus am Wasser" oder „Ste Vietoire bei Air" beweisen, wie CHanne die Lehre Grecos ausnutzte, um seine hohe Leistung für die neue Stilbildung unserer Zeit zu vollbringen. In dieser reifen Periode seines Schaffens tritt daher naturgemäß die grobe Übereinstimmung mit Greeo zugunsten der Ausprägung spezifisch modernen Geistes zurück; die Gemeinsamkeit ist auf ihr richtiges Maß beschränkt, und so erst wird sie mit einem Male zu einem allgemeinen Problem der Stilgeschichte, das über Eszanne als diesen einzelnen Künstler auf die ganze Moderne übergeift.

CHanne wird zu einem besonders hervorstechenden Einzelfall, der auf eine allgemeine Beziehung zwischen Greco und der heutigen Malerei am ersten aufmerksam machen konnte; er hat diese Beziehung als ein Problem herausgestellt. Die Kunst des Spaniers aus dem 16. Iahrhundert — denn das ist Greco dem Geiste nach trotz seiner griechischen Abkunft — hat unbedingt gewisse Gemeinsamkeiten mit jenen Formen, welche sich in unserer Malerei in dem letzten Jahrzehnt als die Elemente eines neuen Stils befestigen wvllen. Dabei bleiben, wie es bei der geistigen Differenz des 16. und 20. Iahrhunderts nicht anders sein kann, die Unterschiede beider Kunstweisen so beträchtlich, daß die Behauptung einer Gemeinsamkeit zunächst willkürlich oder seltsam erscheint. Man fragt sich: was sollte dieser Maler, der ein Gemisch von Renaissance-Kultur und katholischer Mystik war, mit unserer modernen Bewußtseinshaltung und ihrem künstlerischen Niederschlag zu tun haben? Trotzdem läßt sich die Beziehung nicht abweisen, und gerade ihre Feststellung vermag über die Gründe und Ziele des heutigen Schaffens Klarheit zu verbreiten.

Es ist, wie gesagt, nicht Willkür gewesen, was C^zanne zu Greco hinführte; es war vielmehr eine Nötigung, die das Temperament an den Künstler stellte, der hier sein eigenes Kunstziel bis zu einem gewissen Grade verwirklicht sah. Es war also die Entdeckung einer Anschauungsgemeinschaft, eine Entdeckung, die immer wieder in den Zeiten der Stilbildung die Künstler zur Anknüpfung an frühere Formen drängt. Die Antike hat ja dieses Schicksal einer „Renaissance" mehrere Male erfahren. Heute herrscht wohl Einigkeit darüber, daß hierbei die Antike nicht als Vorbild den neuen Kunstwillen erst erzeugte, sondern daß umgekehrt dieser den Blick der Schaffenden auf die Antike lenkte und aus der Gemeinsamkeit mit ihr gleichsam die Kraft zur eigenen Verwirklichung und zu einer eigenen, anders gearteten Form schöpfte. Nicht in der Übernahme der alten Formen liegt die Funktion einer solchen Anknüpfung, sondern darin, daß die geistigen Forderungen, aus denen die Formen früher erwuchsen, wieder als neue Forderungen für die Stilbildung der neuen Zeit erkannt werden. Bei Greco tritt das besonders deutlich zu Tage. Er mußte ja von einer kunstgeschichtlichen Verurteilung gereinigt werden, die ihn völlig in

dunkle Verborgenheit wies. Er mußte wirklich entdeckt werden, und konnte es nur werden, weil die neue Anschauungsweise der Maler ihn als ihren Geistesgenossen erkannte. Erst jetzt vermochte auch seine Größe die Arbeit der Maler zu bestimmen und zu fördern. Die Folge dieser eigenartigen Verhältnisse aber ist, daß auch Greeo selber erst begriffen sein will, ehe das Problem seiner Beziehung zur Moderne erfaßt werden kann. Der Mensch und sein Stil müssen uns als ein Notwendigkeitszusammenhang offenbar sein, ehe wir beides mit der Bewußtseinshaltung unserer Zeit und ihrem malerischen Ausdruck vergleichen können, oder ehe. wir aus beidem zureichende Schlüsse auf diese zu ziehen vermögen.

« » 5

Greeo ging bekanntlich bis vor kurzer Zeit unter der Marke „Manierismus". Heute läßt er sich nicht mehr so kurzer Hand abtun; man kann an seiner eindringlichen Stilabsicht nicht mehr vorbei, muß die eigentümliche Stärke seiner Farbformeln anerkennen und den Porträts den Wert großer Meisterschaft zusprechen. Aber im ganzen übt man doch noch eine zurückhaltende Vorsicht im Urteil; man will sich nicht einer Mode zuliebe übernehmen, wie das noch jüngst bei Velasquez peinliches Ereignis wurde. So mischt man denn die unausweichliche Anerkennung mit einer ru8erv«,tio lueutkU»; hier und da war dieser Künstler doch ein wenig Manierist. Wo die menschlichen Propor< tionen „überschlank" werden, wo der Bildkomposition die anatomische Struktur di.r Leibesglieder völlig geopfert wird, da melden sich wieder jene Bedenken, welche auch zu dem bisherigen Gemeinurteil der Kunstgeschichte geführt haben. Die im Iahre 1911 erschienene deutsche Monographie über den Künstler geht in solcher Art zu Werke; sie nennt zum Erempel die Gestalt des Täufers, Iohannes in dem Bilde der Sammlung Koehler-Berlin (das auf der Cölner Ausstellung des „Sonderbundes" zu sehen war) eine weich gewordene wie aus Marzjpanteig geknetete Figur ohne Halt; und von der Darstellung aus der Apokalypse (im Besitz Zuloagas), die doch wie eine letzte und größte Erfüllung der Grecoschen Kunst wirken muß, wenn man deren Geist überhaupt anerkennt, erklärt dieses Buch, daß sie nur auf das Dekorative abziele und auf die Dauer keinen hohen ästhetischen Genuß, gewähren könne. Greco gegenüber aber gibt es da kein Ausweichen: gerade in seinen „manierirten" Bildern hat er seinen Persönlichkeitswillen am reinsten und vollkommensten verwirklicht, und es gilt vielmehr, die „Übertreibungen" und den „Zug zum Dekorativen" als die vollgültigen Stilelemente zu begreifen.

Es ist ein Vorurteil und kein Urteil, das sich Greco gegenüber geltend macht und noch hält, und es ist bezeichnenderweise dasselbe Vorurteil, das sich heute auch der jüngsten, Malerei gegenüber erhebt, von van Gogh bik zu den Kubisten und dem „blauen Reiter". Die künstlerische Betrachtung ist traditionell geschult an der seit der Renaissance vorherrschenden Formungsart,

welche die Organisierung des Bildganzen aus der Zusammenfügung von Einzelgegenständen, unorganischen und organischen, gewinnt, indem sie dabei den Individualwert der Gegenstände als solchen beibehält und ausnutzt.
Aus dem Individualwert des Gegenständlichen erwächst hier insbesondere die ganze perspektivische Konstruktion des Bildraumes; sie ist das Skelett, dem sich die Farben- und Lichtwerte, soweit sie dem gleichen Zwecke dienen, als Mittel zweiten Grades einordnen. Diese Besonderheit der Formung, welche ihren tiefsten Grund in dem individualistischen Geiste der nachmittelalterlichen Zeit hat, machte in der Menschendarstellung die organisch-funktionale Ausdrucksbedeutung der Leibesformen zu einem hervorragenden ästhetischen Werte. Und es entspricht durchaus dem individualistischen Geiste, daß der individuelle Funktionswert der Leibesformen zum allgemeingültigen Kanon der Schönheit wurde, nach dem sich das Geschmacksurteil richtete. Diese Zucht einer langen Tradition wirkte gegen Greco, so wie sie heute wieder gegen die „Erpressionisten" wirkt.
Der Spanier strebt grundsätzlich nach einer Auflösung des Individualwertes seiner Menschengestalten zugunsten einer überpersönlichen, allgemeinen Geistigkeit; die Formen der Menschenleiber fließen über in den Organismus des Bildganzen, um dann aufgehoben (d. h. zugleich: aufbewahrt) zu werden in dem höheren und allgemeineren Leben; sie werden ihrer organischen Individualfunktion entkleidet, um einen höheren Allgemeinwert darzustellen. So steht denn in dem genannten Bilde die Iohannesgestalt auf ihren Beinen, ohne daß diese das Stehen zum Ausdruck bringen; und in der Darstellung aus der Apokalypse fließen die vertikal nebeneinander gestellten, schmalen und langen Menschenleiber als Farbenzüge empor, um eine allgemeine, zum Unendlichen gesteigerte Lebendigkeit zu symbolisieren; und in der „Verkündigung" aus der Sammlung Nemes — einem vortrefflichen Werke von einer vollendeten Durchbildung des Stiles — streben die Arme des Engels wie Wellenzüge in das Licht und sind die beiden Gestalten des Bildes der gesteigerten Dynamik der Farbenflächen durchaus untergeordnet. Der Kanon der Individualschönheit führt da zu dem Urteil: Manier und Übertreibung; denn er verlangt diejenigen Proportionen der menschlichen Gestalt, welche die individuelle Funktion der Glieder zum Ausdruck bringt. Das gewöhnliche Barock mag noch angehen; aber wo es sich, wie bei Greeo, mit dem mystischen Drang nach der Vision des Unendlichen verbindet, da muß sich dieser Geschmack die Zustimmung versagender erkennt nicht einmal mehr die Stilabsicht und spricht von gespreiztem Ästhetentum.
Das Gemeinurtell der Kunstgeschichte über Greco war ein Vorurteil, und es war hier nötig, seine Gründe aufzudecken — die es ja zugleich, als ein in historischer Bedingtheit wurzelndes, rechtfertigen —, um den Wert Grecos und unser Begreifen seines Wertes sicher zu stellen. Es war ein Vorurteil, weil die Indlvidualbedeutung des zum Kunstwerk gewordenen Gegenständlichen keinen absoluten, für alle Perioden und Erscheinungen der Kunst geltenden Maßstab

abgeben kann. Die Betrachtung hat vielmehr anzuerkennen, daß die Beibe-
haltung und künstlerische Ausnutzung des gegenständlichen Individualwertes nur ein Einzelfall der stilistischen Möglichkeiten ist — der freilich seit der Renaissance bis auf die neue Malerei die Regel bildet —, und daß, wie bei Greco, die auf-
hebende Unterordnung des Individualprinzips unter eine allgemeinere Einheit das Hauptmotiv des Kunstwillens sein kann. Man ist heute wohl durchgängig geneigt, das zuzugeben; denn der moderne Impressionismus, der schon zu einer besonderen Ausbildung dieses Verfahrens gelangte, hat da gegen die Tradition gewirkt. Über ihn hinaus gibt van Gogh mit der Ausschaltung des Individual-
wertes der Gegenstände radikal auch die ganze Individual-Perspektive auf zu Gunsten einer Flachmalerei; bei ihm sind die Gegenstände, wo er seine Stilab-
sichten rein durchführt, nur noch Mittel zur dynamischen Organisierung einer einheitlichen Farbenfläche. Wie wollte man diesen Großen verstehen, ohne das genannte Motiv anzuerkennen? Greco allerdings steht in einem noch höheren Grade gegen die Tradition: er stilisiert mit Menschenleibern, während der Moderne die „Natur" in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstand hat. In der Moderne wird der Mensch zum Glied in der Natur, das ist eine geläufige Anschauungsweise; Greeo hebt den Menschen als solchen in seiner Individuali-
tät auf, das ist eine unerhört fremd gewordene Anschauungsweise, die bei uns als mittelalterlich verpönt ist.

Greeos Werk ist die künstlerische Selbstdarstellung eines Persönlich-
keitstypus, der das ethische Gesetz seiner Zeit und des Landes, in dem er herrschte, repräsentiert. Dieser Persönlichkeitstypus leuchtet aus dem Werke hervor, er ist davon abzulesen. Er ist weder der reine Renaissance-Mensch, noch der mittelalterliche Katholik, er ist vielmehr die Verknüpfung beider, ist die Ein-
ordnung des Individualbewußtseins der Renaissanee in das mittelalterliche Ge-
meinbewußtsein und infolgedessen eine höhere Synthese dieser beiden Gegen-
sätze. Der Geist des Mittelalters war der überpersönliche Gemeinschaftsgeist, der das Einzelbewußtsein als Persönlichkeitswert nicht kannte; in der Renaissanee dagegen erwachte dieses Eigenbewußtsein des einzelnen Mensche«, und die Kultur der Renaissanee erwuchs aus der isolierten Wertsetzung des Indi-
viduums. In der Zeit der Gegenreformation vollzog sich die Verknüpfung der Gegensätze: das Individualbewußtsein stellte sich wieder unter das alte Gesetz des Gemeingeistes, der in dieser Aufnahme eines neuen Elementes seine höhere Form gewann, der nun als die übergreifende Ordnung einer Gemeinschaft selbstbewußter Individuen galt. Die Gemeinschaftsordnung war die alte, sie war die katholische Gemeinschaft, wie sie in der kehre der Kirche ihren Aus-
druck fand, ein Reich Gottes auf Erden, das seine Erfüllung in der Gemeinschaft der Heiligen hatte. Der seiner selber bewußt gewordene Mensch fand seine

ethische Aufgabe in der Einordnung in das Reich Gottes, und so wurde, nicht nur in Spanien, das Streben nach mystischer Versenkung und asketischer Frömmigkeit die Grundlage des kulturellen Schaffens. Aber Spanien war das Land, in dem dieses Streben seinen fruchtbarsten Boden gewann und zur Kunst werden konnte: Greeo ist davon die köstlichste Frucht.

So hätten wir also die Formel gefunden, die das Wesen dieses Malers aufschließt: in ihm erscheint das Persönlichkeitsbewußt-sein der Renaissance aufgehoben und aufbewahrt in dem Geiste katholischer Mystik; die Steigerung des Eigenbewußtseins zur Einheit mit dem Unendlichen, das sich ihm als die in Gott gipfelnde Gemeinschaft der Heiligen symbolisiert, ist sein Persönlichkeitswille. Es ist der Drang zu dieser Vision, zu dieser aufhebenden Erfüllung des Menschen in dem Reich Gottes, der seinen Stil bestimmt.

Wie ein Wunder muß es erscheinen, daß der Grieche zuerst in Italien ein Schüler Tizians wurde und dann nach Spanien zog. Italien gab ihm das eine Element seines Stiles: die barocke Formung der Menschengestalt und des Kolorismus; in Spanien fand er die gothischen Formen des mittelalter-lichen Gemeingeistes. Man hat neuerdings auf diese beiden Elemente in dem Stil Grecos hingewiesen; ihre zureichende Erklärung finden sie in unserer Ana-lyse seines Persönlichkeitswillens. Betont aber muß werden, daß die Elemente zu einer organischen Einheit zusammenwachsen, und daß dabei ihre Eigenart umgeschmolzen wird; Grecos Stil ist eine originale Schöpfung, obwohl er aus der Verbindung jener Elemente entsteht. Das Werk der Venetianer und Michel-angelos gab dem Künstler die Mittel, das Menschlich-Persönliche in der seiner Absicht entsprechenden Steigerung der Lebendigkeit darzustellen, in jener Inten-sität des Gefühlsausdruckes, welche der Drang nach der Vision verlangte. Das Gothische lieferte ihm die Mittel, in der Auflösung der organisch-funktionalen Werte der Gestalten und durch sie die Sphäre eines überirdischen Gemeingeistes zu symbolisieren.

Die Vision ist für den Stil Greeos das Entscheidende. Sein eigentlicher Gegenstand ist der Mensch, die menschliche Gestalt und das menschliche Leben; aber er erhebt den Gegenstand vermöge der Vision in die transzendente Sphäre des Reiches Gottes. So sind selbstverständlich die biblischen Geschichten und die Heiligenlegenden seine besonderen Vorwürfe; aber sie sind es in einer völligen Entrücktheit von allem Irdischen. Er malt seine Heiligen nicht als Menschen, sondern als selig Verklärte, selbst wo sie noch irdisch in Anspruch genommen sind durch die Legendendarstellung; und er malt seine Menschen, selbst in den Por-träts, in einer visionären Haltung oder als die irdischen Vertreter des trans-zendenten Gemeingeistes. Seine Bilder sind so, allgemein gesagt, die malerisch-symbolische Darstellung der Erhebung des diesseitigen Menschenlebens in die Sphäre der seligen Verklärung des Ienseits; das Menschenleben ist der Aus-

gangspunkt für sie, seine Erhebung zu einer im Unendlichen wurzelnden Geistigkeit das Ziel ihrer Symbolik. In diesem allgemeinen Sinne ist die Darstellung aus der Apokalypse die Erhöhung des irdisch gebundenen Lebens in seiner Totalität. Und das „Begräbnis des Grafen Orgaz" ist eine legendarische Gestaltung derselben umfassenden Anschauung: die untere Hälfte des Bildes nimmt das Begräbnis ein als ein irdischer und doch schon von seinem geistigen Sinne beherrschter Vorgang, die obere Hälfte ist die Erfüllung dieses Vorganges im Reiche Gottes. Die Reihe der vielen Porträts in dem unteren Teile symbolisiert deutlich, in der Übereinstimmung ihrer Haltung, die irdische Gemeinschaft der Geister; sie ist gegen die Sphäre der Himmlischen abgeschlossen und führt doch vermöge der ganzen Stilisierung unmittelbar zu ihr empor. Dieses große Werk Grecos ist gleichsam eine thesenhafte Gestaltung seiner Weltanschauung.

» » «

Sollen die Stllmittel dargestellt werden, welche dem Sinne der Greeoschen Kunst entsprechen, so kann es nur die Aufgabe sein, das Skelett der spezifischen Hauptmittel anzugeben, das die malerische Symbolik dieses Sinnes bildet. Das ist also ein abstraktives Verfahren, welches an dem Gesamtwerke geübt wird, und welches Unwesentliches oder gar Entgegengesetztes als zufällig ausschaltet und insbesondere die allmähliche Entwicklung des Künstlers unbeachtet läßt.

Ein wesentliches Moment wurde schon erwähnt: die Menschengestalt ist der eigentliche Gegenstand der Formung; aber sie gibt ihren Individualwert an das Bildganze ab, sie fließt über in die Gesamtorganisation des Bildraumes. Das heißt stilistisch, sie ordnet sich als körperliche Gestalt einem anderen Mittel unter, und dieses Mittel ist die Farb e. Die Farbe ist die Grundmaterie des Bildes, welche als solche zu einer in sich vielfältigen Bildeinheit organisiert wird; und die menschlichen Gestalten werden in einem hohen Grade zu einem bloßen Mittel der Farbenkomposition, die Auflösung ihrer körperlichen Struktur geschieht wesentlich zugunsten dieser Funktion. In der besonders gearteten Benutzung der Farben als der Grundmaterie für die Erzeugung der Bildfläche liegt das eine spezifische Stilelement Greeos, das alle anderen mitbestimmt. Eine außerordentlich reiche Differenzierung der farbigen Fläche, die Gliederung in eine Fülle gleichsam im Lichte rieselnder und fließender Elemente, welche dann doch zu einem großflächigen und intensiven Farbenakkorde zusammengefügt sind, erzielt den Eindruck einer Dynamik des Geistigen, die den Charakter überpersönlicher Allgemeinheit trägt dadurch, daß sie sich eben in dem Ganzen des Bildes auswirkt und sich die Gestalten einordnet. Die leuchtende Stärke und die besondere Wahl der Farben, welche direkt zu den nordischen Meistern des Mittelalters hinüberweisen, steigern die Ausdruckslebendigkeit zu jener Höhe, die der romantischen Vision eigen ist. Das zweite Hauptmittel, das wiederum

dieser Symbolik des Visionären dient und ihr den besonderen Charakter der Greeoschen Weltanschauung gibt, ist die Stilisierung der Gestalten, die, wie gesagt, zugleich als Farbenzüge der Komposition der Gesamtfläche dienen. Die Leiber mit ihren schlanken und schmalen Gliedern ragen steil empor, und sie sind meist so zu einander gestellt, daß der Blick unmittelbar durch die vertikalen Parallelen von unten nach oben gezogen wird und gleichsam über den Rahmen des Bildes hinausdrängt; asketische Überwindung der irdischen Körperlichkeit ist der bezwingende Ausdruck dieser Formung, eine Übersteigerung katholischer Geistigkeit.

Es ist ein eigenes Kennzeichen des Greeoschen Stiles, welches wiederum aus der Gesamtanschauung des Künstlers fließt, daß sich die von den Gestalten bestimmten Farbenzüge auf einer besonderen, das Bild durchziehenden Farben-Grundierung erheben. Dadurch bleibt die menschliche Gestalt als solche trotz ihrer Auflösung in das Bildganze dennoch der gegenständliche Ausgangspunkt der Formung; sie ist es, die die Farbenflächen konstituiert. Das aber bedeutet: das Bild bleibt bei aller Auflösung des Individualwertes der Gestalten eine Darstellung menschlich-geistiger Lebendigkeit.

Eine Folge dieses ganzen Verfahrens der Farbenkomposition ist der Zug zur Fl ach malerei. Da für den Maler die organisch-funktionale Bedeutung der Gegenständlichkeit zurücktritt, da er statt dessen die Organisierung einer Farbenfläche anstrebt, so muß er dazu kommen, die von der Renaissance gewonnenen Mittel der Perspektive aufzngeben oder nur noch nebenher zu benutzen. Grundsätzlich geben seine Bilder eine nur schwach modellierte, flächige Raumvorstellung, und obwohl das lediglich ein Ergebnis seiner Farbenbenntzung ist, bildet es doch ein auffallendes Stilelement Grecos, das ihn aus der zeitgenössischen Malerei vollständig heraushebt.

» » »

Die Erkenntnis Grecos seiner Persönlichkeit und seinem Stil nach liefert uns jetzt die Möglichkeit, seine Beziehung zur modernen Malerei zu untersuchen. Vorab ist da zu beachten, daß der mystische Romantizismus, welcher die Wesenseigentümlichkeit dieses Spaniers ist, in der Moderne erst bei Cszanne zur Wirkung gelangen konnte, d. h. zu einer Zeit, wo auch in der Moderne der romantische Trieb sich wieder regte. So wie der vorhergehende Naturalismus in Velasquez einen ähnlich gestimmten Künstler und damit ein Vorbild fand, so war es nun Greco, der sich den zum Romantischen drängenden Malern anbot. Aber wenn schon eine solche Gleichheit des Temperamentes geboten und vorhanden war, so setzte doch die Bevorzugung gerade dieses Romantikers eine tieferliegende Gemeinsamkeit der Anschauungsweise voraus; es müssen, wie eingangs gesagt wurde, Übereinstimmungen in dem allgemeinen Kunstziel vorhanden sein, welche zu einer Übereinstimmung in den Stilabsichten führen.

Suchen wir zunächst nach dieser Übereinstimmung in den Stilabsichten, so erscheint als das gruudlegende Moment die Aufhebung des Individualwertes der Bildgegenstände zur Symbolik einer höheren allgemeinen Geistigkeit. Es ist ein Hauptzug der neuen Malerei, die Gegenstände ihrer plastischen Eigenbedeutung im Bild zu entkleiden und sie nur als die dienenden Mittel zur Erzeugung einer allgemeinen, d. h. überindividuellen Raumvorstellung zu benutzen. Schon der Impressionismus verfolgt, wie eben erwähnt wurde, dieses Ziel; aber bei van Gogh und Cszanne ist die Absicht völlig durchgeführt, und bei den Erpressionisten bildet sie ein bewußtes Stilelement: die Gegenstände sind da ihrer mechanischen oder organisch-funktionalen Eigenbedeutung vollständig enthoben. Aus dieser wichtigsten Übereinstimmung mit dem Stile Grecos folgen die übrigen. Von van Gogh ab herrscht die Flachmalerei vor; die traditionelle Raumperspektive ist grundsätzlich ausgeschaltet — weil sie ja aus den mechanischen und dynamischen Werten der Einzelgegenstände stammt —, und an ihre Stelle tritt eine Beschränkung der Raumvorstelluug des Bildes auf die zweidimensionale Fläche, die dann in der Folge von dem „Kubismus" abgelöst wird. Dieser ist der eigentliche Ersatz für das alte Mittel der Raumgestaltung. Und wie bei Greco führte die Flachmalerei notwendig dazu, die Farbe als die konstruktive Materie des Bildes zu benutzen und ihr alle Intensität und Ausdrucksmöglichkeit zu entlocken; es ist die Organisierung einer Farbenfläche, die den Wert eines materiellen Seins gewinnt, was van Gogh und Cszanne, Gauguin und Matisse in ihren Werken schaffen; und man muß bedenken, daß die jüngsten Maler, die Erpressionisten, in dem Geiste dieser ihrer Vorgänger weiterarbeiten. Das alles sind so bedeutsame Übereinstimmungen mit Greco, daß es allerdings geboten ist, sie zu begreifen. Doch darüber dürfen die starken nnd entscheidenden Unterschiede nicht vergessen werden. Der alte Meister hat die MenschendarsteUung zum fast ausschließlichen Gegenstande; dem modernen Künstler ist im Gegensatz dazu der Mensch nur ein den Tieren und Pflanzen und „toten" Dingen gleichwertiger Gegenstand. Hier offenbart sich die trennende Differenz der Weltanschauung. Man könnte es mit einer Formel, welche allerdings nicht alle Momente trifft, so ausdrücken: Greco ist subjektivistisch gewandt, und sein Gott hat den Charakter der Transzendenz; die Moderne dagegen ist objektivistisch gewandt, und ihr Gott ist eine immanente Weltidee. Daher fällt für die Moderne die ganze gothische Stilisierung der Menschengestalt aus, wie sie Greeo hat. Und überdies wird die Komposition der farbigen Bildfläche auch eine wesentlich andere. Wenn Greeo, wie erwähnt wurde, seine Farbenkomposition auf eine Grundiernng aufträgt, so daß auf dem neutralen Boden des Bildes eine Gemeinschaft individueller Gestalten zur Allgemeinvorstellung aufgelöst und erhoben wird, so verlangt dagegen der Objektivismus der Moderne ein grundsätzlich anderes Verfahren: die Gesamtfläche des Bildes ist für sie die Allgemeinvor-

stellung als eine gleichsam objektive, den Menschen einschließende Einheit; sie konstituiert sich aus der Fülle der Gegenstände und erscheint durch deren auflösende Aufhebung als eine umfassende und höhere Seinsgemeinschaft. Daher ist bei dieser Stilabsicht ein neutraler Malgrund ausgeschlossen, die Bildfläche wird nur durch die von den Gegenständen bestimmten Farben gewonnen.

Wenn also auch C^zanne zunächst zu einer Übernahme der Mittel des Spaniers getrieben wurde, in einem Grade, welcher dem modernen Objektivismus nicht entsprach, so mußte die Differenz des neuen Stiles mit dem Greeoschen doch bald wieder stärker hervortreten. Und die Ähnlichkeit verschwand um so mehr, je ausgeprägter sich bei den Nachfolgern Cszannes die der Moderne allein eigentümlichen, neuen Mittel herausbildeten. Aber trotz der Unvergleichbarkeit, welche nun der Gesamteindruck der erpressionistischen Kunst dem alten Maler gegenüber bietet, bleiben doch die aufgezählten Stilgemeinsamkeiten bestehen. Ihr Grund ist die Tendenz der neuen Kunst, über den in der materialistischen Anschauung befangenen Impressionismus hinauszugelangen; es ist die Tendenz, das Kunstwerk wieder zu einem Symbol einer Weltidee zu erheben, deren Wesen Geist ist, ein das Einzelwesen in sich einschließender und aufhebender Geist. Darin trifft sich die neue Anschauungsweise mit der Weltanschauung des Spaniers; an die Stelle des transzendenten Gottes aber setzt sie eine alles Dasein umfassende, immanente Weltidee. In einer kleinen Schrift „Die neue Malerei" habe ich versucht, diese Interpretation der modernen Kunst, die ich hier nur andeuten kann, näher auszuführen und zu begründen.

Arthur Wolfgang:

Vom „Guntram" zur „Ariadne"

Richard Strauß zu« 50. Geburtstag.

Richard Strauß wird am 1i. Iuni hoch gefeiert werden; es wird vielleicht den Anschein haben, als sei die ganze Welt ihm und seinen Kunstwerken endgültig gewonnen. Denn seine Gegner werden — hoffentlich — taktvoll genug sein, seinen Anhängern das Fest nicht zu stören. Aber der Schein wird wieder einmal trügen. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß eine große Anzahl ausgezeichneter Kritiker Strauß bisher nicht als „Meister" anerkennt und der weit überwiegende Teil des Publikums, dank der herrschenden musikalischen Unbildung, seiner Musik ratlos gegenübersteht.

Die Konstatierung dieser Tatsache ist wichtiger als alle Feste; denn sie bedeutet die dringende Mahnung an alle musikalisch Tätigen, sich mit dem „Problem Strauß" immer eingehender zu befassen und sich um seine weitere Klärung zu

bemühen. Selbstverständlich ist heute, wo Strauß sich in vollem Leben und Schaffen befindet, noch kein endgültiges Urteil möglich; kann uns doch die Zukunft auch sein bisheriges Schaffen unter anderen Gesichtspunkten betrachten lehren. Immerhin aber „liegen drei Iahrzehnte seines Schaffens der Öffentlichkeit vor und damit Werke aus drei Epochen: des formell ausgereiften erstklassigen Epigonen, des Eigenen als programmatischen Tondichters und als Musikdramatikers"*); genügende Dokumente eines Kunstschaffens, um unter ihnen Gruppenbildungen erkennen zu können, deren Teile gemeinsame Züge tragen und, wo ein Gesamturteil noch verfrüht ist, doch bereits Schlüsse auf einzelne Qualitäten ihres Schöpfers zu ziehen erlauben. Natürlich sind auch hierbei nur dann brauchbare Resultate zu erzielen, wenn man die Untersuchung so führt, daß man das Ungewohnte der neuen Stilmerkmale mit denen älterer, bereits vertrauter Stile vergleicht — unter dem Gesichtspunkt, daß es in der Kunst keine Revolutionen gibt, sondern daß alles Kommende im Gegenwärtigen, dieses wieder im Vergangenen wurzelt, und daß wir auf jedem besonderen Gebiet eine manchmal wohl stark gebogene, aber nie abreißende Entwickelungslinie haben.

So sei hier versucht, speziell im musikdramatischen Schaffen Richard Strauß' leitende Gedanken, die Zusammenhänge mit der Vergangenheit und die Art des Fortschreitens zu erkennen.

1.

Strauß tritt uns durchaus nicht, wie etwa Gluck, Weber, Lortzing und vor allem Wagner, als „geborener" Musikdramatiker entgegen, sondern nur ganz allmählich entwickelt er sich dazu. In seiner Iugend begeistert er sich für musikalisch-technische Schönheiten in Mozarts und Mendelssohns Sinfonien, Handns „Schöpfung" und Bachs D-Dur-Suite („Wie schön und hell klingen die drei Trompeten in der hohen Lage . . ."); aber was hinter dem „Klingen" lebt, davon will er nichts wissen. Darum langweilt er sich bei Wagner „wie ein Mops": „Die Einleitung Izum „Siegfried"! ist ein langer Paukenwirbel mit Bombardon und Fagotten, die in den tiefsten Tönen brüllen, was so dumm klingt, daß ich grade hinausgelacht habe. Von zusammengehörigen Melodien keine Spur. Bei IMimesl Stelle f„War's dir noch nie . . ."! war eine Kay krepiert und sogar Felsen wären vor Angst vor diesen scheußlichen Mißtönen zu Eierspeisen geworden. Das Einzige, was wenigstens gestimmt hat, war der Gesang des Waldvogels." Wie anders klingt, was Strauß ein Iahrzehnt später an Alerander Ritter schreibt: „Der ganze Wagner ist nur aus dem Geist der deutschen Sprache voll und innig zu erfassen. Für das Einfachste wie für das Komplizierteste weiß er den richtigen Ausdruck zu treffen." Schließlich gelangt er sogar dahin, auch in dem als Musiker so glühend geliebten Mozart den drama-

*) Vgl. Max Steimher, Richard Strauß, Berlin 1911, S. 97.

tischen Meister zu würdigen: , in der Anwendung dieses ganz bestimmten Ausdruckes seiner W ortt o n sprach e hat Mozarts Charakterisierungskunst ihre Blüte erreicht"*) . . . Strauß' Musikanschauung hat sich im Laufe der Iahre völlig geändert; er hat allmählich gesehen, daß Musik nicht nur „ist", sondern „bedeutet, weil sie ist" (Grunsky). Ietzt erblickt er „in der Geschichte der Tonkunst ein Fortschreiten von der Wiedergabe unbestimmter oder allgemeiner typischer Vorstellungen zum Ausdruck eines mehr und mehr bestimmten, individuellen und intimen Ideenkreises"**).

Mit der Wandlung seiner theoretischen Anschauungen läuft nun die Entwickelung des Komponisten Strauß konform. Von seiner „absoluten", d. b. „unbestimmten, allgemeinen" ersten Orchester- und Kammermusik gelangt er einerseits zur Verbindung von Sprach- und musikalischem Ausdruck, zum Festhalten von Stimmungen im Liede, auf der anderen Seite zur musikalischen Situationscharakteristik in der „Programm"-Sinfonik, bis er schließlich alle Einzelbestrebungen nach sinnfälligem musikalischem Ausdruck zusammenfaßt:, in seinem ersten Musikdrama.

2.

Wagner soll einmal gesagt haben***): „Genau an der Stelle, bis zu der ich gekommen bin, ist die Grenze; jeder Schritt weiter führt zu Unheil und Verderben". Wie eine Erfüllung dieser Prophezeiung mutet uns Strauß' dramatisches Erstlingswerk „Guntram" (1894, op. 25) an.

Der Zusammenhang mit Wagner ist schon in dem von Strauß selbst Verfaßren Libretto offensichtlich. „Frommer Sänger sehnender Drang weihte dem Kreuze die Wunder der Kunst"; von ihrem „Bunde" ist Guntram gesandt. Er gewinnt durch seinen meisterhaften Sang — von dem Segen des Friedens und dem Grauen des Kriegs, der Not der Armen und ihrer Linderung durch den Fürsten — den Beifall der Vasallen, die Liebe Freihilds, der Gattin des Tyrannen Herzog Robert, und die Zustimmung des alten Herzogs zu einer Regierungsreform. Nur Robert widersetzt sich brutal und wird von Guntram, der halb in Notwehr ist, niedergestochen. In heller Wut läßt darauf der alte Herzog Guntram in den Kerker setzen; während er aber in den wieder ausgebrochenen Bürgerkrieg zieht, öffnet Freihild, die Guntram von dem gehaßten Gemahl befreit hat, dem Geliebten die Tore, um mit ihm zu fliehen. Da kommt der Umschwung. Guntram kann sie nicht besitzen; denn er ist schuldig geworden: „Nicht der Fürst lRobertl war's, den mein Haß bekämpft, — ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen." Schon meldet sich auch der „Bund", dessen Gericht sich

*) Vgl. die beiden Vriefstellen — die erste an Thuille etwa 1879 — bei Steinitzer a. «. O. S. 25 und S. 56; der Ausspruch über Mozart findet sich in einem „Cosi fan tutte"-Aufsah (Neue freie Presse, 25. Dez. 1910).

**) Vgl. die Vorrede zum ersten Bllndchen der Sammlung, „Die Musik" (1903; bei Steinitzer a. a. O. S. 165).

***) Vgl. Rudolf Louis, Die deutsche Musik der Neuzeit (Gegenwart), Mimchen 1913, S/88.

Guntram stellen soll; zwar weist er dieses Ansinnen zurück: „Mein Gott spricht durch mich selbst nur zu mir", aber er will sich selbst die Buße auferlegen, nur Freihild muß ihm zustimmen: „Durch der Menschenliebe Macht von sünd'ger Minne erlöst, Freihild, entsagst du mir?" So gehen sie voneinander, sie zum Thron, er in die Einsamkeit.

Eine deutliche Nachdichtung Wagnerscher Szenen. Und vor allem ein Verfolg der Wagnerschen Ideologie in ihrer letzten Entwickelungsstufe: „Durch Mitleid wissend" und „Groß ist der Zauber des Begehrens, größer ist die Kraft des Entsagens". Mitleid nnd Entsagung sind die Fundamente, wie der Wagnerschen Tondramen*), so auch der „Guntram'-Handlung. Nicht ohne Grund aber warnte Wagner vor einem weiteren Verfolgen seiner Gedanken; wer sie weiter auslegte', mußte sie falsch auslegen. Strauß' Mitleid ist nicht das unmittelbar zwingende „Mitleiden" Wagners, dessen man sich langsam erst bewußt wird, das der „vollen, wallenden Herzensliebe" entstammt und dramatische Lebenskraft gibt, — sondern es ist aus sozialpolitischen Räsonnements, überheblichen Weltbeglückerideen heraus entstanden, wirkt unangenehm „bewußt", nicht Wissen verleihend, stellt sich in einen unnatürlichen Gegensatz zu der Naturkraft der — „sündig" gescholtenen — wahrhaften Liebe und treibt den Helden zur kraftraubenden Askese. Freilich nennt diese sich auch nur „Entsagung", ist aber nicht das Wagnersche Entsagen. Wagners „Resignation" ist nur ein Verzicht auf das Unmögliche, eine Ökonomie der Kräfte, die für erreichbare Ziele aufgespart werden. Strauß hingegen läßt Guntram zuerst seine hochgespannten Ideen verfolgen, bis er znm „Herrenmenschen" im Nietzscheschen Sinne geworden ist. Dabei aber haben sich seine Kräfte aufgezehrt, und statt an der Seite der geliebten Frau als „erster Diener seines Staates" seine Schuld überreich zu sühnen, muß er nun „entsagen" und sich in die Einsamkeit verkriechen, znm Nichtstun.

Diese Grundfehler des Werkes, die es trotz vieler wertvoller Einzelheiten als Drama schwächlich wirken lassen, machen sich natürlich, wie im Tert, so auch in der Musik bemerkbar. Überall, wo Strauß tertlich über Wagner hinausgeht, wird er musikalisch unabhängiger; aber, so schöne eigene Lyrismen wir auf diese Weise erhalten („Friedensmonolog" Guntrams), wir kommen dramatisch zu kurz. In der einen Situation des Sanges im Palast verpufft Guntram seine ganze musikalische Kraft, der dritte Akt quält sich vorwärts, Guntram ist stets in künstlicher Ekstase, ohne daß damit ein dramatisches Weiterkommen erzielt würde. Die breite, ruhig gefestigte Melodieführung Friedholds, des Vertreters des „Bundes", läßt diesen, entgegen der Intention des Tertes, als Guntram überlegen erscheinen; als er geht, wissen wir, daß wir von Guntram nichts mehr zu erwarten haben. Braucht doch dieser dann selbst zu seiner schwäch-

*) Vgl. üb«l diese meinen Aufsah „Nichard Wagners Menschen" (Novemberheft 1N3 von „N°rd und Süd").

lichen Entsagung noch die Beihilfe Freihilds, deren wirkliche dramatische Lebensfähigkeit (vgl. Akt I, Akt II, Szene 3 und vor allem Akt III, Szene 2: „Sieh, du Lieber, ich bin bei dir") er damit tötet.

Nach diesem musikdramatijchen „Massenmord" mußte Strauß einsehen, daß Wagners Warnung berechtigt war, und daß er, wenn er die Entwickelung des deutschen Musikdramas weiterführen wollte, eigene Bahnen einzuschlagen habe.

Strauß beschritt den neuen Weg mit dem Singgedicht „Feuersnot" (1901, op. 50), einer „Programmredt", die als solche die Konsequenz des „Guntram" war. Es lag an Strauß wie am Publikum, daß der „Guntram" nicht wirkte; sollten sie weiterhin „zueinanderkommen", so mußten sie sich beide ändern. Wie das zu geschehen hätte, zeigt die „Feuersnot".

Der junge Zauberer Kuurad hat über den Rätseln einer alten Lehre gebrütet und ist dem Volke fern und fremd geblieben. Jetzt soll er heraus: „Will nimmermehr vertrauen dem Pergamen allein, ins Leben will ich schauen und in das Licht hinein." In das Licht des Svnnwendfeuers, gespendet vom Holz seiner „alten Klause". Genug der Entsagung und Frömmelei! „Verbrenne, was ich verbrach! Ich springe durch die Flammen — Schönste, springst du mir nach?" Und er „umfängt Diemut und küßt sie fest auf den Mund", vor allem Volk. Das ging nun aber wieder zu schnell: „Kann der nimmer sein Zeit erpassen? Hündlein frein auf offner Gassen." Den Unterschied Kunrads von der „Herde" — „daß für die Tugend zu gut ich bin" — hat noch niemand erkannt. Auch Diemut nicht, das schöne Bürgermeisterstöchterlein, und ihre aufkeimende Liebe zu Kunrad ist an der „Schande" erstickt; kleinliche Rache nimmt sie an ihm, gibt ihn dem Gelächter der Menge preis. Da aber, nachdem er selbst so gebüßt hat, kann er alle seine Macht fühlen lassen; das Licht, zu dem sie ihn nicht durchdringen lassen wollen, das löscht er ihnen — „Feuersnot" — und hält den Finsterlingen die Strafpredigt. Ein mächtiger Zauberer wohnte einst bei ihnen, „hat sich wacker mit euch geplagt, der Stadt groß Ruhm gebracht; sein Wagen kam allzu gewagt euch vor, da triebt ihr den Wagner aus dem Tor". Doch „den bösen Feind, den triebt ihr nit aus, der stellt sich euch immer aufs neue zum Strauß". Der Alte selbst hat's dem Iungen gesagt: „Groß Werk wird nimmer auf einmal getan, fang du die Arbeit von vorne an!"

So will er's nun tun, will „von vorn anfangen" wie der Alte und auf andere Art als der Alte. Die morsche Klause hat er verbrannt, wo er über die Sünden der Minne und schwächliches Entsagen gegrübelt hat; anders weiß er es jetzt: „All Wärme quillt vom Weibe, all Licht von Liebe stammt, aus heiß jungfraulichem Leibe einzig das Feuer euch neu entflammt!" Das verstehen sie alle, das ganze Volk, und Diemut, — hoch flammt der Sonnwendbrand: „Mittsommernacht, wonnige Wacht! Ach, daß sie nimmermehr entwich!"

Die Symbolik ist durchsichtig. Strauß gibt kund, daß er seinen Irrtum eingesehen hat und auf anderem, möglichst entgegengesetztem Wege seine dramatische Kunst weiter entwickeln will. Das bedeutet die „Feuersnot" nach dem „Guntram", — eine „persönliche Aussprache", wie Oskar Bie*) es nennt.

Zu erörtern bleibt danach aber noch die Frage, wie weit die „Feuerenot" selbst schon Erfüllung des Versprechens ist, und wie sich Strauß hier beim „Von vorn anfangen" zu der bisherigen Entwickelung stellt. Betrachtet man das Werk unter diesem Gesichtspunkt, so fällt sofort der Fortschritt derMusik auf. Strauß hat sich nunmehr von Wagners Einfluß fast völlig freigemacht. Zunächst rein technisch. In den diatonischen, meist in Terzen oder Selten gehenden, scharf rhythmisierten Melodien und dem prägnant akkordlichen harmonischen Grundriß tritt ein neuer Stil hervor, der von der Chromatik, den Vorhalten, gehäuften Trugschlüssen und unscharfen Rhythmen der Wagnerschen Musil durchaus verschieden ist. (Am nächsten steht noch Wagners Art in den „Meistersingern" der „Feuersnot"-Musik.) Aber auch bezüglich der dramatischen Qualitäten der Musik ist ein Freiwerden des Komponisten von Wagners Bann festzustellen. Wenn auch viel mißlungen ist, wenn Kunrads sowohl wie Diemuts Charakterbild unlösbare Widersprüche zeigt und nicht alle Volkstypen gut geraten sind, so geht doch aus der ganzen Anlage dies hervor: Strauß hat den Unterschied zwischen den persönlichen Momenten im Drama seines „Meisters" und den allgemeinen Merkmalen der Fortentwickelung der deutschen Musikdramatik erkannt. Er hat gesehen, daß Mitleid, Resignation, Regeneration spezifisch Wagnersche Ideen sind, welche dieser bereits erschöpfend zum Ausdruck gebracht hat, und die er, Strauß, demnach aufgeben muß; daß er als Wagners Erbe aber die Grundaufgaben eines modernen Musikdramatikers zu erfüllen hat: musikalisch auszudrücken, wie eine „Handlung" aus dem Zusammentreffen verschiedener menschlicher Charaktere resultiert und auf diese umbildend wieder zurückwirkt.

Diesen Aufgaben unterzieht sich Strauß, — in der „Feuersnot" noch in der Form eines persönlichen Bekenntnisses zu einer allgemeinen Idee, weiterhin aber objektivierend und spezialisierend als Situationscharakterlstiker und musikdramatischer Psychologe, zunächst sogar als Vertreter des Naturalismus in der deutschen Oper.

IV.

Wie die „Feuersnot" dem „Guntram", folgt ihr die „Salome" (1905; op. 34): als Fortsetzung und Reaktion zugleich. Das ist charakteristisch für Strauß und unterscheidet ihn auch wieder von Wagner, daß jedes seiner Dramen

*) Vgl. „Moderne Musik und Richard Strauß" (in der Sammlung „Die Kultur"), Berlin o. I., S. 66.

gleichzeitig eine Fortführung der künstlerischen Tendenz des vorhergehenden und eine scharfe Reaktion bedeutet; diese letztere findet man bei Wagner nur, als er mit dem „Holländer" sein Reformwerk beginnt, dann nicht mehr. Bei der „Salome" erblicken wir die Fortsetzung in der Betonung des sinnlichen Lebens, die Reaktion darin, daß Strauß nach der „persönlichen Aussprache" in der „Feuersnot" von einem „stofflichen Interesse" (Bie) gepackt wird und vom höchsten Subjektivismus zur Objektivität des Artifiziellen gelangt. Strauß steht Salome gegenüber, während er Kunrad ist. Er spricht durch Kunrad, während er Salome zeichnet. Freilich nicht Wilde's, sondern die von ihm eigen geschaute Salome. Strauß dichtet sich zwar — schon in der „Feuersnot" — seinen Tert nicht mehr selbst; nichtsdestoweniger aber schafft er selbständige musikdramatische Kunstwerke, bei deren Beurteilung man ebenso wie bei Mozart oder Weber von den Intentionen des Tertdichters abzusehen hat. Rudolf Louis*) kommt über die „Diskrepanz zwischen dem Stoffe, wie ihn der Dichter gefaßt, und der Ar t und Weise, wie ihn Strauß „vertont" hat", nicht hinweg. Richtig sagt hiergegen Bie"): „Was ist Salome? Ein Wort, das in Hunderten von Künstlern schon Hunderte von Welten auslöste." Und nicht umsonst sieht Steinitzer***) als die Haupteigenschaften Strauß' „passive Rezeptivität (Suggestibilität) auf geistigem Gebiet überhaupt und aktive Gestaltungskraft der eigenen musikalischen Phantasie" an. Strauß hat hier den Wildeschen Tert rezipiert, eine bestimmte Suggestion zurückbehalten und aus der balladesken Erzählung eine dramatische Entwickelung geschaffen.

Salome, Prinzessin von Iudäa, ist die perversere Tochter der perversen Mutter Herodias; aber ihre Perversität beruht nicht bloß auf Übersättigung, Ekel, Überdruß an aller bisher gekannten Sinnenlust, sondern in ihr lebt die krankhafte Sehnsucht, auf einem ganz neuen Wege das tiefgeahnte Glück zu finden, nach dem ihre Seele — Prinzessin Salome hat eine Seele! — schreit. Narraboth ist ihr gleichgültig, vor dem Tetrarchen ekelt es sie; aber als sie Iochanaan aus der Zisterne singen hört, fühlt sie sofort instinktiv, daß hier das brennend gesuchte Neue ist, und muß ihn sehen. Bei seinem Anblick wird ihr dunkles Ahnen stärker; da steht einer, der mit all den andern nichts gemein hat, den sie, Prinzessin Salome, nicht bezaubert. Trotzdem, ja vielleicht grade deshalb, entbrennt auch zu ihm ihre maßlose Gier. Sie meint die Seele und verlangt den Leib: „ich will deinen Kopf küssen, Iochanaan!" Der Prophet ist nahe daran, sie trotz ihrer selbst zu verstehen; aber seine ruhige, dann zornige Zurückweisung stachelt ihre Lust nur noch mehr an. Salome ist viel zu klug, um sich zu verhehlen, daß sie hier ihre erste Niederlage erlitten hat. Das reizt sie

*) Vgl. a. a. O. S. 105,

**) Vgl. n. «. 0. S. 71.

***) Vgl. a. a. O. S. 135.

zum Äußersten; nur, um vor sich selbst dennoch als Siegerin zu erscheinen, verlangt sie den Kopf des Iochanaan — der Höhepunkt perverser Sinnlichkeit. Als diese aber befriedigt wird, da bricht sich mit verdoppelter Gewalt das „Geheimnis der Liebe" zu ihrem Herzen Bahn. Angesichts des Kopfes ertennt sie, daß ihre Sinnlichkeit ein Wahn war und ihr Leben verfehlt ist. Durch die Liebe dieses Mannes hätte es einen Sinn bekommen; das ist jetzt vorbei. So steht Salome am Ende ihres Lebens, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Aber nein! Eine zweite Erkenntnis soll ihr noch werden: „das Geheimnis der Liebe ist größer als das des Todes". Im Besitze diese» Geheimnisses küßt sie, zum ersten und letzten Mal, den Kopf des Iochanaan. Damit ist ihr Leben erfüllt: „man töte dieses Weib!"

Man hat in „Salome" ein Erlösungsdrama sehen wollen, in der Prinzessin eine von den „großen Büßerinnen"*). Das scheint mir zu weit gegangen; andererseits erschöpft die von Eugen Schmitz im Kolleg vertretene Ansicht, Salome sei wie Penthesilea, die den sinnlich geliebten Mann tötet, weil sie ihn im Leben nicht besitzen könne, den Inhalt des Werkes nicht. Das wesentliche ist m. E., daß Salome, die fast allein den Verlauf der Handlung bewirkt, durch diese eine innere Wandlung durchmacht, die ihrem Leben einen Inhalt verleiht. Die „innere Wandlung" wird auch von Louis**) zugegeben, und alle weiteren Deutungen sind nicht zwingend. Strauß will keineswegs hier ein Bekenntnis zu irgend welchen Heilsgedanken ablegen, sondern er hat nur ein objektives künstlerisches Interesse an dem Stoff, der psychologischen Entwickelung, dem Milieu, den Stimmungen. Den Beweis dafür liefert die detaillierte BeHand, lung des dramatischen Nebenher, auch der Nebenpersonen. Wie charakteristisch ist für die unbedeutende Herodias das krampfhafte Bemühen, wichtig zu erscheinen, wie wunderbar die Kontraste Herodes und Iochanaan! Wie heben sich Iochanaan und Salome als Gegenpole aus dem Getriebe der übrigen heraus, und wie scharf sind doch auch wieder diese „Übrigen" gezeichnet, wie ist aus unzähligen Details ein „Milieu" geschaffen! Diese vollkommen durchgeführte Detailcharakterisierung in der „Salome" ist das Verdienst des Naturalisten Strauß, des Meisters, der für jede Art von Bewegung auf der Bühne die möglichst „natürliche" musikalische Ausdrucksweise sucht und findet. Als Bei» spiel seien Salomes Worte angeführt: „Ich will den Kopf des Iochanaan!" Das darauf fallende Melos entspricht dem Tonfall, in dem ein eigensinniges Kind diese Worte schreien würde, und die Stelle ist lediglich durch die Firierung der Tonhöhe stilisiert. Diese Stilisierung gibt aber wieder noch eine andere naturalistische Wirkung; sie verstärkt die akustische Vorstellung derart, daß man

*) Vgl. Otto Roese, Salome-Führer, Berlin 1906/07, S. XI.

**) Vgl. a. a. O. S. 108; freilich sieht Louis in der „Metamorphose" ein Versagen des H«mponisten.

über sie hinaus noch die „bockige" Bewegung des Kopfes oder das Fußstampfen zu sehe« glaubt.

Man hat also keine Ursache, hier von einem „Ideendrama" im Sinne des Wagnerschen Subjektivismus zu sprechen, sondern umgekehrt zeigt sich hier gerade die ertremste Richtung einer objektiv-spezialisierenden Darstellung. Trotzdem muß man aber immer wieder betonen, daß Strauß bei aller Naturalistik in der „Salome" nur an ganz wenigen Stellen — wie dem unangenehmen Iudenquintett — bloßer Nachahmer der Wirklichkeit bleibt; über die kleinlichen Äußerlichkeiten hinweg zieht sich die große psychologisch-dramatische Entwickelungslinie. Diese ist es, welche die „Salome" zum Kunstwerk macht und sie weit erhebt über die andere Bühnenschöpfung des Naturalisten Strauß: „Elektra".

„Elektra" (1909; op. 58) ist die Fortsetzung der „Salome" in bezug auf die naturalistische Behandlungsweise der Situationscharakteristik und psychologischen Schilderung, auf Objektivierung und Spezialisierung — jedes persönliche oder allgemein ideelle Moment fehlt — und ist die Reaktion im Hinblick auf Lebensfreude und innere Entwickelung. Alles in Elektra ist starr und tot. Das Moment, das sie noch in einer Art Scheinleben erhält, ist die Erinnerung. Elektra ist der Mensch ohne Zukunft, der nicht leben, aber auch nicht sterben kann; denn ihren Erinnerungen fehlt der Abschluß: die Rache des Verbrechens. Nur für den Rachegedanken lebt sie, als das Entsetzen des Hauses, freudlos, wahnsinnig. Salome zeigte letzte Entwickelungsmöglichteiten, Elektra ist von Anfang an „fertig". Doch nicht im Sinne der Mozartschen Oper: als ein Mensch, mit dessen musikalischer Charakterisierung irgendwelche besonderen künstlerischen Verdienste erworben würden. Gewiß, der von Strauß rezipierte und naturalistisch-technisch hervorragend gestaltete Stoff ist objektiv und speziell interessant, aber nur medizinisch-psychologisch, nicht menschlich-künstlerisch. Alles, was wir für sie übrig haben, ist ein Bedauern, wenn wir ihren früheren Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen, und der Wunsch, die Rache möge bald kommen, damit sie endlich beruhigt sterben könne. Daher rührt auch unser Haß gegen die, übrigens widerwärtig-unmusikalische, Klytämnestra, unser Mißfallen über die Weigerung der Chrysothemis, die Mutter zu töten — so unnatürlich werden wir! —, und die Sympathie für Orest, der die Schwester wirklich bemitleidet und ihr hilft. Kann man hierbei aber von einem dramatischen Interesse sprechen? Ia, ist in der musikalischen Zeichnung Elektras irgend etwas, was auch nur auf ein solches Interesse des Komponisten zu schließen erlaubte? Finden wir mehr als ein mit stupender Technik gemachtes musikalisches Unterstreichen der Merkmale grauenhafter oder allenfalls bedauernswerter Zerrüttung eines Familienlebens? Nein, nicht Kunst bietet „Elektra", sondern nur „musikalische Nervenreize" und „Tonillustrationen"') — Naturalismus in

*) Vgl. Walter Niemann, Die Musik seit R. Wagner, Berlin 1913, S. 119/120; leide« unterscheidet N. „Salome" und „Elektra" nicht.

seinen letzten Konsequenzen. Es ist nicht zu verhehlen, daß Strauß mit der „Elektra" in eine Sackgasse geraten ist, aus der er sich nur durch eine besonders scharfe Reaktion retten konnte. Eine Gestalt aus „Elektra", die dort nicht zur Entfaltung einer dramatischen Wirksamkeit gelangen konnte, weil die Starre des Todes und des Wahnsinns sie umgab, wies den Weg aus dem Leichenhause: Chrysothemis.

5.

Musik ist Innenkunst, ist eine Ausdrucksform der Empfindungen, die sie im Hörer wieder auslösen soll. Sie kann akustisch sehr subtil sein, wirkt aber emdeutlg erst in Assoziation mit den Faktoren, welche andere Kräfte des mensch, lm)en Organismus, besonders Auge und Gedächtnis, in Betrieb setzen. So hllft >m ^lufttdrama die Bühne der Musik, gedanklich-präzise zu wirken und dadurch leichter aufgenommen zu werden. Tert und Bühnenbilder sind aber nur Unterstützung, nur Anregungen und Andeutungen mehr oder weniger oberflächlicher Natur; wo ihre Grenzen sind, beginnen erst die musikalischen Wirkungen, die sich bis in die letzten Empfindungstiefen erstrecken und hier bei aller Subtililät und Personalität aus sich selbst heraus so weit objektiviert sind, daß sie jedem Hörenden verständlich werden: durch die eigenen musikalischen Gesetze, nach deren mannigfach verschiedener Anwendung man musikalische Stile unterscheidet. Jedes Land, jede Zeit, aber auch schon jeder dedeutende Komponist hat seinen musikalischen Stil, und Stillosigkeit ist der größte Vorwurf für eine Musik von Prätention. Nur kraft seines Stiles kann der Musikdramatiker in subjektiver und doch objektivierter Art das Empfindungsleben von Menschen musikalisch zum Ausdruck bringen, in kombinierten Stimmungen Situationen schildern und wieder deren Rückwirkung auf die Einzelwesen zeigen, um daraus gegebenenfalls eine innere Wandlung hervorgehen zu lassen. Das haben, jeder auf seine Weise, alle großen deutschen Musikdramatiker getan, auch Strauß — bis zur „Salome". Hier finden wir zum ersten Male im deutschen Musikdrama in prinzipieller Durchführung ein Spannen der Musik, ohne Rücksicht auf ihre besondere Eigenart, mit der Absicht, den außermusikalischen Assoziationsvorstellungen möglichst nahe zu kommen. Dieses Prinzip, das wir musikalischen „Naturalismus" nennen, bringt eine möglichst eng an den Tonfall des Sprechens angelehnte Melodieführung ohne Rücksicht auf irgendwelche melodisch-musikalischen Prinzipien, sowie eine möglichst weitgehende koloristische Nüaneierung ohne Rücksicht auf harmonische Gesetze. Ein Beispiel der ersten Art habe ich oben gegeben, für die zweite ist der Zusammenklang mehrerer dicht zusammenliegender tiefer Baßnoten als „Harmonie der dunklen Tiefe"*) charakteristisch. Solche Stellen sind nun, wenn sie auch gegen gewisse musikalische Gesetze verstoßen, in der „Salome" wenigstens noch dramatisch zu

') Vgl. Otto Taubmann, Textbuch zur „Salome" mit Motivangaben, S. 14 ff.

rechtfertigen, als>besonders lebhafte Willenskundgebungen oder Wiedergabe außergewöhnlicher Stimmungen, die in der dramatischen Entwickelung begründet sind. Eine solche Rechtfertigung gibt es aber nach dem im vorigen Abschnitt Gesagten für die „Elektra" nicht. Hier wird die Musik, die ihren eigenen Gesetzen nicht mehr folgt, zur gemarterten Sklavin des Tertes, der doch selbst durch dieses Opfer noch nicht zum Drama wird, weil er nicht das mindeste dramatische Innenleben hat. Dieser Mangel ist es übrigens auch, der recht eigentlich an der Verirrung des Komponisten die Schuld trägt; denn sowie sich ausnahmsweise einmal eine menschliche Empfindung regt (Ehrvsothemis; Erkennungsszene), ist sofort die Musik wie erlöst, ist frei von Nachahmung außermusikalischer Wirklichkeit und hat ihren eigenen musikalischen Stil.

Den galt es nun durchzusetzen. Die nächste Oper, der „Rosenkavalier" (1911; op. 59), mußte ein Stilkunstwerk werden, in Fortsetzung dessen, was in der „Elektra" lebte, — in schärfstem Gegensatz zu den Auswüchsen des Naturalismus durch Übergang zur „Neuromantik". Auch der Hauptvertreter des Naturalismus im gesprochenen Drama, Gerhart Hauptmann, hatte diesen Übergang vollzogen. Hatten die Modernen gegenüber dem ausschweifenden Subjektivismus der romantischen Phantasten die Wirklichkeit«-schilderung als Kunstideal aufgestellt, und waren sie dabei unversehens von der illusionskräftigen Realistik zum mechanisch-photographierenden, toten Naturalismus gekommen, so flüchteten sie nun vor dieser grellen Überobjektivität wieder zu einem schönen, intim-persönlichen Traumleben, das ihnen als Neu-Romantikern neue künstlerische Anregung bot. Der spezifisch romantische Charakter dieser Richtung tritt namentlich dann hervor, wenn man ihre dramatischen Erzeugnisse mit den früheren „modernen Wirklichkeitsdramen" vergleicht, und man kann fast kein neuromantisches Bühnenwerk ohne derartige Parallelen richtig beurteilen. Der „Rosenkavalier" im besonderen fordert aber zu einem solchen Vergleich geradezu heraus: mit den „Meistersingern".

Die Handlung beider Werke zeigt in ihren Grundzügen eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Wie Eva zwischen Sachs und Walther steht, so Octavian zwischen der Marschallin und Sophie. So wie Sachs resigniert und seinem Nebenbuhler schließlich sogar zum Siege über den unwürdigen Rivalen Beckmesser verhilft, so resigniert auch die Marschallin und schlägt für Octavian den dummstolzen Weiberhengst Ochs von Lerchenau endgültig aus dem Felde. Dennoch aber ist ein weiter Unterschied zwischen den beiden Opern, gekennzeichnet durch die Verschiedenheit der Hauptcharaktere: wie Sachs den „Meistersingern" ihr Gepräge verleiht, so bestimmt die Marschallin den Stil des „Rosenkavalier". Was bei Wagner herbe Größe, bitterer Ernst, hart erkämpfter Humor ist, sehen wir bei Strauß als stille Ergebung, schmerzliche Wehmut, lässiges Entsagen. Demgemäß verläuft die Handlung im einzelnen verschieden. Walther wird unter Sachs' zwingendem Einfluß zum wahren „Meister",

Eva, ohne daß sie etwas tun kann, mit Walther vereint, und Sachs allein ist bis zum Schluß Herr der Lage und der Menschen; Qetavian aber reißt sich von der Marschallin los, gewinnt sich Sophie, und die Marschallin, die es ahnte — nicht „wußte" wie Sachs! —, läßt ihn ziehen: „Sind halt aso, die jungen Leut!" „Ja, ja!" Und träumen alle, von der Vergangenheit oder Zukunft.
Das ist es: dort die Wagnersche Machtfülle und imponierende Größe der sechziger Iahre, hier die weiche, stille Neuromantik des beginnenden zwanzigsten Iahrhunderts. In beiden Werken eine Komödie; dort wird sie vom Drama fast erstickt, hier kann sich die Lyrik kaum gegen sie halten. Und in beiden Opern endlich eigene Stile: dort einheitliche dramatische Organik, hier — als Reaktion gegen den dramatisch hyperseriösen Naturalismus — zwei musikalische Stile, die das Werk spalten: Lyrik und Buffonnerie. Trotzdem der „Rosenkavalier" eine so scharfe Reaktion gegen „Elektra" bedeutet, vermag er noch nicht alle Fehler gut zu machen; auch er ist noch kein Drama geworden, weil es auch ihm an Entwickelungen fehlt. Die Hauptwandlung, die Resignation der Marschallin, ist schwächlich, sprunghaft und, kaum daß sie begonnen hat, schon beendet; die anderen Entwickelungen sind angefangen und nicht durchgeführt. Es ist Schönheit, aber nicht Kraft der Musik vorhanden, und zwei Stile gehen nebeneinander, der „artifizielle" der Komödie — in der es gar keine Entwickelungen gibt — und der lyrische des ernsten Teils. Dieser Zwiespalt scheint sich aus Strauß' Stellung zu seinem Stoff zu erklären; einerseits ist er, zum Neuromantiker geworden, Subjektivist, andererseits aber wurzelt die Objektivität so tief in ihm, daß er die subjektiven Regungen in die Schranken der Lyrik zwingt, um sich für eine objektive Darstellung der Komödie freien Spielraum zu schaffen. So ist die Gefühlsdynamik und damit die Dramatik des Werkes nicht sehr stark; doch ist es hinsichtlich der musikalisch-technischen Gestaltung allem überlegen, was Strauß vorher für die Bühne geschrieben hat.
Die Hoffnungen auf das Drama, die der „Rosenkavalier" weckte, erfüllte das nächste Werk: „Ariadne aufNaros" (1912; op. 60). Zwar ist auch in der „Ariadne" — von der entzückenden, aber dramatisch belanglosen Musik zum „Bürger als Edelmann" sehe ich ganz ab — eine völlige Stileinheit noch nicht erreicht, aber das störende Quintett-Intermezzo der „Gegenspieler" ist sofort vergessen, wenn die Haupthandlung uns wieder in ihren Bann zieht. Iedenfalls ist die „Ariadne" der schönste Beweis dafür, daß Strauß im „Rosenkavalier" endlich den Weg gefunden hat, auf dem er von Kunstwerk zu Kunstwerk fortschreiten kann, denn sie bringt im Gegensatz zu allen anderen seiner Dramen eine Reaktion nur in Bezug auf Einzelheiten der Faktur (Einführung des Kammerorchesters), während sie als Gesamtwerk wesentlich Fortsetzung des „Rosenkavalier" ist, dessen Lyrik in ihr zum Drama ausgestaltet wird.
Gleichzeitig faßt Richard Strauß hier aber auch alles, was er bis dahin schuf, zusammen, bei Vermeidung der früheren Fehler, die man durch den Vergleich

mit diesem Werke überhaupt erst voll erkennt. Das Prinzip des klassischen Musikdramas eines Mozart und Beethoven ist es, das wir in der „Ariadne" wiederfinden: musikalische Formen, ausgegossen mit dem Inhalt einer persönlichen Erfindung. Aber dieser Inhalt ist durchaus modern. Er entspricht der erst von Wagner grundsätzlich erhobenen Forderung nach einer Wechselwirkung von Charakteren und Handlung in einer ganz neuen Weise und in noch höherem Maße als bisher: „Ariadne" ist das Drama der „Verwand- ln n g e n".

„Verwandlung ist Leben des Lebens, ist das eigentliche Mysterium der schöpfenden Natur; Beharren ist Erstarren und Tod . . . Für Elektra blieb nichts als der Tod; hier aber ist das Thema weitergefühlt. Auch Ariadne wähnt, sich an den Tod dahinzugehen; da „sinkt ihr Kahn und sinkt zu neuen Meeren". Dies ist Verwandlung, das Wunder aller Wunder, das eigentliche Geheimnis der Liebe. . . Durch das Dasein hin ist Liebe verbreitet; ergreift sie mit ihrer ganzen Kraft ein Wesen, so löst dieses sich aus seiner Starrnis bis in den tiefsten Grund: die Welt ist ihm wiedergegeben, ja, es zaubert sich selber die Welt hervor als ein Diesseits und Ienseits zugleich. Wenn Ariadne vor ihrem verwandelten Selbst auch die Höhle ihrer Schmerzen zum Freudentempel verwandelt sieht, wenn ihr der Mutter Augen aus dem Mantel des Baechus entgegenblicken und die Insek aus einem Kerker ein Clysium wird — was bekennt sie damit anderes, als daß sie liebt und lebt. Sie war gestorben und ist aufgelebt, ihre Seele ist in Wahrheit verwandelt . . .

Soll ich Ihnen noch ein Wort über Baechus beifügen? . . . Baechus ist ein Knabe und schicksalsvoll . . . , ein Gott, auf dem Wege zu seiner Gottwerdung . . . Gestern war Baechus ein Knabe, sein erstes Abenteuer war Ciree, die nichts ist als die natürliche Natur .. . er sieht sich begehrt, fühlt sich fast schon genommen, und er liebt noch nicht. Ia, er wird hier nicht lieben, das weiß er und schaudert zurück. . . : Verwandlung nach oben, Verwandlung nach unten. Tier und Gott enthüllen sich ihm, und ihre Verkettung, — in einem Blitz, und so entzieht er sich Cirees Armen, aber nicht ohne eine Wunde, eine Sehnsucht, ein ahnendes Wissen. Wie es ihn nun treffen muß, das Wesen zu finden, das er lieben kann, dem er zum Schicksal wird, und in dem er sein eigenes Schicksal begreift, seinen Platz im Dasein gewahr wird — das ihn verkennt, aber in diesem Verkennen sich grade ganz ihm hinzugeben vermag, . . . das brauche ich einem Künstler, wie Sie es sind, nicht weiter mit Worten auseinanderzulegen . . . Sie haben die tiefsten und geheimsten Kräfte der Musik in sich entbunden gefühlt und sind in einer Region, wo Ihnen die Worte des Textes zu Hieroglyphen geworden sind für ein Unaussprechliches."

Diesen hellseherischen Worten Hugo von Hofmannsthals*) ist nichts hinzuzufügen.

-ü » »

Schon bei Besprechung der einzelnen Opern habe ich Strauß wiederholt mit seinem großen Vorgänger Wagner verglichen. Wenn ich nun noch zusammenfassend ein Gesamtbild der Persönlichkeit des Mnsikdramatikers Strauß geben will, so kann m. E. nur eine nochmalige Nebeneinanderstellung beider Meister dabei zum Ziele führen.

*) Auszug aus einem Briefe des Textdichters an den Komponisten; vgl. die ganze Stelke bei Leopold Schmidt, „Ariadne "-Führer, Berlin 1912, S. VI ff.

Es zeigen sich da einmal frappante Ähnlichkeiten in der Art des Fortschreitens. Wie Wagner bei „Rienzi" in der „Großen Oper" steckt, so folgt Strauß im „Guntram" den Bahnen Wagners. Wie dieser im „Holländer" sein Reformwerk beginnt, so veröffentlicht Strauß in der „Feuersnot" sein Programm. „Salome" entspricht „Tannhäuser" in der Losung eines verfehlten Lebens durch Erkenntnis des „Geheimnisses der Liebe", und „Elektra" bedeutet die letzten Konsequenzen und das Ende des Naturalismus, ebenso wie mit dem „Lohengrin" die „Romantische Oper" erledigt ist. Auf die Erfahrungen der früheren Werke gestützt, gewinnt Strauß einen neuen, innerlich geschlossenen Stil, zuerst mehr lyrisch-musikalisch („Rosenkavalier"), um dann zum neuen Drama („Ariadne") fortzuschreiten, — wieder nach Wagners Vorgang, der auf die „Sinfonie" „Tristan" das „Nibelungen"-Drama folgen ließ. Bei aller Ähnlichkeit ist aber Strauß dennoch nichts weniger als ein zweiter Wagner, sondern charakteristisch für ihn sind gerade die Momente, die ihn von dem älteren Meister trennen.
Das wesentlichste ist, daß Stranß ein halbes Jahrhundert jünger ist als Wagner; dieser wurzelt in der Romantik, Strauß in der Moderne*), — damit ist im Grunde alles gesagt. Bei Wagner ist alles persönlich; seine Kunst dient ihm zur Aussprache subjektivster Gedanken und Gefühle; so kommt er zum Drama, und da er zufällig musikalisch besonders begabt ist, zum musikalischen Drama. Wagner ist nicht Musiker, um Musiker zu sein, sondern er „will als Musiker das Drama". Darum hat seine Musik nichts Selbständiges, all ihr Material ist dramatisch. Charakteristisch für ihn ist die Verschleierung des musikalischen Geschehens, wie sie sich in den durch Vorhalts- und Vorausnahme-bildungen auseinandergezogenen Harmonien, Trugschlüssen und der überkompli-zierten Polnrhythmie zeigt. Die Musik sollte durch den Verlust eigener aus-gebildeter Organik sich dem Drama enger anschmiegen, durch Vernachlässigung objektivierender Spezialtechnik subjektivere Ausdrucksmöglichkeiten gewinnen, wie sie das ertrem subjektive Wagnersche Drama forderte. Ganz anders Strauß.
Er ist modern namentlich in dem Sinne, daß er sich mit der Welt nicht identi-fiziert wie die Romantiker, sondern ihr gegenübersteht, sie betrachtet und, wenn er ihr Wesen erfaßt zu haben glaubt, möglichst objektiv darzustellen sucht"). Dazu dient ihm die Musik, die er innerhalb ihrer eigenen Sphäre zu solcher Aus-druckskraft erheben will, daß sie — mit bloßer Beihilfe der Bühne — fähig ist, Dramen darzustellen, d. h. zur dramatischen Musik wird. Er ver-zichtet darauf, seine Terte selbst zu schreiben, da er nur ein „stoffliches Interesse" an ihnen hat. Er wird zum musikalischen „Artisten", indem er die Musik als »r» immer weiter treibt. Er erreicht wieder die Deutlichkeit der harmonischen

*) Vgl. hierzu vor allem „Richard Strauß als Kind seiner Zeit" in Leopold Schmidts „Er-lebnissen und Betrachtungen", Berlin 1913, S. 214 ff.

**) Etwas von dieser Objektivität hat selbst Kunrad in seinem so persönlichen Monolog.

Gliederung durch kompakte Akkorde und bereichert die Harmonik durch Erweiterung des Tonalbereichs (mit vornehmlicher Benutzung von Terzverwandtschaften, ertensiven Oberton- und Doppelklängen). Er verirrt sich in den Naturalismus, weil er dort, abgesehen von der Koloristik, in der er stets Meister ist, neue musikalische Möglichkeiten wie Sprachmelodik, Naturrhythmen und „horizontales Hören" zu verwirklichen glaubt, erkennt aber, daß er gerade bei dieser höchsten Objektivität sich wieder dem Wagnerschen Subjektivismus nähert und seine Musik den Boden verliert. Er besinnt sich darum wieder auf die Elementargesetze der Musik und baut auf alten Fundamenten, unter Heranziehung des von ihm gefundenen neuen Materials, eine strenge musikalische Organik auf, die ihn auch vor den Sentimentalitäten der Neuromantik bewahrt. Schließlich füllt er die Organismen mit solchem Ausdrucksgehalt, daß seine Musik als solche dramatisch wird, und es gelingt ihm, zum ersten Male seit Beethoven, als dramatischer Musiker objektiv das darzustellen, was Wagner als musikalischer Dramatiker subjektiv ausgesprochen hatte: dramatische Wandlungen . . .

Trotzdem Stranß heut ln voller Schaffenskraft unter uns weilt, ergibt sich also doch schon aus seiner Entwickelung heraus eine Reihe fester Gesichtspunkte zur Beurteilung seines Schaffens innerhalb bestimmter Gebiete. Iedenfalls kann man seine Musikdramatik bereits so weit würdigen, daß man ihn auf Grund der von ihm erreichten Ziele ohne Übertreibung als Meister des modernen Musikdramas und das jüngste Glied der Kette Gluck—Mozart—Beethoven—Weber—Wagner bezeichnen kann. Man stelle seine „Ariadne" neben Glucks „Orpheus", und man wird sehen, daß Strauß erfüllte, was Gluck verhieß: das musikalische „Seelendrama" . . . Wie seine Entwickelung fortgehen wird, das wird die Zukunft lehren; nur eine Richtung wissen wir: vorwärts!, eine wünschen wir: aufwärts!

Heinz Welten:

Der Kesetzqcber Drakon

Eine geschichtliche Studie.

Die Geschichtsforschung erkennt es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, durch gründliche Untersuchungen alte eingewurzelte Vorurteile und vorgefaßte Meinungen zu zerstören und die Werte historischer Persönlichkeiten lediglich nach ihren Handlungen festzulegen und nach den Verhältnissen nnd äußeren Umständen, denen diese Handlungen entsprangen. Als der Widerpart der Geschichtsforscher aber treten die Dichter auf den Plan, die — unter voller Ausnutzung der poetischen Lizenz — die Charaktere modeln und umarbeiten, bis aus der schwachen

Lüstlingsgestalt des Infanten von Spanien der edle Don Carlos, aus dem Grafen von Flandern der Märchenprinz Egmont ersteht.
Das gute Recht des Dichters, der die schönsten Perlen seiner Kunst in diese „historischen" Arbeiten versenkt, wird ihm billigerweise niemand bestreiten wollen. Anders aber liegen die Dinge, wenn in seiner, des Dichters Brust zwei Seelen leben, wenn der Poet und der Historiker sich einen in der nämlichen Persönlichkeit, und wenn jener als sein Verdienst ausgibt, was nur diesem frommt. Denn nur der poetische Genius darf, auf den Urteilen der Menge fußend, seine Charaktere entwickeln. Den Historiker bindet sein Urteil an Tatsachen und Verhältnisse.
So dankbar man daher Friedrich v. Schiller, dem Dichter der Glocke, für die Lichtgestalten sein muß, die sein Genius aus dem Sohne Philipps des Zweiten, aus der heldenhaften Iungfrau von Orleans und anderen mehr, zu formen verstand, so wenig wird man mit Friedrich v. Schiller, dem Geschichtsprofessor von Iena, übereinstimmen, der in seiner Abhandlung über Lykurg und Solon das Vorurteil der Menge über Drakon sich zu eigen macht und ihn bezeichnet als einen „Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finsteren Spiegel seiner eignen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit, ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf und unbiegsam in seinen Vorurteilen".
Ein furchtbares Urteil fürwahr, und ebenso ungerecht als furchtbar! Denn wahrlich: wenige Menschen nur können mit mehr Recht von sich sagen, was Schiller seine Maria Stuart sagen läßt. Er war nicht nur besser, als sein Ruf, der Archen Eponymos Drakon, der die durch Iahrtausende berüchtigten Gesetze geschrieben hat. Er war ein ganz anderer.
Drei Tatsachen sind es vornehmlich, auf die sich die üble Meinung vom Gesetze gebenden Drakon stützt: auf das Urteil des Plutarch, auf die allzuhäufige Verhängung der Todesstrafe und die Empörung des Kylon, die zumeist als die unmittelbare Reaktion auf diese Gesetzgebung angesehen wird, und die keinen anderen Zweck verfolgt habe, als den, das Volk von der Botmäßigkeit unter solche Gesetze zu befreien, ein Erfolg, der ja auch in der Tat später erreicht wurde, als Solon die Gesetzesrevision vornahm. Drei Tatsachen vernichteten den Ruf des Drakon im Gedächtnis späterer Generationen, drei Tatsachen, von denen jede einzelne richtig und falsch zugleich ist, richtig an sich und falsch in ihrer Wertung. Wohl ist es richtig, daß Plutarch von Drakons Gesetzen sagte, sie seien mit Blut und nicht mit Tinte geschrieben. Aber es hieße den Geist der griechischen Gesetzgebung völlig verkennen, wollte man aus diesen Worten die Entrüstung über eine bisher ganz unerhörte Grausamkeit vou seiten des Gesetzgebers heraushören. Auch das Stand- und das Kriegsrecht, die die Todesstrafe über manche Verbrecher »erhängen, derer im Frieden nur dae Gefängnis, nicht einmal das Zuchthaus warten würde, auch diese Gesetze sind mit Blut geschrieben.

Wer aber wollte dem Gesetzgeber um deswillen jenes Schanddenkmal errichten, auf das die Volksmeinung späterer Zeiten einen Drakon stellte, und das sich durch die Iahrtausende erhalten hat, »ere per^uniu»?
Gar so schlimm können die Worte des Plutarch nicht gemeint gewesen sein. Denn ein so herzloser Mann wäre doch wohl schon von seinen Zeitgenossen, die die Strenge seiner Gesetze am eignen Leibe kennen lernten, sicher aber von den nächstfolgenden Generationen gebrandmarkt worden. Doch nichts davon war der Fall. Selbst in späteren Zeiten, als die Volksherrschaft zum vollen Durchbruch gekommen war, stand das Andenken des Eupatriden Drakon noch in Ehren. Demosthenes spricht von ihm ohne jede Gehässigkeit; Volksbeschlüsse nennen seinen Namen in Verbindung mit Solon, und der römische Schriftsteller Gellius, der acht Iahrhunderte später lebte, sagt, gestützt auf die vorliegenden Traditionen, von ihm: „vir bouu» mnlta<zue e»»e pruäeutia, Sxi»tiin»tnL e»t jnrisyue öivini et Kumaui pei'itu» tuit." Ein guter Mann von großer Weisheit, der erfahren war im göttlichen und menschlichen Rechte! Wie wäre wohl dieses Urteil, das im Altertum keineswegs vereinzelt dasteht, zu erklären, wenn Drakon wirklich der Bluthund gewesen wäre, als der er noch immer hingestellt wird?
Man darf bei der legislatorischen Wertung des Drakon nie vergessen, daß unsere modernen Staats- und Rechtsbegriffe wenig mehr gemein haben mit jenen Begriffen, die die Griechen vom Staate und vom Recht hatten, und daß ein Gesetzgeber zu ihrer Zeit ganz andere Aufgaben zu erfüllen hatte, als heute. Weniger lag seine Aufgabe darin, ein bestimmtes Privatrecht zu schaffen, als vielmehr in der Abschaffung schreiender Mißbräuche und häufig wiederkehrender Delikte, die dringende Abhilfe erheischten. Alte Sitten und Gebräuche, religiöse, von den Vätern ererbte Begriffe und Vorstellungen waren weit mehr Bindemittel des Gemeinwesens, als das positive Recht. Denn der leitende Staatsgedankt lag, nicht nur bei den Ioniern, darin, das Privatleben im Staatsleben aufgehen zu lassen und jeden einzelnen zu zwingen, nur mit dem Staate und für den Staat zu leben. Auch im kretisch-spartanischen Gesetze lautete ein Paragraph, daß „keinem Iüngling das Recht zustehe, zu prüfen, ob die Gesetze gut oder schlecht seien, sondern, daß nur die Gesamtheit einstimmig und aus einem Munde die Zweckmäßigkeit derselben anzuerkennen habe". An solche Bestimmungen muß man denken, wenn man die Drakonischen Gesetze gerecht beurteilen und nicht in den schlimmsten Fehler eines Historikers, objektive Tatsachen an einem subjektiven Maßstabe zu messen, verfallen will. Man muß auch daran denken, daß die Aufgabe des Drakon nicht sowohl darin lag, neue Gesetze zu finden, als vielmehr darin, die bestehenden alten, die nur durch die Überlieferung sich erhalten hatten, schriftlich zu firieren. Denn bis zum ersten Iahre der vierzigsten Olympiade, als Drakon sich der ihm gewordenen Aufgabe unterzog, kannte das athenische Volk keine eigentlichen Gesetze. Das Recht lag in den Händen der

Eupatriden, die eine in sich geschlossene aristokratische Kaste bildeten und aus ihrer Mitte die Staats- und Priesterämter besetzten. Diese Richter aber legten, lediglich nach Überlieferung, göttliche und menschliche Rechte aus. Die hierdurch bedingte Willkür und Rechtsunsicherheit mußten eine schriftliche Niederlegung der Gesetze schon an sich als eine Wohltat erkennen lassen, auch wenn diese geschriebenen Gesetze, wie zuvor die Überlieferungen, ungewöhnlich streng — an unserem Maßstabe gemessen! — gewesen sein sollen.

Kein Mensch kann aus seiner Haut; wie hätte man von Drakon, der selbst ein Eupatride war, billigerweise verlangen sollen, daß er die übergroße Strenge der Gesetze, die doch so lange gegolten hatten, erkennen und sie mildern sollte? Schon dadurch, daß er die Gesetze schriftlich niederlegte und so der Willkür einen Riegel vorschob, verdiente er sich den Dank seines Volkes, auch wenn er nicht — eine für seine Zeit gewaltige Leistung! — alle Bürger vor dem Gefetze gleichgestellt und die Vorrechte des Adels beseitigt hätte. Der Grundsatz, daß „durch kein Gesetz jemals ein Privilegium erteilt werden dürfe, das nicht zugleich für alle Athener Gültigkeit habe", dieser Grundsatz allein hätte ihm schon für alle Zeiten ein ehrendes Denkmal sichern müssen.

Wird man daher schon aus den angeführten Gründen vielleicht die, nach unseren Begriffen, allzu häufige Verhängung der Todesstrafe anders beurteilen, als es gemeinhin geschieht, so ist andererseits auch die oft zitierte Behauptung, daß Drakon nur eine Strafe für alle Vergehen iä e»t die Todesstrafe kannte, cum Zi-Kuo »»,Ii8 aufzunehmen. Mag man immerhin die bekannte Anekdote, die Plutarch erzählt, als historisch annehmen und glauben, daß Drakon auf die Frage, warum er auf die meisten Vergehen die Todesstrafe gesetzt habe, geantwortet habe, er halte schon kleine Vergehen derselben würdig, und für große wisse er keine höhere Strafe, — mag man immerhin diese Antwort für historisch nehmen, aber ergibt sich nicht schon aus ihr die Folgerung, daß Drakon wohl die meisten, doch nicht alle Vergehen mit dem Tode gesühnt wissen wollte? Noch deutlicher geht dies aus der Rede des Demosthenes gegen Aristokrates hervor, in der unter anderen Drakonischen Gesetzen auch dieses angeführt wird: „Wenn ein Archon oder ein Privatmann sich die Abschaffung oder Umänderung des Gesetzes zuschulden kommen läßt, so soll er samt seinen Kindern und seiner Habe in Atimie verfallen." Also selbst ein so schweres Delikt, als es der Angriff gegen die Gesetze selbst ist, sühnt Drakon nicht durch die Todesstrafe, sondern nur durch die Atimie, durch den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Da ist der Schluß gerechtfertigt, daß er, trotz des oben zitierten Ausspruches, auch andere, kleinere Vergehen milder beurteilt haben wird.

Freilich bestrafte er den Müßiggänger mit dem Tode, und es blieb Solons Verdienst, diese uns ganz unverständlich strenge Strafe in Atimie zu verwandeln. Allein auch hier wird man gut tun, bei der Beurteilung der Sachlage die Verhältnisse mit in Rechnung zu ziehen. Denn die Gesetze hatten

in erster Linie nicht sowohl den Zweck, dem begangenen Verbrechen eine Sühne zu bereiten, oder gar den, einen Verbrecher durch Strafen zu bessern, sondern vornehmlich und fast ausschließlich nur den einen, gemäß des eingangs erwähnten Staatsgedankens, der das Einzelwesen im Staatswesen aufgehen ließ, den Staatskörper stets und unter allen Umständen gesund zu erhalten. Gleichwie aber die Heilkunde der damaligen, und auch die der späteren Zeit noch lange zumeist nur mit drastischen Mitteln arbeitete, ein krankes Glied abschnitt und die Wunde ausbrannte, um den Körper selbst zu retten, so mußte auch der Arzt am Staatskörper handeln und erkrankte, diesem gefährlich werdende Glieder rechtzeitig entfernen. Dieser allgemein gültige Gedanke, der bekanntlich auch in der Bibel seinen Ausdruck findet, bestimmte den Archonten Drakon, über Müßiggänger, die nur am Marke des Staates zehrten, ohne die durch sie verbrauchten Werte durch Arbeit wieder zu ersetzen, die Todesstrafe zu verhängen, um sie zu beseitigen. Solon aber blieb völlig im Geiste seiner Gesetzgebung, auch als er die Strafe milderte und die Drohnen am Staatskörper nur mit der Atimie, dem bürgerlichen Tode, bestrafte, sie des Rechtes beraubte, den Markt und die öffentlichen Versammlungen zu besuchen, Prozesse zu führen oder Klagen vor Gericht zu bringen. Die Ansicht, daß das Leben staatsfeindlicher Bürger stets und unter allen Umständen zu vernichten sei, war noch zu den Zeiten des Plato so allgemein, daß dieser im Protagoras den Zeus zu Hermes sagen lassen kann: „Sage den Menschen, wer an den beiden Haupttugenden, der Gerechtigkeit und der Ehrfurcht, sündigt, der soll als eine Pest des Staates getötet werden." Darum behielt auch Solon von den Gesetzen des Drakon alle jene bei, die im Interesse der Volksherrschaft lagen, und milderte sie nicht. Und bei vielen anderen bedurfte es überhaupt keiner Milderung. So atmen zum Beispiel jene Gesetze, die dem Mörder die Flucht gestatteten und selbst die Konfiskation seiner Habe verboten, sofern er nur in Zukunft jede Berührung mit dem Vaterlande sorgfältig mied, einen Geist der Milde, der gerade um dieser Milde willen uns die — — Drakonischen Gesetze fast unverständlich macht!

Es bleibt als drittes Argument der Aufstand des Kylon. Zugegeben muß werden, daß dieser Aufstand die unmittelbare Reaktion auf die Gesetzgebung des Drakon war und ausbrach, als diese Gesetze, die auf den Gesetzessäulen eingegraben, zum ersten Male dem Volke schriftlich vorlagen und ihm die Strenge, unter der es litt, vor Augen führten. Daß dieser Aufstand somit als die erste Folge der Drakonischen Gesetzgebung angesehen werden muß, ist sicher. Sicher ist aber auch, daß die Empörung gegen die „Blutgesetze" nicht das Hauptmotiv des Kylon war. Er, der Sieger der Olympischen Spiele, der Schwiegersohn des Tyrannen von Megara, verfolgte weit persönlichere Zwecke, als den, das Volk von diesen Gesetzen zu befreien. Er wollte sich der Alleinherrschaft bemächtigen. Dies erkannte das Voll, das ihm bis zur Überrumpelung der Akropolis Gefolgschaft geleistet hatte, rechtzeitig genug. Unmittelbar nach der Erstürmung der

Burg schlug die Volksstimmung um und, in der richtigen Erkenntnis, daß es aus der Tyrannei der strengen Gesetze, die immerhin Gesetze waren und für alle galten, unter die weit drückendere Tyrannei des Usurpators gebracht werden sollte, setzte sich das Volk gegen Kylon zur Wehr, schloß ihn in der Akropolis ein und belagerte ihn. Bekanntlich gelang es ihm und seinem Bruder, zu entfliehen, worauf seinen Anhängern, die am Altar der Athene ein Asyl gefunden hatten, freier Abzug versprochen wurde. Lediglich die Tatsache, daß die Eupatriden dieses Versprechen treulos brachen, die Gefangenen töten ließen und so schwere Blutschuld auf sich luden, ließ den Parteikampf zwischen ihnen und dem Volke aufs neue entbrennen, ein Kampf, der schließlich mit dem Sturze der Eupatriden endete und so den Weg bahnte für eine neue, humanere Gesetzgebung, die im Geiste der nun zur Regierung gelangenden Volkspartei gehandhabt werden konnte. Würden die Eupatriden nicht in maßloser Willkür das von Drakon selbst anerkannte Schutzrecht im Heiligtum der Eumeniden verletzt und so den Zorn der beleidigten Götter auf das Land herabgerufen haben, dann würden vermutlich die Gesetze des Drakon längere Zeit Geltung gehabt haben. Ihre Härten wären nach und nach gemildert worden, entsprechend dem Zeitalter, und das Gedächtnis des Drakon würde uns überliefert worden sein als das eines gerechten und weisen Gesetzgebers, gleich dem des Lykurg, dessen Gesetze nicht weniger blutig und nicht mehr gerecht waren.

I. von Lagin:

Die Zeit.

Ich eile, ich weile, Ich richte, vernichte,
Ich teile und heile, Ich schlichte und sichte
Begrabe all' Habe Das Echte und Schlechte,
In ewigem Meer; Verfechte das Recht;
Ich halte das Alte, Ich lähme, beschäme,
Gestalte, erkalte; Verfeme Bequeme —
Im Werden der Erdcn Den Geistern, die meistern,
Ich Neues gebär'. Gehör' ich als Knecht.
Kann raten den Staaten,
Reif' Saaten und Taten,
Wieg' Kummer in Schlummer
Und läutre das ?eid;
Ich gebe, erhebe,
Belebe und webe,
Und bringe — verschlinge
Das Gestern und Heut.

Therese Lehmann-Haupt:
Griechische Reisebriese.
Athen, den 21. April 1912.
Da sind wir wieder „daheim", denn so war uns allen zumute, als wir unser liebes, tüchtiges griechisches Schiff „Ismini" im Piräus verlassen mußten, nachdem an Bord noch ein großes Händeschütteln stattgefunden und man manch gutes Wort vernommen hatte. Nun hören wir wieder Bahnen pfeifen, treten — o weh — auf Pflaster, atmen Luft, die andere ausgeatmet haben — aber glorreich webt die Erinnerung uns die köstlichen, fast unirdischen Bilder vor die Seele. Und trifft man sich mit Inselgenossen — so ist's zuerst ein stiller, fast scheuer Gruß: „Wir erlebten Hohes, Heiliges miteinander" —, eine tiefe Weihe umwebt die fünf Tage, die — leider — hinter uns liegen.
Aber zur Tat: Am Dienstag, den 16., früh um 7 Uhr, begaben wir uns an Bord unserer „Ismini". Dort erhob sich eine Schlacht um die Kabinen, aber auf ein geheimes Winken des Herrn Oikonomos verhielten wir uns still — und er schloß uns denn auch in einem ruhigen Augenblick unsere Kabine auf, um die wir manches Mal beneidet wurden; aber wir hatten so viel Personen für die Fahrt geworben, daß uns diese kleine Bevorzugung schon zukam. Neben einem bequemen Sofa und guten Betten hatte sie nämlich den Lurus einer eigenen Waschgelegenheit nur für uns — sonst hatten immer nur zwei Kabinen ü, zwei oder drei Betten eine zusammen, was natürlich zu den komischsten Szenen führte. Feierlichst wurden abends die Waschstunden untereinander verabredet, aber — gingen die Uhren verschieden, oder welche Mißverständnisse sonst vorliegen mochten — immer überraschten sich die Parteien. Eine famose Russin, Frl. P . . . ., stellte sich gleich als frühere Hörerin meines Mannes und Teilnehmerin eines Studenten-Bierabends in Berlin bei uns vor — und unser Herr „Doppeldotter" sagte zu uns: „Ich bezahle zwar eine Kabine mit drei Betten für mich allein, habe aber trotzdem mit der gegenüberwohnenden Russin nur eine Waschschüssel; wie gut, daß ich, sowohl mein Bett, wie alle sonstigen Toilettengegenstände in Gummi bei mir habe". Alles war, trotz des enormen Preises, gänzlich primitiv, und man mußte Seekrankheit heucheln, um wenigstens ein Ausgußbecken zu bekommen. Wir entdeckten auch gleich Schwaben in unserer Kabine, nahmen sie aber sehr geduldig hin, als uns andere Mitreisende von noch viel unangenehmeren Mitschläfern berichteten. Überhaupt — der materielle Anfang war so mordsmäßig schlecht, daß unser „Doppeldotter" berechtigten Krach machte — und siehe da, es wurde dann auch besser, und über Kleinigkeiten, wie ranzige Butter, in Zeitungspapier gewickeltes Frühstück etc. lernte man hinwegsehen.

Wir waren dreißig Personen, und befanden sich auch einige minder begeisternde Persönlichkeiten darunter, wie obiger Freund mit seinen übertriebenen Ansprüchen und Unzufriedenheiten — oder eine recht hysterische, überkokette ältliche Französin, die daheim ein Palais in den (Hamp» NI?8se», Autos etc. hatte und mit Iungfer und — leider — Bildungstrieb behaftet war, sowie das gutherzige, aber geschwätzige Frl. Z., die unentwegt mit verblüffender Selbstverständlichkeit ihren Vorteil suchte — so waren doch die meisten Personen angenehm und anregend, wenn nicht sogar hervorragend durch Geist, Gelehrsamkeit und erfreuliche Umgänglichkeit.
Unendlich rührend und lieb war mir der immer zufriedene, freundliche, fast achtzigjährige Professor 3. mit seinen frohen, blanken, blauen Augen, den frischen roten Bäckchen über dem grauen Stoppelbart, der Griechenland zum etwa dreißigsten Male bereiste. Er trug eine große, altertümlich gestickte Reisetasche an scheußlichen Riemen und Stricken vorn über die Brust herniederhängend, daran einen Zettel mit sehr deutlicher Namensschrift, einen grauwollenen gestrickten Schal um den Hals und ein Plaid. Daß seine Wäsche meistens vom Mantel bedeckt war, war gut, und auf seinem Rock lag fingerdick der Staub; er hatte eben keine Bedürfnisse und antwortete mir einmal nach einem entbehrungsreichen Marsch auf meine Frage, ob er denn keinen Hunger habe, ganz ernsthaft: „Oh nein, — wie sollte ich — wenn ich reise, brauche ich keine Mahlzeiten. Ein mitgenommenes Stück Brot ist lange gut". Wie schrecklich materiell kamen wir mir dagegen vor! Einmal kam Frau Prof. Kl. ganz aufgeregt an: „Prof. 3. ist in der Rauchkabine und bürstet si ch". Ich flog hin — da war es schon wieder vorbei. Auf der Erde lag die Bürste, und er saß tief versunken in ein Buch, indes sich ein handgroßer schwärzlicher Fleck auf seinem Rock von der Staublage abhob. Aber wir liebten ihn alle.
Solange wir noch im Piräus lagen, packte ich schnell aus, und so waren wir bereit zum Genießen. Endlich, selbstverständlich mit zweistündiger Verspätung — fuhren wir ab. Das Meer war veilchenblau, ein leiser Wind warf blitzende Schaumwellen auf, und wir fuhren wieder an Psyttaleia und Salamis vorüber. Schon tauchte Aegina auf — das Meer wurde weiter und weiter — und die großzügigen Formen der herrlichen Insel wurden deutlicher. Dann warfen wir Anker, und das Ausbooten begann mit reichlichen Spritzern und Schaukeln und vielem Geschrei, und während wir in den Barken, die mit bunten Stoffen ausgelegt waren, dem Strande zufuhren, wurde es dort und auf allen Felswegen lebendig: Malerische Gestalten erschienen auf dem Gestein, geleitet von Maultieren und Eselchen, die sie mit lauten, orientalisch-lebhaften Zurufen bergab jagten. So trabte es die Zickzackpfade herunter, immer mehr und mehr tauchten auf, oft liefen die jungen, ungezäumten Füllen daneben, und bald wimmelte der felsige Strand davon. Dazwischen rauschten hohe Palmen, Pinien — und aus den Felsen wuchsen, reiche Früchte tragend, die Feigenbäume.

Agaven, mit ihren breiten, fleischigen, silbergrauen Riesenblättern mit dornigem Rande faßten die Wege ein — Artischocken, Tomaten, und die mächtigen Weinstöcke blühten unscheinbar, aber süß duftend, und daneben feierten Mohn, im feurigsten Rot, goldgelbe Chrysanthemen, blaue Staticae und unzählige andere Blumen wahre Farbenorgien.
„Beim Reiten und bei der ^adls ä'Küte hört jede Höflichkeit auf." Und wie der galanteste Herr seiner Dame das letzte Stück Fisch gemütsruhig fort, ißt, wenn es ihm eher gereicht wird, so stürzt sich jeder auf das ihm am besten scheinende Maultier oder Eselchen und sieht, daß er den weichsten Sattel bekommt. Ohne viel Kenntnis hatte ich's gut getroffen und vor allen Dingen war mein Führer ein prächtiger junger Kerl, mit einem Paar Augen, leuchtend wie die Oliven, wenn sie recht schwarz und reif sind. Und dann ging's bergan — durch eine Märchenwelt: Über steinige, steile Pfade — durch Wälder von rosa und weißen Cistusrosen, die den süßesten Duft ausströmten, dazwischen, mit hängendem Gold beladen, Ginsterbüsche, so hoch fast wie Bäume. Durch Olivenhaine und Pinienwälder, die ein ganz helles, maiiges Grün zeigten — an antiken Gräbern und Kapellen vorbei. Auf einem schroffen Felshügel alte Burgruinen — immer höher durch Schutt und Rosen bis zum Tempel der Göttin Aphaia, den wir so gut durch Lucy du Bois-Renmonds schönes Aquarell kennen. Wundervoll ist auch hier der goldbraune, warme Ton, den der Marmor angenommen hat.
Überwältigend ist die Aussicht^ Zu beiden Seiten, fast ringsum, das tiefblaue Meer — unten weit in blauer Ferne lagernd Attika bis zum Kap Sunion. Nachdem Sotiriadis uns alles eingehend erklirrt hatte, ging's wieder hinab. Mein bildhübscher Führer hat sich mit seinem netten Tierchen bis dicht an mich herangedrängt, und er ist augenscheinlich traurig, daß ich bergab lieber gehe. Er hält sich immer neben mir — bei höheren Steinen hält er an und bedeutet mich, wie leicht ich da in den Sattel kommen könne. Wunderschöne halbwüchsige Mädchen, ein weißes Tuch über das dunkle Haar gelegt, folgen uns auf Schritt und Tritt. Ich photographiere die schönsten, gebe einige kleine Münzen und sofort bringen sie alle Blumen und ich muß sie nehmen — auch echte Rosen, Nelken und Iris aus ihren Gärten. Wie schön und sanft sind ihre Augen, wi« liebreizend und anmutig und freundlich geben sie sich.
Endlich sitzen wir wieder in den Barken, und während unsere noch am Ufer hält, nehmen die Mädchen Rosen aus ihren Schürzen und werfen sie auf uns — das ganze Boot ist gleich wie bestreut. Sie erwarten keine Belohnung mehr — aus freundlichem Herzen für den Gast, den Fremden, der aus weiter Ferne kam, um sie und ihre Heimat zu sehen, geben sie ihm, was sie Schönes haben. Wie in einem holdseligen Rausche schifften wir weiter; auf der „Ismini" wurde gefrühstückt — 1 Uhr — und nachmittags besuchten wir noch das Kap Sunion mit dem weißen Tempel des Poseidon. Sehr schwer war dort die Landung, und

über Tuff-Felsen mit wildem Stachelgesträuch mußten wir aufwärts klimmen. Auf den spitzen Steinen schmerzten die Füße bald. Doch sonst standen wir bei den oft sehr großen Anstrengungen unsern Mann — und ich muß annehmen, daß mich die vielen englischen Treppen so gut trainiert haben.

Hier wieder eine andere Vegetation — fremd und wild. An die blendend weißen Marmorsäulen gelehnt, in deren einer Byrons Name eingegraben ist, sahen wir die Sonne blutrot ins Meer tauchen, und man mußte ganz still werden angesichts der überwältigenden Pracht ringsum. Wir sahen die Küsten des Peloponnes und gedachten der Schiffer, die, wenn sie um das Kap Sunion herumgelenkt waren und sich Athen näherten, von der Akropolis her die Lanzenspitze der Athena Promachos blinken sahen.

Nicht ganz leicht war die Einbootung, und froh, allerlei Fährnisse überstanden zu haben, ließen wir uns auf der „Ismini" unser Mahl gut schmecken und legten uns auch sofort hin, da das Meer anfing, stürmisch zu werden. Es gelang uns auch, die etwas stark bewegte Nacht glücklich zu überschlafen, und früh um 6 Uhr legten wir vor Delos an.

Die Ausschiffung dort soll immer schwierig sein: Wir ankerten zwischen der größeren Insel Rheneia und Delos, und in diesem Sunde ist der häufige Nordwind besonders bedrohlich. An einer zum Teil noch antiken Mole brach sich die schäumende Brandung über zerklüftete Felsen hin hoch aufspritzend, und diesen wundervollen Anblick hatten wir den ganzen Tag von der Höhe der Insel herab.

Wieder andere Blumen und Gewächse: Wilde Malveu, hohe Gladiolen, Natternköpfe und ein Duften und Wuchern ringsum, aber den ganzen Tag starker Wind. !, ^

Das Trümmerfeld von Delos ist wohl das ausgedehnteste, das bisher in Griechenland ausgegraben ist, und Sotiriadis hielt in seiner begeisterten Art die feurigsten Ansprachen. Unerhört viel Interessantes für Archäologen bietet es, aber auch ein mittelgebildeter Mensch fand sein Recht.

Da war der heilige See — an dessen Ufer Leto, an eine Palme gelehnt, den Apoll und die Artemis geboren haben soll. Die Insel Delos aber war eigens zu diesem Zwecke aus dem Meere aufgetaucht, da die bestehende Erde durch einen Fluch der Hera gezwungen war, eine Stätte für die Geburt zu verweigern. Mit jener Palme verglich Odysseus die Nausikaa.

Delos ist ungeheuer schwer aufzufassen und daher auch zu schildern. Das Programm war römische Stadt, uraltes Heiligtum auf dem Berge Kynthos, ältere Stadt. Ehe die Griechen sich hier ansiedelten, bewohnten Karer, ein kleinasiatisches Volk die Insel; wie alle Ur-Kleinasiaten waren sie besonders gewandt in der. Bearbeitung des lebenden Felsens und verstanden es, riesige behauene Felssteine zu Mauern, Giebeln ete. aufzutürmen. Ein solcher Bau aus mächtigen Felsen, dem Löwentor in Mykene vergleichbar, ist die Grotte des Apoll. Ein riesiger Giebel über einer Felsschlucht errichtet, davor eine Terrasse,

die in ihrer jetzigen Gestalt wohl schon einer späteren Zeit angehört. Qben auf dem Kynthos-Berge ist eine wundervolle Aussicht, man sieht u. a. Mykonos, Naros, Paros. Auf der Spitze sind eine Anzahl sehr interessanter Anlagen aus der Zeit der Ptolemaeer, u. a. ein Tempelrest mit einer großen Inschrift in Mosaik.

Nun wieder hinab zur alten Stadt! Diese ist jammervoll zerstört, von den Tempeln und Schatzhäusern sind nur die Grundmauern erhalten, keine einzige Säule steht mehr und es macht Mühe, sich vorzustellen, daß Delos einst das Zentrum der ionischen Kultur gewesen — daß hier auf der glänzenden Messe all der Reichtum und all die Pracht des kleinasiatischen Ioniertums entfaltet worden. Die neue Stadt stammt aus der Zeit, da Delos von den Römern zum Freihafen erklärt war; Magazine, Privathäuser, Docks, Tempel für fremde Kulte sind da aneinander gereiht mit teilweise höchst interessanten und wundervollen Details, wie jenem Mosaik, das ein Phönikier aus Arvad nach der Inschrift, die er beigefügt hat, schuf, oder jenem anderen, das einen Bacchus auf einem Tiger in besonders schöner Arbeit darstellt. Auch ein reizendes Brunnenhäuschen sei nicht vergessen.

Im Museum von Delos wurde ein Mahl genossen. Aus großen mitgebrachten Körben wurde jedem sein Frühstück eingehändigt: zwei Eier, ein Stückchen Fleisch, wie immer, Hammel — trocken Brot — etwas Käse — eine Orange. Amüsant war die Szene: Wir saßen auf marmornen oder steinernen alten Bildwerken aus den Heiligtümern — ich hatte meinen Anteil auf einer uralten Sphynr aufgebaut; zu achten tranken wir aus einem Becher — und in der Tür standen, die Finger genau so im Munde haltend, wie die Kinder bei uns — die Nachkommen der Heldengeschlechter und erfreuten sich nachher innig an den Resten. Der sehr eingehenden Führung durch das Museum entzog ich mich größtenteils und hielt lieber draußen, auf einem etwa dreitausend Iahre alten Steinblock sitzend, eine lange köstliche Siesta — die antike Stadt unter mir —, ringsum das Meer mit der Brandung vor mir, und über mir einen unerhört blauen Himmel.

Etwa um 5 Uhr langten wir wieder, nach sehr stürmischer Ausbootung, wobei wir zwei gehörige Sturzwellen bekamen, „zu Hause", nämlich auf der „Ismini" an. Dann ein bißchen Toilette, freundliches Leben an Bord, gegenseitiges Zeigen und Vergleichen der „gefundenen" Altertümer — natürlich nur Scherben — heiteres Mahl, und dahinter sofortiges Zubettgehen mit köstlichem Schlaf bei offenen Kajütenfenstern, zu denen die Sterne hineinleuchteten. Um 12 Uhr etwa erwachten wir, als die Anker aufgezogen und die Maschinen zu rattern begannen, wurden aber gleich wieder in Schlaf geschaukelt. Früh um 4 Uhr mußten wir heraus. Mein Mann erlebte noch den Sonnenaufgang und die wundersame Einfahrt in die Bucht von Santorin, aber Damen dürfen sich so früh an Bord nicht zeigen, weil es den Herren da erlaubt ist, sich in jeder,

noch so bequemen Toilette zu bewegen. Und bald lief auch schon unser Schiff vor Thera an, d. h. mitten im Meer lag es still, da es wegen der ungeheueren Tiefe des Kraters nicht ankern konnte.

Thera, uns so gut bekannt durch Hiller von Gaertringens Forschungen und sein Prachtwerk darüber, baut sich hoch über dem Meere auf und bildet mit der gegenüberliegenden Insel Therasia, einen großen Kraterring. Das ganze Meer innerhalb — wir waren schon zirka drei Stunden hindurchgefahren — ist ein eingesunkener Krater, und noch immer muß der Vulkan tätig sein, denn es steigen immer wieder Inseln auf — eine kleine vor uns liegende im Iahre 1866. Dort ist das Wasser so heiß, daß Eier, die man in einem Netz hineinhält, in einer Minute gar sind.

Nach schnellem Frühstück gings an die Ausbootung und übersprudelnd heiter war dabei, trotzdem stellenweise wirkliche Gefahr vorhanden war, die Stimmung. Der Meereskrater soll hier 300 Meter tief sein, und die Boote schaukelten ganz wüst bei dem Sturm und füllten sich mit Wasser. Einen fliegenden Fisch sahen wir und eine, von nächtlichem Fischfang heimkehrende Barke mit Riesenlangusten, Polypen und lauter seltsamen Fischen.

Theras landschaftliche Reize sind von berückender Schönheit, obwohl sie zum Teil ins schreckhaft Großartige ausarten. Ganz oben auf dem Berge liegt die Stadt, jetzt Phira gesprochen, aber unten an der Marina sieht man neben alten Höhlen kleine Häuser, die ganz eigentümlich, röhrenartig und weißleuchtend gebaut sind. Ein heiteres Leben — wunderschöne Männer und Frauen, und von oben trabte es wieder herab den schmalen, mit Mauern und Agaven eingefaßten Zickzackweg — all die Esel und Maultierchen, von prächtigen Führern geleitet. Wieder der Kampf um die besten Reittiere und Sättel, wo der Freund den Freund nicht kennt. Ein feines Tierchen hatte ich erwischt, verständige mit den Augen den Führer, da legt Herr „Doppeldotter" seine breite Hand darauf und sagt in tadellosem Neugriechisch zu dem braunen Iungen: „Ich gebe Ihnen drei Drachmen ertra, aber Sie dürfen das Tier keinen Augenblick loslassen und müssen mir immer zur Seite bleiben". Und dann zu mir, die geknickt daneben stand: „Sehen Sie, das sind so meine Prinzipien auf der Reise. O ja, ich weiß, wie man mit dem Volke umgehen muß!" So trabten sie davon, und ich mußte das letzte, schlechteste nehmen, das erst nicht von der Stelle wollte und dann plötzlich in einen mir unbehaglichen Trab verfiel. Es ging auch nie in der Mitte des Weges, sondern drängte entweder so dicht an die kantigen Steinmauern heran, daß meine eine Außenseite ganz abgeschabt wurde, und dann wieder war es ganz besessen auf die Abhänge, die recht schroff und steinig und hoch waren. Es ging ausgerechnet immer ganz knapp an ihrem Rande, und mein Mann war verschwunden und rief mir, ohne meine Leiden aus der Nähe sehen zu können, von irgend einer erklommenen Höhe Ausrufe des Entzückens zu. Dazu war mein

Führer entsetzlich schmutzig, obgleich ganz klassisch schön, und ich war bei unvorhergesehenen Sprüngen mehr als einmal genötigt, ihn zu umarmen. Aber allmählich lernten mein Tierchen und ich uns kennen, alte, halbvergessene Reiterkunststückchen fielen mir ein, und als mir später, zu einem zweistündigen Ritt ein Wechsel erlaubt war, behielt ich meinen mir lieb gewordenen Kameraden.
Wie die kleinen Reittiere die Wege finden — ganze winzige feste Pünktchen zwischen losem, rollendem Steingeröll — steil bergan — und was noch unangenehmer ist — bergab — und dabei noch Lasten tragend, wie mich, ist mir rätselhaft.
So durchritten wir das den Felsabhang krönende Städtchen Phira und langten endlich ganz oben vor dem Museum an. Es enthält hauptsächlich Hiller von Gaertringens Funde, Skulpturen und Vasen — letztere vielfach mit sehr eigenartiger Bemalung —, aber auch — als das Interessanteste — Funde mykenischer Zeit, die unter einer Lavaschicht gelegen haben, an den beiden Ecken der Kraterbresche zwischen Thera und Therasia, woraus man schließen kann, daß ein Ausbruch — vielleicht gerade der, bei dem die Bresche entstanden ist, nach der mykenischen Zeit — also nach zirka 1200 v. Chr. — stattgefunden hat.
Nach der Besichtigung bestiegen wir wieder unsere Tierchen, die uns höher und höher trugen zum höchsten Gipfel der Insel, dem Hagios Elias, vor desse« weit ausgebautem, von Wein-, Feigen- und Gemüsegärten (Artischocken und Tomaten) umgebenen Kloster uns der würdige Abt begrüßte. Händler brachten uns den köstlichen, starken Santoriner Südwein, wir nahmen unser mitgebrachtes Frühstück im alten Refektorium ein und gingen dann ans Besehen der Klosterherrlichkeiten. Uns Damen allein wurden die wundervollen Meßgewänder — Purpursammet mit schwerer Gold- und Silberstickerei — gezeigt, und dann erklommen wir die hohen Terrassendächer, von wo wir eine überwältigend schöne Aussicht hatten.
Die alte Stadt Thera liegt auf einer vom Hagios Elias durch eine tiefe Einsattlung getrennten Höhe. Der Abstieg zur Sellada, dem „Sattel", und die Kletterpartie zum alten Thera hinauf waren so steil und unwegsam, daß wir uns lieber auf unsere eigenen Füße verließen! Höchst merkwürdig ist die hohe Lage dieses Dorerstädtchens, von dem aus einst die Cyrenaika kolonisiert wurde, um deretwillen gerade jetzt der Kanonendonner im Agäischen Meere und in den Dardanellen erschallt. Und nun begann Sotiriadis' Führung durch die zum Teil gut erhaltenen Trümmer. Ein Gymnasium mit Schulbänken, die aus dem Steinfelsen ausgehauen sind — rings im Halbrund und amphitheatralisch emporsteigend. Immer wieder blieben einige Damen erschöpft zurück. Madame P. ließ sich von einem rührend geduldigen Kollegen aus Dublin buchstäblich schleppen — Frl. Z. hatte erst mit jedem seine Orange mitgegessen und war dann zurückgegangen, und hier am Gymnasium streikte auch ich.

Mein Mann berichtete mir später mancherlei vom Heiligtum des Apollon Karneios, von den Festbräuchen und ihren Spuren, von den uralten, in die Felsen eingegrabenen theräischen Inschriften.

Der Abstieg zum Strande — unsere „Ismini" war um die Insel herumgefahren und erwartete uns hier außerhalb der Kraterbucht — war geradezu halsbrecherisch. Als wir endlich am Ufer, nahe bei einer schmucken, neugebauten Moschee anlangten, erfreuten uns wieder liebreizende Mädchen mit Blumen. Wegen Sturmes konnten die Barken nicht ans Ufer kommen, und wir mußten über einen schiefliegenden, buchstäblich kippenden Balken ziemlich weit ins Meer hineinbalancieren, doch waren wir in unserem ersten Boote nach all den überstanden en Fährnissen von übersprudelnder Fröhlichkeit.

Für die Nachkommenden, die älteren Herren und Damen, soweit sie noch vorhanden waren, wurden dann Träger besorgt, und unser „Doppeldotter" wurde auf seinen Befehl von Zweien an Kopf und Füßen hinübergetragen, diese bekamen auch schon vorher ihr „Trinkgeld", doch erschienen sie mir gleich beängstigend übermütig, und ich sah aus meinem Boote genau, wie sie an der tiefsten Stelle ein wenig „bimbam" mit ihm spielten. Seine aufgeregte Empörung kannte nachher keine Grenzen; außerdem vertraute er mir an, daß der „vermaledeite Hund von Maultierführer", genannt Sokrates, mit seinem „Taler" in der Tasche ihn auf halbem Wege verlassen und einem andern, ebenso raffiniert aussehenden Griecken überliefert hätte. Diesem habe Sokrates allerlei zugeraunt, was ihn veranlaßte, das bis dahin fromme Tier durch richtige Teufelskünste so aufzuregen, daß es ihn hart an einem Abgrund abgeworfen. Da sie schließlich gänzlich isoliert waren und niemand sein Schreien gehört hätte, wäre ihm nichts übrig geblieben, als den Betteleien um weitere drei Drachmen nachzugeben, worauf das Tier plötzlich wieder tadellos gegangen sei. Diese Erzählungen erhöhten die Heiterkeit unseres Zusammenseins an Bord. Um 11 Uhr war Abfahrt — es folgte eine schwankende Nacht —, dann allgemeines Aufstehen um 6 Uhr, als wir vor Kreta lagen. —

O dieser Tag — der schönste fast von allen!

Mein Mann hatte Kreta „herangewacht" und schilderte mir, wie aus der Dämmerung zuerst ein vorgelagertes kleines Felsen-Eiland und dann, nach einiger Zeit, anfänglich nur ganz schwach, die Umrisse der ersehnten Insel aufgetaucht waren. Nun grüßte uns, als unsere „Ismini" im offenen Meere nahe der Insel Anker warf, das schneebedeckte Haupt des Ida, wo Zeus in einer Grotte von den Nymphen erzogen ward, und mehr im Osten das Diktäische Gebirge, in dem er der Sage nach geboren sein sollte; zwischen beiden der Gipfel des Iukta, die Stätte „seines Grabes". Als wir uns in den Booten näherten, lag vor uns ein kleiner Hafen, durch hohe im Meer aufgerichtete Mauern und Türme abgegrenzt — mit zierlichen griechischen und türkischen Schiffen —, über der Stadt Minarets aufragend.

Zuerst stürzte alles zur Post, und wie glücklich war ich, als ich ein von meinem Manne tags zuvor von Thera aus heimlich bestelltes Telegramm „Sonnenschein" von daheim vorfand. Am Abend vorher war's aufgegeben — fern, fern am Ostseestrand. Wir gaben in unserer Freude eine ganz unerlaubte Summe aus für kretische Marken in allen Werten, die mit „Hellas" überstempelt waren (und so die nun vollzogene Vereinigung der Insel mit Griechenland vorwegnahmen).
Vor dem Hotel in Kandia standen unsere Wagen und fort ging's durch die bunteste Stadt, die ich je gesehen. Die Kaffeehäuser, vor denen auf freier Straße sich alles orientalische Leben abspielt, die türkischen und kretischen Trachten, die Männer aus langen Wasserpfeifen rauchend, die verschleierten Frauen, die Handwerker an der Straße — Schmiede am lodernden Feuer — Köche in offenen Küchen — Bäcker, große Brote in Kringelform backend — dazu der verwirrende Schwarm der Verkäufer, die Bazare. — Wir fuhren langsam hindurch — dort ein Harem mit blühenden Kaktustöpfen — eine Verschleierte zeigte sich und warf mir eine große rote Blüte zu, sie sehmückte mich nachher den ganzen Tag. Maulesel mit Hammelhäuten voll Wein und Öl oder Körben mit Orangen, Nespoli etc. Am Kirchhof mit seinen unzähligen Denkmälern vorbei: die Männer haben einen roten Fez oder einen Tnrban auf ihren Gräbern, die Frauen Blumen. Und stellenweise auch hier auf dem Grab einer Iungfrau der „Brautkrug", ein tönernes Gefäß von antiker Form, in dem sie für die Lebende das Wasser zum Brautbad bringen, und den sie nun der Gestorbenen leer aufs Grab setzen. Weiter ins Freie durch lange Alleen von fruchtbeladenen Mandelbäumen, — dann Orangen, Feigen — leider alles noch nicht reif —, durch Wiesen voll hochblühender gelber Chrysanthemen und rötlicher Gladiolen — wilde Iris, Reseda — eine unglaublich aufregende Flora.
Und dann Knossos! Kreta ist ja die Heimat der ältesten Mittelmeer-Kultur, älter als die mykenische, und Evans hat in den großen Palastanlagen des Königs Minos deren Kernpunkt aufgedeckt. Nun wurde wieder fleißig „gearbeitet", verglichen — Sotiriadis hielt feurige Reden, und ich strengte meinen armen Kopf und Geist an, um mir von der ungeheueren, an Sälen und Gemächern in mehreren Stockwerken überreichen Palastanlage von Knossos, in der man anfänglich das Labyrinth wiedergefunden zu haben glaubte, ein bißchen einzuverleiben. Aber am meisten freute mich sträflicherweise, als ich im Knossospalast, im Megaron der Königin an einer Säule ein Schwalbennest entdeckte mit vier jungen Schwälbchen darin. Ich blieb still zurück und erlebte es dann, daß die Mama kam und ihre Kleinen im Königsgemach mit einem zappelnden Käferchen fütterte, und da dachte ich mit Sehnsucht an zwei andere Schnäbelchen, die ich wohl auch mal wieder mit recht was Gutem füttern möchte, wenn ich auch weiß, wie prächtig das eine andere liebe Schwalbentante besorgt. Aber ich kaufte dann in Gedanken daran von einem spekulativen Kreta-Knaben, der uns in richtiger

Ausnutzung der Konjunktur mit seinen Zuckerwaren auf die Ruinenstätte gefolgt war, reichlich Lukum.
Von der Höhe der alten kretischen Kultur geben gerade die Gemächer der Königin einen lebendigen Begriff. Neben dem Badezimmer fehlt auch das nach modernsten hygienischen Prinzipien eingerichtete ^V. I^. nicht. Man denke — etwa 4000 Iahre vor unserer Zeit!
Im Thronsaal des Königs bot der Thron des Minos eine besonders bequeme, jetzt schon vielfach nachgeahmte Sitzgelegenheit. Ein ähnlich gearbeiteter Sitz steht in einem Raume außerhalb des Palastes, der Stätte, wo Minos — ob seiner Gerechtigkeit später Richter der Unterwelt — den Kretern Recht sprach.
Auf Pfeilern und in den Wänden mancher Räume des Palastes findet man, häufig wiederholt, das Zeichen der Doppelart eingegraben, das Symbol des Sturm- und Wettergottes, der in Kreta auch stierköpfig vorgestellt wurde. Bei den Karern, mit denen die alten vorgriechischen Kreter verwandt waren, heißt die Doppelart Labrys, daher der Name Labyrinth für das Heiligtum des stierköpfigen Gottes, des Minotauros (d. h. des Minos-Stiers). Zu seinen und der „sehr heiligen" Gottheit Ariadne Ehren wurden in diesem Heiligtum vielverschlungene Reigentänze aufgeführt, deren „labyrinthische" Muster bis in späte Zeiten das Wappen von Knossos bildeten.
Die in Mykene gefundenen zahlreichen Darstellungen von Stierköpfen, zwischen deren Hörnern eine Doppelalt emporragt, liefern zusammen mit der in Kreta und dem griechischen Festland ganz übereinstimmenden Technik und Bemalung der Tongefäße den handgreiflichsten Beweis dafür, daß die mykenische mit den späteren Stadien der kretischen Kultur identisch ist.
Die Fresken, mit denen die Wände des Palastes zu Knossos ausgeschmückt waren, zeigen uns mehrere Darstellungen von Heiligtümern, in denen teils Stierhörner, teils Doppelbeile charakteristisch hervortreten. Ein anderes Fresko zeigt ein „labyrinthisches" Mäander-Muster, ähnlich dem, wie wir es auf den späteren Münzen von Knossos finden.
Diese — übrigens nur kleinen — Fresken bilden jetzt eine der Zierden des wundervollen Museums in Kandia, dem der Nachmittag geweiht war.
Ihnen gesellen sich die herrlichen, in den geschmackvollsten bunten Mustern bemalten Kamares-Vasen und die Arbeiten in Stein und Metall, unter denen die Weiheschilder aus Bronze hervorragen. Und wie als Wahrzeichen eine große bronzene Doppelart in dem Hauptsaal aufgerichtet ist, so findet sich dieses Symbol der minoischen Zeit als Einzelstück oder dekorativ verwendet immer wieder in diesem Raume, der die Ausgrabungen der Engländer in Knossos und vielen anderen Städten des nördlichen und nordöstlichn Kreta und die der Italiener in Phaistos und den benachbarten Örtlichkeiten im Süden der Insel vereinigt.
Als mein Mann und andere Spezialisten sich zu sehr vertieften, ging ich mit

einigen Gefährten, die gleich mir nach frischem, warmem Leben dürsteten, durch die Bazare, wo wir einige Einkäufe — Rosenkränze, Perlmutterkreuze aus Ierusalem etc. — machten. Ach die Menschen in Kreta — besonders die Männer! Diese Schönheit — die Augen, der Wuchs, den auch der wenig kleidsame, weit herabhängende Bausch, in den, gleichsam wie in einen Frauenrock, die Hose nach hinten ausläuft, nicht ernstlich beeinträchtigt, und die bestrickende Liebenswürdigkeit. Leidenschaftlich gern lassen sie sich Photographie«n, und einen bildschönen Polizisten, der meinem Mann ein soeben gekauftes türkisches Messer fortnehmen wollte, da die Ausfuhr von Waffen nicht erlaubt sei, beschwichtigte ich sofort, indem ich ihn knipste. Ich hatte aber gar keinen Film mehr, tat es nur zum Schein, und daher war es mir doch recht peinlich, als er bei der Abfahrt atemlos ans Boot gerannt kam und mir seine Adresse brachte, damit ich ihm einen Abzug schicken könnte. So bat ich einen Freund, eine andere Aufnahme zu machen. Nachdem wir uns dann noch klargemacht hatten, daß wir hier auf Kreta von den drei Erdteilen Europa, Asien und Afrika gleich weit entfernt waren, verließen wir dieses, uns Nordländer berauschende Fleckchen orientalischer Erde.
Gegen Abend kamen wir auf unserer „Ismini" an, der Sturm hatte sich gelegt, und nach dem Diner — dem letzten gemeinsamen — ging alles wieder hinauf an Deck. Über dem tiefblauen Meer — das, nachdem die Sonne glutrot hineingetaucht war, dunkler und dunkler wurde, wölbte sich ein Sternenhimmel von solcher Klarheit, daß einem die Gestirne viel größer erschienen als daheim, und wie ich, an der Spitze des Schiffes stehend, über Bord ins Wasser schaute, sah ich plötzlich auch drunten Sterne aufleuchten und, scharf glühend, noch ein Weilchen neben dem Schiffe herziehen und sich dann ins Weite verlieren. Und immer neue und neue, mehr und mehr, und plötzlich sagte jemand: Meerleuchten! — Ich hatte es noch nie gesehen und hörte nun: Das sind Hundert und Hunderte von phosphoreszierenden Tierchen, die, durch den Bug des Schiffes aufgestört, an schönen, ruhigen, klaren Abenden ihre Leuchtkraft entwickeln und so dieses märchenhafte Zauberspiel bieten. Der junge Neumond war aufgegangen und gab die Gelegenheit, sich etwas zu wünschen, und jeder tat es, der Heimat gedenkend. Dr. H .. .., ein feinsinniger Mensch und Schriftsteller, brachte mir sein Fremdenbuch mit vielen Zeichnungen und Sentenzen berühmter Leute, und ich schrieb ihm angesichts der leuchtenden Himmels- und Meerespracht die Schlußworte dieses Briefes hinein.
Und damit will ich die Inselreise beschließen. Auf dem Schiff hatten wir noch eine Sammlung zu einem Andenken für Prof. Sotiriadis veranstaltet; wir beschlossen, ihm ein gutes Perspektiv zu schenken, und ich verabredete mit Prof. H., der als Augenarzt ja der Berufenste für diese Sache ist, ihn nach Mittag aus seinem Hotel abzuholen. Als ich hinkam und mich meinem Versprechen gemäß gleich nach dem erkrankten Herrn S . . . . erkundigte, erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß er am Abend vorher gestorben sei. Ich nahm all meine Kraft zu-

sammen und ging sofort zu der unglücklichen Witwe, die natürlich ins Herz getroffen, aber scheinbar sehr ruhig in ihrem Zimmer lag. Sie hatte es noch gar nicht realisieren können. Der englische Botschafter, Sir Franeis Elliot, war die Nacht bei ihr geblieben, bis sie um V-2 Uhr — in aller Heimlichkeit — die Leiche fortbrachten.

Bei späteren Besuchen waren wir Zeuge der haarsträubendsten Ausbeutungsversuche durch die Hotelwirte. Die Familie Lambros nahm sich der armen Frau aufs gütigste an. Der Verstorbene, der Athen und seine Altertümer so sehr geliebt hatte, wurde in der Universität einbalsamiert und aufgebahrt, und sie war für diese Ehre so dankbar, daß sie eine Schenkung an die Universität machte. Es soll eine „Gustav Sachs-Stiftung" für englische Studenten ins Leben gerufen werden. Auf dem schönen Friedhof in Athen ist er dann begraben. —

Von der schmerzlichen Nachricht von Herrn S.' Tode tief getroffen, wollten wir nach Hause eilen, doch Prof. H. beredete mich zu einer Fahrt im offenen Wagen nach Daphne. Wir sahen wundervolle alte Ölbäume, und in der kleinen Kirche mit hohem Kuppelbau byzantinische Goldgrundmosaiken.

Als am Sonntag abend alle Inselgenossen, einschließlich der ganzen Familie Lambros sich noch einmal versammelten, überreichten wir Prof. Sotiriadis das schöne Perspektiv. Geheimrat B. sagte ihm in unserer lieben Muttersprache, die dem Beschenkten so geläufig ist, warmgefühlte Worte begeisterten Dankes; hell klangen in attischer Frühlingsnacht die deutschen Hochrufe zu seinen Ehren, und ich überreichte ihm die von allen Inselgenossen unterschriebenen Verslein, die ich im Meerleuchten und Sterngeflimmer an Bord der „Ismini" gedichtet:

Durch Rosenfelder, Steingeröll,
Das blaue Meer zu Füßen,
Durch alter Tempel Wunderbau,
Drauß' Götterbilder grüßen, —
In heiliger Begeisterung
Oft schwer erkampfter Freuden
In leichten Schiffes trautem Heim
Mit winzig Neinen Leiden, —
Hat uns, gleich wie im Märchenbann,
Die Muse treu geleitet, —
Zu künft'gem Schaffen uns das Herz
Durchglühet und geweitet.
Zur Heimfahrt hat der Himmel dann
Sein Sternenheer entzündet,
Und der Erinn'rung Weihegruß
Für immer uns verbindet.

Friedrich W. Wagner:
Wenn die Nacht zu Ende geht —
Wenn die Nacht zu Ende geht, Winde rascheln durch die Bäume,
Letzter Stern am Himmel steht — Die, erwacht, die schweren Träume
Von den Zweigen streifen
... , ^.. , ., Und in die noch dunklen Räume
Hore, w.e sich leise regen ^ach dem ersten Lichtstrahl greifen -
Alle D,nge! em Bewegen , > , » ,
Zitternd schauert durch die Welt. Wenn die Nacht zu Ende geht —
Leiser Töne sanfter Regen Höre! durch die Lüfte weht
In die Stille fällt — Leis' ein Klang wie ein Gebet.
Dämmerung
Wenn die Dämmerung die ersten Alle Dinge, alle Seelen sinnen
Leisen Schatten malen will, Und wissen nicht —
Wird es in den Straßen, in den Zimmern Gehören sie dem Dunkel an
Seltsam still. Oder dem Licht
Winternachmittag
Am traurigen Nachmittag, ^in Sichbesinnen tief
Wenn sich schon Dunkel spinnt — "nd em Z.ttern bang —
Leiser wird Stoß und Schlag — H^ "ne St.mme r,ef,
Und ein Lauschen beginnt, 5°^/."l > „ .
' " In Nacht und Untergang
Deine Augen singen ein Lied:
Ich bin eine Wiese, die blüht, Meine Blicke sind südlicher Wein.
Ich bin eine sommerliche Ruh. Laß ihn nicht vergossen sein
Schmiege dich du Auf Erde und Stein!
An mich, du, müd Ich gieß' ihn in deine Becher.
Und dich sehnend nach Ruh! Trink ihn, mein Zecher!
Mach deine traurigen Augen zu! Schlürfe ihn in dich ein!
Meine Blicke sind Gewind,
Das ich zu deinem Empfang
Um die Dinge bind'.
Meine Blicke sind
Trompeten- und SchalmeienNang.
Herrlich, herrlich wird dein Empfang!
Trüber Tag
Die Trübe liegt auf den Dingen Es ist, als ob alles warte
Wie eine schwere Last. Auf ein nahes schweres Geschick —
Du hörst keinen Vogel hell singen. Zitternd — sogleich fällt der harte
Und alles Beginnen Schlag auf das zarte
Ist ohne Rast. Erste Sonnenglück.

I. A. Gontscharow.
Das wandelbare Schicksal. Erzählung.
Übersetzt von Marie Bessmertnn.

In den zwanziger Iahren des vorigen Iahrhunderts kamen zwei Reisende in einer Landkutsche auf der Warschauer Chaussee nach Petersburg. Am Schlagbaum zeichneten sie sich ein, der eine als polnischer Gutsbesitzer Sagursky, der andere als Stabsrottmeister a. D. Leonty Chabarow. Sie fanden zwei kleine saubere Zimmerchen in der Nähe vom Newsky-Prospekt, und am folgenden Tage ging jeder seines Weges.

Chabarow diente im polnischen Regiment, das damals vom Großfürsten Konstantin Pawlowitsch befehligt wurde. Der Vater hatte Chabarow direkt vom Kadettenkorps in den Heeresdienst gebracht und dem Regimentschef empfohlen. Er selbst fuhr weg und ließ dem Sohn 500 Rubel.

Der junge Chabarow gewöhnte sich rasch an das Regimentsleben, schloß sich kameradschaftlich den andern Offizieren an und machte auf seine Vorgesetzten einen sehr guten Eindruck. Er war äußerst korrekt im Dienste. Er trank nicht, bummelte nicht, kurz, er war ein musterhafter, nüchterner Offizier. Die Iahre gingen ins Land. Er verwuchs immer mehr mit seiner militärischen Tätigkeit und wurde zum nächsten Grad befördert. Nur seine beschränkten Mittel bereiteten ihm Schwierigkeiten. Mit den vom Vater erhaltenen 500 Rubel und seiner geringen Offiziersgage war kaum im Dorfe selbst auszukommen, wo sein Regiment lag. Er^überlegte ernstlich, wie er sich einrichten könnte, um standesgemäß als Offizier zu leben, ohne Schulden zu machen. So kam er auf den Gedanken, für 150 Rubel ein junges Pferd zu kaufen, es ordentlich zuzureiten, und es dann vorteilhaft zu verkaufen. Das gelang ihm auch, und im nächstliegenden Regiment setzte er sein Pferd für tausend Rubel ab. Das wiederholte er mehreremal, verschaffte sich dadurch Geld und wurde dabei von den Kameraden geliebt und von den Vorgesetzten geschätzt.

Seine zwei an den Vater gerichteten Briefe blieben unbeantwortet. Der alte Chabarow schien den Sohn vergessen zu haben. Zufällig erfuhr der junge Offizier, daß der Vater sein kleines Anwesen verkauft hatte, nach Moskau übergesiedelt und dort gestorben war, ohne etwas dem Sohne zu hinterlassen, dem die Mutter schon lange vorher entrissen wurde. Der junge Mann senfzte tief auf, wischte sich ein paar Tränen aus den Augen, machte eine resignierte Handbewegung und ging wieder an seine Arbeit. Seine ganze Aufmerksamkeit war den Pferden gewidmet, die er vortrefflich aufzog, dressierte und verschiedenen Regimentern zuführte. Er konnte allmählich immer mehr zurücklegen im Laufe

von vier Iahren, obgleich er inzwischen Leutnant geworden war und mehr Ausgaben hatte.
Plötzlich aber wurde sein Regiment vom Großfürsten aus der Provinz nach Warschau zu einer Revue kommandiert. Chabarow und die andern Offiziere wollten würdig vor dem fürstlichen Befehlshaber bestehen, ererzierten daher fleißig und brachten ihre Pferde und ihre Uniformen in Ordnung. Dafür hatten sie auch die Freude, daß der Großfürst mit der Parade in Warschau sehr zufrieden war. Als Chabarow als Ordonnanz zu ihm befohlen wurde und auf seinem prächtig gepflegten Pferde geritten kam, machte der Großfürst den Regimentskommandeur auf ihn aufmerksam und sagte:
„Diesen da lassen Sie in meine Garde treten!"
Erstaunt bemerkte der Kommandeur, daß Chabarow über diese Auszeichnung gar nicht erfreut war.
„Wäre es möglich, Chabarow, daß Sie diese Ehre nicht einzuschätzen wüßten?" fragte er und bekam die Antwort:
„Die Ehre macht mich stolz, aber ich fürchte, in Warschau die Mittel zu meinem Unterhalt nicht auftreiben zu können. Aus diesem Grunde möchte ich bitten, die Auszeichnung rückgängig zu machen."
Der Regimentskommandeur erzählte das alles dem Großfürsten, der Chabarow eine Zulage von 200 Rubel jährlich bewilligte. Das war aber eine ganz geringe Summe im Verhältnis zu der Lebensführung der Offiziere in der Hauptstadt Polens. Schweren Herzens trat Chabarow den neuen Posten an und schlug sich zwei Iahre noch so ziemlich durch. Dann aber kam er wegen Entlassung aus dem Militärdienste ein und bat um eine andere Anstellung in irgend einem Verwaltungsamte. Der Großfürst willfahrte endlich seinem Wunsche und stellte ihm noch ein eigenhändig unterschriebenes Zeugnis aus, daß er jede Arbeit mit größter Sorgfalt und gewissenhafter Pflichttreue durchführe.
Ausgerüstet mit den besten Empfehlungsdokumenten und mit einer Summe von etwa tausend Rubel, die der Verkauf seines Pferdes und seiner neuen Stabsrottmeisteruniform ergeben hatte, fuhr Chabarow auf einem Bauernwagen nach Petersburg.

II.

Am folgenden Morgen nach der Ankunft zog Chabarow seine zweite, noch sehr gut erhaltene Uniform an und begab sich nach einem Ministerium, um wegen eines Polizeiamts in einer Provinzstadt vorstellig zu werden. Er wurde vom Minister sehr freundlich empfangen, der ihn an den Direktor des Departements verwies. Dieser rief seinen Sekretär herbei, ließ die Dokumente Chabarows prüfen und ihn als Kandidaten für die erbetene Stelle einzeichnen. Es stellte sich heraus, daß vierzehn Namen vor dem seinigen schon vermerkt waren, aber es wurde ihm gesagt, daß er sich von Zeit zu Zeit einfinden möge, um einen Bescheid zu erlangen.

Chabarow, der in der Hoffnung gekommen war, daß seine Empfehlungen ihm alle Türen öffnen würden, kam gedankenvoll von dem ersten Versuche nach Hause. Noch war er nicht niedergeschlagen. Cr ging mit seinem Reisegefährten Sagurskn sogar ins Theater und mehrmals durch die Stadt, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

So vergingen etwa drei Tage. Es fiel ihm ein, daß er in Petersburg vielleicht als Inspektor eines staatlichen Instituts eine Stelle finden könnte. Als er die zuständige Kanzlei aufsuchte, fand er dort solch eine Masse von Bewerbern, daß er es für aussichtslos erachtete, sich ihnen anzuschließen.

Auf den Rat eines Bekannten wandte er sich an die Postdireltion in der Erwartung, in einer Bezirksstadt ein Amt zu finden.

Zweimal hatte er schon pünktlich im Ministerium nachgefragt und die Antwort bekommen, daß bislang nur zwei der vorgemerkten Kandidaten berücksichtigt werden konnten, und daß gegenwärtig überhaupt keine Vakanz in Sicht sei. Er wurde für einige Monate später vertröstet. Chabarow begann den Mut zu verlieren. Er sah ein, daß man auch mit ausgezeichneten Attesten ohne Arbeit und ohne einen Bissen Brot bleiben kann. So ließ er sich überreden, eine private Beschäftigung zu suchen.

III.

Er kam zu einem reichen Manne, der einen Verwalter für ein neu gekauftes großes Haus suchte.

„Sehen Sie alle diese Bücher durch und bringen Sie Klarheit in die Sache hinein. Ich will einen Überblick gewinnen, wieviel das Gebäude einbringt, welche Wohnungen leer stehen, welche sich leicht vermieten lassen usw. Dann ist das Haus auch noch gründlich vom Boden bis zum Keller zu besichtigen."

So sprach der Eigner und übergab Chabarow einen Haufen von Papieren.

Sie waren schon am andern Tage zum größten Teile eingehend geprüft und ebenso die Räume des umfassenden Hauses. Chabarow fand vielfach Unordnung und Vernachlässigung, und seine Uniform wurde bei der Besichtigung von Staub und Schmutz sehr mitgenommen. Zunächst befahl er den Dworniki, die Böden zu reinigen und die Ställe und Treppenflure von unnützem Gerümpel zu befreien. Die Leute waren drei, vier Tage stark in Anspruch genommen, und als zwei von ihnen wegen Trunkenheit nicht antraten, entließ er sie und nahm statt ihrer neue. Auch den säumigen Mietezahlern redete er ernstlich ins Gewissen und schaffte sich unter ihnen viele Feinde. Anfangs spöttelten die Bewohner und Angestellten und meinten: „neue Besen kehren gut!", als aber etwa sechs Wochen ins Land gingen und Chabarow noch immer gleich eifrig war und den Hausbeamten nicht einmal Zeit ließ, in die Schenke zu gehen, da erhoben sich laute Klagen über ihn. Sie drangen bis zu den Ohren des Hausbesitzers. Erst lächelte er und lobte seinen Verwalter. Allmählich sah er ein, daß er auf seine schätzenswerten

Leistungen verzichten müsse, weil man doch nicht alle Einwohner auf einmal heraussetzen könne.
„Sie sind ein tadelloser Verwalter, doch versetzen Sie sich in meine Lage: es vergeht kein einziger Tag, daß man sich über Ihre vollkommen berechtigten Anordnungen nicht beschwerte!"
Das sagte der Hauswirt lächelnd, und Chabarow erwiderte:
„Dann entlassen Sie mich."
„Warum? Wir wollen doch noch abwarten!"
Es vergingen zwei Wochen, und plötzlich brach im Hause Feuer aus. Chabarow konnte kaum seine Uniform, seine Dokumente und etwas Geld retten, alles andere war verbrannt, und der ganze Flügel ging in Flammen auf, noch ehe die Feuerwehr zur Stelle war. Die Dworniki waren weggelaufen, und das Gerücht von einer Brandstiftung wurde immer glaubwürdiger.
Der Eigner ließ ihn zu sich bitten und sagte:
„Ich weiß, daß Sie unschuldig sind, und daß Sie das Opfer Ihrer großen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit werden. Hier gehört eben kein anständiger Mensch hin, sondern ein Hund, und solch einen muß ich suchen! Hier sind hundert Rubel, die Sie verdient haben. Leben Sie wohl und seien Sie mir nicht böse."
Chabarow nahm eine Schlafstelle bei seiner früheren Wirtin ein, die erstaunt fragte:
„Weshalb sind Sie denn entlassen?"
„Wegen der Zuverlässigkeit," war die Antwort. —
Eines Tages, als er besorgt in seiner Ecke dasaß, erzählte ihm die Wirtin, daß ein Kaufmann für den Speicherdienst bei Smolny, wo die Barken mit Mehl anlegen, einen Gehilfen mit einem Monatsgehalt von 25 Rubel suchte. Chabarow zögerte nicht, sich zu melden, und der Kaufmann namens Siwkow las seine Zeugnisse und entschloß sich, ihn anzunehmen, da er gerade einen „vornehmen Menschen" brauchte. Anfangs ging alles ganz glatt. Die Mehlsäcke wurden eingeliefert, notiert und prompt den Käufern überwiesen. Plötzlich stimmte einmal die Zahl nicht. Chabarow machte die Lastträger für das fehlende Mehl verantwortlich, und sie schrien, daß der „vornehme Herr" selbst am besten Bescheid wisse. Es folgte Zank, Streit, und schließlich kam der Kaufmann herbei und sagte zu Chabarow: „Da haben Sie fünfzig Rubel, die Ihnen zukommen. Sie passen mir nicht!" Trauriger als das erstemal kehrte Chabarow wieder zu seiner freundlichen Wirtin zurück. Er ging bald wieder nach den Kanzleien, um nachzuhören, ob schon etwa Aussicht auf eine staatliche Anstellung vorhanden sei. Überall wurde er kühl und mürrisch empfangen. Einige Schweizer wollten ihn überhaupt nicht vorlassen, da seine Uniform durch die Arbeit sehr gelitten hatte.
„Wozu kriechen Sie immer wieder, wenn Sie schon so oft abgewiesen wurden!" bemerkte jemand in der Kanzlei, und ein Schreiber sagte:
„Solche wie Sie treiben sich genug herum!"

Seufzend ging Chabarow seiner Wege. Am folgenden Tage begab er sich nach der Kasan-Kathedrale und betete zur Mutter-Gottes. Beim Heraustreten blickte er unwillkürlich nach dem Iekaterinenkanal, wo mächtige Steine zu einem Denkmalpostament durch ein Tor geschleppt wurden. Er wußte selbst nicht, wielange er so in Gedanken dagestanden, bis ihm ein Arbeiter zurief:
„He, was stehst Du und träumst, greif doch zu, kannst einen Rubel verdienen pro Tag, den Du auf der Erde auch nicht findest!"
„Wahrscheinlich sehe ich schon sehr heruntergekommen aus, und meine Uniform rettet mich nicht mehr vor solch einer Zumutung", dachte Ehabarow.
Ein Weilchen blieb er noch stumm auf seinem Platze stehen, dann trat er an die Winde heran und zog gemeinsam mit den andern das Tau .... Am nächsten Tage stellte er sich wieder zu derselben Zeit ein. So ging es etwa zwölf Tage. Dann mußte er ausruhen von der ungewohnten Arbeit, da seine Hände sich mit Schwielen bedeckten.

IV.

Es war ein heller sonniger Tag. Chabarow kaufte sich Brot und ein paar hartgekochte Eier und ging außerhalb der Stadt hinaus. Er setzte sich nach einem langen Marsche ins Gras, stärkte sich mit seinem bescheidenen Vorrat an Proviant und verfiel dann in Gedanken über sein bitteres Schicksal. Er schritt hierauf weiter, ohne sich umzusehen. Auf einmal erhoben sich vor ihm Gebäude, als wäre es eine Straße oder eine kleine Stadt. Schüchtern trat er in den langen Wandelgang ein und gelangte in einen Garten, wo ein Schloß emporragte. An der Pforte stand ein Invalide, der Front machte, als er auf der abgeriebenen Uniform des Fremden das Offizierszeichen bemerkte.
„Darf man hinein?" fragte Chabarow, nach dem Garten zeigend.
„Man darf, Eure Gnaden, bitte."
Chabarow vertiefte sich in die Alleen, und es quälten ihn andauernd die Gedanken: was soll er jetzt anfangen? Sterben, sich selbst umbringen? .... Gott bewahre! Er wies diese Versuchung zurück, er war ein gläubiger Christ und betete . . . ., aber seine Mittel waren erschöpft .... Plötzlich packte ihn jemand bei der Brust, und eine strenge Stimme fragte:
„Wer bist Du? Was willst Du hier? Wie kamst Du herein?"
Chabarow hob die Augen empor: vor ihm stand der Kaiser, Alerander Pawlowitsch.
„Wer bist Du?" fragte der Zar schroff.
Chabarow zog die Mütze und antwortete leise:
„Der entlassene Stabsrottmeister Chabarow."
„Wahrscheinlich aus dem Regiment gejagt wegen Trunksucht und schlechter Führung!"
Chabarow holte aus seiner Mütze die Dokumente hervor, von denen er sich

nie zu trennen pflegte, und hielt den Befehl wegen seiner Verabschiedung und die warme Empfehlung des Großfürsten dem Kaiser hin.

Nachdem der Monarch das erstere Papier durchflogen hatte, las er mit be< sonderer Aufmerksamkeit das Zeugnis, das der Großfürst ausgestellt hatte. Mit milderem Ton fragte er:

„Wie sind Sie zu Ihrer gegenwärtigen Lage gekommen?"

All seine Kraft und Beherrschung zusammennehmend, erzählte Chabarow, was er in Petersburg ausgestanden hatte, seit er den Militärdienst verlassen. Er schilderte getreulich, wie er als Kandidat bei den Behörden vorgemerkt und schließlich vom Schweizer an der Türe abgewiesen wurde. Er erzählte von seiner privaten Beschäftigung und zeigte seine zitternden, mit Schwielen bedeckten Hände.

Der Kaiser hörte diese einfache, ergreifende Erzählung teilnahmsvoll an, zog sein Taschentuch hervor und bedeckte die Augen.

»Zu Dybitsch!" — sagte er seitwärts nach dem Schlosse zeigend. „Er wird meinen Befehl sofort hören."

Mit bedeckten Augen wandte er sich um und ging weg.

Verblüfft über das, was sich zutrug, blieb Chabarow ein paar Minuten unbeweglich stehen. Dann ging er denselben Wandelgang des Gartens, den er gekommen, wieder herunter und fragte bei demselben Invaliden, der ihn eingelassen, wo Dybitsch wohnte.

Dieser deutete nach einem Schloßflügel und sagte:

„Dort wird Bescheid gegeben."

Chabarow mußte noch einmal einen Hoflakai, der vorüberkam, fragen, und dann öffnete er eine schwere Türe. Weder in der Halle, noch im Saal war irgend ein Diener anzutreffen. Im Zimmer nebenan trommelte General Dybitsch mit den Fingern auf der Glasscheibe und pfiff dazu. Chabarow hustete, um sich bemerkbar zu machen.

„Wer bist Du, wie kamst Du her? Warum bist Du nicht angemeldet?" fragte der General sich umwendend, gerade so, wie der Kaiser es getan.

„Ich bin Stabsrottmeister a. D. Chabarow. Der Kaiser selbst schickt mich zu Ihnen," erwiderte er und reichte seine Papiere hin.

Dybitsch prüfte sie, blickte den Fremden genau an und sagte:

„Ich sehe noch heute den Kaiser, und werde seinen Befehl in bezug auf Sie hören. Zunächst errate ich, daß Ihnen dieses da nötig ist!" Mit diesen Worten trat er an den Tisch, nahm einen Hundertrubelschein aus einer Kassette heraus und gab ihn Chabarow.

„Schreiben Sie Ihre Adresse auf," fügte er hinzu und klingelte.

Sogleich erschienen Adjutanten, Couriere, Lakaien, und Name und Wohnung von Chabarow wurden eingezeichnet. Er selbst kam sich mit dem Hundertrubelschein in der Tasche so reich vor, daß er nicht wußte, ob er in einem Wagen oder

zu Fuß nach Petersburg kommen sollte. Im ersten Traktier ließ er sich etwas zum Essen geben. Seit dem Morgenimbiß hatte er nichts zu sich genommen, und die Kehle war ihm ganz trocken geworden.

V.

Kaum war er heimgekehrt, so übergab er das Geld der Wirtin und legte sich auf sein dürftiges Bett. Wie bewußtlos fiel er in einen tiefen Schlaf.

„Wie der Ärmste sich abgequält hat, wo mag er nur gewesen sein!" murmelte die Wirtin, während sie das Geld verwahrte.

Am folgenden Tage kam ein Feldjäger von Zarskoje-Selo herangesprengt, um Chabarow aufzusuchen. Er lag aber noch bewußtlos da, und neben ihm stand ein Arzt, den die Wirtin herbeigeholt hatte. Die Begegnung mit dem Kaiser und Dnbitsch hatte ihn seelisch so erschüttert, daß er an einem Nervenfieber erkrankte und sechs Wochen lang zu Bett liegen mußte. Vom Hofe wurde mehrmals ein Arzt geschickt, und die Wirtin und ihr zweiter Einwohner pflegten ihn so liebevoll, daß er allmählich aufstehen und durchs Zimmer schreiten konnte.

Fortgesetzt wurden vom Hofe Erkundigungen über sein Befinden eingezogen.

Endlich konnte er zum General Dnbitsch gehen, wohin er befohlen war.

Zuvorkommend empfing ihn der General, reichte ihm ein dickes Paket und sagte: „Hier, dies soll ich Ihnen auf Befehl des Kaisers übergeben. Die Stelle des Postmeisters, für die Sie vermerkt waren, ist schon besetzt, aber wenn Sie wieder ganz hergestellt sind, sollen Sie die Inspektion über den Heilandstempel in Moskau haben, der zur Erinnerung an die Vertreibung der Franzosen gebaut wird."

Zu Hause angelangt, öffnete Chabarow das Paket, das fünftausend Rubel in Bankscheinen enthielt, die der Kaiser ihm geschenkt hatte. Er schaffte sich eine neue Uniform an, und als er in derselben wieder zu General Dnbitsch kam, konnte dieser ihn kaum wiedererkennen, so hatte er sich zu seinem Vorteil verändert. Er wurde sogleich nach seinem neuen Posten abkommandiert.

Vor der Abreise ging er noch einmal nach der Kasan-Kathedrale, betete lange und dankte dem lieben Gott inbrünstig für die Hilfe, die ihm nach allen schweren Prüfungen zuteil geworden war.

In Moskau ging damals der Architekt Witberg an die Ausführung seines kühnen Planes heran, der hinterdrein nicht durchgeführt wurde, einen Tempel auf den Höhen von Worobjew zu errichten. Die Arbeit war in vollem Gange, und Chabarow übernahm die Beaufsichtigung der Arbeiter und waltete treulich seines Amtes. In seinem Zelte, das er sich geschmackvoll und zierlich eingerichtet hatte, erzählte er einmal dem Architekten und den anderen Kollegen seine Lebensgeschichte mit ihren seltsamen Wandlungen.

Sieger , Else Höffer

Else Höffer:

Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

Er dachte: „Ihr „ja" ist nur die Erlaubnis, um sie kämpfen zu dürfen. So will ich meine Verlobung ansehen. Sie gehört nur äußerlich mir, ihre Seele will ich mir erobern!"

Er küßte ihre Hände und sie dachte: „Mein Gott, fühlt er meine Lauheit nicht? Fühlt er nicht, wie unfroh ich bin? Ist er damit zufrieden? Mehr will er nicht?" Ein Gefühl wie Enttäuschung beschlich sie, und sie fühlte ein feines Weh, das sie nicht verstand. Sie hatte sich seine Werbung heißer, leidenschaftlicher gedacht sie hatte erwartet, daß er sie mit Fragen bestürmen, dringender um ihre Liebe werben würde Daß dies stille Wartenwollen und geduldige Werben unendlich viel schwerer für ihn war, dem das Blut rasch durch die Adern kochte und die Lippen zuckten in Sehnsucht nach ihrem Kusse, verstand sie nicht. Sie verstand nicht, daß er fein und zart sein wollte und ihr Zeit lassen zum Reifen.

Ihre Hände zitterten in ihrem Schoße. „Wenn er mich an sich risse, wenn er mit starker Glut alles, alles übertäubte, dann vielleicht —" Ein Schauer ging über sie hin, sie wartete mit horchender Seele.

Und er preßte die Zähne aufeinander und zwang seine Augen, ihre hilflose Schönheit nicht zu sehen.

„Ich muß sie ganz langsam gewinnen, ich darf sie nicht erschrecken!" Er spannte seinen Willen bis zum Äußersten an und richtete sich auf, denn er fühlte, daß die Versuchung ihn niederzwingen wollte.

Margü strich sich mit der Hand über die Stirn, sie raffte sich gewaltsam zusammen. „Also eine ganz korrekte Verlobung", dachte sie, „konventionell, rücksichtsvoll. Ganz in Mamas Sinn!" Sie lächelte bitter. „Es ist gut so, ich brauche ihn nicht um Geduld zu bitten."

Immo hatte ihr Lächeln gesehen, es tat ihm weh, und seine Liebe wallte rasch auf, dem Verstande zum Trotz. Er nahm ihre Hand in seine beiden festen, warmen Hände. „Marga, so darfst du nicht lächeln! Diese Bitterkeit kenne ich nicht an dir! Du darfst den Glauben nicht verlieren nach der ersten harten Erfahrung. Ich will dir helfen! Ich stehe an deiner Seite. Glaube mir, niemand wird dich kränken. Ich kümmere mich ja nicht um die Politik, ich denke, jeder Mann soll seine eigene Ansicht haben und vertreten. Hie links, hie rechts.

Mag dein Vater seinen eigenen Weg gehen, mag er sich mit meinem Vater theoretisch bekriegen — wir beide gehören zusammen!" Er preßte ihre Hand an seine Brüst, sie fühlte, wie rasch sein Atem ging. Da sah sie ihn dankbar an und lächelte mühsam, und sie standen einen Herzschlag lang und sahen sich an, und jeder wartete bebend, daß der andere den lastenden Bann bräche mit einem starken, lebendigen Impuls. Sie sehnten sich beide, auch Marga, die ihr Gefühl nicht verstand —
Im Nebenzimmer klang Marias helle Stimme, da ließ Immo Margas Hand sinken, und sie traten steif auseinander. Marga glitt in ihren Sesset und spielte mit dem Teelöffelchen, und als Maria im lichtblauen Ballkleid hereingehuscht kam und auch ihren Rat wollte, gab sie mit ruhiger Stimme ihr Urteil ab, prüfte und sprach unbefangen.
Dabei dachte sie: „Ich werde gewiß genau so wie Mama, so liebenswürdig, glatt und leidenschaftslos — Aber nun werden die Leute meinem Gruß nicht mehr ausweichen."
4. Kapitel.
Doktor Torbeck saß vor seinem Schreibtisch in dem braunen Arbeitszimmer seiner Villa. Er hatte den Kopf aufgestützt und die geraden Brauen dicht zusammengezogen, seine Augen blickten konzentriert. Es war ein abgeschlossener Blick, der nichts von seiner Umgebung wahrnahm, vor dem gleichsam eine hohe Mauer stand, um ihm den ruhigen Blick nach innen zu ermöglichen.
Er sammelte seine Gedanken mit aller Willenskraft auf einen Punkt: Auf die zweite Rede, die er heute abend vor seiner Partei halten wollte.
Die Gedanken strömten ihm warm und reich zu, sie waren aus der tiefen Glückseligkeit seines Herzens geboren, die trotz der vorübergehenden Mißstimmungen sieghaft wuchs. Er fühlte sich so jung und tatenfroh, wie nie in seinem Leben, er freute sich auf die großen Kämpfe, die ihm bevorstanden, und seine Kraft schien ihm unbesiegbar, so stark fühlte er sie durch Körper und Geist strömen.
Er stand auf, es litt ihn nicht mehr in der ruhigen Pose. Was sollte er grübeln und kühl überlegen? Wenn er vor der großen Versammlung stand, würden die rechten Worte ihm feurig zuströmen, und er würde fesseln und mitreißen, wie an dem ersten Tage, als er sein ganzes Ich, seine Vergangenheit und seine Iugendnot schonungslos vor sie hinstellte. Der bin ich — nehmt mich. Seine ganze Persönlichkeit hatte er ihnen in die Wagschale geworfen, und er hatte erkannt, daß sie ihnen etwas wert war. Er würde auch heute den rechten Weg gehen, aus dem sicheren Instinkt des Führers heraus, der seine Hörer kennt.
Es klopfte leise und bestimmt an die Tür. Mit seinen geschärften Sinnen hörte Torbeck sofort: Das war keine Dienstbotenhand!

Marga stand auf der Schwelle, sie hatte die Erlaubnis gar nicht abgewartet. Torbeck war sehr überrascht, es geschah selten, daß eine seiner Damen ihn bei der Arbeit störte, und ganz unvermittelt kam ihm die Erinnerung an den alten Huber, der gestern genau auf derselben Stelle zwischen den braunen Portieren gestanden hatte.
Er schüttelte den Gedanken ab und sah Marga aufmerksam an. Und es war ihm, als seien seine Augen freier und schärfer geworden, er sah ihr Gesicht zum ersten Male als ein Menschenantlitz an, das Gedanken und Regungen spiegelt und verbirgt. Bisher hatten seine Augen sie nur mit dem flüchtig wohlwollenden Blick des Vaters gestreift, der bemerkt, daß sein Kind körperlich erblüht, sonst hatte er nichts in ihrem Antlitz gesehen.
Heute war es anders, er konnte sich die Wandlung nicht erklären. Sie schien ihm älter und ernster, ihr Mund war herb, ihre Stirn entschlossen, und in den Augen brannte ein Licht — war es Schmerz oder Glück?
Torbeck konnte sich nicht in die überlegenen Vatergefühle zurückfinden. Er sah in ihr zum ersten Male einen Menschen, einen ebenbürtigen. Und das machte ihn fast verlegen, gab ihm ein Gefühl der Distanz.
Sie sahen sich sekundenlang in die Augen. Beide in Erwartung dessen, was die nächsten Minuten bringen würden.
Dann trat Marga in das Zimmer hinein und blieb auf der andern Seite des freistehenden Schreibtisches stehen, dem Vater gerade gegenüber. Sie stützte die geballte Hand auf die braune Platte.
Dann sagte sie ruhig, und ihre Stimme schwankte nicht: „Vater, ich wollte es dir selbst mitteilen, ich habe mich mit Immo Schwanstedt verlobt."
Eine ungeheuere Stille folgte.
Torbeck war tödlich überrascht. Ihm war, als hätte ein Schlag ihn mitten auf den Kopf getroffen. Seine Gedanken waren ganz ausgeschaltet und eine Leere war in ihm, daß ihm schwindelte, er fühlte ein Zucken in den Knieen. Er setzte sich. Sein Gesicht war völlig farblos.
Marga hatte auf einmal ein rasendes, unerklärliches Herzklopfen.
„Er wird nachher kommen, um bei dir um mich anzuhalten."
Ihre Stimme war leiser. Sie stand und wartete.
Torbeck hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war maskenhaft starr. Und nun schossen die Gedanken in seinem Hirn empor und jagten sich in tollem Wirbel. Und nur ein einziger löste sich und stand hoch über allen in grausamer Klarheit: „Wenn das geschieht, bin ich vernichtet — das ist unmöglich — Es darf nicht sein. —"
Er öffnete die Augen und sah Marga an. Sein Blick war stählern. Er sagte laut und ganz klar: „Das ist ganz unmöglich! Das darf niemals sein! Das vernichtet mich —"

Marga zuckte zusammen und wich zurück, bis sie mit dem Rücken an der hohen Bibliothek lehnte, ihre Hände griffen in die Schnitzerei.
„Warum?" fragte sie, und vor ihren Ohren war ein Klingen und Singen, und durch diese leisen Töne hörte sie ein Wort „Kampf!" Ietzt kommt der Kampf. Der ganz große mit einem überlegenen Gegner.
Sie atmete tief, und auch ihr Blick wurde stahlhart — sie sah das erste Ziele ihres Lebens, und sie fühlte nur ihre junge, ungebrochene Kraft.
Torbeck stand auf. Es war etwas Feindliches in ihm, er hatte gar nicht das Gefühl, daß es sein Kind war, das ihm da gegenüberstand, er sah nur die zielbewußten Augen, und alle kampfbereite Energie sammelte sich in ihm und richtete sich auf diese Augen. Da war ja ein Gegner — fühlte er unklar, ein ebenbürtiger.
„Das wird niemals geschehen!" sagte er noch einmal mit harter Stimme, und er machte mit der Hand eine abschließende durchschneidende Bewegung.
„Warum", fragte Marga. Sie war vollkommen ruhig.
„Weil dieser Schritt meinen politischen Untergang bedeutet! Weil ich nach dieser Verlobung von meiner Partei nur Mißtrauen, von den Gegnern nur Hohn ernten werde!"
Seine Stimme wuchs.
„Weil es ganz ausgeschlossen ist, daß die Tochter des Volksführers den Sohn des höchsten Regierungsbeamten heiratet. Weil das eine Farce ist — ein Motiv für ein Lustspiel — weil es mich lächerlich macht — unmöglich macht — politisch tot! Es ist ganz unmöglich, wird niemals geschehen."
„Aus deinen Worten höre ich nur „ich" — an mich denkst du mit keinem Gedanken —"
Torbeck biß sich auf die Lippen. Er sah sie gerade an. „Du bist jung, du wirst überwinden!"
„Du bist alt und wirst verzichten!"
Das traf ihn, er trat rasch auf sie zu und sah ihr in die kalten Augen.
„Ich weiß nicht, wie weit dein Verständnis reicht — Ich kämpfe um eine Idee, um eine große Idee — du nur um ein bißchen persönliches Glück, das wirst du noch oft finden können —"
„Auch du hast bis jetzt ohne die große Idee gelebt —"
Er trat von ihr zurück, und mit raschen Schritten ging er auf dem Teppich auf und nieder, auf seiner Stirn zuckte es, und um seinen Mund lagen scharfe Linien. Er sah zu Boden und horchte auf seine jagenden Gedanken, und seine Stimme war erbarmungslos.
„Es ist ganz ausgeschlossen, denn dies ist das einzige, was mich stürzen kann. Meine Wahl ist sicher, unbedingt, aber dies stürzt mich. Und es darf nicht geschehen, ich werde es vereiteln. Du mußt zurücktreten, es bleibt dir keine Wahl."

Er sah sie an, und auf einmal regte sich ein warmes Gefühl in ihm. „Es tut mir leid, Marga, — sehr leid. Es ist entsetzlich bitter, daß ihr die Opfer bringen müßt, zu denen ich bereit bin. Immer ihr — es ist fast tragisch. Ich will es dir tragen helfen, Kind, und erleichtern, wo ich kann, aber du mußt ee> einsehen: Du darfst mich nicht politisch totmachen, das wäre ein moralisches 64bü,ele für mich."

Ein unbeugsamer Egoismus war in ihm, er fühlte, daß er vor keiner Konsequenz zurückschrecken würde. Er sah nur noch das eine Ziel —

Da legte Marga ihre Hände ineinander und richtete sich auf. „Ich bin majorenn —"

Er fuhr zurück.

„Das heißt?" seine Stimme war heiser.

Sie nickte und sah ihm in die Augen, da erkannte er in seinem Kinde den gleichen Willen, der in ihm loderte, der sich nicht beugen lassen wollte, der ein Ziel hatte und darum zäh und verbissen dies Ziel festhielt. Und er erschrak, und doch war in ihm ein seltsames Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit mit ihr, ein heimlicher Stolz, daß er sein Kind achten mußte —

„Das heißt, daß du gegen meinen Willen dich verloben wirst?"

„Ia." Marga fühlte ein jähes Glücksgefühl. Sie dachte nicht mehr an die „korrekte" Verlobung. Sie dachte nur an Immos zärtliche Augen, und in dem Trubel ihrer Empfindungen fragte sie sich scheu: „Liebe ich ihn denn?"

„Das heißt, daß du mich vollkommen bewußt ruinieren wirst?"

..Ia."

Er stockte mitten in seinem Gang, er begriff nicht, was aus seinem Kinde geworden. Seine Lippen zitterten.

„Marga — das ist brutal!"

Sie ließ die Arme sinken. „Es ist egoistisch", sagte sie langsam, und ihre Augen sahen an ihm vorüber. „Aber was bist du anders? Hast du auch nur eine Sekunde lang an uns gedacht, als du vor deiner Partei standest und schonungslos alles Vergangene preisgabst? Du hast nicht überlegt, was du Vernichten könntest — wir sind drei — du hast uns gedankenlos geopfert — Wenn Immo anders wäre, — dann wäre meine Zukunft zerstört —"

In der Brust des Mannes wehrte sich alles gegen diese Anklage. „Ich habe nicht an euch gedacht — du hast recht! Aber es war nicht vorauszusehen, daß sich für euch Konflikte gestalten würden. Es ist nicht meine Schuld und trifft mich grausam, daß alle Konsequenzen auf euch niederfallen. Ich kann euch nur sagen: ich will euch helfen, wie ich kann, aber von meinem Wege kann mich nichts, auch euere Opfer nicht zurückhalten."

Marga flammte auf. „Du denkst nur an dich. Wir sind dir nichts. Hindernisse nur! Du willst uns beiseite schieben. An dich denkst du, an dein Glück!"

„An meine Idee," sagte Torbeck leidenschaftlich, „sie steht über allem. Sie verlangt Opfer. Wir müssen sie bringen, auch ihr. Ich verlange es von euch."
„Für mich ist mein Glück meine „Idee". Ich lasse nicht von ihr, so wenig wie du!"
Marga zitterte am ganzen Leibe, ihr Wille war emporgepeitscht, sie fühlte: eher würde sie sich zerbrechen lassen, als von Immo lassen.
„Ist das Liebe? Ist es Trotz? Ist es Ehrgeiz?" fragte sie sich verzweifelt.
Sie fühlte nur eines klar: den Willen, der nicht wankte.
Torbeck atmete schwer, seine Augen waren dunkel, und in ihm wuchs ein eigenes Gefühl: Haß. Er wußte jetzt: er mußte jeden hassen, der seine Idee, sein Lebensziel bedrohte. Er stand drohend vor Marga.
„Du wirst Schwanstedt nicht heiraten!" sagte er mit belegter Stimme.
„Sage, daß du ihn nicht heiraten willst."
Margas Kopf sank gegen die Täfelung, aber ihr Wille wich um keine Linie.
„Ich werde Immo heiraten, so wahr ich deine Tochter bin."
Da hob Torbeck die Hand. Eine besinnungslose Wut kochte in ihm empor.
Alle Selbstbeherrschung, alle Kultur fiel von ihm ab, der zügellose, gereizte Plebejer wurde in ihm wach, der sich wehren wollte mit der primitivsten Waffe, mit der überlegenen Kraft. Er hatte das Gefühl, als müsse er sie zerbrechen.
Da sah er das blasse, mutige Gesicht, und dicht darüber seine schwere Hand.
Das brachte ihn zur Besinnung. Er trat rasch zurück, so weit, daß der Tisch zwischen ihnen stand.
Marga folgte ihm mit den Augen, sie hatte keinen Augenblick gezittert.
„Ich muß dich zwingen", sagte er erstickt. „Es ist Selbsterhaltungstrieb.
Du mußt mir gehorchen!"
Sie stand mit gesenkten Augen, und in ihrem Gesicht zuckte keine Muskel, sie strengte sich an, klar zu denken, aber ihre Gedanken entglitten ihr, und Torbeck fühlte, daß seine Worte nicht zu ihr drangen, er fühlte die gewaltige Kluft der jahrelangen Fremdheit, die keine Bitte und keine Drohung überbrücken konnte.
Er begriff, daß nichts in Marga für ihn sprach, daß er ihr nur ein Fremder war, der ihr Glück bedrohte. Er fühlte sich waffenlos.
Wie sollte er es beginnen, wie sollte er ihr begreiflich machen, daß seine ganze innerliche Eristenz auf dem Spiele stand, daß er mehr verlor, wie den politischen Traum: den Lebensinhalt und den Lebenszweck. Würde sie das verstehen können?? Es schien ihm demütigend zu erklären, zu bitten. — Aber er sah keinen andern Weg. —
„Setze dich", sagte er schroff.
Sie gehorchte schweigend. Sie faltete die Hände auf den Knieen und wartete ohne Ungeduld. Sie wollte hören, was er ihr sagen wollte, aus Pflichtgefühl und Gehorsam, aber ihr Herz war still. Ihre Gefühle waren zu stark

mit den Rätseln und Nöten der eigenen Seele beschäftigt, sie hatten nicht mehr viel Raum und Kraft für ein fremdes Schicksal.
Torbeck sah finster vor sich hin, er litt, weil er von sich sprechen mußte, es war eine große Scham in ihm, einen Menschen in sein Inneres blicken zu lassen und nun gar sein Kind, von dem er kein Verständnis erwartete.
Seine Brauen zuckten, die Sehnen an Schläfen und Kinn spannten sich.
Seine Stimme war klanglos.
„Es hat euch tief getroffen, daß ich vor der Öffentlichkeit von meinen Eltern sprach. Ich begreife das wohl, denn ihr seid in dem Dünkel der „guten Familie" aufgewachsen. Es war euch natürlich peinlich zu erfahren, daß es mit der „guten Familie" nicht so weit her ist." Er sprach sehr bitter.
„Und ich wiederhole dir noch einmal: Mein Vater war ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, er sprach nicht einmal richtig deutsch. Er war auch ein oder zweimal im Gefängnis, wegen Raufereien oder dergleichen. Meine Mutter — du wirst dich jedenfalls mit Ekel von ihr wenden, ich erinnere mich an die Szenen aus meiner Kindheit, die waren furchtbar —" Er starrte auf die braune Tischplatte und sah wieder die schmachvollen Bilder, er sah sie mit grausamer Deutlichkeit.
Marga wollte die Hand heben und sagen: „Laß das — ich will es nicht hören, es foltert mich." Aber sie saß wie gelähmt, der Wille des Vaters zwang sie nun doch, und dann war noch ein dunkles, wehes Gefühl in ihr. Vielleicht war es Mitleid mit seinem fahlen Gesicht, vielleicht fühlte sie seine Scham, daß er mit Worten um ihr Verständnis werben mußte.
Er sprach weiter, und seine Worte waren schwer wie Steine. „Sie hat sich lange gegen das Elend gewehrt, aber der Hunger hat sie doch mürbe gekriegt, vielleicht noch mehr die hungrigen Augen ihrer Kinder, die konnte sie nicht ertragen, die mußte sie vergessen.
Sie trank. Es wurde rasch schlimmer, wir fürchteten uns vor ihr. Der Vater starb. Meine beiden Geschwister wurden schwer krank. Diphtheritis. Nach drei Tagen waren sie tot. Da lief die Mutter aus dem Hause, und ich saß allein bei den kleinen Leichen und kroch in Todesangst in einen dunklen Winkel. — Nach Stunden kam sie wieder — taumelnd, entmenscht. Sie stand an dem Bette und sah auf die beiden und lachte vergnügt. „Das ist gut, das ist schön", — grausig war es, und ich fing in meiner Ecke an vor Entsetzen zu schluchzen. Da sah sie mich. Ihr Blick wurde ganz stier und fürchterlich. „Du lebst — du sollst doch nicht verhungern, — du —"
„Sie wankte auf mich zu, ich schrie. Auf einmal hatte sie mich an der Kehle —"
Torbecks Kopf war auf die Brust gesunken, seine Fäuste waren hart geballt und seine Stimme brach. Marga sah ihn mit weiten, entsetzten Augen an, sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und wartete atemlos.

Der Mann nahm sich gewaltsam zusammen und zügelte seine Stimme.
„Sie hat versucht, mich zu erwürgen. Ich habe mich gewehrt wie ein Rasender. Wir haben Brust an Brust gerungen. Ich habe den eklen Atem auf meinem Gesicht gespürt und der Tod war über mir, denn die mageren Finger krallten sich tief in mein Fleisch und der Wahnsinn gab ihr Riesenkraft.
Aber in mir war ein ungeheuerer Lebenswille. Und dann erlahmte die morsche Kraft, ich warf sie zu Boden, daß der mürbe Körper fast zerbrach, — meine Mutter —"
Er rang nach Atem.
„Ich bin davongelaufen, in die Nacht. Auf einem Haufen Chausseesteine habe ich genächtigt, es regnete in eisigen Strömen. In dieser Nacht setzte meine Energie ein: ich wollte hinauf. — Meine Mutter ist bald darauf gestorben."
Er stand auf und ging auf und ab, er sah Marga nicht an, er vergaß, daß er zu ihr sprach, er hatte das unklare Gefühl: „Ich spreche zu dem Menschen, der meinen Lebensplan einzig gefährden kann, und darum muß ich alles ins Feld führen!"
„Ich bin hochgekommen. Ich habe für einen Schullehrer am Tage Kartoffeln gehackt, dafür hat er mich abends unterrichtet, und nachts habe ich gelernt. Der Zufall hat mir auch geholfen. Ich habe einmal ein Kind aus dem Wasser gezogen, es war das einzige Töchterchen eines Pfarrers. Und der Mann hatte eine königliche Dankbarkeit, er gab mir an Wissen, was er hatte, und dann habe ich weitergehungert, zwischendurch Kohlen geschleppt, Schnee geschaufelt, — studiert. Und dann kam das Neue in mein Leben —"
Er stockte, denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß er seine Worte vorsichtig wählen mußte.
„Wenn einer in seinem Leben nur Häßliches und Trübes gesehen und die bitterste Not kennt und den Kampf und ist jung und heißblütig, dann kann er verhungern vor Sehnsucht nach etwas Schönem, Sonnigem, das er nur aus den Büchern kennt und nie mit eigenen Händen berührt und gehalten hat.
Da kann die Sehnsucht zur vernichtenden Flamme wachsen. Da kann es geschehen, daß einer von dem ernsten Ziel seines Lebens abweicht und ein neues Ziel sucht: „Das Schöne!"
So kam es. Ich vergaß alles, was ich bisher gewollt, und kämpfte um den neuen Preis."
Er lehnte sich in dem Stuhle zurück, er sprach kühl und sachlich. „Ich habe euerer Mutter viel zu verdanken. Sie gab mir die äußere Kultur, sie lehrte mich eine ästhetische Lebensauffassung, und ihre Schönheit hat mich eine Zeitlang sehr, sehr glücklich gemacht. Das ist alles, — als das vorbei war, kam die Ent, tiiuschung. Sie konnte Form geben, aber in die Form Inhalt gießen, das konnte
-

sie nicht." Er fuhr mit der Hand über den Tisch, als wolle er viele Dinge ausstreichen und ungesprochen lassen.
„Sie kann nichts dafür. Sie hat nie gewußt, daß der Inhalt die Hauptsache ist, wenigstens für meinesgleichen."
Er sah Marga an mit forschenden Blicken. Folgte sie seinen Gedanken, begriff sie? Ihr Gesicht war sehr weiß und ihre Augen brannten. Da sprach er weiter.
„Ich habe dir nun von meiner Familie gesprochen, sie ist stets vor euch totgeschwiegen worden, und es war auch gut so, solange ihr Kinder waret. Ihr habt auch als Erwachsene nie danach gefragt, kaum wohl daran gedacht. Ihr hattet einen Großvater — den Herrn Hofrat. Den habt ihr lieb gehabt, mit dem wurde ein wahrer Kultus getrieben, und als er starb, war es ein Iammer ohne Ende. Und heute steht sein Bild im Frack mit den vielen Orden in jedem Zimmer und blühende Blumen stehen daneben. ,
In meinem Zimmer steht sein Bild nicht. Ich will dir etwas sagen: meine Eltern, so elend sie waren, stehen mir höher als der Herr Hofrat."
Marga zuckte auf. „Was meine Eltern getan haben, ist traurig und furchtbar, aber sie stammten aus der tiefsten ba»»e ela»»e, die hat andere Sittengesetze, die macht keinen Anspruch auf ein höheres Menschentum, die regiert nur der Hunger. Aber der andere — der stand auf sozialen und geistigen Höhen der Menschheit, der hatte alle Vorbedingungen, hatte die gute Erziehung und eine Generationen alte Kultur. Von dem konnte man die Selbstverantwortung verlangen! Er war in seinem Leben ein Kavalier, und als junger Mensch habe ich ihn oft beneidet um seiner schönen und wohltuenden Formen willen. Die Maske hat ihm erst der Tod gelüftet."
Torbeck stand wieder auf und ging auf und nieder, die Hände in die Rocktaschen versenkt. „Ich will es kurz machen. Als er gestorben war, ordnete ich mit euerem Onkel Gerhard den Nachlaß. Schulden, Schulden, Schulden. Er hatte gespielt und spekuliert, das Geld war ihm sehr flott durch die Finger gegangen. Es war ein großes Minus, das er bei Lebzeiten geschickt verdeckt hatte, die Unannehmlichkeiten mochten andere tragen. Das ist Kavaliersmoral. Dein Onkel Gerhard war außer sich über die Schande, die der Familie drohte, auch ich war unglücklich, denn damals war ich noch im Banne der neuen Ideen. Onkel Gerhard erklärte: „Ich kann nichts tun, mein Beruf bringt mir zu wenig ein."
Da übernahm ich die Schulden, er sah es an wie etwas Selbstverständliches, es war ihm nur die Revanche, die ich der guten Familie schuldig war, für die Aufnahme.
Ich habe die Schulden abbezahlt, allmählich. Es hat mich niemals ein Mensch gefragt: „Wie ermöglichst du das? Wird es dir schwer?"
„Und deine Mutter Sie fragte mich einmal nach der Erbschaft, da

sagte ich ihr von den großen Schulden. Und sie — hob die Hände an die Ohren und flehte mich an: „Oh nichts davon. Ich will nichts wissen! Ich will sein Bild rein erhalten." Ich schwieg und dachte: „Wenn sich der erste Schmerz gelegt hat, wird sie fragen" — aber sie hat nie gefragt — bis heute —"
Er blieb am Fenster stehen und sah hinaus.
„Das hat mir den Rest gegeben. Diese Feigheit. Diese Unfähigkeit, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. „Lieber eine Lüge glauben, wenn sie schön und vor allem bequem ist, als eine Wahrheit, die hart ist —"
Dies habe ich nie begriffen. Bis hierher ging ich ihre Wege. Weiter ging es nicht. Darüber kam ich nicht hinweg. Ich beobachtete und sah, daß es hundertmal so ging, nicht nur bei ihr allein. An der Wahrheit vorbeisehen, die Augen schließen vor allem, was die Ruhe stören könnte Diese Erfahrung war sehr bitter, und ich bin sehr einsam geworden. Ich bin nicht gewöhnt von mir zu sprechen, sonst würdest du vielleicht fühlen, daß ich verlechzte, daß mein ganzes Leben nur Sehnsucht war nach einem Inhalt. Ihr — ihr seid wie euere Mutter, ihr seid wie der Kreis, dem ihr gehört.
Ich stehe außerhalb. Ich habe nichts wie meine Idee. Die ist mir Heimat und Familie, die ist mir Glück und Not. Zu ihr habe ich mich gerettet, als es um mich leer wurde, und sie hat mich wieder reich gemacht —"
Er wandte sich ins Zimmer zurück und lehnte mit dem Rücken am Fensterkreuz. Sein Gesicht war tief beschattet. Marga saß vornübergebeugt und hielt die Hand vor die Augen, in ihrer Brust war ein großer Schmerz, sie verstand den Vater, und es beängstigte sie und beglückte sie, daß sie ihn ganz verstand.
„Mein Leben war so erbärmlich geworden, daß ich nur noch fürs Geldverdienen lebte. Da — eines Tages fuhr ich mit dem Auto ganz langsam durch eine ganz schmale, schmutzige Gasse der Altstadt. Ich will es nicht leugnen, ich empfand die eigene elegante Behaglichkeit wohltuend angesichts dieser Verkommenheit und dieser häßlichen Not, die aus allen Winkeln kroch. So weit war ich schon in dem satten Leben —
Da sah ich dicht neben dem Gummireifen meines Autos einen Haufen Lumpen in der Gosse. Und sah ein gedunsenes, zerstörtes Gesicht — ein Frauengesicht, glasige Augen, einen halboffenen Mund und Straßenschmutz auf Wangen und Haaren — und sah eine Ähnlichkeit — Ich weiß noch, daß mein Herzschlag aussetzte, ich weiß, daß ich halten lassen wollte. Es war nur der kurze Eindruck einer Sekunde gewesen, aber von dieser Stunde an wußte ich den rechten Weg. Es war mein Tag von Damaskus.
Helfen wollte ich — nicht einem einzelnen mit gutmütigen Almosen — Ich wollte vielen helfen, denn dazu fühlte ich eine ungeheuere Menge unverbrauchter Kraft.
Ich wollte mich an die Spitze stellen und das Elend in der Wurzel fassen,

mein Leben sollte nicht mehr erbärmlich sein. Alle Glut und Liebeskraft, die nie ein Mensch von mir gefordert hat, die aufgespeichert in meiner Brust liegt und mich jung macht, die gab ich meiner Idee. Und sie gibt mir dafür das Leben, nach dem ich mich so heiß gesehnt —"

Er löste sich vom Fenster und kam ganz langsam auf Marga zu. „Und darum muß ich sie festhalten mit aller Kraft, darum ist es für mich Untergang, wenn ich sie lassen muß!"

Er legte beide Hände schwer auf Margas Schulter, es war ihr, als trüge sie eine große Last, so wuchteten sie auf ihr. Sie ließ den Kopf an seine Schulter sinken und ein leises Weinen schüttelte sie. Ihr Herz war ganz erfüllt von Verstehen und Mitgefühl, zum ersten Male fühlte sie sich dem Vater ganz nahe.

Auch Torbeck war ergriffen. Er sah auf ihr braunes Haar herab und legte seine Arme sanft um sie, und als er das Zucken ihres Körpers fühlte, dachte er: „Man muß seinen Kindern etwas von sich geben, um sie zu gewinnen. Ich habe ihnen nie gegeben, nun ist es wohl zu spät." Es war viel Reue in dem Gedanken. Beide fühlten, daß in ihnen die Möglichkeit lag zu einem unbedingten Verständnis und einer großen Liebe. Und beide schwiegen, so sehr erschütterte sie der Gedanke.

Da sagte Torbeck: „Und nun sage mir, was du beschlossen hast, mein Kind."

Da starb mit einem Schlage das neue Gefühl in Margas Brust. Sie sah wieder Immos Augen, die ihr eine Welt von Liebe und tausend leuchtende Zärtlichkeiten gaben, sie sah Lina Markweins verächtliches Gesicht und den verlegenen Gruß von Frau Bellmann. Und sie war wieder mitten in ihrer eigenen Gefühlswelt und sah nur ihr eigenes Schicksal. Der Vater glitt an ihr vorüber und ward ferner und ferner. Es blieb nur ein leises Weh, wie um etwas, das man verloren, ehe man es ganz besessen.

Sie löste sich aus seinen Armen.

„Ich danke dir, Vater, für alles. Nun kann ich dich ganz verstehen und sehe ohne Groll auf den Weg, den du gehst. Du hast recht. Aber es ist dein Weg — meiner führt seitab. Ich bin verlobt, ich halte Immo mein Wort. So wenig du dir deine Zukunft zerbrechen lassen willst, ebenso wenig kann ich mein Leben vernichten. Verzeih mir, ich kann nicht anders handeln. Ich bin von deiner Art: hart. Ich muß auch mein Ziel verfolgen."

Torbeck dachte empört: „Alles umsonst. Daß ich mich demütigte und warb, war umsonst. Sie will nicht "

Er staunte und sein Zorn wuchs wieder.

„Ich gebe dir niemals meine Einwilligung, und wenn Schwanstedt kommt, weise ich ihn ab, und zwar so, daß er nicht wiederkommt, also erspare ihm das, wenn du willst. Dies ist mein letztes Wort. Wir haben uns nun wohl nichts

mehr zu sagen. Ich werde gegen diese Verbindung kämpfen mit allen Waffen, also sei gewarnt."

Sie ging.

Es war, als sei die letzte Stunde ausgelöscht zwischen ihnen, nur der Kampf blieb, und beide sammelten ihre Kraft.

Marga ging sofort ans Telephon und meldete sich bei Schwanstedts an. Sie wollte verhindern, daß Immo kam. Dann ging sie langsam die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

„Mit allen Waffen —, er hat es gesagt: mit allen Waffen. Nun muß ich mich wehren, auch mit allen Waffen. Sein Ziel ist ihm heilig, und meines ist mir heilig." Sie sann angestrengt. Dazwischen kam ihr wieder der Gedanke rasch und schattenhaft: „wie hat sich mein Leben gewendet in wenigen Tagen —"

Sie zog sich rasch um. Die Mutter kam herein. Eine freudige Rührung trieb sie immer wieder in die Nähe der Tochter. Sie hatte ein Gefühl wie Dankbarkeit für Marga, sie bewunderte die Tochter im stillen, daß sie solch eine glänzende Heirat machte. Sie umgab sie mit aufmerksamer Zärtlichkeit.

„Du bist blaß, Kind. Wo willst du hin? Zu Schwanstedts? — Ich rate dir ab. Ich würde warten, bis er offiziell hier war, das ist korrekter. Auch ihm gegenüber. — Weißt du, die Frau muß klug sein: nie zuviel geben! Du darfst ihn deine Sehnsucht nicht merken lassen, indem du hingehst. Laß ihn kommen, das ist klüger und korrekter."

Marga fühlte eine entsetzliche Ungeduld. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht gereizt zu antworten, die Nichtigkeiten, die ihrer Mutter Gesprächsstoff waren, folterten sie. Sie zog hastig die Handschuhe an.

„Bitte, lasse mich, Mama, ich gehe nicht aus Sehnsucht. Du kannst dich beruhigen. Ich habe Wichtiges mit Immo zu besprechen."

Frau Torbeck rückte ihr die Pelzstola zurecht und musterte ihr Kostüm. „Die Brautbesuche machst du in schwarzem Sammet mit etwas Hermelinbesatz!" Die sanfte Rührung kam wieder. „O Marga, wenn Großvater das erlebt hätte!"

„Der Großvater!" Margas Stimme klang scharf, sie lachte spöttisch. „Ia, das glaube ich —"

Auf einmal kam ihre Verlobung ihr unwürdig vor. Dachte denn niemand an Immos Persönlichkeit? Sahen denn alle nur die zufälligen Äußerlichkeiten seiner sozialen Stellung? Und war sie selbst anders?

Sie erschrak bei dem Gedanken. Sie hatte ihr „ja" auch nur gesagt unter dem Zwange der Ereignisse, sie war nicht besser —

Das Blut stieg ihr in die Schlafen. Aber sie konnte doch gutmachen —

Frau Torbeck hielt sie fest. „Was hat eigentlich Vater gesagt, Kind?" sagte sie beiläufig. „Gewiß war er überrascht, er hat sich wohl nicht gedacht,

daß du solch eine glänzende Partie machen würdest. Er hat uns alle stets unterschätzt."
Marga konnte ihre Unruhe nicht mehr zügeln. „Er hat sich geweigert, seine Einwilligung zu geben. Er will nicht —" sagte sie brüsk.
Frau Torbeck sah sie fassungslos an. „Das ist doch nicht möglich!" sagte sie sanft und dann bestimmt: „Ich werde an Onkel Gerhard telegraphieren, er muß kommen."
Dann ging Marga. Sie öffnete im Vorübergehen rasch die Türe zu dem Biedermeierstübchen. Io saß am Fenster und stickte.
„Io," sagte sie hastig, „sieh, bitte, nach Mama. Ich muß jetzt fort."
Sie eilte die Treppe hinab und ging mit raschen Schritten die Allee entlang zur Stadt hinunter. Immer wieder dachte sie den Gedanken: „Mit allen Waffen —" Er lief neben ihr her im gleichen Rhythmus. „Mit allen Waffen —", und ihre Gedanken grübelten und bohrten.
Auf einmal stand sie vor einem großen hellen Gebäude, ein hohes Portal öffnete sich dicht neben ihr. Es war die Erpedition der größten Tageszeitung des Landes. Sie trat ein und stand vor einem Schalter, es kam ihr nicht klar zum Bewußtsein, was sie tat. Und erst, als sie wieder draußen war und — über das feuchte Pflaster schritt, wußte sie, daß noch heute in der Abendzeitung ihre Verlobung mit Immo von Schwanstedt veröffentlicht würde. —
Es ist häßlich „mit allen Waffen zu kämpfen", dachte sie schmerzlich. „Ich bin hineingetrieben worden in den Kampf und wehre mich, und ich sehe nicht einmal, ob es recht oder unrecht ist, was ich tue, ich sehe die Wirkung nicht und die Folgen. Nur eines weiß ich, daß ich vorwärts gehen muß, und daß mein Weg zu Immo führt!"
Sie atmete auf und lächelte glücklich. Sie sah zufällig zur Seite und begegnete dem Gruß eines Bekannten, und sie vergaß, über den Gruß nachzudenken. Erst nach einer Weile dachte sie: „Vielleicht bin ich über die Kränkung hinweg. Vielleicht gibt mir aber auch nur das Bewußtsein Rückgrat, daß ich Immos Braut bin. Vielleicht —, ach, vielleicht ist mein Gefühl für ihn doch größer, als der berechnende Verstand, der mich seine Hand nehmen hieß. Wenn mein Herz zu ihm fände, das wäre das Glück. Aber er war ja zufrieden mit dem, was ich ihm gab, er hat ja gar nicht mehr erwartet." —
Sie stand vor dem Regierungsgebäude und ging langsam die mächtige Sandsteintreppe hinauf. Es war wieder eine Schwere in ihren Gliedern, und sie blieb einmal stehen, um ihren Herzschlag stiller werden zu lassen.
Und droben auf der Schwelle stand Immo und sah ihr entgegen. Er hatte sie vom Fenster aus kommen sehen, und seine heiße Ungeduld hatte ihn ihr entgegengetrieben. Und wie er wartend auf der obersten Stufe stand, sah er, wie sie langsam und zögernd, fast schwerfällig zu ihm kam.

„Sie eilt sich nicht, — sie fühlt nicht die gleiche Sehnsucht wie ich. Sie will meine zärtliche Begrüßung hinausschieben —" dachte er, und er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust.
Da hob Marga die Augen und sah in sein gramvolles Gesicht, und sie lächelte ihm entgegen. Da wollte er die Arme ausbreiten. „Ich muß mich beherrschen, ich darf sie nicht erschrecken", dachte er beschwichtigend, und als sie neben ihm stand, küßte er ritterlich ihre Hand und nahm ihr den Pelz ab. Und sie dachte: „Er ist doch lau und korrekt. Es hat keinen Zweck, daß mein Herz die ganz große Liebe lernt."
Und trotzdem fühlte sie, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte, und es war nicht die Furcht vor den „andern", die sie an seiner Seite hielt. Es war die scheue Hoffnung auf etwas Fernes, das kommen mußte, auf das sie warten wollte. —
„Wir wollen zu deinem Vater, Immo", sagte sie, während sie sich vor dem Spiegel das Haar zurechtschob. „Ist er in seinem Zimmer?"
Immo nickte, er konnte nicht sprechen. Er rang noch mit seiner Enttäuschung und rang mit der jäh aufquellenden Zärtlichkeit. Marga erschien ihm so schön in dem dunklen Tuchkleid, das knapp die schönen Glieder umschloß und jede Bewegung des Körpers zeigte. Er schloß eine Sekunde die Augen, um sie nicht zu sehen. Dann folgte er ihr durch den dämmerigen Gang, der vor der breiten Flügeltüre des Arbeitszimmers endete.
Der Präsident von Schwanstedt saß in seinem Schreibtischstuhl und las die Zeitung, als er Marga sah, stand er rasch und jugendlich auf und kam ihr entgegen. Sein hübsches, vornehmes Gesicht leuchtete in einer warmen Freude. Er nahm Margas Hände und zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn mit einer mehr galanten, als väterlichen Zärtlichkeit.
„Willkommen, mein Kind", sagte er innig. „Du weißt, daß ich mir nie eine liebere und schönere Schwiegertochter gewünscht habe. Ich kann meinem Iungen nur jeden Tag von neuem gratulieren." Er zog Marga in einen Sessel und sah sie aus den klugen Augen prüfend an.
„Ein bißchen angegriffen! Na, das ist begreiflich, es ist ja auch ein kritischer Schritt, Iunge, daß du mir das Mädel ordentlich verwöhnst und pflegst. Und nun, wann soll denn die offizielle Sache vor sich gehen? Oder hat Vater Torbeck Immo die offizielle Werbung erlassen? Möglich ist's, er hängt nicht am alten Zopf, er ist ja sogar sehr liberal — neuerdings." Um seine Augen zuckten feine, ironische Fältchen. „Das netteste wäre, wir fänden uns alle heute abend zu einer fröhlichen Verlobungsfeier zusammen, bei uns hier, oder bei euch droben, und morgen auf unserem Hausball veröffentlichen wir euer Glück."
„Ia", sagte Immo. „Ist es dir recht, Lieb?"
Marga bewegte die Lippen, ihre Augen ruhten bittend auf dem alten Herrn. „Hilf du uns", sagte sie. „Vater will unsere Verlobung niemals zugeben —"

„Marga" — sagte Immo erschreckt und legte den Arm um ihre Schulter.
Der Präsident zog die Brauen hoch. „Und warum?" fragte er bedächtig.
Margas Stimme schwankte: „Er hat mir gesagt, daß das seinen politischen Untergang bedeute —"
Immo fuhr auf, ein jähes Wort war auf seinen Lippen. Doch der Vater hob die Hand, er liebte rasches, unbedachtes Urteil nicht, er erzog sich und seine Umgebung zum klugen Wägen der Worte. Er saß mit gefalteter Stirn und dachte gesammelt nach, dann sagte er langsam:
„Ich habe dergleichen gefürchtet. Torbeck hat leidenschaftliche, zuweilen fanatische Augen. Diese Art von Menschen verbeißen sich in eine Idee und opfern ihr alles, die legen den Kopf auf den Block dafür. Ich verstehe den Mann. Es ist ein schwerer Konflikt, und ihr müßt Geduld haben."
Da sah er Immos blasses Gesicht und den festgeschlossenen Mund, der eisernen Trotz kündete. Er lächelte ihm zu: „Iunge — nur Geduld, sonst nichts. Schließlich muß das Alter der Iugend weichen. Das ist naturgemäß, und das wird solch ein intelligenter Mensch wie Torbeck begreifen. Die Iugend hat ihr Recht auf die Zukunft, und das zu schmälern ist Sünde am Leben. So, und nun will ich hinfahren und mit ihm sprechen."
Er wandte sich zur Türe. Immo trat ihm rasch in den Weg. „Vater, laß mich gehen! ich kann das nicht ertragen, ich muß ins Vordertreffen. Ich will mir meine Braut selbst erobern. Ich kann hier nicht warten, untätig und geduldig."
Der Vater sah ihn freundlich an. „Das verstehe ich vollkommen, mein Iunge. Aber glaube mir, du richtest nichts aus. Dir gibt er sein glattes „nein" und damit basta, und meinem weißen Haar ist er schon aus Höflichkeit Rede und Antwort schuldig."
Margä nahm Immos Hand. „Bleib", bat sie leise. Cr hörte einen weichen Ton heraus, und der lähmte ihn sofort. Er wandte sich ihr zu, und Schwanstedt ging.
„Wir wollen Maria guten Tag sagen", sagte Marga beklommen. Sie hatte eine leise Angst vor dem Alleinsein mit Immo. Und wie sie zur Türe schritt, wartete sie darauf, daß er leise bitten sollte: „bleib — laß uns allein bleiben!"
Aber Immo kniff die Lippe und zwang ein Aufseufzen nieder. Er folgte ihr, und sein Gesicht war sehr blaß. In beiden war alle Freude erloschen, ihre Seelen irrten und suchten.
Plötzlich blieb Marga stehen, sie besann sich. „Nun habe ich ganz vergessen, deinem Vater zu sagen, daß ich auf der Erpedition war, und daß heute abend unsere Verlobung in der Zeitung steht — Es war eine Eingebung, ich tat es ohne Überlegung und konnte nicht anders."
Immo stand überrascht. Dann lachte er vergnügt auf — „Das war ein guter Gedanke, nun kann dein Vater nicht anders, als „ja" sagen."

Dann traten sie in Marias Zimmer, die noch immer ein wenig blaß auf
der Chaiselongue lag. Sie breitete Marga beide Arme entgegen: „Schwägerin
— wie bieder das klingt!" —
Schwanstedt fuhr in seinem eleganten Kupee zu der weißen Villa hinauf.
Der Weg wurde ihm sehr schwer, denn das unerwartete politische Auftreten
Torbecks war ihm sehr peinlich. Aber er zwang sich zur äußersten Ruhe.
Als Torbeck der Besuch des Präsidenten gemeldet wurde, hatte er gerade
seinen Namen unter einen Brief an Immo gesetzt, in dem er ihm kurz und
bündig mitteilte, daß eine Verbindung mit Marga ausgeschlossen sei.
Er nahm die Karte aus der Hand des Mädchens, und er dachte spöttisch:
„Sie handelt schnell, sie ist mir zuvorgekommen. Dies sind die ersten Hilft-
truppen."
Er lächelte verächtlich, eigentlich ärgerte er sich, daß er immer wieder von
seinen Gedanken an die heutige Versammlung abgehalten wurde. Er kannte
es nicht, daß seine Familienangelegenheiten Rechte beanspruchten, die seine per-
sönlichen Interessen beeinträchtigten.
Er ging dem Präsidenten ruhig entgegen, und beide Männer reichten sich
kühl die Hand, und sie fühlten sofort die Kluft, die zwischen ihnen war. „Ich
werde nichts ausrichten", dachte Schwanstedt bekümmert, als er die eiserne Stirn
des andern sah.
Torbeck sah aufmerksam in das alte gütige Gesicht und dachte: „Er ist ein
liebenswürdiger Mensch, die Verhandlung mit ihm wird leicht sein."
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Politische Lenzesstimmung.

Die Osterglocken hallten in diesen prächtigen Frühjahrstagen von Friedensklängen wider. Kurz vor Ostern zuckte in Albanien, dem jüngsten unter den politischen Kratern des Balkans, die Kriegsflamme verdächtig auf. Aber die Löschmannschaft war sogleich zur Stelle. Die Staatsmänner Europas brauchten ihre Osterferien nicht zu unterbrechen. Die führenden Staatsmänner der beiden Mächtegruppen einigten sich noch kurz vor Ostern auf eine gemeinsame Formel, die den albanisch-griechischen Konflikt beizulegen geeignet scheint. Europa duldet keinen neuen Balkankrieg, der einen Weltbrand heraufbeschwören könnte. Krampfhaft klammert sich alles an den Friedensgedanken, den die Kirchen aller Konfessionen als Osterbotschaft ihren Adepten künden.

Ein unendliches Ruhebedürfnis tönt uns allenthalben entgegen. England ist im letzten Augenblick an der Gefahr der inneren Revolution, welche Home Rule als ständiges Menetekel an die Wand gemalt hatte, vorübergekommen. Die dritte Abstimmung im Unterhaus hat den gesetzlichen Rahmen für die endgültige Lösung dieses wichtigsten innerpolitischen Problems des englischen Weltreichs geschaffen. Es wird dem liberalen Ministerium durch einen glücklichen Schachzug gelingen, die Wünsche der Ulsterleute im Rahmen des Gesetzes so zu befriedigen, daß die Konservativen einem Kompromiß, wenn auch mit innerem Widerstreben, zustimmen werden, zumal sie sich mit dem kiüt aceompli irgendwie abfinden müssen. Asquith hat sich durch die plötzliche Übernahme des Kriegsministeriums auch in den Augen der Konservativen ein politisches Relief geschaffen, das nicht nur ihm persönlich, sondern der ganzen liberalen Partei zugute kommt. Asquith und Grey sind mit ihren höheren Aufgaben, welche der Balkankrieg nach außen und Home Rule nach innen an sie gestellt haben, dermaßen gewachsen, daß man jetzt erst den großen Stil ihrer

staatsmännischen Befähigung anzuer-
kennen beginnt. Sir Edward Grey hat
mit einer Meisterschaft, die an beste
englische Traditionen erinnert, das
Zünglein an der Wage des Gleich-
gewichts zwischen den beiden Mächte-
gruppen glücklich und diskret dirigiert.
Die Anbahnung besserer Beziehungen zu
Deutschland war der Auftakt zu jener
von ihm inspirierten Botschafterkonfe-
renz, der es letzten Endes doch gelang,
den paneuropäischen Krieg hintanzu-
halten.

Frankreich hat allen Grund, mit
seinen äußeren politischen Erfolgen zu-
frieden zu sein. Der soeben ab-
geschlossene Vertrag mit der Türkei be-
deutet mehr als eine gewonnene
Schlacht. Durch seine Anleihen kauft
sich Frankreich nicht bloß Freunde, son-
dern es sichert sich zugleich Einfluß-
sphären von unübersehbarer Tragweite.
Keiner seiner Verbündeten hat vom
Balkankrieg auch nur entfernt soviel
profitiert wie Frankreich. Und dies
alles trotz innerer Krisen! Vier ehe-
malige Ministerpräsidenten haben sich
vor der mit Richtergewalt aus-
gestatteten Kommission zu rechtfertigen,
ja der Präsident der Republik hat als
Zeuge zu erscheinen, und an der Spitze

dieser Untersuchungskommission steht der Sozialistenführer Jaurös. Und die Welt ging doch nicht aus den Fugen! Ia, im gleichen Augenblick, da sich^ im Inneren Frankreichs die schwersten politischen Wirren abspielen, feiert es in seiner Außenpolitik den größten Triumph, indem es sich in der asiatischen Türkei eine Einflußsphäre sichert, die alles weit hinter sich läßt, was v. Marschall je für Deutschland geträumt hat. Die inneren Parteiwirren Frankreichs kräuseln kaum die Oberfläche seines nationalen Daseins. Im Ernstfalle steht jeder Franzose, und nicht zuletzt Iaurös, hinter dem nationalen Einheitsgedanken. Dieses politisch gesättigte Frankreich will keinen Krieg. Das darf man Pichon, dem feinsten politischen Kopf Frankreichs, der einen bedeutenden Osteraufsatz voll Friedensbeteuerungen für die „Neue Freie Presse" geschrieben hat, getrost glauben. Frankreich hat an der Peripherie, in seinem weitreichenden Kolonialgebiet, unendlich viel zu verlieren, dazu eine innere soziale Revolution zu riskieren, ohne für das Zentrum seiner politischen Sehnsüchte etwas gewinnen zu können. Die Franzosen wissen zudem als gute Rechner sehr wohl, daß ein unglücklicher Krieg ihren Hauptschuldner finanziell dermaßen ins Mark treffen würde, daß dessen wirtschaftlicher Zusammenbruch auch seinen Hauptgläubiger dem Ruin entgegenführen müßte. Der Sparer in Frankreich, der seine Kapitalien in russischen Werten angelegt hat, weiß sehr wohl, was ihm bevorsteht, wenn das Kriegsglück gegen die Ententegruppe entscheidet. In Wirklichkeit haben sich die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland in den letzten Monaten erheblich gebessert.

In Deutschland selbst haben wir augenblicklich politische Windstille. Kaiser und Kanzler weilen in Korfu. Die griechischen Gäste werden freilich kein volee tkr nieute aufkommen lassen. Iedenfalls wird Deutschland die guten Dienste bezüglich der Liquidierung der unbequemen Reste nach dem Bukarester Frieden um so bereitwilliger anbieten können, als eigene Interessen gar nicht in Frage kommen. Zwischen Italien und Griechenland auf der einen, zwischen Albanien und

Griechenland auf der anderen Seite wird die deutsche Politik die wertvollsten Vermittlungsdienste leisten können. Sollte wirklich, was ich für unwahrscheinlich halte, der deutsche Kaiser auf der Rückreise von Korfu den König Karol von Rumänien besuchen und in Budapest mit dem Kaiser Franz Ioseph zum zweiten Male zusammentreffen, so kann man sicher sein, daß er mit dem Ölzweig in der Hand kommt. Denn kriegerische Absichten liegen dem Kaiser und dem Deutschen Reich durchaus fern; das glaubt man endlich an der Themse so gut wie an der Seine und an der Newa. Wann und wo der Kaiser politisch eingreift, da gilt es nur der Aufrechterhaltung des internationalen politischen statu» quo.

Nicht politische, sondern weit eher wirtschaftliche Fragen stehen heute im Mittelpunkte der Debatte. Die Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland und Österreich-Ungarn sind das schwierigste Problem der Gegenwart. Bedrohliche Anzeichen eines Zollkrieges mit Rußland kündigen sich an. Hie« steht ausnahmsweise die Duma hinter der Regierung. Aber auch in Österreich-Ungarn wetterleuchtet es bedenklich, so daß die wirtschaftlichen Fragen sehr leicht in die politischen hinübergreifen könnten. Das gilt es jetzt, mit aller Macht und Kraft zu verhüten. Schon hat sich auf deutscher Seite eine öffentliche Kontroverse zwischen dem Abgeordneten Paasche, der für eine starke Begünstigung Österreich-Ungarns aus naheliegenden politischen Gründen eintritt, und dem Abgeordneten Gothein entwickelt, der mit Rücksicht auf Frank-

reich und den Frankfurter Vertrag eine intensive zollpolitische Bevorzugung Österreich-Ungarns bekämpft. Diese Polemik hat in Österreich-Ungarn peinliches Aufsehen erregt. Die österreichisch-ungarische Industrie hat unter den Schlägen der Balkankriege namenlos gelitten. Sie ist nun einmal auf den nahen Orient eingestellt und angewiesen. Verliert sie dii!se Absatzgebiete, dann ist sie dem Untergange geweiht. Die Industrialisierung der Monarchie hat indes im letzten Iahrzehnt einen solchen Umfang angenommen, daß die Auswandererfrage eine noch verhängnisvollere Rolle spielen dürfte, wenn auch der Industriearbeiter beschäftigungslos wird und sich daher zur Auswanderung gezwungen sieht. Wenn sich aber Frankreich durch seine Anleihen für den Zukunftskrieg russische Armeekorps sichert, kann es dem deutschen Interesse nicht entsprechen, daß die Auswanderung aus dem verbündeten Österreich-Ungarn noch bedrohlichere Formen annimmt. Es gilt daher, hier einen Ausweg zu finden und die ohnehin schwierigen Handelsvertragsverhandlungen durch vorzeitige Polemiken nicht noch mehr zu verschärfen. Während Graf Berchthold und Marquis San Giuliano ihre Osterferien in Abbazia dazu benutzen, im Interesse der Aufrechterhältun«, des europäischen Friedens Reibungsflächen aller Art zu beseitigen, hat der Kaiser in Korfu mit dem Reichskanzler daran gearbeitet, nach außen die griechisch-albanischen Streitigkeiten beizulegen und nach innen die Statthalterfrage in Elsaß-Lothringen endgültig zu lösen. Es scheint recht inopportun und taktisch »erfehlt, die inneren zollpolitischen Schwierigkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland gerade im jetzigen Augenblick eoram publica aufzurollen. Man vergesse niemals, daß der tertiu» ss«.u6en» vor der Türe steht, um jede Unstimmigkeit zwischen den Allianzmächten nicht bloß schadenfroh herauszuwittern, sondern auch entsprechend zu verwerten. Die verbündeten Mächte werden einen Weg suchen und müssen ihn finden, wie man der Schwierigkeiten der Erneuerung der Handelsverträge Herr wird. Das Wirtschaftliche ist nun einmal vom Politischen nicht mehr zu trennen. Müssen wir die österreichisch-ungarischen

Anleihen im politischen Interesse aufnehmen, so haben wir auch im eigenen wohlverstandenen Interesse dafür zu sorgen, daß Österreich-Ungarn auch wirtschaftlich seine Kräfte entfalten kann.

Der Weltfrieden scheint, nach allen Anzeichen zu schließen, für Europa vorerst gesichert. Der Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Meriko wird lokalisiert bleiben und nicht auf unseren Kontinent hinübergreifen. Nur England ist an dieser politischen Konstellation interessiert. Unsere nächste Sorge gilt vielmehr den wirtschaftlichen Problemen, vorab den Handelsverträgen. Ieder Zollkrieg sät Mißtrauen und häuft Unmut, so daß er leicht in einen politischen Krieg umschlägt. Es müssen alle Kräfte daran gesetzt werden, einen Zollkrieg zu vermeiden. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Philosophische Rundschau.

Von Nr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Es kann einem aufmerksamen Beobachter der Geistesgeschichte unserer Zeit nicht verborgen bleiben, daß sich in unseren llberzeugungen von der Aufgabe des menschlichen Lebens (oder dem Sinn, den die Verfolgung dieser Aufgabe dem Leben gibt; oder dem Wert, den es durch Erfüllung dieser Aufgabe gewinnt) die Gegensätze immer mehr zuspitzen, daß sie klarer formuliert, entschiedener vertreten, allseitiger durchgeführt werden: auf der einen Seite.

die wir mit ziemlichem Rechte zusammenfassend die monistische nennen können, wird die Meinung verfochten, daß die Aufgabe des Lebens einzig darin bestehe, durch Vervollkommnung der empirischen Wissenschaften und der Organisation der Menschen jedem möglichst so viel Befriedigung seiner tatsächlichen Bedürfnisse aller Art zu verschaffen, als dies mit der Bedürfnisbefriedigung der anderen vereinbar ist. Ich will mich hier in eine Kritik dieser Anschauung nicht einlassen; sie würde jedenfalls darin gipfeln müssen, daß der Monismus die empirischen Wissenschaften nur dadurch zur Alleinherrschaft führt, daß er alle über sie hinausweisenden Fragen, vorzüglich die nach der inneren Berechtigung jener Bedürfnisse, einfach außer Acht läßt, indem er ihre Bejahung als selbstverständlich voraussetzt, ohne dabei freilich des fast grotesken Dogmatismus dieser Voraussetzung inne zu werden. — Die andere Seite, die wir am passendsten als idealistische bezeichnen, ist davon überzeugt, daß alle Fortschritte in den empirischen Wissenschaften, der Technik und der Organisation der Menschen, kurz der Fortschritt der Zivilisation, lediglich ein Werkzeug sind, das an sich überhaupt keinen Wert hat, sondern nur mittelbar dadurch einen solchen gewinnen kann, daß es zu wirklich wertvollen, jenseits aller bloßen Zivilisation liegenden Zwecken richtig verwandt wird, statt zur Befriedigung von Bedürfnissen, die durch nichts als ihre Tatsächlichkeit legitimiert sind. —

Will nun der „Idealismus" in seinem Kampfe gegen den „Monismus" Sieger bleiben, so muß er seinen Gegner in der Unbedingtheit seines Wahrheitswillens, in der Klarheit seiner Gedanken und der Strenge ihrer Begründung erreichen, ja übertreffen. Denn mit Überzeugungen, die nicht ausschließlich dem Ziele objektiver Erkenntnis unbekümmert um Befriedigung oder Verletzung anderer Bedürfnisse dienen wollen; oder die nicht so klar sind, daß ihr bestimmter Sinn sich muß verstehen und ihre Richtigkeit muß entscheiden lassen; oder mit Überzeugungen, denen es an der zureichenden Begründung fehlt, kann man bei den „Monisten" nur Hohn und Spott ernten, aber keine Vertiefung und Berichtigung ihrer Einsichten. Daraus ist diesen kein Vor-

wurf zu machen, im Gegenteil muß es ihnen zum Verdienst angerechuet werden, daß sie sich wenigstens bemühen, jenes soeben dreifach beschriebene Ziel unbedingter Wissenschaftlichkeit unter allen Umständen zu verfolgen. —

In den letzten Monaten sind drei Schriften erschienen, die nach ihrer mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Absicht alle für den „Idealismus" im oben umschriebenen Sinne eintreten wollen, die aber leider auch neben hohen, teilweise ungewöhnlichen Vorzügen sämtlich eine oder gar mehrere der soeben geforderten Eigenschaften vermissen lassen:

In einem kleinen Schriftchen versucht Iohannes Volkeltdie Frage zu beantworten: „Was ist Religion?" Klar und überzeugend zeigt er, daß Religion etwas durchaus eigenes sei, unterschieden von ästhetischem, ethischem oder wissenschaftlichem Enthusiasmus, oder einer Verbindung dieser drei. Und zwar sei sie die intuitiv gewisse Überzeugung von dem Verhältnis zwischen absolutem Wert und absolutem Sein. D. h., der religiös Erlebende ist sich unmittelbar bewußt, wie es um die Verwirklichung dessen, was unbedingt sein soll, in der Welt bestellt ist. Ich stimme Volkelt durchaus darin bei, daß damit das eigentliche religiöse Problem erfaßt ist, daß alle historische Religion dies Problem in irgend einer Weise hat lösen wollen (und daß, was Volkelt freilich nicht hinzufügt, alle nicht unmittelbar auf dieses Problem bezogenen religiösen Anschauungen bewußt oder unbewußt dem Zwecke dienen, die Schwierigkeiten unzulänglicher Lösun-

gen der Hauptfrage zu beheben; dies ist z. B. der Zweck aller Theodizeen). Vor allem hat Volkelt darin recht, daß Religion an sich Sache des unmittelbaren Erlebens ist, daß aber entgegen allem modernen Subjektivismus der Gehalt jener unmittelbaren religiösen Erlebnisse sich muß objektiv rechtfertigen lassen, weil sonst die innere Einheit des Lebens vernichtet und der Wille zu» Wahrheit geschändet wird. Leider schließt aber nun Volkelt seine Schrift mit zwei merkwürdigen Halbheiten: Es ist ihm selbstverständlich, daß jene religiöse Grundfrage überhaupt nur in dem Sinne beantwortet werden kann, daß die Verwirklichung des Guten in der Welt auf irgend eine Weise notwendig gesichert ist. Daß Volkelt die Möglichkeit anderer Antworten nicht einmal sieht, scheint mir daher zu rühren, daß er, wie viele andere, Religion und Christentum identifiziert und es so leicht hat, aus der Notwendigkeit der Religion die Richtigkeit der christlichen Lösung einfach zu folgern, während es doch ein schweres Problem darstellt, ob die Verwirklichung des Guten in der Welt durch irgend eine dem Menschen überlegene Macht, Gott, gesichert ist, oder ob dies gerade nicht der Fall ist, und der Sinn des menschlichen Lebens darin besteht, den in seinem Ausgang immer zweifelhaften Versuch dieser Verwirklichung des Guten mit allen Kräften zu unternehmen. Und zweitens schwächt Volkelt seine Forderung der Objektivität des religiösen Erlebens nachträglich wieder dahin ab, daß die Wahrheit der religiösen Überzeugung nur wahrscheinlich gemacht zu werden brauchte. Kein wirklich religiöser Mensch wird sich aber damit begnügen wollen. Und es scheint obendrein so, als ob Volkelt dunkel ahnte, daß seine Lösung des religiösen Grundproblems strengere Wahrheitsanforderungen nicht vertrüge. —

Auch Rudolf Eucken hatte es sich Vor einigen Iahren ähnlich leicht gemacht, als er seine Frage: „Sind wir noch Christen?" dadurch bejahte, daß er die Notwendigkeit der Religion verhältnismäßig einwandfrei darlegte, daraus aber ohne weiteres die Richtigkeit des Christentums folgerte. In seinem neuesten Buche: ^,Zur Sammlung der Geister" sind Vorzüge und Schwächen in ganz anderer Weise ver-

teilt. Er ruft in ihm alle die Menschen, die von der Notwendigkeit eines „Neuidealismus" überzeugt sind, zum Kampf auf gegen alle Art Naturalismus, Subjektivismus usw. und schildert sodann in beredten Worten, daß es deutsche Art sei, der herrschenden Zerklüftung unseres Lebens dadurch Herr zu werden, daß wir das Gute des modernen Lebens anerkennen, ohne uns an seine Auswüchse zu verlieren. Es gelte vielmehr, das Leben von innen heraus neu zu gestalten; alte und neue Werte zu innerer Einheit zu verschmelzen. — Das Buch ist voll feiner Gedanken, warmer Begeisterung, einem offenen Blick für das Gute und Böse unserer Zeit und zudem in schöner Sprache geschrieben. Eins aber mangelt ihm völlig: die Klarheit. In seiner Polemik noch leidlich bestimmt, werden alle positiven Ausführungen so verschwommen, daß man überhaupt nicht Stellung zu ihnen nehmen, vielmehr nach Belieben Richtiges und Falsches in sie hineinlesen kann. Das Buch wird darum leider keinen Gegner des „Neuidealismus" überzeugen, sondern womöglich lächeln lassen, und jeden Freund desselben, dessen Begriffe nicht bereits klar und bestimmt sind, heillos verwirren. Teils scheint es mir, als ob Eucken überhaupt die Fähigkeit scharfen begrifflichen Denkens nicht ausreichend zu Gebot« stünde, teils hat ihn wohl auch der gefährliche Wunsch beseelt, trennende Unterschiede zu übersehen und idealistische „Sammlungspolitik" zu treiben. Solche Politik ist aber nur da am Platze, wo es auf gemeinsames Handeln ankommt; wo es zu

denken und nicht zu handeln gilt, ist solche Politik, auch bei den lautersten Absichten ihres Urhebers, vernichtend für die Entwicklung der Erkenntnis, die das schärfste Herausarbeiten aller Gegensätze und ihr unablässiges, erbarmungsloses Ringen heischt. —

Wieder ein ganz anderes Antlitz trägt Paul Deussens neuestes Werk: „Die Philosophie der Bibel" (zugleich der fünfte Band seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie"). Deussen zeigt die Keime und die Entwicklung der christlichen Gedanken von ihrer Entstehung in Ägypten, Babylonien, Palästina und Persien an, bis zu ihrer Vollendung in den Aussprüchen Iesu und den Schriften des Paulus und Iohannes. Mir ist kein Werk über die Entstehung des Christentums bekannt, das auf knappem Raume derartiges leistete: Umfassende Berücksichtigung der politischen und Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten an; verständnisvolles Aufspüren der inneren Gründe der geistesgeschichtlichen Entwicklung; scharfsinnige und rücksichtslose, aber sich doch nie in Ertremen gefallende Kritik der Überlieferung; Benutzung auch der erst in neuester Zeit entdeckten Quellen; schließlich klare und knappe Zusammenfassung der wichtigen Ergebnisse. In all diesen Hinsichten ist die Darstellung des Lebens Iesu besonders bemerkenswert. Teilweise gilt dies Lob auch von dem letzten, zusammenfassenden Kapitel des Buches, das die Überschrift führt: Kern und Schale des Christentums. Die Schilderung und Kritik der Schale, alles dessen, was dem religiösen Grundgehalt des Christentums fremd ist und doch zu ihm gerechnet wird, ist vorzüglich. Zweierlei ist aber nicht zu billigen, weil es nicht nur unbegründet bleibt, sondern sich auch, meiner Überzeugung nach, nicht begründen läßt: einmal, daß Deussen den Theismus, d. h. die Identifikation des weltschaffenden und welterlösenden Prinzipes (dessen unvermeidbaren Widerspruch er freilich treffend zeigt), aus dem Christentum streichen zu können glaubt, ohne dessen Wesen aufzuheben. Sodann, daß Deussen zum Kern, zu den ewigen Wahrheiten des Christentums ohne weitere Begründung das und nur das rechnet, was mit seiner indisch-schopenhauerischen Philosophie überein-

stimmt, bezw. damit übereinstimmend gedeutet wird: die erlösende Befreiung des durch seinen Egoismus in die Wirklichkeit verstrickten Willens von den Gesetzen dieser Wirklichkeit durch den unbegreiflichen Eingriff einer jenseitigen Macht. Derselbe Deussen, der zuvor mit scharfem Auge die Widersprüche des Theismus erspäht, wird blind für die Widersprüche seiner eigenen Überzeugung, die er nicht einmal zu begründen für nötig erachtet. Um nur einen dieser Widersprüche hier zu nennen: Wenn der Mensch in die Kausalität der Wirklichkeit verstrickt ist, wie kann da irgend eine jenseitige Macht irgend eine Veränderung in seinem egoistischen Wirklichkeitsleben bewirken, wie Deussen behauptet? Entweder unterliegt doch der Mensch nicht notwendig unerbittlichen Gesetzen der Wirklichkeit, dann braucht er nicht durch fremde Hilfe daraus befreit zu werden; oder er ist an diese Gesetze gebunden, dann kann er nicht daraus befreit werden. —

Ich glaube, daß diese leider unverkennbare tatsächliche (sicherlich nicht notwendige) Hilflosigkeit des Idealis» mus im weitesten Sinne m i t dadurch verschuldet ist, daß seit Iahrhunderten die systematische philosophische Untersuchung der religiösen, ja überhaupt der nicht auf die Erkenntnis der Natur gerichteten Erlebnisseiten des Menschen verhältnismäßig stark vernachlässigt wurde. Einer von denen, die diesen Mangel in seiner ganzen Schwere erlebten und nach Kräften auszugleichen bestrebt waren, ist Wilhelm Dilthey gewesen, der vor einigen Iahren ver-

storbene Berliner Philosoph. Leider hat er den systematichen Ertrag seine« vielseitigen Lebensarbeit niemals selber einheitlich zusammengefaßt. In einer kürzlich erschienenen Schrift von Arthur Stein wird nun versucht, zusammenhängend darzustellen und zu würdigen, was für Dilthey „Der Begriff des Geistes" war. Dem bisher Gesagten zufolge muß es verdienstlich sein, einmal gerade Diltheys Schaffen unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten; zumal der unsystematische und stets sich wieder verändernde Charakter des Diltheyschen Denkens ein solches Unternehmen überaus erschwert. Mit ziemlicher Klarheit und großem Verständnis ist es aber Stein gelungen zu zeigen, worin die eigentümliche Leistung Diltheys besteht: in der Überzeugung, daß es neben dem Begriffe erzeugenden Erkennen ein aus dem unmittelbaren Erleben genährtes und dies zugleich befruchtendes Verstehen des Lebens und aller Arten von Lebenszusammenhängen, auch der religiösen, geben könne und müsse. Zwar sei dies Verstehen nicht begrifflicher Firierung und Aussprache fähig, wohl aber des Erfassens „typischer" Erlebnisstrukturen, zu deren Nacherleben man andere durch geeignete Worte anregen kann. — Steins kritische Würdigung, die Diltheys Anschauung teils anerkennt, teils in ihre Schranken weist, ist zwar im einzelnen treffend und begründet, vermag mich aber im Ganzen doch nicht zu befriedigen, weil sie die Einseitigkeit und Keimhaftigkeit der Diltheyschen Gedanken nicht genügend hervorhebt. Freilich mag dies mit daran liegen, daß es heute in der Philosophie sehr schwer ist, einen so originellen und doch etwas einseitigen Denker wie Dilthey derart zu kritisieren, daß man sich nicht bereits auf den Boden seiner Voraussetzungen stellt und doch nicht dogmatisch über ihn aburteilt. Dennoch kann das Studium Diltheys, zu dem die Steinsche Schrift anregt und behilflich ist, an seinem Teile dazu beitragen, dem Idealismus zu der Universalität und Tiefe in der Betrachtung aller Richtungen des Geistes zu verhelfen, die er neben vollkommener Klarheit und Strenge de« Begründung unbedingt gewinnen muß, soll er imstande sein, die einleitend erwähnte und von ihm geforderte Auf-

gabe zu lösen, die Gesamtheit der Er, lebnisrichtungen in ihrer notwendigen Eigenart und ihren Beziehungen zu verstehen und die Bedingungen ihrer richtigen und wertvollen Betätigung zu erkennen. —

WissenschaftlicheRundschau.

Von Hofrat Prof. Dr. Ignaz Goldziher.

Mesnevi oder Doppelverse des Scheich Mewlana Dschelal ed-din Rumi, aus dem Persischen übertragen von Georg Rosen, mit einer Einleitung von Friedrich Rosen (Meisterwerke orientalischer Literaturen in deutschen Originalübersetzungen, herausgegeben von Hermann von Staden I. Bd.). München (Georg Müller) 1913; 283 SS. 8°

Die der religionshistorischen Tatsachen unkundige Beurteilung pflegt im Islam ein seit seinem Entstehen im Anfang des 7. Iahrhunderts, wenigstens in seiner Doktrin, starres, unveränderliches und äußeren Einwirkungen völlig abgekehrtes System von religiösen Lehren und gesellschaftlichen Ordnungen zu erblicken.

Die historische Betrachtung des Entwickelungsganges des Islams zeigt im Gegenteil das Bild einer ganz außerordentlichen Fähigkeit, aus der Fremde eindringende Einflüsse zu assimilieren und organisch zu verarbeiten. Die Erkenntnis dieser Tatsache wird durch die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiete der islamischen Dogmatik, Rechts-

kunde, ja sogar der Ritualistik auf stetig breiterer Grundlage sichergestellt.

Eine der religiösen Sphären, in denen der historische Islam fremden Elementen gegenüber die allersichtbarsten Beweise seiner Aufnahme- und Assimilationsfähigkeit geliefert hat, ist seine Mystik und ihre Stellung im historischen Islam. Hier kreuzen sich in entwicklungsgeschichtlicher Reihenfolge, aber zuletzt zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, christliche Asketik, hellenistischer Allegorismus, plotinistische Weltanschauung und indischer Pantheismus mit der transzendentalen Gotteslehre und den gesetzlichen Forderungen des Urislams: alles ineinander verarbeitet zu einem konkreten Ganzen, dessen einander, einzeln genommen, bekämpfende Elemente sich nur der feinen wissenschaftlichen Analyse kundgeben.

Den Namen Sufismus, unter dem diese Ausbildung des Islams bekannt ist, hat sie von ihren asketischen Anfängen erhalten, da frommgesinnte Büßer, von dem bloß äußerlichen Leben im Gesetz unbefriedigt, das religiöse Ideal in der Weltentsagung erblickten und ihre Abkehr von dem Genuß des Lebens, das sich nach der herrschenden Anschauung, auch streng genommen, mit frommer islamischer Führung wohl vereinbaren ließ, durch ihre grobwollene Kleidung (Suf) veranschaulichten, die ihren Widerspruch gegen alle Freude am Leben darstellt.

Ihre Grübeleien über die Nichtigkeit und Wertlosigkeit alles Irdischen boten ein offenes Tor Gedanken gegenüber, die sie in ihren Anfängen wohl ganz fremdartig angemutet hätten. Stufenweise und im Verhältnis zum Fortschritt der intellektuellen und gesellschaftlichen Berührungen, paart sich der Praris der Weltentsagung unbeabsichtigt der Einfluß der Theorien des Neuplatonismus und der indischen Theosophie an. Einerseits sei alles Irdische von der unfaßbaren göttlichen Quelle durchdrungen, deren freilich gröbste Emanationsstufe die Erscheinungswelt sei; die der aus Gott ausströmenden Allseele entstammende Seele des Individuums müsse nur die Sehnsucht nähren, durch Abstreifung aller Schlacken irdischer Trübung und durch ethische Vervollkommnung die Würdigkeit zu erlangen, in ihre reine Quelle zurückkehren zu können. Andererseits wird über den

Gedanken gebrütet, daß dieser Welt der „Gestaltungen" (so nennt sie der Verfasser des hier zur Anzeige kommenden Werkes) keine reale Eristenz eigne, daß ihre variierenden Erscheinungen nur Trugbilder seien, nur Spiegelungen der einzigen Realität in Gott, außer dem ee nichts wirklich Seiendes gebe, und dessen Sein alles wirkliche Leben in ungeteilter Einheit umfaßt, „der allen innewohnt und in allen wirkt, und dessen Thron mehr noch im menschlichen Herzen als in des Himmels Himmeln sich befindet" (Nicholson). Sich des Scheins zu entledigen und im Gedanken in die wahre Einheit einzugehen, sich mit ihr zu vereinigen, ist das Ziel der Meditation der Sufimenschen; zu diesem Ideal wollen sie ihre Mitmenschen, oder wenigstens den erwählten Teil derselben durch mystische Disziplin emporheben. Eine gewaltige Literatur in allen Sprachen der islamischen Welt ist da. um zu zeigen, wie man allen diesen Esoterismus mit den Worten des Korans vereinigen konnte. Die schlichten, oft weidlich profanen Erzählungen des heiligen Buches rechtfertigen sogar ihre Einverleibung in das tiefe Gotteswort der Offenbarung nur dadurch, daß sie durch allegoristische Ausdeutung zum Ausdruck sufischer Gedanken und Lehren umgeschaffen werden. Iosef und seine Brüder, der Verkauf des ersteren nach Ägypten, sein Emporsteigen aus der Sklaverei zu hohen Würden, der Mundschenk und der Bäcker und ihre Träume, die buhlerische Fürstengattin u. a. m< sind Allegorien für Ideen und Vorgänge, die in Wahrheit das irdische Leben der Seele, ihre Verstrickung in die

Banden der Materialität, ihre Befreiung aus denselben, die Abtötung des Individualbewußtseins, und die Absorption in der Gottesidee, dem einzigen Seienden, veranschaulichen.

Einer der hervorragendsten Lehrer dieser religiösen Weltanschauung war Mewlana (unser Herr) Dschelal ed-din Rumi (geb. 1207, gest. 1273), der Stifter des Ordens der sogen, „tanzenden Derwische", dessen Stammkloster in Koma, dem alten Iconium, als Mittelpunkt des Mewlewi-Ordens noch heute unter der Leitung eines Abkömmlings des Stifters steht. Dieser aus Balch, dem Baktra der Alten, stammend, schlug, nach vielen Streifereien in verschiedenen Teilen Asiens, seinen Wohnsitz in jener kleinasiatischen Stadt auf, wo er eine große Schar von Iüngern um sich sammelte. Seine sufische Lehre hat er in zwei be, rühmten Werken, in persischer Sprache, in poetischer Form niedergelegt. Das eine „Der Diwan des Schemsi-Tebrisi" (so genannt nach seinem eigenen Mentor, Mohammed Schems ed-din aus Tebris) ist (Cambridge 1898) durch englische Übersetzung und Erklärung seiner wichtigsten Teile (48 Gedichte) durch den Cambridger Professor Reynold A. Nicholson, den besten Kenner und Interpreten der islamischen Theosophie, nicht nur der Orientalistenwelt erschlossen worden. Das andere, das bedeutend umfangreichere Meßnewi (nach seiner poetischen Form, reimende Distichen, benannt) gilt dem Orientalen als die Bibel des Sufismus, als „Werk — sagt Friedrich Rosen —, das fast dem Koran gleich geachtet, noch heute, nach siebenhundert Iahren, die Gedankenwelt des Islam vom Adriatischen Meer bis zum Bengalischen Meerbusen, von Turkistan bis Iemen mehr oder minder beherrscht." In sechs Büchern, zusammen 30 000 Versen, läßt er hier in tiefsinniger Weise das uferlose Gedankenmeer des Sufismus wogen und rauschen, nicht in Form systematischer Belehrung, sondern in Anknüpfung an Erzählungen, in die die mystischen Betrachtungen gleichsam eingewickelt sind, die Betrachtungen über Gottesliebe, Einheit des Alls, Aufgehen des Individualdaseins in das göttliche Alldasein usw. Das Werk hat als Standardwerk des islamischen Mystizismus, als

Grundlage für entwickelnde Kommentare gedient. Denn nicht immer sind dem bloßen Sprachkenner die tiefliegenden Ziele des Dichters auf den ersten Blick offenbar. Es muß oft zwischen den Zeilen gelesen werden. Häufig gibt der weise Meister nur Andeutungen für weitere Verknüpfungen, zuweilen scheint er sogar mit den letzten Konsequenzen seiner Gedanken hinter dem Berge zu halten. Er sagt es selbst einmal im Anschluß an eine Erörterung über die absolute Einheit des wahren Seins und die Vielheit der Erscheinung:

„Wohl wollt' ich weiter diesen Satz erklären,
Doch furcht' ich schwache Seelen zu betören.
Schneidend ist, wie ein stählern Schwert, mein Wort,
Drum, führst du keinen Schild, so eile fort!
Vor diesen Demant tritt nur mit dem Schilde,
Denn dieser Stahl kennt Schonung nicht und Milde.
Drum in die Scheide berge ich mein Schwert,
Daß kein Verdreher mir das Wort verkehrt."

Dies Zitat ist der Übersetzung (S. 135) entnommen, die der treffliche Orientalist Georg Rosen, zu jener Zeit Dragoman der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel, 1849 vom ersten Buche des Meßnewi lieferte, nachdem sich seit 1819 mit Übersetzungen ausgewählter Stücke aus den Dichtungen des Dschelal ed-din in der deutschen Literatur Rückert, von Rosen-

zweig und Tholuck versucht hatten, welch letzterer das Meßnewi auch als eine der Quellen der von ihm gelieferten ersten wissenschaftlichen Monographie des Eufismus (1821) benutzt und in lateinischen Übersetzungsproben eingeführt hatte. Die erste zusammenhängende deutsche Übersetzung eines ganzen Buches in poetischer Form hat zuerst GeorgRosen unternommen, und er hat diese wahrlich harte Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit gelöst. Seiner Übersetzung hat er mit Benutzung orientalischer Kommentare erklärende Anmerkungen hinzugefügt, die sein tiefes Eindringen in diese dem Europäer fremdartige Gedankenwelt bezeugen und das Verständnis der Dichtung erst ermöglichen. Seither ist das Studium des Meßnewi, namentlich in England, gepflegt und durch Übersetzungen einzelner seiner Bücher mehrfach bekundet worden. In Deutschland ist der Leistung Georg Rosens seither keine Fortsetzung gefolgt. Es war ein guter Gedanke des Münchener Verlages von Georg Müller, das Werk der von ihr begründeten Übersetzungs-Serie „M eisterwerke Orientalischer Literature n", herausgegeben von Hermann von Staden, als erste Nummer voranzustellen. Das Buch hat in dieser Neuausgabe eine wertvolle Bereicherung erhalten durch eine dasselbe einführende Vorrede (S. 1—36) des durch seine meisterhaften Übersetzungen orientalischer Werke (zuletzt der „Sinnsprüche" des Omar Chajjam) bekannten Sohnes des Verfassers, Dr. Friedrich Rosen, Gesandten des Deutschen Reiches in Lissabon, der auch die Anmerkungen seines Vaters mit einigen Zusätzen vermehrt hat. Die Vorrede bietet eine gediegene Darstellung der islamischen Mystik, besonders der „Mystischen Weltanscham ung Dschelal ed-din Rumis", die F. Rosen durch einige gelungene Übersetzungsproben aus den anderen Büchern des Meßnewi reichlich illustriert und dadurch für das bessere Verständnis des Werkes seines Vaters vorbereitet. Er ist, vermöge seiner reichen in den verschiedensten Teilen des islamischen Orients gesammelten wissenschaftlichen Erfahrungen, besonders berufen, eine solche Orientierung zu bieten. Denn er genießt des seltenen Vorzuges, erzählen zu können, daß er eine berübmte

Ode des Dschelal ed°din „zum erstenmale von einem Afghanen in Simla, dann wieder von pendschabischen Indern im Garten des Tadsch bei Agra und unzählige Mal in Persien" hat rezitieren hören (S. 19). So empfiehlt sich dies Buch als die durch mehr als sechs Iahrzehnte getrennte gemeinsame Arbeit von Vater und Sohn, zweien der Berufensten, die Mystik des Islams zu interpretieren.

Militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. O. Graewe.

Schlachtenverluste von heute und ehedem.

Unter dieser Überschrift brachte der „Tag" vor kurzem einen Artikel, der von der irrigen Ansicht ausgeht, daß die Verluste von den Waffen in erster Linie abhängen, und dann an der Hand vieler Zahlen behauptet, „daß die Schlachten der jüngsten Zeit in bezug auf die Verluste erheblich hinter den Schlachten der Vergangenheit zurückstehen." Beides ist nicht richtig. Zu allen Zeiten hat es blutige und Schlachten mit besonders geringen Verlusten gegeben. Die Geschichte ist in ihren Zahlenangaben gar nicht zuverlässig. Ia, diese sind meist willkürlich, häufig tendenziös aufgestellt. Brauchbar sind nur allgemeine Angaben ungewöhnlich hoher oder niedriger Verluste, wenn die Schilderung des Hergangs ihre Glaubwürdigkeit gewisser-

maßen psychologisch mit bestätigt. So waren die Verluste Alerander des Großen bei der Eroberung Asiens zweifellos sehr gering (besonders bei Arbela), ebenso die vieler mittelalterlicher Schlachten in Italien, auch der zweiten Schlacht bei Guinegatte (der bekannten Sporenschlacht) u. a.

Ob Schlachten mehr oder weniger blutig verlaufen, hängt in Summa von dem in ihnen herrschenden Geiste ab, also von den Menschen. Der Zweck jedes Gefechts ist die Erzeugung von Panik beim Gegner. Gelingt dies bald (Roßbach), so werden die Verluste bei Sieger und Besiegtem immer verhältnismäßig gering sein. Blutiger ist der Verlauf, wenn die Panik erst später (Königgrätz), und am blutigsten, wenn sie gar nicht eintritt, wie 1870 in den Augustschlachten gegen die französische Armee.

Der Artikel behauptet ferner, die Schlachten der Zukunft werden immer auf „weite Entfernungen eingeleitet werden". Warum? Solche Schlachtfelder gibt's ja gar nicht, wo man nicht an vielen Stellen nahe herankommen kann. Werden nicht auch die meisten Schlachten Begegnungstreffen sein?

Unbewiesen optimistisch ist sodann die Ansicht, daß künftig „die Verwundeten zu neun Zehnteln die Aussicht haben, gerettet zu werden". Das kommt doch ganz auf die Lage an. Nach kleinen Gefechten, wie etwa Gitschin und Nachod, haben es die Verwundeten wohl leidlich gut gehabt, nach Königgrätz die Österreicher gewiß schon weniger, und 1870 sah ich am achten Tage nach der Schlacht bei Vionville Offiziere selbst noch, auf Stroh, auf der Erde sterben, und pflegende Hilfe fehlte ganz. Große Katastrophen, wie sie bei Massenheeren eintreten müssen, schaffen unausdenkbare Zustände.

Unbelegbar ist auch die Behauptung des Artikels, daß die mittelalterlichen Schlachten ganz besonders blutig gewesen sind. „Es kämpften Mann gegen Mann, so daß die Aussicht bestand, daß von Zweien immer einer fiel, und daß der Besiegte den überwiegenden Teil seiner Streitkräfte als Leichen auf dem Kampfplatze ließ" — „wobei außerdem mit höchster Erbitterung gestritten wurde." Wer einmal ein Handgemenge gesehen, wird auch über den letzten Punkt seine

eigenen Gedanken haben. Theorie und Praris trennen sich am weitesten, wenn als Dritter der Tod schroff hinzutritt.
Es ist gar nicht leicht, jemand tot zu schlagen; mit den mittelalterlichen Waffen war es noch schwerer. Bei einem Ritter vollends, den, wie den Krebs die Schale, seine Rüstung deckte, gelang es meist erst, wenn er auf der Erde lag, nach langem Mühen. Ienes mittelalterliche Bild ist, glaube ich, falsch, weil es dem Wesen des Menschen in der Schlacht nicht ähnlich ist.
Den Tod leichter herbeizuführen sind natürlich die modernen Waffen im einzelnen weit geeigneter, als die früheren, aber die Waffen sind es in den großen Verhältnissen, nach dem Gesagten, überhaupt nicht, die die Verluste im ganzen bestimmen.
Endlich ist in dem Artikel noch anzufechten, „daß die Geschosse des Infanteriegewehrs pp. mit ihrer gewaltigen Geschwindigkeit verhältnismäßig gutartige Verwundungen hervorbringen." Ich erhielt 1870 einen Chassepotgewehrschuß, dessen Austrittsöffnung am nächsten Tage, nach der Schwellung, die Größe einer Untertasse hatte. Solche Sprengwirkung infolge der gesteigerten Geschoßgeschwindigkeit der kleinkalibrigen Gewehre verringert doch nicht die Todesgefahr, sondern erhöht sie. Große Zerreißungen der Organe, Schlagadern, Hauptnerven sind dadurch häufiger als früher. Auch kommen die jetzigen Langgeschosse häufig als Aufschläger, deformiert und quer in den Körper und wirken dann wohl stets tödlich.

Literar gesch i chtl i ch e Rundschau.

Von Pf. Hüttner, Kitzscher.

Karl Teschner f.

In Kitzscher bei Borna in Sachsen, seinem „Tuskulum", wo er „schreibend nnd kohlbauend" die letzten zwanzig Iahre seines Lebens verbrachte, starb am 19. März im hohen Alter von fast 85 Iahren der Schriftsteller Karl Gottlob Täschner (als Schriftsteller „Karl Teschner"), ein Literat der alten Schule, dessen Name einst in der Welt der Presse nicht unbekannt, dann aber mehr und mehr in Vergessenheit geraten ivar. Ausführlichere Selbstbiographie und sein Bildnis finden sich in Kürschners Bücherschatz Nr. 99 und 723. Hier nur soviel:

Geboren zu Weißenfels im Iahre 1829, mußte Täschner eine schwere Iugend durchleben, fand aber einen Wohltäter, der dem talentvollen Knaben den Besuch des Gymnasiums ermög- lichte. Als junger Student in Halle wurde Täschner in die parlamentarischen Kämpfe des Iahres 1849 hinein- gerissen. „Mit mehr Feuer als Ver- ständnis", wie er später selbst urteilte, hielt er einige öffentliche Reden und wurde dafür so schwer bestraft, daß er die vorbereitete Laufbahn eines Regie- rungsgeodäten aufgeben mußte. Nach jahrelangem intensivem Studium der Geschichte, Philosophie und Literatur wurde er Schriftsteller, Dichter und Zeitungsredakteur mit langjährigen Stellungen in Gera, Frankfurt a. M., Breslau, Stuttgart, Leipzig usw. 1852—57 redigierte er die ge- mäßigt-liberale „Fürstlich Reuß-Gerai- sche Zeitung". Spätere Redaktionen: „Illustriertes Familien - Iournal", „Tonhalle", sieben Schottlaendersche Blätter (zehn Iahre!), „Das neue Blatt". Mitredaktionen: Wachen- husens „Hausfreund", „Illustrierte Welt", „Über Land und Meer", „Zu Hause", „Illustrierte Volkszeitung" (Hallberger), „Zur guten Stunde". Beiträge in unendlich vielen Zeitungen und Zeitschriften, z. B. „Frankfurter Anzeiger", „Mittelrheinische Zeitung", „Gartenlaube", „Turnzeitung", Lahrer „Volkskalender", „Illustrierte Zeitung" (Weber) und so weiter. Täschner hat nach eigenen Angaben ca. 50 Romane, 300 Novellen, Erzählungen, Humores- ken, musikbiographische Bücher und

Tausende von kürzeren Artikeln, Gedichten, Rätseln usw. unter wohl 150 Autornamen veröffentlicht. Als besonderes Verdienst rechnete er es sich zu, daß er der erste war, der in der Konfliktszeit (wegen der preußischen Armeereorganisation) die sogenannten deutschen Artikel zur Anbahnung der deutschen Einheit in illustrierte Zeitschriften — zuerst in Keils „Gartenlaube" — einführte und anregte.

1894 legte er die letzte Redaktion (Neues Blatt) nieder. Aber seine fleißige Feder ruhte nicht, bis der Tod sie ihm aus der Hand nahm. Die nicht hohen Honorare und eine dauernde Ehrengabe aus der Schillerstiftung bewahrten ihn vor der Not.

Wie ein Klang aus längst vergangenen Tagen mutet uns diese Lebensgeschichte an. Hat doch Täschner alle, die einst als Kollegen mit ihm lebten und strebten, vor sich ins Grab sinken sehen. Nun ist auch dieses Herz voll Leidenschaftlichkeit und Temperament still geworden. Zu seiner Ehre sei ihm nachgerühmt, daß er zweierlei mit aller Kraft haßte: in der Literatur jede Verherrlichung des Gemeinen, in der Politik die rote Internationale.

Karl Täschner war ein ungemein fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller, ein streng nationaler Mann und ein frommer kirchlicher Christ: ein echter deutscher Mann von altem Korn und Schrot.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Unserem Programm entsprechend, die vielfachen, sich oft noch schroff gegenüberstehenden Strömungen in der Frauenbewegung in vollster Objektivität zu begleiten, folgen hier die außerordentlich beachtenswerten Ausführungen über: Wissenschaftliche Frauenarbeit von Dr. Charlotte Leubusche r.

Die Zulassung von Frauen zum Studium und zur Ablegung von Prüfungen an den deutschen Universitäten war eines der Ziele gewesen, das die Frauenbewegung von jeher als eine ihrer wichtigsten Forderungen vertreten, und für das sie ihre besten Kräfte eingesetzt hatte. Es 'st daher verständlich, daß sie, als dieses Ziel erreicht war, ein gewisses Anrecht auf die akademisch gebildeten Frauen geltend machte und von ihnen, denen sie die Wege zur Universität und zu erweiterten und besseren Berufsaussichten geebnet hatte, ihrerseits Interesse und Förderung erwartete. Tatsächlich hat auch ein Teil der Frauen, die heute führend in der Frauenbewegung sind, akademische Bildung genossen; ein großer Teil der Akademikerinnen jedoch, deren Zahl von Iahr zu Jahr zunimmt, hält sich von propagandistischer Wirksamkeit im Dienste der Frauenbewegung fern. Diese Tatsache hat in den führenden Kreisen der organisierten Frauenbewegung Enttäuschung und Unzufriedenheit mit dem jüngeren akademischen Nachwuchs hervorgerufen. So wurde auf der Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Berlin (Februar 1912) von seiten verschiedener namhafter Vertreterinnen der Frauenbewegung lebhafte Klage gegen die „satten Akademikerinnen" geführt, die, uneingedenk des Dankes, den sie der Frauenbewegung schuldeten, dieser „mit einer gewissen aristokratischen Nichtachtung" gegenüberstünden, und „der sie sich in die höhere Welt des wohlklassierten Standesmenschen entrückt fühlten", während es eine weit vornehmere Aufgabe für sie sein sollte, der Frauenbewegung zu dienen „auch im Beruf und durch den Beruf"*).

Im Hinblick auf die Tatsache, daß die Zahl der berufstätigen Frauen, namentlich auch derjenigen, die in höhere Berufe einrücken, ständig im An-

wachsen begriffen ist, verlohnt es sich wohl, zu prüfen, ob es wirklich immer möglich und wünschenswert ist, daß diese Frauen „in ihrem Beruf und durch ihren Beruf" der Frauenbewegung dienen, wenigstens in dem Sinne eines bewußten, unbedingten Eintretens für die Forderungen dieser Bewegung, wie es deren Vorkämpferinnen verlangen.

Hier soll diese Frage in erster Linie in bezug auf die wissenschaftliche Betätigung der Frauen untersucht werden.

Während die Berufe, in denen die akademisch gebildeten Frauen ihre auf der Universität erworbenen Kenntnisse praktisch verwerten können, mannigfaltig sind und besonders im letzten Iahrzehnt eine bedeutende Erweiterung erfahren haben — es sei nur an den wachsenden Bedarf nach Oberlehrerinnen, an die zunehmende Zahl weiblicher Ärzte, an die zum großen Teil neugeschaffenen Stellen für Gewerbe- und Wohnungsinspektorinnen erinnert —, gibt es nur wenige Stellen, in denen den Frauen nach Absolvierung ihres Universitätsstudiums die Gelegenheit zu theoretisch wissenschaftlicher Arbeit geboten wird. Mit dem Umstand, daß viele Frauen aus wirtschaftlichen Gründen heute gezwungen sind, sich praktischen Berufen zuzuwenden,

*) Vergl. besonders das Referat von Helene Lange über „Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen."

auch wenn Neigung und Begabung sie mehr auf theoretische Arbeit hinweisen, hängt es wohl zusammen, daß, während auf praktischem Gebiet zahlreiche Frauen sich ausgezeichnet bewährt und uneingeschränkte Anerkennung gefunden haben, nur wenige wissenschaftlich bemerkenswerte Leistungen von Frauenseite vorliegen. Aus dieser Tatsache auf die Unfähigkeit der Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit überhaupt zu schließen, wie es von den Gegnern des Frauenstudiums gern geschieht, ist zum mindesten verfrüht. Gewiß werden, wie unter den Männern, so auch unter den Frauen stets nur wenige befähigt sein, unmittelbar schöpferisch auf wissenschaftlichem Gebiet zu wirken. Aber die Wissenschaft braucht nicht nur jene großen, neuschaffenden Geister, sondern sie braucht auch Kräfte, die ausführend, ergänzend tätig sind, die einzelne Steine zum Gebäude der Wissenschaft herbeitragen, das von den Meistern des Baues errichtet worden ist. Iene wissenschaftliche Kleinarbeit, die in erster Linie sorgfältiges und mühsames Eindringen in Einzelheiten, ausdauernden Fleiß und Gewissenhaftigkeit verlangt, kann zweifellos in vortrefflicher Weise von zahlreichen Frauen geleistet werden, die sich mehr zu wissenschaftlich theoretischer Arbeit als zur Wirksamkeit in der Praris berufen fühlen. Es ist deshalb im Interesse der akademisch gebildeten Frauen wie auch der Wissenschaft zu erhoffen, daß sich in Zukunft den Frauen mehr Möglichkeiten als bisher zu wissenschaftlicher Betätigung erschließen mögen.

Eine wesentliche Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist es, daß die Frauen, soweit sie heute sich wissenschaftlich betätigen, durch ihre Leistungen den Befähigungsnachweis für die wissenschaftliche Arbeit erbringen, vor allem indem sie zeigen, daß sie den Grundbedingungen aller wissenschaftlichen Forschung: strenge Objektivität und Vorurteilslosigkeit, Unabhängigkeit gegenüber allen Parteibestrebungen — zu entsprechen vermögen.

Der Hinweis auf eine derartige selbstverständliche Voraussetzung müßte banal erscheinen, wenn nicht gerade von der Seite, welche die Verbesserung und Erweiterung der weiblichen Berufsaus' sichten zu ihrer vornehmsten Aufgabe gemacht hat, von der Frauenbewegung,

Forderungen erhoben werden, die mit dem Gebote strenger Wissenschaftlichkeit nicht zu vereinen sind, und damit selbst das von ihr angestrebte Ziel, eine höhere Wertung der Frauenarbeit auf allen Gebieten, also auch in der Wissenschaft, herbeizuführen, gefährden. Diese Gefahr ist um so größer, als es nicht nur die Vorkämpferinnen der radikalen Frauenbewegung sind, die derartige Forderungen aufstellen, sondern als diese auch von der für gemäßigt geltenden Richtung vertreten werden. Wir kommen hier auf den anfangs erwähnten Vorwurf der Interesselosigkeit und Gleichgültigkeit der in höheren Berufen tätigen Frauen gegenüber der Frauenbewegung zurück.

Wenn die Frauenbewegung von den studierten Frauen Dank erwartet, so sollte man meinen, die Akademikerinnen könnten der Frauensache keinen besseren Dienst erweisen, als indem sie durch ihre Leistungen sich als der Zulassung zum akademischen Studium und zu höheren Berufen würdig erzeigen. Aber darin erschöpft sich die Forderung nicht, daß die berufsfähigen Frauen „in ihrem Beruf und durch ihren Beruf der Frauenbewegung dienen" sollen. Vertreterinnen der Frauenbewegung verlangen vielmehr, daß die Frauen gleichzeitig mit der Ausübung ihres Berufes die Bestrebungen dieser Bewegung wahrnehmen sollen, und beachten nicht, daß sie, soweit die wissenschaftliche Arbeit von Frauen in Betracht kommt, damit die Grundbedingung aller wissenschaftlichen Forschung — Objektivität und Unabhängigkeit von den Forderungen jedweden Partei-

programmes — an der Wurzel angreifen.

In keiner Wissenschaft ist die Gefahr einer Verquickung von wissenschaftlicher Arbeit und frauenrechtlerischen Bestrebungen so groß wie in der Nationalökonomie, denn keine Wissenschaft hat in gleicher Weise zum Gegenstand ihrer Forschung aktuelle Fragen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, häufig Fragen, die auch dem Arbeitsgebiet der Frauenbewegung angehören.

Während aber die Frauenbewegung an diese Probleme von einem bestimmten, in ihren Zielen begründeten Standpunkt aus herantritt und, je nachdem die vorgefundenen Tatbestände und Tendenzen den Forderungen ihres Programms entsprechen oder nicht, sie in günstiger oder ungünstiger Beleuchtung darstellt, muß sich die wissenschaftliche nationalökonomische Betrachtung in gleicher Weise freihalten von jeder vorgefaßten Meinung wie von jeder einseitigen Wertung der Erscheinungen des Wirtschaftslebens. Ihr Gegenstand ist nach dem Ausspruche eines unserer bedeutendsten Nationalökonomen „nicht das Handeln, sondern das Erkennen, nicht das Seinsollende, sondern das Seiende und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges, der die Tatsachen verbindet". (Brentano.)

Die Gefahr, die der wissenschaftlichen Betätigung der Frau namentlich auf dem Gebiete der Nationalökonomie aus der Forderung erwächst, daß sie in ihren wissenschaftlichen Schriften die Bestrebungen der Frauenbewegung wahrnehmen soll, ist jüngst mit großer Deutlichkeit in einer Polemik hervorgetreten, die zwischen zwei Vertreterinnen der Nationalökonomie, Dr. Charlotte Engel-Reimers und Dr. Rosa Kempf, stattgefunden hat. Erstere hatte in einem schriftlich eingereichten Referat auf der Tagung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Dortmund, Mai 1913) die in langjähriger wissenschaftlicher Arbeit gewonnene Ansicht vertreten, daß die eheweibliche Erwerbsarbeit eine unerfreuliche Erscheinung unserer heutigen wirtschaftlichen Zustande darstelle, da sie die moralischen Werte des Familienlebens zu zerstören drohe; eine vernünftige Wirtschaftspolitik müsse deshalb bestrebt sein, die Erwerbsarbeit der Ehe-

frauen für die Volkswirtschaft entbehrlich zu machen, und sie nicht, wie von den Frauenrechtlerinnen gefordert wird, nach Möglichkeit fördern. Wegen dieser den Zielen der radikalen Frauenbewegung widersprechenden Anschauung oder vielmehr, weil sie ihr unverhohlen in der Öffentlichkeit Ausdruck gegeben hatte, wurde I>r. Engel-Reimers von einer Fachgenossin und Vertreterin der Frauenbewegung, Dr. Rosa Kempf, heftig angegriffen*). „Bisher war es der Stolz der Nationalöronominnen", so schrieb diese, „daß sie alle, wie sie durch die Frauenbewegung getragen und gekommen sind, auch durch ihre Arbeiten der wirtschaftlichen und sozialen Befreiung der Frauen in irgend einer Weise dienten. Ietzt ist zum ersten Mal eine Nationalökonomin der Frauenbewegung in den Rücken gefallen, indem sie in voller Öffentlichkeit gegen die Tendenz dieser Bewegung Stellung nahm und dafür eintrat, daß die Frau durch wirtschaftlichen Zwang in gottgewollter Abhängigkeit vom Manne gehalten werde, damit die moralischen Grundlagen der Familie nicht erschüttert würden."

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, zu untersuchen, ob die Angriffe von Dr. Kempf auf Dr. Engel-Reimers in sachlicher Hinsicht gerechtfertigt sind, und wie weit sie die von dieser aufgestellten Thesen überhaupt treffen. Hier bedarf nur die Tatsache der Hervorhebung, daß es nach der Ansicht der

') Vergl. die Nummern der „Frauenbewegung" vom 15. September und vom 1. November 1913.

Frauenbewegung, denn für diese spricht Dr. Kempf, Sache der akademisch gebildeten Frauen ist, „durch ihre Arbeiten der wirtschaftlichen und sozialen Befreiung der Frauen in irgend einer Weise zu dienen". Die wissenschaftlich tätigen Frauen müssen demnach gleichzeitig bestrebt sein, in ihren Arbeiten die Ziele der Frauenbewegung zu fördern; kommen sie aber bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen zu Ergebnissen, die mit dem Programm dieser Bewegung nicht übereinstimmen, so müssen sie dieselben unterdrücken, falls sie nicht Verrat an der Frauensache üben wollen»
Wird dieser Weg von den studierenden Frauen eingeschlagen, so werden unsere Universitäten eine große Anzahl von Frauenrechtlerinnen ausbilden, aber keine Iüngerinnen der Wissenschaft, die bestrebt sind, ausschließlich der Wahrheit zu dienen.
Gewiß braucht die Frauenbewegung, wie jede Bewegung, die auf die Faktoren des öffentlichen Lebens wirken will, einen ständigen Stab von geschulten Kräften, die in ihrem Dienste propagandistisch tätig sind, und an diesen hat es ihr auch bisher sowohl aus den Kreisen der Akademikerinnen wie der übrigen Frauen nicht gefehlt. Wenn aber die Frauenbewegung ven langt, daß die wissenschaftlich tätigen Frauen sich in ihrer Arbeit von frauenrechtlerischen Zielen leiten lassen, so verlangt sie den Verzicht auf die wissenschaftliche Betätigung der Frauen. Denn eine Wissenschaft, die davon ausgeht, bestimmte Bestrebungen, wie anerkennenswert diese an sich auch sein mögen, zu fördern, und Ergebnisse, di» denselben widersprechen, zu unterdrücken, ist keine Wissenschaft mehr. Deswegen müssen alle, die wünschen, daß sich den Frauen in naher Zukunft erweiterte Arbeitsmöglichkeiten im Bereiche der Wissenschaft öffnen mögen, hoffen, daß die akademiseh gebildeten Frauen sich stets der Verpflichtung bewußt bleiben, die sie übernommen haben, als sie bei ihrer Promotion versprachen, allzeit der-Wissenschaft, d. h. der Wahrheit zu dienen, und daß sie innerhalb des erwählten praktischen oder wissenschaftlichen Berufes bestrebt sein werden, nach innerster Überzeugung und bestem Vermögen tätig zu sein.
So und so allein werden sie auch der Frauenbewegung dienen „in ihrem

Beruf und durch ihren Beruf".
Unverkangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Mückporto beiliegt.
h«I»u»««d«l unii <I»!«fte0»!»«ul: Vl»<. Dr. «»»»!» St«»» tn ««lt» V 10, Lützon»!» !», ,I«l»w» Am« K»lfül<»1ll,«3<>«». —V»llnt»«l»Il!h« Ntüaiieul: 1)5. Ei»!»!u» «lock w Vr»!«!. — In Auhlllnd flil l»I«N«t«k!<o»
»«antnxüUIch: Di-. >lil!<ln P»lly, L«. V«t«i»li!üz. «alanplatz 1. — lll«in»V«N«ti!»z fll» Unzan,: «llllllch« ,, ,, hafiuchhmiown« (I. V«nU>), «udap«I« V, V»n!»«v-»»cla 2. — Für oe» 2»Ina»eMe!I »«»»»»»»»ltNch: ßeinrlch Mlttm»»» ln «r«»l!« M. — ««ll», »nd Dl»» der Vchl«fllch«» »uchdru^enl o. L, Vch»»tl»«,»«r, ».^ü., »r»»l«lu IN.

^5V^
Inseraten ^nnakme
6ured unsere <3eson2kt«t«ll8, Vsrlin >V. IN, I^utlowuksr La; Auren uns«rn
Verlag Lreslau III! ksruer 6uron 6i« I^iriila: liuclolk Äu»8s uu«l 6ie
b«llllluntsu ^nnonc«u-k!xpe6it!0ll8u.
ln«estlon«prel»l pro 46 inm breits 2sils <Iiuciolk !lo5»«'» I^nrNa!-
2«ilsllu«s3«r !^o. b> 70 pk.

VerlagsbuchhÃ¤ndler S, Schottlaender, Breslau.

Eine öeuOMonatWch
Begründet vc:- P«u-i Lindau
hcmusgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
5:' ..K? Huckd^ckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
.. 5 Schot?laendsr, A-G., Breslau.
., <7u che?, Berlin v/.lo Budapest Kopenhagen
^r»",,".", Le..^ü.l Kon,lantinopel
^^-.».»«.» i«7»l«. «l»i «I)b»»d »uchhdl«. »MI»m»<I N«l«»t«. Int«n»t. «uchhandl. ou» «««.
fik «« Vl«"lnM, l» «ch»«d«» u»d l» «In«m»l»: »«,« «h». U^w» Nach»»!«»«, «»v«««»«««».
ftl «« «ch»««,: ««»««. ««««,». «. »»chh»«»l»«« 0. »,n »«»««!, I»«»ch l.
«»«lal»«l»«tim,l2lb«ll»n»: «S.V. »«««»«««« «nd ««lM. «»««. »ultnch»k3S.
»» »uchh»«dl«l!<h« «!«»»l«b fill «ußla»» b«i »« ««I«ll!ch<lft »l. «. l»«M, H»st»chha»dl»ng«» I» P«««»»«»«,
38. Jahrgang. Band 149. Heft 477. Juni 1914

VerlagsbuchhÃ¤ndler S. Schottlaender, Breslau,

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. «»«lnack«l. »«tth«ld «imn. »lVIch«».». H»ftuchh»«U. <ll»l«» ck s«N«lli«Ich.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
«.». Flitz«, 1,Ibr»M« «07»!«. ?«l»b «,b»x!d »uchhdlg. WVIam» H N»r«»t«. Ini«l»»t, Vuchh»nU. QU»
««U.
M dl« Pl«»t!y«n l» Sch»«d«n »»» in Dlnnnal,: »«>»« «l,». »U1W« »«chftl«««, <l«p«ch«««».
ftl l»l« «ch»«!,! «l»»««. «n«««. ». »«ch!>»»»l»n« «. »«« ««»««n, g««»ch I.
<8«»er»l»«ll«tung für y«ll»n»: l».V> »«»«t«ck»« und «,l»n, H««», «uttnchofz«.
Xr b»chy«ndl«rl!ch« »«rtll«b flll «ußlaod »«l l« ««l«ll1ch»ft »t. 0. »,M, Hostiechh»ndlung«» l»
»»««««»«„
0«»tlim^ U»»r 18 >. !»«»^l I>n!«p«Ilt 13, «««««: Echm!td«bl»<l» 12 ». 8!«!el!u»»j» W.
38. Jahrgang. Band 149. Heft 477. Juni 1914

Exzellenz Dr. Alexander Weterle:
Die Fortschritte der ungarischen Volkswirtschaft.

Die großen Elementarschäden, welche in den letzten drei Iahren Ungarn heimsuchten und sich auf alle Landesteile erstreckten, die Frühjahrs- und Herbstfröste, Hagelschläge, unerhört langdauerndn Regengüsse und in deren Folge verheerende Überschwemmungen hatten die nachteiligste Rückwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung. Sehr empfindlich wurde die wirtschaftliche Tätigkeit auch durch die inzwischen eingetretene Geldknappheit betroffen, die inmitten eines wirtschaftlichen Aufschwunges hemmend zurückwirkte und neben der Landwirtschaft auch die Entfaltung der industriellen Tätigkeit hinderte.

Die Entwicklung der Landwirtschaft hatte — wie eine jede landwirtschaftliche Entwicklung — in erster Reihe auch in Ungarn einen ertensiven Charakter, und sie beschränkte sich vorerst auf die nutzbringende Bewirtschaftung von Ländereien, die früher nicht nutzbar waren.

In den letzten 20 Iahren wurde eine Landesfläche von über 1 Million Hektar durch Entwässerungen und überhaupt durch Wasserregulierungen nutzbar gemacht. Und eine nahezu gleich große Bodenfläche wurde einer höheren Nutzbarmachung dadurch zugeführt, daß kahle Bergabhänge und Sandwüsten bewaldet, Weiden zu Ackerfeldern und Gärten umgestaltet und zum Ackerbau geeignetere Waldflächen als Ackerfelder bewirtschaftet wurden.

Als Beweis einer intensiveren Feldwirtschaft sei darauf hingewiesen, daß die durch die Phyllorera verwüsteten Weingärten größtenteils neu angepflanzt oder aber durch neue Anpflanzungen ersetzt worden sind. Das mit Weinreben bepflanzte Terrain hat sich seit 1894 bis 1912 von 265 000 Hektaren auf 365 000 Hektar erhöht. Außerdem hat sich der eigentlich nur versuchsweise angeregte Hopfenbau bereits auf 5000 Hektar erstreckt. Aus Mangel an statistischen Daten können zwar viele andere Resultate nicht ziffermäßig nachgewiesen werden; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Obst- und Gemüsekultur und überhaupt die Gärtnerei eine so bedeutende Entwicklung erreicht haben, daß große Quantitäten ihrer Erzeugnisse erportiert werden, und daß hauptsächlich in den kleineren Ländereien die Geflügelzucht eine solche Bedeutung erreicht hat, daß der Wert des erportierten Geflügels und der Eier den des früheren ungarischen Getreide- und Mehlerportes übertrifft.

Als Beweise der Entwicklung einer Landwirtschaft pflegt man auch die Zunahme solcher Kulturpflanzen und Futterpflanzen zu betrachten, welche die Flüchte einer intensiveren Bewirtschaftung sind. Im letzten Dezennium ist auch in Ungarn in diesen Gewächsen ein namhafter Fortschritt wahrnehmbar. Die Tabakpflanzungen werden zwar in keinem größeren Maße als bisher gepflegt; es ist aber eine mäßige Zunahme in den Raps-, Hanf- und Gemüsekulturen zu verzeichnen, eine größere Zunahme in der Zuckerrübenkultur, wo sich das jährliche Erträgnis von 20 Millionen auf 5l) Millionen, in den Futterpflanzen, wo sich der Iahresertrag bei Futterrüben von 48 auf 70, bei Luzerne von 19 auf 25, bei Wickenheu von 13 auf 19 Millionen Meterzentner gehoben hat.

Einen geringeren Zuwachs weisen die Iahreserträgnisse der Zerealien auf, was eine natürliche Folge der ertensiven Ausdehnung der bebauten Fläche ist und dem namhaften Zuwachs der früher unbebauten Flächen sowie der in großem Maßstabe erfolgten Parzellierung eines Teiles des Großgrundbesitzes in kleinere Bauernwirtschaften zuzuschreiben ist. Der durchschnittliche Iahresertrag der Zerealien in den Iahren 1906—1911 war in den Ländern der ungarischen Krone nur 12^ Meterzentner per Hektar, wogegen in Osterreich der Iahresdurchschnitt 12,9, in Deutschland sogar 20,1 Meterzentner erreichte. In den letzten 20 Iahren hat das Iahres« erträgnis der Zerealien in Ungarn nur um 23 ^, in Osterreich um 43 ^, in Deutschland um 60 /^ zugenommen. Nur in der Maisproduktion ist in Ungarn ein entsprechender Zuwachs wahrnehmbar, wo sich der Iahresdurchschnitt in den letzten 25 Iahren von 8 auf 18,2 Meterzentner per Hektar erhöht hat. Dennoch glaube ich, daß die ungarische Landwirtschaft an der Schwelle einer intensiveren Ausnützung des Bodens angelangt ist.

Die erste Vorbedingung einer intensiveren Benützung — die bessere Bearbeitung und Vorbereitung der Anbaufläche — ist bereits in Erfüllung gegangen. Denn trotzdem in der Erzeugung der landwirtschaftlichen Maschinen die innenländische Industrie einen so bedeutenden Fortschritt aufweisen kann, daß beträchtliche Quantitäten in allen landwirtschaftlichen Maschinengattungen erportiert werden, nimmt der Import in diesen Maschinen noch immer beträchtlich zu und ist im Zeitraum von 1895 bis 1913 von jährlich 210 Meterzentnern auf 860000 Meterzentner angewachsen.

Mit der Anwendung der landwirtschaftlichen Maschinen und anderen bei den Feldarbeiten gebrauchten Geräten weist auch die zweite Vorbedingung der intensiveren Feldwirtschaft — die Anwendung von Dünger — einen großen Fortschritt auf.

Mit der Zunahme des Viehstandes und noch mehr mit der besseren Ernährung des Viehstandes nimmt auch die Anwendung des Stalldüngers und der verschiedenen Kunstdünger stets einen größeren Raum ein. Neben der fortwährend vermehrten Erzeugung von Kunstdünger im Inneren des Landes beweist auch die stete Zunahme des importierten Kunstdüngers eine intensivere Bewirtschaftung.

Von 1895 bis 1913 hat sich der Import der Naturphosphate von 180 000 Meterzentnern auf 1300000 Meterzentner, des Chilisalpeters von 109000 auf 160000 und der übrigen Kunstdünger von 88 000 Meterzentnern auf 480 000 Meterzentner gehoben.

Die auf die Düngung und eine rationelle Feldwirtschaft Ausschlag gebende Rinderzucht ist in steter Entwicklung begriffen. Der Hornviehstand hat sich zwar in der Periode 1895—1911 von 6,7 Millionen nur auf 7,3 Millionen Stücke gehoben; jedoch nicht diese verhältnismäßig geringe Zunahme, sondern die in der Qualität eingetretene Verbesserung ist ein Zeichen des Fortschritts. Das weiße Hornvieh — Zeichen einer ertensiven Feldwirtschaft — hat sich von 3,4 Millionen auf 2 Millionen Stück vermindert, hingegen hat sich der auf die besten westlichen Rassen entfallende Stand von 1,4 Millionen auf über 4 Millionen Stück vermehrt. Die feineren westländischen Rassen — hauptsächlich die Simmenthaler und Berner Rassen — sowie deren Kreuzungen sind allgemein verbreitet, und selbst die Reinzüchtung der genannten Rassen ist so umfangreich, daß in Ungarn die rein gezüchteten Simmenthaler und Berner Rassen in weit größerer Zahl vorhanden sind, als in ihren ursprünglichen Heimstätten.

Eine tiefgreifende Wirkung auf die Intensität der ungarischen Landwirtschaft üben jene Einrichtungen aus, welche auf dem Boden des landwirtschaftlichen Unterrichtes teils schon eingeführt, teils in Fluß geraten sind. — Außer den 5 bereits bestehenden landwirtschaftlichen Hochschulen und der Hochschule für Tierarznei sowie der Hochschule für Forstwesen werden in 24 staatlichen oder unter staatlicher Leitung stehenden landwirtschaftlichen Schulen theoretisch und praktisch ausgebildete Landwirte erzogen. Ein besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß in den Lehrerpräparandien und im Kreise der Volksschulen der landwirtschaftliche Unterricht systematisch eingeführt werde.

Die mit systematischem Unterricht ausgestatteten besonderen Lehranstalten, insbesondere die für Milchwirtschaft, Gärtnerei, Weinbau, Imkerwesen, Wiesenmeister bestehenden Schulen, die Forstschulen sowie auch die in größeren Gemeinden organisierten landwirtschaftlichen Wiederholungsschulen und die verschiedenen landwirtschaftlichen Vorträge und Sonderkurse, welche in den Landgemeinden gehalten werden, bezwecken alle die Verallgemeinung einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens, die Hebung des Bodenertrages und erzielen schon jetzt wahrnehmbare Resultate im Ertrage der landwirtschaftlichen Nebennutzungen der Landwirte. Ich möchte jene Wiesenberieselungen und Wasserregulierungen erwähnen, welche mit Beihilfe der staatlichen Kultur-Ingenieure, sowie die Fischzüchtungen, die mit Unterstützung des staatlichen Fischerei-Inspektorats eingeführt wurden.

Die Regelung der Wasserstraßen, für welche der Staat vom Iahre 1867 bereits 311 Millionen geopfert hat und jährlich weitere 10 Millionen Kronen verwendet, der systematisch in Angriff genommene Ausbau der Landstraßen, sowie die Instand-

haltung der Vieinalstraßen und Feldwege, ferner die seit 1867 von 3000 Kilometer auf 22 000 Kilometer vermehrten Schienengeleise werden gewiß zur Hebung nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch zur gedeihlichen Entfaltung der wirtschaftlichen Tätigkeit im allgemeinen wesentlich beitragen. Der systematischen Förderung der landwirtschaftlichen Interessen wurde auch in der Administration des Staates, sowie der Städte und Komitate Rechnung getragen. Zu diesem Zwecke wurden in den Komitaten landwirtschaftliche Inspektorate eingerichtet, und bei der bevorstehenden Reorganisation der Administration ist ins Auge gefaßt, die industriellen und kommerziellen Interessentenkreise mit entsprechend ähnlichen Institutionen zu bedenken. Der Wirkungskreis all dieser spezifisch wirtschaftlichen Stellen soll mit der allgemeinen und lokalen Administration in organischen Zusammenhang gebracht werden.

Es kann sonach mit Recht behauptet werden, daß die ungarische Landwirtschaft die Schwierigkeiten der intensiveren Entwicklung bereits überwunden hat, und daß sie trotz der harten Schläge der letzten Iahre jetzt eine zweite Etappe erreicht, welche die ergiebigeren Früchte einer intensiveren Tätigkeit in sich birgt.

Da eine jede intensivere Tätigkeit namhafte Investitionen erfordert, hängt die schnellere oder langsamer einzutretende Entwicklung wesentlich davon ab, ob die zu den Investitionen noch durch Iahre nötigen Geldmittel früher oder später beschafft werden können. Eines glaube ich indes als unbestreitbar hinstellen zu können, daß nämlich diese nötigen Anlagen sich nicht nur entsprechend verzinsen, sondern durch den erhöhten Bodenertrag reichlich lohnen werden.

Nicht so sehr dem höheren Bodenertrag, sondern vielmehr den Agrarzöllen und der namhaften Entfaltung des inneren Konsums ist es zuzuschreiben, daß sich der Wert der gesamten Getreideernte in den letzten 13 Iahren mehr als verdoppelt hat, indem der Wert sich seit 1878 bis 1912 von 1408 Millionen auf 3055 Millionen erhöht hat. Eine annähernd ähnliche Erhöhung weist auch der Wert der Erträgnisse aus Tieren und tierischen Produkten auf.

Nach annähernden Schätzungen wird der Wert der land- und forstwirtschaftlichen Produkte der Länder der ungarischen Krone mit jährlich 8 Milliarden beziffert. Demgegenüber ist der Wert der industriellen Produktion noch immer geringer, weist jedoch eine verhältnismäßig raschere Entwicklung auf. Der gegenwärtig mit 5 Milliarden bezifferte Wert der industriellen Produktion wurde in den letzten Iahren erreicht und weist eine Verschiebung zum Nachteile der Kleinindustrie auf, zumal der Wert der kleingewerblichen Produktion von 1,5 Millionen auf 1,2 Millionen Kronen gesunken ist.

Die Entwicklung der Großindustrie auf Kosten des Kleingewerbes und selbst zum Nachteile der kleineren Fabriken ist eine allgemeinere Erscheinung des industriellen Fortschrittes und bewahrheitet sich auch in den Ländern der ungarischen Krone.

Bei den landwirtschaftlichen Industriebetrieben, und insbesondere bei der Spiritus- und Biererzeugung wurden die kleineren, meist nur unvollkommen aus»

gestatteten Betriebe durch größere oder doch den neueren technischen Anforderungen entsprechende Einrichtungen ersetzt. Im Bereiche der Spiritusindustrie werden zwar die kleineren landwirtschaftlichen Brennereien gesetzlich bevorzugt, in der Bierproduktion hingegen räumten die kleineren Betriebe beinahe gänzlich den größeren Einrichtungen das Feld ein. Die als neugeschaffene Industrie entstandenen Zuckerfabriken sowie auch die Dampfmühlen, deren Zahl sich von 1873 bis 1906 von 500 auf 2000 vermehrt hat, sind sozusagen alle mit modernsten Einrichtungen versehene Großbetriebe. Als Zeichen einer wirtschaftlichen Entwicklung glaube ich noch anführen zu müssen, daß die Eisenerzproduktion im Zeitraume von 1881 bis 1912 von 4600000 auf 20 Millionen Meterzentner, die Roheisenproduktion von 9 Millionen auf 17,6 Millionen, die Stein- und Braunkohlenproduktion im Zeitraume Don 1870 bis 1913 von 70 auf 100 Millionen Meterzentner erhöht wurde. Der jährliche Wert aller Bergbau- und Hüttenprodukte hat sich in den letzten 50 Iahren mehr als verdreifacht und erreicht bereits über 160 Millionen Kronen. Gewiß sehr bescheidene Ziffern, wenn man sie mit dem Riesenfortschritt westeuropäischer Staatsgebilde vergleicht. Dieselbe kontinuierliche, wenn auch langsame Entwicklung zeigt sich auch in den übrigen Industriezweigen.

Die Ursache dürfte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß dort, wo noch ein großer Raum für die Entwicklung der Landwirtschaft zu Gebote stand, die Entwicklungstendenz sich vor allem dieser zugeneigt hat. >

Die landwirtschaftliche Entwicklung von Ungarn hat jetzt die Stufe erreicht, die zur intensiveren Ausnützung der Bodenschätze führt. Das ist aber auch der Ausgangspunkt der Industrialisierung des Wirtschaftslebens. Es ist bereits eine weit reichende, groß angelegte, in vielen Zweigen selbst erportfähige Maschinenindustrie entstanden. Die Anlage, Vervollkommnung, Instandhaltung von Industrieetablissements können stets von der einheimischen Industrie ausgeführt werden. Die Heranbildung von Fach- und geeigneten Arbeitskräften ist im besten Zuge und wird durch die verschiedenen Fachschulen mächtig gefördert, zumal in vielen Fächern die herangebildeten Facharbeiter, um höheren Erwerb zu erreichen, schon ausländischen Industrieunternehmungen zuströmen.

Eine ständige Besserung des Geldmarktes wird sicherlich zur großzügigen Förderung und Entwicklung der ungarischen Industrie wesentlich beitragen. Die Geldknappheit der letzten Iahre hat nicht nur auf eine weitere Entwicklung der Industrie, auf einen intensiveren landwirtschaftlichen Betrieb hemmend gewirkt, sondern auch die bereits bestehenden Unternehmungen auf ihre eigenen Kräfte beschränkt.

Die ungarische Volkswirtschaft zeigt demnach eine stark steigende Tendenz. Der Puls des wirtschaftlichen Gedeihens, die Verkehrsinstitutionen, beweisen diese aufsteigende Tendenz. Im Zeitraume von 1870 bis 1913 hat sich die Zahl der auf Eisenbahnen jährlich beförderten Personen von 4,6 Millionen auf 107 Millionen, die Frachteinnahmen von Waren von 53 Millionen auf 615 Millionen Kronen,

der jährliche Briefpostverkehr von 44 Millionen Stück auf 1100 Millionen Stück, der Telegrammverkehr von 2,5 Millionen auf jährlich 25 Millionen erhöht.
Diese Daten eines pulsierenden Wirtschaftslebens beweisen, daß in einem Lande, wo werwolle Bodenschätze noch brach liegen, wo Rohstoffe auf eine Verarbeitung warten, wo noch immer eine verhältnismäßig billige und geeignete Arbeitskraft zur Verfügung steht, und wo der Absatz der industriellen Erzeugnisse im eigenen Gebiete gesichert erscheint, eine raschere und großzügigere Entwicklung von Landwirtschaft und Industrie voraussichtlich eintreten wird.

F. L. Graf von Voltolini:

Die italienische Expansionspolitik.

Trotzdem im alten Europa so manche Krisis zu überwinden ist, manche Frage noch der Losung harrt und der Diplomatie manches Kopfzerbrechen bereitet, so geht die überseeische Erpansionspolitik der großen Kulturnationen unbeirrt ihren Weg voran. Mag man das Wort Erpansionspolitik durch Kolonialpolitik oder Imperialismus ersetzen, in der Sache ist es immer dasselbe: die rastlose Suche, der nationalen Kultur und dem nationalen Eifer neue Gebiete zu erschließen. Gerade in den letzten Iahren ist ein förmlicher Wettlauf unter den Nationen entstanden. In fieberhafter Eile sucht man die letzten herrenlosen Gebiete zu besetzen, kleineren überseeischen Staaten das Protektorat aufzuzwingen und in den alten krankenden großen Reichen des nahen und fernen Orients sich Interessensphären und Konzessionen aller Art zu sichern. In diesem Streben hat England die führende Rolle übernommen, Deutschland, Frankreich und die nordamerikanische Union sind nachgefolgt, und neuerdings ist auch Italien als Mitbewerber in diesem an sich so hochinteressanten, die moderne Diplomatie nicht weniger wie die reinpolitischen Probleme in Anspruch nehmenden Wettkampf auf den Plan getreten.

Zum öfteren wurde angesichts der energischen Vorstöße der italienischen Erpansionspolitik, welche der Marchese von San Giuliano so kraftvoll vertritt, die Frage aufgeworfen, ob für diese junge Nation, die als Industriegebiet bis vor kurzem noch völlig von den zentraleuropäischen Staaten abhängig war, dieses Streben nach überseeischer Erpansion überhaupt notwendig sei und daher die Opfer für dieselbe eine Berechtigung haben oder ob das Banner dieses Strebens in einem Moment von Größenwahnanwandlung entfaltet wurde. Im Ausland wurde häufig der Vorwurf vernommen, warum Italien nicht, ehe es an eine überseeische Erpansion denke, im eigenen Lande zu kolonisieren beginne, wo so manche Gebiete der Hand des Kolonisators harren.

Die italienische Expansionspolitik Graf von Voltolini

Wenn man die Apenninenhalbinsel durchreist, so fehlt es allerdings nicht an solchen Gebieten, deren Bild scheinbar den Eindruck völliger Öde und Verlassenheit machen. Ich betone das Wort scheinbar, denn der Ausländer täuscht sich allzu leicht durch den Umstand, daß der Süden in der landwirtschaftlichen Bearbeitung seines Landes mit ganz anderen Faktoren zu rechnen hat, als die gemäßigteren Landstriche Mitteleuropas. So ist beispielsweise die römische Kampagna bei genauer Betrachtung der Verhältnisse durchaus nicht die wüste Steppe, als welche sie von schöngeistigen und oberflächlichen Schriftstellern hingestellt wird. Im Spätsommer und Herbst, wenn das Gras zu einer gelbbraunen Filzmasse verbrannt ist, wenn über den Stoppelfeldern der tödliche Hauch der Malaria liegt, dann ist dieses Land allerdings eine Wüste, wenn man aber die Kampagna in den übrigen Iahreszeiten durchstreift, so wird man sich überzeugen, daß hier ein reges landwirtschaftliches Leben herrscht. Riesige Flächen des ,,^3ro üom»uo" sind freilich noch der Viehweide und einer primitiven Naturwiesenkultur gewidmet, aber der Umstand, daß die Besitzer dieser Landstriche zäh an derselben festhalten und nur höchst selten ein Verkauf derartiger Kampagnagüter stattfindet, ist das Zeichen, daß die ersteren sich durchaus des Wertes dieser Landstrecken und deren hoher Rentabilität bewußt sind. Dasselbe gilt von den Gebirgsgegenden Italiens, wo mit einem Fleiß, der seinesgleichen sucht, bis 1400 Meter Seehöhe der Bauer den Bergen jede irgendwie kultivierbare Zone abgerungen hat. Einer genauen Untersuchung zufolge sind lediglich die pontinischen Sümpfe und ähnliche mit Lagunen versetzte Küstenstriche die einzigen Gebiete in Italien, welche nicht bebaut werden. Hier stehen die Kosten einer künstlichen Bonifikation des Gebietes in keinem Verhältnis zu der zu erreichenden Rentabilität des bonifizierten Landes, und dieser Umstand hat sogar die unternehmungslustigsten Kulturunternehmungen wie die deutsche Gesellschaft zur Bonifikation der pontinischen Sümpfe schließlich entmutigt.

Die unabweisbare Folge hiervon ist, daß Italien, selbst in seinen entlegensten Landstrichen, kein kultivierbares bislang unbebautes Land mehr aufweist. Als Korrelat dieses Zustands haben wir das Phänomen der Volksvermehrung, die eine derartige ist, daß die Auswanderung sich als eine Notwendigkeit herausgestellt hat, in Bettacht zu ziehen.

Wenn man die steten Klagen in anderen Kulturstaaten, voran in Frankreich und England, in jüngster Zeit auch in Deutschland über die Abnahme der Geburten hört und mit den Zuständen in Italien vergleicht, so ist letzteres tatsächlich ein „glückliches" Land zu nennen. Insbesondere im Süden des Landes sind kinderreiche Familien die Regel und solche mit zehn, fünfzehn und mehr Kindern gehören durchaus nicht zu Seltenheiten. Solange es in Italien in dem früheren Zustande der Kleinstaaterei mit der Gesundheitspflege übel bestellt war, trat infolge der hohen Kindersterblichkeit die Erscheinung der Produktivität dieses Volkes nicht so sehr zutage, heute aber, wo in dieser Beziehung durch Anstellung von

Landgemeindeärzten, welche die Familien ohne Anspruch auf Honorar zu behandeln verpflichtet sind, aufs beste gesorgt ist, zeigt sich eine derartige Bevölkerungszunahme, welche lediglich durch eine starke Auswanderung ihr Gegengewicht findet und nur deshalb bisher nicht zu ernsten ökonomischen Schwierigkeiten führte. Aus diesen Tatsachen, sowie aus der mit vielleicht allzu großer Kühnheit durchgeführten Bildung einer täglich mehr sich entwickelnden Industrie ergibt sich die Berechtigung einer Erpansionspolitik Italiens, wenn anders verhütet werden soll, daß ein großer Teil des Bevölkerungsüberschusses anderen Staaten durch diese Auswanderung zugute kommen sollte.

Die italienische Auswanderung ist jedoch, im Gegensatz zu jener der anderen Staaten, eine doppelte, und zwar setzt sie sich erstens aus solchen Auswanderern zusammen, die nur für eine gewisse Zeit im europäischen Ausland oder in der nordamerikanischen Union Arbeit und Gewinn suchen, dann aber mit ihren Ersparnissen wieder heimkehren, und zweitens aus jenen, die definitiv in überseeischen Gebieten sich eine neue Heimat suchen. Zu den ersteren gehören die vielen italienischen Maurer, Zement- und Erdarbeiter, sowie Baugehilfen, denen wir in Deutschland und Österreich-Ungarn begegnen, ferner die vielen Tausende italienischer landwirtschaftlicher Arbeiter, die alljährlich in der Provence und den übrigen südlichen Departements Frankreichs sich einfinden. In der nordamerikanischen Union befinden sich etwa zweieinhalb Millionen junger italienischer Arbeitskräfte, zu welchen alljährlich neue stoßen, während diejenigen, welche glauben genug gearbeitet und erspart zu haben, in die Heimat zurückkehren. Bei einem Tagelohn von zwei Dollars verrichten diese jungen Leute, die zumeist ein prächtiges, sehniges, ausdauerndes Menschenmaterial darstellen, die schwersten Arbeiten, verzehren während ihres Aufenthaltes höchstens ein Fünftel ihres Lohnes und senden das Ersparte in die Heimat. Der Volkswohlstand, besonders im Süden Italiens, hängt so sehr von den Einkünften durch die Ersparnisse der „Dmißranti" ab, daß die Durchführung der I^ex Lurnett hier geradezu eine Katastrophe herbeiführen würde. Die genannte Ler bezweckt nichts Geringeres, als sämtlichen Analphabeten den Zugang zum Gebiet der Union zu verwehren. Leider aber überwiegt unter der Landbevölkerung der italienischen Südprovinzen, welche das Hauptkontingent dieser temporären Auswanderer stellt, das Element der Analphabeten immer noch bedeutend. Der Entscheid des Präsidenten Wilson über die vom Parlament bereits angenommene Bill steht noch aus. Sollte aber dieselbe die Sanktion erhalten, so hat die italienische Regierung wieder einen neuen zwingenden Antrieb, ihrer Übervölkerung Ersatz für dieses eventuell verlorene Eden der Emigranten zu finden. Dazu kommt noch der nationalökonomische Standpunkt, daß es in der Tat erfreulicher wäre, diese überschäumende Volkskraft im Dienste einer für das Vaterland dauernd ersprießlichen Kolonisationsarbeit zu verwerten, als sie in den Dienst des überseeischen Auslands zu stellen.

Die zweite Klasse der Auswanderer sind jene, welcher für immer der Heimat den Rücken gewandt haben. Auch diese sind außerordentlich zahlreich. Um einige Zahlen anzuführen, sei bemerkt, daß allein Argentinien über zweiundeinhalb Millionen Italiener aufweist, wovon nur eine Million die italienische Staatsangehörigkeit bewahrt hat. Auch in Argentinien sind die Italiener die wahren Pioniere der Kultur im Solde der Einheimischen. Ohne die geduldige, unverdrossene Arbeit der „Gringos", wie der Argentinier den Italiener nennt, würde die Republik der strahlenden Sonne nicht jenen enormen Aufschwung aufweisen, den sie in den letzten Iahrzehnten so glänzend gezeitigt hat. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohnen über drei Millionen seßhafte Italiener, und das Italienerviertel von Newyork hat allein eine Bevölkerung von vierhunderttausend Seelen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Brasilien, Paraguay, Peru, Venezuela. Überall bestehen große italienische Kolonien, deren Kräfte für das Mutterland auf immer verloren gegangen sind.

Die Gesamtheit der dargelegten Umstände mußte jede weitblickende Regierung zu der Überzeugung führen, daß für Italien eine Erpansionspolitik sich aufdränge. Dieselbe hat hier weniger den Zweck, der Industrie Absatzgebiete zu schaffen, wie dies bei der Kolonialpolitik Deutschlands, Englands un7> Frankreichs das Leitmotiv ist, als vielmehr der Übervölkerung des Landes landwirlschaftlichkultivierbare Gebiete anzuweisen, wo dieselbe dem heimatlichen Einfluß und der heimischen Kultur bewahrt bleibt.

Allerdings hat Italien schon unter dem Regime Crispis erstmalig das Banner einer, wenn auch bescheidenen Erpansionspolitik entfaltet, aber einerseits lagen damals keine so zwingenden inneren Gründe vor, wie heute, sondern handelte es sich mehr um eine Betätigung der Großmachtstellung des Landes, anderseits wurden damals solche Kolonien erworben, welche für die heute maßgebenden Gesichtspunkte gar nicht in Frage kommen können. Erythrea und die Somaliküste sind Länder von derartig ungünstigen klimatischen Verhältnissen, daß eine Ablenkung der italienischen Auswanderung dorthin fast einem Todesurteil gleichkommen würde. — Diese beiden Kolonien kamen deshalb auch in keiner Weise in Betracht, als man in Rom vor der Notwendigkeit stand, neue Gebiete der italienischen Erpansion zu erschließen. Der erste Schritt auf der neuen Bahn war eine winzige in Tientsin am Ufer des Pei-ho in China erworbene sogenannte Konzession, deren Entstehen auf das Iahr 1900 zurückgeht. Allein diese Konzession konnte in keiner Weise für große nationalökonomische Ziele, wie sie im Vorstehenden entwickelt wurden, in Bettacht kommen, wenn auch in den vierzehn Iahren des Bestandes der „Konzession" sich eine italienische Stadt dort entwickelt hat.

Von wirklich grundlegender Bedeutung für die obigen Zwecke war erst die Erwerbung Libyens. Politische und national-ökonomische Zwecke gingen hier Hand in Hand. Die politischen Triebfedern zu der Besetzung der Küste zwischen dem französischen Besitz in Tunis und dem als englische

'-

Interessensphäre anzusehenden Ägypten sind so bekannt, daß sie keiner Wiederholung bedürfen. Libyen ist ein Land an Flächeninhalt Italien um das Doppelte überlegen, jedoch von Wüstenstrichen durchzogen, so daß nur ein starkes Drittel als kultivierbares Land gelten kann. Im westlichen Teile ist das Land bis zur Südgrenze des Fezzan bereits besetzt, im östlichen, der Zyrenaika, kämpft man noch an der Niederwerfung der rebellischen Beduinenstämme. Ist aber Tripolitanien und die Zyrenaika wirklich ein Land, in welches Italien einen Teil seiner Übervölkerung ableiten kann? Die Antwort ist, daß Libyen heute ein solches noch nicht ist, aber im weitesten Umfang es werden kann. Natürlich kommt nicht die Wüste, die immer das Sandmeer bleiben wird, als kolonisierbares Land in Bettacht, sondern vor allem die großen, oft viele Quadratmeilen großen Oasen und dann jenes, heute von den Beduinen lediglich temporär als Weideland ihrer Schafherden benutzte, irrtümlich auch als Wüste angesehene llbergangsland zwischen Wüste und Oase. Dieses Grasland ist im Gegensatz zu den Oasen, die vielfach dicht bevölkert sind und daher stets einen sie bebauenden Besitzerstand aufweisen, völlig herrenloses Land. Um diese ungeheuern Landstrecken urbar zu machen, bedarf es nur Wasser herbeizuschaffen. Die jüngsten Erfolge, welche das Militär-Genie-Korps mit den verschiedensten Systemen von Brunnenbohrungen erreicht hat, sind solche, daß im Prinzip die Wasserfrage schon als gelöst betrachtet werden darf. So dehnt sich beispielsweise südöstlich von Tripolis bis zu den Felsengebirgen von Ghebel ein solches im Winter grünes, im Sommer ausgedörrtes Grasland aus, das sich heute als eine ungeheuere, steppenartige, baumlose Ebene darstellt. Das Geniekorps hat hier an einer Menge von Punkten Wasserbohrungen vorgenommen, die allenthalben nach kurzen Bohrungen Wasser ergaben. Das Hinterland der Oase von Tripolis ist dank der Bohrungen heute bereits ein für afrikanische Verhältnisse brunnenreiches Land geworden. Außerdem aber kann durch die Anlage großer Zisternen bei der im Winter fallenden starken Regenmenge allerorts in Libyen ein gewaltiger Wasservorrat aufgespeichert werden. Die Absicht der Regierung ist daher, diese weiten Gebiete, bevor man an die Abgabe von Kolonialland an Kolonisten denkt, sowohl mit Verkehrslinien — Schmalspurbahnen und Straßen — zu versehen, ferner die Wasserbeschaffung durchzuführen, die öffentliche Sicherheit zu garantieren, und erst nach diesen umfangreichen Vorarbeiten kann an die Abgabe von Land an Kolonisten gedacht werden. Zunächst will man die Anlage von größeren Faktoreien erfahrener landwirtschaftlicher Organisationen, wie sich solche speziell in der Lombardei und Piemont in großer Menge befinden, begünstigen und dann den Kleinbauernstand in der neuen Kolonie begründen, der sich, im Gegensatz zu den größeren Unternehmungen, aus der Bevölkerung der Südprovinzen und Siziliens rekrutieren dürfte.

Selbstredend ist jedoch Libyen schon heute der Anziehungspunkt vieler Tausender italienischer Arbeiter und Unternehmer aller Art, die sich in den Hafen-

städten niedergelassen haben; besonders ist dies in Tripolis selbst der Fall, wo deren Anwesenheit und Wirksamkeit bereits den orientalischen Charakter der Stadt zu verdrängen beginnt.

Das eine steht somit fest, daß Libyen, vorausgesetzt, daß dem Mutterland Italien eine ruhige Entwicklungsperiode gegönnt ist, eine italienische Riesenkolonie werden kann und zwar nicht nur ein Absatzgebiet seiner Industrie, wie dies bei den meisten Kolonien anderer Staaten der Fall ist, sondern ein Gebiet, in welchem der Überschuß der Bevölkerung des nahen Mutterlandes Land und Brot finden wird. Freilich läßt sich dies nicht in zwei Iahren, auch nicht in fünf schaffen. Dann aber werden wir bestimmt einen stillen, großen Erodus italienischer Bauern dorthin erwarten dürfen.

Dennoch beschränkt sich Italiens Erpansionspolitik nicht auf Libyen, sondern sucht zur Zeit sich auch eine „Interessensphäre" in Klein-Asien zu sichern. Die Entschädigung für die fast zweijährige Okkupation und Verwaltung der zwölf türkischen ägäischen Inseln bot den Vorwand für die Erlangung großer „Konzessionen" daselbst. Zunächst handelte es sich wie fast immer in der asiatischen Türkei um eine Eisenbahnkonzession mit entsprechenden Rechten zu beiden Seiten der Linie. Aus dem von der betreffenden Linie durchschnittenen Gebiete wird dann, ebenfalls nach dem Vorgang der andern Mächte, eine „Interessensphäre".

Die Wahl Italiens fiel auf Adalia in Cilicien und dessen Hinterland. Die „Stadt der süßen Wasser" nennt der Orientale Adalia, und nicht nur die Stadt, sondern ihre gesamte Umgebung ist, ein Wunder in der Welt des Orients, von vielen Wasserläufen durchzogen. Rings um die weite Bucht rauschen Hunderte von Bächen, kleine Wasserfälle über die steile Küste bildend, dem Meere zu.

Wie Libyen für Italien als alt-römische Provinz eine historische Bedeutung hat, so auch Adalia als einstiger Stützpunkt der genuesischen Flotte im östlichen Mittelmeer. Diese Stadt ist zum Ausgangspunkt der neuen italienischen Interessensphäre bestimmt. Indessen ist in der Levante für die Erpansionspolitik Italiens schon in rührigster Art vorgearbeitet, und zwar durch eine Macht, deren Benutzung erst in jüngster Zeit für Italien möglich wurde: das moderne Mönchtum.

Seitdem Frankreich mit dem päpstlichen Rom definitiv gebrochen hat, ist auch, wenigstens nach der Auffassung der nichtfranzösischen Kongregationen, und besonders der zahlreichen italienischen, dessen historischer Beruf als Protektoratsmacht des Katholizismus im Orient hinfällig geworden. Die italienischen Kongregationen haben daher schon seit 1905 begonnen, sich vom Protektorat der Republik loszusagen und sich unter jenes Italiens zu stellen. Im Gegensatz zu dem untätigen, lediglich der Meditation lebenden griechischen Mönchtum im Orient sind die katholischen Kongregationen bekanntlich äußerst regsam, und ihre Schulen sind die bedeutendsten Pflanzstätten europäischer Kultur im Orient. Während diese früher aber zumeist einen französischen Charakter trug, haben die italienischen Kongregationen seither, voran die Salesianer, Dominikaner, Kapuziner und

Franziskaner, ihren Schulen einen rein-italienischen Charakter beigelegt. Daher wirken diese italienischen Kongregationen von Konstantinopel bis hinab nach Ägypten, durch die ganze Levante als Vorposten der italienischen Kultur und als Pioniere des italienischen Einflusses. Das italienische Konsularkorps im Orient, wohl wissend, welche Hilfe ihm in diesen Kongregationen entstanden ist, begünstigt dieselben daher auf jede Weise, und die noch zu Zeiten Crispis und Zanardellis in römischen Regierungskreisen oft gehörte Marime: „I<s elei-i-eali»ine, voila I'enükini" ist heute mit klugem Opportunismus von der italienischen Politik absolut aä acta gelegt.

Durch solche Hilfsmittel ist es natürlich der italienischen Erpansionspolitik nicht schwer geworden, im Orient Italiens Einfluß in ganz ungeheuerer Weise zu heben. Ob in ferner Zukunft die Levante dazu bestimmt sein wird, der überschäumenden Volkskraft der italienischen Rasse ein neues Heim zu bieten, läßt sich heute noch nicht absehen, sicherlich aber wird die soeben erhaltene Konzession und damit die neue Interessensphäre nicht nur ein weites Geschäftsgebiet für den italienischen Handel, die Finanz und Industrie sein, sondern auch Tausende italienischer Arbeiter und Unternehmer nach Kleinasien ziehen.

Über diese wirtschaftliche Erpansion in der Ferne wird jedoch die in der Nähe nicht außer acht gelassen. Dies beweist, wie Italien bemüht ist, in Albanien und den anderen Balkanländern ökonomisch Fuß zu fassen. Über die ökonomische Tätigkeit Italiens in Albanien ist in der letzten Zeit soviel in anerkennendem wie auch in beneidendem Sinne geschrieben worden, daß hier genügt, nur auf die Tatsachen an sich hinzuweisen. Für die weitere ökonomische Penetration der Italiener in die Balkanländer ist die Donau-Adriabahn von allergrößter Bedeutung. Noch in den jüngsten Tagen hat die Konsulta ihr lebhaftes Interesse an der baldigen Realisierung dieses wichtigen Eisenbahnprojektes, das Serbien und Rumänien mit den Gestaden der Adria und im weiteren Sinn auch mit Italien verbinden wird, betont.

Wir sehen an diesem kurzen Überblick, daß Italiens Erpansionspolitik rastlos auf der ganzen Linie vorrückt, hier den einen, dort den andern seiner nationalökonomischen Zwecke verfolgend! Man geht nicht fehl, wenn man diesen energischen Vorstoß Italiens auf dem Gebiete der Kolonial- und Erpansionspolitik als einen neuen Faktor in der Weltpolitik bezeichnet. Derselbe ist um so interessanter, als die Entfaltung des Banners der Erpansion gerade in jener Zeit begann, als die Feinde Italiens behaupteten, das junge Königreich sei am Ende seiner Kraft angelangt, seine Mission als Großmacht sei politisch wie ökonomisch gescheitert, Italien sei zu einer stillen, aber unausbleiblichen Dekadenz verurteilt. Iust in den Iahren, da im Ausland solche Gerüchte umliefen, führte Italien in aller Stille seine Regeneration durch: durch eiserne Arbeit, rastlose Energie, hingebenden Opfersinn seines Volkes schuf es sich eine Industrie, eine Handelsflotte, eine gutfundierte finanzielle Basis und suchte durch weise Maß-

nahmen seine Volksseele zu erziehen. Italien war nach seiner Einigung einem Kinde zu vergleichen und ist nun ins reife Mannesalter getreten. Der heran- gewachsene Mann aber sieht über die Mauern seines Besitzes hinaus und das Bestreben nach Vergrößerung desselben, nach Betätigung seiner Kraft erfüllt ihn völlig! Im Leben der Staaten aber heißt dieses Streben, hervorgerufen durch die sich entwickelnde Volkskraft, Erpansionspolitik und gipfelt in dem eisernen Willen: „Mein Vaterland muß größer sein!"

Exzellenz Di-. Wilhelm Exner,
Präsident des K. K. Technischen Versuchsamtes in Wien:

Die Gewerbe-Museen in Osterreich.

In unserer Zeit wird in einem weit höheren Maße als je vorher darnach gestrebt, die produktive Arbeit der Staatsbürger durch besondere Institutionen zu fördern und ihr eine eigenartige Pflege angedeihen zu lassen. Die Institutionen, die diese Zwecke verfolgen, sind zwar vereinzelt auch in früheren Iahrhunderten entstanden, der Gedanke, daß man Bergbau und Bodenkultur, Industrie und Kunstgewerbe gleichsam von außen her beeinflussen und ihnen Elemente der Entwicklung zuführen könne, hat sich aber erst im technischen Zeitalter durch- gerungen und eine weit verbreitete Überzeugung ausgebildet.

Manche Keime zivilisatorischer Maßregeln sind zuerst in Frankreich aus dem dortigen fruchtbaren Boden hervorgesprossen; ein Beispiel hierfür ist das älteste Gewerbemuseum Europas, das <üou»erv»toire üe» »rt» et mutier» in Paris, entstanden zur Zeit der großen Revolution am Ende des 18. Iahrhunderts. In die zweite Hälfte des 19. Iahrhunderts fallen die sich in allen Ländern West- europas, einschließlich Österreichs, vervielfältigenden Bestrebungen zur Hebung der gewerblichen Produktion. Der letztgenannte Staat muß als in der bezeichneten Richtung besonders fortschrittlich gesinnt anerkannt werden. Österreich ist in vielen Stellen vorbildlich aufgetreten und hat quantitativ und qualitativ so viel geleistet, daß es heute, wenn man die Gesamtheit aller Unternehmungen für die hier zu besprechenden Aufgaben ins Auge faßt, den vorgeschrittensten Staaten, d. i. England, Frankreich, Skandinavien, Deutschland, ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann und auch von Belgien und der Schweiz nicht überragt wird.

So vielgestaltig Osterreich in seinen staatlichen und nationalen Verhältnissen ist, so mannigfach sind auch die Schöpfungen seines Hofes, des Staates und der autonomen Körperschaften.

Es würde den Rahmen dieser Darstellung überschreiten, wollte man auch nur eine Aufzählung der Einrichtungen vornehmen, die in das große Gebiet der Gewerbeförderung fallen. Doch soll versucht werden, wenigstens auf einige große Veranstaltungen und auf Gruppen von zahlreichen analogen Gebilden hinzuweisen.
In letzterer Richtung mag festgestellt werden, daß das gewerbliche Bildungswesen in Österreich in einem vollständigen System von höheren Spezialschulen, Staatsgewerbeschulen, Werkmeister- und Handwerkerschulen, Fachschulen und Lehrwerkstätten aller Art, Meister und Gehilfenkursen, allgemeinen und fachgewerblichen Fortbildungsschulen zur Durchführung gelangt ist, und zwar früher als in anderen Staaten, die wie die deutschen Bundesstaaten vielfach später einsetzten, dann aber durch energische und großzügige Behandlung des Gegenstandes in einer großen Zahl von Fällen die in Österreich geschaffenen Vorbilder überholten.
Im letzten Dezennium des vorigen Iahrhunderts trat zu den Schulorganisationen die staatliche technisch-wirtschaftliche Förderung des Gewerbestandes hinzu, deren erste Anregungen in Westdeutschland gegeben wurden, die aber dann in Österreich durch eine Kooperation der autonomen Faktoren mit der staatlichen Zentralorganisation eine räumlich großartige Ausgestaltung erfuhr und wieder als Muster für die anderen europäischen Staaten aufgefaßt werden kann. Frankreich und England, letzteres mit Ausnahme von Irland, haben allerdings bisher diesen Weg nicht beschritten.
Was nun die Museen anbelangt — Sammlungen von mustergültigen oder als mustergültig erachteten Objekten, verbunden mit Lehrveranstaltungen — kann Österreich gleich Frankreich auf ein Institut hinweisen, dessen Entstehung sehr weit zurückreicht. Aus den Lehrbehelfen für den technologischen Unterricht, der im Anfange des 19. Iahrhunderts dem Kronprinzen Ferdinand erteilt wurde, entstand durch den Sammelfleiß der Fabriks-Inspektoren Stephan v. Keeß und Anderer mehr das technische Kabinett am k. k. Polytechnischen Institut in Wien, das seit dem Iahre 1815 eine wichtige, dem technologischen Unterricht zugutekommende Sammlung darstellt. Sie wurde auch dem Publikum zugänglich gemacht und muß daher als ein technisches Museum aufgefaßt werden.
Anläßlich des kürzlich in feierlicher Weise begangenen Iubiläums des fünfzigjährigen Bestandes des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien wurde die Geschichte dieser Anstalt von verschiedenen Seiten behandelt und dem Publikum in Erinnerung gebracht, daß dieses vom Erzherzog Rainer gegründete und durch Eitelberger organisierte Kunstgewerbe-Museum — eine Nachbildung des damals noch jungen South Kensington-Museums in London — das älteste Kunstgewerbe-Museum am europäischen Kontinent ist und vielfältige Nachahmung innerhalb und außerhalb Österreichs gefunden hat.
Es kann nicht überraschen, daß die Sudetenländer reicher an derartigen Anstalten sind, als die Alpenländer, aber auch diesen fehlt es nicht an wichtigen

und wirkungsvollen Institutionen dieser Art. Die Kunstgewerbe-Museen in Reichenberg, Prag und Pilsen nehmen einen hohen Rang ein, aber auch die kleineren Anstalten in Chrudim und Budweis haben eine Bedeutung, mindestens für die lokalen Aufgaben. Schlesien hat in jüngster Zeit in Troppau eine vielversprechende Anstalt erhalten, die Kunst und Industrie gleichzeitig ins Auge gefaßt hat, in Mähren ist es das ansehnliche Rainer-Museum in Brünn, das den Vortritt hat. Galizien besitzt einige wertvolle Museen in Krakau und Lemberg. Von den südösterreichischen Museen sind zu nennen die in Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck. Die drei letztgenannten nehmen den kulturhistorischen Standpunkt ein und der technologische tritt diesem gegenüber in den Hintergrund. Salzburg bietet eine besondere Anziehungskraft durch die malerischen Interieurs, die den kulturhistorischen Aufgaben des Museums bei dem großen Publikum sehr förderlich sind. Diese Art der Anordnung der Museen hat ja eine großartige Durchführung in München und in Zürich gefunden, während andere deutsche Museen dem technologischen Aufstellungsprinzipe treu geblieben sind, wie Stuttgart, Nürnberg, Berlin usw.

Die Kunstgewerbe-Museen konnten nur in ästhetischer Richtung die gewerbliche Produktion, namentlich unter der Mitwirkung der ihnen affilierten Lehranstalten beeinflussen, und es zeigte sich dabei, daß entweder die technische Seite der Gewerbeförderung in die Programme der Kunstgewerbe-Museen einbezogen werden müsse, wie dies in Stuttgart und Winterthur tatsächlich geschehen ist, oder daß man durch besondere Institutionen die technisch-richtige Materialverwendung, die Zweckmäßigkeit der Konstruktion, die Preiswürdigkeit, die Dauerhaftigkeit in die Produktion der Werkstätte und der Fabrik einführen und dort sichern müsse. Dabei darf das historische Moment nicht übersehen werden, denn die Entwicklungsgeschichte ist in der Technik ebenso lehrreich und wichtig wie in der Kunst und muß daher zur Anschauung und Darstellung gebracht werden.

In Wien hat man nach vergeblichen Versuchen endlich im Iahre 1879 durch die Errichtung des Technologischen Gewerbemuseums die unentbehrliche Ergänzung des Kunstgewerbe-Museums erreicht und im Iahre 1889 dem historischen Postulate der technischen Gewerbeförderung durch die Begründung eines „Museums der Geschichte der österreichischen Arbeit" Rechnung getragen. Ziemlich gleichzeitig entstanden in Wien ein Eisenbahn-Museum, ein Post-Museum, ein gewerbe-hygienisches Museum, dann etwas später ein Museum für österreichische Volkskunde.

Im Iahre 1892 beantragte ich die Zusammenlegung aller dieser Museen zu einem großen Zentral-Institut, ein Vorschlag, der zwar damals nicht zur Durchführung gelangte, der aber nach Errichtung des Museums von Meisterwerken für Naturwissenschaft und Technik, dem heute schon berühmt gewordenen Deutschen Museum in München, im Iahre 1905 wieder in Erinnerung gebracht und durch

einen Antrag des Kuratoriums des Technologischen Gewerbe-Museums im Iahre
1906 der bureaukratischen Behandlung zugeführt wurde. Durch die Gunst der
Umstände, die anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Ioseph I. im
Iahre 1908 eintraten, ist die Realisierung des vorgedachten Planes gesichert
worden, und wir stehen unmittelbar vor der Eröffnung eines groß angelegten
Technischen Museums für Industrie und Gewerbe, das angesichts des Schön-
brunner Lustschlosses in seiner äußeren Erscheinung vollendet dasteht. Es darf hier
nicht unerwähnt bleiben, daß die Habsburger seit Iahrhunderten der Anlegung und
Bereicherung von Sammlungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes
warme, ja zum Teil leidenschaftliche Neigung entgegenbrachten. Der Besitz der
kaiserlichen Familie an Gemälden, Schöpfungen des Kunstgewerbes, Münzen,
Naturseltenheiten, Büchern usw., man konnte sagen Kostbarkeiten aller Art, ist ein
außerordentlich großer, und so kommt es, daß die im Iahre 1889 neu aufgestellten,
in dem Semper-Hasenauerschen Palaste untergebrachten kunsthistorischen Samm-
lungen auch eine kunstgewerbliche Kollektion enthalten, die den wertvollsten Ge-
werbemuseen der Welt beigezählt werden muß.

Schon aus dem hier Gesagten geht hervor, daß die dem Hofe, dem Staate und
autonomen Faktoren gehörigen Gewerbemuseen in Österreich nach Zahl und In-
halt in ihrer Gesamtheit ein Kulturelement bilden, das zu der Großmachtstellung
des Staates in einem günstigen Verhältnis steht. Die habsburgische Tradition der
direkten und mittelbaren Gewerbeförderung, für die die merkantilistische Politik
im Maria Theresianischen Zeitalter sehr charakteristisch ist, fand auch in der
Gegenwart hervorragende Repräsentanten sowohl in dem allverehrten, hochherzigen
Monarchen Kaiser Franz Ioseph I., der diesen Angelegenheiten ein ganz be-
sonderes Interesse und die nachhaltigste Begünstigung jederzeit zuwendete, als auch
in seinem verstorbenen Bruder, dem Erzherzog Karl Ludwig, der es so wie der
Kaiser als seine Lieblingsaufgabe auffaßte, dem Musealwesen jede mögliche Unter-
stützung angedeihen zu lassen. Der Initiator des Österreichischen Museums für
Kunst und Industrie wurde schon genannt.

Die Kunstliebe, die Begeisterung für Altertumsforschung und insbesondere für
einzelne Kulturperioden führten vielfach in den letzten Iahrhunderten und auch in
der Gegenwart bei adeligen Geschlechtern und hervorragenden Bürgerfamilien zur
Begründung von wertvollen Privatsammlungen. Unser Staat ist in dieser Be-
ziehung sehr reich. Nicht bei allen diesen Aufstapelungen von Schätzen ist dem
Publikum der Zutritt gestattet, manche aber sind, da sie öffentlich zugänglich ge-
macht wurden, in ihrer erzieherischen Wirkung nicht auf den Familienkreis be-
schränkt. Wollte man die Kunstfreunde und Sammler aufzählen, so würde man
eine lange Liste aufstellen müssen: hier soll nur ein Mäzen genannt werden, es
ist dies der Graf Hans Wilczek »eu., der in der von ihm wiedererbauten Burg
Kreuzenstein an der Donau eine kulturhistorische Sammlung schuf, ein Iuwel, das
mit dem Nusse lülunv in Paris und der ^Vnllaee <üc>IIeetiou in London rivalisiert.

Bei dem Zusammenhange der Kunstforschung mit dem Kunstleben und mit der Betätigung der Kunst im Gewerbe darf nicht unerwähnt bleiben, daß Österreich einige überaus wertvolle Museen an wichtigen archäologischen Fundstätten besitzt, so in Hainburg (Carnuntum), in Aquileja, Sarajevo, Laibach.

Alles in allem genommen muß man das österreichische Musealwesen als auf hoher Stufe stehend bezeichnen; Österreich besitzt dieses Kennzeichen des Kulturstaates in vollem Maße.

Paul Gerhart:

Die Lage in Japan.

Yokohama, Anfang Mai 1914.

Das japanische Reich macht wieder einmal eine schwere Krise durch. Mit Elektrizität ist die Luft geladen; hier und dort blitzt es auf wie fernes Wetterleuchten. Wie feinfühlige Elektroskope reagieren die Börsen aller Großstädte. Die Presse horcht auf, versucht, so gut sie vermag, der Öffentlichkeit die krampfhaften Zuckungen im fernen Osten zu erklären. Und kommt dabei manchmal zu den abenteuerlichsten Resultaten, wie die englische Presse, die den Aufschub der Mikadokrönung, das „Verheimlichen" von Kaiserin Harukos Tod, die Kabinettskrisen rasch entschlossen auf das Konto des Flottenskandals setzt und von einem Bankerott des konstitutionellen Iapan, von einem nahen Zusammenbruch faselt.

Keine Angst! Nicht die erste, nicht die gefährlichste Krise ist's, die das Inselreich durchgemacht und — überstanden hat. Und mit dem Flottenskandal hat sie, ihrem wahren Wesen nach, gar nichts zu schaffen. Steht mit ihm nur insofern in Kausalnerus, als der Skandal den äußeren Vorwand bot für Eruptionen, mit denen der politische Krater schon lange schwanger ging. Die Ursachen liegen anderswo, viel tiefer.

Vor dreihundert Iahren war's: im Oktober 1600. Ganz Iapan stand in Waffen, der Norden gegen den Süden. Statthalter Tokugawa, an der Spitze der nördlichen Daimyos, hatte seinen vier Amtskollegen Schach geboten. Auf der Wahlstatt von Sekigahara trafen sich die Gegner und Tokugawa blieb Sieger. Der Süden hatte das Spiel verloren. Nach diesem Tage war Tokugawa alleiniger Herr in Iapan: Schogun. Daß seine Herrschaft sich vorwiegend auf die nördlichen Daimyos stützte, versteht sich von selbst. Die Südländer suchte man durch konziliantes Wesen zu gewinnen, traute ihnen aber nicht. Bis Iyemitsu, der dritte Tokugawa-Schogun, auch den Süden mit starker Faust unter seine eiserne Herrschaft zwang. Zweihundertachtundsechzig Iahre lang blieb das so. Nie aber bat der Süden dem Norden den Tag von Sekigahara verziehen. Und als, um

die Mitte des neunzehnten Iahrhunderts, der Druck des Auslandes und die Ankunft der Fremden die Schogunatsregierung bedrängten, da war die Zeit des Südens gekommen. Die großen südlichen Daimyate von Satsuma, Tschoschu, Hisen und Tossa schlossen sich zusammen, proklamierten den Mikado als alleinigen Herrscher des Landes, ließen den Schogun und seine Anhänger ächten, erklärten den Gegnern den Krieg. Und gewannen ihn glänzend. Seitdem hat in Iapan der Süden wieder das Übergewicht. Und die südlichen Daimyate wachten eifersüchtig darüber, daß kein anderer als ein erprobter „Southerner" zur Macht kam. Hisen schied freilich bald aus. Satsuma, Tschoschu und Tossa hielten Iahrzehnte hindurch die Zügel in Händen und „Sa-to-tscho" nannte der Volksspott die Regierenden, nach den ersten Silben der drei Namen. Auch Tossa wurde bald an die Wand gedrückt: Satsuma und Tschoschu blieben. Und herrschen heute noch. Freilich nicht die Daimyos, die feudalen Fürsten, dieser Provinzen. Die hatten im Iahre 67 nur den Namen der Bewegung geliehen. Die wahren Leiter des großen Umsturzes waren obskure Subalterne: Ito, Jamagata, Okubo, Kido, Okuma .... Als diese ihr Ziel erreicht hatten, ließen sie ihre „Lords", die Daimyos, still in der Versenkung verschwinden. Die Daimyate aber, die „Han" wie der Iapaner, die „Clans" wie der Ausländer sie nennt, herrschten weiter. Und hierin liegt in letzter Linie die Ursache aller Wirren.
Kein Mann, der nicht Satsuma oder Tschoschu entstammt, hat Aussicht, hohe, höchste Posten auszufüllen. Rücksichtslos hält „Sa-tscho" alles nieder, was von anderen Provinzen kommt. Eine wunderliche Reliquie untergegangener Zeiten mitten im modernen, zentralisierten Dai Nippon, das offiziell längst schon keine Daimyate, nur ein einziges Kaiserreich Iapan kennt.
Weiter: die beiden großen Clans teilten sich in die Macht: Satsuma übernahm die Flotte, Tschoschu die Armee. Und im Verlaufe der Zeit hat sich nun eine ganz eigenartige Rivalität herausgebildet. Iede Erhöhung des Flottenbudgets wird von der Armee, jede Vermehrung des Heeresetats von der Marine wie ein persönlicher Affront empfunden und mit allen Mitteln bekämpft. Und wenn eine Lahmlegung der Gegenpartei nicht möglich ist, so trachtet man wenigstens, sich sofort eine gleiche Erhöhung zu sichern. Was sich unter den Mächten im großen abspielt: ein gegenseitiges Sichüberbieten der Rüstungen, wird hier im kleinen wiederholt. Auf Kosten der Steuerzahler, hier wie dort.
Daß diese Rivalität nicht im Interesse des Landes gelegen ist, versteht sich von selbst. Das auf allen Seiten von Neidern, Feinden, Mißgünstigen umlagerte Iapan bedarf zu seiner Sicherheit, mehr als mancher andere Großstaat, eines erakten Zusammenwirkens der beiden Hauptteile nationaler Wehr: des Heeres und der Flotte. Das Volk empfindet das, empfindet es seit lange. Empfindet wohl auch instinktiv das Unzeitgemäße, Veraltete des Clan-Systems. Die Rivalität zwischen Nord und Süd, eine Folge der durch klimatische Gegensätze erzeugten Charakterverschiedenheiten, scheint ihre Wurzeln tief in der Völkerpsyche

zu haben: nicht nur in Iapan; in Deutschland, in Frankreich, in den Staaten der Union sehen wir ähnliche, gleichen Motiven entspringende Gegensätze. Sehen aber auch, wie der Zug der Neuzeit, auf nationalen Zusammenschluß gerichtet, diese Gegensätze zu mildern, zu überbrücken, zu verwischen trachtet.

Das feudale Iapan war der gegebene Boden, solche Rivalitäten zum Austrag zu bringen; Neu-Japan kann sich den Lurus eines Sekigahara nicht mehr leisten, will es nicht auf die Stufe Merikos herabsinken. Das intelligente japanische Volk empfindet das klar. Und sucht nach dem großen Schlagwort, unter dem Kämpfe gegen Veraltetes, Kämpfe um das Recht des Neuen immer geführt werden.

„Nieder mit den Oligarchen! Demokratisches Regime!"

Das ist die Zauberformel, die eine neue Ära über das Inselreich heraufführen soll.

Ist hiermit der Nagel auf den Kopf getroffen?

Gewiß nicht! — Für demokratisches Regiment nach dem Muster abendländischer Staaten — wir sagen es offen! — ist Iapan noch nicht reif. Die politischen Parteien befinden sich noch in den Kinderschuhen. Überläufe von einer Partei zur andern gehören zum Alltäglichen. Die Ziele sind unklar, verworren. Und vor allem mangelt es an aufrichtigen Führern, die bereit sind, das private Interesse höheren Zwecken zu opfern. Wir sehen es ja: kaum ist der erste, grenzenlose Iubel über die Ernennung des Demokraten Okuma zum Ministerpräsidenten verhallt, kaum sind die lobpreisenden Tiraden der bisherigen Oppositionsparteien verklungen, da — fällt auch schon eine nach der andern gerade dieser Parteien, die das demokratische Regiment auf ihre Fahnen geschrieben haben, vom „demokratischen" Ministerium ab. Ietzt, wo es sich um einen ersten, probeweisen Versuch mit demokratischen Marimen handelt! Um den ersten derartigen Versuch in Iapans tausendjähriger Geschichte, dessen Fehlschlag alle demokratischen Hoffnungen auf Iahrzehnte hinaus vernichten muß!

Und weshalb dieser Abfall? — Weil einige Herren ihre sicheren Hoffnungen auf Portefeuilles betrogen sahen. Mit solchen Anschauungen, solchen Grundsätzen ist eine Regierungsform unmöglich, die mehr als jede andere hohe, höchste Anforderungen an persönlichen Opfermut, an Gemeinsinn, an Selbstdisziplin stellt.

Nein, der Ruf nach der Demokratie als dem heilenden Mittel war absolut verfrüht. Englands Einrichtungen auf einen heterogenen Staatskörper verpflanzen wollen, heißt dem eigenen politischen Klarblick ein schlechtes Zeugnis ausstellen.

Und doch soll den Clans deshalb nicht das Wort geredet werden. In den Iahren 1894 und 1904, auf den Schlachtfeldern in China und der Mandschurei, sind die engen Grenzen der Daimyate endgültig gefallen, mit Blut wurden die Clans dort zusammengeschweißt zu einem homogenen Japanervolk mit gleichen Zielen, gleichen Idealen. Die logische Folge hiervon: zur Erreichung gemein-

samer nationaler Ideale soll, muß die ganze Nation aufgerufen werden. Die fähigsten Köpfe im Norden wie im Süden, von Sendai bis Satsuma.

Die Oligarchenregierung aber, die Herrschaft jener „Alten Staatsmänner", die, Nachfolger der Revolutionsführer von 1867, das Land bis heute in konservativem und doch keineswegs reaktionärem Geiste durch alle Fährnisse international Politik geleitet haben, die möge Iapan noch recht lange erhalten bleiben. Denn eine ruhige, sichere Hand tut dem Lande not. Ietzt vielleicht mehr denn je, seit Dai Nippon sich in die Reihen westländischer Großmächte als gleichberechtigt gestellt hat.

Ingenieur Christian Iungkunz:

Vom Völkerftühling.

Unter der Gewaltherrschaft des Winters wird das Naturwesen aller Organismen der Pflanzenwelt in der Erde, in Grundstöcken und Stämmen gefesselt oder in Winterschlaf versenkt, also am Leben, Erwachsen ete. gehindert. In ähnlicher Weise kann auch in der Tierwelt, vor allem in der Welt der Menschen, Völker und Staaten das organisierte und organisierende Naturwesen in einen winterartigen Zustand kommen. Eine Kunde von diesem seinen Zustand gibt das Menschen- oder Volksnaturwesen durch seine Religion und Dichtung, nach der es unter herrschenden Weltgewalten (Riesen u. dergl.) in einer unterirdischen Behausung gefesselt, begraben, in Todesschlaf versenkt ist. Und zwar bekundet es sich im Bilde des Christus, Titurel, Barbarossa, Florestan (im „Fidelio"), Dornröschens, der Brünhilde u. a. Aber die Bibel wie Volksdichtung bekundet auch einen kommenden Oster- und Völkerfrühling, in dem ähnlich wie im Erdfrühling durch einen neu erstehenden reinen Volksnaturmenschen (Siegfried, Parsifal, Fidelio u. a. in der Dichtung) die weltbeherrschende Wintergewalt bekämpft und besiegt, das Volksnaturwesen samt seinem vergrabenen Schatz gehoben wird, erwacht und aufersteht zur organischen Um- und Neugestaltung der Welt, oder zur neuen Erzeugung, Wachsung, Blühung und Fruchtung, zur Wiedergeburt seiner Organisationen. Sollte der Völkerfrühling nur ein Ideal- oder Wunschbild der Volksdichtung sein, oder nur gewisse geschichtliche Ereignisse, wie die von 1813, nach dem sinnbildlichen Sprachgebrauch kennzeichnen? Sollten dieser Bezeichnung oder diesem Begriff nicht ähnliche Vorgänge, Verhältnisse und Gesetze des Lebenswandels der Völker und Staaten, wie dem Erdfrühling solche des Laufes der Erde und des organischen Lebenswandels der Natur überhaupt, zugrunde liegen? Diese Frage soll im folgenden zu beantworten versucht werden.

Zweifellos handelt es sich bei dieser Frage darum, ob und wie die Natur auch politisch wirken, in die Geschicke und Geschichte der Menschen und Völker eingreifen kann. Philosophen, wie Kant, bejahen das. Auch Naturforscher, wie Ostwald, Unold, Schallmeyer u. a., suchen in neuerer Zeit die Ergebnisse der Entwicklungslehre und Biologie auf das politische und soziale Leben auszudehnen und anzuwenden, oder die bestehende Kluft zwischen Menschenkultur und Natur zu überbrücken. A. Fried, ein Hauptakteur der Friedensbewegung, erklärt diese und andere internationale Bewegungen als Vorgänge, die auf Entwicklung des Natursystems unserer Gemeinwesensorganisationen hinauslaufen. Fried sagt: „Ebenso wie Galilei das Weltsystem nicht schaffen, sondern nur sein Geheimnis erkennen konnte, so wollen auch die Pazifisten die internationale Organisation nicht selbst hervorbringen, sondern nur das geistige Auge der Mitwelt für die Anschauung sozialer Geschehnisse schärfen, damit sie erkennen, was sich offen vor ihnen vollzieht und sie ihr Leben und Handeln, ihr Sein danach einrichten können."
Zur Erklärung des Völkerfrühlings als Naturvorgang müßten wir tatsächlich das Natursystem, oder das Grundverhältnis der Menschen und Völker zum Naturwesen kennen. Wir wissen, daß nach diesem System alle Naturorganisationen mit ihren Lebens- und Wirkenseinrichtungen, Vermögen, Bedürfnissen und Grundtrieben von innen heraus, aus einem schöpferischen Urquell oder -kern und damit auch aus einem Ur- oder Stammwesender Natur erwachsen, leben, erkennen, wollen, wirken und auch zum Gebrauch ihrer Organe etc. innerlich von einem Naturwesen geleitet werden. Diese innere Leitung besteht bei Menschen im G e w i s s en, bei Tieren im Instinkt. Ist aber das Gewissen, wie es selbstverständlich angenommen werden muß, innere Naturleitung der Willens- und Wirkenskräfte zur Gebrauchung, Erhaltung und Entwicklung der natürlichen Anlagen, Organe und Einzelorganisationen in und für Gemeinschaftsorganisationen, so ist es auch Leitung zum Ausbau und Betrieb der letzteren aus Naturanlagen, also der kategorische Imperativ, allerdings in konkreterer Form, als Kant ihn feststellte, nicht nur Moralgesetz, sondern auch Natur- und Staatsgesetz. Also besteht zweifellos in allen organisierten Wesen, allen Gattungen und Arten, in der ganzen Schöpfung der Natur ein ihre Lebensläufe leitendes Urwesen und eine von ihm gefaßte Stammquelle für alle diese verschiedenen höheren und niederen, generellen und speziellen Schöpfungen, ihre Erzeugungskräfte ete. Und in Menschen und Völkern, vorzüglich den edelsten, dem Urwesen der Natur am nächsten stehenden, wirkt dasselbe offenbar am unmittelbarsten, nämlich für die höchsten und universalsten Schöpfungen, welche alle anderen zentral, einheitlich und systematisch zusammenfassen und leiten sollen.

Denn die Natur könnte nur auf menschliche Einzelorganismen, Gattungen und Arten ihr höchstes, allumfassendes und alleitendes Organisationsstockwerk bauen. Da nun die Schöpferquelle, soweit sie von Menschen und Völkern im wesentlichen gefaßt wird, die schöpferischen Hauptelemente und -krcifte desGeisteslichtes, der Seelenwärme (Liebe) und des diesen anhängenden Körperlebens enthalten muß, so kann man diese Quelle auch innere oder Geistessonne nennen, auf die schon Schiller und andere geniale Dichter hinwiesen. Mit dieser Be- und Kennzeichnung ist am besten begreiflich, wie die innere Sonne Zentrale aller organischen Naturschöpf ungen sein kann und sich um sie alle Lebensläufe der Menschen, Völker etc. ähnlich wie die Lebensläufe der Planeten um die äußere physische Sonne drehen. Und so erklärt sich auch der Völkerfrühling.

Wir haben je nach dem Stand, Verhältnis und Verhalten der Menschen und Völker zu ihrer inneren Sonne, ähnlich wie nach dem Stand der Erde zur äußeren Sonne, im Lebenswandel derselben verschiedene Arten und Grade der Erleuchtung, Erwärmung, der Schöpfung aus ihrer Zentrale, also auch verschiedene Zeitperioden natürlicher Erzeugung, Erwachsung, Reifung und Fruchtung. So haben wir: Frühling der Menschen und Völker, wenn und soweit sie durch ihren geschichtlichen Lebenswandel ihrer inneren Sonne näherkommen, von ihr innerlich erfaßt, erleuchtet, erwärmt, zu organischen Schöpfungen aus ihr befähigt, bewegt und geleitet werden; dagegen Winter, soweit sie sich ihrer inneren Sonne entziehen, also innerlich verdunkeln, erkalten, erstarren, organisch verknöchern und veralten.

Aber bisher kennen wir mehr oder weniger geregelte Zeitperioden im Lebens» lauf nur bei der Erde, den Pflanzen, Tieren und Menschen, dagegen noch ganz ungeregelte bei Völkern und Staaten und auch keine Zentrale für alle Lebensläufe organisierter Naturwesen. Denn wir haben ja überhaupt eine Leitung zu den Anlagen und Tätigkeiten der Natur in Völkern und Staaten noch gar nicht und in sehr beschränktem Maße in Menschen, Tieren und Pflanzen er- und anerkannt. Kant, der Kopernikus der Menschheit, hat zwar die Naturzentrale im „Ding an sich" in erster Linie als innere Leitung des menschlichen Lebenswillens und -wandels nach Pflicht oder nach dem Pflichtgesetz (des Gewissens) festgestellt. Er hat auch demgemäß gesagt: „DieNatur würde nur im einzelnen vernünftig und zweckvoll, im ganzen aber wahnsinnig und blind erscheinen, wenn wir nicht annehmen, daß sie in der Geschichte den verborgenen Plan einer Staatsverfassung verfolgt zur pflichtgemäßen Anwendung und Entwicklung der Natur« anlage n." Aber Kant hat leider nicht die daraus sich ergebende Folgerung gezogen: daß ein Staat und Volk, in dem die Naturanlagen pflichtgemäß angewendet und entwickelt werden sollen, vor allem eine der gesetzlichen

Leitung dieser Anlagen in Menschen gemäße Verfassung
haben, oder selbst vom Naturwesen durch Menschen geleitet, organisch ausgebaut und betrieben werden muß.
Man nahm dagegen an: Kant habe nur ein kosmopolitisches Staatsideal vertreten, das nach dem Gang der Geschichtsentwicklung unausführbar sei; was die Natur zur Staatsbildung beitrage, vertrete die menschliche Kultur, die sich der Geschichtsentwicklung anschließt.
Aber diese Annahme ist ein schwerer Irrtum. Gewiß haben wir die Freiheit, unsere Anlagen nach eigenem Gutdünken und äußeren Lebensbedingungen auszubilden, zu gebrauchen, uns und unsere Art zu erhalten und entwickeln, unsere Gemeinwesen zu organisieren etc. Wir nennen diese selbständige Tätigkeit und ihre Erzeugnisse die Kultur und unterscheiden sie von der Natur. Aber da alle unsere Organe, Fähigkeiten, Grundbedürfnisse, Triebe etc. ursprünglich von der Natur stammen, so unterscheidet sich die Kultur von der Natur nicht in diesen, sondern darin, daß wir vielfach unsere Naturanlagen nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung und Leitung gemäß, sondern dieser widersprechend gebrauchen, ja mißleiten, mißbrauchen und unterdrücken.
So ist es der Natur unmöglich, durch Menschen und Völker ihr organisches Gesamtschöpfungswerk in Staaten richtig herzustellen. Also ist nicht etwa das Naturwesen auf menschlichem Entwicklungsgebiet gefallen, oder von der soliden Versorgung, Erhaltung, Fortsetzung und Vollendung seines Schöpfungswerkes abgekommen, sondern die Menschen und Völker sind in ihrem Lebens- und Entwicklungslauf vom Naturwesen abgefallen, haben sich der Stammkraftquelle, Bestimmung und Leitung des Schöpfungswerkes entzogen. Nicht die Natur hat bisher, wie Kant sagte, den Plan zu ihrem politischen Schöpfungswerk geheimgehalten, sondern die Menschen konnten ihn bisher wegen ihres Abfalles von der Naturleitung nicht erkennen und befolgen. Nicht die Natur stört und hemmt den Gang des organischen Weltgetriebes, bringt Krankheiten, Fehler, Mißbildungen, Mißtöne, Verderbungen, Mißbräuche aller Art in Gemein- wie Einzelorganisationen, sondern die Menschen durch ihre Kulturerzeugnisse und -eingriffe in das Schöpfungswerk. Die Menschen wollten in ihrer eingebildeten Kulturselbständigkeit die natürliche Ordnung und Gesetzgebung, die Regierung in der Schöpfung, in den Geschöpfen nicht gelten lassen; sie zerrissen daher die Zügel dieser Regierung, das geistig-seelisch-körperliche Band, das Gewebe der Natur am Webstuhl der Zeit, die Saiten des Naturinstrumentes zur Harmonisierung der Menschen, Völker und Staaten untereinander, wie mit den übrigen Geschöpfen, mit dem Schöpfer selbst. So ist die natürliche immanente Lenkung der menschlichen und völkischen Schicksale soweit aufgehoben, als sich ihr die Menschen entzogen.
Die N i ch t erk en n un g und -anerkennung der inneren

Weltregierung und -gesetzgebung oder des inneren Sonnensystems durch Menschen ändert jedoch nicht im geringsten seine Feststellung und Wirksamkeit an sich; ebenso wie das äußere Sonnensystem feststand und den Lebenslauf der Himmelskörper bestimmte, als sich die Menschen noch darüber ebenso wie jetzt noch über das innere Sonnensystem täuschten, ja vermutlich schon bevor die Planeten ihren geregelten Lauf um die Sonne annahmen. Durch diese Abweichung der Menschen von ihrer inneren Sonne wird deren Wirksamkeit nur umgestaltet und verlegt. Denn letztere erstreckt sich nicht nur auf beschränkte Zeiten, Gebiete und Einzelheiten, sondern auch auf die Ewigkeit und Gesamtheit, nicht nur auf diese bestehende, äußere, sondern auch auf jene, innere und zukünftige Welt. Kann das Naturwesen nicht durch menschliche Befolgung seiner Gesetzgebung oder richtige Anwendung seiner Naturanlagen positiv schöpferisch wohltätig und heilsam für die Menschen und Völker wirken, so wirkt es negativ, wie das übertretene Staatsgesetz, richtend, korrigierend und strafend; kann es durch Menschen keinen wirklichen Frühling in ihr organisches Leben bringen, so bringt es eben durch sie einen ewigen Winter dieses Lebens. Wir ernten in dieser wie in jener und zukünftigen Welt nur das, was wir und unsere Vorfahren durch Schöpfung oder Abfall vom Naturwesen, Befolgung oder Übertretung seiner Gesetzgebung gesäet haben.
Die Kulturmenschen und -völker sind offenbar nicht bewußt und absichtlich, sondern unter den sie auf allen ihren Lebensgebieten beherrschenden naturfeindlichen Kulturmächten von der Natur abgefallen. Man kann diese Mächte Wintergewalten nennen, insofern sie durch äußere, künstliche, mechanisch-geistige, -physische und -materielle (bürokratische, militärische, plutokratische u. a.) Zwangsformen und -mittel erkaltend, erstarrend und verödend auf das organische Gesamtleben der Menschen wirken, oder seine Naturanlagen zur Erleuchtung, Erwärmung und Schöpfung von innen heraus nicht aufkommen und entwickeln lassen. So sind unsere Völker und Staaten in einer unnatürlichen oder winterlichen Verfassung, weil sie noch von der Wintergewalt der Kriege, Kriegsrüstung und anderen, besonders innerpolitischen Gewalten beherrscht werden, welche sie hindern, sich ihrer natürlichen Bestimmung und Anlage gemäß zu betätigen, erhalten und entwickeln. So ist tatsächlich nach dem Bilde der Volksdichtung unter herrschenden Kulturwintergewalten das Naturwesen des Völkerfrühlings tief im Volksleben gebannt und gefesselt.
Zweifellos stützt sich diese Herrschaft auf Unterdrückung der Volksnatur. Nach dem „Fidelio" (auch der Barbarossasage) kann der Kulturpizarro nur so lange in der Oberwelt herrschen, als er den Naturflorestan in der Unterwelt bannt. Wenn das Urwesen, Gewissen nnd Herz, die innere Sonne des Volkes erwachen und auferstehen, mit seinen Hauptvertretern (Genies) in der Menschenwelt erleuchten, erwärmen, organisch schaffen, wenn die Ver-

fassung, Organisation und Regierung der Staaten nach dem kategorischen Imperativ als Staatsgesetz bestimmt werden könnte, dann ginge die trügerische Weltherrschaft der Kulturpizarros zu Ende. Also haben letztere das allergrößte Interesse daran, daß die Kulturmenschen und -Völker fortgesetzt von ihrem Naturwesen abfallen, im Winterzustand verharren.

Der Abfall der Menschen von der Natur war notwendig und unvermeidlich. Die Menschen mußten im bösen wie guten Sinne vollkommen frei werden, über alle ihre Kräfte und Vermögen selbst verfügen können, auch wenn sie durch den Gebrauch dieser Freiheit in die niederste Sklaverei verfielen. Sie mußten aus den ungeheueren Schadenwirkungen, Mißschicksalen, Krankheiten etc. aller sozialen und individuellen Art, welche sich aus diesem Abfall ergaben, denselben als denkbar schwerste Verirrung ihres Lebenslaufes gründlich erfahren und einsehen, um zukünftig um so sicherer sie vermeiden, um so besser und fester am Naturwesen festhalten, ihm die Zügel der Weltregierung überlassen zu können.

Demgemäß mußte, wie auch Kant fand, die Kulturkrankheit selbst znr Naturheilung führen, nämlich gerade dann und da, wo sie am schwersten, tiefsten und schmerzlichsten wirkt: bei den am stärksten natürlich veranlagten Menschen und Völkern, am gründlichsten erfahren und eingesehen werden, die Kräfte und Tätigkeiten zu ihrer Heilung aus der inneren Naturschöpferquelle hervortreiben, ja herausfordern. Daraus erklärt sich auch: daß Gentes, welche die größten Naturanlagen haben, also die innere Sonne am tiefsten erfassen und mit ihren Strahlen ausführen, auch am schwersten an der Kulturkrankheit leiden, sie aber eben deswegen am gründlichsten erfahren, einsehen und heilen können.

So ist der Prozeß der politischen Krankheit der Völker und Staaten zugleich ihr Heilprozeß. Die politische Krankheit der Menschen, Völker und Staaten entstand durch die sie von ihrer inneren Sonne abtreibenden Mächte des Völkerwinters, die auf allen Gebieten der Politik in der Welt herrschen. Durch äußerste politische Bedrückung und Erkrankung der Völker unter der Herrschaft der politischen Wintergewalten wird endlich die innere Sonne in ihnen da, w o sie am tiefsten und stärksten gefaßt und veranlagt ist, vorzüglich in seinen Genies, hervorgetrieben, um die Völker zur Überwindung jener Gewalten und der von ihnen verursachten politischen Krankheit oder Winterzustände, also zur politischen Befreiung, Auferstehung und Wiedergeburt, zur Schaffung einer natürlich gesunden Staats- und Staatenorganisation zu erleuchten, erwärmen, begaben, betreiben und leiten. So hatten wir im Iahre 1813 einen Heilprozeß des Völkerftühlings. Damals ist unter den schwersten

außerpolitischen Schicksalsschlägen und Notlagen im deutschen Volk, besonders unter seinen großen Männern und Geisteshelden, die innere Sonne durchgedrungen, wie Barbarossa aus dem unterirdischen Schlosse, um sein Befreiungs- und Wiedergeburtswerk auszuführen. Aber damals konnte der Prozeß des Völkerfrühlings oder der weltpolitischen Heilung nicht vollständig durchgeführt werden, weil innerpolitische Wintergewalten die Völker bald wieder beherrschten, von ihrer inneren Sonne abtrieben und in den Zustand politischer Erstarrung, Verblödung, Verödung ete. versetzten.

Der eigentliche Prozeß des Völkerfrühlings kann nur dann entstehen und in der Welt allgemein durchgeführt werden, wenn in und unter den Völkern und Staaten, vorzüglich durch ihre Genies, die innere Sonne vollständig erfaßt, mit ihrem Natursystem als Zentrale der Versorgung, Erhaltung und Entwicklung, des Lebenslaufes und der inneren Weltregierung der Völker, ebenso wie die äußere Sonne mit ihrem System als Zentrale für den Lauf der Planeten u. a. Himmelskörper, unerschütterlich festgestellt wird. Denn dann kann durch die Genies als Hauptfasser und Ausführer dieser Sonne ein immanenterHort oder eine politische Zentrale derselben gebildet werden, mit der alle ihrer Sonne am nächsten stehenden, oder von ihr innerlich angezogenen, erwärmten und begabten Menschen, Völker und Staaten sich zusammenfinden, fassen, passen, verständigen, einigen, ergänzen, kurz zu einerpolitischen Großmacht zusammenschließen, um die von dieser Sonne abtreibenden Völker und Staaten, welche zusammen die politische Wintermacht bilden, entschieden und endgültig zu besiegen und so die naturpolitische Macht der Weltregierung zu behaupten. Nur diese Großmacht kann den Prozeß des Völkerfrühlings durch siegreichen Kampf der von ihrer Sonne erfaßten, verschmolzenen, betriebenen und geleiteten Völker und Staaten gegenüber den ihr feindlichen politischen Wintergewalten vollständig durchführen.

Also ergeben sich auch im Prozeß des Völker- wie Erdfrühlings Kämpfe, Stürme und Unwetter. Und da bei diesen Kämpfen und ihren Umwälzungen eine alte weltbeherrschende Macht sinkt und eine neue sich erhebt, ein alter Zug und Strom der Zeit abläuft und ein neuer anläuft, so sind die Zeiten dieser Umwälzungen auch Übergangs- und Wendeperioden.

In solchen Zeitperioden muß das Weltgericht der Weltgeschichte, welches die Entscheidung der Völkerfrühlingskämpfe herbeiführt, als ausführende Macht offen und unmittelbar unter den Völkern und Staaten auftreten, während es, so lange die natürliche Weltregierung von Menschen

und Völkern nicht er- und anerkannt und nicht herangezogen wird, nur innerlich verborgen mehr transzendent richtend und korrigierend wirkt.

Damit glaube ich erwiesen zu haben, daß der Völkerfrühling kein bloß mythisches Idealbild, sondern ein wirklicher Naturvorgang ist, der sich mit derselben ehernen Naturnotwendigkeit und Gesetzlichkeit wie der des Erdfrühlings vollzieht. Nun fragt es sich weiter: warum und wie die Menschen, Völker und Staaten von ihrem Naturwesen abfielen, in einer so unermeßlich langen Winterperiode verharrten, oder ihren Frühling, die innere Sonne, immer nur episodisch kurze Zeit auftreten ließen; wie die innere politische Naturzentrale in und unter Völkern und Staaten als Are ihres organischen Lebenslaufes und -wandels, ähnlich wie die äußere Sonnenzentrale als Are des Laufes der Planeten etc., ent- und besteht; wie sich nach dieser Zentrale in Kampf und Sieg der ihr anhängenden gegenüber den ihr feindlichen Völkern und Staaten der Naturprozeß der organischen Umwälzungen und Neubildungen des Völkerfriihlings entwickelt und gestaltet. Über diese Fragen gedenke ich noch weitere Ausführungen zu bringen.

Hilde Grafin Schlippenbach:

Die moderne Kunst im Verhältnis zu ihrer Zeit.

Ereignisse und Wirkungen aus den Ursachen und inneren Zusammenhängen ihrer jeweiligen Epoche heraus zu deuten, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Kunst- und Geschichtsforschung. Diese Aufgabe ist naturgemäß wesentlich erleichtert, wenn es sich um eine abgeschlossen hinter uns liegende Epoche handelt, die wir von einer gewissen Distanz aus zu prüfen und zu überblicken vermögen. Den Staatsmann, den Gelehrten, den Künstler lernt nach alter Erfahrung häufig erst die Nachwelt als das schätzen, was er wirklich war, weil wir uns eben zu einer objektiven, umfassenden Beurteilung großer Taten, großer Errungenschaften, großer Kunstwerke erst durchzuringen vermögen, wenn sie in sich abgeschlossen, im vollen Umfang ihrer erzieherischen Wirkungen auf die Geschlechter vor uns stehen. Denn die vitalste Kraft großen Geschehens ist eine nachwirkende. Die größten Pfadfinder der Menschheit pflegen Wege zu gehen, auf denen ihre eigene Zeit ihnen noch nicht zu folgen vermag. Oder im Gegenteil, die Mitwelt überschätzt maßlos, was vor dem Kriterium der Nachwelt wie eine schimmernde, hohle Seifenblase zerstieben muß!

Wenn wir es daher versuchen wollen, uns in ein persönliches Verhältnis zur Kunst unserer Zeit zu setzen, so vermögen wir es eben nur als Kinder dieser Zeit, aus den Gesetzen ihrer Erscheinungsformen, ihrer Lebensverhältnisse, ihrer

Daseinsbedingungen heraus. Das eigentliche Fazit werden andere Generationen ziehen, und werden unser künstlerisches Schaffen besser als es uns vergönnt war, in seinen Größen, Fehlern und Schönheitsbegriffen zu verstehen und auf seinen Wert oder Unwert hin zu prüfen vermögen.

Zwei scheinbar schwer zu vereinigende Richtlinien sind es, auf welchen der moderne Mensch sich vorwärtsbewegt; sie geben zugleich der Kunst unserer Zeit ihr charakteristisches Gepräge. Vor allem ist der Mensch von heute Nützlich-keitssucher. Er ist ein rastloser Arbeiter, ein Erraffer nicht nur von Geld und Geldeswert, sondern auch von Wissenschaft und Technik. Unermüdlich ist sein Vorwärtshasten, fieberhaft sein Forschen. Er durchwühlt die Eingeweide der Natur und entreißt ihr ihre tiefsten Geheimnisse; er erobert das Weltall mit schwindelnden Berechnungen, er erforscht alle Gesetze des organischen und an-organischen Lebens, er tut Pionierarbeit auf allen Gebieten. Ein ernster Arbeiter, hat er Tändelei, Süßlichkeit und Sentimentalität von sich abgetan; seine Welt-anschauung ist klar, nüchtern, illusionslos. Er fühlt sich allein auf eigene Kraft angewiesen und weiß, daß er in dem großen Kampf des Vorwärtsdringens nur Hammer oder Amboß, Sieger oder Besiegter sein kann. Und wo der Schmerz, der uralte, sich in ihm regen will, beißt er die Zähne zusammen und sucht aus dem ewigen Wirbel von Geburt und Tod, aus der Wirrnis ungelöster Fragen, vermorschter Überzeugungen und neuer Wahrheiten mit kraftvoller Hand die Lösung und das Ziel in sich selbst. Naturgemäß können und dürfen ihm Kunst und Schönheit nicht mehr, wie in den Epochen ihrer höchsten Blütezeit, den höchsten Lebensinhalt bedeuten. Er kniet nicht mehr vor ihrem Thron und betet nicht mehr in ihren Tempeln an. Die Kunst hat den Königshermelin abgelegt, ist von ihrer unnahbaren Höhe herabgestiegen und mußte lernen, sich ihrer Zeit dienstbar zu machen, anstatt sie zu beherrschen. Sie ist der Feierabend des neuen Arbeitsmenschen geworden und assimiliert sich selbst seinem Alltag mehr als zu jeder anderen Epoche. Der Künstler von heute, als echtes Kind seiner Zeit, hat es gelernt, sein Können in den Dienst praktischer Lebenskunst zu stellen und die tiefe Kluft zu überbrücken, die ihn früher von der übrigen Welt trennte.

Die erdentrückten Motive einer gläubigeren Zeit fehlen ihm. Der trunkene Schönheitskult von einst vermag uns wohl heute mehr denn je zu staunender Bewunderung hinzureißen, aber seine Nachahmung hat sich überlebt, die Grazie des Rokoko sich bis zur Übelkeit erschöpft. Das Charakteristische steht in unsrem Zeitalter des Individualismus höher im Kurs, als das schlechthin Schöne. Die logische, kühle Klarheit modernen Denkens, die Ablehnung jeglicher bilderreichen Phrase in Wort und Schrift finden durch die Kunst ihren sprechenden Ausdruck in der nüchternen Helle des riein air, in der schmucklos realistischen Wiedergabe alltäglicher Vorgänge, bis zur Trivialität herab. Selbst wo sie sich übersinnlichen Motiven zuwendet, bleibt sie kühl und kritisch. Ihr fehlt die gläubige Naivität der großen Kunstepochen, das dämonische Muß, der gewaltige Elan.

Ihr Pathos beruht in einer kräftigen, aber oberflächlichen Gesamtwirkung, die das Sezieren und Detaillieren verbietet. Sie ist mehr als in jeder anderen Epoche der Ausdruck persönlichster Stimmung, künstlerischer Laune, häufig künstlerischer Unart, weil sie eine Versuchskunst ist, der die maßvolle Einheit, die bewußte Zielsicherheit fehlt. Dem demokratisierenden Zug der Zeit folgend, hat sie sich vielfach der Industrie und des Handwerks bemächtigt, und in inniger Verschmelzung mit ihnen wurde eine Kunst geschaffen, welche die künstlerische Form und Linie, Flächen- und Farbenwirkung auf alle, auch auf die bescheidensten Geräte des täglichen Lebens übertrug. Diese Kunst ist Volkserziehmittel und Volkseigentum im besten Sinne des Wortes geworden und als hoher Bildungsfaktor wahrlich nicht zu unterschätzen.
Unsere Zeit ist eine wundersam vielgestaltige und umgestaltende — aber sie ist keine Zeit, die dem Genie Boden und Nahrung gibt. Unsere Entwicklung ist eine Entwicklung der Masse. Die Wissenschaft ist bestrebt, nicht mehr Eigentum der Wenigen, sondern populär zu sein, wie die Kunst, deren teilweise Umgestaltung in eine Volkskunst sich gleichzeitig mit der Entwertung des Handwerks und dem Aufblühen der Industrie vollzog.
Wie sie aber einerseits sucht, sich dem Verständnis der großen Menge und den Bedürfnissen ihrer nüchternen, praktischen Arbeitsamkeit anzupassen, so spiegelt sie andrerseits den Schmerz des tiefgründigeren modernen Menschen um verlorene Ideale, für die ihm noch kein Ersatz geboten wurde, sein Ringen um eine weniger reale Weltanschauung, um neue geistige Werte, sein Suchen und Tasten nach festem Halt innerhalb des gewaltigen Vorwärtsschiebens dieser Zeit der Vielen, der die Wenigen, die Stillen, die Feinen oft nicht mehr gewachsen sind. Denn wir sind heute wohl reifer in Lebenserkenntnis, stärker im sittlichen Empfinden, tiefer im Wissen geworden, aber wir tragen damit auch schwerer und bewußter unsern Anteil am großen Menschheitsleid. Wir glauben höhere Glücksmöglichkeiten gefunden zu haben und sind doch im Grunde nur zu sehr Erkennende und zu früh Resignierte geworden. Darum mag es sein, daß auch unserer Kunst, soweit sie jener zweiten Richtlinie angehört, die abgeklärte Heiterkeit und Anmut fehlt, die das Charakteristikum der großen Renaissanceepoche war. In jener Zeit lebte sich das Leben in der Knnst desto köstlicher aus, je unsicherer die äußere Lebensführung war, je heftiger die Welt von Krieg und Zwietracht erschüttert wurde. Im Zeitalter des Dolches, des Brudermordes, des Giftbechers mußte nach unwandelbaren Gesetzen die Lebenslust höher aufschäumen, die künstlerische Schaffenskraft sich steigern, das Genie seine höchste Entfaltung feiern.
In unserer Epoche äußerlich ruhigen, gesicherten Bürgertums, in diesem Zeitalter aller praktischen Lebenserleichterungen und Verfeinerungen wurde die Unruhe des Kampfes, der Zwiespalt und der Zweifel naturgemäß auf das innere Leben übertragen. So bemächtigte sich auch der Kunst eine neue Ethik, die Gewissen wurden zu einer neuen Sittlichkeit wachgeriittelt. Der aus der Wert-

steigerung des arbeitenden Menschenmaterials erzeugte Klassenhaß, die unlogischen Gegensätzlichkeiten in unserer Gesellschaftsmoral, die uns heute kraß wie noch nie ins Gesicht starren, förderten künstlerische Probleme zutage, die im Grunde vollkommen unkünstlerisch sind, und vor welchen die großen Schönheitskünder früherer Zeiten, die es selbst verstanden, eine Kreuzigung zu friedvoller Anmut zu verklären, sich schaudernd abgewandt hätten. Denn gewiß ist es kein Zufall, daß gerade unsere besten Könner so häufig Armut, Schmutz und Elend in vielfach derbster Realistik zum Motiv wählen, daß von den Bühnen der Notschrei der Unfreien, unter dem Ioch doppelter Moral, gesellschaftlicher Heuchelei, seelischen Zwiespalts Seufzenden herabklingt, daß die Literatur durchsetzt ist von den gleichen Problemen geistigen Ringens und tiefgehender Lebenshemmungen. Nicht allen genügt der Gott der Arbeit, der der Gott unserer Zeit ist. Es mag sein, daß sein Evangelium schließlich auch nur ein Narkotikum ist. Daher vielleicht die zweite, seltsame Welt, die der innerlich unbefriedigte Künstler sich zu schaffen begann, eine Welt des Sichverlierens in mystische Vorgänge, kaum noch zu plastischen Vorstellungen geformter Stimmungen — ein Zurückgehen auf die letzten Daseinsprobleme, ein Schwelgen in weltentrückten sehnsuchterfüllten Farbenphantastereien, die, im schroffsten Gegensatz zu der überrealistischen und zu der frischen, lebensheiteren, angewandten Kunst, dennoch mindestens ebenso innerlich begreiflich aus unserer Zeit herauswuchsen. Denn wahrlich, nicht ohne Schmerz vollzieht sich die Umwertung aller Werte. Unsere Seelen irren heute heimatlos in einem noch unentwirrten Chaos, weil zu vieles auf sie einstürmt, was vielleicht künftige Generationen zu ruhiger Klärung verarbeitet haben werden — und heimatloser noch irrt die Künstlerseele, die sensitiver, reizbarer wie die des Alltagsmenschen, doppelt und dreifach unter den mächtigen Schwingungen aufgerührter und ungelöster Weltprobleme erzittert und nach neuen, primitiven Anfängen sucht, weil sie vor allem empfindet, daß das Alte ausgelebt ist wie noch nie und das Neue sich nicht wieder aus einer gänzlich umgestalteten Entwicklung zurückformen läßt. Das Genie vermag es, seiner Zeit weit vorauszueilen und sie in kopfschüttelndem Nichtverstehen hinter sich zurückzulassen, aber auch das größte Genie wird es niemals vermögen, das Blut von Generationen verleugnend, sich zurückzuleben und umzuprägen in Geist und Form einer Ver« gangenheit, die unter anderen Lebensbedingungen andere Kraftentwicklung erzeugen mußte. Darum ist die vielgehörte Klage töricht, daß unsere Künstler es nicht mehr vermögen, wie die Alten zu sehen und zu bilden — nicht weniger töricht, als wenn wir darüber klagen wollten, daß uns die ritterliche Poesie des Mittelalters oder der Glaube an die Götter Griechenlands verloren ging.

Der Künstler ist den Gesetzen seiner Zeit unterworfen wie wir alle — vielleicht mehr noch, weil er seine Zeit intuitiv stärker empfindet.

Jene Kunst aber, die in ihrer einfachen Größe uns heute noch zu andächtiger Bewunderung hinreißt, war der Ausfluß einer naiveren, unbewußteren Lebens-

empfindung, einer leichteren und zweifelfreieren Lebensbejahung, die für uns Kinder von heute unwiederbringlich verloren ist.
Das braucht ganz gewiß nicht zu bedeuten, daß wir damit der Offenbarung wahrer Kunst für ewig verlustig gingen. Ob wir heute auf geistigem und künstlerischem Gebiet mehr denn je Suchende sind, vielleicht nur Brückenbauer zu jener Entwicklungsreife hinüber, in der unsere tastenden Versuche, zweifelfrei und formvollendet, sich zu einer neuen, harmonischen Einheit enträtselt haben werden — oder ob unsere Kultur, dem Untergang nahe — von neuen Kulturen verschlungen werden wird, eine Wahrheit, eine Erkenntnis muß die Rückschau auf die bisherige Weltentwicklung in uns erzeugen: der künstlerische Gedanke, unveränderlich und unvergänglich, wird, ob Welten verschlungen und wiedergeboren werden, fruchtbar über den Wassern der Ewigkeit schweben und unverloren bleiben, in welcher Ausdrucksform er sich auch von Iahrhundert zu Iahrhundert durch seine Verkünder offenbart.
Sind wir Verzweifelnde oder sind wir beginnende Sieger? Ist die Morgenröte eines neuen Aufschwungs hereingebrochen, oder sind wir nur unglückliche Betäubte, die mit der Verfeinerung ihrer Kultur und ihrer Nerven die Lebensschmerzen bis zur Unerträglichkeit auskostend, schließlich an sich selbst und ihrer überbürdung mit den steigenden Komplikationen unserer Daseinsbedürfnisse bankerott werden müssen?
Ist das charakteristische Zurückgreifen unserer Kunst auf die einfachste und primitivste Form, ihr herber, oft bitterer Realismus, ihre Illusionslosigkeit und ihr Sehnsuchtsschrei unbewußte Sehertat, das Vorausahnen einer neuen Menschheitsverjüngung im Zeichen eiserner Arbeitserziehung — oder ist sie nur die verzweifelte Abwehr der feiner empfindenden Künstlerseele gegen das unvermeidliche Schicksal, das sich von Weltepoche zu Weltepoche an dem sich selbst verzehrenden Moloch Menschheit vollzieht?
Nicht uns Menschen von heute ist es beschieden, diese Fragen zu lösen, in die wir selbst unlösbar verstrickt sind. Für unser Arbeiten, Denken und künstlerisches Schaffen gilt nur das Vorwärts, zu dem ein unentrinnbares Schicksal uns anspornt — selbst wenn wir das Ziel nicht wissen, das heute noch in Nebel und Nacht liegt.

Ol. Felix Freudenthal:
Zum Besuch der Parsisalvorstellungen.
Iuristische Plauderei.
Bald nachdem das letzte unsterbliche Werk Wagners im Berliner Opernhause zum erstenmal aufgeführt war, lernte ich in geselligem Kreise eine ganz interessante waschechte Spreeathenerin kennen, die — für die anwesenden zahlreichen Nibelungenschwärmerinnen ein blaues Wunder — noch nie in Bayreuth gewesen war.
„Sie haben also auch noch nie den Parsifal gehört? Sie Ärmste," meinte eine mit Brillanten übersäte, stark dekolletierte Kommerzienrätin, sie etwas kühl durch ihre Lorgnette betrachtend.
„Ich mache durchaus nicht auf Ihr Mitleid Anspruch, gnädige Frau," versetzte die so Angeredete, „gibt es doch eine ganze Anzahl Wagnerenthusiasten, die sich für seine dramatische Musik nur begeistern, weil es mal zum guten Ton gehört. Mir ist eine Operette von Offenbach oder Strauß mindestens ebensolieb."
Darüber geriet die dicke Kommerzienrätin ganz außer sich.
„Wenn Sie etwa glauben, meine Liebe, daß i ch von des Meisters Werken nichts verstehe, so irren Sie sich. Ich habe den Lohengrin fünfmal, Tristan sogar sechsmal, die übrigen Opern mindestens dreimal gehört, bin Mitglied von verschiedenen Wagnervereinen und habe mir besondere Vorlesungen über das Musikdrama halten lassen, die mich eine Menge Geld gekostet."
„Und Sie sind trotzdem noch ganz gesund geblieben?" bemerkte mit maliziösem Augenaufschlag die schlanke Blondine.
Ietzt wäre es fast zu einer stark unparlamentarischen Diskussion gekommen, wenn nicht zum Glück eine dritte, auffallend einfach gekleidete ältere Dame sich in die Unterhaltung gemischt hätte.
„Ich verstehe ja auch nicht viel von dieser eigenartigen Musik," versicherte sie treuherzig, „und ich kann mir eine Oper ohne richtige Melodien gar nicht recht denken. Da aber jetzt alle Welt vom Parsifal spricht, kam ich mit meinem Mann überein, er solle sich in der Oper einen Parkettplatz besorgen und den ersten Akt anhören, mir aber die beiden anderen Akte überlassen. Das Stück wäre für einen Menschen doch zu lang und unsere Börse sei nicht reich genug, um das Geld für zwei Plätze erschwingen zu können, fügte ich hinzu."
„Und das haben Sie wirklich fertig bekommen," fuhr die leicht in Wallung geratende Kommerzienrätin auf. „Wie man den Parsifal, die Lebensarbeit eines erst jetzt vollgewürdigten Genies, nur stückweise genießen kann, ist mir völlig unbegreiflich. Hier gehört doch geschichtlich, szenisch und musikalisch alles notwendig zusammen, und es bedeutet geradezu eine Entheiligung der religiösen

Kunst, des schnöden Mammons wegen ein derartiges Bühnenweihfestspiel gewissermaßen in Parzellen zu zerlegen."
Die so angehauchte alte Dame konnte zunächst vor Ärger kein Wort erwidern.
Die kleine Pause benutzte jetzt die mir sehr sympathische, etwas urwüchsige Berlinerin, um ihre Ansicht zu äußern. „Mich interessiert bei der ganzen Angelegenheit," begann sie halb im Scherz, „ob es überhaupt gestattet ist, daß eine und dieselbe Eintrittskarte von zwei oder mehreren Personen benutzt werden darf und ob nicht der Generalintendant, ohne Rücksicht auf den durch Mitleid wissenden reinen Tor, gegen den zweiten Besucher von seinem Hausrecht Gebrauch machen kann."
Ietzt hatte die in ihrer altmodischen Toilette etwas eigenartig wirkende Frau endlich die Sprache wiedergefunden. Sie legte nicht schlecht los. „Erlauben Sie mal, Verehrteste," zischte sie den anderen ins Gesicht, „wir sind anständige Leute, und mein Mann weiß als Geheimer Rechnungsrat a. D. und als christlicher Steuerzahler (das christliche betonte sie ganz besonders der Kommerzienrätin gegenüber) durchaus, was sich schickt. Wir wissen, was gestattet und verboten ist. Und können wir schließlich dafür, daß unsere Pension nicht groß genug ist, um beide gleichzeitig ins Theater zu gehen? Auf der Galerie dürfen wir doch nicht sitzen, das wäre unter unserem Stand. Und der Königlichen Bühne kann es ganz egal sein," fuhr sie ohne Unterbrechung fort, „wer die Billetts benutzt und ob, wenn der erste Besucher mitten im Akt erkrankt oder als Arzt zu seiner einem frohen Familienereignis entgegensehenden Frau ganz plötzlich nach Hause gerufen wird, alsdann eine andere Person mit seiner Zustimmung den Platz einnimmt."
Die beiden Zuhörerinnen wandten sich nun an mich, der ich unglücklicherweise Iurist bin, und fragten, wie ich über den Fall denke.
Zufällig hatte ich einige Tage vorher die einschlägigen Vorschriften des V. G. B. durchgelesen und fühlte mich außerordentlich befriedigt, jetzt meine Weisheit an den Markt bringen zu können.
„Ia, meine Damen," begann ich, „auf Unfehlbarkeit mache ist am allerwenigsten Anspruch, und ich gestehe von vorneherein, daß andere Rechtsbeflissene vielleicht entgegengesetzter Ansicht sein können. Doch ich will Ihnen meine Auffassung nicht vorenthalten. Nur machen Sie sich auf einen etwas längeren Vortrag gefaßt. Unter Theaterbilletts verstehe ich im allgemeinen Privaturkunden, die das in ihnen verbriefte Recht, einer bestimmten Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen, in der Regel auf einem bestimmten Platz, beiwohnen zu dürfen, erst zur Entstehung bringen, ohne daß der Erwerb des Billetts gerade ein entgeltlicher zu sein braucht. Werden diese Eintrittskarten auf Namen ausgestellt, so ist es ja ohne weiteres klar, daß sie ohne Zustimmung des Ausstellers von keiner anderen Person benutzt werden dürfen als von jener, auf deren Namen sie lauten.

Zuwiderhandlungen können für alle Beteiligten nicht bloß vermögensrechtliche Nachteile, sondern sogar Anklagen wegen Betrugs zur Folge haben.

In ihrer Mehrzahl sind derartige Eintrittskarten aber einfache Inhaberzeichen. Sie können freilich nicht zur Kategorie der fast immer auf eine Geldleistung gerichteten Inhaberwertpapiere gerechnet werden, so wertvoll und kostspielig zuweilen auch ein Opern- oder Schauspielbillett sein mag. Es handelt sich hier eben um Kunst leistungen, die in kurzer Zeit erfüllt zu werden pflegen; die Urkunden hierüber sind keineswegs für den Umlauf bestimmt. Der Gegenstand der Darbietung ist ebenso wie der Aussteller selbst meist nur unvollkommen aus der Karte erkennbar. Ihr bloßer Inhaber gilt als verfügungsberechtigt, bis ihm der Mangel dieses Verfügungsrechts nachgewiesen wird. Also der Dieb, der dem Besitzer das Billett entwendet, die Person, die ein Parkettbillett zum Parsifal auf der Straße findet und an sich nimmt, der Dienstmann, der im Auftrage und für Rechnung eines Dritten an der Kasse das wichtige kleine Papier in Empfang nimmt und es unterschlägt, sie alle dürfen von dem sich ordnungsmäßig legitimierenden Berechtigten zur Herausgabe der Karte gezwungen und von der Benutzung des Platzes ausgeschlossen werden. Das gleiche Schicksal teilt der dritte Erwerber des Parsifalbilletts, wenn er bei dessen Erwerb nicht im guten Glauben ist, das heißt wenn ihm bei der Übergabe der Urkunde bekannt oder nur infolge grober Fahrlässigkeit unbekannt ist, daß sie nicht dem Veräußerer gehört. Der Berechtigte kann sich dabei polizeilicher, gerichtlicher (einstweilige Verfügung und Beschlagnahme), unter Umständen sogar der Selbsthilfe bedienen.

Wir kommen jetzt zu der Hauptfrage, ob, wenn nicht eine ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der die namenlosen Billetts ausstellenden Verwaltung vorliegt, der Inhaber durch bloße Übergabe sein in der Eintrittskarte verbrieftes Recht auf Dritte übertragen kann.

Vor Beginn der eigenen Benutzung scheint dies durchaus angängig zu sein, es sei denn, daß auf der Karte oder durch besondere jeden Zweifel ausschließende Mitteilung ein ausdrückliches Verbot ergangen und ausgesprochen ist.

Das Rechtsgeschäft der Übertragung, ob unentgeltlich (Schenkung) oder gegen Entgelt (Kauf, Tausch etc.), spielt dabei keine Rolle.

Ganz anders liegt die Sache nach Beginn der Erfüllung. — Ist der berechtigte Inhaber erschienen, hat er seinen Platz eingenommen und die ihm verheißene Leistung, hier das Vorspiel zum Parsifal, hat begonnen, so bleibt er der allein Berechtigte bis zum Schluß und ihm fehlt jede Befugnis, an seiner Stelle einen Nachfolger zuzulassen.

Es würde entschieden gegen die Verkehrssitte und gegen den Grundsatz von Treu und Glauben verstoßen, wenn nach der ersten oder zweiten Pause ein einmaliger oder mehrfacher Austausch der sagen wir mal „Kunstgenußgläubiger" stattfinden dürfte. Solch schon an sich unerwünschter und unvorhergesehener

Wechsel der Zuhörerschaft könnte zu den bedenklichsten Folgen nicht bloß in bezug auf etwaige Gesellschaftsfähigkeit, Verständnis und Anpassungsmöglichkeit der Neuerscheinenden führen. Er entspräche auch in keiner Weise den Zwecken und Zielen der Autoren und Darsteller, gar nicht zu reden von den schweren ökonomischen Nachteilen, die eine durch die Doppelbenutzung des einen Platzes herbeigeführte geringere Kasseneinnahme — kalkuliert doch jede solide Direktion mit dem möglichst zahlreichen Besuch von identischen Zuhörern und Zuschauern für die als eine Einheit anzusehende Vorführung — der finanziellen Grundlage eines Kunstinstituts und seiner Angehörigen bereiten würde.
Denn nur mit diesem natürlichen Lauf der Dinge, nicht mit der erzeptionellen Tatsache können wir rechnen, daß es manchen Theater- und Konzertleitungen daran liegt, unter allen Umständen ein volles Haus zu haben, wie dies durch Ausgabe von Freibilletts oder sonst auf irgend eine Weise, wie zum Beispiel durch mehrfache Benutzung derselben Karte, mühselig erreicht zu werden pflegt. Ie gesuchter und begehrter ein künstlerisches oder geselliges Unternehmen sich in den Augen des Publikums darstellt, mag es sich um ein Drama oder eine Vorlesung, ein Ballett oder ein Wohltätigkeitsfest, eine Musikaufführung oder eine Oper handeln, umsomehr gewinnt das die Pforten des erwarteten Genusses öffnende Papier an Bedeutung und um so strenger muß verhütet werden, daß dieselbe Karte nicht durch verwerfliche Manipulationen von weiteren Personen als der bereits zugelassenen mißbraucht wird. Geschieht dies dennoch, so dürfen die Beteiligten sich nicht wundern, wenn ihre Handlungsweise die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann. Unberechtigte Besucher können hinausgewiesen werden, zivilrechtliche Ersatzansprüche sind durchaus nicht ausgeschlossen und schließlich kann je nach Lage der Sache sogar der Staatsanwalt für den Fall Interesse haben, wenn die Kriterien des Betrugs, des Hausfriedensbruchs oder sonstiger Paragraphen des Strafgesetzbuches vorliegen.
Also meine Damen, ich warne entschieden davor, im Parsifal —" Da blieben mir vor Entrüstung die Worte im Munde stecken: denn die Kommerzienrätin sowohl, wie die beiden anderen Beteiligten waren während meiner Ausführungen sanft eingeschlummert und erst ein kräftiges Aufhusten meinerseits führte sie in die Gegenwart und zur weiteren Erfüllung ihrer konventionellen Gesellschaftspflichten zurück.

Bettina Fries:

Zum Mythengehalt des indischen Dramas.

Im indischen Drama häufen sich in überquellender Farbenpracht und Schönheit Bilder und Vergleiche, in denen sich die tropische Phantasie des indischen Volkes widerspiegelt. In einer überschwenglichen Sprache, die reich ist an rhetorischem Schmuck, werden heiße Mondnächte geschildert, in denen die Lotosblume und der Schwan die Stille der Palmengärten beleben. Hier wird der Mond nicht nur zu unzähligen Vergleichen herangezogen, er ist hier auch Beschützer der Tugend sowie Erzeuger der Heilkraft. Nach den jeweiligen Mondphasen berechnet man den etwaigen Fort- oder Rückgang seiner Unternehmungen; für unheilbringend gilt der Vollmondstag.

Unzählige abergläubische Vorstellungen knüpfen sich an die Mondverehrung und den ihm gewidmeten Opferdienst. Von Mondahnen ist die Rede, ja ein ganzes Geschlecht rühmt sich der Abstammung vom Monde. Ietzt haben eine Reihe von Gelehrten, besonders Ernst Siecke, die Bedeutung des Mondes für die Mythenerklärung nachgewiesen, und so ist es vielleicht angezeigt, das indische Drama einmal auf diese Monderwähnungen hin von astralmythologischem Standpunkt aus zu betrachten. Grundlegend und erschöpfend kann ein solches Studium nur sein, wenn es auf umfassender Kenntnis der Sanskritterte beruht. Hier sei der vorläufige Versuch gewagt, aus modernen Übersetzungen einer Anzahl von indischen Dramen dem oben angedeuteten Ziele näher zu kommen.

In seinem Buch: „Götterattribute und sogenannte Symbole" (Iena 1909) p. 151, behauptet Siecke, daß Aphrodite, deren Sinnbild, der goldene Apfel am Weltenbaum, den Vollmond bedeutet, in zwei Formen abgebildet wurde, also das Kaninchen wie auch: die Blume, Granatblüte, Apfelzweig, Schale, Stephanos, Muschel, Gans, Taube, Schwan, Widder, Ziegenbock, Hase, Schildkröte nicht als beigegebene Symbole, sondern auch als Sinnbilder der Aphrodite anzusehen seien.

Im Karpura-Maujari des Rajacekhava weist nun folgende Stelle auf das Kaninchen hin:

Ich kann den Mond herunterbringen
Und dir sein rundes Kaninchengesicht zeigen.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Der Hindu sieht nicht einen „Mann im Mond", sondern ein Kaninchen, oder eine schwarze Antilope. Vielleicht ist auch die Antilope heranzuziehen. Im Gita-Govinda des Iajadeva heißt es S. 25:

gleich der Gestalt der schwarzen Antilope an dem Monde.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Die Inder wähnen in dem Vollmonde eine schwarze Antilope zu erblicken. Im Karpura-Maujari heißt es:

O gefleckte Antilope, warum wanderst du
sorglos, so nahe dieser Schönheit.

Zu dem oben angeführten Sinnbild des Schwanes läßt sich wohl folgende Stelle aus Cüdrakas Vasantasön^ anführen (p. 94):

Schwäne, die aussehen wi« Mondstrahlen in Garbenform.

„Taygete" ist nach dem Sinn der Verwandlungsgeschichte die vom Sonnenjäger gefangene, goldgehörnte Hindin. Vergleiche Chupala, Magha's Tod:

Der Mond, der das Reh auf den Schoß nimmt, heißt rehbefleckt.

Ferner:

Die auf seinem Rücken Weilenden sehen von dem Monde, dessen Gestalt durch das auf seinem Schoße sitzende Reh entstellt wird, den abgewandten Teil, dessen Strahlennetz durch das Verschwinden der Flecken noch dichter ist.

Ebenda:

brachte zum Aufblühen der Rehträger, wiederholt sie berührend mit
seinem ersten Strahle.

Der Drache (d. h. die Schlange) ist recht eigentlich ein Mondtier. Der Drache, die Schlange und der Elefant spielen im Indischen auch eine Rolle in bezug auf den Mond. Gita-Govinda:

und ihre Augen sind ähnlich verfinsterten Monden, die herabfallen lassen
ihren gesammelten Göttertrank, verursacht durch den Jahn des wütenden Drachen.

Dazu bemerkt der Übersetzer: Der unter die Sterne versetzte Riese Rahu hegt unversöhnlichen Haß und ewige Feindschaft gegen die Sonne und den Mond. Zuweilen nähert er sich, sie anzugreifen; dann saugt er die Strahlen ihres Lichtes auf und es entstehen die Finsternisse. — Es handelt sich auch im folgenden in der Hauptsache um den Zahn resp. Hauer der Tiere.

In VasantassnZ, sagt Tscharudatta:

der Mond eilt, der Dunkelheit Platz zu machen, seinem Untergange zu.
Kaum ragt noch die äußerste Spitze hervor, vergleichbar dem spitzigen Zahn, der einzig noch sichtbar ist, wenn der Waldelefant sich in die Fluten taucht.

Hierzu einiges aus dem Mudrarakschasa des Visakhadatta (oder des Kanzlers Siegelring).

eine Zier,
Zwei aufgegangnen Mondessicheln gleich,
Sind ihm die Hauer, wie die Finsternis,
Die dichte, in der Nacht des Untergangs
Der Welt von zwei Mondsicheln wird geziert,
Die Rahu übrig läßt, wenn er die Monde
Verschlingt

Hierzu folgende Bemerkung des Übersetzers: Ein bloß aus einem Kopf bestehender Dämon, der gelegentlich Sonne und Mond verschlingt und dadurch Sonnen- und Mondfinsternisse bewirkt.

Und: und reißt
Ihm aus dem weit entsperrten Maul den Zahn,
Den funkelnden, der wie die Mondessichel
Zur Zeit der Dämm'rung von der Röte prangt
Des Elefantenbluts, das er genoß!
„Rähu wurde von Sonne und Mond dem Sonnengott Vishnu verraten, weil er von dem Unsterblichkeitstrank getrunken. Vishnu trennt ihm dafür das Haupt vom Rumpf, worauf beide Teile zum Himmel fliegen und dort fortleben. Der unsterblich gewordene Kopf rächt sich nun an Sonne und Mond, indem er sie zu Zeiten verschlingt, wodurch Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen" (Stecke).
Für diese Annahme findet man in der indischen Literatur manche Bestätigung, so im Bhatti-Mvya, 18. Gesang:
SvarblKnur speit die gepackte Sonne wieder aus, wenn er Nahrung bekommen: wer aber von Räma gepackt wurde, der gelangt nimmer zum Heil.
Dazu bemerkt der Übersetzer: Svarbhanur wird gewöhnlich Rähu genannt.
Vasantassnä:
Ach, dieser Mann, dieser Mond mit reinem Lichte, er wird vom Rähu verschlungen.
S. 89:
will ihn befreien wie die Mondesscheibe aus dem Rachen des Rähu.
Maghas Tod des Ctzupala:
Daß bei gleicher Kränkung Svarbhänu die Sonne nach längerer Zeit, schnell aber den Kühlstrahler verschlingt, das ist offenbar die Frucht der Milde.
HIaciliava et ^lalllti S. 61: , daß sie ausgeliefert sei dem schrecklichen Gatten wie der glänzende zunehmende Mond dem schrecklichen Rähu.
Daselbst S. 245:
Du warst wie die Scheibe des Mondes, welche umgibt der Rauch des Wunderbaren.
VasantassnZ , (a. a. O.) S. 192:
Er gleicht dem Mond, der befreit aus der Gewalt Rähus, reiche Lichtgaben spendet.
In Urvasi findet man häufig Vergleiche mit Mondsteinen. Auch im Uttara Rama Cheritra heißt es S. 95:
Und schmelzt den Mondstein im Mondglanz.
Kopfabschneiden, Kopfabreißen ist nach Siecke ein notwendiger Teil des vollständigen Mondmythos. Der Fingernagel ist eine beliebte Waffe in Mondform.
Der halbmondgezierte Gott Civa schneidet Brahma mit seinem Nagel dessen fünftes Haupt ab, weil er seine Oberherrschaft nicht anerkennen will. Hierzu vergl. in Prabodha-Chandrodaya (oder die Geburt des Begriffs) des Krishna-Miera, S. 71:
Der Götterfürst erschlug den TvZ,shtra, der halbmondgezierte Gott schnitt Brahma ein Haupt ab.
„Thors Hammer ist ursprünglich nicht Blitzwaffe des erst später zum Donnergott entwickelten Thor, sondern die Urform des Gottes selbst" (Siecke). „Ein furcht-

bares Ungeheuer, der Typhon, schleuderte einst glühende Steine gegen die Götter. Zeus sandte vergebens seine Blitze. Endlich gelang es ihm mit einer stählernen Sichel das Ungeheuer so zu schrecken, daß es entfloh" (Hüsing). Hier ist wohl der Mond gemeint, während sehr oft, wie im folgenden, die Gegenstände die Gestalt des Mondes in seinen verschiedenen Stellungen bereits von Anfang an haben oder annehmen.
Im Raghuvansa des Kalidasa heißt es:
Ein Geschoß in Halbmondform erhebend.
So findet man in Urvasi häufig Vergleiche mit den Mondformen, z. B. Ver» gleichung einer heiligen Schnur mit der Mondessichel, eines Zuckerkuchens mit der Mondscheibe. In Vasantassnä spricht man vom Mund als Mondform, ferner vom Stirnschmuck Shivas, der einen Halbmond bildet. Vergl. auch Urvasi:
Wie ein Tropfen feuchten Sandels am Himmel sieht der Mond aus.
Sehr bekannt ist ja noch heute der Mond als Heilbringer. In Wuttkes „Deutscher Volksaberglauben" wird eine große Anzahl von abergläubischen Vorstellungen zu-sammengestellt, in denen der Mond eine große Rolle spielt. Hier, wie im indischen Drama, werden Bäder und Einreibungen bei Mondschein als heilkräftig bezeichnet, vor allem Heilkräuter, die bei Mondstrahlen gedeihen und die bei Mondschein ge-sammelt und benutzt besonders heilend wirken. Man spricht auch von Kühlung oder Erwärmen des Herzens oder der Seele durch Mondlicht. In Kalidasas Meghaduta heißt es S. 69:
den Frauen nehmen dort die Mattigkeit
Mondsteine fort,
Die aufgehängt an Fadennetzen schweben
Und deutlich Wassertropfen von sich geben,
Sobald der Schein des Monds zu ihnen dringt.
Dann hören wir in Urvasi (a. a. O. S. 39), daß der Mond in der Neumondnacht zur Sonne geht, damit die Opfer der Frommen gedeihen. Im Mudrarakschasa des Visakhadatta wird vom Bettelmönch der Vollmondstag als Unglückstag ge-deutet. — Auf das Wasser hat der Mond großen Einfluß. „Die Wasserwellen der Tiefe werden von der Scheibe des Mondes bewegt." Vergl. VasantassnZ. S. 158:
Wie eine Sonnenfinsternis bei Sonnenaufgang bedeutet das den Untergang eines großen Mannes.
Vergl. Anmerkung des Übersetzers: Nämlich des Mondes, der dann unsichtbar wird.
Gab der Mond soviel Veranlassung zu Mythengebilden und zu Vergleichen, so war er andererseits in hervorragendem Maße Gegenstand der Bewunderung. In fast allen indischen Dramen wird die Schönheit der Frau mit der des Mondes verglichen, z. B. in VasantassnZ, S. 45:
Sie leuchtet wie die Moxdessichel.
In vielen Vergleichen wird die poetische Stimmung durch Heranziehung der Lotos-blumen erhöht, z. B. VasantassnZ , S. 187:
Wie der Lotos am Anblick des Mondes sich erfreut.

Kausikas Zorn S. 83:
da ist der Sonnenschirm,
Der spätherbstlichen Mondscheibe gleich;
Da ist das Wedelpaar mit goldnem Stiel,
So lauter wie der volle Mondenschein.
In Sakuntala läßt sich der König zu der Bemerkung hinreißen (S. 18):
Ob auch schmutzig, der Fleck im kühlstrahlenden Monde vergrößert dessen Schönheit.
Auch glaubte man, dem Mond entträufle der von ihm erzeugte Nektar. Urvasi
<a. a. O.) S. 13:
Wie Nektar ist dein Wort. Doch kommt
Der Nektar nicht von dem Mond.
VasantassnZ, S. 30:
das ist so lieblich, wie das Abnehmen des jungen Mondes, dessen Über»
reste ja auch von Göttern getrunken werden.
Vergl. Anmerkung des Übersetzers: „Der Mond ist der Behälter der Götterspeise
<auilit2, Ambrosia). Wenn er vierzehn Tage lang aus der Sonne Nahrung gesogen,
d. h. zugenommen, so saugen die Götter die aufgespeicherte Ambrosia auf und be<
wirken so die Mondabnahme." — Siecke bemerkt (Götterattr. u. sogen. Symb. S. 67):
Weit verbreitet ist die Auffassung, daß der Mond im engsten Zusammenhang mit
Wasser, Tau, Regen stehe, z. B. Vasantassnä S. 112:
fallen die Regentropfen wie Tränenströme, die der Himmel vergießt
über des Mondes Unglück.
Anmerkung des Übersetzers: „d. h. über die Abnahme des Mondes." Man spricht
auch vom Kampf zwischen Sonne und Mond. Sollte wohl folgende Stelle im
Maghas Tod des Ctzupala darauf deuten, S. 61:
Politik ist es, den Feind im Unglück anzugreifen, dessen schämt sich aber der Stolze,
wie denn der Mond dem Mondquäler nur, wenn er voll ist, zum Feste dient.
Zu Kausikas Zorn des Kschemisvara:
wie einst sie aus dem Innern des Meeres
Von den Göttern ward gewonnen,
Beim Quirlen mit dem Berge Mandara,
bemerkt L. Fritze: Um den Trank der Unsterblichkeit zu gewinnen, butterten die
Götter das Milchmeer, indem sie den Berg Mandara als Butterstock und die Schlange
Vasuki als Strick benutzten. Nach tausendjähriger Arbeit beginnen die Köpfe der
Schlange das Gift Halakala auszuspeien und in das Gestein zu beißen. Dasselbe
ist gewaltig stark und wie Feuer und imstande die ganze Welt nebst Göttern zu
versengen, weshalb Siva auf Bitten der Götter es verschlingt. Doch nicht ganz hinab;
er behielt es im Halse, der davon dunkel gefärbt wurde, so daß Siva auch als der
dunkelhalsige Gott bezeichnet wird. Wenn durch das im Halse stecken gebliebene
Gift die eine Hälfte des Halses des Gottes Siva dunkel gefärbt wurde, so erinnert

dies wohl an den im Halse stecken gebliebenen Speer und ist damit vielleicht abermals ein Hinweis auf des Mondes Doppelgestalt gegeben.

Zum Schluß sei von den Stammbäumen, die auf den Mond zurückgehen, noch folgendes angeführt, Maghas Tod S. 13 (75):

und der des Mondes Glanz an sich tragende Göttermuni.

Urvasi S. 10:

So ziemt's dem Manne, welcher dem Geschlecht des Monds entsprossen ist;

dazu bemerkt der Übersetzer: „Der Mond ist Pururavas Großvater." Ferner daselbst S. 13:

Ihr Schöpfer war der Mond,
Vielleicht der blütenreiche Frühlingsmond.

Der Übersetzer bemerkt hierzu: „Urvasi, die eigentlich aus der Hüfte Narayanas entsprungen sein sollte, hält der König für eine Geburt des Mondes wegen ihres Liebreizes." Ferner S. 14:

Mit Urvasi und Tschitralekha kommt dem heil'gen
Monde gleich, wenn er verweilt
Im Sternenbild Visakha, jetzt der König.

Anmerkung: Das aus zwei Sternen besteht, die als Gemahlinnen des Mondes galten.

Uttara Rama Cheritra (a. a. O.) S. 34:

Sieh in mir das Weib des Attri.

Anmerkung des Übersetzers: Einer der Söhne Brahmas und Erzeuger des Mondes.

Sakuntala S. 105:

Am Ende der Verfinsterung ist Rohin! nun wieder vereint mit dem Monde.

Anmerkung des Übersetzers: Rohint, die „Rote", ist die vierte von den 2? Mondstellungen, der Stern Aldebaran im Stiere. Sie galt als Lieblingsgattin des Mondes.

Sakuntala S. 42:

wenn das Sternbild der beiden VisakhZ,
der Mondscheibe sich willig anbequemt.

Anmerkung des Übersetzers: VisäklK, die vierzehnte, beziehentlich sechzehnte Mondkonstellation. Die Mondscheibe ist Sakuntala, die VisAhZ, die beiden Freundinnen.

Paul von Rechenberg-Linten:
Die Bedeutung des einfachen Lebens.
Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß wir leben, und für die meisten Menschen ist es auch eine unbestreitbare Tatsache, daß wir leben müssen. Ferner ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß wir unser Leben nur durch den Genuß und zweckmäßigen Gebrauch der Erzeugnisse der Natur erhalten können und durch Arbeit, die darauf gerichtet ist, die Hervorbringung dieser Naturerzeugnisse zu erleichtern und zu vermehren und ihre zweckmäßige Anwendung zu ermöglichen. Also durch Körner-, Obst- und Gemüsebau, vielleicht auch Vieh- und Geflügelzucht und Umarbeitung der natürlichen Rohstoffe zu Bekleidung, Wohnung und Werfzeug. Es käme noch die Arbeit zur Ermöglichung des notwendigen Austausches und Verkehres der Menschen untereinander hinzu. Damit wäre in großen Zügen der Kreis des physischen Arbeits- und Daseinsgebietes des Menschen umrissen; in ihm ist gleichzeitig auch die reine Verstandestätigkeit mit eingeschlossen, mit welcher der Mensch alles das am zweckmäßigsten und seinen Bedürfnissen am entsprechendsten zu gestalten trachtet.
Es bliebe noch das rein geistige Gebiet: das Bedürfnis des Menschen, den Zweck und die Aufgabe seines irdischen Lebens zu erkennen, sich über sein irdisches Dasein zu erheben in der Sehnsucht und dem Suchen nach etwas Höherem und Vollkommenerem. Den höchsten und klarsten Ausdruck erreicht hier der Mensch in dem religiösen Empfinden und der inneren Gewißheit von dem Vorhandensein eines höchsten liebenden Wesens, welches alle Dinge geschaffen hat, und dessen in den Religionen geoffenbarte Gebote wir zu befolgen haben, um auch selbst zur Vollkommenheit zu gelangen.
Nun ist es eine weitere Erfahrungstatsache, die freilich noch nicht alle Menschen gemacht haben, daß je mehr der Mensch im Einklang mit diesen beiden Hauptgesetzen seines irdischen Daseins lebt — also in physischer Arbeit in und mit der Natur und allem, was damit notwendigerweise zusammenhängt, und der Erhebung seines Geistes zum Schöpfer — er ein desto größeres Gefühl des Glückes und der Befriedigung und der körperlichen Gesundheit genießt.
Ein gutes und also auch natürliches Leben führen, kann nichts anderes heißen, als suchen immer mehr im Einklang mit diesen beiden Grundbedingungen und Gesetzen unseres irdischen Daseins zu leben.
Bewußte Entwickelung wird dann nichts anderes bedeuten, als die Hemmungen und Hindernisse zu erkennen und zu überwinden suchen, die uns am

Leben im Einklang mit diesen beiden Grundgesetzen hindern. Und wenn wir überhaupt auf dem Standpunkte stehen, daß für uns und unser Leben eine Entwickelung oder Vervollkommnung notwendig sei, so werden wir vor allen Dingen nach den Hemmungen und Hindernissen suchen müssen, die dieser unserer Entwickelung im Wege stehen — vorausgesetzt, daß wir die beiden Grundbedingungen und Notwendigkeiten des Lebens begriffen und erfaßt haben.

Die Frage lautet also: Was hat einen Teil der Menschheit, vor allen Dingen uns Zivilisierte, an dem natürlichen Leben, an der physischen Arbeit mit und in der Natur gehindert und was hindert uns immer noch daran? Und ferner: Was hindert uns daran, so wie wir es möchten und wie es die in den Religionen geoffenbarten Gebote des Schöpfers uns vorschreiben, unser Leben nach den Geboten der Liebe einzurichten und so in Wahrheit immer vollkommener zu werden?

Da die Beantwortung dieser beiden Fragen im Grunde in eins zusammenfällt, so kann ich von ihrer getrennten Behandlung absehen. Ich werde mich darauf beschränken, die allgemeinen Ursachen darzulegen, die uns an beiden» hindern, und die hauptsächlichsten, am meisten in die Augen fallenden äußeren Erscheinungen anzuführen, die die Folge dieser Ursachen waren und sind. So daß der Leser selbst imstande sein wird zu beurteilen, ob es sich mit uns und unserem Leben so verhält oder nicht. Wenn ich dabei mehr den äußeren Erscheinungen des Lebens folgen werde, als den rein geistigen inneren, so geschieht das deswegen, weil es im allgemeinen viel leichter ist, an der Hand äußerer für jedermann zutage liegender Erscheinungen eine Sache zu erläutern, als in Form rein abstrakter Ideengänge.

Darum will ich auch von der sogenannten rein religiösen Behandlung der Frage völlig absehen, da ich der Meinung bin, daß unser gesamtes äußeres Leben in immerwährender und untrennbarer Verknüpfung mit dem Geistigen — sei es nun dem guten oder bösen Prinzip — steht und überhaupt nur dessen Ausdruck ist, und daher diese Dinge gar nicht getrennt voneinander behandelt werden können.

Nun zur Beantwortung der Fragen.

Im primitiven Urzustande der Menschen, im primitiven Zustande der einzelnen Familien, Sippen und Stämme ist die erste Ursache, die den Menschen veranlaßt hat, sich von der Natur und der Arbeit mit und in ihr abzutrennen, wohl nichts anderes gewesen, als die einfache Genußsucht einzelner, die gewalttätiger und physisch stärker waren als die übrigen.

Wer genußsüchtig war und gleichzeitig gewalttätiger oder auch physisch stärker als die übrigen, der machte bald die Erfahrung, daß er nicht zu arbeiten brauchte, um der Natur seinen Lebensunterhalt abzuringen, sondern daß er durch einfache Anwendung von Drohung und Gewalt den Gutmütigeren oder auch Schwächeren die Früchte ihrer Arbeit entreißen konnte, um selbst desto mehr

genießen und verzehren zu können. Dazu gesellte sich noch für den Mann der Kampf um das „Weibchen", das für ihn offenbar nichts weiter war, als ein Gegenstand des Genusses. Im tiefsten Hintergrunde dieses Problemes steht die Schmuck- und Putzsucht des Weibes, welche Eigenschaft offenbar auf einer niederen Entwicklungsstufe des Weibes tief mit ihren innerlichsten und eigensten Instinkten verwoben ist. Wer dem Weibe mehr an Schmuck und Putz bot, den bevorzugte es und schenkte ihm seine Gunst. So daß der Mann, der sich die Gunst eines „Weibchens" erringen wollte, mehr Gold und Schmuck haben mußte als die anderen. Also hier wieder die Genußsucht, das ist in diesem Falle die Putzsucht des Weibes, Veranlassung für den Mann, dem das Weib wieder seinerseits Gegenstand des Genusses war, andere zu zwingen, ihm Putz und Geschmeide zu liefern — mit einem Worte, für ihn zu arbeiten, damit er seinen Genuß befriedigen konnte. Es ist klar, daß diese anderen dadurch wieder der natürlichen Arbeit in und mit der Natur entzogen wurden. Damit fiel aber die Möglichkeit für sie fort, sich selbst zu ernähren. Ernährt aber mußten sie werden. Dazu mußten wieder andere gezwungen werden, von den Früchten ihrer Arbeit abzugeben, so daß es verständlich wird, warum es schließlich Freie und Unfreie gab, Herren und Sklaven, immerwährende Eroberungszüge und Fehden, die den Zweck hatten, sich andere tribut- oder arbeitspflichtig zu machen. Mit der Zeit lernten ganze Sippen und Stämme, oder innerhalb eines Stammes die Genußsüchtigsten und Gewalttätigsten, daß es bequemer sei, andere für sich arbeiten zu lassen, und suchten sich diesen Zustand immer mehr durch ständige Einrichtungen zu sichern.

Gleichzeitig mit dieser auf Gewalttätigkeit beruhenden Entwickelung ging natürlich die Anbahnung eines freiwilligen Austausches der Bodenfrüchte gegen künstliche Produkte. Diejenigen, die durch natürliche Neigung oder Anlage sich eine besondere Kunstfertigkeit in der Herstellung von allerlei Gegenständen angeeignet hatten, tauschten ihre Arbeitsprodukte gegen Nahrungsmittel oder untereinander aus. Anfangs direkt, dann durch Händler, die die Produkte von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm brachten.

Auch die aus freier Wahl hervorgegangenen Gemeinschaftsordner, Richter, Gesetzgeber, Könige, sowie ihre Umgebung mußten als solche notwendigerweise den unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur verlieren.

Alle diese Menschen nun, die durch die eine oder andere Ursache aufgehört hatten in und mit der Natur zu arbeiten, sowie auch ihre Nachkommen, die meist in ihre Fußtapfen traten, verloren naturgemäß immer mehr die Fähigkeit, so wie ehedem sich durch eigene Arbeit in der Natur zu ernähren.

Als Folge von alledem sehen wir nun die ununterbrochenen geschichtlichen Kämpfe der Stämme und Nationen unter- und miteinander, die im Grunde keinen anderen Zweck hatten und haben, als die Sicherung der bequemsten und

ausgiebigsten Ernährungsmöglichkeiten. Selbstverständlich war die direkte Ur-
sache sehr vieler dieser Kämpfe sehr oft auch die persönliche Machtgier einzelner
Personen oder Gruppen, — der sogenannte „Wille zur Macht"; das Verlangen,
um der Macht selbst willen die anderen zu unterwerfen und ihnen den eigenen
Willen aufzuzwingen. Aber von den Fällen abgesehen, wo die Machthaber sich
für ein von der Vorsehung ausersehenes Werkzeug hielten, die anderen nach ihrem
Willen zu leiten, erkennt man ohne weiteres, daß diesem sogenannten „Willen
zur Macht" gleichfalls nichts anderes zugrunde liegt als wieder die Genußsucht.
Nur in etwas komplizierterer und versteckterer Form.

Daß all dieses Geschehen vielleicht notwendig war und ist, um die Menschheit
auf gewisse Einsichten vorzubereiten und sie zu ihnen hinzuführen — nämlich
zu der Einsicht, daß der auf Zwang und Gewalttätigkeit anderen gegenüber be-
ruhende Lebensgenuß nicht im Sinne der menschlichen Bestimmung liegen könne,
wie sie uns in den Religionen geoffenbart ist —, ist möglich und erscheint mir sogar
wahrscheinlich. Ähnliches hat offenbar Lao-tse in seinem 17. Spruch gemeint:

„Die ersten Gemeinschaftsordner wurden geahnt;
Folgende wurden geliebt und gelobt;
Folgende wurden gefürchtet;
Folgende wurden verachtet:
Wechselseitigkeitsgefühl allein zeugt Gemeinschaft.

Alles in allem: als Resultat sehen wir heute in den sogenannten Kultur-
ländern eine Bevölkerung, die meist nicht mehr imstande ist sich selbst zu ernähren.
Die nur leben kann, indem sie von den Ackerbauern aller Weltteile gefüttert wird.
Eine Bevölkerung, die in Hunderttausend- und Millionenstädten in den un-
sinnigsten Bedingungen zusammengepfercht lebt, meist mit der Herstellung der
schädlichsten, unnützesten und lächerlichsten Gegenstände beschäftigt ist und dabei
den unnatürlichsten Genüssen nachjagt; während ihre Ernährer, die Ackerbau,
Obstbau und Gemüsebau treibende Bevölkerung der Erde, wenn auch in der Natur,
in elenden, mangelhaften und meist menschenunwürdigen Verhältnissen leben
muß; muß, weil sie einen Teil ihrer Arbeitsfrüchte zur Ernährung der nicht
ackerbautreibenden Bevölkerung hergeben muß.

Heute erscheinen diese Verhältnisse, die sich in Iahrtausenden so entwickelt
haben, wie sie sind, heute erscheinen sie den meisten Menschen als ganz etwas
Selbstverständliches, das immer so gewesen ist und immer so sein wird. Die
nicht ackerbautreibende Bevölkerung, an äußeren Lurus und alle möglichen
Genüsse als an etwas Selbstverständliches gewöhnt, gibt sich gar nicht mehr
Rechenschaft darüber, womit das alles eigentlich erkauft wird. Sie ist einfach
in diese Verhältnisse hineingewachsen, und es wäre ein Unrecht, sie der bewußten

Schlechtigkeit in dieser Beziehung zu bezichtigen. Die Ursache, warum heute die eine Hälfte der Menschheit den allein das Leben ermöglichenden Zusammenhang mit der Natur verloren hat und immer mehr verliert, beruht einfach auf der durch Gewohnheit hervorgerufenen Gedankenlosigkeit. Man genießt gedankenlos, was man bei seinem Erscheinen auf dieser Erde auf dem Tische des Lebens gerade vorfindet. Im Hintergrunde steht immer noch die Gewalttätigkeit, aber es ist nicht mehr die persönliche, und sie tritt auch nur ausnahmsweise in die Erscheinung, etwa bei Niederwerfung von Bauernaufständen oder Proletarierrevolten, oder in sogenannten Kolonialkriegen.

An Stelle des ursprünglichen, durch instinktive Genußsucht hervorgerufenen und durch persönliche Gewalttätigkeit aufrechterhaltenen Willkürzustandes ist im Laufe der Zeit der heutige Staat mit seinen unpersönlich wirkenden Machtmitteln getreten. Alle die Bedingungen nun, die zur Entwickelung des Staates geführt haben, sowie die in ihm zum Ausdruck gelangenden öffentlichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände nennen wir heute stolz Zivilisation, zum Teil sogar Kultur. In der Hauptsache ist also die sogenannte Zivilisation nichts anderes, als der Gesamtkompler der Einrichtungen, Institutionen und Maßregeln, die sich im Laufe der Iahrtausende bei einem Teil der Menschheit herausgebildet haben, um sich von dem anderen Teil ernähren zu lassen und dadurch möglichst viel Genuß der verschiedensten Art für sich zu erlangen. Ich will für die Richtigkeit dieser Behauptung ein Beispiel anführen. Die Chinesen, ein Volk von ca. 300 Millionen, ernähren sich im Gegensatz zum größten Teil der europäischen Bevölkerung, ohne irgendwelche Gewaltmittel gegen andere Staaten und Völkerschaften nötig zu haben, genügsam selbst. Die Landwirtschaft steht bei ihnen im höchsten Ansehen. In ihrem äußeren Leben fehlen daher fast alle Merkmale dessen, was wir unter europäischer Zivilisation verstehen, trotz ihrer anerkannt alten und hohen Kultur. Ich glaube, dieses Beispiel beweist in der Hauptsache ausgezeichnet die Richtigkeit meiner Behauptung, daß alle die Einrichtungen, welche wir unter dem Namen der sogenannten Zivilisation zusammenfassen, in der Hauptsache und im letzten Grunde nur dazu dienen, den übrigen „nicht zivilisierten" Teil der Menschheit zu veranlassen oder zu zwingen uns Zivilisierte zu ernähren. Damit ist aber auch genügend klar der Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur bezeichnet. Wahre Kultur und das, was wir unter der sogenannten Zivilisation verstehen, schließen sich gegenseitig aus. Als wahre Kultur werden wir also den sittlichen Reifezustand eines Volkes oder der Völker bezeichnen müssen, in welchem die Menschen imstande sind, sich ohne Anwendung von Gewalt oder Zwang anderen gegenüber zu ernähren; wo also der gewünschte oder notwendige Austausch der jeweiligen Arbeits- und Geistesprodukte auf dem Wege der freiwilligen Vereinbarung und nicht vermittelst Raubes oder Zwanges geschieht.

Wenn also schon die sogenannte Zivilisation als solche die Unterjochung

und Tributpflichtigmachung eines Teiles der Menschen durch den anderen zur notwendigen Voraussetzung hat, wobei sich natürlich der unterjochte Teil nicht in günstigen physischen Bedingungen befinden kann, weil er einen Teil seiner Arbeitsfrüchte zur Ernährung des anderen Teiles abzugeben gezwungen wird, so sind nichtsdestoweniger auch für den herrschenden „zivilisierten" Teil der Menschheit die Folgen dieses Systemes durchaus nicht glückliche oder auch nur zufriedenstellende zu nennen.

Es wird uns freilich immer wieder aufs neue von den Vertretern der Wissenschaft, von den Kunsttempeln und Akademien der Städte aus in hochfliegenden Worten versichert und verkündet, wie allgemein befriedigend der „kulturelle Fortschritt" sich auf allen Gebieten gestalte, und daß nicht lange noch, — so würden wir auf dem Gipfel sein, dank unserer modernen Zivilisation.

Man kann es aber durchaus nicht als einen zufriedenstellenden Zustand bezeichnen, wenn gleichzeitig mit den sogenannten politischen Freiheiten, der allgemeinen Schulbildung, den so hoch, fast göttlich eingeschätzten Künsten und Wissenschaften überall bei uns grober Materialismus, Gedankenlosigkeit und jegliche Laster herrschen; die Gefängnisse, Krankenhäuser und Irrenanstalten ständig überfüllt sind, auf jeder Straßenecke ein Polizeisoldat mit geladenem Revolver steht, in den Theatern, Caf^-chantants und sonstigen Vergnügungslokalen offen die Unsittlichkeit verherrlicht und zu ihr angereizt wird; überall offene und geheime Prostitution herrscht, und die Bevölkerung sich im Gefühl der eigenen Würde und „Kulturhöhe" bei vollen Orchestern systematisch mit Alkohol vergiftet und vergiften läßt, dadurch immer mehr unfähig werdend, die eigene Lage und den eigenen Zustand klar zu beurteilen. Und dazu in allen Staaten die ständigen Millionenheere, bis an die Zähne bewaffnet, bereitgehalten und bereit, jeden Augenblick übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu zerfleischen.

Es ist ein beschämendes, tieftrauriges Bild, welches sich unseren Blicken darbietet, wenn wir in die Tiefen des Lebens hinabsteigen und sehen und begreifen, was eigentlich rund um uns vorgeht, mit was für unmenschlichen und unnatürlichen Leiden des einen Teiles der Menschheit die sogenannten „Kulturgenüsse" des anderen Teiles erkauft werden; und ferner, wie diese „Kulturgenüsse" sich selbst an denen, die sie genießen, früher oder später furchtbar rächen. Sei es an ihnen selbst oder an den folgenden Generationen.

So sind denn im Laufe der Zeit eine ganze Reihe ständiger Einrichtungen bei den zivilisierten Völkern geschaffen und notwendig geworden, um die Feinde eines solchen Systemes oder die, die infolge dieses Systemes völlig entartet oder entmenschlicht geworden sind und daher ebenfalls eine Gefahr für den noch intakt gebliebenen Teil der Bevölkerung bilden, unschädlich zu machen, oder die sonstigen Opfer dieses Systemes irgendwie notdürftig unterzubringen und aus den Augen zu schaffen. Unsere Polizeigewahrsame, Gefängnisse und Zuchthäuser einerseits, und die Spitäler, Armenhäuser, und wie die sonstigen Anstalten alle heißen,

andererseits. Also alle die Einrichtungen, deren Vorhandensein wir entweder in unserem tiefsten Innern dunkel als etwas nicht Rechtes, nicht der Menschlichkeit Entsprechendes empfinden, die wir aber doch nicht glauben entbehren zu können, und die wir daher als „notwendige Übel" bezeichnen; oder die Einrichtungen, auf die wir mit Stolz im Gefühl unserer „hohen Kultur" hinweisen.

Es kann und darf gewiß nicht geleugnet werden, daß viele dieser Einrichtungen aus menschenfreundlicher Initiative Einzelner hervorgegangen sind und ins Leben gerufen wurden, um der leidenden Menschheit zu helfen; daß ein großer Teil aller der in den Wohlfahrtseinrichtungen beschäftigten Menschen in gutem Glauben und in echt christlicher Nächstenliebe ihre besten Kräfte in den Dienst dieser Einrichtungen stellt.

Ich will hier nur darauf hinweisen, daß sie und wir alle, die wir glauben auf diesem Wege das Elend aus der Welt schaffen zu können, uns in einem oiroulu» vitiosn» befinden, da wir hierbei nichts anderes tun, als immer nur die Wunden verstopfen, die wir selbst durch unser Leben den anderen zugefügt haben und immer wieder zufügen. Daß wir also auf diesem Wege nichts anderes erreichen, als bestenfalls das, was wir mit der einen Hand genommen, mit der anderen zurückgeben; und daß wir auf diesem Wege überhaupt nicht vorwärts kommen, sondern uns immer im Kreise drehen.

Haben wir schon einmal darüber nachgedacht? Daß wir selbst und das von uns geführte sogenannte zivilisierte Leben die Hauptursache all des Iammers und Elendes ist, in welchem sich das „ungebildete", „rohe Volk" befindet, und welches in den Zucht- und Irrenhäusern, den Kranken- und Armenanstalten, der Prostitution, den Verführten, Verlassenen und Geschändeten, dem Iammer der geknechteten Menschheit zum Himmel schreit?

Nun bin ich weit davon entfernt zu behaupten, daß jeder von uns Zivilisierten und Gebildeten direkt an dem Elend und Untergang so und so vieler Mitmenschen schuld ist. Trotzdem das alles im einzelnen Falle zutreffen kann, wollte ich das gar nicht behaupten. Ich will nur zeigen und behaupte, daß jeder von uns, der in diesen „hochzivilisierten" Verhältnissen lebt, daß jeder, der nicht selbst entweder durch die Arbeit mit und in der Natur seinen Lebensunterhalt bestreitet, oder wenigstens möglichst angenähert so zu leben sucht — daß jeder von uns einen Teil der Schuld an dem Elend und Untergange derjenigen Menschen trägt, die durch dieses unser Leben oder durch unsere Genußsucht oder auch nur durch unser Beispiel der allein nützlichen und gesunden Arbeit in und mit der Natur entrissen worden sind. Und daß dieses — das Leben der zivilisierten Menschen in ihrer Gesamtheit, abgetrennt von der Natur — die Haupt-, wenn nicht alleinige Ursache des Elendes und Iammers ist, in welchem sich der andere Teil der Menschheit befindet. Und ferner, daß alle unsere Einrichtungen, Institutionen und Anstalten, die wir ins Leben rnfen — in der besten Absicht —,

um dem Elend zu steuern, all das Geld, welches wir für diese Zwecke hergeben, all die Zeit und Arbeit, die wir diesen Zwecken opfern, im letzten Grunde doch nur wieder aus derselben Quelle stammen, aus welcher heraus unser zivilisiertes Leben überhaupt erst möglich ist: aus der mit der Natur um die tägliche Nahrung und Notdurft ringenden Arbeit des einfachen Volkes. Daß es also ein grundlegender Irrtum von uns ist, wenn wir glauben, w i r hätten das alles zustande gebracht; wenn wir meinen, wir gäben das alles dem leidenden Teile der Menschheit. Nein, die Sache steht so: Nachdem wir uns im Laufe der vergangenen Zeit der Arbeit in und mit der Natur entfremdet und die anderen Menschen auf die eine oder andere Weise veranlaßt haben, für uns zu arbeiten und uns zu ernähren und uns einen Teil ihrer Arbeitskraft abzugeben, wodurch wir dann all unsere Bequemlichkeiten geschaffen haben — was alles zusammen wir dann Zivilisation nennen — opfern wir einen kleinen Teil unserer erst dadurch freigewordenen Zeit und geistigen Kraft und einen Teil der Arbeitskraft, die wir den für uns Arbeitenden entnommen haben, um für die Menschenopfer dieses Snstemes notdürftig zu sorgen oder sie uns so rasch als möglich aus den Augen zu schaffen. Wir haben in Wirklichkeit also gar kein Recht, uns etwas darauf zugute zu tun. Wir haben im besten Falle nur einen Teil der materiellen Werte — den anderen haben wir für uns schon verbraucht — denen zurückgegeben, von denen wir sie genommen. Die Tränen aber und das Herzeleid, den Iammer und das vergossene Blut, welches wir verursacht, kann nichts mehr gut machen. Dieses ist es, was uns erst einmal zum Bewußtsein kommen muß. Und das ist der Zweck dieser Zeilen: begreiflich zu machen, daß alle unsere Bestrebungen, die herrschenden Verhältnisse und Zustände durch sogenannte positive Handlungen und Taten, durch Ersinnen und Ausführen irgend welcher neuer Einrichtungen und Wohlfahrtsbetriebe zu verbessern, uns nie und nimmer zum Ziele führen werden, weil es zu ihrer Ausführung wieder eines Teiles der Arbeit, Zeit und Kraft und Gesundheit gerade der Menschen bedarf, für die sie bestimmt sind; und daß ja gerade dadurch wieder alles beim alten bleibt, mit der einen Hand bloß gegeben wird, was mit der anderen genommen wurde; nur in wechselnder Form. — Denn aus nichts können wir nichts schaffen. Wenn wir irgend etwas geben wollen, so müssen wir es irgendwoher nehmen; und woher haben wir, die wir nicht mit und in der Natur arbeiten, unsere Zeit, unser Geld und alles, was uns umgibt? Aus dem dem arbeitenden Volke abgenötigten Teil seiner Arbeitsfrüchte. Alles, was außer in Verbindung und Arbeit mit und in der Natur getan wird, kann nur zustande kommen auf Kosten der Arbeit anderer, d. h. im letzten Grunde immer der Menschen, die durch die Arbeit mit und in der Natur die Nahrungsmittel, die Notdurft des Lebens schaffen. Alles, was wir sind, sind wir auf Kosten der Arbeit dieser Menschen. Alles, was irgendwo und irgendwie geleistet wurde, war in der Hauptsache nur möglich durch diese Menschen.

Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich durchaus nicht die von uns bei allen diesen Bestrebungen geleistete geistige Arbeit leugne oder sie als solche für absolut wertlos erklären will. Nein; aber die zur Hervorbringung dieser geistigen Leistungen nötige Muße ist in den meisten Fällen doch nur erst durch die Arbeit anderer Menschen möglich geworden, — und was diese geistige Arbeit in gewissem Sinne völlig entwertet: das Ziel, die Beseitigung des menschlichen Elendes, kann auf diesem Wege gar nicht erreicht werden.

Soweit nun die Menschen freiwillig ihre Arbeitszeit und ihre Arbeitsprodukte untereinander austauschen, um die notwendigen Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung, Wohnung und alles, was damit zusammenhängt, zu befriedigen, so ist es ihre eigene Sache, wenn sie es in dem einen oder anderen Gebiete enger oder auch weiter haben — je nach Wunsch, Bedürfnis und Anlage.

Soweit aber der eine Teil der Menschen bewußt vermittelst Zwanges auf Kosten des anderen Teiles lebt und dadurch dieser andere Teil in Not, Krankheit und Elend gestürzt wird, wie wir es bei unseren heutigen Zuständen fast überall als Regel sehen, so kann das — wie mir scheint — nie und nimmer ein gerechter und guter Zustand genannt werden. Und beseitigt werden kann dieser Zustand auch nicht, wie ich gezeigt zu haben glaube, durch unsere Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen; durch die Gewaltmittel der Revolutionsmänner und Terroristen ebenfalls nicht, denn gerade durch die jahrtausendlange Ausübung und Gewöhnung an die Gewalttätigkeit sind diese Zustände in der Hauptsache hervorgerufen und werden durch sie aufrechterhalten. Dadurch können nur die jeweiligen äußeren Machtverhältnisse etwas verschoben werden, sonst aber bleibt alles beim alten.

Wir müssen eine andere Lösung der Frage finden. Und ich glaube, die Lösung ist — soweit sie den einzelnen Menschen betrifft — einfach und klar: Wir müssen aufhören das als falsch Erkannte weiter zu tun.

II.

Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, daß, wenn man der Menschheit erfolgreich dienen will, es darauf ankommt, „große Taten" zu vollführen. Und zwar im sogenannten positiven Sinne. Also eine große Entdeckung, Erfindung oder einen scheinbar groß und tief angelegten und durchdachten Plan zu einem womöglich durch den Staat zu verwirklichenden Wohlfahrtsbetrieb. Wenn man jedoch diese Frage etwas eingehender prüft, erkennt man, daß jede wahrhaft große und vor allen Dingen gute Tat, wie jede sittliche Handlung überhaupt, nicht das Entdecken, Finden oder Hervorbringen sogenannter „neuer Werte" ist, sondern das bewußte Aufgeben des als falsch, schlimm oder bös Erkannten; das Sichselbstbezwingen und -besiegen. Das scheint vielleicht auf

den ersten Blick nicht richtig, aber doch ist es so. Das einzige Gute und Wertvolle, was wir außer der Arbeit mit und in der Natur tun können, besteht darin. Wir können nehmen, was wir wollen. Wahrhaft große und vor allen Dingen gute, der Menschheit nützliche Handlungen zeichnen sich immer dadurch aus, daß ihnen ein Verzicht zugrunde liegt. Auch der Idee der Hilfe liegt ein Verzicht zugrunde. Materiell helfen können wir doch nur dadurch, daß wir dem anderen etwas geben; das bedeutet aber, daß wir selbst auf das, was wir geben wollen, verzichten. Der innere Wert einer guten Handlung besteht eben darin, daß man etwas nicht getan hat, was man hätte tun können, was alle immer taten und tun. Der Held ist nicht deswegen Held, „weil er kühn vorandringt," sondern weil seinem Wesen der Verzicht auf irdische Güter, ja auf das Leben selbst, zugrunde liegt um einer höheren Idee willen. Und deswegen packt es uns auch alle im tiefsten Inneren, wenn wir solch einen freiwilligen Verzicht auf äußeren Glanz und Ruhm, ja auf das Leben selbst um einer Idee willen sehen.

Auch in der uralten Weisheit der zehn Gebote sehen wir dasselbe Prinzip zum Ausdruck kommen.

Sie sind zum größten Teil Verbote: Du sollst keine anderen Götter haben; Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen; Du sollst nicht töten; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst kein falsches Zeugnis reden; Du sollst nicht begehren. Die einzigen Gebote sind die Gebote der Feiertagsheiligung und der Achtung vor den Eltern, und auch diese haben nur einen Sinn und können nur so gegenständlich und ausführbar für uns sein, indem wir aufhören alles das zu tun, was uns hindert, diese ideellen Forderungen zu erfüllen. Alle übrigen „Gebote", die sich entweder auf unser Verhalten dem Schöpfer oder den Menschen gegenüber beziehen, beruhen in nichts anderem, als dem Nichttun des Falschen ihnen gegenüber. Zugrunde liegt allen Geboten nichts anderes als die allgemeine Forderung der Liebe zu Gott und den Menschen. Worin aber besteht die Liebe, und zwar nicht die äußere sinnliche Liebe? Offenbar in einer guten Gesinnung anderen gegenüber. Eine solche Gesinnung ist aber eine ideelle Forderung. Und die Ausführung einer solchen ideellen Forderung an sich kann nur denkbar sein dadurch, daß wir alles das aufgeben und nicht tun, was sie hindert; also alles, was das Gegenteil von ihr bedeutet. Dazu gehören vor allem auch alle materiellen Dinge, Handlungen und Verhältnisse, die solch einer ideellen Forderung im Wege stehen. Als der Jüngling Jesus fragte, was er tun solle, um selig zu werden, antwortete ihm Jesus: „Halte die Gebote", und weiter „verkaufe alles, was Du hast, gib es den Armen und folge mir nach." Hier liegt derselbe Gedanke zugrunde. Gib alles Unnütze, Überflüssige auf — gib es den Armen — dann wirst Du selig sein.

Wenn wir also Gott und unsere Mitmenschen lieben sollen, so müssen wir all das aus unserem Leben beseitigen und ausschalten, was uns daran hindert;

oder wenn wir in Wahrheit unseren Mitmenschen helfen wollen, so können wir es am ehesten dadurch, daß wir aufhören, ihnen durch unser Leben zu schaden. Darin besteht die einfache, klare Lösung.

Die selbstverständliche Voraussetzung der Möglichkeit des menschlichen Lebens überhaupt bildet die Arbeit mit und in der Natur. Wenn wir also wahrhaft unsere Mitmenschen lieben und ihnen helfen wollen, so müssen wir vor allen Dingen suchen, ihnen in diesen notwendigsten Dingen nicht zur Last zu fallen, sondern, soweit es uns möglich ist, uns durch eigene Arbeit mit und in der Natur selbst zu erhalten. Haben wir von solch eigener Arbeit etwas übrig, so mögen wir es denen abgeben, die in Not sind. Aber wieviel haben wir Gebildete von solch eigener Arbeit übrig? Wir gebildeten und zivilisierten Menschen leben wohl fast alle von dem Überschuß der dem einfachen Volke abgenötigten Kraft und Arbeit, und das ist die Hauptursache, daß das Volk in Not und Elend lebt. Um diese Wahrheit kommen wir nicht herum. Daher ist der einzige und richtige Weg zur Verbesserung der Lage dieser Menschen vor allen Dingen der, daß wir, die wir von seinem Schweiß und Blut leben, aufhören dieses zu tun; das heißt, daß wir wieder, so weit es uns möglich ist, anfangen für uns selbst in und mit der Natur zu arbeiten, und so die Last von den Schultern des Volkes nehmen, die es zu Boden drückt; daß wir aufhören und aufräumen mit allen überflüssigen und unnatürlichen Genüssen, die nur auf Kosten der Entbehrungen und Leiden des arbeitenden Volkes möglich waren und sind, und daß wir wieder anfangen ein einfaches Leben auf dem Lande in Arbeit mit der Natur, die allein uns wahrhaft erhalten und ernähren kann.

Nun werden wir alle oder wenigstens die meisten von uns Gebildeten — wenn wir uns überhaupt auf diesen Standpunkt stellen — wohl gar nicht im Entferntesten imstande sein, auch nur einen ganz geringen Teil des zum Leben Notwendigen selbst zu erarbeiten, auch bei weitgehendster Arbeitsteilung. Wir müßten einfach verhungern, erfrieren und zugrunde gehen, wenn wir wieder, wie es im Anfang gewesen ist, auf unsere eigene Kraft angewiesen wären. Wir haben uns so der einzig das Leben ermöglichenden Arbeit mit und in der Natur entwöhnt und entfremdet, daß wir wohl völlig hilflos dastehen würden, wenn plötzlich all die Verhältnisse schwänden und zusammenbrächen, die uns unser jetziges komfortables und bequemes Leben möglich machen.

Da wir aber nun Menschen sind, die vielleicht ohne eigene Schuld in diese Verhältnisse hineingeboren und hineingewachsen sind, so haben wir vielleicht ein Anrecht auf eine mildere Beurteilung.

Ich glaube, es ist vor allen Dingen überhaupt erst nötig zu erkennen und zu begreifen, in was für schrecklichen, ungeheuerlichen, unnatürlichen und für einen Teil der Menschen zu Not und Elend führenden Zuständen wir leben. Und wenn wir das einmal erst erkannt und begriffen haben, damit zu beginnen,

so viel und so gut wir können, mit all dem aufzuhören, was eine unnütze Last für den anderen arbeitenden Teil der Menschen bildet. Auf all die Genüsse und Bequemlichkeiten, die nur durch das Leiden, die Not und Qual des anderen Teiles der Menschheit ermöglicht werden, zu verzichten und sich immer mehr dem einfachen natürlichen Leben in und mit der Natur anzunähern suchen. Ieder, so wie er es kann und wie er innerlich stark und mächtig ist es zu tun. Und indem wir das tun, nehmen wir Schritt vor Schritt eine Last nach der anderen — wenn es auch nur gering scheint — von den Schultern der Menschen, die sich im Schweiß und Blut Tag und Nacht abmühen müssen und mußten, das alles für uns zu schaffen, zu bereiten und herzustellen, was wir gedankenlos täglich zu unserem zivilisierten und „kultivierten" Dasein brauchten, und das doch nichts weiter war und ist als eine hohle Lüge, Schaum und Spreu, die morgen nicht mehr sein wird.
Ist es nicht wahr, daß auch wir noch glücklich werden können, wenn wir anfangen diesen Weg zu gehen? Ist es nicht wahr, daß dann der Haß und die Feindschaft aufhören müssen, die jetzt die Menschheit zerfleischen? Und ist es nicht wahr, daß wir, die wir uns für die Gebildeten und das Salz der Erde hielten und halten, daß wir durch unser Leben die Hauptschuld tragen und trugen am Elend der Menschheit? Und an unserem eigenen?
Von manchem wird nun eingewendet werden, daß, wenn er auch auf sein bequemes und gewohntes Leben verzichten würde, es doch die anderen nicht tun würden, ja er würde dann nur den anderen Platz machen, die umsomehr für sich an Genüssen nehmen würden, und es wäre im ganzen nichts geändert. Ich glaube dagegen, daß wir vor allen Dingen für unser eigenes Leben verantwortlich sind. Ob die anderen es auch tun werden, — das ist ihre Sache, wenn ich nur das Rechte tue! Und dann — woher wissen wir, daß unser Beispiel nicht auch die anderen zum Nachdenken, vielleicht auch zur Nachahmung veranlassen kann, wenn wir aus ehrlichem inneren Ringen unser Leben anfangen zu erneuern?
Es wird auch eingewendet werden, daß, wenn sich die menschliche Entwickelung nicht so vollzogen hätte, wie es tatsächlich geschehen ist, wenn die Menschheit nicht in ihrer „Spitze" den Weg der Zivilisation gegangen wäre, daß wir dann wahrscheinlich auch keinen Kolumbus, Newton, Kopernikus, Galilei, keinen Shakespeare, Goethe, Schiller und Kant gehabt hätten, von den Erfindern und Entdeckern auf technischem und chemischem Gebiete gar nicht zu reden.
Iedoch: Erstens können wir gar nicht wissen, was gewesen wäre, wenn ein Teil der Menschheit nicht den Weg der Zivilisation, abseits und entfernt von der Natur gegangen wäre, und zweitens begeht man einen großen Fehler, wenn man glaubt, daß unsere Erfindungen und Entdeckungen, besonders auf technisch-chemischem Gebiete unbedingt zum Wohle der Menschheit beigetragen haben oder noch beitragen. Im Gegenteil, der Wert aller dieser Dinge ist ein sehr zweifel-

hafter. Und ferner: Alle wahrhaft großen Intellekte, welche die Menschheit hervorgebracht hat, waren nicht groß, weil sie uns irgendwelche erstaunliche neue Wahrheiten gelehrt, sondern sie waren es, weil sie uns die ewige alte Wahrheit der Rückkehr zur einfachen Menschlichkeit, die Rückkehr zur Tugend als dem höchsten „Gottesgebot" lehrten und zum Bewußtsein brachten; und außerdem, sie waren aus dem einfachen Volke, oder sie kehrten zu ihm zurück; sie waren nicht ein Produkt der sogenannten Zivilisation, sondern sie entstanden abseits von ihr oder wendeten sich bewußt von ihr ab.

Wenn also auch die Entwickelung, die die Menschheit in der Zivilisation genommen hat — wie ich es schon an einer anderen Stelle gesagt habe — vielleicht notwendig war, weil wir ohne dieses weite Abkommen von der Natur vielleicht nicht zu der Erkenntnis der wahren Notwendigkeiten des Lebens gelangt wären, so liegt jetzt für uns gar kein Grund mehr vor, auf diesem Wege weitem zu gehen, nachdem wir begriffen und eingesehen haben, in was für Elend und Iammer es die Menschheit gebracht hat, und wir dadurch zur Einsicht der wahren Notwendigkeiten des Lebens gelangt sind.

Es fragt sich nun weiter, woran es liegt, daß diese einfache Wahrheit, — die Wahrheit nämlich, daß zur Beseitigung des Elendes, in welchem heute die Menschheit lebt, und zur Erreichung guter, gesunder und menschenwürdiger Zustände kein anderer Weg führt, als einfach das Nichttun des Schlechten, des Schädlichen, des Unnatürlichen, — so selten begriffen und so selten nach ihr gehandelt wird? Warum glauben die Menschen, daß es nötig ist, großartige, komplizierte und teure, womöglich durch den Staat zu verwirklichende Wohlfahrtseinrichtungen ausführen zu müssen, um dem Elend zu steuern, die doch, weil wieder aus denselben Mitteln und Kräften desselben Volkes geschöpft und zustande gebracht, für die sie angeblich bestimmt sind, in Wirklichkeit das darbende leidende Volk gar nicht entlasten, sondern nur eine neue Belastung und Komplizierung seines Lebens darstellen?

Eine der Ursachen liegt gewiß darin, daß wir selbst noch nicht stark genug sind, auf all den Lurus und die Bequemlichkeit der modernen Zivilisation zu verzichten, und daß wir, da wir wohl mehr oder weniger klar begreifen und sehen, daß gerade dieses es ist, was in der Hauptsache das uns umgebende Elend hervorruft, in uns die an sich gute Regung empfinden, irgendwie eine Abhilfe für dieses Elend zu schaffen.

Ferner gibt es durch die Entwickelung gewordene Verhältnisse, in denen es gar nicht möglich ist, ohne einen großen Teil aller dieser Einrichtungen zu en'stieren: die städtischen Verhältnisse. Diese sind dermaßen ungesund, mörderisch und entsittlichend, die Opfer dieser Verhältnisse so zahlreich, so unausbleiblich, daß dort gar nicht ohne alle möglichen Kranken-, Rettungs- und Armenanstalten für alle möglichen Verunglückten und Untergehenden gelebt werden könnte. Di?

Stadt ist ein bei lebendigem Leibe verfaulender Organismus. Ob wir wollen oder nicht, dort müssen die Opfer irgendwie notdürftig beseitigt oder untergebracht werden. Und es ist daher selbstverständlich, daß dort alle diese Einrichtungen bestehen und funktionieren müssen. Sie sind die notwendigen Ausführungsgänge, in welchen alles untaugliche Material fort- und hinausgeschafft wird, sonst wäre das Leben auf die Dauer dort gar nicht möglich.
Als ich als junger Mensch zum erstenmal in Paris in der Morgue vor den unbekannten Opfern der Weltstadt stand, als ich hörte, daß mit „Naturnotwendigkeit" jährlich so und so viel Tausend Menschen dort umkämen, — nicht eines natürlichen Todes — sondern im Schmutz und Elend, im Laster, Selbstmord und Not, Überfahrene, Zerschmetterte, Zerfetzte; als ich hörte, daß es in London eine Straßenecke gäbe, an der jährlich durchschnittlich 30 Menschen überfahren würden; als ich begriff, wieviel Tausende und Hunderttausende in den äußerlich so glänzenden Städten ohne Sonne, Licht und Luft dahinsiechen mußten, wieviel Kinder dort unrettbar dem Laster entgegengingen und verkommen mußten, da stand ich lange unter dem drückenden Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung sein könne. Aber ich sah wie die meisten anderen Menschen nicht den Ausweg. Ich dachte, daß das eben ein unumgängliches Naturgesetz sei, welches mit Naturnotwendigkeit seine Opfer fordere. Die Städte mit ihrer sogenannten Zivilisation und Kultur müssen sein, dachte ich, — also müssen auch die Opfer sein; dabei ist nichts zu machen. Es ist traurig so, aber es ist so, und dabei ist nichts zu ändern. So dachte ich, und so hörte ich es von allen aussprechen. Ich fand mich mit dieser Tatsache ab, so gut es ging. Meine Genußsucht und mein Egoismus ließen mich nicht klar sehen. Und ich war ganz einverstanden mit all den Wohlfahrtseinrichtungen und Institutionen, die dazu dienten, das vorhandene Elend wenigstens äußerlich etwas zu bedecken und zu lindern. Wenn ich an all den Genüssen der Großstadt teilnahm, so beruhigte es doch etwas das Gewissen, daß irgendwo die Spitäler und Rettungshäuser und fliegenden Ambulanzen standen und warteten, die die unvermeidlichen Opfer eines solchen Lebens aufnahmen und aus den Augen schafften. Die 50 Uberfahrenen an der berüchtigten Straßenecke Londons, die starren, entsetzlich traurigen, oft schauerlich verstümmelten Gesichter der Toten in der Morgue, die Hunderttausende in den engen lichtlosen Häusern, in der Prostitution, in Elend, Krankheit und Not dahinsiechenden lebenden Menschen ließen mich aber nicht in Ruhe. Und wie oft mußte ich mir die Frage stellen, warum es nicht auch mich treffen könne, das mit der Morgue, oder dem Überfahrenwerden, oder — dem Untergang im Elend und Laster der Großstadt; ja, ich geriet vielleicht selbst immer tiefer in dieses Elend und Laster hinein: das Trinken, die Verführungen und Verlockungen der Sinne, auf die die eine ganze Seite der Stadt angelegt ist. Und ich gelangte vielleicht gerade bis an den Rand des Abgrundes. Ein gütiges Geschick gab mir Kraft Halt zu machen, gab Kraft das Trinken als eine Hauptursache der

Haltlosigkeit abzulegen, gab Kraft wieder frei und klar die Augen zu öffnen und um mich zu schauen. Und da gewahrte ich mit Staunen, aber zugleich auch mit Entsetzen, daß alles das, was ich und wir alle für ein unerbittliches Naturgesetz gehalten, gar kein unerbittliches Naturgesetz war. Es war gar nicht natürlich, daß Hunderttausende jährlich in den Städten in den elendesten und entsetzlichsten Leiden, in Not, Tränen und Verzweiflung untergingen — es war gar kein ehernes, unerbittliches Naturgesetz — wir, unsere Genußsucht, unser Egoismus war daran schuld. Daher, daß wir Menschen uns in den Städten zusammenpferchten; daher, daß jeder von uns, der dorthin ging, auch seine Genußsucht dorthin mitbrachte, daher entstand dort das Übel, daher mußten dort jährlich so und so viel Menschen elend untergehen und verkommen. War das natürlich? Nein, es war gar nicht natürlich; und es war auch gar nicht nötig. Sobald wir nur aufhörten dort hinzugehen, dort zusammenzuströmen, so mußte auch der Untergang und die Qual so und so vieler Menschen aufhören, die dorthin gekommen waren, entweder von Genußsucht und falschen Vorstellungen über die wahren Notwendigkeiten des Lebens getrieben, oder um all das herzustellen, was wir und unseresgleichen zur Befriedigung unserer Lust brauchten. Und es fiel mir von den Augen wie Schuppen, und ich ward wieder sehend. Und ich begriff: Wenn auch nicht alle Menschen auf einmal aus den Städten wieder zurück aufs Land zur einfachen gesunden Arbeit mit und in der Natur zurückkehren konnten — das war gar nicht möglich und konnte nur allmählich geschehen —, so konnte ich wenigstens gleich hinaus, fort aufs Land und somit selbst nicht mehr zu dem Elend beitragen, das dort durch die Anhäufung der Menschen und ihrer genußsüchtigen Leidenschaften herrschte; und so den Teil der Schuld, den ich an all diesem Elend hatte und habe, so weit verringern, als es mir möglich war; immer mehr und mehr, je einfacher und anspruchsloser, je mehr der Natur angenäherter ich suchte zu leben.

Und es ward mir klar: Die Menschen, die glaubten in den Städten mit all ihren scheinbaren Erleichterungen und den Sinnen schmeichelnden „Kulturgenüssen" leben zu müssen, oder die sich von dort noch nicht frei machen konnten, weil sie innerlich noch nicht stark dazu waren, die mußten auch die Verantwortung und die Folgen für das dadurch hervorgerufene Elend übernehmen und tragen.

Die Frage aber, ob die Städte als solche notwendig waren und sind oder nicht, die Frage habe ich gar nicht zu entscheiden und kann sie auch gar nicht entscheiden. Nur das eine weiß ich, daß alles Übel und alle Not der Menschheit aus dem von der Natnr abgetrennten Leben fließt, welches ein Teil der Menschen in den Städten oder ähnlichen „hochzivilisierten" Verhältnissen führt, und daß, wenn ich zur Verminderung dieses Übels beitragen will, ich vor allen Dingen wieder zum einfachen natürlichen Leben mit und in der Natur zurückkehren muß; und das kann ich nur fern und unabhängig von der Stadt, auf dem Lande.

Nun kann ich freilich gar nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, daß die Menschheit, als Ganzes genommen, notwendig eine solche Entwickelung nehmen müsse, das heißt also, aus den Städten und städtischen „zivilisierten" Verhältnissen wieder zum einfachen Landleben in und mit der Natur zurückkehren müsse. — Es ist überhaupt eine Frage, ob die Menschheit als Ganzes sich in einer aufsteigenden Entwickelungslinie bewegt oder nicht. Wir können das, glaube ich, gar nicht entscheiden. Wenn wir, soweit unsere geschichtliche Kenntnis zurückreicht, den Kulturzustand der früheren Zeiten mit dem heutigen vergleichen, so ist es sehr fraglich, ob die Menschheit als Ganzes heute in Wirklichkeit weiter ist als vor 5000 Iahren. In technischer Beziehung zweifellos. Aber auf den anderen Gebieten? Sind die äußeren Formen unseres Gemeinschaftslebens wirklich besser als die früheren, bedeuten sie wirklich einen Fortschritt? Die Meinungen darüber tonnen sehr geteilt sein.

Ich glaube, es kommt im Grunde auch gar nicht auf die Entscheidung dieser Frage an, sondern auf etwas anderes.

Wenn die Menschheit als Ganzes sich fortentwickeln oder höherentwickeln soll, so muß dieser Entwickelung jedenfalls und offenbar die Entwickelung des einzelnen Menschen zugrunde liegen. Darauf kommt es an. Zivilisation ist äußere Form. Die äußere Form des Lebens ist aber immer nur der Ausdruck für den jeweiligen inneren geistigen Zustand oder das geistige Niveau, auf dem ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen sich befindet. Nicht die äußeren Formen bedingen und schaffen den jeweiligen Kulturzustand eines Volkes, sondern umgekehrt die im Menschen vorhandenen und sich entwickelnden inneren geistigen Anschauungen und ethischen Forderungen schaffen sukzessive die äußeren in die Erscheinung tretenden Formen des Gemeinschaftslebens. Die äußeren schon vorhandenen Formen und Dinge, soweit sie nicht die natürlichen Bedingungen unseres Lebens in und mit der Natur betreffen, können nur insofern mitbildend und mitwirkend bei diesem inneren Entwickelungsprozesse sein, als sie abschreckend und hemmend auf uns wirken und uns die immerwährende Unvollkommenheit der uns umgebenden Zustände vor unser geistiges Auge rücken und zur Erkenntnis bringen. Nun ist aber die Entwickelungsmöglichkeit und Entwickelung des einzelnen Menschen von einem niederen zu einem höheren moralischen und intellektuellen Zustande eine von niemand geleugnete Tatsache — wenn viele sie vielleicht auch selbst noch nicht an sich erfahren haben. Und ich glaube, von dieser Tatsache müssen wir ausgehen.

Es kommt gar nicht darauf an, daß die herrschenden uns ungenügend und falsch erscheinenden Zustände und Lebensbedingungen der Gesamtheit durch äußere allgemein für alle verbindliche Maßnahmen sofort geändert werden; das ist gar nicht möglich. Aber darauf kommt es an, daß jeder Einzelne, der das Falsche in seinem Leben erkannt hat, sein Leben von Grund aus nach diesen neuen sitt-

lichen Gesichtspunkten umzugestalten sucht; das ist jedem mehr oder weniger möglich.

III.

Die Überwindung unserer als ungenügend erkannten menschlichen Verhältnisse kann also nicht durch Ersinnen neuer äußerer Lebensformen und Institutionen erreicht werden, da deren Einführung, wie ich versucht habe zu zeigen, das Gesamtleben der Menschheit nur noch mehr kompliziert und belastet. Ebenfalls nicht durch die bewußte Anwendung von Gewalt.

Die mangelhafte Organisation unseres Lebens, die in Gesellschaft und Staat zutage tritt, ist eben nicht, wie manche glauben, ausschließlich das Werk der gerade am Ruder befindlichen Regierungen oder der jeweiligen Machthaber, die man nur zu beseitigen braucht, um das Reich Gottes auf Erden zu haben. Nein, diese Organisation ist in der Hauptsache das jahrtausendelange Entwickelungsprodukt der der menschlichen Rasse überhaupt anhaftenden genußsüchtigen und gewalttätigen Triebe und Instinkte. Die Besserung dieser Zustände kann daher unmöglich in der Richtung der erneuten Betätigung oder gar Verstärkung dieser Instinkte und Triebe liegen, sondern offenbar nur in ihrer bewußten Verminderung und Überwindung. Wenn wir die angestrebte Erneuerung und Verbesserung unserer Zustände mit der Anwendung von Zwang und Gewalt gegen die Andersdenkenden und -handelnden beginnen würden, so würden wir ja selbst gerade in den Fehler verfallen, den wir bei den anderen bekämpfen wollen, und der ja gerade eine der Hauptursachen der mangelhaften Zustände ist, unter denen die Menschheit leidet; so daß wir also dadurch diese Zustände nur immer neu erzeugen und aufrechterhalten würden.

Um wahrhaft zur Verbesserung des Lebens der Menschheit beizutragen, müssen wir vor allen Dingen die Instinkte und Triebe der Genußsucht und Gewalttätigkeit in uns selbst bekämpfen und zügeln. Nur s o werden wir von innen heraus die Mängel unseres persönlichen, gesellschaftlichen, staatlichen und Menschheitslebens organisch überwinden. Und auch nur so können die anderen Menschen, die noch nicht auf diesem Standpunkt stehen, innerlich veranlaßt und gewonnen werden, das gleiche zu tun. Denn sich uns anschließen werden die anderen Menschen nur dann, wenn sie sehen und begreifen werden, daß wir wirklich ein höheres Kulturideal anstreben und besitzen. Wer wird uns das aber glauben, wenn wir selbst in Genußsucht und Gewalttätigkeit weiterleben?

Das höhere Kultulideal kann aber nur in der Richtung der größeren Liebe der Menschen untereinander liegen; die größere Liebe kann aber nur darin bestehen, daß wir bereit sind, auch das Ungemach und die Leiden geduldig auf uns zu nehmen und zu tragen, die uns aus dem Leben und Handeln der anderen Menschen entstehen, statt ihnen mit Unwillen und Gewalt zu begegnen; immer dessen eingedenk, daß wir den anderen dadurch notwendigerweise wieder Schmerzen und

Leiden bereiten würden, und daß wir dadurch die Summe des Elends der Menschheit, anstatt sie zu verringern, nur noch vermehren würden. Dagegen sollen wir suchen, die anderen mit guten Gründen von ihrem Irrtum oder Unrecht zu überzeugen. Ia, noch mehr: Wir sollen trachten, auch sie des Guten teilhaftig werden zu lassen, welches uns selbst aus einem niederen zu einem höheren besseren Zustande verholfen hat. Nur durch solch ein Verhalten werden wir die Andersdenkenden und -handelnden überzeugen, daß wir wahrhaft das Gute wollen, und auch nur dadurch können wir hoffen, sie für uns und unser Kulturideal zu gewinnen. Denn nur die in einer Idee enthaltene größere Liebe und Wahrheit wird imstande sein, sich die Herzen der Menschen zu erobern, ohne dazu Gewalt oder Zwang nötig zu haben.

Dr. Gustav Sommerfeldt:

Kunstleben und Zunft.

Erinnerungen des aus Ungarn stammenden Malers Iohann Friedrich Bayer <ea. 1680 bis 1710).

Zusammenhängendes Material über die alten Zünfte der Kunstmaler des 17. und 18. Iahrhunderts hat in Deutschland nur an wenigen Orten gefunden werden können. So boten sich auch in Königsberg, wo eine solche Zunft als Vorgängerin der heutigen Kunstakademie eristierte, nur geringe Überbleibsel dar, in einem Faszikel, der sich betitelt „Atta, die Gewerksrollen der Maler betreffend, 1671 bis 1701".*) Und wenn auch in Briefwechseln und Biographien von Künstlern alter Generationen — erinnert sei an Kügelgens lehrreiche Memoiren — manch wertvolles Körnlein sich vorfindet, das die ersprießliche Frucht einer Darstellung der Geschichte der alten Malerzünfte zu treiben geeignet wäre, insbesondere auch den Matrikeln der alten Universität Frankfurt a. O., der Königsberger Universität und anderer etliche Eintragungen entlehnt werden können über Musensöhne, die als „artis picwriae cultores" den Vorlesungen der betreffenden Universitäten beiwohnten, so ist doch weit davon entfernt, daß jemand den Versuch unternommen hätte, dieses Material für die in Betracht kommenden Orte zu sammeln, oder in größerem Rahmen einheitlich zu gestalten.

Auch der nachstehende Auszug aus einer Selbstbiographie des Kunstmalers Iohann Friedrich Bayer, die von mir in der Handschrift S127 Folio II, Blatt 630 ff. (Beilage in Quart, durchweg eigenhändige Aufzeichnung Bayers)

>) Stadtbibliothek ,u Königsberg, alte Signatur ^ 77.

entdeckt wurde, vermag in besagter Hinsicht, zumal ihre Nachrichten sich auf den Zeitraum bis 1710 beschränken, nur Geringes beizubringen. Als Augenblicksprodukt entstanden, und an den ehemaligen Pfarrer Iohann Michael (Michaelis) eingesandt, der 1710 in Lübeck hochbetagt lebte, und wohl ein Iugendbekannter Bayers war, bietet sie keine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes dar, immerhin wird die Wiedergabe der hier hervorgehobenen besonders markanten und für die Zeitanschauungen jener Epoche interessanten Stellen sich rechtfertigen. Nachdem Bayer, der in Ungarn als der Sohn eines Lutherischen Pastors (ursprünglich Rektor zu Neuhäusel) geboren ist, einleitend über Zweck der Aufzeichnung und über Beziehung zum Königsberger Hofprediger Bernhard Hahn (s 9. Oktober 1712) gesprochen hat, fährt er fort:

„Mein Vater weylandt war ein Prediger in Oberungarn zu Kirchdorff (ohn» gefehr fünf Meilen von Eperies*), ein Marcktflecken. Sein Nahme war maßistei- Iohannes Bayer, in Ungarn wohlbekant. Mein Großvater hieß Johannes Sar» torius, Superintendens in Eperies, welcher meiner Mutter Vater war. Da meine liebe und fromme Mutter aber starb, heurathete mein Vater eines Predigers Tochter, welcher letztens in Lübeck Superintendens ward, und schon bey Gott vor einigen Iahren. Sein Nahme hieß Doetor Samuel Pomarius; anderer unnöthigen weit» leufftigen Nahmen und Herkommen anzuführen, mich zu begeben, und nur kurtz zu sagen, daß ich aus einer Predigerfamilie entsprossen. Da aber anno 1674 dieses Landt von Gott mit harten Straffen umb der Einwohner Sünde willen heimge» suchet, das exercütüuln leligioiÜL denen Lutheranern genommen, von dem Römischen Kayser versetzet, und die Prediger von Stadt,Gemeinen und Land verjaget wurden,**) so geschahe es, daß mein lieber Vater, welcher sich in seinem ledigen Stande, als Studiosus, beworben hatte umb den Ungarischen Adel, denselbigen durch ein festes Doeument unter Kayserlicher Handt und Siegel, vor sich und seine künftige Erben zu wege gebracht —, resolvirte, diesen Standt zu verfolgen, und da das Predigen und vor Gemeinen zu sorgen, ihme nebst anderen genommen, sich des weltlichen Standes zu bedienen. Er reisete hierauf zu einem vornehmen Fürsten, arrendirete von demselbigen eine weitläufftige Starostey umb ein schweres Geldt, setzte sich in viele Schulden, und vermochte doch nicht dahin zu kommen, daß er zu seinem Zweck dieses erhielte, daß er vielmehr plötzlich und unversehens, — und wie von einem meiner Freunde berichtet, durch List von denen Herren Iesuiten eines bey» gebrachten Trunckes — nach Hause kommend kranck, und seinen Abschiedt genommen. Dieser unverhoffte Fall setzte sein armes Hauß, mich aber insonderheit, in einen miserabelen Standt. Mein Großvater aber, von welchem im Anfang gemeldet,

') Eperies, Stadt am Tarezafluß, im Komitat Saros. Notizen üb« Johann Bayer finden sich u. a. vo« in Zediers „Universallexikon", Band III, Spalte 796.

") Über das „Blutgericht ,u Eperies" vom Iah« 1687 siehe H. Dalton, Daniel Ernst Iablonski. Berlin 1903. S. 357—358.

war im Erilio nach Dantzig geraten, allda er durch göttliche Vorsorge von einem ehrbaren Rath beruffen wurde zu einem Prediger, ins Dantziger Werder, nach Trutenau und Hertzberg. Dieser schrieb sofort, als er meines Vaters Todt erfahren, umb mich an die Vormündere, welche mich gerne, aber fast nacket, die weite Reise mit einem auch flüchtigen Cantor aus Eperies, fortschoben, mit Hinterhaltung des meinigen, so sie zu verwahren hatten. Ich muß glauben, daß mir, als einem armen vater» und mutterlosen Weysen, genug Druckes in diesem Zustande wiederfahren sey, obschon wegen zarter Iugend, da ich etwan von vier Iahren und etwas drüber, mich davon nicht viel erinnern kann, nur daß mich däuchte, ich war wie ein ver» kaufftes Schaaff, und wurde sehr ängstlich. Nun, Gott sorgete für mich durch diesen meinen treuen und lieben Großvater, der — nebst meiner lieben Stieffgroßmutter — erzog mich, nebst anderen seinen aus Ungarn gebrachten Kindern, wie ein frommer Abraham, denn er war ein recht frommer Mann, und hatte insonderheit acht auf mich, und vermahnte mich hertzlich, und brachte zu wege, daß durch Gottes Gnade, nebst fleißiger Lesung der heiligen Schrifft, ich den gantzen Psalter auswendig lernete von Wort zu Wort, bis ich 14 Iahr alt wurde. Dazu kam die sehr scharffe Ruthe meiner lieben Stieffgroßmutter, und sonsten andere mir schwere, doch — jetzt be» denckende — sehr nützliche Zucht. Der große Gott sey ihr Vergelter davor in der seeligen Ewigkeit. Denn unter diesen allen gesegneten Führungen muß dennoch bekennen die Sünden meiner Iugendt, und daß durch böse Erempel und Reitzung von bösen Gesinde, auf viele Gottlosigkeit verleitet worden, doch heimlich meisten-theils, daß meine liebe Großeltern nichts davon erfahren können. Insonderheit muß als etwas merckwürdiges berichten, daß eine böse Magdt, welche mich und alle Kinder des lieben Großvaters auf böse Wege verleitet, etliche Iahre nachdem durch einen Brunneneimer im Auffziehen erschlagen, und den Kopff zerspalten, da er von der Stange gefallen, und dieses Gericht Gottes mich sehr erschrecket hat, daß davon überzeiget worden: daferne ich in Sünden würde fortfahren, Gott mich zeitlich und ewig ebenfalß straffen werde. Auch jagte mir ein großes Schrecken ein der anno 1680, am Christabend auffgehende erschröckliche Comet, und dessen von vielen gemachte Deutungen. Dieses erweckte bey mir ein Verlangen nach Buße, und fürchte mich sehr vor der Hölle und Gottes Zorn, denn ich begunte im Gewissen zu fühlen, und suchte also den Herm Christum, und hörete sehr gerne von seiner Menschwerdung, leben, leiden, sterben und Aufferstehung, sodaß ich offt in Hörung und Lesung der Bibel mich niemahls vieler Bewegung und Tränen enthalten konnte, darüber ich von anderen verlachet wurde. Dieses dauerte, bis ich zur Mahlerkunst, als zu einem sinnlichen und stillen Wesen, resolvirte, dazu mich mein seeliger Groß-vater auch gerne anbrachte in Dantzig bey einem bekannten Mahler, aber zu meinem großen Unglück, denn es war dabey ein öffentlich Wirtshauß, darinne nicht allein die Mahlergesellen, sondern auch Offieirer und andere freche Leute teils logirten teils verkehrten. Da kam ich also baldt von allem Guten, wurde gontz gottloß, wildt und eitel, sogar daß auch, so viel ich auch im Gewissen bestrafft wurde, nicht einen

Gedancken zu Gott fassen, vielweniger zu ihm hertzlich beten kunte. Inzwischen hatte viel Zufälle an meinem Leibe durch Kran<theitschaden, und dabey einen wunderlichen Herren und Frauen, die nichts thaten als murren, fluchen und schelten. Insonderheit wurde die liebe Kirch und der Gottesdienst wenig besucht, keine Haus» kirche gehalten, und außer der Mahlzeit vor — aber selten hernach —, wenig gebetet und gesungen, oder auf Gott gesehen, wurde also ein gantzer Heyde mit, obschon wenig gute Lage, und dabey einen siechen und gebrechlichen Leib hatte. Als nun meine fünf Lehrjahre zum Ende gebracht, da brachte ich noch umb auf der Gesellen Schmauß meine wenige Erbschaft, die ich dem lieben Großvater abschmeichelte, welcher numehro sehr alt, und sich bereden ließ. Ich lebete so etwas in die Welt hinein, nahm meinen Abschiedt, und ging nach Torn*), arbeitete doch noch ziemlich fleißig, so daß ich Gunst genug hatte. Aber das Leben ward in Hoffart und Wollust geführet, bis ich nach Warschau, zu dem königlichen PrintzIaeobi'schen**) Beylager zu sehen, reisete, und wie damahls redete, meine Fortun suchete, aber Unglücks genug fand, sodaß, wann Gottes Barmhertzigkeit mich nicht errettet, ich längst durch gottlose Gesellschaft und Duelliren umbs Leben gekommen wäre. Demnach so wurde wieder genöthiget, nach Tom zurückzugehen, daselbst ich Zeitung erhielte, mein Großvater wäre gestorben, dessen Sohn, Herr Na^ister Iohann Sartorius, jetziger ?l0te550l elayuentiae in Dantzig, damahliger Professor in Torn war, an Stelle Herrn ölaßiztri jetzt vocwris Schelwig in Dantzig. Dieser wolte mich mit haben nach Dantzig zum Begräbniß, reisete aber dennoch still fort. Darüber wurde ich zornig, nahm Abschiedt und reiset baldt nach, traf ihn aber an, da er eben auf die Rückreise sich begeben wolte. Vermeldete mir aber dabey, daß selige Vater ein Testament gemacht, und mir die Schulden meines lieben Vaters angerechnet, und vom großväterlichen Erbtheil abgeschlagen. Da ich dieses höret, wurde ich bald desperat, denn ich hörete, daß ich nichts mehr haben und erben solle. Da wolte ich mich in den Todt legen, und gedachte: nun ist alle Hoffnung in der Welt hin, und gedachte, ich würde numehro ein armer Mensch sein, der eines jedern Cujon, wie dazumahl redete, würde sein müssen, da sonsten mir vorgenommen, durch meine großväterliche Erbschafft einmahl, wann damit Hollandt oder Italien besucht, als ein fürtreflicher Künstler, eines vornehmen Potentaten Gnade zuwege bringen können, und glückseelig leben würde. Bey dieser Passion konnte nicht Tag oder Nacht ruhen, hatte wunderliche Gedancken, und konnte mir nicht helffen, wurde dabey denen Leuten wenig nütze, als der vor Melancholia nichts arbeiten kunte. Meine Freunde wolte nicht ersuchen, kurtz ich nahm eilends Abschiedt, ging zu Wasser nach Elbing, kam in eine wüste Werckstadt bey einer Wittwen; daselbst verzehrete noch eine Zeit lang, was ich hatte, in Hoffnung, es werde Arbeit vorfallen. So kam

*) Thorn.

") Prinz Iakob Sobieski, ältester Sohn des Königs Iohann Sobielki, ist gemeint. Dai Neilager fand im März 1691 statt,

aber nichts, hie fing ich an Gott zu suchen, gedachte ein und andermahl meine Weege nach, überlegte, was zu thun, und obs gut sey, an Gottes Hülffe zu verzagen. Nun hatte ich kein Buch als allein Iohan Arnds Paradießgärtlein, welches schon in Warschau etlichmahl angefangen zu lesen, daraus mir einen Trost schöpffete, aber nicht lang dabey verharrete, sondern baldt aufhörete. In diesem Büchlein fing ich an fleißiger zu lesen, und wurde mein Gemüth etwas stille, und fing an, sich nach einen, ordentlichen sittlichen Leben zu sehnen, gedachte dabey: wenn mich gleich Vater und Mutter verlassen hätte, so lebete doch noch Gott. Wenn ich nur wieder an einem Ort wäre, so wolte ich in guter Zufriedenheit stehen, arbeiten, und mit göttlicher Führung — der ich so lange wiederstanden —, zufrieden sein. Was geschieht! Es kombt ein Geselle von Königsberg und berichtet, es sey hier Arbeit genug, und Werckstellen offen. Ich resolvirte nach Königsberg, ob es gleich schon gegen Winter ginge. Ich nam ein Reeommendationsschreiben an zwey, davon mir das eine, und mir am besten zu sein vorgestellet wurde, die Condition öffnete bey meinem annoch lebenden Schwiegervater, Paul Perrath*), ein Mahler und Bürger auffm Steindamm in der Monckengasse; der hatte drey wohl erzogene Töchter, ich arbeitete, und ward durch Gottes Gnade glücklich, daß mein Herr mit meiner Arbeit sehr wohl dran war. So war ich auch an einen Ort gekommen, da es erbar zuging, und was ich verlangte an Lohn und Verpflegung, mir richtig, und besser als anderswo wurde. Nun wurde ich wieder von böser Gesellschafft hin und hergezogen, wurde aber auch von meinem Herrn, Frauen und Töchtern bestrafft und abgebracht, sodaß ich anhub etwas stiller zu werden, zur Kirchen zu gehen, mit ihnen zu beten, und von andern Sachen zu reden. Darüber verlohr ich meine Compagnie. Doch gefiel es mir die Länge nicht, sondern wollte zu einem anderen Herrn, versprach mich dem Herrn (damahligen Rath) Lauwitz**) zu dienen vor ein gutes Lohn, und mit ihme, wann sein Hauß fertig, zu reisen, war abgemacht. Da aber die Zeit kam, daß ich sollte eingehen in den Dienst, da schickte mir Gott die Pocken, und ich mußte in der alten Herberg bleiben, aushalten und auf etwas anders warten. Da ich nun nach guter Pflege frisch und gesund war worden, fügte es Gottes Güte, daß ich mich verlobte mit meines bisherigen Brodherrn ältesten jungen Tochter, meiner noch lebenden Ehegattin, mit aller ihrer Consens. Wir machten mit Gottes Hülffe Hochzeit, und hielten uns wie geistliche Eheleute. Gott gab auch Arbeit und Kundschafft, und lebeten bey unseren lieben Schwiegereltern und Geschwistern in aller Stille und Frieden." ....

Bald mehrten sich die Sorgen, und obwohl ihm reichlich Aufträge zuteil wurden, z.B. 1705 die künstlerische Ausmalung der im Entstehen begriffenen Friederizianums-

*) Undeutlich. — Wenn im obigen lichtig gelesen ist, konnte es sich wohl um eine der aus der Schweiz nach Ostpreußen eingewanderten Künstlerfamilien handeln.

*') Iohann Philipp von Lauwih, Tribunalsrat in Königsberg, starb 13, Ianuar 1727.

Kirche und »Schule*), später die entsprechenden Arbeiten an dem damals auf der Nordseite des Pregelufers befindlichen Gebäude der Börse**), so enthält die Auf« Zeichnung doch mancherlei Klagen nicht nur über die Mißgunst der Kollegen der Zunft, sondern auch wegen sonstiger Widerwärtigkeiten, unter denen Bayer nebst seiner Familie zu leiden hatte:

„So wurde meinen bösen Nachbarn dieses Werck (Religionsübungen) ein Dorn im Auge, ohne Zweifel, weil sie ihre Heuser voll Biergästen, die auch wohl sungen, aber mit meinen Gästen und unserm Singen nicht gleichen Zweck vor sich hatten, und einerley Gesang sungen. Da erregten sie allerley Böses wieder mich, beschimpffeten mein Haus, und spotteten deren Leute, die mich besuchten. Die Kunden, so aber Arbeit wegen nach mir fragten, und ihr Gesinde nach mir schickten, wiesen sie ab. Mein eigen Gesindt, als denen auch wenig um gottlich Leben zu thun war, und an meinem Vermahnen und Unterricht keinen großen Gefalle, und sich darüber beschwert funden, redeten diese erwehnte Nachbarn treulich ab, sodaß nicht allein die Alten weg, und der Lehrjung, welcher schon zwey Jahr gewesen, entlieff, sodaß wir gantz allein waren, — meine Frau insonderheit mit einem gantz kleinen seugenden Kinde, — sondern was wir wieder gemiethet hatten, kam entweder garnicht in den Dienst, oder aber blieben kaum zwey, drey, ja gar nur einen halben Tag, und liefen denn die meisten mit untreuer Handt fort. Auch tunten wir vor teure Bezahlung nicht von umbtreibenden alten Weibern, die im Hospital und sonst genug sitzen, und ehemahls vor Geldt gerne ein Ding bearbeiteten, numehr einen Dienst haben, sodaß wir recht bedrückte Leute waren, und wir unserer guten Freunde Gunst, die offtmahls auch wohl selbst das Glück mit denen ihrigen hatten, mußten leben. Hie geschahe es unter diesem Verlauf, daß wir eine Magd hatten, da Gott

*) G. Zippel, Geschichte des Königlichen Friedrichskollegiums zu Königsberg, Königsberg 1898, Seite 59; G. Sommerfeldt, Die Friederizianumskirche zu Königsberg, ihre Begründung durch den Professor der Theologie Heinrich Lysius, und ihre spätere Entwicklung bis zum Eingehen im Jahre 1853 (Altpreußische Monatsschrift 51, S. 36—57, besonders S. 45—46). — Frau Bayer, als zeitweise Okonomin des Frie- delizianumpensionats, erwähnt Zippel S. 57. Die Beziehungen des Malers Bayer zum Professor Lysius (f 16. Oktober 1731) haben auch später in dessen Leben eine wichtige Wolle gespielt, nicht am wenigstens im Pestjahre 1709. Damals geriet Lysius nicht nur mit den Behörden in Zwist wegen einer allzu freimütigen, die Pestmaßregeln besprechenden Predigt, sondern hatte auch mit dem Hofprediger am Schloß, Gottfried Wegner und anderen Kollegen seines Standes die ernstlichsten Zerwürfnisse, sodaß eine aus vier Mitgliedern bestehende Kommission zur Untersuchung der Lysius'schen Händel eingesetzt wurde. Hierüber Obermarschall Friedrich Wilhelm von Kanih (-f 1719), der eines der Mit- gkieder der Kommission war, in dem Moment aus ihr aber austrat, als er zum Präses des wider die Pest gebildeten „6oU«ssiurn »«mitHtis" ernannt wurde, d. d. Königsberg, 18. August 1709.

") Nach G. C. Pisan s ki, Literärgeschichte, herausgegeben von R. P h i l i p p i, Königsberg 1886, Seit« 7N0, wären „Küchenstücke" die hauptsächliche Force des Malers Bayer gewesen.

meine Ehfrau entbunden mit einet jungen Tochter, daß sie kurtz vor der Zeit ihr den Dienst aufsagte außer der Zeit mit dem Bescheidt: im Fall wir sie durch Obrigkeit zwingen wollten, sie wollte sich ein Messer ins Hertz stechen. Denn sie wollte keine kleine Kinder helffen warten, und brachte dabey viele Lügen auf die Bahn, daß sie wolte aus dem Dienst sich praetisiren. Zuletzt ließ sie einen Brief schreiben mit Vorgeben, es käme von ihrem Bruder von Schippenbeil, einem Artzt, der müßte sie bey sich haben, weil seine Frau gestorben. Da ich aber den Betrug und die Lügen innewurde, und sie dessen überführte, da sagte sie frey her: ich diene Ihnen nicht länger, solte auch der Büttel Arbeit kriegen; ich kann nicht Kinder warten.
Da straffte ich sie, und sagte unter andern: Du gottloses unbarmhertziges Mensch, siehe, Du slehest unsere Noth, darinnen wir gerathen, und willst nicht Barmhertzigkeit üben, da wir dies doch alle wollen und können vergelten, Gott wird Dich heimsuchen. Und siehe, ich propeceye es Dir, Du wirst Dein eigen Kindt warten müssen, welches Du wie eine Hure wirst umbherschleppen. Das setze ich Dir zur Nachricht, denn Gottes Gericht wird zur schweren Straffe über Dir nicht ausbleiben. Gehe Du hin, wir wollen Dich jetzt nicht, Gott wird uns schon helffen. Wir lohneten sie ab, und ließen sie gehen. Die ging gleich in den Dienst in die Altstädtische Lang-gasse bey einem Zinngießer. Ehe aber noch das Iahr umb war, so geschahe dieses: und ward vom Lehrjungen*) geschwängert, und kriegt ein Hurenkindt, wie ichs ihr gesagt hatte.
Unter diesem geschah es, daß ich als Altermann der Mählerzunfft auch sehr mit gequälet wurde. Weil ich eben das Iahr es am Halse hatte, so gingen mir hiebey auch die Augen auf, zu erkennen die greuliche Unordnungen unter uns, und die Sünden insonderheit des Schwelgens und Sauffens, Lästern und Ioublens, wie auch Fluchen, Schweren, Zetern und greulichen Schlägereyen, und alle Graden der Gottlosigkeit. Darüber fing ich sie an zu ermahnen, zu unterrichten und zu bestraffen, betete indeß, wann sie sündigten, und soviel mir möglich, entzog ihnen den Überfluß, wiewohl ich wenig schaffen kunnte, weil sie aus der Bar zehreten und es von mir mit Gewalt erpochten. So wurde ich demnach immer wehmüthiger, dabey nicht wissende, was dabey zu thun, wolte sie die Länge auch nicht mehr straffen, ging aber zu, und schriebe unterschiedliche Sprüche aus Gottes Wort mit großen Buchstaben auf ein etliche Quartblätter, und klebete sie ringsumb die Stube, wo sie sollten zusammenkommen, sodaß sie weder sitzen noch stehen kunnten, daß nicht ein schwerer Spruch einen jeden, oder etliche derselben Sprüche, über und neben und vor sich stunden. Dieses verdroß ihnen hefftig, dorfften aber doch nicht dawieder groß reden, als über meiner guten Freiheit, in meinem Hause zu meiner Erbauung was einzurichten, wurden aber die letzt vom Lästerteuffel so erfüllet, daß sie anfingen zu toben, und beteierten noch hefftiger. Und obgleich einige wenige still waren, auch die andern bestrafften, und von Toben wieder mich und

') Vorlage: Lehjungen.

mein Beginnen abriethen, als der ich ja es nicht böse meinete, sondern gerne sie fromm haben wollte, so halff es doch nicht, sondern quälten meine, wie jene des Loths Seele, von Tag zu Tag mit ihren ungerechten Wercken, bis nach etlichen Iahren mich Gott starkete, bey anderen Alterleuten, ihnen in die Stirne und Fresse zu sagen, was ich erkannte, auch ihnen ein gantzes Buch schriebe, und es ihnen schrifftlich eingabe, was ich wieder sie hätte, und worüber ich keinesweges mit ihnen es halten würde, sehr hart und eufferig protestirte. Ehe ich diese Schrift aber vollbrachte, betete immer zu Gott; zuletzt da ich einmahl allein zu Hause war, und an dem war, ihrem Eltermann am Tag vor ihre Fastnacht dieses Buch und einen Brief zu übergeben, da betete ich zu Gott, und bate ihn, er möchte mir aus seinem Wort zeigen, ob dieses sein Wert und Wille, wie ichs so lange erkant und geglaubet, da stund ich auf in großer Gewißheit und Versicherung meines Gebets, schlug eilends die Bibel auf, und glaubte, auffm ersten Blatt, das ich ansähe, müßte ich die göttliche Antwort auf mein Gebeth finden, darauf ich mich gründen könte. Da ich die Bibel aufschlug, sobald lag vor mir das 43. Capitel Iesaiae, und zwar die herrlichen An» fangsworte: Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Iaeob, und dich gemacht hat, Israel: fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bey deinem Nahmen geruffen, du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehest, will ich bey dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäuffen, und so du durchs Feuer gehest, solst nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der heylige in Israel, dein Heylandt ete. Ich nam dieses Wort mit frölichem Muth und voller Glaubensfreydigkeit an, gewiß versichert, daß, so wahr*) dieses Wort, so wahr würde es auch Gott an mir machen, umb soviel mehr, weyl Christus spricht: alles was ihr bitten, glaubet nur, so wird es geschehen. Da ich dieses glaubete, indeme ich wußte, das Werck wäre von mir vorgenommen zur Ehre Gottes, so ging ich im Nahmen Gottes hin, und übergab dieses geschriebene Buch und Brieffe dem Eltermann, der es am folgenden Tage seinem Collegio über« antwortete, welchem es insgesambt vorgelesen würde, davon die meisten aber dermaßen auffgebracht und entrüstet worden, daß sie sich hoch vermaßen, nicht Ruhe zu haben, bis sie mich in den höchsten Ruin gesetzt hätten, unterließen der» halben nichts, was dazu helffen möchte, wie sie denn mich beym Herrn Oberburg» graffen angeklaget, das Buch ihme gezeiget, welcher es übersehen, ihnen aber ge» antwortet wie Pilatus den Iuden, da sie Iesum verklagten, nehmlich: ich finde keine Schuldt an diesem Mann; er strafft euch wegen eurer Sünden, davor sollet ihr ihm dancken, und was wollt ihr, jetzt in dieser Fastenzeit wollen wir die Comödia mit Christo spielen, ihr wollt die Iuden und Phariseer, ich aber soll Caiphas oder Pilatus sein, gehet, ihr habt euren Abschiedt, bessert euer Thun und Wesen! Wollt ihr aber nicht, so gehet an das ehrwürdige Consistorium, denn dieses sind eigendlich nicht richterliche Sachen. Diese Sache wärete fast ein Iahr, bis sie mich endlich bey

') Vorlage: war.

Abdanckung des Eltermanns letztens citiren ließen, da sie mich denn hart zu Rede stellten, und mich zur Satisfaetion anhielten. Gott gab nur Muth, ihnen wie vor diesem alle ihre Dinge zu erweisen, mit dem Bescheiden, daß ich erwarten wollte alles das, welches ihnen gefiele wieder mich vorzunehmen. Ich wäre nicht gesonnen, die allergeringste Syllaba zu wiederruffen, könnte auch nicht, denn es wieder Gott und mein Gewissen. Sie deuten mir an, vors Hoffgericht mich zu fordern, ich sagte: ja, ich will gestehen*). Da sie nun hierüber gantz rasendt wurden, und einer auffuhr und sagte: Ihr Phariseer, ihr Scheinheiliger, hättet Ihr dieses unsern Vor» fahren gethan, sie hätten Euch durchs oberste Fenster — die Stube war zwey Geschoß hoch — hinabgesegelt, daß Ihr hättet mögen den Hals brechen, und Ihr solltet uns hie auch wohl balt nicht viel krumme Sprünge machen, so sollt Ihr wohl zusehen, wie es Euch gehen soll. Ich stund unerschrocken auf, sagte ihnen: Höret lieben Freunde, hie haltet Ihr Gericht, und verurteilet mich und meine gerechten Sachen, thut, was Ihr verantworten könnet, glaubet vors erste: Gott ist gegenwerttig, der hört alle unsere Worte, und siehst auf all unser Thun. Glaubet, daß Ihr mir nicht ein Haar krümmen sollet, waget's, wo Ihr könnet, hie stehe ich, legt Handt an! Trotz Teufel und Euch! hat jemand ein Hertz, der vergreiffe sich an einem Knecht Gottes! Ich weiß aber, daß ich ein sicher Geleit habe, und könnet Ihr Euch von Angst nicht rühren, das weiß ich gewiß, Ihr tobe», wie Ihr wollet, und ich sage Euch noch einmahl im Nahmen des Herren, daß ich Euer Thun gottlos halte, und wo Ihr hie mein Zeugnüß nicht wollt annehmen, so sollt Ihr wissen, daß Ihr einmahl werdet mir, und ich Euch, in die Augen treten am jüngsten Gericht, da wollen wir dieser Sachen Ausschlag hören! Gott gebe Euch aber Raum zur Buße, und bekehre Euch in Gnaden! Hiebey schwiegen die Meisten stille, die Ältesten aber murrten noch, und wollten die Sache weiter überlegen. Darnach sollte ich warten. Ich, nachdeme ihnen noch ein und anders zu Gemüth geführet, nam meinen Abschiedt, und ging mit Freuden und Lieb Gottes vor die Schmach und Lästerungen, die ich seines Rahmens wegen erlitten, nach Hause, und blieb die Sache nachgehends unausgeführet, und ich ging mit Gottes Hülffe frey aus, obzwar sonst Hohn, Spott und Drucks genug bis dato erlitten, sowohl von denen Wercksbrüdern selbst, als auch von ihren Gesellen, weil ich sie allesambt angepacket, und wieder ihre Gottlosigkeit geschrieben hatte. Die das auch nicht leiden wollten, und muß ich armer Mann ohne Gesinde und Gesellen kümmerlich mich nähren, weil sie mir nicht wollen Hülffe zulassen, und sich also verbunden haben, mich zu drücken. Das muß ich geschehen lassen, und es Gott befehlen. — Hiebey muß ich melden, was einsmahl sich zugetragen, da ich wenig Arbeit hatte, daß ich in die Zunfft verbottet wurde. Da kam ein Frenmeister, und bote sich aus, daß er ein gut Stück Arbeit wüste, welches er sich nicht getrauete zu verfertigen; er wollte es jemanden, der ihm Gutes thun wollte, zuweisen. Da fielen sie alle zu, und ein jeder wollte fischen, einer begieriger

') d. i.: Vor Gericht gehen.

wie der andere, sodaß der Mann nicht wußte, wem er es bringen sollte. Ich saß still, und wunderte mich, gedachte aber: Gott kann es von allein wenden, und so es sein Wille, mir bescheren. Nach etlichen Wochen geschahe dieses, daß mich der Herr derselbigen Arbeit zweymahl beschickte, zu sich bate, und nicht abließ, und die Arbeit umb einen billichen Preis, davon ich wohl leben könnte, sich mit mir einigte, da ich mir sonst es garnicht angelegen sein ließ. Dieses machte meinen Herren College« ein großes Verwundern, und eraminirten mich scharff, wie ich denn wäre an Dienstarbeit gekommen, und da ich ihnen berichtet, mußten sie stille sein, und mir das gönnen, was mir Gott bescheret.

Nach diesem litte ich eine Zeitlang großen Anstoß wegen meiner Profession, wegen der Augenlust, und gerieth in eine schwere Anfechtung, daß ich sollte die Kunst aufgeben. Denn ich hielt alle meine Arbeit vor Sünde der Augenlist und Eitelkeit, und gestehe, daß ich viel Qual ausgestanden, und konnte mich aus Gottes Wort Niemandt trösten, und in meinem Beruf bestärcken, bis ich ohngefehr durch eine Pfauenfeder aufgemunttert, und mir dieser Zweifel aufgehoben, und des allerkünstlichsten Werckmeisters Handt erkennen lernete, wie er vielmehr in der gantzen Natur gebildet und gemahlet, und darauf der heylige Christus auch uns zeiget, als auf die schönen Blumen, wie sie herrlicher sind als Salomonis Herrligkeit. Da ich also die Gesetze der Natur einsähe, so erkannte endlich, wie ich alle vorher gemahlte Wercke Gottes, ihme zu Ehren, und diese noch mehr zu betrachten, theils vor mich und vor andere Menschen, und ein trauriges Gemüthe zu ergehen, voraus gute und nützliche Historien, oder andere ehrliche, zulässige Dinge, mit gutem Gewissen nachbilden könnte, zu Erhaltung meines Lebens auch Gott mir diesen Beruf vergönnet hätte, zumahln ich auch bey meiner Arbeit, wann ich eine hübsche Historia, entweder die Geburth oder das Leiden Christi, gemahlt, die allerbesten Bewegungen und Würkungen des heyligen Geistes an mir wahrgenommen, wenn entweder ein geistlich Lied dabey gesungen, oder sonsten meine göttliche Betrachtungen gehabt, bin wohl offtmahl auffgestanden von meinem Werck, dasselbe verantwortlich zu mahlen, die Bibel selbst nachgeschlagen, und bey Lesung derselben erst in reichliche Gedancken gerathen, die mich zu Gott und Christo geleitet haben. Auch ist mir dadurch, daß Gott die Bekehrung an mir am kräfftigsten befördert, und mich durch die Buße zur Freudigkeit des Glaubens gebracht, mitten in meiner Arbeit, da ich ein sehr großes jüngstes Gericht in der Betstuben des Hospitalklosters, der „Rehmter" genandt, vor die seelige Frau Mater Borckin mahlete, und ich in der Einsamkeit, außer gewissen Stunden des Tages, in welchen die Frau Mater mit denen Iungfrauen beten kamen, mein Beruf thuendt, sehr gewiß nachmahls versiegelt worden; weil ichs beständig davor halte: weil Gott meine Seele dabey offt mit himlischer Freude und Trost erfüllet, so müsse mein Werck und Beruf auch von ihme sein, und ihme in Christo Iesu Wohlgefallen, wann ich mich vor allen Mißbräuchen ärgerlicher, abgöttischer und schädlicher Arbeit hüte, das übrige aber zu einem christlichen Zweck anwende, und dann mit meinen Händen etwas Gutes schaffe, auf daß ich habe

meinen Unterhalt, und auch zu geben den Dürfftigen. Habe aber diesen Nutzen davon, daß auch durch diese Anfechtung numehro zur Gewißheit, und Bestärkung meines Beruffs gekommen, woran ich am stärckesten gezweifelt, ob er auch von Gott wäre, weil ich mein Lebtag noch nie einen bekehrten frommen Mahler gekannt, sondern fast alle bös und gottlos gefunden, oder aufs höchste eine Heuchelfrömmigkeit, dabey sie dennoch die Abgötterey und unzüchtiges Wesen haben durch ihre Arbeit befördert mit dem Deckmantel ihres Beruffs, damit sie sich vor Menschen entschuldiget."

Friß Alfred Zimmer:

Lied der alternden Mädchen.

O Schwestern, unsers Traumes schöner Garten
Liegt ganz nun ohne Lust und Licht!
Wir wollen auch nicht länger schau'n und warten;
Denn zu uns kommt das Märchen nicht.
Das ist still mit dem Sommer weggegangen,
Mit Nelkenduft und Sonnenschein.
Wir stehen abseits mit verblaßten Wangen,
Wenn Rosen trägt der tiefste Hain.
Uns wird kein Frühling wieder lächeln sehen,
Blüht er auch noch so schön am Zaun;
Nur in den Abend werden oft wir gehen
Und nach den fernsten Sternen schau'n.
Dann singt noch leise her von Rain und Ried
Ein altes halbvergeß'nes Liebeslied.

Deine Liebe —

Deine Liebe hob mich in Wunder hoch hinein.
Und meine Seele sang sich rein
Und frei von allen Härten.
Traumleise Glocken hingst du in ihr Lauschen
Und wiesest meinem Sehnen Gärten
Voll Schönheit und voll Sonne,
Daß ich um nichts auf Erden möchte tauschen,
Was du mir gabst: des Menschseins Wonne!

Fritz Alfred Zimmer
Traumleben.
Am Wasser blüht die Weide; Doch wenn die Tale dunkeln,
Ins Grüne lacht der Mai. Im milden Abendhauch
Im Iauchzeschritt Durchs weite Land
Geht frühlingsfroh die Freude Die Himmelslichter funkeln,
An mir vorbei — Dann spür' ich auch
Nimmt mich nicht mit. Mich dem verwandt,
Was dunkle Tiefe immer
Mit Trost der Nacht betreut.
Aus stillem Haus
Geht meiner Seele Schimmer
Dann sternerfreut
Und träumend aus.
Feierabend.
Die Nacht verfinstert ihr Gesicht — Denn du füllst still mir Zeit und Raum.
Doch um mich friedet leises Licht. Bist meine Welt und bist mein Traum.
Nur heimlich durch den Abend dann
Klingt unser Sehnsuchtsglöcklein an.
Neuer Frühling.
Märzensonne küßt schon erstes Grün
Und auch frühe Veilchen aus der Erde.
— Altes Herz, daß ganz es Frühling werde,
Fängst auch du nun wieder an zu glüh'n.
Trugest lange schon genug im Schwarm
Enger Werktagsgassen deine Bürde.
Brich die Fessel! Das sei deine Würde:
Weltalleins, doch wurzelfest und warm!
Bist ja auch so eine Frühlingsspur,
Eine Blüte in des Lebens Garten.
Blühe! Und der Wunder darfst du warten
In dem Wunderlenz der Gottnatur!

Frau Konsul Fritz Weiß in Chengtu:
Reisebriefe aus China.
Chengtu—Jachou—Kiating—Chengtu.
Um 1 Uhr Abmarsch vom Konsulat. Das so zeitraubende Abwiegen der Lasten ist gestern schon geschehen, die Kulis hängen sich das wenige Gepäck am Tragholz über die Schulter und sind bereit. Ich reite mein braunes Pony, mein Mann den Schimmel, und das gelbe Pony bekommt zu seinem größten Leidwesen zwei lederne Packtaschen umgehängt. Nachdem der Schimmel ungefähr zwölfmal ausgekeilt hat und so seinen Unmut über die bevorstehende Reise geäußert, geht's in geordnetem Zuge in schnellem Schritt zum Südtor. Voran unsre Leute in neuem malerisch gewickelten Turban. Am Tor der erste Aufenthalt. Soldaten von der Wache reißen dem Mafu die Flinte weg, trotzdem wir kurz vor ihm reiten. Mein Mann macht dem Räuber (etwas Besseres ist er wohl kaum) in wenigen energischen Worten klar, daß wir kein chinesisches Volk wären, sondern „Weigojen", das wäre ein Unterschied. Die Umstehenden applaudieren, und der Soldat gibt das Gewehr beschämt zurück. Am Südtor kommen wir auf die große Straße, die nach Lhassa führt. Ein Teil ist mit langen Steinen gepflastert, auf die man sich bei Regenwetter rettet, wo der andre Teil sich in Schlamm verwandelt. Die Straße ist sehr belebt. Reisende in Sänften und andere auf der Schubkarre begegnen uns — letztere schlafen meistens, was uns immer unverständlich bleiben wird, denn bequem kann der Sitz nicht sein, und schütteln muß es nicht wenig —, Karawanen kleiner Ponys aus dem Chienchangtal, Lastenträger mit Medizinen etc. und natürlich wieder die großen schwarzen Schweine, die auf Karren verladen, jämmerlich quieken. Rechts an der Straße sehen wir einen Brand. Eine Ahnenhalle brennt ab. Einige Leute löschen, andre sitzen im angrenzenden Gehöft und essen seelenruhig ihren Reis. Um 6 Uhr sind wir in Shuang Liu. Hier war die ganze Vorstadt zur Revolutionszeit abgebrannt und wird jetzt zum Teil wieder neu aufgebaut. Wir finden ein ganz leidliches Unterkommen in einem Tempel und schlagen unsre Betten unter der dunklen Buddhastatue auf.
Sonntag um 7 Uhr Abmarsch von Shuang Liu. Das gelbe Pony muß heute schon wieder von den Packtaschen befreit werden, es hat sich zu sehr damit angestrengt und sich schließlich etwas durchgerieben. Ein Kuli trägt von nun an die beiden Taschen als halbe Last. Der Weg ist reizend. Erst passieren wir einen zierlichen roten Ehrenbogen, der sich wunderhübsch von den dnnklen Zypressen abhebt, die hier überall stehen. Auch Tannen umgeben die Gehöfte,

und an dem kleinen Flußlauf, der uns zeitweise begleitet, ein Arm des Min, steht dichter Bambus, hohes Gras und blühen rosa und weiße, mir ganz unbekannte Blumen. Wir passieren viel bogenförmige Brücken aus rotem Sandstein, vor denen meistens Bettler kauern. Auf einer Wiese, weit von Chin Ching, unserm heutigen Quartier, stehen die Ruinen einiger großer Kasernen. Die sind zur Revolutionszeit von den Ligaleuten zerstört worden, nachdem die Soldaten, damals noch kaiserlich, sich wohlweislich vorher in die Stadt zurückgezogen hatten. Aber, und das ist wieder echt chinesisch, die Kasernen sind weder durch Schüsse noch durch Brand zerstört, sondern die braven Ligaleute haben die Steine einfach abgetragen, um ein kleines Geschäft damit zu machen.
Vor Chin Ching fließen zwei breite Arme des Min zusammen. Zum Wasser geht's über eine weite Wiese, dann setzt man in kleinen Booten auf eine Insel über, von da wieder über den Fluß zur Stadt. Die Insel im Fluß ist prachtvoll. Sie ist ganz von hohem Gras bestanden, das vielleicht drei Meter hoch ist.
In Chin Ching lassen wir die Pferde zurück und setzen selber über Nanho, um zu dem prachtvollen Tempel zu gelangen, der sich dort drüben auf schöner bewaldeter Bergkuppe erhebt. Eine Steintreppe führt herauf. Hier oben weht herrliche Luft. Der Tempel ist gut erhalten und sehr sauber, die Götter werden sogar neu bemalt, das erste Mal, daß ich solch eine Liebesmühe an den meist vernachlässigten Tempeln entdeckte. Hier bleiben wir die Nacht.
Am nächsten Tage geht's um 6 Uhr fort. Wir gehen erst eine kurze Strecke am Nanho entlang, und dann biegen wir links ins Land und benutzen einen kleinen, sehr wenig begangenen Weg. Die dunkelrote Erde wird hier an vielen Stellen gepflügt. Prachtvoll sieht es aus, wie die großen grauen Wasserbüffel langsam und bedächtig mit dem dreieckigen Pflug die schweren roten Schollen stürzen. Auf andern Feldern stehen Erdnüsse und Zuckerrohr, und überall leuchtet das frische Grün der Maulbeerbäume. Dörfer sind wenig hier, aber scheinbar sehr reiche Bauernhöfe mit schönen Gräberhainen dahinter. Hier überall lebt und webt der Bauer am selben Platz, wo er nachher begraben liegt. Die Bauern, denen wir begegnen, sind sehr gut angezogen, doch sind auch die meisten schon ohne Zopf. Sie gehen zum Markt, die Frauen und Kinder auch, mit Kiepen und Körben bewaffnet, zum Kaufen und Verkaufen. Wir kommen bald durch das Dorf, wo der Markt abgehalten wird. Eine Holzbrücke von 150 Meter Länge führt über den Fluß in das Dorf. Hier drängen sich in malerischem Gewimmel Käufer und Verkäufer mit ihrem Gemüse, süßen Kartoffeln, Hühnern, Strohsandalen und ähnlichem Kleinkram. Trotz des Gedränges geht es ruhig und ordentlich her. Den zweiten Teil unseres heutigen Weges geht's an grünblauem Fluß entlang. Oft ist die Erde am steilen Flußufer unter dem Weg fortgerutscht, aber man gewöhnt sich schnell an diese Art von Straßen, und die Ponys gehen so sicher, daß es am besten ist, man kümmert sich überhaupt nicht um den Weg.

Es ist schon dunkel, wie wir nach Pu chiang tan kommen; auch zu dieser Stadt führt eine lange gedeckte Holzbrücke. Wir finden hier Quartier in einem leerstehenden Hause.
Am 15., Dienstag, geht's erst durch Reisfelder, die unter dicker roter Brühe stehen. Dann treppauf, treppab über mehrere kleine Höhenzüge. Wir frühstücken in einem am Wege gelegenen Rasthaus, wo der alte, sehr mißtrauische Bauer uns bereden will weiter zu ziehen. Auch verweigert er uns heißes Wasser. Er hat noch nie fremde Teufel gesehen; als er aber von ihnen eine Zigarre bekommt, die er mit Andacht und Eifer hintereinander aufraucht, erhellen sich seine Züge. Das Wasser, das wir hier bekommen, ist so rot wie die ganze Gegend, wir trinken damit Kakao, damit man's nicht so sieht. Gegen drei Uhr kommen wir auf eine mit Kiefern bewachsene Höhe. Es sieht aus, wie bei uns an der Havel, bloß der Boden ist hier tiefrot. Von der Höhe geht's hinab in einen Talkessel, und hier sind alle Reisfelder von Frarinusbäumen begrenzt. Die Bäume sehen aus wie Weiden, man züchtet darauf Insekten, von denen man das deil»., Weißwachs, gewinnt. Im Mai werden die Eier dieses Insekts auf die Blätter gesetzt. Im Talkessel liegt Tanling. Die Stadt sieht wie ein Spielzeug aus. Rings die rote saubere Mauer mit den vier runden Toren. Mitten im Feld erhebt sie sich, ohne jede Vorstadt. Innen unterscheidet sie sich aber durch nichts von andern schmutzigen Chinesenstädten. Hier holt uns ein chinesischer Christ, der uns in den Straßen herumirren sieht, in das Haus der katholischen Mission, wo einige Christen ohne europäischen Priester wohnen. Wir bekommen ein sauberes Zimmer, und am Abend erfreut uns die kleine Gemeinde durch lautes Gebeteleiern. Am nächsten Tage führt uns der Weg gleich ins Gebirge. Bewaldete Berge, vielleicht an 100 Meter hoch, Wildbäche, über die hübsche, ganz flache Steinbrücken ohne Geländer führen. Wir klimmen die Treppen hinauf, auf dem Pony geht das sehr schnell, und erreichen eine Höhe, wo wir in einem kleinen Drrf den durchreisenden Magistrat treffen, der uns einige seiner Soldaten mitgibt, da es auf der nächsten Strecke viel Räuber geben soll. Die Soldaten blicken dann auch auf dem Wege nachher pflichtschuldigst auf die Berge und Schluchten, aber es kommt keiner. Doch einige Stunden vorher sind gerade einige chinesische Reisende überfallen worden. Wir hören von den Bauern, daß in letzter Zeit Kinder hier oft gestohlen werden, um für ein Lösegeld wiedergebracht zu werden. Es geht hier meistens durch schönen Wald, Tannen, niedrige Laubbäume, Tung und Pipabäume. Gegen Abend wird die Gegend flacher, und da es schon dunkel wird, bleiben wir die Nacht in einem kleinen Dorf. Hier schlafen wir im offenen Theaterboden eines Tempeltors, von wo hilfreiche Hände — die ganze Dorfmiliz hat sich versammelt — das Bohnenstroh wegzuschaffen helfen. Die Nacht ist kalt, aber wir frieren nicht, und vom Regen bleiben wir verschont.
Am nächsten Tag begleitet uns die Dorfmili; mit Lanzen und Hellebarden bewaffnet ein Stück Weges. Der Weg ist schmal, sehr schlecht, nnd führt durch

überschwemmte Reisfelder. Ich muß immer daran denken, wenn mein Pferd ein bißchen scheut, und ab und zu tut es das, so liege ich im Schlamm. Aber man rechnet nie mit der Schlauheit der Ponys. Wo es eben absolut keinen Platz hat, scheut es auch nicht. Hier bereiten uns unsere Hunde die erste Unannehmlichkeit, indem sie eine Katze, welche dummerweise die Flucht ins Reisfeld nimmt, ebendaselbst ersäufen. Der Besitzer aber steckt sehr zufrieden den Silberdollar ein.
Ich weiß nicht, nach was für Gesichtspunkten die Wege hier gebaut werden. Andauernd im Zickzack, bergauf und bergab, wo sie ebensogut geradeaus und eben gehen konnten. Außerdem ist der Weg mit runden Flußsteinen gepflastert, was für die Pferde auch sehr beschwerlich ist. Wir essen Mittag in einem sehr schmutzigen Dorfe, wo die Leute, die auf diesem abgelegenen Wege alle noch keine Europäer gesehen haben, uns derartig umdrängen, daß unsre Polizisten, die Hunde, kaum Platz machen können. Wenn wir die nicht hätten, würde man nicht essen rönnen, so groß wäre das Gedränge um uns. Überhaupt die drei gleichen Hunde sind stets eine Quelle der Freude, des Erstaunens, manchmal auch des Schreckens für die Bevölkerung. Unterwegs hört man immer bloß Rufe des Erstaunens über sie, und alle Augen richten sich nur auf die drei. Starr vor Bewunderung aber sind die Chinesen, wenn die Hunde von selbst ins Wasser gehen und sogar auf Befehl allerlei Gegenstände herausholen. Gegen 4 Uhr geht's eine kolossal steile Höhe hinauf, von deren spitzem Gipfel man eine herrliche Aussicht auf den Ua, die Ebene, und die sie umgebenden Berge hat. Dann geht es eben so steil herunter, natürlich bloß Stufen, und dann auf Wiesen am prächtigen Fluß entlang der Stadt Ja Chou zu. Um zur Stadt zu kommen, geht's über den Fluß per Boot. Es ist eine tolle Fahrerei, und oft sollen im Sommer bei Hochwasser die Boote umschlagen. Aber eine Brücke wird deshalb noch lange nicht gebaut. Erst fährt man ein Stück gegen den Strom, dann saust man mit dem Strom zurück, um vom Aufstrom ans gegenüberliegende Ufer gesetzt zu werden. Es ist bewundernswert, wie ruhig die Pferde sich in dem kleinen Boot dabei verhalten.
In tiefer Nacht pochten wir an das schon geschlossene eiserne Tor der Stadt. Drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen, die uns versicherte, nicht mehr aufzumachen. Und erst nach langem Hin- und Herreden, nachdem wir versichert hatten, wir wären keine Räuber, öffnete man. Wir gingen zur französischen Mission und P5re Gire nahm die sehr müden Wanderer freundlich auf.
Freitag, den 18. Oktober, regnet's am Morgen etwas, und wir bleiben hier in Ja Chou. Die Mission ist von Pöre Gire selbst erbaut worden und verdient wirklich Erwähnung. Es spricht aus dem Bau so recht der kriegerische Charakter der französischen Mission, Gottesstreiter im wahren Sinne des Wortes. An jeder Seite des Grundstücks ein fester Wachtturm mit Schießscharten, von wo man die einzigen Zugänge, eine enge Gasse und die nahe Stadtmauer, ganz übersehen kann. Gegen einen Angriff vom Plebs oder von Räubern lange zu halten, natürlich ohnmächtig gegenüber großen Geschossen. Die Kirche und eine rings

um den Hof laufende Wandelhalle ist in gotischem Stil gebaut. Die Kirche innen sehr geschmackvoll, ebenso das geräumige Wohnhaus, hinter dem sich ein großer Gemüsegarten erstreckt. Ptzre Gire hat wunderbare Weine, die er uns anbot, zum ersten Frühstück gab es schon schweren südfranzösischen Weißwein, und aus dem Garten ganz frische Kresse. Nach dem Frühstück gingen wir in die Stadt, und weil es so ein reinlicher Regenmorgen war, und also noch keine Fliege vorhanden, kauften wir uns bei einem Waffelbäcker auf der Straße eine große knusprige Waffel, die gar nicht übel schmeckte, denn die Chinesen verstehen sich recht gut auf allerlei Gebäcke und Süßigkeiten. Überall in der Stadt sah man noch an den Häusern die Spuren, die die Kugel der Belagerer vorigen Winter zurückgelassen. Damals standen die Banden der Eisenbahnliga vor den Toren, selbst in die Mission fielen eine Anzahl Schüsse, und Pöre Gire hielt sich damals im Keller auf. Wir besuchten einen Kaufherrn, einen großen Teehändler, der uns freundlich empfing und uns erzählte, daß ihm bei der letzten Plünderung 20 000 ^ri» gestohlen worden sind. Ietzt baut er ein massives Steintor vor sein Haus. Hoffentlich nützt ihm das was. Es waren Truppen für Tibet, die hier vor zwei Monaten die arme Stadt ausgeplündert haben, worauf die Räuber sich auf Flöße geschifft und davon gemacht haben. An den Läden in den Straßen hängen fast überall Schilder, die verkünden, daß hier alles geraubt worden ist, manche Läden sind seitdem überhaupt zugeblieben. Im Hofe des Kaufherrn wird Tee für die Tibetaner sorgsam abgewogen, in Säcke gepackt und von kleinen schwächlich aussehenden Kulis auf dem Rücken mühsam fortgeschleppt. Bis nach Tachienlu trägt ein Mann die schwere Last. Was aber die Chinesen den armen Tibetanern als Tee verkaufen, ist unglaublich. Man würde es eher für trocknes Laub halten, wie es im Garten zusammengefegt wird. Und darin hat man auch nicht so unrecht. Richtiger Tee ist wohl nie dabei. Wir gehen von hier aus auf die Mauer, und hier entdecken wir etwas ganz Merkwürdiges. An den Bäumen hängen tote Katzen, die meisten in ein Stück Matte gewickelt, und schaukeln trübselig im Winde. Einen kleinen Iungen, der mit zwei Ziegen des Weges kommt, fragen wir nach der Ursache dieses merkwürdigen Verfahrens, die Bäume mit toten Katzen zu schmücken. Ernsthaft erklärt er uns folgendes: Stirbt eine Katze im Haus, muß sie an einem Baum im Wind aufgehängt werden, da sonst die Nachfolgerin nicht leben kann. Wahrscheinlich geht sonst der Katzengeist im Hause um.
Sonnabend, den 19., treten wir nun die Rückreise über Kiating an. Morgens werden erst noch von der Stadtmauer die im günstigen Sonnenlicht liegenden Berge photographiert. Ja Chou liegt in einem kleinen tiefen Kessel, rings von Bergen umgeben. Im Westen und im Osten stehen zwei hohe, ganz gleich geformte Berggipfel, wie zwei Wächter. Beide sind stark nach einer Seite gebogen, als blickten sie scharf ins Weite. Unsre Geographen nennen die von allen Seiten sich zusammendrängenden Berge die Bucht von Ja Chou.

Um 2 Uhr verlassen wir die Stadt durch das Nordtor und schiffen uns auf unserm Floß ein, um nach Kiating herunterzusausen. Flöße vermitteln hier den ganzen Warenverkehr, es sind die einzigen Fahrzeuge, die hier in dem flachen wilden Fluß mit Sicherheit fahren können. Sie sind aus Bambusstämmen gebaut, am Bug hoch geschweift, sehr schmal und lang, in der Mitte ein erhöhter Streifen, auf den man sich in den Stromschnellen rettet. Solche Flöße, erzählt uns der Besitzer, unser Kapitän, sind oft über zweihundert Iahre alt, natürlich sind verfaulte und zersprungene Balken immer wieder durch neue ersetzt worden. Ist es denn nun noch dasselbe? Die Fahrt ist wirklich herrlich. Mit den hüpfenden Wellen saust man den blauen Fluß herunter. Kommt ein Tan (Stromschnelle), so schießt das Floß biegsam hindurch, hoch spritzen die Wellen herüber, der ganze vordere Teil steht unter Wasser. Durch das Zischen und Tosen des Tans tönen die Rufe der beiden Steuerleute, von denen einer hinten steuert und einer am Bug auf hohem Dreifuß sitzend, von der Gischt umstobt, das Floß vorne durch eine lange Stange dirigiert. Die beiden Ruderer, die auf dem Floße stehen, strengen sich doppelt an, und es ist wunderbar, wie das Floß geschickt durch den Tan gebracht wird. In rasender Fahrt scheint das Ganze mit Sicherheit seitlich auf den nächsten Felsen zu schlagen, aber wir wissen nichts von dem Aufstrom, der das Fahrzeug, einen halben Meter bloß von der Steinwand entfernt, wieder in die Mitte treibt. Das Wetter ist klar geblieben. Hinter uns liegen in bläulichem Dunst die Jachouberge. Die Ufer hier sind erst flach, dann aber kommen wir durch kleine bewaldete Schluchten. Überall am Ufer und an den Spitzen der Geröllinseln sind große Scharen wilder Enten. Sie sind schwer zu schießen, da sie selten nahe herankommen. Und wenn sie getroffen sind, hält es noch schwerer sie aufzufischen, und es ist bloß bei ganz günstigen Stellen möglich. Von den neun Enten, die wir erlegten, gelang es uns bloß zwei zu bekommen. Auch schneeweiße Fischreiher, Kraniche und Kormorane gibt es hier in Mengen. Reiher und Kraniche sitzen am Ufer und fischen. Die Kormorane halten sich meist zu den Enten. In den Schluchten huschen allerliebste Vögel an den Felshängen, überall ertönt ihr Gesang, und große Adler und Falken kreisen hoch in der Luft.

Es wird Nacht. Silbern kommt der Mond heraus. Wir machen an einsamer Felswand fest, an deren Fuß wunderschöner weißer Flußsand sich erstreckt. Hier schlagen wir unser Zelt auf. Die Leute schlafen im Boot, das für die Nacht ganz mit Strohmatten überdeckt wird. Das kleine Zelt sieht reizend aus am Fuße dieses Felsens, im hellen Mondschein. Auch ist es sehr warm drin, und die kalte Herbstnacht kann uns nichts antun. Am Abend kommt lautlos ein Zug schneeweißer Reiher durch die dunkle Schlucht gestrichen, die früh am nächsten Morgen wieder zurückkommen, und später, beim Vorbeifahren, sehen wir sie alle gemeinsam am Ufer fischend wieder. Der frühe Morgen ist hier herrlich. Vom Bett aus im Zelt sehe ich draußen das Wasser, das Geröll am Ufer und den

fernen Morgenhimmel, alles in schwefelgelbes und schwefelblaues Licht getaucht. Darüber große silberne Sterne. Die Luft ist herb und schön, und es dauert nicht lange, so kommt die Sonne heraus.
Die Gegend ist flacher heute. Hinter schmalen Flußniederungen erheben sich sanfte Hügelreihen. Ab und zu steht noch dichter, aber niedriger Wald, meistens ist das Land aber abgerodet. Um 5 Uhr steigen wir an dem Felsen der 1000 Buddhas aus. Eine Sandsteinwand, die steil zum Fluß abfällt, davor ein schmaler Weg am Abgrund.
Eine Fülle der schönsten Skulpturen bietet sich hier unsern erstaunten Blicken. Wahrscheinlich sind die ersten dieser Skulpturen im 8. oder 9. Iahrhundert nach Christi entstanden, als die chinesische Kunst von der grecoindischen Kunst beeinflußt wurde. So nennt man die buddhistische Kunst, die zuerst in Ghandara in Nord-Indien geübt wurde, und zwar von bezahlten griechischen Handwerkern. Sie hat sich dann auf ihrem weiten Weg durch Indien über den Pamirpaß sehr verändert. Die im Sandstein ausgehauenen Figuren sind teilweise recht gut erhalten, einigen aber, besonders den kleineren, sind leider die Köpfe abgeschlagen. Die meisten sind sehr lebhaft in der Bewegung, dazwischen auch wieder die ruhigen sitzenden Buddhas. Unter den vielen verschiedenen Heiligen fällt besonders der Tamo auf, der mit reichem Schmuck behängt, auch unter anderem immer ein oder mehrere deutliche Kreuze trägt. Die Missionare behaupten, wenn sie irgendwo den Tamo entdecken, es wäre der heilige Thomas, der sich nach China verirrt hat. In andern Nischen sind Tempel und Pagoden ausgehauen, auch Elefanten, deutlicher indischer Einfluß, sind abgebildet. Dies alles ist so interessant, daß wir beschließen, in dem nahen Dorf zu übernachten und morgen früh ausführliche photographische Aufnahmen zu machen. Wir schlagen also unser Zelt auf einer Geröllhalde dem Dorf gegenüber auf. Die Seile werden mit den großen Steinen befestigt, da man die Pflöcke hier nicht einschlagen kann. Aber es hält gut, trotzdem sich schon gegen Abend ein heftiger Wind erhebt. Die Hunde werden auf Stroh an drei Seiten des Zeltes verteilt, und sie sind wirklich sehr angenehme Wächter. Taucht jemand auch nur ganz in der Ferne auf, so stimmen sie ein wütendes Gebell an, wie es richtigen Nomadenhunden zukommt.
Am 21. stehen wir früh auf, photographieren mit Muße den 1000 Buddhafelsen und schiffen uns dann wieder ein. Die Fahrt ist heute ruhig, wenig Tans, die Ufer sind flach, aber im Osten sehen wir den mächtigen Omi. Am Ufer sehen wir auffallend viel Hochzeitszüge, mit Tamtam, Horn und andern Instrumenten einen großen Lärm vollführend.
Es scheint, daß dieser Tag heute für die Chinesen in einem günstigen Zeichen stebt. Gegen 1 Uhr sehen wir in niedriger roter Sandsteinwand die uns schon so bekannten und stets immer so interessanten Mantsehöhlen. Wie steigen aus und besuchen sie. Aber es sind hier schon Europäer gewesen, wie uns ein Bauer

erzählt, auch sind die Höhlen ganz leer, zwar der Boden ist nicht aufgebrochen, aber dazu haben wir keine Zeit. In einem nahen Seitental sind ringsherum eine Menge dieser Höhlen. Sie ähneln sich alle. Vorn eine Art Vorplatz oder Hof, dann ein langer Gang, oft mit Seitengängen, Nischen mit länglichen Steinblöcken, tankartig, man könnte sie sich als Schlafstelle, aber auch für einen Sarg bestimmt denken. An den Wänden oft eine Art Regal, im Fond ein viereckiger Steinblock wie ein Herd. Manche der Wohnungen sind aber so Nein, daß höchstens ein Sarg drin Platz haben könnte, was eben viele Leute zu der Ansicht bestimmt, daß alle Höhlen bloß Grabkammern waren. Aber es könnten ja auch Vorratskammern gewesen sein, da sie meist dicht an die großen angrenzen. Aber wir müssen es andern überlassen, die wahre Bestimmung dieser Höhlen zu ergründen, wir müssen weiter. Um 2 Uhr kommen wir in Kiating an, wo der Tung, der Ja und der Min zusammenfließen. Die Stadt ist sehr schmutzig und übelriechend. Wir wohnen hier wieder in der katholischen Mission, wo uns die Väter sehr freundlich aufnehmen. Aber das Haus ist lange nicht so schön wie das in Ja Chou; außerdem ist hier ein Seminar, und bei Tisch wird sehr viel lateinisch gebetet. Auch ein chinesischer Priester sitzt mit bei Tisch. Wir machen einen Ruhetag in Kiating, sind aber dann ganz froh, wie wir weiter können, denn den ganzen Tag über wurden überall in der Mission laute Gebete geleiert. Man frägt sich, ob die Chinesen wirklich dadurch bessere Menschen würden, nötig hätten sie es ja.

Am Morgen des 23. brechen wir sehr früh auf und setzen, nachdem wir die Stadt verlassen haben, im dichten Nebel über den Fluß. Langsam rudern die kleinen Boote flußauf über den hier trägen, breiten Fluß. Alles schweigt im tiefen Nebel, nur hinter uns ertönt plötzlich, aus undurchdringlicher grauer Wand das helle Wiehern des Schimmels, der sogar im kleinen wackeligen Boot seiner Lebensfreude Ausdruck geben muß. Wir kommen heute durch richtigen Kiefernwald, und voller Freude zähle ich ganze 20 Minuten, in denen wir weder Menschen, Feldern oder Häusern begegnen. Denn trotzdem die Gegend hier dünn bevölkert ist, ist doch so viel wie nur möglich ausgenutzt und urbar gemacht. Aber der Boden ist hier steinig und bergig, und auch die benachbarten Höhen sind bewaldet. Doch bald schieben sich wieder die kleinen Reisfelder zwischen die Stämme, terrassenförmig angelegt, und von ferne sieht man ein stattliches Bauernhaus. Die ganze Gegend ist hier brennend rot. Rot die Erde in den Feldern, rot die Wände der wenigen ärmlichen Lehmhütten, von rotem Staub überzogen der Pflug, der Wasserbüffel davor, ja sogar unsre beiden hellen Pferde würde jeder Maler heute rosa wiedergeben. Auch der Bauernhof, dem wir uns jetzt nähern, ist auf fester roter Sandsteinunterlage gebaut. Rot ist seine Mauer und das Tor, rot der große sauber gefegte viereckige Hof. Wir wollen hier essen. Der erschreckte taube Bauer führt uns in die Ahnenhalle, die auch zugleich als Vorratskammer dient. Hier steht der Reis, der Mais, die dicken Bohnen, alles

in hohen Körben aufbewahrt. Im Hintergrunde steht der bunte Hausaltar. Der alte Bauer, der jetzt sinnend mit dem Kompaß meines Mannes herumgeht, scheint ein eifriger Iäger. An der Wand hängen hübsch nebeneinander zwei altertümliche Luntenflinten mit Pulverhorn, ein altes schönes Schwert, zwei lange Spieße und einige Dolche in Scheiden aus «ngegerbtem Leder. Daneben ein langer Stock mit schön geschnitztem Griff, den er uns für wenig Geld überläßt. So wie uns sein Eigentum interessiert, staunt er über das unsre. Er hat noch nie fremde Teufel gesehen. Als wir zu Mittag essen, kommt er mit einer kleinen Schale an und holt sich von unserm Rotwein, läßt aber dann auch alle Familienmitglieder kosten. Am meisten regt ihn aber die zehnschüssige Mauserpistole auf, die ihm zu Ehren abgeschossen wird. Der Bauernhof liegt wirklich entzückend. Hoch über den Feldern, im Rücken dichter Wald, wo es auch unter anderm noch Panther gibt, die nachts bis an die Höfe schleichen und Beute suchen. Am Nachmittag passieren wir das erste Dorf. Es ist ganz merkwürdig gebaut. Scheint aus einer einzigen Straße zu bestehen, die ganz mit Matten bedeckt ist, so daß sie im Halbdunkel liegt. In der Mitte ist sie durch einen hohen Holzzaun getrennt, dafür scheinen die Häuser meistens keine Türen zu haben. Die Menschen sehen alle hier blaß und elend aus. Das Dorf weist einen ganz zerfallenen und verschmutzten Tempel auf. Da heute Mondschein ist, marschieren wir noch bis 8 Uhr abends und schlagen dann unser Zelt auf einem Bergrücken auf, in der Nähe eines kleinen Rasthauses, wo unsre Leute schlafen.

Am nächsten Tage brechen wir um 7 Uhr auf. Es ist ein herrlicher Morgen, kräftig und frisch weht die Luft über den Bergrücken. So am Morgen ist das Wandern doch immer am schönsten. Am Mittag, wenn man schon 5—6 Stunden hinter sich hat, hungrig und müde ist und wegen der Leute gezwungen ist, in schmutzigen fliegenreichen Dörfern zu essen (ißt man im Bauernhaus, muß man später doch auf die Leute warten, die dort nichts bekommen), ist das Wandern manchmal weniger angenehm. Essen tut man, was der Koch morgens lieblos in die Kochkiste geworfen hat, und was entweder angebrannt ist, das besorgt er beim Ankochen, oder steinhart. Ist das Dorf einigermaßen sauber und der Reis grade frisch bereitet, so ißt man einen Teller voll Reis mit Bovrill, was immer am besten schmeckt. Die sonst etwas eintönige Landschaft der überschwemmten Reisfelder wird überall von herrlichen Baumgruppen und einzelnen riesigen Banianenbäumen unterbrochen. Letztere sind hier die Könige unter den Bäumen, wirklich majestätisch und imposant in ihrem Aussehen. Einer hat so mächtige Wurzeln, daß er über einen Bach damit eine Brücke schlägt, breit und fest, die von jedermann benutzt wird. Überall, wo zwei oder drei Häuser sich zusammenfinden, ist ein Steinturm errichtet, einer kleinen Pagoda ähnlich, der zum Papierverbrennen dient, welches ein wichtiger religiöser Akt bei den Chinesen ist. Wir passieren heute wieder ein Dorf von derselben merkwürdigen Bauart wie gestern, ohne daß wir von den Leuten den Grund dafür erfahren können.

Wir kommen um 8 Uhr in Jen Shou an, einem kleinen Städtchen. Ein sehr großer gut erhaltener Tempel dient uns als Nachtquartier.
Der vorletzte Reisetag bietet uns noch eine schone Überraschung. Nachdem wir einen langen Bergrücken heraufgeklettert sind, auf dem ich zu meiner größten Freude richtige Kiefernschonungen zum erstenmal in China entdeckte, geht's langsam hinab in die weite Chengtuebene. Die Erde ist hier nicht mehr so schreiend rot, spielt mehr ins schmutzig Gelbliche über. Rechts und links vom Wege in niedrigen Felsen sehen wir überall Mantsehöhlen und eigenartige Schnitte und Locher. Gewiß ein lohnendes Feld zum Forschen und Ausgraben, aber wir haben keine Zeit, wir müssen weiter. Was ist aber das? Vor uns der Felsen sieht aus, als hätte er hundert Fenster und Fensterchen. Hier dürfen wir nicht vorbeieilen, und müßten wir die ganze Nacht marschieren. Wir steigen ab und eilen zu der Felswand. Was von weitem wie Fenster aussah, sind Nischen mit Skulpturen in der Art des 1000 Buddhafelsen. Aber die einzelnen scheinen mir viel schöner, ruhiger und edler in der Bewegung. Nur, welch ein Iammer, alle Köpfe sind von Bubenhand abgeschlagen. Wahrscheinlich während eines der zahlreichen Kriege und Aufstände, welche diese Provinz durchtobt haben. Dies ist sicher auch grecoindische von Gandhara beeinflußte Kunst aus einer Zeit, die nur ganz wenig Monumente in China zurückgelassen hat. In dieser Gegend hier, grade abseits vom großen Wege, scheint eine ganze Menge zu finden zu sein, auch Ollone erwähnt das in seinem Reisebericht, er hat auch nicht weit von Chiankou einen Buddhafelsen entdeckt, doch fehlte ihm die Zeit, noch mehr zu suchen. Diesen Gestalten hier fehlt jede Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Bewegung, wie sie die modernen Götterbilder aufweisen. Besonders schön ist eine lebensgroße Gruppe. Ein Buddha in der Mitte, mit übergeschlagenen Beinen sitzend, zu beiden Seiten seine Iünger, welche trotz der abgeschlagenen Gesichter einen ungemein hoheitsvollen Eindruck machen. Der Faltenwurf ist sehr schön ausgearbeitet, beinah stilisiert, hinter den Fragmenten der Köpfe sind als Relief im Felsen gearbeitet sehr schöne Gloriolen. Über eine Wiese hinüber gehen wir noch zu einem andern Felsen und finden hier, an einen Bauernhof anstoßend, eine Höhle mit einem ganz großen Buddha. Dieser ist restauriert und auch wieder angemalt. Auch scheint er bei den Bauern in Ehren zu sein, denn eine Unmenge Tonkrüglein (langes Leben und Reichtum bedeutend) sind ihm geopfert und liegen teils in Scherben, teils unversehrt vor seinen Füßen. Dieser Buddha ist überlebensgroß und auch in Stein ausgehauen. In einer andern großen Nische daneben, die leider ganz angefüllt ist mit allerlei Werkzeugen und Unrat der Bauern, bedecken eine Unmenge Inschriften und kleine Reliefs die Wände. Eine der Inschriften scheint aus dem 14. Iahrhundert zu sein. Am Fuß des Felsens windet sich ein langer scheußlicher Drachen, der wohl etwas neuer zu sein scheint.
Natürlich wird es nun wieder spät, ehe wir Chi Tien Pu, unsere letzte Station, erreichen. Ein leiser Regen geht hernieder, als wir das letzte Stück durch Reie-

felder weiterhasten. Einen halben Meter breit ist der Weg höchstens, rechts und links blinkt Wasser und Schlamm. Eintönige Dämmerung, nur das Schnaufen der Wasserbüffel, die mit dem Pflug den tiefen Schlamm durchwühlen, und der antreibende Pfiff des watenden Treibers klingt an unser Ohr. Zwei Sänften begegnen uns, sie müssen zurückgehen, um auf einem noch kleineren Feldweg auszubiegen.

Die Stadt schläft schon. Als wir den Tempel finden und hereindringen, tönt uns wütendes Hundegebell entgegen, aber kein Mensch scheint da zu sein. Wir dringen in die Zimmer und Hallen, da endlich erscheint ein Mönch, und kaum sieht er uns, räumt er eilends alle Gegenstände ab, die dort auf einem Regal zum Schmucke standen. Als wir ihm dann beteuern, daß wir keine Räuber wären, holt er sie alle zurück und baut sie umständlich wieder auf.

Den letzten Tag nun, den 26. Oktober, machen wir im Eilmarsch. Am Vormittag schon gelangen wir an einen mit Booten belebten Flußlauf. Ein Arm des Min, der vom Osttor der Hauptstadt kommt. Auch hier sind wieder viel Mantsewohnungen in den Felsen. Die meisten sind geöffnet, denn überall sind hier Steinbrüche, aber die Arbeiter sagen uns, man fände hier noch viel ungeöffnete und zwar unter der Erde. Vom Fluß biegen wir dann rechts ab und sind wieder so recht in der Ebene. Endlos weit, aber doch bauen sich dem Blick immer wieder dichte Baumgruppen entgegen, darunter die kleinen von Lehmmauern umgrenzten Gehöfte liegen. Wir sind heute fünf Stunden gegangen, ohne daß wir durch ein Dorf gekommen sind, und doch soll Szetschuan so dicht bevölkert sein. Das erste Dorf, das wir dann antreffen, ist schmutzig und elend. Hier wird schnell zu Mittag gegessen, und dann geht's im Trab noch zwei Stunden nach Chengtu, damit wir noch vor Toresschluß in die Stadt kommen.

Um 6,10 Uhr war denn alles so weit fertig, und wir marschierten von Ling Ai Sze, dem Tempel der Geisterklippe, ab. Unsre fünf Träger voran, ein kleiner Koch und ein Knabe mit den photographischen Apparaten beladen hinterher, drei muntere Hunde zur Seite. So schritten wir die breiten Steintreppen herab, durchs hohe verschnörkelte Tor und bei den mächtigen Türhütern, den hohen feierlichen Ahornbäumen, vorbei. Dann all die unregelmäßigen kleinen Steinstufen herab, die durch die üppigen Maisfelder zum Min führen. Taufrisch war es, und hie und da hüpften lnstig die dünnen Wasserbächlein über die Steinstufen, Kinder des gestrigen großen Regens. Vor uns ein prächtiges Panorama. Tief unten der Min, eingebettet zwischen steilen grünen Bergen mit runden Kuppen, und hinter diesen, alle überragend, der Chou Kung Shan, das Ziel unserer Wanderung. Um 8 Uhr kommen wir an die große Hängebrücke, die vor der Stadt Kuanhsien über den Min führt. Der reißende Gebirgsfluß ist hier durch einen Damm geteilt, und der abgeteilte Arm weiter unten wieder in viele einzelne

Kanäle und Gräben geteilt, speist im Sommer einen großen Teil des Landes. Im Winter, wenn der stets durstige Reis eingeholt ist, wird der Damm über diesen künstlichen Nebenfluß zugeschüttet und das in der Zeit zahme und niedrige Wasser im alten Flußbett zusammengedrängt. Diese segenbringende Anlage sowie die Sprengung eines Felsens, um dem neuen Fluß einen Weg zu bahnen, verdanken die Bauern einem vor 1500 Iahren hier lebenden Beamten. Diesem tatkräftigen Manne bewahren die Leute hier auch noch jetzt ein dankbares Gedenken, fanden wir ihn doch oben im Tempel als Halbgott verherrlicht.
Es ist ein merkwürdiges Gefühl, über den tobenden Min auf der stets schwankenden Brücke hinwegzuschreiten. Die Brücke besteht aus starken längslaufenden Bambusseilen und darüber querlaufende dünne und recht sparsam aufgelegte Holzbrettchen, so daß man stets unter seinen Füßen das reißende gischtspritzende Wasser dahinschießen sieht. In der Mitte schwankt die Brücke so stark, daß man sich ganz gern an dem Geländer von Bambusseilen festhält. Sehr komisch war es, wie einer unserer Hunde mitten auf der Brücke stehen blieb und ein lang anhaltendes Klagegeheul ausstieß. Bei dem Rauschen des Wassers verklang unser Pfeifen und Rufen, und einer mußte zurück gehen und ihn holen.
Das Wetter ist prachtvoll geworden. Der Min führt einen frischen Wind aus dem Hochland von Tibet mit sich, und es geht sich so schön auf der hohen sonnigen Straße, daß wir lange Zeit unsre in Kuanhsien genommenen Sänften leer hinterher gehen lassen. Die Straße klettert oft in steilen Stufen zum Fluß herab, um ihn bald darauf wieder zu verlassen und in luftige Höhe zu steigen. Boote sieht man hier nicht. Drüben am Ufer liegen nur einige Flöße, die gerade ihre tolle Flußabwärtsfahrt wieder beginnen wollen. Am Ufer auf den Steinen und auch vorne in noch flachem Wasser waten einige arme Leute mit Kiepen auf dem Rücken und langen Hakenstöcken bewaffnet und fischen sich das Treibholz aus dem Wasser. Vor den wenigen Häuschen, an denen wir vorbeikommen, liegt das blasse Treibholz ausgebreitet, allerlei merkwürdig geformte Knüppel und Wurzeln, und trocknet in der Sonne. Gewiß gibt das noch ein gutes Feuer, um den Reis zu kochen. Vielen Trägern begegnen wir. Manche kommen weit her, mir Fellen aus Tibet, und einer unter ihnen hat ein mächtiges Bärenfell mit in seiner Last. Halbnackt und dunkelbraun gebrannt, schleppen sie geduldig ihre schwere Last bergauf und bergab. Manchmal rasten sie in langen Reihen an der Wegseite, die Last auf den Stab gestützt, und kratzen sich den Schweiß mit einem Bambusstreifen von Gesicht und Brust. Viele schleppen Kohlen, die hier überall in den Bergen fast an der Oberfläche liegen, und selbst kleine magere Kinder sieht man schon gebeugt unter der schwarzen Last. An einer Wegbiegung begegnet uns eine kleine Frau mit mehreren Kindern. Freundlich erzählt sie uns, sie flüchte mit ihren Kindern nach Chengtu, da man in dem Bergtal, wo sie gewohnt, alle Mohammedaner niedergemacht hat, und sie nun genug von all den Greueln und den Unruhen hätte. In ihrem sauberen blauen Anzug, mit den langen Hosen

humpelt sie auf ihren winzigen Füßchen nun schon fünf Tage. Mit einer Hand stützt sie sich auf den kleinen Sohn, in der andern hält sie den langen Stock mit dem schön geschnitzten Kopf. Dabei schaut sie so vergnügt und wohlgemut drein, daß man sie eher auf einem kleinen Sonntagsspaziergang vermuten würde. Nach einer kleinen Frühstückspause in einem Rasthaus am Wege setzten wir uns in die Sänften, da die Sonne nun schon recht heiß herniederbrennt, und um 2 Uhr sind wir in Ma Chi, wo der Aufstieg beginnen sollte. Dieses kleine unter herrlichen Baumgruppen versteckte Dorf weist einen recht vernachlässigten Tempel auf, in dem wir uns eine Stunde lang ausruhen und uns von dem blöde lächelnden Mönch, der sich aber durch einen Spitzbart auszeichnet, Tee aufgießen lassen. Den armen Göttern ist es hier traurig ergangen. Da ist kaum einer, dem nicht ein Arm oder ein Bein fehlt. Viele sind kopflos, und der durchdringende Regen hat die Farbe ihrer Gewänder arg mitgenommen. Im hinteren Hof ist Musik von Pauken, Horn und Tamtam. Irgend etwas wird gefeiert. Aber der Lärm ist unerträglich; da sagen wir den Leuten, sie möchten doch die Feier noch etwas aufschieben, und gutmütig und willenlos, wie sie sind, schieben sie alsobald ab. Glühend heiß ist noch die Sonne, wie wir nun weiter wandern.
Wir haben uns einen Mann mitgenommen, der uns den Weg zu einem Bauernhaus zeigen will, wo wir die Nacht bleiben können. Erst geht es über einen Wildbach herüber und dann wieder durch Maisfelder ziemlich steil bergan. Zwischen dem Mais wachsen aber Gurken, das haben unsre Leute bald entdeckt, und nun schmaust alles, so viel es während des Gehens zu ergattern gibt. Wir suchen uns auch welche, sie sind ganz erfrischend, wenn auch ziemlich fade. Nach zwei Stunden Marsch erreichen wir drei kleine Bauernhäuser. Im ersten stebt ein Sarg mit einem Toten, der schon 7 Monate darin liegt. Im zweiten steht ein leerer Sarg, im dritten gar keiner, und hier wollen wir die Nacht bleiben.
Ein altes Frauchen sitzt vor der Tür und sieht uns Eindringlinge verwundert an. Aber übermäßig aufregen tut weder sie noch der Bauer sich, trotzdem sie sagen, sie hätten noch nie Fremde hier gesehen. Unterm niedrigen Dach vor der Tür hängen drei Bienentonnen, das summt und brummt, und eifrig fliegen die Bienen ein und aus. Die Menschen, die mit den Köpfen fast an ihre Wohnungen heranreichen, scheinen den Tieren glücklicherweise ganz gleichgültig. Neben den Tonnen hing lebendig aufgespießt ein großer dunkler Totenkopf. Diese Nachtfalter gehen nämlich nachts zn den Bienen, um den Honig auszulecken, und bekommen Einlaß, da sie denselben Ton wie die Bienenkönigin dabei von sich geben. Aber dies grausame Beispiel, welches die andern abschrecken sollte, scheint nicht viel zu nützen. Ich sah noch in derselben Nacht, wie ein solch dunkler Räuber in eine der Tonnen schlüpfte. Das Bauernhaus ist auf einer hohen Feldsteinunterlage gebaut, über die das Dach herausreicht. Wir ziehen es vor, hier draußen unsre Betten aufzuschlagen, und überlassen den Trägern die gute Stube.
Eine unerwartete Freude steht uns noch bevor. Ganz in der Nähe entdecken wir

einen versteckten Felsenquell, in dem wir ein herrlich erfrischendes Bad nehmen, dann essen wir die schmackhaften Pilze, die wir unterwegs einem Bauern abkauften, und gehen früh schlafen. Vor kurzem hat ein Panther hier den Haushund weggeholt, wir binden unsre Hunde dicht neben uns an. Ein paarmal knurren sie in der Nacht, aber es erschreckt sie wohl bloß das Rascheln und Knistern im Mais, der riesenhaft aussieht im geisterhaften Mondlicht.
Es ist noch dunkel, wie wir aufstehen, um weiter zu wandern. Eine mühselige Kletterei beginnt nun. Erst geht's zwischen Wiesen und niedrigem Gebüsch steil bergauf. Herrliche Blumen wachsen hier, und rings ertönen entzückende Vogelstimmen, die die Sonne begrüßen. Noch eine kleine Hütte, wo zwei Männer Gras verbrennen und Sodaasche destillieren, und nun treffen wir fürs erste keine Menschen mehr. Nach zwei Stunden erreichen wir einen kleinen Paß, von wo ein Weg scharf rechts abbiegt und direkt zum Gipfel des Chou Kung Shan führt. Ganz schmal ist der Weg, so daß zwei Menschen kaum aneinander vorbeikommen. Rechts und links, oft unter Gebüsch und dichtem Unterholz verborgen, direkt der Abgrund. So steil, daß man mit Händen und Füßen klettern muß und bald alle zehn Schritte sich ausruhen muß. Meistens sind Stufen aus dünnen Baumstämmen oder Ästen in den Weg gegraben, welche aber oft gelockert sind, oder bei denen der Regen alle Erde darunter herausgespiNt hat.
Die Vegetation ist wunderbar üppig. Wir sind in der Region des Zwergbambus, aber auch eine reiche Fülle von Sträuchern, Rhododendren, langstieligen Blumen und kleinen, Beeren tragenden Bimmchen bedecken in buntem Gewirr den Berghang. Ein großer Adler kreuzt einen kurzen Augenblick über uns. Überall gewahrt man bunte Spechte und niedliche Singvögel, oft kleiner als die farbenprächtigen, stets wie im Traum befangen taumelnden Schmetterlinge.
Es ist im ganzen, wie gesagt, eine recht mühselige Kletterei, die durch die Blutegel, von denen es hier wimmelt, noch einen unangenehmen Beigeschmack bekommt. Da wir in chinesischen Strohsandalen klettern — sie sind unserw steifen glatten Schuhwerk auf solchen Wegen sehr vorzuziehen —, litten wir auch sehr darunter, denn obgleich die Tiere keine Spur von Schmerz verursachen, bluten die Stellen, wo sie gesessen haben, sehr. So waren wir recht froh, als wir einem Trupp Frauen begegneten, die uns sagten, wir wären nun gleich oben. Die kleinen Frauen hatten in dem Tempel geopfert, der auf dem Chou Kung Shan liegt; es ist mir unerklärlich, wie sie mit den unglücklichen Füßen da hinauf gelangt waren. Nun kletterten wir aber noch eine gute halbe Stunde, und um 10 Uhr gelangten wir denn endlich nach vierstündiger Arbeit oben an. Auf dem spitzen Gipfel ist grad Platz genug für einen kleinen Tempel mit einem winzigen Vorplatz. Der einzige Mönch ist grade gestorben, und sein frisches Grab liegt neben dem Tempel. Aber ein Mann wohnt noch hier, um dem armseligen Gott abends sein Räucherkerzchen anzustecken. Acht Monate im Iahr steht der Tempel übrigens leer, da dann Schnee alles bedeckt. Dichter Nebel hüllte alles ein, als

wir oben anlangten. Wir fürchteten schon, daß wir um die Aussicht kommen würden, für die wir hier heraufgepilgert waren. Von hier aus dachten wir nämlich einen großen Teil des Gebirgslandes zu übersehen, von dem es noch keine vernünftige Karte gibt. Den Nachmittag bringen wir zu, indem wir den Nebel mit den Blicken zu durchdringen versuchen, dabei stärken wir uns reichlich mit Brombeeren, die hier in verschwenderischer Fülle stehen und merkwürdigerweise von den Chinesen nicht gegessen werden. Dies bleibt auch unsre Hauptnahrung heute, da es mit dem Kochen hier schwierig ist, es gibt hier bloß etwas aufgefangenes Regenwasser. Aus dem Nebelmeer taucht nun ab und zu ein naher Berg oder ein Stückchen Ebene auf, aber sobald die schwarzen und grauen Wolken sehen, daß die Klarheit siegen will, ziehen sie eilends heran und stürzen sich gierig auf Baum, Berg und Tal. Aber am Abend sinkt ihre Kampfeslust. Überall will ein Stückchen Welt heraus, und wenn sie auch immer wieder neue Heerscharen dorthin senden, die breit und mächtig daherziehen, so fehlt es dann an andern Stellen, und dort drüben kommt jetzt wirklich eine lange Gebirgskette heraus. Mehr und mehr wird sichtbar. In nichts verschwindet die Nebelwand. Die Ebene erscheint unendlich weit, durchzogen von glitzernden Flüssen, und dann das Gebirgsland. Nicht farbenprächtig im hellen Sonnenlicht, nein, ruhig abgeklärt nach langem Kampf um das Licht, in gleichmäßigem Lilagrau. Die einzelnen Berge ohne alle Plastik und doch mit scharfen Konturen der schonen Formen gegen den helleren Himmel. Weit hinten, an den höchsten Bergen, recken noch einige dunkle Wolken sich empor, hinter denen eben die Sonne herabsinkt, ohne das Bergland noch einmal begrüßt zu haben. Nur noch ihre breiten roten Strahlen sendet sie hinter der Wolkenwand hervor, die im Dunst einen Augenblick verweilen.

Eine kalte Nacht steigt herauf. Man wird nicht warm heute im zugigen Tempel. Ein merkwürdiges Klappern und Rufen tönt verschwommen herauf. Das sind die Bauern am Hange der Berge, wo die Maisfelder sind. Sie verscheuchen das hungrige Schwarzwild. Wir sind froh, als der Morgen dämmert und wir herauskönnen, um uns zu erwärmen. Nach einer Stunde kommen die Berge und die ganze Ebene noch einmal wundervoll klar heraus. Weit mehr Bergformen wie gestern abend entdecken wir. Merkwürdige Formen, senkrechte Einschnitte, und im Westen werden jetzt die Schneeberge sichtbar. Eifrig wird nun photographiert und gezeichnet und mit dem Kompaß die Richtung sämtlicher Bergketten festgestellt. Wir fragen nach den Namen der Pässe und Berge, aber unsre Träger, Bauern aus dieser Gegend, wissen uns nicht einen bestimmt anzugeben.

Um 8 Uhr beginnen wir dann den Abstieg, der uns noch lange in den Knochen siegen sollte, und erreichen noch am selben Abend Ling Ai Sze, unser Ferienquartier.

Verlagsbuchhändler S. Schottlaender
Zum 70. Geburtstage
des
Verlagsbuchhandlers S. Schottlaender
Kgl. Griechischer Konsul, Amtsvorsteher und Rittergutsbesitzer
(19. Juni 1914.)

Wenn wir das Bildnis des Verlagsbuchhändlers S. Schottlaender in Breslau anläßlich seines 70. Geburtstages an die Spitze dieses Heftes gestellt haben und ihm hier einige Zeilen widmen, so wollen wir nicht etwa nur, einer lieben und angenehmen Ehrenpflicht nachkommend, in ihm den Verleger unserer Zeitschrift „Nord und Süd" feiern, sondern einen Mann, der mit der literarischen Entwickelung Deutschlands mehr denn ein Menschenalter aufs engste verknüpft ist. Im Iahre 1876 hat er seine Verleger-Tätigkeit begonnen, und auch nachdem später die Aktiengesellschaft der „Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender" sich daraus entwickelt hatte, ist er deren alleiniger und bestimmender Leiter bis heute geblieben, so daß auch ihm allein das Verdienst zu-erkannt werden muß, das Unternehmen zu einem für die deutsche Literatur bedeutsamen und einflußreichen gestaltet und erhalten zu haben. Schon ein flüchtiger Blick in die Verlagskataloge zeigt, wie der Verlag es sich angelegen sein ließ, mit den hervorragendsten Autoren des gesamten Zeitraumes Verbindungen anzuknüpfen, sie an sich heranzuziehen und beachtenswerte Talente, wo er ihnen begegnete, zu fördern und auf den Weg zur Höhe zu geleiten. Namen wie Anzengruber, Bodenstedt, Felir Dahn, Fontane, Gutz-kow, R. v. Gottschall, Wilhelm Iensen, Paul Lindau, Mar Norda u, Otto Roquette, Richard Voß,Wilbran dt u. a. begegnen uns dort, Namen, aus denen sich die ganze glanzvolle Epoche nach der Erstehung des neuen Deutschen Reiches wieder vor unserem geistigen Auge erhebt*). Hierzu kommt das Unternehmen der „Deutschen Bücherei" (1882—88),

') Noch umfassender spiegelt sich die Kultur des damaligen Deutschkand in einem'für den Sohn des Herrn Konsul Schottlaender angelegten Autographenalbum wider. Cs ent-hüll eigenhändige Widmungen der bedeutendsten deutschen Schriftsteller aus der Zeit von 1881—19lX>, ferner einer großen Anzahl der berühmtesten deutschen Künstler (meist eigenhändige Zeichnungen), Komponisten, Gelehrten, Staatsmänner und Fürstlichkeiten, so daß das Album ein kulturhistorisches und künstlerisches Dokument von unschätzbarem Werte darstellt.

Verlagsbuchhändler S. Schottlaender
das in zwanglosen Heften aus der Feder kompetentester Gelehrten und Fachmänner, wie Ebers, Wilhelm Lübke, Dietrich Schäfer, Karl Vogt, M. v. Pettenkofer, Neinere Abhandlungen über wichtige Themen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft brachte, während die Sammlung „Unterwegs und Daheim, Haus- und Reisebibliothek" (1895—1901) in 87 Bänden belletristische Werke anerkannt guter Autoren und von höherem literarischen Werte zu einem sehr mäßigen Preise bot. Auch die Zeitschriften, die der Verlag hat erscheinen lassen, sind meist belletristischer Natur: die Romanzeitung „Erholungsstunden", die Illustrierten Wochenschriften „Die Heimat", „Der Berliner", „Breslauer Sonntagsblatt", „Familienzeitung" und namentlich seit 1882 eine lange Reihe von Iahren hindurch der „Hausfreund". Der treueste Begleiter des Schottlaenderschen Verlages aber, fast von seinem Anbeginn an, ist unsere Monatsschrift „Nord und Süd", die bereits Anfang 1878, kurz nach ihrer eigenen Begründung durch P au l L i nd au, an ihn überging. Schon die erste Nummer der Zeitschrift läßt ihr Programm klar erkennen: den Sammelpunkt zu bilden für die hervorragendsten Kräfte der deutschen Literatur. Und daß sie dieses Programm stets unentwegt vor Augen behalten, daß sie es in so hohem Maße erfüllt hat, ist neben den Herausgebern nicht zum wenigsten dem Verleger zu danken. Außer den bereits genannten Autoren des Verlages selbst erscheinen als Mitarbeiter von „Nord und Süd" literarische und wissenschaftliche Größen wie Ernst Curtius, R. v. Ihering, WilhelmRosch er, KunoFischer, LudwigPietsch, Berthold Auerbach, Emanuel Geibel, Hans Hopfen und vor allem auch der erst kürzlich dahingegangene Altmeister Paul Heyse, dessen Mitarbeiterschaft sich „Nord und Süd" während seines ganzen Bestehens bis in die letzten Iahre hinein zu erfreuen hatte').

Gewiß, das waren die „Alten"; die jüngste Zeit, die Moderne hat zum Teil ganz andere Richtungen, andere Maßstäbe gewonnen. Bereits im Geleitwort zum Iubiläumshefte des 25. Iahrganges von „Nord und Süd" (April 1902) weist Paul Lindau auf die starke Wandlung hin, die sich während jenes Zeitraumes in Literatur und Kunst vollzogen. „Die Künstler und Dichter, die im Bisherigen das Beste geleistet haben und als führende Geister gefeiert worden sind, sind auch den Iahren nach die Alten geworden — in vielen glücklichen Fällen nur den Iahren nach. Ein neues Geschlecht ist inzwischen unter anderen Bedingungen des Daseins herangewachsen. Es hat von einer anderen Zeit andere Einwirkungen

*) Die den einzelnen „Nord und Siid"-Heften beigegebenen Radierungen sind auch gesondert zu einer Sammlung von „Porträts berühmter Zeitgenossen in Kupfer-Radierungen von hervorragenden Künstlern" zusammengestellt; sie umfaßt Bilder der bedeutendsten deutschen und ausländischen Staatsmänner und Feldherren, Dichter, Gelehrten und Künstler.

erfahren, es winken ihm andere Freuden, es hat einen anderen Geschmack und fühlt sich von anderen Idealen angezogen. Es strebt also auch anderen Zielen nach und muß, um sich ihnen zu nähern, sie womöglich zu erreichen, eine andere Richtung einschlagen." Und es ist nur zu selbstverständlich, daß ein Verleger, der wie Schottlaender seinen Beruf nicht bloß kühl-geschäftsmäßig auffaßt, sondern, mit Herz und Seele ihm ergeben, dem Geiste der um ihn gescharten Schriftsteller auch innerlich nahe steht, sich nicht sofort mit einem neuen Geiste erfüllen konnte. Um so rühmenswerter ist das Verständnis, das er auch der „jungen" Richtung entgegenbringt, indem er sie soweit anerkennt, als sie die Grenzen des Vernunftgemäßen, menschlich und ästhetisch Vornehmen nicht überschreitet. Das gilt nicht nur für „Nord und Süd", wo „das Gebiet der geistigen Arbeit nicht engherzig eingeengt werden sollte, vielmehr neben den alten Freunden auch die jungen herzlich willkommen geheißen werden"; sondern der Verlag hat durch eine eigene Zeitschrift „Kritik der Kritik" (1905—1907) den neueren Strömungen Rechnung getragen und zur Klärung und Lösung der die Gemüter in der Gegenwart bewegenden künstlerisch-literarischen Fragen das Seine beigesteuert.

Das Bild der buchhändlerischen Tätigkeit Schottlaenders würde unvollständig sein, wenn wir nicht seines großen politischen Zeitungsunternehmens gedächten: der „Schlesischen Presse", an deren Gründung im Iahre 1873 er beteiligt war und die er 1876 in alleinigen Besitz übernahm. Es war ja damals die Zeit, wo die nationalliberale Partei in ihrer Blüte stand, wo sie die maßgebende Partei im jungen Deutschen Reiche war. Die Vertretung ihrer Interessen in Breslau sollte nun die „Schlesische Presse" übernehmen. Nicht lange darauf aber begann der Rückgang der Nationalliberalen, und damit zugleich gestaltete sich die Lage der nationalliberalen Zeitung in Breslau zu einer schwierigen. Pflicht der nationalliberalen Partei wäre es gewesen, ihrem Organ ausreichende Unterstützung angedeihen zu lassen. „Wir haben früher schon auf die eigentümlichen Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen ein neues Zeitungsunternehmen in Deutschland zu kämpfen hat. Die Ereignisse der letzten Monate haben wohl deutlich gezeigt, welchen Wert es für eine Partei hat, ein eigenes Organ zu besitzen, welches jederzeit bereit ist, die Partei zu verteidigen, einen Sammelpunkt für die Bestrebungen der Partei zu bilden. — — Eine Partei, die für ihre Presse nicht sorgt, schadet sich selbst," heißt es in der Schles. Presse vom 1. Dezember 1878, der ersten Nummer, die in Schottlaenders eigener Druckerei hergestellt wurde. Doch die nationalliberale Partei beging hier einen der mannigfachen Fehler, durch die sie ihren Niedergang verschuldet hat. Die „Schlesische Presse" stellte ihr Erscheinen ein, bezw. verschmolz mit dem freisinnigen Organ — und der nationalliberale Gedanke in Breslau ging bis auf einen Rest ohne Bedeutung und Einfluß zurück.

Erst in den letzten Iahren ist wieder der Politik in „Nord und Süd" durch den neuen Herausgeber Prof. Dr. Ludwig Stein eine beträchtlichere

Rolle zuerteilt worden. Es bedarf wohl nur eines Hinweises auf die beiden, einer „englisch-deutschen Verständigung" gewidmeten Nummern (Iuni und Iuli 1912) und auf ihren großen, im Interesse des Weltfriedens hoch zu veranschlagenden Erfolg, um zu zeigen, welch beachtenswerte Stellung auch auf diesem Gebiete der Schottlaendersche Verlag sich zu erringen wußte.

Mit Bewunderung aber und mit inniger Freude sehen wir, wie der Leiter des Verlages, Herr Konsul Schottlaender selbst, mit einer jugendlichen Frische und Rüstigkeit, die in nichts an seine 70 Lebensjahre gemahnt, an seinem Lebenswerke weiterarbeitet, alle geistigen Regungen und Anregungen der Zeit aufmerksam und scharfen Blickes verfolgend. Möge es ihm noch lange Iahre vergönnt sein, in unverminderter Kraft zu wirken und reicher Früchte seines Wirkens sich zu erfreuen!

Die Redaktion von „Nord und Süd".

Lotte Stadthagen-Pugge.
IennG und Muschtschina.
Weit, weit von hier im fernen Osten lebte vor vielen Iahren ein junges Weib, namens Iennäh. Iennäh war liebreich und gut, ihre Seele kannte kein Falsch; aber das war es nicht, was sie Muschtschina wert machte, das wußte er gar nicht. Er liebte ihre schlanke, weiche Gestalt, die feine, rosige Haut, liebte die zierlichen Füße, die so leicht traten wie die des Rehs, die kleine Hand, so weich wie die Welle. Iennäh hatte die Gabe, Märchen zu erzählen, und Muschtschina hörte ihr gern zu. Er schaute ihr in die schimmernden Augen, bald hell wie der Frühlingshimmel, bald dunkel wie das Meer, wo es am tiefsten ist, lauschte dem süßen Klang ihrer Stimme und — fand die Märchen poetisch und reizend.
Gewaltig steigerte sich Muschtschinas Verlangen, Iennäh zu besitzen, als er entdeckte, daß auch andere sie begehrten. Und eines Tages riß er sie an sich, preßte sie heiß an seine Brust und drückte den eiskalten Mund auf ihre warmen Lippen.
Wie er mich liebt! dachte sie und lächelte, unter Tränen, denn die heftige Berührung hatte ihr weh getan.
„Du sollst mein sein, nur mein," sagte der Mann, „ich kann es nicht ertragen, daß dir jemand teuer ist außer mir," und er zog mit seinem jungen Weibe fort von der Heimat, von allem, was Iennäh lieb und vertraut gewesen war.
Wie er mich liebt! dachte sie und versuchte glücklich zu sein, ob sie gleich kümmerte wie eine Pflanze, die man aus dem warmen Mutterboden gerissen und in fremdes kaltes Erdreich verpflanzt hat. Bemerkte Muschtschina, daß sie heimlich geweint hatte, so tauschte er ein neues Mieder oder eine Kette aus bunten Perlen, um sie zu trösten, und wenn dann seine Freunde sie geschmückt sahen und ihre Schönheit bewunderten, glänzte sein Auge vor Stolz und Glück über ihren Besitz.
Muschtschina war Schiffer. Sein Schifflein fuhr auf dem großen Strom, an dessen Ufern die Hütte lag, die er mit Iennäh bewohnte.
„Lieber," sagte Iennäh eines Tages, „laß mich mit dir geh'n und dir dein Schifflein steuern helfen!"
Muschtschina lachte. „Du, ein Schiff steuern?! Wie solltest du das wohl können? Kennst du die trügerischen Wellen, die Nebel, die Felsenriffe? Hast du gelernt, dem Sturm zu trotzen?"
„Wenn du es mich lehrtest . . . .," wendete Iennäh schüchtern ein.
Muschtschina schüttelte den Kopf. „Ein Schiff zu steuern, dazu gehört Mut,

Tatkraft, Entschlossenheit; wo solltest du die hernehmen, ein schwaches Weib? Aber sieh, ringsumher verstreut liegen viel tausend kleine Steine, die sammle; sie tun uns not für die Mauern unseres Heims. Meine Arbeit ist für dich zu schwer."
Wie er mich liebt! dachte Iennäh, er will mich schonen. Und sie machte sich an die Arbeit, die Muschtschina ihr bestimmt hatte.
Aber die Steine waren gar klein und lagen weit verstreut, um jeden einzelnen mußte sie sich bücken, und wenn sie gleich beim Morgengrauen anfing zu sammeln und unverdrossen sich mühte den ganzen Tag über, so schien ihr doch meist bei Sonnenuntergang das Häuflein so klein, daß sie sich schämte aufzuhören und weitersuchte beim Sternenlicht, ob auch die Füße wund wurden und der Rücken schmerzte vom vielen Bücken.
Geschah es an solchen Tagen, daß Muschtschina abends beim Feuer ein Märchen zu hören verlangte, so vermochten Iennühs müde Stimme, ihre halbgeschlossenen Augen nicht, schillernde, schimmernde Schleier um das Erzählte zu weben, blitzfunkelnde Steinchen darüber zu streuen, und Muschtschina fand das Märchen dumm und albern, suchte grollend seine Lagerstatt auf oder verbrachte den Abend mit Freunden beim kreisenden Becher und Würfelspiel.
Zuweilen war Iennäh glücklich im Sammeln gewesen und hatte viel schöne, brauchbare Steine gefunden; dann konnte sie in dem Gedanken, daß Muschtschina freudig überrascht sein und sie loben würde, kaum sein Kommen erwarten. Aber er sah weder die Steine noch Iennähs erwartungsvolles Gesicht, und machte sie ihn auf ihren Fund aufmerksam, so hatte er nur ein zerstreutes Lächeln dafür. Dann stahl sich manch bittere Träne aus Iennähs Augen, aber Muschtschina sah es nicht.
Einmal, als Muschtschina nach Hause kam, merkte Iennäh am Klang seiner Schritte, daß seinem Schifflein etwas zugestoßen war. Muschtschinas Stirn lag in Falten, seine Augen blickten trübe und starr; aber als die Nacht kam, fand sie ihn friedvoll schlummernd. Seine Hand in der ihren, saß an seinem Lager Iennäh, mit weit offenen Augen, gebeugt, als ruhte eine Last auf ihren Schultern, die zu schwer für sie war.
Ein Schimmer von Glück trat plötzlich in ihre Augen. „Wie er mich liebt!" flüsterten ihre Lippen, „er vertraut mir ganz."
Iennäh und Muschtschina lebten viele Iahre miteinander, da wurde Muschtschina krank. Es war eine böse Krankheit mit Fieberängsten und schweren Träumen. Er mußte das Schifflein lassen, und bald war im Hause kein Brot. Iennäh tauschte ihre Kleider und Perlen um Brot, aber es reichte nicht lange. Ich muß Brot schaffen an Muschtschinas Statt, dachte sie und wollte hinabgehen zum großen Strom; aber Muschtschina stöhnte: „Bleib bei mir, mir ist so bange ohne dich!"

Wie er mich liebt! er kann nicht sein ohne mich, dachte sie, nahm ihren Platz an seinem Lager wieder ein und hielt seine Hand, bis der Abend kam und er einschlief.
Dann schlich sie sich leise hinaus und ging zum großen Strom hinab, um Arbeit zu suchen. Iedoch man wies sie ab, hier und dort, überall. Breitschultrige Männer stießen sie beiseite und spotteten über ihre kleinen Hände und schwachen Schultern. Stromabwärts wies man sie, wo der große Strom breiter wird und seichter, von schlammigen Ufern gesäumt. Der Wind vermag nicht, die Fahrzeuge über die sandigen Untiefen zu treiben: Menschen bewegen sie vorwärts, wetterzerzauste Gestalten. Angespannt wie Zugtiere, mit Gurten und Stricken ziehen sie mit gekrümmten Rücken, mit schweren Schritten im Schlamm watend. Ihrem Munde entströmt ein Lied, immer dasselbe eintönige Lied, trostlos und atembeklemmend wie der gelbgraue Schneehimmel über der endlosen weißen Steppe. Iennäh graute vor ihrer Gesellschaft; aber sie dachte an Muschtschina und ließ sich einen Gurt umlegen. Iede Nacht, sobald Muschtschina schlief, lief sie zum Strom hinunter und zog mit den andern, und wenn der Tag graute, eilte sie zur Hütte zurück, damit Muschtschina sie beim Erwachen nicht vermißte. Auf dem Wege las sie Steine auf, die so nötig waren für die Mauern des Hauses.
Das Brot, das Iennäh für ihre Arbeit erhielt, war klein, so klein, daß es zuweilen nur hinreichte, um Muschtschlnas Hunger zu stillen.
Einst sah Iennäh, als sie beim Abendschein zur Stätte ihrer mühseligen Arbeit eilte, ein schmuckes Boot am Strande liegen. In dem Boot stand ein Mann, der sehnsüchtig seine Arme nach ihr ausstreckte, und Iennähs Herz pochte schneller, als sie in seine Augen sah. Aber sie dachte an Muschtschina, schüttelte das Haupt und senkte den Blick. Und der Mann im Boot beugte das Haupt unb stieß vom Ufer ab. Leise zog das Schifflein hinaus in die Abendhelle. Und als es verschwunden war im goldenen Dunst, da schien es Iennäh, als wäre der Nachtwind nie so kalt, die Last nie so schwer gewesen, als hätten die Gurte nie so gedrückt und geschnitten wie an diesem Abend.
Muschtschlnas Krankheit dauerte lange. Iennühs Rücken krümmte sich, ihr Gang wurde schwer und schleppend vom Ziehen der schweren Last, ihre Wangen höhlte der Hunger, ihr Haar wurde weiß von den ungeteilten Sorgen. Aber ihre Kraft hielt stand, Muschtschina bedurfte ja ihrer.
Endlich besserte sich Muschtschlnas Übel, langsam, allmählich; jedoch in dem Maße, wie er sich erholte, schwanden Iennähs Kräfte dahin; es war, als würden sie von seinem gesundenden Körper aufgesogen.
„Erzähle mir ein Märchen!" bat Muschtschina eines Tages. Iennäh sann und sann: keines der Märchen, die sie einst erzählte, und auch kein neues wollte ihr einfallen; in ihren Ohren tönte immer nur das Lied, das sie unten am Strom mit den anderen sang, das eintönige Lied, so trostlos und atembeklemmend wie der

gelbgraue Schneehimmel über der endlosen, weißen Steppe, und sie sang es Muschtschina vor.
Muschtschlnas Augen weiteten sich vor Entsetzen. „Nein, nein, nicht das grausige Lied!" wehrte er ab, „ich lechze nach Lust und Schönheit. Weißt du kein anderes? Dann laß uns hinausgehen unter fröhliche Menschen, lange genug war ich an die enge, dunkle Hütte gefesselt; jetzt fühle ich mich wieder stark, ich will leben! Leben und genießen!" Und er eilte zur Tür und stieß sie auf, daß das helle Sonnenlicht hineinflutete.
„Geh du allein, Lieber," bat Iennüh, „ich bin so müde heute." Ihre Stimme klang so seltsam. Muschtschina drehte sich um und sah sie an. Sie stand im grellen Sonnenlicht.
„Wie alt und häßlich du geworden bist!" sagte er, einen Schritt zurückweichend, „nein, so kannst du nicht mit mir gehen, ich müßte mich ja deiner schämen."
Er ging. Iennäh stand und starrte ihm nach. Allmählich erst faßte sie den Sinn seiner Worte, begriff sie, daß er nie zu ihr zurückkehren würde, und daß sie um ihr Leben betrogen war. Ein Zittern lief durch ihren Körper, sie schlug die Hände vors Gesicht und kroch in den dunkelsten Winkel der Hütte, daß die Sonne ihre Scham nicht sehen sollte. —
Das ist Iennühs traurige Geschichte. Rührt sie euch, ihr Schwestern?
Ach, werdet ihr sagen, es ist ja so lange her, daß sie sich zutrug und in einem so fernen Land, und am Ende ist es gar ein Märchen. Ia, am Ende ....
Schkußbemerkung: Die Namen Iennüh und Muschtschina sind russische Wolter: Iennäh heißt die Frau und Muschtschina der Mann.

Keppel Vennet:

An Aurora.

übersetzt von Iudith Peritz.

Den Fluß entlang, hinab zur Stadt, Und wie im Traum, in holdem Zwang
Die dumpfer Schlaf bezwungen hat, Belausch' ich deiner Cymbel Klang,
Das Haar vom Wind zurückgeweht, Verstohlen durch die Gassen flieht
Im FlatterNeid, das zart verrät Im Dämmergrau dein zaubrisch Lied.
Der leichten Füße flücht'ge Spur — Maßliebchen sind vom Schlaf erwacht,
So seh' ich, wie im Traum, dich nah'n, Es hat das Licht mit weißer Hand
So herrlich schwebt auf rascher Bahn Vom Strom den düstern Flor gebannt
Ein Wesen göttlicher Natur. Und gleitet über Gräser sacht.

Alfred Austin
Verwegen streift die Morgenluft Könnt' ich mit dir zum Meere hin,
Süß singend deines Haares Duft, Zum blauen, uferlosen, zieh'n,
Und mit entzücktem Lachen springt Dem Mond entbieten kecken Gruß,
Die Dämm'rung auf, die dich umringt. Den Sternen nah'n in raschem Kuß,
Wo du auch gehst, dein Lächeln siegt; Bis himmelhoch strahlt deine Macht,
Dir folgt der Tag, doch vor dir bleich Und dürft' erspäh'n, welch' hohes Glück!
Der dürren Heide lichtlos Reich, Dankbarer Augen ersten Blick
Ein traurig Land, verlassen liegt. Nach langer, sorgenschwerer Nacht!
Vergebens, ach, schon strebest du
Ienseits des Stroms der Lichtung zu,
Und jetzt berührt dein Scheitel gar
Der Berge Häupter wunderbar!
Die Cymbel tönt vom Himmelssaum
Noch einmal in die stille Welt.
Dein Bild umfaßt mein Augenzelt,
Bis du entschwunden wie ein Traum.
Alfred Austin:
Der Liebe Weisheit.
Übersetzt von Iudith Peritz.
Auf höchstem Gipfel unsrer Leidenschaft
Laß scheiden uns nach einem letzten Kuß!
Denn besser Tod als jener bitt're Schluß,
Gebeugt zu seh'n, was jetzt noch stolze Kraft.
Wir lösten unsres Wesens enge Haft,
Erschöpften bis zum Grund der Seelen Fluß:
Wer wünscht, daß glühend Hochgefühl erschlafft
Dem Nachglanz der Gewöhnung weichen muß?!
In solchen Höh'n ist unsres Bleibens nicht;
Selbst heißen Seelen, wie die unfern sind,
Strahlt einmal nur dies wunderzarte Licht.
Nicht zögern, bis der Liebe Hauch zerrinnt!
Noch einen Kuß, der Erdenfesseln bricht,
Bevor getrennt der Weg ins Tal beginnt!

Else Höffer:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)
Sie setzten sich, und Torbeck sagte:
„Es tut mir sehr leid, Herr Regierungspräsident, daß Sie sich und mir diese Unterredung nicht erspart haben. Ich habe gerade einen Brief an Ihren Herrn Sohn vollendet —" Er wies kurz nach dem Schreibtisch, auf dem das starke, weiße Kuvert leuchtete. „Marga weiß meinen unabänderlichen Entschluß."
Schwanstedt fühlte die geistige Überlegenheit des andern, aber er behielt seine Ruhe, er war sich bewußt, daß er Immos Glück verteidigen mußte.
„Herr Doktor Torbeck, ein Mann wie Sie, der sich freiwillig in den Kampf begibt, wird sich nicht wundern, daß die Iugend von ihrem Rechte auf Kampf Gebrauch macht. — Sie würden jedenfalls vor Ihrem eigenen Kinde und vor meinem Sohne wenig Achtung haben, wenn sie sich ohne weiteres fügten —"
Torbeck machte eine ungeduldige Bewegung, die hieß: „Das ist ja ganz gleichgültig, mich verlangt nicht nach Achtung —"
Schwanstedt ließ sich nicht beirren. „Es ist doch wohl selbstverständlich, daß die beiden ihr Glück nicht lassen, nur weil ein anderer Wille sie dazu zwingen will —"
Torbeck runzelte die Stirn. „Die Sache tut mir sehr leid, es ist hart für mich, von meinem Kinde ein derartiges Opfer verlangen zu müssen, aber es ist unvermeidlich. Sie weiß das."
„So sind Sie der Ansicht, daß Sie das Recht haben, um Ihrer Zwecke willen das Glück anderer zu vernichten? Zwei junge Menschen zukunftslos zu machen?"
Torbeck hob den Kopf und sah den Präsidenten sehr ernst an.
„Ia, das Recht habe ich."
Schwanstedt erhob sich, sein Gesicht rötete sich leise. „Und wie verträgt sich dies mit Ihren sogenannten humanen Ideen? Meine Ansicht ist, daß ein Mann zuerst im eigenen Kreise nach seinen Prinzipien wirken muß, wenn man seinen Worten glauben soll."
Torbeck stand schroff auf. „Das, Herr Präsident, habe ich vor mir selbst zu verantworten. Kein Mensch hat das Recht, Rechenschaft von mir zu verlangen!" Er beherrschte sich mühsam und trat an das Fenster.
Schwanstedt zwang sich zur Ruhe, er setzte sich nieder und wartete, dann sagte er: „Wenn Ihre Sache gut ist, wird sie siegen, trotz dieser Verlobung.

Das ist doch eine ganz interne Familienangelegenheit, die Sie nur als Privatmann angeht."
Torbeck wandte sich um: „Sie wissen selbst, daß von dem Augenblick, in dem wir in die Öffentlichkeit treten, unser Privatleben nicht mehr uns gehört. Meine politische Stellung ist noch nicht gefestigt, einen derartigen Stoß hält sie nicht aus. Diese Verlobung würde wie eine Massensuggestion wirken, man würde, ohne es vielleicht klar zu wollen, das Vertrauen zu mir verlieren, man würde mich für einen Mann halten, der auf beiden Schultern trägt — Ich habe mir alles reiflich überlegt, ich sehe alle Konsequenzen. Es tut mir leid, daß meine Tochter nicht die Größe hat, zu verzichten."
Schwanstedt zuckte die Achseln. „Wie wenig kennen Sie die Menschen und die Iugend! Der Kampf um das, was ihnen „Glück" und „Zukunft" ist, ist ihnen Lebenszweck. Für die Idee anderer sich opfern, ist doch unmöglich. Nur eine Idee, die aus dem eigenen Ich geboren ist, kann so Ungeheueres verlangen."
Torbeck setzte sich nieder. „Herr Präsident, ich gebe Ihnen zu bedenken, daß auch für Sie eine Verbindung mit meinem Hause Folgen haben kann."
Schwanstedt lächelte. „Wir beide sind alt, lieber Torbeck. Es ist nichts Besonderes, wenn wir dem jungen Nachwuchs weichen. Kinder können von Eltern Opfer verlangen, das Umgekehrte ist naturwidrig."
Torbeck biß sich auf die Unterlippe, seine Ungeduld wuchs. „Wir stehen auf verschiedenem Boden, wir werden uns wohl kaum verstehen. Ich muß verlangen, daß meine Kinder für das Lebensziel des Vaters Verständnis haben."
Da sagte Schwanstedt sehr ernst: „Dann hätten Sie sie ganz anders erziehen müssen. Sie haben sie zu Damen unseres Gesellschaftskreises erzogen, sie dürfen sich nicht wundern, wenn sie als solche fühlen. So viel mir bekannt ist, haben Ihre heutigen Ideen in der Erziehung Ihrer Töchter keine Rolle gespielt. Ietzt zu verlangen, daß sie sich Ihnen beugen, ist eine Gewaltsamkeit, die unmöglich ist. Das müssen Sie einsehen."
Torbeck schwieg. Er sah auf seine gefalteten Hände und dachte: „Darin hat er recht. Aber trotzdem —"
Schwanstedt fuhr fort: „Ich will Ihnen noch einen Vorschlag machen, der so etwas wie ein Ausweg ist: Wir veröffentlichen die Verlobung erst nach den Wahlen. Wenn Sie gewühlt sind und dann jahrelang Ihren Posten ausgefüllt haben werden, wird man sich an die Tatsache gewöhnen und sie vergessen."
Torbeck dachte nach. „Ein Ausweg", dachte er, „ein Schleichweg — nein."
Er richtete sich auf. „Ich will mit reinem Gewissen mein Amt antreten. Es soll nicht da etwas im Hinterhalt lauern und warten, bis ich im Sattel sitze, bevor es sich ans Licht wagt. Das ist unehrlich, ist der Schatten einer Lüge. Mein Panier muß blank sein, das verlangt meine Sache. Den Ausweg nehme ich nicht an."

Da stand Schwanstedt auf, er war nun ganz blaß geworden. „Sie gehen Ihren Weg — Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ein Bruch eintritt. Die andern haben auch Rechte. Hoffentlich reuen Sie die Opfer nie, die fallen."
„Nie", sagte Torbeck, und in seinen Augen war ein junges, gläubiges Aufleuchten.
Sie verbeugten sich, und Torbeck brachte seinen Gast bis zur Türe, er klingelte, damit das Mädchen dem Präsidenten den Pelz halte. Die Männer reichten sich nicht die Hand.
Torbeck trat in sein Zimmer zurück. Der Präsident überlegte einen Augenblick, ob er Frau Torbeck begrüßen sollte, aber er verwarf den Gedanken sofort, es war ihm unmöglich nach der Niederlage in dem Hause zu bleiben. Und dann erwartete er von der Frau auch nichts anderes, wie ratlose Hilflosigkeit. Er durfte sie nicht gegen den Mann beeinflussen, das erschien ihm unfair. Er sah sich in einem Wirrsal, in dem sein gerader nüchterner Geist sich nicht so rasch zurechtfand.
Er bestieg sein Kupee und fuhr nach Hause.
Frau Torbeck hatte klopfenden Herzens in ihrem Zimmer gewartet. „Du wirst sehen, Io, der Präsident erreicht alles!" In ihr war noch ein Rest alter Beamtendemut, ihr kam gar nicht der Gedanke, daß ihr Mann wagen würde, den Präsidenten abzuweisen.
Io schüttelte trübe den Kopf.
„Aber Kind, du denkst doch nicht, daß aus der Verlobung nichts wird, das wäre doch furchtbar", sagte die Mutter weinerlich, sie verlor nun doch ihre Fassung. „Um einer Marotte willen, die plötzlich im Kopfe eueres Vaters aufgetaucht ist! Sage, daß du das nicht glaubst, Io."
„Ich glaube, daß sie sich verloben, weil Immo energisch und Marga majorenn ist. Aber ich glaube nicht, daß der Vater seine Einwilligung gibt."
„Also ein Skandal!?"
„Wenn du es so nennen willst. — Sie werden gegen seinen Willen heiraten."
„Und alle Welt wird das wissen, alle Welt wird es bereden. Er muß nachgeben, seine Weigerung ist ja sinnlos! Er kann uns doch nicht schon wieder einem Skandal aussetzen —"
Sie preßte ihr feines Tuch gegen die Stirn. „Schwanstedt wird ihn umstimmen", sagte sie mit jähem Optimismus.
Da ging nebenan die Türe. „Jetzt sind sie fertig, nun wird Schwanstedt herkommen und mich begrüßen!" Sie trat rasch vor den Spiegel und ordnete Haar und Kleid. Dann blickte sie lauschend zur Türe, auf ihren Lippen haftete schon das liebenswürdige Begrüßungslächeln, sie wartete atemlos.
Da rollte drunten das Kupee davon.

Die Arme sanken ihr schwer am Körper nieder. Sie bewegte lautlos die Lippen. Sie fing an zu zittern. „Er ist fortgefahren —" sagte sie matt. Dann sank sie in einen Sessel und begann fassungslos zu weinen.
Es war das erste Mal, daß Io sah, daß ihre Mutter zusammenbrach unter der Wucht eines Geschehnisses. Sie kniete neben ihr nieder und umschlang sie mit beiden Armen, aber es fielen ihr keine Trostworte ein, sie wußte ja, daß die Mutter anderes erwartete, als sie geben konnte. Sie dachte nur an all das Leid, durch das Marga hindurch mußte, bis sie zu ihrem Glücke kam. „Wenn sie ihn liebt — dann hat sie die Kraft. Liebt sie ihn nicht, wird sie jetzt zurückweichen. Dies ist die Feuerprobe."
Frau Torbeck beruhigte sich sehr rasch, ihre langgeübte Selbstzucht ließ sie nicht im Stich. „Ich gehe jetzt zu ihm", sagte sie entschlossen, und in ihren Augen war ein harter Glanz. Io löste ihre Arme. Sie war unglücklich und kam sich überflüssig vor, sie stand tatlos in dem raschen Strom der Ereignisse und konnte nirgends eingreifen.
Frau Torbeck trat in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie nahm allen Mut zusammen.
Er stand neben dem Schreibtisch und schob Papiere und Akten in eine Ledertasche, drunten summte das Auto, er war anscheinend im Begriff, das Haus zu verlassen. Er wandte sich nach seiner Frau um. „Auch eine Hilfstruppe?" dachte er ärgerlich.
„Es ist heute bei mir wie ein Taubenschlag", sagte er ärgerlich. „Ich habe ein paar Stunden der Sammlung und Arbeit dringend nötig, ich fahre daher in mein Bureau hinunter. Entschuldige, wenn ich nicht zu den Mahlzeiten komme. Es kann heute abend spät werden, und morgen früh halb sechs muß ich nach Berlin, übermorgen komme ich zurück. Veranlasse, bitte, daß mein Koffer gerichtet wird." Er gab seine Anordnungen in kurzem, liebenswürdigem Tone.
Frau Torbeck stand hinter einem Sessel. „Franz," sagte sie, „ich muß mit dir sprechen!"
Seine Ungeduld war aufs höchste gesteigert, er ertrug es nicht mehr, daß sich immer wieder Neues zwischen ihn und seine Arbeit drängte, er fühlte, daß seine Nerven in fortwährender Erregung waren, und er brauchte Nervenruhe vor allem, er brauchte seine Kraft für andere Dinge. „Martha, ich bitte dich, verschone mich. Was du mir zu sagen hast, hat Zeit. Ich weiß es auch im voraus, und ich sage dir, was ich andern schon sagte: es bleibt bei meinem Entschluß. Ich kann dir nicht alle Gründe wiederholen, die für dich ja doch keine Gründe sind, also bitte: dränge mich jetzt nicht!"
Er trat an den schmalen Zigarrenschrank und füllte sich sein Etui. „Denkt euch eine nette Reise aus, es wäre mir lieb, ihr reistet bald."

Frau Torbeck rührte sich nicht, sie war ganz verstört. „Franz," sagte sie, „du hast mich früher doch lieb gehabt —" Sie wußte selbst nicht, warum ihr die Worte kamen. Der Mann antwortete nicht, es reizte ihn zu wissen, daß sie nun alle Register ihrer Frauengewult aufziehen würde.

,^Franz, du bist mir doch Dank schuldig —"

Da fuhr er herunn „Dank? Wofür?" Er sah sie flammend an. Sie fühlte, daß ihre Bemerkung taktlos gewesen, und das machte sie verlegener, wie sein Zornblick. „Gott, du weißt doch —, es war doch keine Kleinigkeit für mich —"

Er wurde wieder ruhig. „Ich habe nicht gedacht, daß wir jemals so abrechnen würden miteinander, Martha. Es ist sehr häßlich, besonders für einen Menschen, der wie du den großen Kultus mit den ästhetischen Lebensformen treibt. — Nun ich meine, daß wir quitt sind. Meine Dankesschuld euch gegenüber habe ich getilgt — in bar. Vielleicht gelüstet es dich, die schriftlichen Beweise zu sehen?"

Sie hob abwehrend die Hand, er lächelte verächtlich. „Ich wünsche nun nicht mehr an die Dankesschuld gemahnt zu werden, sonst müßte ich dir die Wahrheit schonungsloser sagen!"

Er schloß mit einem Schlüsselchen die Aktenmappe und ging. „Franz —" rief die Frau halblaut, aber er hörte sie gar nicht.

„Er läßt es auf einen Skandal ankommen", dachte sie bekümmert. Und sie überlegte, ob es klüger sei, die Verlobung zu lösen, oder den Skandal mit in den Kauf zu nehmen.

Dann gab sie das Telegramm an ihren Bruder, den Superintendenten Gerhard Ianssen auf. Sie wußte nicht, warum sie das tat, es war eigentlich überflüssig, denn die beiden Männer verstanden sich gar nicht, und es war nicht anzunehmen, daß Ianssen den mindesten Einfluß auf den Schwager hatte, aber sie hatte eine unklare Sehnsucht nach einem Menschen, der dachte wie sie.

5. Kapitel.

Als Torbeck in den Saal der Konkordia trat, fühlte er deutlich, daß seine Nerven immer noch vibrierten, die Erregungen des Tages hatten sich nicht so rasch abschütteln lassen, und nun strengte er seine ganze Willenskraft an, alle seine Gedanken loszulösen und auf seine Rede zu richten. Aber es war ein Flattern in seinen Gedanken, sie hatten keine Stabilität. Er ließ sich in der Garderobe ein Glas Selters geben, das kühlte ihm den Schlund, er atmete auf.

Für ihn durfte es nichts geben, wie diesen weiten, kahlen Saal mit all den Menschen, die seinen Worten lauschten. Nichts durfte ihn beirren, er mußte den Kontakt mit ihnen finden, dann beherrschte er sie wieder. Und dazu gehörte

die konzentrierte Kraft seines Geistes und die unverminderte Glut seines Temperamentes.
Der Saal war wieder gedrängt voll, wieder war die Unruhe über den Köpfen, und das gedämpfte Raunen und Summen unter dem weißen Licht der elektrischen Kronen. Bei seinem Erscheinen verstummte alles. Einen Augenblick war ein kleines Gedränge um ihn von Herren, die ihn begrüßten. Er drückte allen flüchtig die Hand und wechselte ein paar rasche Worte, dann löste er sich aus der Gruppe. Da scholl eine Stimme hinter ihm drein: „Gratuliere auch zur Verlobung Ihres Fräulein Tochter."
Sein Fuß stockte. Galt das ihm? Was bedeutete das?
Da sah er alle die Gesichter, die wartend ihm zugewandt waren, und er stand auf dem Rednerpult.
Er stand einen Augenblick schweigend und atmete tief. Die Stimme war noch in seinem Ohre: „Die Verlobung Ihres Fräulein Tochter."
Und er begann zu sprechen, seine Stimme war spröde. Ein qualvoller Druck war auf ihm, er rang mit harter Energie, er zwang seine Gedanken, er rang nach Wärme und Kraft.
Aber seine Seele war wie verdorrt. In seinen Gedanken war ein Unterstrom, der sich nicht bannen ließ, und während seine Worte durch den weiten Saal klangen, dachte er: „Es muß ein Gerede aufgekommen sein — irgend ein dummes Gerücht. Ich muß dem begegnen — nein, am besten ignorieren."
Und seine Worte rollten voll Wohlklang über die Hörer hin.
„Mein Gefühl ist Pathos, was ich sage, ist hohl. Ich zünde nicht. Ich fühle es — nicht ein einziger Mensch im Saale spürt einen Widerhall in sich."
Er kämpfte mit zäher Geduld, aber die Stimmung ließ sich nicht erzwingen, sein Gefühl gehorchte seinem Willen nicht, was er sagte, war kalt und nüchtern. Er zwang das Publikum nicht unter seinen Bann.
Köpfe bewegten sich, einige Gruppen flüsterten. Er sah es ganz deutlich. Das war das letzte Mal nicht gewesen, da hatten sie alle gesessen wie erstarrt. Da hatte er geherrscht, und heute redete er bloß.
Was war das nur, was die Leute so zerstreute? Wußten sie vielleicht auch? — Er stockte mitten im Satze. Dann riß er sich heftig zusammen. Das war natürlich Unsinn. Nur nicht grübeln! Nur nicht den Nerven nachgeben. Kein Mensch konnte etwas ahnen. Es war die Nervosität, die ihn alles nur aus einem Sehwinkel schauen ließ. Er mußte sein Ziel fest ins Auge fassen.
Er redete, redete. Und mit Verzweiflung fühlte er, daß er den rechten Augenblick verpaßt hatte, seine Hörer zu fesseln, ihre Gedanken waren nicht bei ihm. Und dies Bewußtsein machte ihn elend.
Er zog seine Rede in die Länge — einmal mußte der zündende Funke noch sprühen! Er konnte sich nicht abfinden, aber die Hoffnung sank bald zusammen. Ziemlich unvermittelt brach er die Rede ab.

Ein gewaltiges Stühlerücken und Füßescharren, ein betäubender Beifallslärm. —
„Warum lügen sie?" dachte Torbeck empört, „ich gab ihnen nichts." Er wandte sich gar nicht mehr nach der Versammlung um, ein dumpfer Zorn war in ihm, gegen alle, die ihn um die Ruhe seiner Seele gebracht hatten.
Er ging in die Garderobe, ohne sich um einen Menschen zu kümmern, er sehnte sich darnach, allein zu sein, seine Nerven mußten dann endlich ruhig werden.
Neben ihm zog ein unbekannter Herr seinen Mantel an. Er grüßte höflich.
„Sie waren abgespannt heute, Herr Doktor? Kein Wunder nach der Fülle von Arbeit, die auf Ihnen lasten muß."
Torbeck biß die Zähne aufeinander. Teilnahme war in dem Ton des Fremden gewesen.
„He, Torbeck, warten Sie einen Augenblick, wir gehen in den Franziskaner!"
Torbeck schüttelte den Kopf. „Heute nicht." „Guten Abend, meine Herren."
Er ging.
Die Herren sprachen gedämpft. „Wahrscheinlich ist Verlobungsfeier heute. Sehr unklug, die Sache gerade jetzt zu veröffentlichen, das wird ihm schaden! Er hat eben die Routine noch nicht. Schade, daß er das nicht vorher angedeutet hat, man hätte ihn gewarnt."
Draußen ging Torbeck an einer Gruppe Arbeiter vorbei, sie traten etwas zur Seite, es lag in der Bewegung mehr Kühle, wie Höflichkeit. Er fühlte es sofort.
Einer hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. „Hier steht es im Abendblatt. Ieder kann es lesen. Das paßt doch nicht für unsereins. Ich habe es gleich gesagt: fährt Auto und hat einen adeligen Schwiegersohn."
Torbeck ging zu Fuß den Weg zu seiner Villa hinauf. Die eisige Nachtluft tat ihm wohl, das Tosen in seinem Blute verstummte. Er kämpfte die bittere Enttäuschung nieder und bemühte sich aus der Erfahrung des Abends eine Lehre zu ziehen.
Seine Rede hatte nicht so eingeschlagen, wie die erste. Das war natürlich und nicht weiter schlimm. Seine Persönlichkeit kannte man ja jetzt, heute hatte er Positives gegeben, er hatte sein Programm entwickelt. Und wenn dies die große Menge auch nicht begeistert hatte, die intelligenten Köpfe hielten sich an das Positive.
Die Hauptsache war nun, daß er innerlich wieder zur Ruhe kam, er mußte sich alle Aufregungen fernhalten bis nach den Wahlen.
Als er vor seinem Hause ankam, lag es schon in tiefer Ruhe. Er ging in sein Zimmer und sah flüchtig die Post durch. Nichts von Bedeutung. Dann hielt er die Abendzeitung überlegend in der Hand. Sollte er noch lesen? Nein,

er wollte seine Nerven ganz ausschalten, er wvllte schlafen. Die Abendzeitungen enthielten selten etwas Wichtiges.
Er schob sie zusammen und ging in sein Zimmer.
Marga hörte seinen Tritt auf der Treppe. „Ob er es gelesen hat?" dachte sie bang. „Wenn nicht, sage ich es ihm gleich morden früh."
Als sie morgens zum Frühstück kam, hörte sie, daß der Vater verreist sei. „Sicher weiß er es", dachte sie. „Gestern nach der Versammlung war sicher die Rede davon, die ganze Stadt wußte es schon."
Und sie sah auf den Stoß von Gratulationsbriefen und Karten, die schon eingelaufen waren. „Wie pünktlich die Menschen sind —" dachte sie und las gedankenlos die stereotype Formel der Glückwünsche.
Dann las sie einen langen Brief von Lina Markwein — er war herzlich und freundschaftlich. „Wer hätte das gedacht! Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich Dir schon vorgestern gratuliert! Aber ich sah Euch erst, als Ihr schon vorüberwaret."
Marga lächelte bitter und riß den Brief mitten durch. „Die kleinen Seelen — jetzt sind sie auf meiner Seite, jetzt habe ich erreicht, was ich gewollt, und nun — nun ekle ich mich vor ihnen."
Sie las die Briefe nicht weiter, es war ihr ganz gleichgültig, ob ihr die Leute „herzlich" oder „aufrichtig" gratulierten.
Die Mutter streckte die Hand aus. „Ich darf sie doch lesen, Marga? Es macht mir soviel Spaß!"
Marga schob ihr den Stoß hin, ihre Miene war unbewegt. Sie sehnte sich nach Immo.
„Ob je der Augenblick kommt, daß ich mir alles von der Seele reden kann, ihm beichten. — Er wird mich doch verstehen, er hat mich lieb."
Sein Diener brachte ihr einen großen Strauß Parmaveilchen, sie drückte ihr Gesicht tief in die kühle Fülle.
Frau Torbeck lächelte befriedigt. „Er ist doch sehr aufmerksam", sagte sie anerkennend. „Weißt du, Kind, ich finde es ja nicht sehr schick, eine Verlobung in der Zeitung zu veröffentlichen, aber es war in diesem Falle das einzig Richtige, nun ist Vater überrumpelt." Sie lächelte ein wenig schadenfroh. „Er wird sich jedenfalls wundern, wenn er wiederkommt!"
»Ich hoffe, er weiß es schon", sagte Marga rasch.
„Das kann auch sein," antwortete die Mutter, „jedenfalls ist sein Zorn nicht allzu groß, sonst hätte er heute früh etwas geäußert. Ich habe ihn gesprochen, bevor er gefahren ist."
Marga atmete auf. Vielleicht hatte der Vater sich wirklich abgefunden. —
Sie nahm die Zeitungen vor, und sie fand in jeder die Besprechung ihrer Verlobung, alle hatten das sensationelle Ereignis aufgegriffen: Das Regierungsblatt besprach es wie eine Hofnachricht, andere urteilten kühl, erstaunt alle.

Durch alle Zeilen klang: „Ietzt, gerade jetzt. Wie merkwürdig, wie interessant. Das mußte doch Aufsehen erregen, Folgen haben —"
Marga spürte das wohl, und der Zweifel packte sie: „Habe ich voreilig gehandelt? Hätte ich warten sollen?"
Sie ging zu der Schwester. „Was meinst du, Io?"
Io sah sie unsicher an.
„Ich habe das Gefühl, als ob es Vater sehr schaden wird in seinen Plänen, warum hätte er sich sonst so sehr dagegen gewehrt? Du mußt das auf dich nehmen. Du hast geglaubt, das Rechte zu tun, das muß dir genug sein."
„Ia", sagte Marga trotzig. „Es war das Rechte. Mein Schwiegervater hatte den Eindruck, daß er gutwillig nie nachgeben würde. Vielleicht weist er mich aus dem Hause —" Ihre Stimme bebte.
Io nahm sie in den Arm und küßte sie. „Du weißt jetzt doch, wo deine Heimat ist, Marga. Das muß dir alles leicht machen."
Marga kämpfte mit den Tränen.
„Ia," sagte sie, „darin bin ich wie Vater, alles opferte ich dafür."
Und Io dachte still: „Sie hat ihn wirklich lieb, gottlob!" —
Abends war der Ball im Hause Schwanstedts.
Der Präsident und Frau Torbeck hatten gemeinsam überlegt, daß es nun, nach Veröffentlichung der Verlobung unvermeidlich sei, daß die Damen an dem Feste teilnahmen. Es war ihm ein peinlicher Gedanke, in Abwesenheit des Vaters und sozusagen über seinen Kopf weg die Verlobung offiziell zu feiern, umsomehr, als er sich wunderte, daß Torbeck sich in keiner Weise zu diesem Schritt geäußert hatte. Vielleicht nahm er die Sache wirklich ruhiger.
Die Ballvorbereitungen zogen auch ihn in ihren Kreis, und es blieb ihm gar keine Zeit, alle Gedanken zu Ende zu denken. Zu Frau Torbeck sagte er nur: „Marga hat durch ihren energischen Entschluß bewiesen, daß sie ihres Vaters rechte Tochter ist. Es war vielleicht übereilt, vielleicht war es das Richtigste, jedenfalls erspart es uns allen eine qualvolle Zeit der Ungewißheit und des Kampfes. Ihr Gatte hätte doch nicht nachgegeben. Es ist das beste, wir nehmen heute abend die Gratulationen entgegen, und dann gehen Sie, gnädige Frau, mit den jungen Mädchen ein wenig auf Reisen. Vielleicht nehmen Sie sogar Maria mit? Immo kann dann später nachkommen."
Frau Torbeck stellte sich bedingungslos unter seinen Schut z und ließ sich von ihm leiten. Sie war in innerster Seele davon durchdrungen, daß alles, was er tat, tadellos, unbedingt richtig sei. Mit der Reise war sie nicht recht einverstanden, sie freute sich so sehr auf den Schwall von Gratulationsbesuchen, auf die Feste, die man dem jungen Brautpaar zu Ehren geben konnte, auf die neuen Toiletten und ein wenig auf den Neid der „andern". Aber sie widersprach dem Präsidenten nicht. Er mochte recht haben, bis man wiederkam, war alles Gerede verstummt und man sonnte sich im reinsten Glück. Bis dahin hatte

sich ihr Mann wohl auch beruhigt. Väter machen ja manchmal Schwierigkeiten bei Verlobungen, das war also nichts Besonderes.

Sie machte die Honneurs bei dem Balle, Fräulein Meringer in ihrem Schwarzseidenen trat bereitwilligst ein wenig in den Hintergrund.

Frau Torbeck strahlte diskret, als sie die Glückwünsche der Gäste entgegennahm; sie war auf dem Höhepunkt ihres Lebens angekommen, und sie vermißte es keinen Augenblick, daß ihr Mann nicht an ihrer Seite war.

Marga stand mit Immo etwas abseits, sie nahmen gleichmütig all die freudigen, überraschten, salbungsvollen Reden hin. Sie lächelten für jeden dasselbe gleichmütige Lächeln, drückten gleichmäßig kühl all die behandschuhten Hände. Marga dachte: „Wo ist der Triumph, den ich auskosten wollte? Ich bin so gleichgültig, daß ich nicht einmal hochmütig sein kann. Es ist doch ganz egal, was diese Menschen denken, ob sie sich ärgern, freuen oder neidisch sind. Ich habe nur einen Wunsch: Könnte ich mit Immo weit fort von hier sein!"

Immo sah ihr gequältes Gesicht. „Mut, Lieb, das ist auch bald überstanden!"

Sie lächelte ihm mit den Augen zu und hörte geduldig auf die Beteuerungen des Hauptmanns von Schäven, daß er noch nie in seinem Leben so überrascht gewesen sei —

Da trat Lina Markwein auf sie zu, ein schelmisches Lächeln auf dem grauen Gesicht, beide Hände streckte sie ihr entgegen. „Ich habe es dir ja schon geschrieben, Marga, wie ich mich freue. Aber es war doch schlecht von dir, deiner besten Freundin nichts zu verraten!"

Marga lächelte sehr hochmütig.

„Wirklich, Herr von Schwanstedt, das war nicht recht von Ihrer Braut, das müssen Sie selbst sagen."

„Ich wußte gar nicht, daß Sie mit meiner Braut so nah befreundet sind", sagte Immo nachlässig. Er wußte nicht, warum ihm dies nichtssagende Gesicht so unsympathisch war.

„O, wir kennen uns schon von der Schule, wir haben jetzt noch ein Kränzchen zusammen. Übrigens, Marga, du bist mir doch nicht böse, daß ich dich letzthin zu spät erkannte?"

Das kalte Gesicht Margas beunruhigte sie sehr. „Es war doch selbstverständlich nicht Absicht."

Da sah Marga sie gerade an. „Nicht? Es sah aber so aus." Ihr Ton war ganz gleichgültig.

„O Marga!" Die Tränen schossen ihr in die blassen Augen. „Wie du nur so etwas denken kannst."

Marga beobachtete sie aufmerksam. „Die Tränen sehen fast echt aus", dachte sie. „Wie meisterhaft die Menschen heucheln können. Und um dieser

Leute willen habe ich Immo so bitter unrecht getan. Konnte ich nur schon gutmachen."
Aus einem heißen Impuls heraus faßte sie seine Hand und drückte sie verstohlen, er sah ihr glücklich in die Augen.
Lina Markwein dachte: „Sie will mich ärgern, sie will mir zeigen, wie glücklich sie ist. Mich täuscht sie nicht. Sie hätte sicher lieber den kleinen Iessen genommen, aber durch diese glänzende Heirat will sie das Gerede mundtot machen! Ich durchschaue das schon. Aber schade ist es doch, daß ich nun nicht auf der Wasserburg verkehren werde. Sie wird mich fallen lassen, und ich hatte mich so gefreut auf den Landverkehr, sicher geben sie Gartenfeste und Picknicks, wenn in der Stadt nichts mehr los ist."
Der Abend war ihr gründlich verdorben.
Wenige nur fragten nach Doktor Torbeck, man vermied es, ihn zu erwähnen.
„Er ist in Geschäften nach Berlin, es tat ihm leid, dieses Fest nicht mitmachen zu können!" sagte Frau Torbeck, ohne mit einer Wimper zu zucken. Und man glaubte ihr.
Das Fest verlief sehr heiter. Marias frohes Lachen und Ios freundliche Gleichmäßigkeit halfen über kleine Mißstimmungen hinweg. Marga blieb unberührt. Sie war der Mittelpunkt, sie wurde gefeiert, und alle huldigten ihr, aber sie stand kalt zwischen all den lachenden, tanzenden Menschen. Sie hatte das Gefühl, als sei das Band, das sie mit diesem Kreise verbunden, zerrissen, und sie hatte gar nicht den Wunsch, es wieder anzuknüpfen.
Sie stand mit Immo in einer hohen Fensternische und sah nachdenklich auf das bunte Getriebe des Festes. Sie empfand seine Nähe als das einzig Beglückende, und sie atmete leise und glücklich. Dann begegnete sie seinem ernstzärtlichen Blick. „Immo, heute fühle ich zum ersten Male, wie leicht ich all dies entbehren kann! Ich freue mich auf die Stille der Wasserburg, überhaupt — ich habe das Gefühl, als müßte ich dankbar sein, daß ich die letzten schweren Tage erleben durfte. Sie haben mich erst zum Menschen gemacht, und —", sie stockte und errötete.
Er stand dicht neben ihr und sah sie flehend an. „Und —? Marga!"
Sie war verwirrt. Sie wagte nicht zu sagen: „Und nun weiß ich erst, daß ich dich lieb habe." Das Mißtrauen war noch nicht erstickt. Er sehnte sich vielleicht nicht nach ihrer Liebe. — Er schien ja so zufrieden mit der ruhigen Harmonie ihrer Verlobung.
Die Mutter legte ihr die Hand auf den Arm. „Marga, du bist von einer auffallenden Unliebenswürdigkeit, du blamierst dich und deinen Verlobten durch dein verändertes Betragen!"
Da nahm Marga sich gewaltsam zusammen, die gute gesellschaftliche Zucht der Mutter bewährte sich wieder. Sie tanzte ununterbrochen und plauderte vergnügt, aber ihre Augen suchten immer wieder verstohlen Immos ruhiges

Gesicht. „Sie ist auf dem Wege zu mir", dachte er glücklich. „Daß sie sich von diesen Menschen löst, ist der erste Schritt."

Das Torbecksche Auto war das letzte Gefährt, das durch das breite guß-eiserne Portal des Regierungsgebäudes fuhr. Die Damen saßen schweigend in den Kissen, sie waren alle abgespannt und erschöpft. Die ungewohnte Nerven» anspannung der letzten Tage machte sich geltend.

Nur Frau Torbeck hatte noch das Bedürfnis zu sprechen.

„Nein, wie hat mir Frau Bellmann leid getan! Die Tränen sind ihr über das Gesicht gelaufen, als wir miteinander sprachen. Ich werde morgen gleich zu ihr gehen, damit sie sieht, daß ich nicht nachtrage. — Wißt ihr auch, daß der Präsident möchte, daß wir verreisen. Wir sollen Maria mitnehmen, und Immo soll nachkommen. Ich bin damit einverstanden, besonders, weil Vater Zeit hat, sich zu beruhigen."

Nun erst kam ihnen der Gedanke an den Vater wieder und mit verdoppelter Wucht. „Hoffentlich weiß er schon alles!" sagte Marga erregt.

„Morgen kommt er wieder", sagte die Mutter. „Aber du brauchst dich nicht zu ängstigen, es bleibt ihm ja nichts anderes übrig, als sich zu fügen."

Marga dachte an seine eiserne Stirn und an die leidenschaftlichen, leuchtenden Augen.

„Er fügt sich nicht", dachte sie angstvoll. „Wie habe ich nur einen Augenblick hoffen können —"

Auch Io fühlte eine erstickende Angst. Sie faßte Margas Hand und drückte sie, und der Händedruck sagte ihr: „Meine Gedanken sind alle bei dir."

Ein unruhiger, fiebriger Schlaf quälte Marga in der Nacht. In ihre angstvollen Träume mischten sich die weichen Walzermelodien, und in ihre erregten Gedanken drangen die Rhythmen der Quadrillen. Ihre Gedanken waren so wirr und matt, nur zuweilen stand einer klar auf: „Was wird Vater tun?" Dann legte es sich ihr wie eine wuchtige Last auf die Brust. Sie lauschte, ob sie nicht durch die Nacht das Surren des Autos hörte, das den Heimkehrenden vom Bahnhof brachte, aber es blieb still in der Villenstraße.

Gegen Morgen schlief sie ein, und jäh erschreckte sie der Hupenruf dicht vor ihrem Fenster. Sie sprang taumelnd aus dem Bett und spähte in den Vorgarten hinab. Sie sah, wie der Vater ausstieg und mit schweren müden Schritten ins Haus ging. Sein Gesicht hatte sie nicht gesehen, er hatte den Kragen des Ulsters hochgeklappt und die Reisemütze tief über die Stirn gezogen.

Margas Herz klopfte betäubend. Irgend etwas in seinen Bewegungen zeigte ihr, er weiß alles. Sie hielt sich mühsam aufrecht. Sie legte sich nicht wieder zur Ruhe, sondern zog sich rasch an.

„Ich muß den Mut haben, ihm gleich zu begegnen!" dachte sie entschlossen.

Io erwachte und besann sich einen Augenblick. „Ist Vater zurück?" fragte

Pe leise. Marga nickte. Da stand auch Io auf, und die Schwestern gingen gemeinsam hinab.
Im Eßzimmer saß die Mutter bereits am Frühstückstisch und strich mit ihren schönen, gleichmäßigen Bewegungen die Brötchen für den Gatten. Die Mädchen setzten sich schweigend. Frau Torbeck fragte nur obenhin: „Gut bekommen?"
Sie nickten gedankenlos. Alle drei horchten sie mit Anspannung aller Sinne auf den wuchtigen Schritt, der so ungewöhnlich schwer und unelastisch nebenan über den Teppich ging. Unaufhörlich. So, als sei er schon stundenlang so gleichmäßig und unaufhaltsam gegangen.
Sie horchten und es schien etwas Fremdes, Drohendes aus dem Schritt zu dröhnen, etwas Schicksalsschweres lag in diesem rastlosen Schreiten. Sie waren alle blaß und warteten.
Ganz jäh stockte der Schritt, sie erschraken tief.
Dann öffnete Torbeck hart die Türe und trat ein. Und in diesem Eintreten war etwas Gewaltsames, Lähmendes, so daß keine der Damen ihn begrüßte. Sie warteten atemlos.
Torbecks Gesicht war aschgrau und verwüstet. Er sah alt und fahl aus und hatte tiefe zuckende Linien um seinen Mund. Der war höhnisch verzerrt, und in den Augen war ein böses Funkeln. Seine Stimme war heiser und fremd:
„Ich will es euch aus Gnade und Barmherzigkeit schenken, meine Meinung über euere Handlungsweise zu hören. Sie war feige und gemein. Ich habe nur eine Antwort für euch: ‚Ich schneide das Tischtuch entzwei zwischen euch und mir für alle Zeiten.'"
Er stand noch einen Augenblick unbeweglich und sah sie an, eine nach der andern, und er dachte: „Es kostet mich keinen Kampf sie aufzugeben. Sie sind mir nichts." Dann wandte er sich und ging.
Marga stand taumelnd auf. „Ich bin es gewesen, ich ganz allein."
Da machte er eine verächtliche Gebärde mit den Schultern. Die Türe fiel hart ins Schloß.
„Was heißt das", fragte Frau Torbeck verständnislos. Marga schwieg trotzig, über Ios Wangen liefen langsam Tränen.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Günstigere Anzeichen.

Die französischen Kammerwahlen haben ein Ergebnis gezeitigt, das allen Freunden einer friedlichen Verständigung zwischen den beiden Mächtegruppen, welche das Gleichgewicht Europas aufrechterhalten, nur willkommen sein kann. Der linke Flügel der Kammer, der für ein besseres Verhältnis zu Deutschland eintritt, hat eine solche Stärkung erfahren, daß die Kriegspartei kleinlaut geworden ist. Deutsche Opern können jetzt in Paris unter Leitung von Richard Strauß unbehelligt aufgeführt werden, und der französische Philosoph Emile Boutrour kann um dieselbe Zeit etwa im ^.uüitorium Maximum der Berliner Universität in französischer Sprache eine Vorlesung über die Beziehungen des französischen zum deutschen Geistesleben abhalten, ohne die nationalen Empfindlichkeiten hüben wie drüben irgendwie zu verletzen. Richard Strauß dirigiert in der großen Oper zu Paris die Uraufführung seiner jüngsten musikalischen Schöpfung, ^out I»«ri8 gibt sich ein Stelldichein; das diplomatische Korps mit Einschluß des russischen Botschafters Iswolsky nimmt an dieser Uraufführung des führenden deutschen Komponisten teil, ohne Protest des Boulevards. Die Elite Frankreichs jubelt Richard Strauß zu, und die französische Regierung ernennt ihn am gleichen Tage zum Offizier der Ehrenlegion.

Gewiß sind diese „günstigeren Anzeichen" einer Annäherung zwischen den beiden großen Kulturnationen nicht zu überschätzen. Die InterNationalität von Kunst und Wissenschaft gehört gleichsam zum eisernen Bestand unseres westeuropäisch - amerikanischen Kultursystems. Und doch behaupte ich, daß vor einem Iahre etwa zwar Boutrour an der Berliner Universität hätte sprechen, nicht aber Richard Strauß an der großen Oper in Paris hätte dirigieren können, ohne die Politiker des Boulevards gegen sich, aufzustacheln. Die überwältigende

Mehrheit des französischen Volkes will Ruhe und Frieden haben, das ist der offenkundige Sinn der letzten Kammerwahl. Und die gegenwärtige Regierung, die sich auf die Linke stützt, konnte es ruhig wagen, den ersten deutschen Komponisten an der obersten Kunststätte

Frankreichs dirigieren zu lassen, ja ihn mit einer gewissen Geflissentlichkeit zu dekorieren, ohne den Mob der Oamelots äu No? zu fürchten. Denn sie kennt die Stimmung des französischen Volkes, das der Regierung durch die Verschiebung des politischen Schwerpunktes nach links sein Vertrauen ausgedrückt hat. Im Unterbewußtsein des Wahlkampfes lautete nämlich das unausgesprochene Losungswort: für oder gegen die dreijährige Dienstzeit, anders ausgedrückt: für oder gegen eine friedliche Verständigung mit Deutschland. Wer politisch zwischen den Zeilen lesen kann, weiß heute, wie sich das französische Volk entschieden hat.
Ungeachtet aller inneren Krisen, die übrigens heute keiner Nation erspart bleiben, hat Frankreich allen Grund, sich seiner Erfolge zu freuen und auf die unblutige Wiedergewinnung seiner Weltstellung stolz zu sein. Frankreichs Stimme wird heute im Rate der Völker überall gehört und respektiert. Das englische und das dänische Königspaar huldigen der französischen Nation in einer nicht bloß höfischen, sondern herzlichen Form, die kaum zu überbieten ist. Das mächtige Rußland unternimmt keinen Schritt, ohne seinen Verbündeten zu befragen. Alle Balkanländer richten ihren fragenden Blick nach Paris. In der österreichisch-ungarischen Delegation wird mit unendlicher Genugtuung vermerkt, daß dem ehrwürdigen Monarchen, dessen geschwächter Gesundheitszustand die politische Welt mit schwerer Sorge erfüllt hat, von offizieller französischer Seite warme Huldigungsworte entgegengebracht wurden, die auch im Deutschen Reichstage angenehmen Widerhall gefunden haben. Im Deutschen Reiche selbst gibt es keine politische Partei, die sich nicht ausdrücklich und ganz offiziell auf den Boden einer friedlichen Verständigung mit Frankreich stellen möchte. Die professionellen Kriegshetzer sind hier wie dort unverantwortliche Antreiber, die im günstigsten Fall ein paar Winkelblätter, aber keine Partei hinter sich haben. Geachteter also und angesehener als heute Frankreich im Areopag der Völker auftritt, könnte es auch nach einem, selbst für es günstigen Kriege nicht dastehen. Zu welchem Ende also va, bauc>ue spielen, wenn der Einsatz im umgekehrten Verhältnis

zum Siegespreis steht? Gerade die Einsicht in die gegenwärtige politische Größe Frankreichs mag die Wähler davon überzeugt haben, daß nur verzweifelte Hazardeure, die nichts zu verlieren haben, alles auf eine Karte setzen. Frankreich hat heute zu viele Trümpfe in der Hand, als daß es für ein gefährliches Spiel um Sein oder Nichtsein zu haben wäre. Diese Überzeugung hat sich in Frankreich allgemach eingewurzelt, und darin sehe ich die „günstigeren Anzeichen" einer beginnenden glücklicheren Periode für die europäische Politik. Denn verhehlen wir uns nicht: Alles Um und auf in der Politik Europas ist das Verhältnis von Deutschland und Frankreich. Alles andere, selbst das Balkanproblem, ist, daneben gehalten, nur Beiwerk. Gelingt es der Diplomatie im Verbande mit den besten Männern beider Länder eine Herzens-Annäherung zwischen den zwei führenden Kulturstaaten herbeizuführen, dann ist für das Wohl und Heil Europas mehr getan, als alle Kriege es vermöchten. Als ein weiteres Symptom einer solchen Annäherung begrüßen wir daher die am 30. Mai in Basel tagende zweite deutsch-französische Verständigungssitzung, an welcher nicht bloß angesehene Parlamentarier der gesamten deutschen Linken, sondern auch ein halbes Dutzend Zentrumsabgeordneter und zwei Elsässer teilnehmen.

Weniger erfreulich ist das augenblickliche Verhältnis zu Rußland. Graf Berchthold hat freilich in den Delegationen beruhigende Erklärungen bezüglich der freundschaftlichen Beziehungen Österreich-Ungarns zu Ruß-

land abgegeben. Dagegen konnte Staatssekretär von Iagow, der in seiner maßvollen Weise Frankreich und England ehrlich gemeinte Freundlichkeiten sagte, die dort lebhaften Widerhall weckten, nicht umhin, der russischen nationalistischen Presse einen recht ernsten Wink zu geben. Diese ungewohnte Schärfe hat die gesamte europäische Presse lebhaft beschäftigt. Denn als Unterton der Rede von Jagow klang vernehmlich genug heraus, daß zwar die Presse genannt, aber ganz andere Instanzen gemeint waren. Der Prozeß gegen die harmlosen deutschen Luftschiffer in Perm hat allenthalben peinlich berührt. Solche Vorgänge schreien förmlich nach einer schleunigen Kodifizierung eines internationalen Luftrechts. Aber man erinnerte sich bei diesem Anlaß, wie solche Luft-Übergriffe, die bei der Abhängigkeit der Luftfahrzeuge von der Windgeschwindigkeit unvermeidlich sind, zwischen Deutschland und Frankreich wiederholt in weltmännisch-nobler Weise beigelegt worden sind, während Rußlands Verhalten als eine mittelalterliche Attitude angesprochen werden muß. Die Unnatürlichkeit des Bündnisses zwischen einer sozialen Republik und einem liberalen Ministerium in England mit einem autokratisch regierten Staat tritt immer offenkundiger zutage. Marseillaise, Habeaskorpusakte und Knutokratie können vorübergehende Interessengemeinschaften haben, aber niemals zu einem dauernden Bündnis zusammenwachsen. Deshalb müssen alle Bestrebungen, die Entente zu einer Allianz zu verfestigen, scheitern. Der einheitliche Kulturtypus, der die Dreibundmächte so eng miteinander verbindet, fehlt unter den Ententemächten. Ihrer Kultur nach stehen Frankreich und England den Dreibundmächten unendlich viel näher, als dem Slawentum, das einen besonderen Kulturtypus darstellt, dessen Sehnen rückwärts gerichtet ist.

Angesichts dieser Sachlage war es ein frevelhafter Einfall des „demokratischen" Grafen Michael Kiirolyi, seine Freunde zu einem politischen Kanossagang nach Petersburg veranlassen zu wollen. Zum Glück sind ihm Graf Apponyi und Graf AndrKssy, die sich in den Delegationen rückhaltlos auf den Boden des Dreibundes stellten,

rechtzeitig in die Zügel gefallen, so daß Graf Kärolyi sein voreiliges und unbesonnenes Unterfangen vorerst aufgeben mußte. Aber die Gegner des Dreibundes im Lager der ungarischen Unabhängigkeitspartei haben in den Delegationen ihre Karten offen aufgedeckt. Und selbst Graf Albert Apponyi, der seine Dreibundtreue mit Nachdruck betonte, konnte in seiner vielbemerkten Rede sich nickt entbrechen. den wirtschaftlichen Druck hervorzubeben, der in manchen Kreisen der ungarischen Unabhängigkeitspartei zu einer Art von Dreibundsverdrossenheit führte. Die Stimme Apponyis ist um so beachtlicher, als sie aus dem Herzen eines unentwegten Dreibundfreundes dringt, der alles daran gesetzt hat, seine Parteifreunde von dem unglückseligen Gedanken einer Huldigungsfahrt nach Petersburg abzubringen. Auf solche Töne werden wir innerhalb des Dreibundes sorgsam zu lauschen haben, um Unterströmungen wirksam entgegenzuarbeiten, die verhängnisvoll wirken könnten, wenn man sie als yuautits 11631 i^eable behandelte.

In Tat und Wahrheit handelt es sich in Rußland sowohl als auch in der kleinen Fronde gegen den Dreibund um kleine Vorpostengefechte für die neuen Handelsvertragsunterhandlungen. Die Russen sind vorangegangen. Sie fühlen sich stark. Ihre Presse, nach innen geknebelt, genießt schrankenlose Freiheit — nach außen. In Rußland sowohl, als auch in Österreich wird gegen das deutsche Einfuhrscheinsystem Front gemacht. Hier ist das punctum »aliens der augenblicklichen politischen Lage. Nicht

von Frankreich her droht Gefahr, vollends nicht von England, das mit seinem Home-Rule-Problem schwer genug im Inneren zu ringen hat, sondern von Rußland aus, das bessere Bedingungen für den neuen Handelsvertrag herausschlagen will, und von unserem österreichisch - ungarischen Bundesgenossen, dessen Industrie, auf den Absatz im Orient zugeschnitten, infolge der deutschen Konkurrenz in arge Bedrängnis geraten ist.

Eine automatische Verlängerung der Handelsverträge wird weder von Rußland, noch von Österreich-Ungarn zu erreichen sein. In unserer raschlebigen Zeit verschieben sich im Zeitraum von zehn Iahren die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse der einzelnen Länder zuweilen so durchgreifend, daß sie einer starren Schablone trotzen. Eine solche Verschiebung weist beispielsweise für Ungarn der an leitender Stelle dieses Heftes erscheinende Aufsatz des früheren ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Alerander Wekerle auf. Diesen Wandlungen in der Volkswirtschaft muß in den neuen Verhandlungen mit den beiden Nachbarstaaten Rechnung getragen werden.

Die rein politischen Reibungsflächen treten heute in den Hintergrund, die wirtschaftlichen in den Vordergrund. Auch in Meriko handelt es sich mehr um das wirtschaftliche denn um das politische Interesse der Vereinigten Staaten. Gerade darin aber sehe ich die günstigeren Anzeichen der augenblicklichen weltpolitischen Lage. Denn die politischen Gegensätze sind meist auf ein aut-nut, gestellt, die wirtschaftlichen hingegen dulden, ja fordern ein ausgleichendes veI-vel. Leben und leben lassen, nach der volkswirtschaftlich bewährten Marime: äo, ut 6e». Politische Gegensätze sind leider meist erst durch einen Krieg, wirtschaftliche hingegen besser durch einen Vertrag aus der Welt zu schaffen.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozzi

Martin Bub er gibt im Georg Müller Verlag, München 1914*), das National-Epos der Finnen „Kalewala" heraus. Die Anton Schiefnersche deutsche Übertragung ist neu von ihm bearbeitet und hat eine bedeutungsvolle Ergänzung in terterläuternden, weite Aussichten eröffnenden und tiefe Zusammenhänge

gewährenden Anmerkungen und in einem Nachwort erfahren, das den schöpferischen Bildner dieser Einheit des „Kalewala" aus der im Volke von früh her tönenden Vielheit der Gesänge, den genialen Wähler aus der vorhandenen Fülle, Elias Lönnrot, dankerfüllt feiert.
Ein Gleichnis auch drängt sich auf bei diesem Epilog: man ist gewiß, Herrlichkeiten durchwandert zu haben, und nun ist einer da, der so recht erst unser Auge sonnenhaft macht, um die Sonne des „Kalewala" zu begreifen. Und herrlicher wird uns das EpoS zublühen, zuquellen. Ia, Blüte und Quelle ist es. Denn es kommt aus dem Herzen eines Volkes, dessen Herz am Herzen der Natur fähig ist zu jener wechselwirkenden Mitteilung von allen erdnahen und allen himmelssehnsüchtigen Rhythmen. Es ist eine allumfassende Ganzheit; denn von der Kreismitte des Menschenherzens und Menschengeistes spannt es die blühenden Fäden in die Kreisrunde des Kosmos. Allen Dingen ist aus seiner poetischen Macht eine Seele zugeflossen. Seine Poesie ist eine Theodieee. Denn das Leben ist uns mild und lieblich unter den Bäumen des Waldes, bei seinen lachenden Beeren, ist uns schön im Angesicht von Sonne, Mond und Stern; des Lebens Leid ist uns groß und heilig in seiner stillen, einfachen Tatsächlichkeit. Starke versöhnte Ruhe spendet das „Kalewala"; es labt den, welchen nach

») Kakewala. Georg Müller, München.

Frische und Unmittelbarkeit der Empfindungen dürstet.

In vierfüßigen Trochäen kommen die fünfzig „Runen", Lieder, des „Kaie» mala" einher, nicht getragen wie ein stolzer Strom, eher wie ein munterer Fluß. Ganz gemäß ist das dem Sinne des Volkes, das gern die anspruchslose Form wählt, das auch gern schamvoll und keusch unter heiterer Verhüllung die Schwere und das Dunkel seiner Empfindungen birgt. Und dieser plaudernde Fluß nimmt in seinem Lauf oft die blutroten Blüten auf, findet eine Tiefe und auch einmal ein rauschend Gefälle. Soweit ihn die romanhafte Handlung ausmacht, wird er fast unwichtig dem Interesse; aber was an ihm steht und über ihm schwebt als vermenschlichende Beseelung der Dinge, als Vergeistigung der Erscheinungen: das ist es, was tief und unvergeßlich entzückt.

Während sich klein der Kreis der Ereignisse dehnt um die Söhne Kalewalas, d. h. des „Landes Kalewas", und um seine vornehmsten Helden Wäinämöinen und Ilmarinen, füllen sie ihn mit Bedeutung durch die Macht ihres schöpferischen Zaubers. Die eigentliche Seele sind die Zauberrunen im „Kalewala". Im Glauben an die Besiegung des Feindlichen durch Nennung seines „tiefen Ursprungs" und in der Zuversicht zur Magie des gesprochenen Wortes lebt es am stärksten. Und sofern Schöpfung und Sieg des Geistes über den Stoff nur aus einer Volksseele geboren werden kann, welche die Notwendigkeit solcher Selbst« steigerung, also die Not der Kunst erlitten hat, mag dieses Volksepos als Kunstepos bewundernd empfunden werden.

Wenn „Kalewala" wörtlich einmal an den einen der „Merseburg« Zaubersprüche" heidnisch-germanischer Zeit erinnert und an anderer Stelle etwa das germanisch-mythologische Balder-Motiv wiedererkannt wird, so klingen anderenorts auch antike Vorstellungen an; so treibt in der letzten der Runen von weither die landgestaltende Woge eines zarten, erdferneren christlichen Urtraumes zum Ufer.

Die nationale Eigentümlichkeit lieben wir bald wie eine Trautheit, zumal uns fesselnd und ergreifend aus ihr trifft: der Hauch des Ewig-Menschlichen.

Es liegt viel Gnade in unserer Zeit bereit. Für Frederi Mistral und die echteste Echtheit seiner Poesie zeugt unser aufgewühltes Herz, wohl auch unser nasses Auge. Uns ergreift unnennbar Sehnen nach dem, was gut, was lieblich, was ein Lob, eine Tugend ist; ihm wollen wir nachjagen. Zu uns Entzückten steigt es wie der Atem aus frischem Wiesengrund, wie die Duftwoge, die von Rosenhecken kommt, klingt es wie der Klang des Waldrauschens und der sonnentrunkenen Luft. Wir tun alle Mühe und alle Nichtigkeit von uns ab und knien erlöst und den wahren Werten nahe. Iung und hoffend werden wir wieder wie vor dem Lächeln eines Kindes. Alles, die geringste Tat, das geringste Ding wird heilig und das Leben schön und gut.

Wenn kein größerer Heimatdichter war als Frederi Mistral, der das Idiom seines Landes zu Perlschnüren reihte, zu einer Leier Saiten spannte, dessen Singen und Sagen von der heißgeliebten Provence eine Andacht ist, so ist er doch vor allem Dichter des All-Menschlichen. Und als solcher ist er ein Zeitloser, ein Unsterblicher, weil seine hohe Reinheit und lichte Klarheit eins der Wahrzeichen des menschlichen Aufstieges ist, ein Pfeil zum Menschenziel, der vom Bogen des Herzens von Anbeginn schnellte und ewig. Uns Frauen füllt Frederi Mistral die Seele mit brennendem Verlangen; wie seine „Mir^io"*) möchten wir eine Inbrunst haben, wie seine „Nerto"*); wir wünschten uns

») Freden Mistral: Wröio. Nsrto. Goldinseln. Kindheitserinnenmgen. Verlag Cotta Nachfg. Swttgart-^Nerlin.

wohl so gekrönt durch unseren Sohn in seinen „Kindheitserinnerungen", in seinen „Iugenderinnerungen", wie Mistral hier seine Mutter und sein Eltern» haus krönt.

„Goldinseln" bedeuten uns Frederi Mistrals Schöpfungen; wenn er einer Reihe von lyrischen und epischen Gedichten diesen allgemeinen Namen gab, weil die Stunde künstlerischen Schaffens ihm wie ein heiliges, glückvolles Eiland war, so kommt er auf uns, und so bewahren wir ihn wie den feinsten Ausdruck unserer inneren Erhebung im künstlerischen Genuß. August Vertu ch hat die beiden Bände der Cottaschen Ausgabe mit orientierendem Vorwort und mit Erläuterungen versehen; seine deutsche Übersetzung hat sich als ehrfürchtiges Instrument dem provenyalischen Dichtergeiste geliehen; seine Wahl der Versmaße hat die Andacht geleitet vor den tiefsten Absichten des Dichters. Die glückliche deutsche Übertragung des bei Grethlein sc Co. erscheinenden Werkes „Erinnerungen und Erzählungen"*), das ein sinnvoller Einband ziert, ist von E. von Kraatz. Hier in diesen „Erinnerungen" ist es, wo neben Mistral auch andere Namen klingen, die unsere Seele auch zu Goldinseln finden lassen, ihr auch Silberblicke des Lebens schenken: Alphonse Daudet, Lamartine. Wenn Lamartine über Mistrals „Mireille" schreibt: „ Die Sonne weckt doch ganz besondere Tugenden ... ", so erleuchtet er das ganze Schaffen dieses Genius: es war Tugend. Zu tief und froh hat uns diese Kraft der proven^alischen Sonne überzeugt, als daß uns Olga Wohlbrücks Tendenz, die Sonne der Provence brüte alle Instinkte des Menschen aus, nicht doppelt schmerzlich, peinlich berühren und uns nicht doppelt abwehrend finden müßte. Und das umso mehr, als sie das Individuum zerstörende Naturtriebe zeigen will. Statt der Blüte des Menschenbewußtseins, wie die Tugend es ist, reicht sie die Dumpfheit des Triebes und die Häßlichkeit des der Natur entgegenhandelnden. Dazu erleidet der Held nicht zwingend sein Schicksal solcher „Sonnenbrut"*); sie, die wir schon unter dem allgemeinen poetischen Blick-

») Freden Mistral: Erinnerungen und Erzählungen. Verlag Grethlein u. Co. Leipzig—Berlin—Paris.

punkt ablehnten, wird uns nun auch im besonderen nicht psychologische Wahrheit. Daneben vermittelt auch manche Freuden der Roman mit seiner geschickten Komposition, mit seiner Plastik der Gestalten, seiner Lebendigkeit der Handlung, seinen Reizen der Illustrierung Berliner gesellschaftlichen Lebens, seinen Farben und Gluten und Düften der Provence und der Languedoe, seiner idealistischen Beseelung einzelner Gestalten. Wenn der Baum der Erdichtung an manchen Stellen blüht, so tut er es doch nur über morschem Stamm. Aber ein anderer Baum steht da in untadeliger Frische, mit starker, gesunder Herzwurzel; immer wird er grünen: wie mit ihm, so verwächst das Starke, Klare, Gute in mir mit Alfred Knoblochs Roman „Gläserne Wände"**). Verwächst mit dem starken Erdenwillen, mit der lichtreinen Seelenklarheit, mit der gütigen Herzenswärme des Menschen Michael Lesser Eli. Verwächst aber auch mit des Iuden Eli Wesensart, wie sie ihm aus der starken, reinen Quelle seiner Rassenangehörigkeit zufließt, weil diese Wesensart lichtvolle und zähe Energie ist, ein scharfer Sinn für die Schönheit und den Wert aller Realität, ein auf kulturelles Verdienst sich gründender Stolz, ein großzügiges Wohltun, eine innigste Liebe zu Familie und Stamm. Verwächst endlich mit allem äußeren und inneren Erleben, das Lesser Eli

») Olga Wohlbrlick: Sonnenbrut. Eoneordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

»') Alfred Knobloch: Gläserne Wände. Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin.

als Iuden innerhalb germanisch-christlicher Kreise trifft; weil diese Erlebnisse unsere Schätzung des Kämpfers vertiefen, in ihr mitzittern lassen ein Wehes, das Less«r Elis Entschließung fast begreift: „Ich war Deutscher und bin Iude geworden"; das uns hinschmilzt in die Summe menschlichen Erdenwehs. Zum allgemein Menschlichen, wie es der Dichter auch in anderen Gestalten seines Buches mit feinstem Verstehen darstellt, werden wir uns wohl am zwingendsten hingezogen fühlen, wie wir es auch in allem Speziellen gern suchen. Denn alles ist uns das Geistige, das vom Gegenständlichen abstrahiert, ohne es weniger zu lieben, und wir glauben an die Aufhebung aller Rassen- und Nationalunterschiede im Geistigen. Dank dem Dichter, der uns so machtvoll auf dieses Ziel weist. In Lesser Eli schuf er den Typus, den das Genie zur Erdbezwingung verwaltenden Typus, dem gegenüber das Wörtlein „dulden" sich verbergen müßte; er weitete diesen Typus in herrliche Menschlichkeit, die das Wort „lieben" aufküßt, wie die Sonne die Rose. Er läßt Elis Tochter, diese Blüte Israels, dem christlichen Künstler, den sie zur Höhe des Schaffens führt, sich vermählen, und so weckt er uns den Klang der Friedensglocken, weil wir in unserer Zeit s o den Frieden verstehen. Gedankeninhalt und Kunstform erheben den Roman zu einer Erscheinung, die Erleben werden muß. Der dem ästhetischen Moment so gern sich zuwendende Verlag hat auch hier die sinnvolle Zeichnung des Einbandes Else Gericke übertragen.

Dr. Adolph Kohut gibt eine Schrift: „Gekrönte und ungekrönte Iudenfreunde"*). Gern wird das Werk begrüßt, das in der Befolgung seiner Tendenz eine Reihe interessanter kulturgeschichtlicher Bilder bringt und mit ihnen reizvolle Bereicherung. Nur eine Hemmung ist da, sich rein daran zu freuen: daß die einen Brüder des Hauses Welt es nötig haben, sich den anderen Brüdern gegenüber auf Freunde zu berufen, damit sie mit dem Klang und der Bedeutung ihres Namens für sie zeugen.

Iüdischem Leben verwebt Gertrud Epstein im Buch „Im Kampf

') vr Adolph Kohut: Gekrönte und ungekrönte Iudenfreunde. Verlag vr Basch u. Co., Verlin.

um Gott"*) ihre tiefen und auserwählten Probleme. Ihre Poesie findet zu den Bächen des Seins. Ihre Kunst zieht Blumen an den Bächen: Esther, die Zarte, Reizbare, der der Gott ihrer Väter zu dunkel und hart ist und die sich bis zu geistiger Umnachtung nach dem weißen, sanften Gottessohn sehnt, nach dem Bräutigam; Sara, deren Rasseempfinden das Weib-, ja das Mutterempfinden besiegt. In Sara ist der Dichterin die Heroine gelungen, die mit ihrem unausrottbaren Sinn für das Allgemeinere sich uns an die Seite der Spartanerin stellt und an die Seite Cornelias, der Mutter der Graechen.

Im Gegensatz hierzu zeigt sie in einer anderen der drei Erzählungen, die das Buch umschließt, den Schmerz, der sich nicht über die Grenzen des Individuums zu erheben vermag, der es endlich zerstört und als Wahnsinn sich an einem anderen Leben vergeht. Gertrud Epstein fühlt und sagt das Elementare, was seit langem das Außergewöhnliche geworden ist und deshalb vielleicht das, nach dem wir uns um so heißer sehnen. So begreift sie Menschensehnen, so erfüllt sie es, so ist sie Dichterin. (Der Künstlerin gegenüber bleibt nur ein kleiner Wunsch zu äußern: der nach einer etwas größeren Kultivierung des Stils.)

Auch Werner von der Schulenburg schafft seine Werke aus der Dichternot, menschliche Seelentiefen, die sonst Oberflächlichkeit zudeckt und Alltagslärm übertönt, zu erschließen.

*) Gertrud Epstein: Im Kampf um Gott. Herlag Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig.

Deshalb bereichert uns das, was er schreibt, das letzte Innere, das immer das Ethische ist. Hier übt er den stärksten und dauerndsten Eindruck, wenn er Fragen anregt, die — wir nehmen es plötzlich wahr — uns selbst nah am Herzen gelegen haben, wenn er seine Antwort gibt, die uns wohl etwas vom Guten zu sein dünkt. Er hat Offenbarungen bereit, die unser Besitz werden. Gern auch werden wir immer wieder nach dem Schauen verlangen, das uns dieser große Ästhet vermittelt; es ist ein auserwähltes Genießen, mit diesen Augen schöne und liebende Frauen zu sehen oder ein Stück anderer Natur, ein Meer, eine Stadt, Blumen, eine Kirche. Ein Genuß wird uns der künstlerische Eindruck des Aufbaus der Werke bleiben und ihre einzelnen Reichtümer. Da ist „Stechinelli"*), der Lebensroman eines Glücksritters von Venedig, der unter den Herzögen von Hannover die heiß erstrebte Größe, den heiß erstrittenen Reichtum erlangt — mit seinem erdnahen und erdsatten Atem der Renaissanee, mit mancher ihrer Gnade, die für uns kulturelles Erbe wurde, mit der Glut des Katholizismus und der Inbrunst des Protestantismus, mit der Seele des Helden, die die Frauen ewig liebt. Da ist als erster Teil einer Romanreihe „Hamburg": „Don Juan im Frack"*) mit seinen Einblicken in Kontor und Salon von Hamburgs Großkaufherren, in überseeische wirtschaftliche Entwicklungen und ihre so oft katastrophalen Rückwirkungen, mit der Seele des Helden, die anfangs vermeint, eine ästhetische Weltanschauung könnte ihr genügen, die dann ihre aus Tiefe und Grund kommende Ganzheit bei dem auserwählten Weib retten will, und die endlich ihre Ruhe findet, als sie ruht in der Arbeit, im Ethos. Da ist der Romanreihe zweiter Teil „Antiquitäten"*) mit dem gewaltigen Hintergrund von Messinas Untergang und Messinas Trümmern, mit seinen Schlaglichtern auf modernen, von Amerika infizierten deutschen Handelsgeist, auf die Handelsusaneen Italiens mit gefälschten alten Meistern, — mit dem Geist des Helden, der befangen ist in der Sucht nach Geldgewinn und in Beziehung zum überzarten, tausend-

*) Wem« v. 'd. Schulenburg: „Stechinelli". „Don Iuan im Frack". „Antiquitäten". Verlag Carl Meißner, Dresden und Leipzig.

fältigen Problem der Weibeshingabe befangen in brutaler, ahnungsloser Tradition. Werner von der Schulenburg schenkt uns Weltbilder; jedes von ihnen trägt inmitten den Punkt, der auch in unserem Herzen ist und deshalb in der Ganzheit der Welt; so haben wir auch, wenn wir seine Gabe aufnehmen, die Welt in uns.

Wie ein Weltausschnitt und damit die ganze Welt von einem außergewöhnlichen Menschengeist empfangen wird, wie er sie meistert nach seiner Eigenart, um diese Eigenart zu ihrer möglichen Vollendung zu bringen — dieses gewaltige und immer rührende Sehauspiel gibt uns Walter von Molo*) in seinem „Schillerroman".

Eine Tetralogie umschließt ein menschliches Ringen, das es Blut sich kosten ließ wie kaum ein zweites, das keinen roten Herztropfen sparte, um die geistige Leuchte aufzurichten den suchenden Zeitgenossen und Epigonen: „Ums Menschentum", „Im Titanenkampf", „Die Freiheit", „Den Sternen zu". (Des letzten Teiles Erscheinen wird demnächst erwartet.) Walter von Molo reehtfertigt die Kühnheit seiner Idee, in die Beschränkung eines konkreten Lebenskreises Einen zu bannen, den wir vor allem gewohnt sind, abstrakt und zeitlos als Geistesgut aufzufassen: er läßt uns die Freiheit des Blickes über die Dinge hinaus, läßt uns die Freiheit des Hörens über die Worte hinaus. Und so ist sein Werk eine reine Gabe. Nichts

*) Walter von Molo: „Ums Menschentum". „Im Titanenkampf". „Die Freiheit". Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin u. Leipzig.

nimmt es uns von Schills, und gibt uns dazu eine Fülle von menschlich Ergreifendem, das dieser Titane, immer gezerrt, aufgerieben, wund im Kampf mit den Pygmäen der niederen Lebenssorgen, an sich erfährt, eine Fülle von Ergreifendem, bei der uns das Herz groß und schwer wird; gibt uns einen Hauch vom Geist des großen Iahr» hunderts, in dessen großem Sohn er intensiv, vertieft und erhöht lebte mit seinen Ideen von Freiheit, von Güte und von Schönheit. Zeigt uns, wie die Perlen wurden der Dichtungen, was ihnen den echten Schimmer lieh, gibt uns die Züge eines Einzelschicksals, das uns den Übergroßen in schöne menschliche Nähe und Trautheit bringt. „Ums Menschentum" webt in die Zeitspanne von Schillers Geburt bis zur Flucht aus Karl Eugens Machtgebiet Bilder von Vater und Mutter und Elternhaus, von Kriegs- und Friedensnot, von Despotismus, von Kameradschaft um das Motiv von eines außergewöhnlichen Kindes ach so harter Iugend und eines um sein Menschenheil bangenden Genius verzweifeltem Entschluß. „Im Titanenkampf" ist quellend von Hoffnung und Enttäuschung, von Liebe und Leid des Dichters und des Menschen, bebt schmerzhaft von: Riß zwischen der bürgerlichen Tugend des Menschen Schiller und dem Recht des Genies, ist unterwühlt vom Feuer des Ehrgeizes, der von den Augen eines Goethe Anerkennung finden will. „Die Freiheit" erschüttert, wie sie das Gebundensein des Riesengeistes zeigt an gemeine Not und furchtbares Körperleiden, rührt mit der kindlichen Gattin Lotte und dem treuen Freundeskreise; sie läßt das Grollen aus der Tiefe von Frankreich herübertönen, dessen reinigende Tat die besten Deutschen mit Iubel begrüßen, dessen blutiges Werk sie mit Entsetzen ablehnen; sie läßt uns am Ende aus der tiefsten Tiefe frohlocken: denn sie finden sich zu gemeinsamer geistiger Arbeit — Goethe und Schiller. Wir glauben, Walter von Molo habe seine gewaltige Aufgabe gemeistert: Schillers Leben nach der Wahrheit der Poesie nachzuleben. Sollte er aber wirklich einmal nicht ganz die Tiefe erforscht und die Höhe durchmessen haben — denn dieses wäre vielleicht nur dem ganz kongenialen Geiste gegeben — so hat er für uns dennoch

ein auserlesenes Ganzes geleistet mit den leuchtenden Vorzügen seiner Dichter-Künstlerschaft, die da sind: Eigenart der Empfindung, der Gedanken, ihres bildhaften Ausdruckes, dramatisch bewegte Epik, Architektur.

Kunst-Rundschau.

Von vr. Fritz Hoeber.

Der Architektur-Wettbewerb um das Kaiser-Wilhelm-Volkshaus in Lübeck.

Ein hochherziger Träger althanseatischer Gesinnung, der Lübecker Senator E. Possehl, stiftete eine beträchtliche Summe für einen Monumentalbau zum Gedächtnis der deutschen Einheitskämpfe 1813 und 1870: Den zeitgemäßen Typ einer „Volksuniversität," die Bibliothek und Leseräume, Vortragssäle und Gemächer für eine Kunstausstellung in sich vereinigt, soll das neue Kaiser-Wilhelm-Volkshaus darstellen. Als sein Standort ist der große Platz vor dem altberühmten Holstentor, westlich der Innenstadt, gewählt. — Ursprünglich wollte der Stifter, ein begeisterter Verehrer unserer modernen Nutzkunst, die Gestaltung des völlig neuartigen Baugedankens ohne weiters auch einem formal gleichgesinnten Künstler übertragen, nämlich dem Professor Peter Behrens. Durch eine örtliche Mehrheit gedrängt, beschloß man jedoch später die Veranstaltung eines Preis-

ausschreibens, an dem sich u. a. die bedeutendsten deutschen Architekten, wie Theodor Fischer, M. Littmann, Herm. Billing und auch wieder PeterBehrens beteiligten. — Zu aller Erstaunen erhielt aber keiner dieser großen und schöpferischen Persönlichkeiten den Ausführungsauftrag, sondern der Regierungsrat Erich Blunck, ein Lübecker Kind. —
Die Architekturaufgabe ist folgende: Das Volkshaus soll auf den Platz zwischen Holstentor und ehemaligem Bahnhof zu stehen kommen. Das Holstentor erscheint heute, wie so viele alte Baudenkmäler, durch Bodenaufschüttung des übrigen Platzes in die Erde gesunken. Die West-Oststraße kann deshalb nicht mehr durch das Tor, sondern nur um es herum geführt werden, verliert also ihre raumästhetische Bedeutung als beherrschende Längsachse des Platzes. Weiterhin ist der Play durch allerhand Baumgruppen, provisorische Nutzbauten, durch die in natürlicher Ungebundenheit vorbeifließenden Wasserarme der Trave und des Stadtgrabens so architektonisch ungeregelt und ordnungslos, wie immer nur denkbar, gestaltet. — Von dem Gedanken einer strengen architektonischen und stadtbaulichen Einheit gehen die fünf Entwürfe aus, die Peter Behrens zu der Konkurrenz beisteuerte: beherrschende Tiefenachse und kubisch geschlossenen Baukörper zeigen sie sämtlich, am meisten aber der letzte Entwurf, mit Nr. 5 bezeichnet, der alle in den Vorentwürfen noch mehr oder minder losgelösten Seitenflügel in die große Hauptform einbezieht. Man gewinnt am ehesten von dieser endgültigen Fassung eine entsprechende Vorstellung, wenn man an K. F. Schinkels Berliner Altes Museum am Lustgarten denkt.
Der Bau zerfällt in ein Sockel- und ein Obergeschoß, jenes mit weit gestellten, breiten Fenstern, dieses mit eng aneinander gerückten Schlitzen, gleichsam den Trägern des ungebrochen herumlaufenden Kranzgesimses. Dem ganz flachen Dach sitzt eine rechteckige Laterne auf, eine kubische Wiederholung des Gesamtkörpers. Dieselbe proportionale Wiederholung stellt auch die in der Tiefenachse dem Volkshaus vorgesetzte Pfeilervorhalle dar. Die Achse

wird monumental betont durch das hier angenommene Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I., ein bereits durch frühere Stiftung gesichertes Werk von Louis Tuaillon. — Die maßgebende Rechtwinkeligkeit des Baus prägt sich auch in Behrens' Platzgestal - tung aus: ein reines Quadrat, um das sich in scharfem Knick niedrigere Gebäude, durch Flachpfeiler gegliedert, herumlegen. — Dem Außenbau entspricht das Innere, Schnitt wie Grundriß, in seiner großartigen Idealität: in die beherrschende Tiefenachse ist der weite Pfeilerlichthof gelegt mit symmetrischen Monumentaltreppen. Dahinter steigt amphitheatralisch der große Vortragssaal herab. Links sind die Bibliotheks- und Leseräume, rechts die in rhythmischem Wechsel aufeinanderfolgenden Gemächer der Kunstausstellung angenommen. — Das in jeder Beziehung ausgesprochene Gegenteil zu Behrens' klassischer Architektur bildet der preisgekrönte Entwurf von Erich Blunck: seine realistische „malerische" Bauweise gestaltet von innen nach außen, gibt den rohen Zweck als Knnstform aus, versteht es also nicht, praktisch Reales und ästhetisch Ideales synthetisch-schöpferisch zu vereinen. Bluncks Bau ist keine Einheit, sondern eine Dreiheit: Iede einzelne der drei Raumgruppen, Bibliothek, Vortragssaal, Kunstausstellung, ist durch feste, öffnungslose Scheidemauern voneinander getrennt. Drei besondere Eingänge akzentuieren diese Teilung auch nach außenhin. — Dieser Mangel eines eigentlichen Formideals verhäßlicht die Räume als einzelne und

in ihrer relativen Gesamtheit: Wo Behrens einen zentralen, durch alle Geschosse reichenden Lichthof annahm, gibt Blunck in einem Seitenflügel einen gedrückten, tonnenüberwölbten Tunnel, einen künstlerisch gleichgültigen Vor- oder Warteraum zu den beiderseitigen Garderoben. Bluncks Vortragssaal erscheint als ein beliebiger Rechteckraum ohne jegliches, doch ästhetisch wie praktisch so notwendige Bodengefälle, seine Kunstausstellung eine banale Hintereinanderreihung einzelner, ohne künstlerische Überlegung dimensionierter Räume, in der Ober« lichtführung keineswegs genügend und mit vorläufigen Scherwänden als Seitenkabinetten. —

Diese innere Uneinheit des preisgekrönten Bluncksschen Projekts soll nach außen hin ein malerisches Fassadengewand von gotisierendem Stil verdecken*): Der hackenförmige Grundriß besteht aus einem Längstrakt und zwei seitlichen Quertrakten; vor letztere sind große Spitzbogenarkaden gelegt, das eine Mal gar eine augenscheinliche Wiederholung der Florentiner Loggia de' Lanzi mit ihrem kolossalen Bogenmotiv von 11 Metern Höhe, das alles übrige, was sonst noch auf dem Holstentorplatz steht, totdrücken wird. Riesige Dachmassen von ungleicher Höhe, die sich gegenseitig durchdringen und anschneiden, schließen den Kompler nach oben ab. —

Man kann die Abwägung des Urteils von den Gesichtspunkten der Architekturform, des Städtebaus und der Denkmalpflege aus beginnen: Peter Behrens gibt sich streng architektonisch, persönlich modern. Er schafft einen ausgesprochenen Flachbau, der in absichtlichem Gegensatz zu aller Spitzbogenmittelalterlichkeit steht. Blunck sucht durch einen malerischen Gruppenbau zu wirken, er historisiert. Indem er mit vertikal gerichteten Massen arbeitet, sucht er sich auch in der Form an das bereits gegebene Holstentor anzuschließen.

Der Bluncksche Hackengrundriß besitzt in seiner individualisierenden Zersplitterung und Asymmetrie nicht die Kraft in sich, den weiten Platzraum vor dem Holstentor funktionell zu beherrschen. Seine gotischen Formen wirken als unpersönliche Nachahmung*) und bilden zugleich eine höchst fragwürdige

Konkurrenz zu den viel bescheidenern Bogenmotiven des alten Holstentors. Die moderne Denkmalspflege hat, vor allem auf die Initiative von Cornelius Gurlitt und Alfred Lichtwark hin, gelernt, daß man alte Baudenkmäler am klügsten durch modern selbständige Gestaltungen ergänzt, da es ja nur auf die raumästhetische Harmonie, nicht aber auf eine philologische Formengleichheit ankommen kann"). Das lehren uns die alten Denkmäler, gewiß auch die Lübecks, auf Schritt und Tritt. — In der Art würde auch Behrens' neuzeitlich geformtes Volkshaus dem alten Holstentor ein trefflicher Hintergrund sein

*) Bereits im Jahr 1906 hat sich Erich Blunck an einem Wettbewerb um die Bebauung des Holstenwrgeländes beteiligt und den dritte» Preis davongetragen. Sein Entwurf ist in der im Verlag von Ernst Wasmuth erscheinenden Monatsschrift „Der Städtebau." 4. Jahrg. Verlin 1907. S. 30/31 und Taf. 22/23 veröffentlicht: er zeigt bei einer in vielfachen Winkeln einspringenden Grundrißanlage sehr lustige Renaisfcmeeformen im „Vraustüblstil," allerlei Errerchen, Schneckengiebel, wapvenhaltende Löwen auf den Balkons usw.

'> Das tun die Formen des Entwurf» von Theodor Fische« keineswegs: denn obwohl dieser sich in einem persönlichen Renaissaneestil Kalt, tritt hier alle äußer« Formalität als etwas in der Wlkung Untergeordnetes vor seiner genial schöpferischen Raumgestaltung zurück.

"> Es «scheint bezeichnend, daß unter den Lübecker Anhängern des Blunck'schen Projekts der Gedanke erwogen wird, das „baufällige" Holstentor abzubrechen und es aus den allen Steinen auf dem Bodenn«eau des heutigen Platzes neu wiederaufzubauen! als ob es in der Architektur eine „Form an sich," gäbe! —

können: sein glattflächiger Würfel läßt das stark bewegte Fassadenrelief des Holstentors wirkungsvoll hervortreten; sein flacher Gesimsabschluß, in der Höhe der Trauflinie der zwei Holstentürme. läßt deren Spitzkegel vertikal noch höher emporwachsen. — Bluncks Projekt vernichtet dagegen durch seinen allzu bewegten Grundriß, durch die Spißbogenformen seines Aufrisses, durch die überhohen Dachmassen die Wirkung des kleinen Holstentors vollständig. Man kann folgerichtig behaupten, daß die historisierende, scheinbare und äußerliche Ungleichung an die Formen des alten Denkmals, wie sie Blunck versucht, diesem gar nichts nützt, und daß vielmehr Behrens gerade dadurch, daß er sich unumwunden modern gibt, die alte architektonische und stadtbauliche Schönheit des Holstentors konserviert, ja noch steigert*). —

Auch der malerische, durch das einspringende Eck des Blunck'schen Grundrisses verunregelmäßigte Platz kann dem alten Denkmal nur schaden: A. E. Brinckmann") und Walter CurtBehrendtf) haben dargetan, daß stadtbauliche Monumentalität sich stets regelmäßig, ganz symmetrisch gibt und gegeben hat. Auch das Eingangsforum der an den großartigsten historischen Architekturdenkmälern rejichen Hansastildt Lübeck darf sich, aus inhaltlichen wie formalen Gründen, nicht in einer pseudomalerischen Romantik ergehen. Denn welche künstlerische Wirkung gerade auch die architektonisch strengste Form im Stadtbau zu erzielen vermag, beweist wieder dieses alte Lübeck selbst, das als deutsche Kolonialstadt des 12. Iahrhunderts einen genauen Schachbrettgrundriß aufweist*).

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von vi. Erich Schairer.

Deutsche Werkbund-Ausstellung in Cöln 1914.

Zur Psychologie des Werkbunds.

Professor Sombart hat in seinem neuen hochinteressanten Buch „Der Bourgeois" die Seele des modernen Unternehmens unter die Lupe genommen und behauptet, gefunden zu haben, daß bei diesem Menschentyp, der unserer ganzen Zeit den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat, ein Rückfall in die Zustände der Kindesseele vorliege. Die Freude „an Millionen, Rekorden, Sen-

sationen und Herrschaftsräuschen", wie Naumann sich ausdrückt, sei nichts anderes als die kindliche Lust am Großen, am Schnellen, am Neuen und an der Macht über andere.

So richtig in ihrer Einfachheit diese psychologische Erklärung ist: sie bedarf einer Einschränkung und eines Zusatzes. Es ist mißverständlich, die genannten

*) Wenn in ein^». durch die ganze Presse gegangenen Erklärung der fünf dem Preisgericht angehiriaen Architekten behauptet wurde, es wäre garnicbt zu einer Gegen - überstellung der Projekte von Behrens und Blunck gekommen, sondern Behrens' Entwürfe seien bereits viel früher aus der engeren Kontur«n, ausgeschieden, so ist das letiglich ein Beweis für die künstlerisch reaktionär« Gesinnung der fünf Herren. Beweis auch für die alte Erfahrung, daß Künstker über Künstler nicht mit der nötigen Objektivität zu Gericht sitzen können, weshalb denn architektonische Preisgerichte stets am besten eine« se,ts von ästhetisch indifferenten Technikern oder Ingenieuren, andererseits von ästhetisch differenzierenden KunsNistorikern zu bilden wären.

**) Platz und Monument. Berlin 1909. Deutsche Stadtbaukunst de« Vergangenheit. Frankfurt «, M. 1911.

f) Die einheitliche Blackfront als Naum« element im Stadtbau. Berlin 1912.

*) Lübeck entspricht damit den geklärten stadtarchitektonischen Forderungen A, C, Brinckmanns, die in einem bewußten Gegensatz zu dem winkligen, malerischen Stadtbau stehen, dem nock der Romantiker C amillo Sitte das Wo« redet.

Erscheinungen nur als Zustände der kindlichen Seele zu bezeichnen, denn sie sind allgemein menschlich, ohne an das Lebensalter gebunden zu sein; und ihnen stehen gegenüber ebensoviele Tendenzen in entgegengesetzter Richtung, die wiederum bereits beim Kind vorhanden sind, wenn sie vielleicht von seinem, vorwiegend negativ tätigen, erwachsenen Durchschnittserzieher nicht so leicht beobachtet werden, wie jene Züge, die Sombart deshalb für recht kindlich halten möchte. Nämlich die Freude an der materiellen und formalen Qualität (im Gegensatz zum Quantitativen), am Ruhigen und Einfachen,, am Dauernden und Alten und an der organisatorischen Einordnung in ein überragendes Ganzes. Das Lebensideal des Menschen kann gesunderweise weder in der Ausschließlichkeit der einen noch dieser andern Seite seiner triebmäßigen Veranlagung liegen. Das Glück und die Harmonie des Daseins beruhen auf dem Gleichgewichtszustand der beiden polaren Ertreme. Für ihn sorgt beim Kinde der weise väterliche Erzieher, beim Erwachsenen die ebenso weise Erziehung des Kampfes ums Dasein im weitesten (auch innerlichen) Sinne.

Zwischen beiden Lebensabschnitten aber pflegt bei den meisten Menschen die sogenannte Flegeljahrperiode zu liegen, wo überschüssiges Kraftgefühl zu einer vorübergehenden Gleichgewichtsstörung in der Richtung auf das Vorwiegen der von Sombart als spezifisch kindlich bezeichneten unsozialen und unsoliden Instinkte führen kann.

In der deutschen Wirtschaftsent-Wickelung stehen wir am Ende einer solchen Flegeljahrzeit. Dieses Ende kommt immer mit naturgemäßer Sicherheit ganz von selber, wenn es auch besorgte Gemüter oft nicht glauben wollen. Die Freude an der Massenerscheinung, an der gesteigerten Geschwindigkeit, am Sensationellen und an der im Kapitalbesitz verborgenen Macht über die Menschen beginnt infolge einer gewissen Übersättigung sich in normale Grenzen zurückzudämmen. Dafür treten andere Ideale wieder in den Vordergrund: Das soziale Ideal der Gemeinsamkeit und Ordnung und die Sehnsucht nach Qualitätsgütern, nach geruhigem innerlichen Leben, nach künstlerischer Durchgeistigung und Veredelung des gesamten Daseins, wie sie

im „Deutschcn Werkbund" ver-
körpert ist.

Es ist genau der gleiche Fall, wie wenn ein wüster Bruder Studio in seinen Kandidatensemestern in sich geht und die Rückkehr zu mehr bürgerlichen Lebensformen antritt. Er braucht deshalb noch kein Philister zu werden; aber er wird nur auf diese Weise seine innere Harmonie wieder gewinnen.

Und so wird unsere kulturelle Eristenz nur auf dem Weg der Umkehr zur Qualitätsgesinnung genährt werden können. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät dazu. Hoffentlich ist die deutsche Produktion und Konsumtion noch nicht so „verbummelt", daß es nicht mehr reicht.

Die Deutsche Wcrkbund-Ausstellung in Cöln am Rhein, vom Mai bis Oktober dieses Iahres, wird über diese Frage vorläufig das entscheidende Wort sprechen.

Unverlangte Manuskripte senden »» nicht zurück, wenn ihnen nicht Muckpolt« beiliegt.
h«au»««»« UN» »llxft«»»!,««!»: Vl»1, Ils. Lud«»« L!«!x n! V«ll!n ^ lo, Llltz»«»f«r z». ,I»l-I», «NU lwlflll! ^. »3N8). — V«<ntt»<iltllch« Ved»«l«ul: Dr. Sylolu» Vru<l! !n Vl»I<w. — 2n Ruhlllüd flll dl«««daktt«,
««luntwllrlllch : Dr. »dl!»« P»lly, St. P«t«l»l>ulg, «lllanplah 1. — Nlltln>N«ltr«ui>z flll U»n<lr« : »rllllch« ». K. Hofbuchhandlung st. V»»»L), »ud»P«I! V, v»l»«»Vl-utc>» 2. — Ml dn> I»I«l«n««ll o«l»n»»»l»llch: H«l»llch »llttmann l» N«»lau HI. — V»rlli» und Dl«» d« Schl-Nch» »uchdlxM««» ». «, Sch»tll»«»d«l, «.««., Vl«»l«» III.